IM NEUEN REICH: WOCHENSCHRIFT FÜR DAS LEBEN DES DEUTSCHEN VOLKES IN...

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Lang.

Neunter Jahrgang, 1879.

Erster Band.

(Januar bis Juni.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1879.

Inhaltsverzeichniß.

Politik.

Deutsches Reich.

Nachbarn und Fremdlande.

Geschichte und Biographie.

Literatur und Kunst.

Länder- und Völkerkunde.

Verschiedenes.

Literarische Kritiken.

Notizen.

Zum Jahreswechsel.

Ein Glückwunsch dem Kaiser — das soll im neuen Jahre das erste Wort dieser Blätter sein. Im Scheideblick auf das abgelaufene wird allen guten Deutschen der Dank aufs neue lebendig, daß ein Ungeheures, wodurch das glorreichste Blatt unserer Geschichte für immer besudelt worden wäre, wunderbar und gnädig abgewandt worden ist. Auch auf das Arge und Entsetzliche dürfen wir heute erleichterten Gemüthes zurückblicken. Die Heimkehr des Kaisers, im Vollbesitz seiner Kräfte, nachdem die Verwundung des Leibes und des Herzens geheilt, hat einen versöhnenden Schlußaccord dem Jahre verliehen, das reich und überreich an erschütternden Ereignissen gewesen ist. Den vollen Segen unseres nationalen Königthums empfanden wir, als der zwiefache Griff nach dem Leben des Kaisers wie ein Nationalunglück betäubenden Schrecken in unserem Volke wirkte; wir empfanden ihn, als in schwerer Stunde der Sohn aus den Händen des Vaters die Zügel der Regierung empfing, die er zugleich kräftig und zurückhaltend, Vertrauen fordernd und empfangend, während der Zeit führte, da der Vater fern von Geschäften die Heilung suchte. Und wir empfanden diesen Segen aufs Neue, als der Kaiser die Geschäfte wiederum in die Hand nahm, unverbitterten Gemüths, im ungebrochenen Glauben an die Treue seines Volkes, das in tausend Zeichen seine Anhänglichkeit und Verehrung ihm kundthat. Die bittere Erfahrung hat dazu dienen müssen, daß dieses Band nur fester geknüpft ist. Und nun bleibt der Wunsch, daß die Erinnerung des Erlebten eine bleibende und heilsame Wirkung üben, und daß dem schwergeprüften Fürsten selbst noch vergönnt sein möge, die Früchte solcher Gesinnung mehr und mehr sich ausbreiten zu sehen, in der Befestigung guter Sitte und in erhöhter Thätigkeit zum Besten des Ganzen.

Uns Deutschen wird dieses Jahr fest in die Seele geprägt sein, das auch sonst dauernde Spuren in der Geschichte zurückläßt. Seit der Aufrichtung unseres Reiches ist es weitaus das einschneidendste und inhaltvollste. Gleich die ersten Wochen brachten nach einander den Tod Victor Emanuels und den des anderen römischen Monarchen, Pius des Neunten. Auch Italien

hat die Wohlthat eines nationalen Königshauses erfahren dürfen. Dem glücklichen Begründer des Reiches ist sein bis dahin fast unbekannter Sohn gefolgt, ohne Erschütterung hat sich dieser Uebergang vollzogen, mit kraftvoller Sicherheit und mit der vom Vater ererbten Loyalität hat König Humbert unter schwierigen Verhältnissen den Thron eingenommen und eine fast unerwartete, steigende Popularität gewonnen. Auch der Umstand, daß eben die demokratische Partei am Ruder war, hat für den Augenblick gegnerischen Wirkungen vorgebeugt und ist, so wie die Dinge lagen, der Krone zu gute gekommen. In Cairoli fand der König einen Minister, der durch seinen unbefleckten Namen allein eine werthvolle Bürgschaft war. Erst als auch dort ein wahnsinniger Anschlag auf das Leben des Königs erfolgte, entstand zwischen den Theorien des Cabinets und den Erfordernissen der Lage ein Conflikt, den patriotische Gesinnung des Parlaments vielleicht hätte beschwören können, der aber bei der hoffnungslosen Zerfahrenheit der Kammerparteien zu einer politischen Krisis führte. Für den berechnenden Ehrgeiz der Führer war der Dolchstoß des Passanante ein willkommener Anlaß, abermals die Personen der Regierung zu wechseln. Dieser unwürdige Zank der Parteihäupter, der nur durch die Gewohnheiten des hellenischen Constitutionalismus überboten wird, läßt kaum mehr die Hoffnung, daß ihm die Ueberlegenheit irgend einer politischen Autorität ein Ende bereiten werde: es bleibt nur übrig abzuwarten, bis das Erscheinen der Priesterpartei auf der Bühne des öffentlichen Lebens das ganze überlebte Parteiwesen über den Haufen werfen und den Boden für ein gesundes Verhältniß der politischen Gewalten ebnen wird. Dann endlich wird es sich um Grundsätze handeln, nicht um Personen; der Kampf wird um wirkliche Güter geführt werden, anstatt um Stellen und Aemter.

Dieser Eintritt in den Kampf scheint in der That von dem Nachfolger Pio Nonos beabsichtigt zu sein. Allein seine Schritte sind bis jetzt nach allen Seiten überaus behutsam. Noch immer prüft und tastet er, anstatt seinen Willen geltend zu machen. Daß seine Wahl im Sinne einer Umkehr aus den unglücklichen Geleisen seines Vorgängers zu verstehen ist, darüber wird nirgends mehr ein Zweifel sein. Allein die Absicht des klugen und persönlich dem Frieden geneigten Leo scheint die zu sein, das festgefahrene Schifflein Petri nicht mit einem kühnen Ruck wieder in leidliches Fahrwasser zu bringen, vielmehr nach umständlicher und umsichtiger Sondirung des Bodens ganz allmählich sich aus einer als verderblich erkannten Lage zu befreien. Bald nach Leos XIII. Amtsantritt haben auf seine Anregung Verhandlungen zur Beendigung des deutschen Kirchenstreites begonnen, aber sie sind auch heute noch, nach mehr als halbjähriger Dauer, ohne sichtliches Ergebniß. Wir Deutsche verbergen nicht, daß uns jede Aussicht auf ein Ende des

Streites willkommen ist: hoffnungslos von Seite Roms braucht er unnütze Kräfte auf, er erhält die Unruhe der Geister und läßt in weiten Kreisen des Volkes den Glauben an die Festigkeit unserer Einrichtungen nicht Wurzel fassen, er ist lästig ohne gefährlich zu sein. Aber wir sehen dem Ausgang zugleich gelassen und mit Ruhe entgegen. Die wahre Heilung wird auch hier nicht durch irgend welche Punctation erfolgen, sondern durch die Ernüchterung und Selbstbesinnung des katholischen Volkes. Diese muß allerdings ein officieller Friedensschluß erheblich erleichtern, allein doch sind schon jetzt Anzeichen der Besserung, zumal im katholischen Süden, zu bemerken. Man beginnt der zwecklosen Aufhetzung müde zu werden. Im Vertrauen auf die Gesinnung des Papstes wagt sich auch im Clerus, im Episcopat beherzter eine gemäßigte, friedliebende Denkart hervor, die ihrerseits wieder dazu beitragen wird, den Papst in seinen Vorsätzen zu bestärken. Daß die wirklichen oder erheuchelten Besorgnisse vor einem „Gang nach Canossa" gänzlich überflüssig gewesen sind, hat, wie der Brief des Kronprinzen an Leo XIII., so die Rede des Ministers Falk im Abgeordnetenhause mit einer Deutlichkeit gezeigt, welche die Zweifler beschämt hat. Auch diese Rede des preußischen Cultusministers ist ein hocherfreulicher Ton in dem Accord, den das scheidende Jahr in das neuangehende hinüberklingen läßt.

Von Rom abgesehen, haben die auswärtigen Dinge unser Reich nur in so weit beschäftigt, als es nachdrücklich die Rolle des Friedensstifters durchgeführt hat. Zum Dank dafür wurde unsere Reichshauptstadt zum Sitz des europäischen Congresses ausersehen, dessen Compromißarbeit die Ergebnisse des russisch-türkischen Krieges feststellte und den nahe gerückten Zusammenstoß zwischen England und Rußland verhinderte. Unser Reichskanzler hat sich bei dem Friedenswerk blos die bescheidene Rolle des „ehrlichen Maklers" zugeschrieben. Die Geschichte wird anderer Meinung sein und den Berliner Frieden als den ersten Beweis davon verzeichnen, daß der Bestand des deutschen Reichs eine europäische Nothwendigkeit und ein Gewinn für sämmtliche Glieder der europäischen Gemeinschaft ist. Die Stärkung Deutschlands hat sich, wie schon Leibnitz in trübster Zeit weissagte, als „eines der nützlichsten Vorhaben" erwiesen, „so jemals zum allgemeinen Besten der Christenheit im Werk gewesen". Als der ruhende Punct des Gleichgewichts, als ein natürlicher Schutzdamm gegen Störungen der Willkür und des Ehrgeizes, so hat sich das Reich bewährt und uns Deutschen allen die Freude daran erhöht. Auf den Tafeln der Geschichte wird der Berliner Friede das vornehmste Begebniß des Jahres 1878 sein. Im Verlauf des langwierigen Umgestaltungsprocesses der östlichen Welt, den man die orientalische Frage nennt, bildet dieser Friede nicht eine endgültige Lösung, aber einen der bemerkenswerthesten Zwischenhalte; er giebt zugleich eine gewisse Gewähr, daß auch der

Rest des Processes in einer Reihe ähnlicher Compromisse allmählich der Lösung wird entgegengeführt werden. Zwei wichtige Thatsachen sind durch diesen Frieden besiegelt worden: die eine, daß die Zukunft der Osmanen von Europa preisgegeben ist; die andere, daß die russische Macht an einem weiteren Vordringen auf europäischem Boden verhindert ist. Mehr und mehr ist im Verlauf des letzten Krieges der Grundsatz in das öffentliche Recht eingedrungen, daß die christlichen Völker berufen sind, selbst wieder von dem Boden Besitz zu nehmen, den vor vierhundert Jahren mit Feuer und Schwert die Türken erobert, doch seit dieser Zeit nur der Gesittung vorzuenthalten verstanden haben. Nur daß der Zustand dieser in langer Knechtschaft verwilderten Völker erst eine allmähliche Erziehung zu ihrer Aufgabe erforderlich macht. Alle Friedensschlüsse in unserem Jahrhundert zeigen sich der rückblickenden Betrachtung als Schritte zu diesem Ziel. Vorsorglich in der gleichen Richtung ist auch der Berliner Congreß vorgegangen, indem er, Oesterreich-Ungarns Machtsphäre erweiternd, die Serben und die Rumänen gänzlich frei machte, für die Bulgaren einen schwerlich haltbaren Schwebezustand festsetzte, der allein schon den Anreiz zu weiterer Entwickelung enthält, die Griechen für diesmal zur Geduld verwies. Diesen Völkerschaften zu der Fähigkeit ernsthafter Selbstregierung behülflich zu sein, stellt sich als die Hauptaufgabe einer weisen Diplomatie dar. Davon in erster Linie hängt es ab, ob auch die nachfolgenden unvermeidlichen Krisen einen für den Frieden Europas gleich erwünschten Ausgang nehmen werden. England hat indessen, die hoffnungslose Aufgabe, zum Ritter der Integrität des Osmanenreichs zu werden, abwerfend, vielmehr das Theil erwählt, durch die Besitznahme tauglicher Pfänder sich die Wege nach Indien zu sichern. Es hat damit die Aussicht des unmittelbaren Zusammentreffens mit der russischen Macht in Vorderasien eben so näher gerückt, wie dies zur Zeit in Mittelasien geschieht, wo unaufhaltsam der Raum der zwischenliegenden Gebiete kleiner und kleiner wird. Ist die unvermeidliche Katastrophe, wie die Meisten meinen, damit beschleunigt? Ist Hoffnung, daß die unmittelbare Berührung der Unersättlichen vielmehr die Grundlage einer dauernden Verständigung schaffen werde?

Die erste Hälfte des Jahres gehörte den Türken, die zweite der Socialdemokratie. Eben in der Zeit, da der Deutsche gehobenen Sinnes der Weltstellung des neuen Reiches froh wurde und den Erfolg der nachdrücklichen Friedenspolitik rühmte, rief uns, wie zur Dämpfung stolzer Ueberhebung gesandt, eine Reihe ergreifender Vorfälle zu demüthiger Selbsteinkehr. Das erste Attentat, der Untergang des „Großen Kurfürst", der zweite Mordversuch mit ernsthafter Gefährdung des Lebens des Kaisers, das folgte sich Schlag auf Schlag, ein Eindruck den anderen übertäubend. Eine schreckenvolle, dunkle

Zeit, niederdrückend durch das, was geschehen war, und fast mehr noch durch die Sorge um die kommende Stunde. Doch für den Ausbruch der tief erregten Gefühle, der schmerzlichen und der dankbar frohen, blieb wenig Raum. Unmittelbar aus der stürmischen Bewegung des Augenblicks sah sich das Volk zur politischen Arbeit gerufen. Und wie mit einem Schlage war die Scene verändert. Die dumpfe Rathlosigkeit ging über in verworrene Anklagen. Die noch eben nachdrücklich wiederholten Gelöbnisse, daß wider die heraufziehende Gefahr der Barbarei nunmehr das Bürgerthum, daß alle staatserhaltenden Kräfte eng sich zusammenschaaren müssen, litten schmählich Schiffbruch und gingen unter in einem wilden Wahlgedränge, in welchem wir heftig sich bekämpfen sahen, was durch die Natur der Dinge auf einander angewiesen war, und Bündnisse für heute geschlossen wurden unter solchen, die morgen wieder auseinander gingen. Unserer politischen Erziehung hat dieser Wahlkampf ein übles Zeugniß ausgestellt, und er bleibt eine der unrühmlichsten Erinnerungen des letzten Jahres. Auch im Reichstag selbst hat sich die Wirkung dieser widersinnigen Kampfstellungen noch fortgesetzt, doch sind eben durch ihn die Dinge wieder in das richtige Geleise gestellt worden. Der Lauf der öffentlichen Debatte und das Gewicht der Entscheidung hat mit zwingender Gewalt das Zusammengehörige wieder zu einander gebracht, Freund und Feind in klar geschiedenen Lagern einander gegenüber gestellt. Diese Erfahrung war keine neue, sie hat sich schon öfters wiederholt, dennoch ist sie diesmal um so schweren Preis errungen worden, sie hat sich zugleich so einleuchtend aufgedrängt, daß man hoffen darf, sie werde nicht vergeblich sein auch für die Zukunft. Die Regierung hat, seitdem die Verhandlungen über den Eintritt nationalliberaler Führer gescheitert sind, eine merklich conservativere Schattirung erhalten, dennoch ist auch ihr wieder zum Bewußtsein gebracht worden, daß sie für positive Arbeit die Unterstützung der bisher ausschlaggebenden großen Mittelpartei nicht entbehren kann. Hat diese Einsicht beiderseits sich befestigt, so ist die inhaltvolle Sitzung des Reichstags auch neben ihrem nächsten Zweck von bleibendem Gewinn gewesen.

Daß das Gesetz, welches durch die Herausforderungen der Socialdemokratie nothwendig wurde, seine Absicht erreichen wird, läßt sich heute zuversichtlich voraussehen. Es kann Verbrechen nicht verhüten, aber es verhindert, daß verbrecherische Gesinnung unter dem Schirm des Gesetzes verherrlicht, großgezogen, den Massen eingepflanzt wird. Es wehrt dem üppigen Wachsthum unheilvoller Saat, es hindert, daß der Umsturz auf den Straßen gelehrt und vaterlandslose Denkart in öffentlichen Pflanzschulen, die den Schutz des Staates genießen, der Jugend eingeimpft werde. So zu handeln ist unser gutes Recht, und am wenigsten kann uns der höhnische Hinweis auf die gepriesene Freiheit anderer Reiche beirren. Handeln müssen wir, wie die

Pflicht der Selbsterhaltung gebietet. Ein Staatswesen, das erst wenige Jahre zählt, das erkämpft werden mußte unter Gegnerschaften, die heute noch nicht hoffnungslos geworden sind, hat andere Pflichten als Reiche, deren fester unbestrittener Bestand nach Jahrhunderten zählt. Und auch jene Staaten würden, was ihnen gleich bedrohlich wäre, mit gleicher Strenge ausstoßen; schwerlich mit derselben peinlichen Gewissenhaftigkeit, die bei uns den Act der Gesetzgebung verclausulirte.

Den Ernst und die Noth der Zeit zu leugnen, wäre so kurzsichtig als frevelhaft. In wie weit der Staat berufen und im Stande ist, mit seinen Mitteln einzugreifen, ist eine Frage, die sich schwerlich aus der Theorie beantworten läßt. Wie dem sei, er geht den starken Anforderungen an seine Allmacht, wie sie in Zeiten der Noth immer wiederkehren, nicht gleichgültig aus dem Wege, die Fragen des Wirthschaftsgebietes werden im neuen Jahre im Vordergrunde stehen. Die langandauernde Stockung des Erwerbslebens hat den Zweifel angeregt, ob die Wirthschaftspolitik des Reichs auf gesunden und gerechten Grundlagen beruhe. Die befreiende Gesetzgebung, mit welcher der norddeutsche Bund begonnen hat und die das Reich fortgesetzt hat, die Handelspolitik, wie sie in der Tradition des preußischen Staats und des Zollvereins begründet ist, sind zum Ziele starker Sturmläufe geworden und mit diesen Sorgen kreuzt und vermischt sich eine andere, diejenige nämlich, für das Reich genügende Quellen der Einnahmen zu finden, die ihm eine selbständige finanzielle Basis verschaffen sollen. Das Alles ist heute noch im Stadium der Wünsche und Beschwerden, des Problems und der Enquête. Von den weit angelegten Untersuchungen aber, die zur Zeit auf dem Wirthschafts- und Finanzgebiet im Gange sind, wünschen wir vor Allem, daß sie beitragen mögen, wirthschaftliche Einsicht zu verbreiten und dem Aberglauben an alleinseligmachende Doctrinen zu steuern. Die nüchterne Erkenntniß dessen, was möglich und erreichbar ist, wird auch helfen sich in das Unvermeidliche zu schicken. Die Hoffnung ist wohlbegründet, daß die Politik, durch welche Preußen groß geworden ist und der Zollverein einem mächtigeren Gebilde den Weg bereitet hat, siegreich wider die lärmenden Anfechtungen sich behaupten werde. Sie ist eine Politik des Compromisses gewesen, und eine solche wird, den Widerstreit der Bedürfnisse vermittelnd und egoistische Forderungen abschneidend, von selbst auch in Zukunft einem Gemeinwesen sich aufdrängen, in welchem die verschiedensten Interessengebiete zu einer lebendigen Einheit zusammenzuwachsen bestimmt sind. Von allen Seiten lenkt so die Betrachtung zum ceterum censeo zurück: daß ohne den hingebenden und selbstverleugnenden Sinn für die Zwecke des Ganzen nichts gedeihliches erreicht werden kann. Mit jedem Jahre, das wir im neuen Reiche zurücklegen, scheint sich die Arbeit und die Sorge zu mehren. Doch nur der Kurzsichtige

kann darüber jammern, daß die Wendung unserer Geschicke, anstatt ein bequemer End- und Ruhepunct zu sein, vielmehr ein neuer Anfang geworden ist, schwer wie aller Anfang. Noch sind wir erst am Bau der Fundamente. Unsere Generation hat beglückt die Früchte geschnitten, zu denen frühere Geschlechter die Saat ausstreuten. Aber auch unsere Zeit hat Saat auszustreuen für Früchte, die erst von späteren Geschlechtern werden gepflückt werden. Die Vorahnung einer glücklicheren Zukunft möge die Arbeit für die Anliegen des Augenblicks kräftigen und stählen, reinigen und erheben. Solche Gesinnung ist wahre Liebe zum Vaterland, sie in ihrem Theil zu pflegen, haben bisher diese Blätter als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet, sie soll es auch fortan bleiben. Wilhelm Lang.

Oesterreichische Orientpolitik.

Sollten einmal die Reden und Verhandlungen in den Delegationen über die bosnische Occupation gesammelt herausgegeben werden, so würde es an einem passenden Motto nicht fehlen. Liest man dieselben, dann summt alsbald auch das Couplet aus der alten Raymundschen Zauberposse in den Ohren: „Da streiten sich die Leut' herum, am End' weiß keiner nichts." Ein so grobes Gewirre von Meinungen, eine solche Fülle von Widersprüchen in den Anschauungen und, was das schlimmste ist, eine solche Unklarheit der Ziele und Wünsche ist auf politischem Gebiete seit Menschengedenken kaum vorgekommen. Scharf und herb verdammen die Volksvertreter die Occupation Bosniens, aber mit rauschendem Jubel begrüßt das Volk allerorten die heimkehrenden Truppen; als die Rückkehr zu den alten glorreichen Traditionen Oesterreichs wird die Besetzung türkischen Landes gepriesen. Es fehlt nicht viel, daß man in dem General Phillipovich einen zweiten Prinz Eugen erblickte. Aber eben so zahlreiche Stimmen werden laut, welche in der Occupation den ersten Schritt zur Zerstörung des alten Oesterreich entdecken und die Tinte ist kaum trocken geworden, mit welcher die derbsten Angriffe auf die Heerleitung geschrieben worden. Den raschen Wechsel des Urtheiles über die Leistungen der Truppen kann man am ehesten begreifen. Als im Sommer das dreizehnte Armeecorps in „eminent friedlicher Mission", wie sich jüngst General Phillipovich äußerte, in Bosnien einrückte, hier unerwartet auf den heftigsten Widerstand stieß und einzelne Schlappen erlitt, da regte sich natürlich der Pessimismus, welchen die Erfahrungen der letzten Kriegsjahre groß gezogen hatten und weissagte die Wiederkehr des alten, wie es schien nun einmal unvermeidlichen Unglücks im Felde. Zum Glück ging

die Weissagung nicht in Erfüllung. Mit großer Energie wurden die Fehler des Generalstabes rechtzeitig verbessert, und Dank der zähen Tapferkeit der Soldaten der Feldzug ruhmreich geschlossen. Die Volksstimmung änderte sich mit einem Schlage. Und wenn vielleicht da und dort der Siegesjubel zu laut auftritt, wer gönnte nicht dem Volke die Freude, daß sich endlich einmal zur Tapferkeit auch der Erfolg gesellt hat. Das politische Urtheil über die Occupation ist dadurch nicht in andere Bahnen gelenkt worden. Nach wie vor bleiben zahlreiche und wichtige Kreise bei der Meinung, daß die Besetzung Bosniens und vollends der Erwerb türkischen Landes die österreichischen Interessen namenlos schädige. Angehörige anderer Staaten können sich nur schwer in diese Unempfänglichkeit für die sonst so verlockende Siegerpolitik hineindenken. Nichts wäre anderwärts natürlicher, als daß man die Früchte des Sieges nicht auf dem Boden liegen läßt, sondern einheimst, selbst dann, wenn der Kampf anfangs auf Widerwillen gestoßen war. Nun ist es allerdings ehrenwerth, daß die Leidenschaft zu erobern den Rechtssinn nicht untergräbt. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Andrassy beruft sich nicht allein auf das europäische Mandat, welches Oesterreich die Occupation der angrenzenden türkischen Provinzen übertrug, sondern auch auf die Pflicht der Selbsterhaltung. Dalmatien, so erklärte er laut und feierlich, kann ohne das Hinterland nicht auf die Dauer bei Oesterreich erhalten bleiben; es ist für dieses letztere eine Lebensfrage, daß sich nicht an der Grenze Oesterreichs ein neuer südslavischer Staat bilde, welchem alsbald mehrere österreichische Provinzen zuneigen würden. Dieses Geständniß, schwer genug mag es dem Minister geworden sein, mußte doch alle Bedenken zurückschlagen. Wenn die erwartete Wirkung ausblieb, so darf der Grund nicht in dem verbohrten Eigensinn der Individuen, der sich selbst den klarsten Wahrheiten verschließt, gesucht werden. Der Dualismus der österreichischen Verfassung hat sich als Nothwendigkeit, aber gleichzeitig auch als Nothbehelf herausgestellt. Nachdem die Centralisation ein so schmachvolles Fiasco gemacht, die Pläne für eine Föderativverfassung sich unfruchtbar erwiesen, mußte man auf die alten Verfassungstraditionen, welche die ungarische Krone von den übrigen Erbländern trennten, zurückkommen. Der Dualismus ist im Wesentlichen nur ein Rückgang auf die Zustände, welche vor 1848 herrschten. Nur das parlamentarische Mäntelchen wurde neu hinzugefügt. Damit beschwichtigte man bis zu einem gewissen Grade die innere Unzufriedenheit, nahm aber auch die alte Schwäche des Staates nach außen in den Kauf. Ein großer, kräftiger Staatssinn gedeiht in einem dualistischen Reiche nicht. Die politischen Interessen sind in demselben entschieden enger begrenzt. Was diesseits der Leitha vorgeht, kümmert die Bewohner jenseits des kleinen Flusses nur so weit, als man aufpaßt, daß nicht etwa der eigene Vortheil geschädigt werde. Gar leicht gestaltet

sich das Verhältniß wie zwischen zwei feindlichen Brüdern. Sie gehören zusammen, ärgern sich aber ununterbrochen, daß sie als zusammengehörig angesehen werden. Die Verhandlungen über den Ausgleich im letzten Jahre haben dieses Bild nur zu oft vor die Phantasie gebracht. Die Occupation Bosniens wird darnach beurtheilt, ob sie den Interessen Ungarns oder den Interessen Deutschösterreichs gemäß ist, einen allgemeineren Standpunct nehmen die wenigsten Politiker ein. Nun trifft es sich aber schlimm, daß der Hauptgrund für die Occupation, der dauernde Schutz für Dalmatien, weder diesseits noch jenseits der Leitha eine besondere Bedeutung besitzt. Dalmatien nahm seit jeher eine Ausnahmestellung ein und wurde als ein rein äußerer Anhang an den großen Staatskörper behandelt. Als langer, schmaler Zipfel, wie es sich geographisch zeigt, so tritt es auch, nur locker dem Verfassungskleide angeheftet, in der österreichischen politischen Welt auf. Das Wohl Dalmatiens wiegt nicht schwer in der öffentlichen Meinung. Erst wenn man die militärische Bedeutung des Landes und die Pflichten der Großmachtstellung erwägt, hört die Gleichgültigkeit auf. Erwärmt aber für große Opfer wird man auch durch solche Erwägungen in einem dualistischen Reiche nimmer. So bleibt nur das andere Motiv übrig, das die Occupation Bosniens und der Herzegowina rechtfertigen soll: die politische Nothwendigkeit, bei dem Auflösungsprocesse der Türkei thätig einzugreifen, die Bildung südslavischer Staaten oder wohl gar russischer Vasallstaaten zu verhindern. Daß dieses Motiv tiefem Mißtrauen begegnet, ist leider nur zu sehr begreiflich. Die orientalische Politik Oesterreichs war seit Menschenaltern ein ununterbrochener Fehler. Die Kunst zwischen zwei Stühle sich zu setzen, haben alle österreichischen Minister seit Metternich in der orientalischen Frage mit Virtuosität geübt. Zu Recriminationen fehlt Zeit und Raum. Das aber muß mit allem Nachdrucke behauptet werden, daß auch der Occupation Bosniens der Makel der Zweideutigkeit anklebt. Zweideutig war dieselbe gegenüber der Türkei. Weil die Pforte nicht über die ausreichenden Streitkräfte verfügte, hier Ruhe zu schaffen, übernahm Oesterreich freundschaftlich die Vertretung. Gleichzeitig ließ es aber merken, daß es Lust habe, diese Vertretung in Ewigkeit dauern zu lassen. Wer konnte denken, daß die dummen Türken an dieser Zweideutigkeit Anstoß nehmen und die „eminent friedliche Mission" als einen Versuch, durch die Hinterthüre das Land zu erobern, auffassen werden? Als freundschaftliche Helfer rückten die Oesterreicher nach Bosnien, als Feinde der Pforte stehen sie fortan im Lande. Zweideutig erscheint aber die Occupation Bosniens auch Rußland gegenüber. Sie ist gegen die russische Uebermacht auf der Balkanhalbinsel gemünzt, und doch nur eine Nachahmung russischer Politik und in Bezug auf Erfolg von dem Wohlwollen Rußlands durchaus abhängig. Nur so lange Rußland zustimmt, kann Oesterreich ohne den höch-

sten Einsatz seiner Kraft, ohne Kriegsgefahr sich in Bosnien behaupten. In der Wirkung, welche die Occupation auf die russische Presse übt, und in der Auffassung, welche die Russenfreunde in Oesterreich hegen, spricht sich diese Zweideutigkeit offenkundig aus. Die russische Presse hält sich in ihrer Kritik an das nächstliegende. Sie sieht in dem europäischen Mandat ein Veto gegen das einseitige Vorgehen Rußlands, in dem Einmarsche der Oesterreicher ein Gegengewicht gegen die russische Truppenanhäufung in der Bulgarei. Und sie hat darin gewiß nicht Unrecht. Die Orientpolitik Oesterreichs ist nicht durch die Freundschaft für Rußland dictirt. Die Russenfreunde in Oesterreich lassen sich aber durch den Schein des feindlichen Gegensatzes gegen Rußland nicht anfechten. Dieselben Männer, welche im Krimkrieg jeden Russensieg mit Singen und Trinken feierten und damals nicht wenig dazu beitrugen, daß das Wiener Cabinet auf halbem Wege stehen blieb, Rußland vor den Kopf stieß und die Westmächte empfindlich beleidigte, stehen auch jetzt wieder in erster Reihe der Jubelnden und tragen für die Occupation Bosniens die lauteste Sympathie zur Schau. Schließlich, meinen sie, werde dieselbe doch zum Triumphe Rußlands ausschlagen. Sie weisen auf die allerdings überaus schwierige Lage Oesterreichs in Bosnien hin. Die muhamedanische Bevölkerung ist mit Waffengewalt niedergeworfen worden, aber keineswegs der neuen Herrschaft zugethan. Sie beharrt so weit als möglich in passivem Widerstande. Jeder Versuch Oesterreichs, sie zu versöhnen, ruft den Groll und Zorn der Christen auf, die sich als die allein berechtigten Erben des Landes ansehen und wenn sie auch friedlich gesinnt wären, durch die zurückgekehrten Emigranten fortwährend aufgehetzt werden. Wollte Oesterreich sich auf die Christen des griechischen Bekenntnisses stützen und deren Ansprüchen nachgeben, so würde es sich mit der steigenden Macht derselben bald kraftlos sehen, die nationale und kirchliche Agitation in Schranken zu halten. Diese findet so lange Nahrung, als nicht das Schicksal der Bulgarei und insbesondere Ostrumeliens endgültig und unwiderruflich festgestellt ist. Auf dem Boden Ostrumeliens dürfte überhaupt die Entscheidung über die Zukunft Bosniens liegen, hier das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland die Probe bestehen. Rußlands Orientpolitik hat nichts erreicht, wenn es seine Gewalt nicht mittelbar oder unmittelbar bis an die See ausdehnt und sich den freien Weg nach dem Mittelmeere abseits von Constantinopel versperrt sieht. Auf der anderen Seite ist Salonichi in den Händen einer starken, unter Umständen feindlichen Macht für den Bestand der österreichischen Herrschaft in Bosnien verhängnißvoll. Das Land wird militärisch und wirthschaftlich dadurch unterbunden. Günstiger würde sich Oesterreichs Lage gestalten, wenn es einen dominirenden Einfluß auf Serbien und Montenegro wahren könnte. Es hat aber, indem es sich zwischen beide Staaten schob, den kühnsten Aspirationen

derselben einen Riegel vorgeschoben, ihren ziemlich sicheren Gewinn gestrichen. Mag sein, daß die gegenwärtig herrschenden Fürsten sich auf einen guten Fuß mit Oesterreich stellen. Aber da und dort giebt es starke Parteien, welche Oesterreich niemals die empfindliche Störung großserbischer Ziele verzeihen werden und namentlich in Serbien liegen bekanntlich die Dinge so, daß es jederzeit in Rußlands Belieben liegt, seine Wünsche hier durchzusetzen. Fügt sich der Fürst nicht, so ist ein williger Ersatzmann leicht gefunden. Dazu kommt, daß es Oesterreich bis jetzt jämmerlich schlecht verstanden hat, in den angrenzenden Ländern Freunde zu erwerben und einen einflußreichen Anhang sich zu verschaffen. Immerhin kann Oesterreich jetzt nicht mehr aus Bosnien heraus. Auch wenn es die militärische Ehre erlaubte, würde es dadurch lange mit Liebe gepflegte Pläne aufgeben. Man irrt sehr, wenn man meint, erst auf dem Berliner Congresse sei der Beschluß, Bosnien zu occupiren, gereift. Die Absicht bestand schon seit Jahren. Nachdem der Ausgang des deutsch-französischen Krieges die Unmöglichkeit, auf deutschem Gebiete fernerhin eine hervorragende Rolle zu spielen, erkennen ließ, warf man, anfangs vielleicht seufzend, später aber für den scheinbar leichten Ersatz sich erwärmend, begehrliche Blicke auf Bosnien und die Herzegowina. Seitdem hat die Absicht, diese Länder zu gewinnen, die orientalische Politik Oesterreichs bei jedem Schritte gelenkt. Daß Oesterreich sich bei dem Einmarsche so völlig unvorbereitet zeigte und von den Ereignissen überraschen ließ, steht mit dieser notorischen Thatsache nicht in Widerspruch. Der österreichische Generalstab hat seit jeher der Politik schlecht in die Hände gearbeitet (nicht immer durch eigene Schuld) und in Wien ruhen die politischen Entscheidungen bekanntlich in mehreren Händen. Stehen bleiben muß Oesterreich in Bosnien, aber um keinen Preis, wenn es auf guten Rath hören will, eile es weiter vorwärts. Möge es mit der militärischen Verwaltung und der bloßen Occupation so lange als möglich sich begnügen. Einen Augenblick hieß es, daß kroatischen Beamten die politische Wiedergeburt des Landes anvertraut werden soll. Hoffentlich erinnert man sich noch rechtzeitig an den unsäglichen Schaden, welchen die wälschtiroler Beamten in der Lombardei angerichtet. Ganz dieselbe Stellung würden die Kroaten in Bosnien einnehmen: unzuverlässig nach unten und oben, theils mit den nationalen Tendenzen der Südslaven kokettirend, theils als Renegaten den Haß und die Unbotmäßigkeit der Bevölkerung steigernd. Was Bosnien an Civilisation und Administration braucht, werden intelligente, tüchtige Officiere, an denen durchaus kein Mangel ist, ihm bieten. Vollends lasse man den Gedanken an eine Annexion vorläufig fallen. Diese würde die Verfassungskrisis sofort zum Ausbruche bringen. Soll Bosnien von Dalmatien getrennt bleiben? Dann wäre ja die Zusammengehörigkeit beider Länder eine Lüge. Und wenn man die occupirten Länder mit Dal-

matien vereinigt, sollen sie zu Deutschösterreich oder zu Ungarn geschlagen werden? Weder im Wiener noch im Pester Reichstage ist für bosnische Abgeordnete Platz. In Wien wären sie einfach lächerlich, in Pest würden sie mit den nichtmagyarischen Vertretern im Verein den ohnehin nur mühsam aufrecht erhaltenen Verfassungsbau untergraben. Als selbständige Gruppe vollends gedacht sprengten sie den Dualismus. Daß alles in der Schwebe bleibe, nichts definitives gestaltet werde, erscheint für die Erhaltung des Friedens als die erste Bedingung. Denn wenn auch alles zweifelhaft und unklar ist, eins steht fest: an dem nächsten orientalischen Kriege nimmt Oesterreich thätig Theil. Nichts würde ihn aber so sehr beschleunigen, als der Versuch Oesterreichs, jetzt schon in den Kreis der orientalischen Staaten endgültig einzutreten.

Anton Springer.

Miltons Verlorenes Paradies.

In Alfred Sterns Milton und seine Zeit*) besitzt jetzt die deutsche Literatur ein Werk, das dem großen Gegenstande nach allen Richtungen hin gerecht wird. Mit gediegenem Wissen und weitem, sicherem Blicke in der Forschung, klar und geschmackvoll in der Darstellung versteht der Verfasser die großen Aufgaben zugleich des Geschichtsschreibers, des Biographen und des Aesthetikers zu lösen. Wenn dem Leser des ersten Theils mitunter leise Bedenken aufstiegen, ob der Hintergrund der mächtig und tief bewegten Zeitgeschichte nicht allzu breit entfaltet worden, als daß ein Einzelleben darüber zu voller Anschauung gelangen könnte, ob andererseits nicht die minutiöse Untersuchung, das Nachspüren auf allen möglichen Beiwegen nicht nur in den Anmerkungen, sondern auch im Text sich mehr als wünschenswerth bemerkbar macht, mit einem Wort, wenn es diesem ersten Stück hier und da vielleicht an Maß gebricht, so zeigt Stern in dem zweiten, wie er selber inzwischen an seinem Stoff herangereift, ihm unmittelbar angewachsen ist. Mit Vergnügen liest man ohne Stocken die Abschnitte, welche die gewaltige Zeit von der Abschaffung des Königthums bis zum Tode des Dichters entwickeln. Da sind die Materien meisterhaft gegliedert, da finden wir in rundem Urtheil wie in fließender und treffender Sprache den maßvoll besten Ausdruck. Der zweite Theil ist wie in einem Guß voll und sicher gelungen. Er läßt den Leser am wenigsten bedauern, daß sich der Verfasser von einer auch noch so unbestimmten Abhängigkeit von dem seit 1859 erscheinenden, in fünf starken

*) Erster Theil, 2 Bände (348. 499) 1877. Zweiter Theil, 2 Bände (303. 217) 1879.

Bänden noch lange nicht vollendeten Werke des Schotten David Masson*) völlig gelöst hat. Dieses Werk drohte in der That von Anfang an zu einem Repertorium, zu einer Encyklopädie über das gesammte Zeitalter Miltons auszuwachsen und ist bisher seiner Anlage nur treu geblieben, indem es sowohl die Mitgliederverzeichnisse von Parlamenten und Synoden wie die Auszüge aus Kirchenbüchern und ähnliche statistische Quellen unverkürzt aufnimmt. Stern dagegen hat es verstanden, den Ergebnissen vieler Einzelforschungen, denen er mit Vorliebe nachgegangen, wie z. B. Miltons Beziehungen zu gelehrten und feinsinnigen Deutschen wie Samuel Hartlib und dem Bremer Heinrich Oldenburg oder dem Verkehr der puritanischen Gewalten mit den protestantischen Eidgenossen die Stelle anzuweisen, die ihnen neben der großen Erscheinung in der Mitte des Bildes gebührt. Ich wüßte nicht, daß seinem kritischen Blicke irgend etwas Wesentliches entgangen wäre, während er doch stets die fortschreitende Erzählung in große lebensvolle Gruppen zusammenzufassen weiß.

Diese Kunst kommt denn ohne Frage ganz besonders der Geschichte des gewaltigen Poems zu Gute, durch welches Miltons Name selbst im Vergleich zu den kleineren, menschlich oft viel anziehenderen Dichtungen und zu den polemischen Schriften, mit denen er für die Freiheit gestritten und gelitten, doch eigentlich unsterblich geworden ist. An der Hand seines trefflichen Biographen wird man sich immer gern wieder der Zeit und den Umständen zuwenden, unter welchen das Verlorene Paradies sowie die letzten Schöpfungen des Dichters überhaupt entstanden sind. Diese Werke als Epos und Drama ertragen wahrlich nicht durchweg die Sonde, den Prüfstein ästhetischer Kritik, sondern regen Bedenken und Einwürfe an, die in Sterns Arbeit keineswegs zu kurz kommen. Aber die Heldenseele des Dichters hat ihnen ihr eigenstes Leben so mächtig eingehaucht, daß sie die herrlichsten Ergüsse sind und bleiben, welche der ungeheueren Tragödie des puritanischen Freiheitskampfes entsprungen sind. Nur einige kurze Blicke mögen hier daran erinnern.

Seit Milton einst in jüngeren Jahren nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise gelobt hatte, sein Volk mit einer Heldendichtung zu beschenken, waren mehr als zwanzig Jahre vergangen, eben derjenige Zeitraum, in welchem das ganze nationale Dasein in seinen Grundfesten erschüttert und umgewandelt wurde. Noch aber bezeugt der kostbare Collectaneenband, gegenwärtig das Eigenthum des Dreifaltigkeitscollegiums in Cambridge, die eigenhändigen Vorbereitungen, die er in stillerer Zeit, ehe ihn die Stürme der Revolution ergriffen, zur Erfüllung des Versprechens getroffen hatte. Damals

*) The Life of John Milton, narrated in connexion with the political, ecclesiastical and literary history of his time. Cambridge, London, Newyork.

sann er neben der Artussage, an der sein puritanisches Gemüth freilich bald den Geschmack verlor, deren keltisch phantastischer Grundton überhaupt auch wohl dem sprudelnden Born germanischer Dichtung widerstrebt, bereits über dem Urstoff der biblischen Geschichte, um ihn, wie er anfänglich vorhatte, in ein dramatisches Gewand zu kleiden. In vier Skizzen hatte er sich daran versucht, der einen bereits den Titel: Das verlorene Paradies gegeben. Bald hernach stand er mitten im tosenden Kampf, aus welchem seine Leier nur höchst selten ertönte, bis er gar, bereits erblindend, dem Gemeinwohl von England und seinem gewaltigen Schirmvogt, dem Protector, amtliche Dienste zu leisten hatte. Indeß unvergessen blieb ihm jener Vorsatz. Immer wieder klingt das verlorene Paradies selbst in den Prosawerken an, in jenen unvergleichlichen Pamphleten, welche das Recht der Ehescheidung, das Recht der freien Gedankenäußerung, die Stellung des Independenten zu König, Obrigkeit und Kirche verfechten.

Wie sehr auch das eine oder andere Stück des Poems, das sich ihm allmählich in epischen Formen klarer zu gestalten begann, früherer Inspiration entstammen mag, so fand sich doch erst Muße zu breiterer Ausführung mit dem Hinsinken des Freistaats, zumal nachdem der Dichter zuerst in halb verborgener Stille und später, man weiß nicht durch welche Vermittelung, überhaupt vor gehässiger Verfolgung gesichert war. Stern nimmt eine fünf- bis sechsjährige Thätigkeit an, die ihren Abschluß in Miltons letzter bescheidener Wohnung am Artilleriewege, dem heutigen Bunhill Row in der City fand, unfern jenem Campo Santo der Dissenters, Quäker und anderer Separatisten, die hier auch nach ihrem Tode noch jedem kirchlichen Ritus zu entgehen suchten.

Aber auch in den Jahren unfreiwilliger Muße verstrichen oft Wochen und Monate, ohne daß der Geist über ihn kam. Man hat sein eigenes Zeugniß und das seiner dritten Frau, wonach sich die Muse ihm weit häufiger im Winter als zur Sommerzeit zu nahen pflegte. Der frühe Morgen schon fand den Erblindeten wach auf seinem Lager. Da er das Erscheinen einer hülfreichen Hand abzuwarten hatte, der er die fertigen zwanzig, dreißig Verse in die Feder dictiren konnte, so kann das Gedicht nur höchst bruchstückweise und nur sehr langsam vollendet worden sein. Auch wird die Vertheilung und Abrundung noch unendliche Schwierigkeiten bereitet haben. Die erste verläßliche Nachricht über die fertige Dichtung stammt aus dem Jahre 1665, als eben das wiederhergestellte Königthum sich in einen unheilvollen Seekrieg mit den Generalstaaten der Niederlande gestürzt hatte und im Sommer die Pest zum letzten Mal unter der Bevölkerung Londons verheerte. Milton hatte vor der Seuche, deren dichte Opfer seinem Hause schräg gegenüber in den Massengruben von Bunhill bestattet wurden, die ihm aus der Jugend

her so unvergeßlich reine Landluft von Buckinghamshire aufgesucht. Thomas Ellwood, derselbe junge Quäker, der fleißig kam ihm vorzulesen, als eifriger Schüler ihm begierig zuhörte und an dem viel geprüften Glaubensstreiter hoch emporblickte, hatte ihm zu Chalfont St. Giles eine Wohnung gemiethet. Dort ließ Milton eines Tages dem jungen Manne zu seiner freudigen Ueberraschung ein Manuscript einhändigen. „Er gestattete mir," schreibt Ellwood, „es mit mir zu nehmen und in Muße durchzulesen, damit ich ihm bei der Rückgabe mein Urtheil sagen könnte. Als ich nach Hause kam und zu lesen begann, fand ich, daß es jenes herrliche Gedicht sei, welches er das Verlorene Paradies betitelt hatte." Man erfährt nicht, wie lange Milton in Chalfont verweilte. Sicher nur ist, daß er den furchtbaren Stadtbrand Londons vom September 1666, der unter 13,000 Wohnungen auch sein Geburtshaus in Streadstreet zerstörte, und bald darauf den die Nation in Mark und Bein ergreifenden Schrecken erlebte, als ein siegreiches Geschwader der Holländer in die Themse drang, um die Kriegswerften zu vernichten und dem gewissenlosen Königthum einen demüthigenden Frieden abzunöthigen. Vor dem Donner der feindlichen Geschütze erzitterten die Bürger der Hauptstadt und meinten, sie mochten es wollen oder nicht, den Schatten Oliver Cromwells dem Grabe entsteigen zu sehen. Unter so gewaltigen Hergängen muß das Verlorene Paradies die scharfe Prüfung der seit 1662 wieder der anglikanischen Kirchenbehörde übertragenen Censur bestanden haben. Thomas Tomkyns, der wenig duldsame Hauscaplan des Erzbischofs von Canterbury, hätte dem Apostel der Preßfreiheit, dem Eikonoklasten, demjenigen, der dem Christenglauben jede hierarchische Vermummung abgesprochen, mit Vergnügen ein Bein gestellt. Er hat denn auch, wie es heißt, an einigen Stellen Anstoß genommen, namentlich gleich im ersten Buch, wo Satan mit der sich dem Nebel entringenden oder durch den Mond verfinsterten Sonne verglichen wird, die ein falbes Zwielicht über die halbe Welt wirft, so daß Könige

„Aus Furcht vor einem Schicksalswechsel zittern".

Indeß nach einigem Zögern wurde das Buch denn doch frei gegeben, um bei Samuel Simmons „in Aldersgate Street, die nächste Thür beim goldenen Löwen" zu erscheinen. Dieser Verleger kaufte dem Dichter das tief in sein Herzblut getauchte Eigenthum, den stolzesten Bau, der je in Quadern aus Blankversen aufgeführt wurde, für jämmerliche fünf Pfund ab und verpflichtete sich, nachdem 1300 Exemplare abgesetzt sein würden, eine zweite, nach dieser eine dritte eben so theuer zu bezahlen. So steht zu lesen in dem im Britischen Museum aufliegenden Original des berühmten Vertrags vom 27. April 1667. Die Dichtung erschien zuerst in zehn Gesängen, bis sich Milton mittelst Theilung des siebenten und zehnten zur Zwölfzahl der Bücher verstand.

Das Verlorene Paradies ist unzählige Mal und von den verschiedensten Gesichtspuncten aus, neuerdings in weltberühmten Essays von Macaulay und von Treitschke künstlerischer Prüfung unterzogen worden, so daß auch einem Forscher wie Stern, der es noch einmal einer sorgfältigen Analyse unterzieht, nur wenig Neues zu sagen übrig bleibt. Noch einmal berührt er die Frage, ob Milton im Stoff, zumal in dem grandiosen Thema von dem Kampfe der Engel und dem Sturze Lucifers, von anderen abhängig gewesen, die so oft gemachten Versuche die autonome Erfindung, die man allerdings auch der Höllenfahrt Dantes hat streitig machen wollen, ihm abzusprechen. Daß Milton einst mit sehenden Augen das Riesengebilde Michelangelos in der Sistina angestaunt, daß er mit dem kostbaren jetzt der Bodleiana zu Oxford gehörenden Codex der dem Caedmon beigelegten angelsächsischen Dichtung von der Weltschöpfung und dem Sturze der ungehorsamen Engel durch die von ihrem Wiederentdecker, dem ihm nahe befreundeten Franz Junius, veranstaltete Ausgabe von 1655 bekannt gewesen, wer möchte dem widersprechen? Bei seiner ungeheueren Belesenheit erinnerte er sich sehr wohl, wie einige mittelalterliche Autoren oder der Jesuit Masenius in seiner Sarcotis denselben Gegenstand behandelt hatten. Daß er das große hugenottische Lehrgedicht „von den göttlichen Worten und Werken" des Seigneur du Bartas schon als Jüngling, wenn nicht im Original, so doch in einer gangbaren englischen Uebersetzung gekannt hat, ist direct bezeugt. Der nahe verwandten protestantischen Richtung stand die Pedanterie desselben schwerlich im Wege. Ihm konnte weder das lateinische Drama des Hugo Grotius vom „Vertriebenen Adam", welches 1601 erschien, noch Vondels großartig dramatisirter Lucifer, dessen holländisches Original seit 1654 auch in England gelesen wurde, entgehen, so daß diese Schöpfungen selbst im Einzelnen auf ihn eingewirkt haben müssen, während Stern mit Recht die Vermuthung Voltaires beseitigt, daß der Adamo des Italieners Andreini dem Verlorenen Paradies geradezu als Vorbild gedient habe. Milton trug sich mit seinem Werke nicht nur lange bevor jener große holländische Dichter das seine veröffentlichte, er sah mittlerweile nicht nur von der dramatischen Form ab, welche diese und andere Zeitgenossen für den biblischen Stoff geeignet fanden, und entschied sich für das episch-didaktische, sondern er handelte unbekümmert gleich Shakespere und den größten aller Dichter überhaupt, indem er den Stoff als Gemeingut betrachtete, auch diesen oder jenen Zug anderen abzulauschen nicht anstand, aber das Ganze wie die kleinste Einzelheit im Tigel seines eigenen Geistes dermaßen umschmolz, daß Erfindung und Gestaltung nur ihm gehören und nimmermehr der Nachbildung bezichtigt werden können. Treffend erinnert Stern an ein Wort Chateaubriands: „ein originaler Schriftsteller ist nicht der, welcher niemanden nachahmt, sondern der, welchen niemand nachzuahmen im Stande

ist." So erklärt denn auch Milton: „von Dingen singen zu wollen, an die sich Vers und Prosa nie gewagt." Das sind zwar dieselben Worte, deren sich auch Ariost bedient, aber sie weisen dem Verlorenen Paradies unverkennbar seine besondere, unerreichte Stellung an in der lange Reihe von der Ilias herab bis zur Messiade.

Ich will der Zergliederung des gewaltigen Poems, wie sie Stern anstellt, nicht weiter folgen, ihr aber und durch sie der Dichtung viele deutsche Leser wünschen. Sie werden mit Vergnügen das epische, lyrische, didaktische Element, von denen jedes einzelne dem Stoff, dessen dramatischer Charakter haften geblieben, eng eingewoben ist, unterscheiden und schätzen lernen. Milton hat es der Leserwelt wahrlich nicht leicht gemacht, die hohen Schönheiten, die er ihr bietet, ungestört zu genießen. Weder spielende Unterhaltung noch gedankenlose Erbauung ist bei ihm zu suchen.

Nur auf die Tendenz möchte ich noch kurz hinweisen, in welcher alles Sein und Denken, alles Dichten und Trachten Miltons steckt und der, da sie überall die episch-didaktische Hülle durchbricht, denn auch mit zauberhaft wirkender Anziehungskraft der eigentlich poetische Quell entströmt. Das Paradies der Sinnenwelt ging ihm bereits verloren, als sein Augenlicht erlosch. Niemals hat ein erblindeter Sänger die gewaltigen Entbehrungen ergreifender geschildert, niemals aber auch das Licht des Tages wie die Erleuchtung seiner Seele herrlicher gepriesen. Das Paradies politischer und religiöser Freiheit, welches unter ungeheueren Kämpfen in seiner Nation angebrochen schien, war mit der Restauration nicht minder dahin, der Dichter gleich Millionen puritanisch strenger Landsleute in eine Sündenwelt hinausgeschleudert, in welche mit der Krone und den Cavalieren die schamloseste Entfesselung aller Lüste, mit der Kirche jene Miethlingswölfe zurückkehrten, zu deren Vertilgung der theologisch gerüstete Streiter einst so muthig und tapfer ausgezogen war. Das alte Feuer, der Muth, die Fahne, für die er gekämpft, sind darum nun keineswegs hingesunken, Milton sah vielmehr unverwandt im Geist voraus, daß die Fluth dereinst den ganzen unheilvollen und heillosen Spuk hinwegschwemmen werde. So wenig wie er die Ideale seiner Jugend, das Können und Wissen des Dichters und des Gelehrten daran gegeben, sondern sie nur zu immer vollerer Reife weiter gefördert hatte, eben so wenig verzweifelte er an den Grundsätzen, durch welche er folgerichtig zu einem der kühnsten Vertheidiger der Volksfreiheit und der Glaubensfreiheit geworden ist, die je gelebt haben. Seine Weltanschauung selber, der eine Erhebung des Menschen zum Göttlichen nach Stufen des Verdienstes vorschwebte, gestattete niemals, daß er in Pessimismus versank. Er hat nicht nur geträumt vom wiedergewonnenen Paradies, er hat es im Anschluß an das Verlorene auch besungen und der weltüberwindenden Kraft der Glaubensstärke einem Aeschylos

nacheifernd mit prometheischem Vorsatz im Samson Agonistes den allereigenartigsten dramatischen Ausdruck gegeben. So hielt er aus, bis ihn der Schöpfer abrief, wie es in dem köstlichen Sonett heißt, unter der Schaar derer, „die ihm dienen, obschon nur stehen und harren". R. Pauli.

Volkswirthschaftliches zum Culturkampf.

(Aus Baiern.)

Der moderne Nationalökonom gewöhnt sich leicht daran, Alles, was im öffentlichen Leben vorgeht, zunächst vom volkswirthschaftlichen Standpuncte aus zu betrachten. Das ist vorerst nicht vom Uebel. Wenn wir bedenken, wie sehr gerade auch bei uns in Deutschland die nationalökonomische Bildung im Argen lag, wie noch jetzt volkswirthschaftliche Kenntniß und Erkenntniß nur allzu selten anzutreffen sind, so dürfen wir uns eine Zeit lang solcherlei kleine Einseitigkeiten gefallen lassen, und da gerade eine interessante Streitschrift („Staats- und Kirchenzustände in Süddeutschland". Reformschrift von E. Amort dem Jüngeren. München, 1878. Jos. Ant. Finsterlin) uns zu einigen volkswirthschaftlichen Aphorismen aus dem Culturkampfe schätzbares Material darbietet, so benützen wir die günstige Gelegenheit, um dem letzteren eine noch nicht genug beleuchtete Seite abzugewinnen.

Eusebius Amort, um das von vornherein zu bemerken, ist ein gelehrter katholischer Theologe des vorigen Jahrhunderts gewesen, ein sehr verdienter und angesehener Mann, ein Baier, just wie der Verfasser des citirten Buches, Amort der Jüngere. Unter diesem Pseudonym verbirgt sich kein Anderer, als Professor Dr. J. N. Sepp in München, welcher zu seiner früheren Streitschrift: „Deutschland und der Vatikan" (München, 1876) jetzt non sine ira ein Pendant veröffentlicht hat. Wir wollen dem verehrten und gelehrten Manne nur in einigen seiner Ausführungen folgen, nur einen Theil der von ihm gegebenen Daten anführen und schließlich an Stelle seiner Reformvorschläge unsererseits einige kurze Bemerkungen hinzufügen.

Wenn wir Amort dem Jüngeren trauen dürfen, so waren die indischen Gymnosophisten (asketische Naturreligionslehrer) die ersten, welche ihre religiösen Uebungen und Gebräuche wirthschaftlich ausnützten, indem sie ihre Abtödtungen wiederholten, um deren Verdienst auch Anderen zuzuwenden. Opfer und Ablaß traten später fast gleichzeitig auf. Der Gläubige findet sich mit der Gottheit durch Opfer ab und stimmt sie durch Geschenke auf einige Zeit günstig. Der christlichen Kirche blieb das Opfer im heidnischen und jüdischen Sinne fremd, statt dessen eröffnete sie sich, abgesehen von den

ihr freiwillig zufließenden Gaben, aus der Ertheilung von Ablaßbriefen erhebliche Hülfsquellen. Ursprünglich scheint das Ablaßwesen ein wesentlich platonisches gewesen zu sein. Brüderschaften entstanden, welche für sich und ihre Mitglieder einen förmlichen Capitalstock von himmlischen Gnaden angesammelten, wie z. B. die Brüderschaft der elftausend Jungfrauen (St. Ursulas Schiff), die an geistlichen Schätzen 6455 Messen, 3550 ganze Psalmen, 200,000 Rosenkränze, ebenso viele Tedeum laudamus, 1600 Gloria in excelsis Deo, 11,000 Gebete zu Ehren der Patronin Ursula, dazu 630 mal 11,000 Vaterunser und Avemaria gesammelt hatte, und wer Mitglied dieser Brüderschaft war, was jeder Laie durch 11,000 Vaterunser und Avemaria werden konnte, erwarb sich einen Antheil an der erlösenden Kraft dieses Schatzes. So oft Einer aussprach: „Süßes Herz Mariens, mein Heil!" gewährte noch Pius IX. dreihundert Tage Ablaß. Wer „Jesus Maria" sagt, jedesmal fünfundzwanzig Tage Ablaß, und wenn er dabei das Skapulier der unbefleckten Empfängniß um sich hatte, sogar fünfzig Tage. Das Kreuzzeichen, mit trockenen Fingern gemacht, verschaffte fünfzig, mit in Weihfässern getauchten hundert Tage Ablaß — laut Breve vom 25. August 1866. Wer jährlich auf eine Messe abonnirt, erhält die Gnade von 25,000 Messen u. s. w. Ursprünglich war das Ablaßwesen, wie gesagt, ein platonisches, doch es kam eine Zeit, in welcher es einen anderen, materiellen Charakter annahm. Diese Zeit ist freilich längst vorüber, aber entschwunden ist mit ihr auch das Geld, welches die Tetzel und Genossen in Deutschland vereinnahmten, und geringfügig werden die Summen wahrlich nicht gewesen sein, welche die päpstlichen Ablaßkrämer von Deutschland aus nach Rom sandten.

In dem Evangelium wird die Armuth auf Kosten des Reichthums gepriesen, allein die priesterliche Hierarchie, welche sich innerhalb des Christenthums herausbildete, verzichtete bald darauf, sich darnach zu richten. Wie es kam, daß man ihr immer mehr Reichthümer zuwendete, mag ein Anderer erzählen. Wir halten uns an Amort den Jüngeren und an Baiern. Wir haben, sagt dieser, in Baiern schon Zustände gehabt, die nahe dahin führten, als solle alles Volk zu Bettlern werden. Die Kirchen- und Klosterurkunden haben keinen anderen Inhalt, als wie unsere Hochwürdigen die ludeigenen Bauern zu Lehnern und Söldnern herabdrückten, leibeigen und lehnspflichtig machten. Ein Ritterbürtiger nach dem anderen macht zum Nachtheile seiner Blutsverwandten eine Fundation zur Kirche, ein Freibauer tritt im Einverständniß mit seiner Ehefrau sein angestammtes Gut an das nächste Kloster ab und wird dessen Dienstmann. Diese Wiese, Wald und Weide hat das Stift durch Vermächtniß auf dem Todtenbett erworben. Die Dienstmagd X und Y. hat sich dem Kirchenheiligen zu eigen vermacht. Gehörte der Fami-

lienvater als leibeigen zu diesem, die Mutter zu jenem Kloster, so theilten diese, wenn sonst nichts zu theilen war, sich vor dem Altar in die Kinder, so daß die nächsten Angehörigen so wenig mehr einander zu sehen bekamen, als wenn sie auf einem türkischen Sclavenmarkte verkauft worden wären. Das früheste Vorkommen dieses Brauchs in Baiern erst vor sechshundert Jahren ist dadurch beurkundet, daß unter Herzog Ludwig dem Strengen am 3. April 1362 Berthold und Eberhard von Weilheim und der Abt von Tegernsee die Kinder des Ulrich von Wilzhofen unter sich theilten. Trotzdem die Fürsten von Karl dem Großen an sich bemühten, den Machtzuwachs der Kirche an Land und Leuten zu erschweren, dehnten sich die Kirchengüter doch mehr und mehr aus. So fand Herzog Arnulf bei der ersten Klosteraufhebung nicht weniger als 11,866 Gehöfte im Besitze der kaum zweihundert Jahre alten Abtei Tegernsee! Auch als die weltlichen Behörden strenger vorgingen, wie in Baiern auf Veranlassung der Landschaft seit dem Jahre 1692, als man die Erwerbsfähigkeit der todten Hand durch sogenannte Amortisationsgesetze erheblich einschränkte, erzielte man nicht viel andere Resultate. Die baierischen Prälaten protestirten gegen die neuen Gesetze. Durch Vermehrung des Kirchenvermögens, sagten sie, würde der Gottesdienst und die Andachten vermehrt und dadurch der Segen Gottes gleichsam mit Gewalt auf das Land herabgezogen. Die Summen, die in dem Jahrhundert nach dem großen Religionskriege allein aus Baiern den Klöstern zugewendet wurden, berechnen sich nach Millionen. Das erste durchgreifende Amortisationsgesetz datirt in Baiern vom 13. October 1764; darnach durften die approbirten Bruderschaften nicht mehr als 50 Gulden auf einmal und ausländische Stiftungen überhaupt Nichts erwerben.

Aus den Vermächtnissen Sterbender sammelte die todte Hand den Haupttheil ihrer Reichthümer an und, ob man sie auch zu wiederholten Malen gänzlich oder theilweise ihrer Besitzthümer beraubte, begütert und reich ist sie dennoch bis auf den heutigen Tag geblieben. Den Ausdruck „todte Hand" erklärt beiläufig der baierische Gesetzgeber von Kreitmayr aus dem Umstande, daß sie Nichts mehr herausgiebt und, was sie einmal hat, krampfhaft festhält. Die todte Hand ist die Kirche, speziell die katholische Kirche, welche sich zu einer Art von juristischer Person erklärt hat und alle Vermächtnisse und Schenkungen, welche ihr zugewendet werden, als ihr Eigenthum, das heißt als Eigenthum der ganzen katholischen Kirche — nicht etwa eines Sprengels oder einer Localkirche — betrachtet. Vorerst erfolgt diese Vermögensverwaltung noch nicht von Rom aus, es würde eine solche Centralbehörde doch auf mehr Schwierigkeiten stoßen, als das Dogma der Unfehlbarkeit, und in manchen Staaten, wie z. B. in Preußen, entgegenstehender Landesgesetze halber, machtlos dastehen. Allein, was nicht ist, kann noch

werden. Thatsache ist, daß die Kirche Nichts von dem herausgiebt, was sie einmal im Besitze hat, und es lag daher nahe, daß die meisten Staaten von Alters her der Erwerbsfähigkeit der todten Hand mehr oder minder hemmende gesetzliche Schranken zu ziehen suchten. Wie wir gleich sehen werden, scheinen diese Schranken speciell in Baiern sehr weite zu sein und gelegentlich etwas mehr eingeengt werden zu müssen, denn nach der Erklärung des Regierungspräsidenten von Seinsheim in der Kammer von 1831 hatten sich in Baiern die Zuwendungen zur todten Hand in den vierzig vorhergehenden Jahren verzehnfacht, und während in Oberbaiern vorher circa 20,000 Gulden jährlich der Kirche anheimfielen, belief sich 1831 diese Summe auf jährlich 200,000 Gulden. Früher veröffentlichte der Schematismus die jährlichen Stiftungen, die Würzburger Diöcese führte nach Sepps Mittheilungen zuerst das Schweigen ein, und um das Aufsehen über die beträchtliche Zunahme der Bereicherung zu beschwichtigen, wurden auch in den übrigen Sprengeln die neuen Spenden nicht mehr veröffentlicht.

Es giebt in der ganzen Christenheit, sagt Amort der Jüngere, keine Kirchenprovinz, wo so viel gestiftet wird, als in München-Freising, und er belegt diese Behauptung mit allerdings erstaunlichen Zahlen. Oberbaiern zählte Ende 1871 gerade 800,000 katholische Bewohner. Das Vermögen der Cultusstiftungen betrug im Jahre 1834 bis 35 bereits 16,767,744 Gulden, wovon nur 343,347 Gulden für Schulen. Ohne die Zinsen der bestehenden Fonds betrug der Capitalzuwachs durch neue Kirchen- oder Meßstiftungen von 1860 bis 69 jährlich im Durchschnitt 155,522 Gulden, Ende 1873 bereits 219,209 Gulden. Nach Dürrschmidt („Klösterliche Genossenschaften in Baiern", Seite 123 u. ff.) haben sich die Kirchenstiftungen in den letzten vierzig Jahren um 1000 Procent vermehrt. Von 1840 bis 1873 belief sich der Zuwachs des Kirchenvermögens allein in Oberbaiern auf über 4,300,000 Gulden, wogegen der ganze Bestand der oberbaierischen Schulstiftungen nur 1,220,000 Gulden ausmachte. Nach dem Schematismus der Geistlichkeit betrugen in der Erzdiöcese München-Freising 1874 die Jahrtags- und Andachtsstiftungen 121,885 Gulden. Zur Unterstützung der Väter am heiligen Grabe wurden in Baiern 13,988 Gulden, für den Peterspfennig 21,769 Gulden während desselben Jahres gesammelt. Der Verein der heiligen Kindheit vereinnahmte 1873 in Baiern ca. 11,996 Gulden, der Ludwig-Missionsverein 167,113 Gulden. Der St. Corbinianverein besaß 1873 ein Vermögen von 477,685 Gulden, wogegen der Verein zur Erziehung verwahrloster Kinder 1874 nur 1923 Gulden vereinnahmte und andere, wirklich gemeinnützige Vereine nicht viel besser gestellt waren. Wem diese Zahlen noch nicht genügen, der findet bei Amort dem Jüngeren noch weiteres Material in Hülle und Fülle. Daß das katholische Baiern, freilich der

deutsche Kirchenstaat genannt, jährlich über eine Million zu neuen Fundationen aufwendet, mag nur noch zur Abrundung erwähnt werden.

Auch die Republik der Vereinigten Staaten in Nordamerika wird nach Maßregeln suchen müssen, um dem Anwachsen des Kirchenvermögens engere Grenzen zu ziehen; demgemäß sagte Präsident Grant in seiner Botschaft vom December 1875: „Ein großes Uebel für unsere Republik ist die Anhäufung des Kircheneigenthums, das, wenn es nicht verhindert wird, am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts unserer Republik große Gefahren bereiten wird. Im Jahre 1850 betrug dieses Kirchenvermögen 85 Millionen Dollars, im Jahre 1860 hat es sich verdoppelt, und im Jahre 1875 ist es auf 1000 Millionen Dollars angewachsen. Im Jahre 1900 wird es sicherlich 3000 Millionen Dollars betragen. Dieses immense Vermögen steht unter dem Schutze des Gouvernements; es genießt alle Wohlthaten des Staates und trägt nicht das Geringste zu den Lasten und Pflichten der Staatsgesellschaft bei. Darum empfehle ich dringend Gesetze zur gleichmäßigen Besteuerung alles Eigenthums, gehöre es nun Kirchen oder anderen Corporationen." Aehnliche Befürchtungen und Absichten sind in Belgien und Frankreich laut geworden.

Als ein Mittel unberechenbaren Erwerbs auf Kosten der Laienwelt betrachtet Amort der Jüngere den bis in die neuere Zeit vollständig organisirten Meßhandel. In der abendländischen Kirche, sagt er, ist das Messelesen zum Fabrikgeschäft geworden, wovon man leben will, ja er spricht sogar an anderer Stelle von einem förmlichen Meßschwindel. Daß Seitens der Gläubigen mit dem Stiften von Messen ebenso großer Luxus getrieben wird, wie Mißbrauch mit dem Lesen derselben Seitens der Geistlichen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Wenn ein spanischer Fürst testamentarisch 10,000 Messen in Einem Jahre zum Heil seiner Seele beansprucht, wenn die Bäuerin zu Gunsten ihrer trächtigen Kuh, der Jäger wie eine Art von Kugelsegen und Andere in ähnlichen Fällen Messen stiften und lesen lassen, so sinkt nicht blos der Werth derselben als Altaropfer um ein Beträchtliches herab, sondern es wird der Kirche auch die gewissenhafte Erfüllung ihrer Verpflichtungen zur Unmöglichkeit gemacht. Dank kann es kommen, daß bei der Klosteraufhebung in Baiern zu Anfang dieses Jahrhunderts eine geistliche Hand unter den Stiftungsbrief für 17,000 Messen schrieb: „Die werden gelesen am jüngsten Tage." So ist es unzähligen Meßstiftungen gegangen, sie werden erfüllt am jüngsten Tage, und trotzdem acceptiren die Pfarrämter immer neue Stiftungen, obschon sie wissen müssen, daß sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen können. Mit Recht fragt Amort der Jüngere: „Wo sind in Baiern die Priester, welche für die jährliche halbe oder ganze Million Stiftungszugang 40,000 Messen lesen und im nächsten Jahre wieder 40,000 neue Messen erledigen?" Es giebt keine Pfarrei auf dem Lande wie

in der Hauptstadt, wo nicht ungezählte Messen im Rückstande wären, und wie Amort der Jüngere von Richtern erfährt, giebt es keine Verhandlung über die Verlassenschaften, wo nicht die rückständigen Messen eine Rolle spielen. Nach der Theorie, daß Stiftungen, welche beiläufig in Preußen durch das Landrecht ausdrücklich als der Gemeinde angehörig dieser zugewiesen sind, das Eigenthum der römischen Kirche im Ganzen ausmachen, kann der Ertrag dem Stiftungsort ohne Weiteres entzogen und anderwärts, auch im Auslande, verwendet werden; denn die katholische Kirche ist ein Ganzes. Daraus ist der Meßhandel entstanden. Nach Amort dem Jüngeren geschehen Meßüberweisungen in der Regel nicht ohne Abzug; 12 bis 18 Kreuzer werden zurückbehalten und statt 36 häufig nur 18 Kreuzer fortgeschickt, sei es an arme Geistliche in Böhmen, sei es an ein Kapuzinerkloster. Inwieweit dieser Meßhandel dem Charakter der Religion und Kirche entspricht, soll hier nicht weiter erörtert werden. Um in Ober- und Niederbaiern all die rückständigen Messen nachzulesen, müßten die jungen Geistlichen nach der Berechnung eines älteren Herrn täglich dreimal aufopfern. Ein Pfarrer, der die Rückstände aufarbeiten wollte, trieb keinen Aushelfer auf, auch wenn er ihm freie Wohnung, Verköstigung und Bedienung und 40 Kreuzer Meßhonorar bot. Wer vermag all die Vermächtnisse zusammenzustellen, die nur noch urkundlich bestehen, deren Vollzug aber allmählich eingeschlafen ist? so fragt Amort junior. In Altötting liegen mehrere hunderttausend Gulden Meßgelder, aus welchen ein eigener Fond zur Unterstützung fremder Kirchen gebildet wurde. Von Tuntenhausen wandern jährlich Säcke voll Meßgelder fort u. s. w., worüber unser Gewährsmann, der ein alter und bekannter Parlamentarier ist, allerlei charakteristische Einzelheiten mittheilt. Die Kirche hilft sich nun mit dem Zusammenlegen von Messen, aber es wäre in der That consequenter, wenn sie sich weiter keine neuen honoriren ließe, zumal sie der Ueberlast der alten nicht mehr gewachsen ist. Am 2. December 1850 bestätigte Papst Pius IX. den Beschluß der römischen Congregation, für kirchliche Pfründen von je 100 Gulden Stiftungsgeldern nur mehr für zehn anzurechnen und statt zehn Messen blos eine lesen zu lassen, was soviel bedeutet, als daß in Zukunft für den Bezug von je 100 Gulden Rente aus dem Religionsfond nur 10, für je 10 Gulden nur eine Messe zu persolviren sei. Ins Volkswirthschaftliche übersetzt heißt das: Die Kirche erklärte sich zahlungsunfähig und traf einseitig mit ihren allerdings todten Gläubigern ein Arrangement, durch welches sie dieselben mit 10 Procent abfand. Eine Kammerinterpellation dieserhalb an das baierische Ministerium, worin demselben Angesichts solcher Thatsachen der Wunsch ausgesprochen wurde, die Staatsregierung möge als Oberkuratelbehörde die Entlastung der Kirchen von unausführbaren Stiftungen selbst in die Hand nehmen und die Rück-

erstattung der Capitalien an die Familien oder Gemeinden auf dem Wege des garantirten Rechts vermitteln, hatte wenigstens eine interessante Antwort des Cultusministers zur Folge. Herr von Lutz bestätigte am 13. März 1875 in der baierischen Abgeordnetenkammer, daß das Cultusvermögen allein in Oberbaiern 21 Millionen Gulden betrage, daß dasselbe 1872 allein um 241,219 Gulden angewachsen sei, daß dieser Zuwachs des Cultusvermögens im ganzen Königreich von 1870 bis 1873 nicht weniger als 2,491,601 Gulden ausgemacht habe, daß von den 147,937 Gulden oberbaierischer Cultusstiftungen des Jahres 1873 fast $^6/_7$, d. i. 121,222 Gulden auf Messenjahresstiftungen entfallen, daß außerdem in Altötting von Wallfahrern bestellt und bezahlt wurden in der Meinung, daß sie gerade am Wallfahrtsort um so größere Heilkraft hätten, aber nicht gelesen werden konnten und deshalb anderen Geistlichen übertragen wurden, 1864 37,997 Messen mit einem Betrage von 18,998 Gulden, 1865 38,117 Messen mit 19,050 Gulden, 1866 sogar 46,699 Messen mit 23,349 Gulden u. s. w., und sodann erklärte Herr von Lutz sich bereit, dahin zu wirken, daß keine neue Messenstiftungen die Genehmigung erlangen, falls sie voraussichtlich nicht vollzogen werden können, aber gleichzeitig außer Stande, die Verweigerung der Genehmigung neuer Stiftungen in Aussicht zu stellen.

Ob in anderen Gegenden Deutschlands die Meßstiftungen ähnliche Dimensionen und Mißbräuche angenommen haben, vermögen wir nicht zu constatiren. Am Rhein soll man neuerdings mit der Einführung sogenannter Engelämter begonnen haben, welche darin bestehen, daß die Hinterbliebenen für die Verstorbenen 100 bis 1000 Thaler hingeben, um zu deren Andenken zehn bis fünfundzwanzig Jahre lang Messen lesen zu lassen. Dort mögen sie anfangen, sagt Amort der Jüngere, und die Früchte käuflicher Gottseligkeit kennen lernen, wir unsererseits wollen dagegen aufhören.

Von geistlichen Eingriffen in Familienvermögen weiß Amort der Jüngere Vielerlei und Thatsächliches zu erzählen; er citirt den ehemals selbst klerical gesinnten Dr. Schleich, welcher behauptet hat, daß die römische Curie mit der capitalistischen Völkerausbeutung der Familie Rothschild und den Socialisten mit gutem Beispiel vorangegangen sei, und erwähnt eine Anzahl allerdings bedenklicher Fälle von Erbschafts- und Stiftungserschleichungen der Geistlichkeit. Schlimm genug, wenn dieselben sich so zugetragen haben — aber weshalb genehmigt die Regierung denn immer anstandslos derartige Vermächtnisse? „Die Pfaffheit," sagt Amort der Jüngere, „ist der Stehler, und der Staat macht sich nicht klar, wer der Hehler ist." Allerdings ist es höchste Zeit, wo solche Zustände herrschen, die Vermächtnisse zur todten Hand von Staatswegen einer strengen Controle zu unterwerfen, und bedauerlich ist, daß die gegenwärtige, doch antiklericale Regierung in Baiern dieser Noth-

wendigkeit gegenüber nicht das genügende Verständniß oder, wenn dieses vorhanden, nicht die erwünschte Energie des Handelns zeigt.

Es kann unseres Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß der Staat das Recht und die Pflicht hat, einerseits die Verwaltung der vorhandenen Stiftungen zu beaufsichtigen und sich zu überzeugen, ob deren Fonds auch wirklich zu den ursprünglich bestimmten Zwecken verwendet werden, andererseits die Fundation neuer Stiftungen von seinem, nach genauer Prüfung jedes einzelnen Falles zu ertheilenden, endgültigen Entscheide abhängig zu machen. Der Staat kann aber auch die vorhandenen wie die neuen Stiftungen mit Steuern belegen, sei es zu Gunsten besonderer Schulfonds, sei es zu Gunsten allgemeiner Staatszwecke. In Baiern wurde früher von gewissen Stiftungen der vierte Theil für Schulzwecke in Abzug gebracht; in Frankreich zahlt die todte Hand, da ihre Besitzthümer den Inhaber nicht wechseln und somit von der Enregistrementssteuer nicht betroffen werden, an Stelle derselben ein nicht unerhebliches Aversum. Wo es zweckmäßig und nothwendig erscheint, könnten allenfalls beide Besteuerungsarten verbunden werden. Vielleicht regen unsere nach Amort dem Jüngeren gegebenen Mittheilungen zur weiteren Untersuchung dieser wirthschaftlichen und gewiß nicht unwichtigen Seite des Culturkampfes an. Paul Dehn.

Die Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Lessings „verlobte Braut", wem sollte sie unbekannt sein, wer sollte sich nicht für ihre Geschichte, ihre weiteren Schicksale interessiren?

Vor uns liegt ein Vortrag von Dr. O. von Heinemann, „Die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel", erschienen Wolfenbüttel 1878. Der gelehrte Vorstand der Bibliothek, dessen unermüdliche Freundlichkeit und Liberalität so mancher Forscher erfahren hat, giebt über die Entstehung und bisherige Verwaltung der ihm untergebenen Anstalt, über ihre gegenwärtigen Zustände und ihre Aussichten einen lehrreichen und anziehenden Bericht. Wie auf dem Gebiet der geistigen Cultur Alles, Großes wie Kleines, auf die Bemühung einzelner ausgezeichneter Menschen zurückzuführen ist, so hat den wesentlichen Grund für die reiche Handschriften- und Büchersammlung Herzog August von Braunschweig gelegt. Noch unter den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges hat er, erst als dürftig ausgestatteter Prinz, dann als Herzog — ohne seine anderen Pflichten dabei irgend zu vernachlässigen — gesammelt und erhalten, was von den damals so vielfach ihren Besitzer wechselnden,

großentheils dem Verderben entgegen gehenden literarischen Schätzen der Vorzeit ihm irgendwie zugänglich ward. Seine Nachkommen, in denen der Sinn des Ahnherrn für literarische und wissenschaftliche Interessen mehrfach wieder glänzend hervorgetreten ist, sind ihm auch im Bestreben, weitere Erwerbungen der Bibliothek zuzuführen, nachgefolgt. So ward ihr 1689 die Weißenburger Klosterbibliothek einverleibt, deren uralte Handschriften — bezeichnend für den Jammer der Zeit — eben in Frankfurt den Goldschlägern verkauft werden sollten, als ein Prager Jurist sie rettete. Die Herzöge von Braunschweig haben auch in der Wahl ihrer Bibliothekare wiederholt eine geschickte Hand bewiesen. Leibnitz und Lessing haben der Bibliothek vorgestanden und namentlich der Letztere durch seine gelehrten Werke diese Schätze unserer Literatur in unvergänglicher Weise verwerthet. Glücklich ging dann die Gefahr vorüber, mit welcher die napoleonische Fremdherrschaft und ihre Gier, die Welt zu berauben, um Paris zu bereichern, auch die Wolfenbütteler Bibliothek bedrohte. Seitdem hat die Bibliothek, trotz ihrer Abgelegenheit, trotz der geringen Mittel, die zur Ergänzung ihres Bestandes zu Gebote standen, der deutschen Wissenschaft die erheblichsten Dienste geleistet. Dankbar werden alle historischen Disciplinen sie immer und immer wieder nennen.

Allein damit ist es freilich nicht genug. Es ist auch in den weiteren Kreisen der Nation das Interesse für diese unschätzbare Sammlung zu wecken. Ihre gegenwärtigen Zustände lassen manches zu wünschen übrig, erheischen Abhülfe und Fürsorge. Hierüber unterrichtet ein Schriftchen, das soeben unter dem Titel: „Die Wolfenbüttler Bibliothek und das Bibliothekwesen im Herzogthum Braunschweig, ein wohlgemeinter Mahnruf von Wahrmund Unverhohlen", Hannover 1878, erschienen ist. Soll die Bibliothek in den Stand versetzt werden, mit der Wissenschaft fortzuschreiten, soll auch nur so Manches ermöglicht werden, was für die leichtere und bequemere Benutzung der bis jetzt gesammelten Schätze nothwendig ist, so bedarf es der Mittel, die gegenwärtig nur in spärlichem Maße gewährt werden. Dazu kommt die Gefahr, in der sich der alte, großartig, aber allzu leicht aus Holz hergestellte Bibliotheksbau befindet. Wenn immer wieder der Brand der Straßburger Bibliothek betrauert werden muß, um wie viel mehr sollte Sorge getragen werden, daß eine zweite, eine unendlich kostbarere Sammlung der gleichen Gefahr entzogen werde. Möge die öffentliche Meinung sich hier einer Ehrensache der Nation annehmen, möge sie unwiderstehlich darauf dringen, daß ein herrlicher Besitz unserer Wissenschaft erhalten, daß er ihr noch mehr als bisher zugänglich und nutzbar gemacht werde! E. Martin.

Der Zollreformplan des Fürsten Bismarck.

Mit der Denkschrift des Reichskanzlers an den Bundesrath ist dem deutschen Volk ein Weihnachtsgeschenk bescheert worden, dessen Eindruck zunächst der der höchsten Ueberraschung ist. Obwohl die Ideen keineswegs neu sind und eine Reihe von Kundgebungen und einleitenden Schriften auf ein Project dieses Inhalts vorbereitet hat, wirkt doch das Ganze, in der durchdachten Combination seiner einzelnen Theile, als ein originaler Wurf, der schon durch das Gewicht der Autorität seines Urhebers zu ernsthafter Prüfung auffordert. Was bisher unbestimmte Umrisse waren, ist zu einem scharf formulirten, anspruchvollen Programm geworden, vereinzelte Wünsche und Bestrebungen sind zu einem durchsichtig aufgebauten System crystallisirt. In dieser kunstvollen Gliederung, welche verschiedene Gesichtspuncte absichtlich vermischt, liegt die Stärke und die Schwäche des neuen Programms.

Mit souveränem Griffe stellt der Reichskanzler die Schulmeinungen bei Seite, er bahnt sich seinen Weg einzig auf Grundlage des unabweisbaren Bedürfnisses, kurz und scharf ist die Unerbittlichkeit der Lage betont, Erfahrungssätze, nicht Theorien, sind für den Plan ins Feld geführt. In diesem realistischen Ausgangspunct erkennt man den Stempel des Urhebers, den es offenbar nicht im Geringsten kümmert, daß er vor drei Jahren das genau entgegengesetzte Programm hingeworfen hat. Auch in der Voranstellung des nationalen Egoismus wird man einen Bismarckschen Accent wiederfinden: einzig das Interesse der Nation darf den Ausschlag geben, wir haben das Recht der selbständigen Gestaltung unseres Zolltarifs wieder erlangt, und von diesem Rechte müssen wir Gebrauch machen, damit, wenn wieder Tarifverträge mit dem Ausland geschlossen werden können, die gesammte inländische Production der ausländischen gegenüber sich in einer günstigen, auf ein autonomes System basirten Lage befindet. In diesem Hinweis darf man vielleicht zugleich eine Andeutung davon erblicken, daß mindestens für einen Theil des Programms nicht mehr als eine transitorische Geltung beansprucht wird.

Das Programm selbst aber wird als ein wesentlich finanzielles motivirt. Es zielt auf die Vermehrung der Einnahmen des Reiches ab, und zwar, da die directen Steuern in dem größeren Theile Deutschlands bereits eine „drückende und wirthschaftlich nicht gerechtfertigte“ Höhe erreicht haben, auf die Erhöhung der indirecten Steuern, und da ferner mit dieser Vermehrung der Einnahmen nicht eine Erhöhung der Gesammtsteuerlast bezweckt ist, so dient die vorgeschlagene Reform zugleich dazu, die directe Steuerlast zu erleichtern. Je ergiebiger das Zollsystem in finanzieller Hinsicht sich gestaltet, um so größer werden die Erleichterungen auf dem Gebiete der directen

Steuern sein. Die Reform besteht also in der Uebertragung eines größeren Theils der unvermeidlichen Lasten auf die erfahrungsgemäß weniger drückenden indirecten Steuern. Und das Mittel zu diesem Zwecke? Einfach die Rückkehr zum Princip der Zollpflichtigkeit sämmtlicher aus dem Ausland eingeführter Gegenstände, wie sie in der preußischen Zollgesetzgebung von 1818 als Regel aufgestellt war und die Grundlage des Zollvereinstarifs bis zum Jahre 1865 bildete. Also Rückkehr zu dem System, das mit dem Abschluß der Handelsverträge verlassen worden war, eine eingestandenermaßen rückläufige Politik.

Nur ein sehr untergeordnetes Moment bildet in diesem Finanzplan der „Schutz der nationalen Arbeit". Ganz findet auch die schutzzöllnerische Partei ihre Rechnung nicht. Ihre Motive sind nur nebenbei zum Aufbau des Ganzen verwandt. Ausdrücklich wird das Verlangen, für einzelne Industriezweige Privilegien zu ertheilen, zurückgewiesen und das Gehässige des Schutzzollsystems aufgehoben in einem die gesammte inländische Production in mäßiger Weise begünstigenden Zollsystem, das also gleichsam die ganze Nation in das Interesse zieht. Gleichwohl wird diesem Theil des Programms voraussichtlich eine entschiedene Gegnerschaft erwachsen, wie denn die Einwürfe der modernen Volkswirthschaftslehre gegen die Bevorzugung der indirecten Steuern überhaupt, und dann gegen die auffällige Vermischung der beiden heterogenen Gesichtspunkte: Finanzzölle und Schutzzölle leicht vorauszusehen sind, auch der Tarif von 1818 ebenso als Waffe gegen, als für die vorgeschlagene Reform sich verwenden läßt.

Indessen, die Zwangslage, in der sich das Reich befindet, ist vom Kanzler in eindringlicher Weise vor das Auge gestellt. Das Schicksal seines Programms wird nicht blos von dessen logischer Folgerichtigkeit abhängen, sondern auch davon, ob andere Wege, aus jener Lage herauszukommen, werden aufgezeigt werden können, nachdem das Tabaksmonopol so gut wie verworfen ist. Eine Entscheidung wird endlich getroffen werden müssen. In Bismarcks Plan mischen sich seltsam Dilettantismus und staatsmännischer Großblick. Man erkennt deutlich, wie der Hauptton auf das politische Moment fällt, das wirthschaftliche ist lediglich als ein Mittel für jenes behandelt. Zwei unermeßliche politische Errungenschaften, das ist nicht zu läugnen, sind mit der Annahme dieses Programms auf einen Schlag gewonnen: die finanzielle Selbständigkeit des Reichs und die Tarifeinheit. Der letztere Punct ist fast anhangsweise beigefügt, aber es liegt auf der Hand, daß er mindestens so einschneidend ist, als eine mäßige Erhöhung der Grenzzölle, und die Ausdrücke des Kanzlers sind gerade in diesem Theile von bezeichnender Schärfe. Indem er zu verstehen giebt, daß es den einzelnen Staats- und Privateisenbahnverwaltungen nicht länger gestattet werden könne, nach Willkür der wirth-

schaftlichen Gesetzgebung des Reichs Concurrenz zu machen und sie zu neutralisiren, erscheint im Hintergrunde der Reform die Centralisation des Eisenbahnwesens, das Reichseisenbahnproject in neuer Gestalt. Man darf begierig darauf sein, welche Aufnahme dieser integrirende Theil des Programms im Bundesrath, das heißt bei den Königreichen finden wird.

Solche Mannichfaltigkeit der Gesichtspuncte erschwert ein endgültiges Urtheil. Den Reichstag wird das Programm in seiner nächsten Session noch nicht beschäftigen, doch muß es seine Schatten vorauswerfen auch auf die Berathung der zunächst vorliegenden Steuerprojecte. Daß ein so herausforderndes Programm zugleich auf die Parteiverhältnisse des Reichstags vom größten Einflusse sein wird, versteht sich von selbst. Für jetzt nur noch die eine Bemerkung: daß der Reichskanzler seinem Plane keine andere Empfehlung mitgeben, keine andere Etikette aufheften konnte, als den Namen des Freiherrn von Varnbüler, darum ist er nicht zu beneiden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Krisis und Confusion. — Ein politischer Bericht aus Oesterreich kann gegenwärtig nur ein Krankenbericht sein: der theure Patient, der Parlamentarismus, befindet sich täglich schlechter und schon zweifeln Manche an seinem Aufkommen. Sollte er die Krisis nicht überstehen, so würde man als Todesursache eine Kinderkrankheit bezeichnen müssen. Beneidenswerthe Leute, unsere Parlamentarier, sie werden grau, bleiben aber dabei so jugendlich, als ob sie noch Mitglieder der weiland Studentenlegion wären und in einem Redeübungsverein über den besten Staat disputirten! Doch ist es nicht die Meinung, daß sie allein die Schuld an der grenzenlosen Verwirrung des Augenblicks tragen. Nur überbieten sie jeden Fehler, der auf anderer Seite gemacht worden, durch die Menge und die Größe der ihrigen. Die Lage in Italien ist gewiß schwierig genug und Niemand wird daran denken, die Führer der dortigen politischen Parteien als Vorbilder aufzustellen; und dennoch können wir nicht ohne Beschämung dorthin blicken. Ueber das ABC des parlamentarischen Lebens sind sie doch hinaus, eine solche politische Unerzogenheit kommt dort nicht vor, wie sie unsere „Veteranen" mit Stolz zur Schau tragen.

Die Orientpolitik des Grafen Andrassy hat wenig Anhänger, und es ist in der That keine Kunst, an derselben Kritik zu üben. Worauf sein Selbstgefühl sich stützt, ist den meisten Leuten dunkel, und vergebens sucht man nach den Thaten, um deren willen sein etwas cavaliermäßiges Auftreten entschuldigt werden könnte. Nun liefern seine geschworenen Feinde ihm die Entschuldigung.

Jeder Unbefangene empfindet dem Minister nach, daß er sich schwer entschließen kann, mit einer solchen Opposition auf gleichem Fuße zu verhandeln. Er und seine Räthe hatten den Fehler begangen, sich über die verfassungsmäßigen Competenzen der verschiedenen Vertretungskörper nicht gehörig zu orientiren, Herbst verfocht mit seinem ganzen advocatischen Geschick das Recht des Reichsraths, den Berliner Vertrag in Behandlung zu nehmen, und der Minister erkannte seine Uebereilung thatsächlich an. Ungeheurer Jubel über den Sieg! Der diesseitige Minister Unger aber kann sich nachträglich nicht versagen zu beweisen, daß er in Advocatenkünsten ebenfalls seinen Mann stellt. Nachdem Andrassy bereits nachgegeben hat, führt Unger aus, das sei nicht nöthig gewesen. Ueberzeugt hat er wohl Niemand, und wäre ihm das wirklich gelungen, so würde es an der Sache nichts geändert haben, ja im Grunde wendet sich seine Kritik nun gegen den Minister des Auswärtigen. Das ist die Art, wie bei uns Staatsfragen behandelt werden. Ein glänzendes Plaidoyer ist die Hauptsache.

Nun die Formfrage erledigt war, wurde dem Grafen sein Sündenregister vorgehalten. Aber nicht genug, daß ihm Niemand sagte, wie er hätte besser vorgehen können, noch weniger was er nun zu thun habe, auch in ihren Anschuldigungen widersprach immer ein Redner dem anderen, gelegentlich auch sich selbst. So ging es in der Delegation, so gings im Reichsrath weiter. Große Tiraden, Betheuerungen des Patriotismus auf beiden Seiten, wahre Volksversammlungs-„Schlager“ aus Herbsts Munde, sittliche Entrüstung des Herrn Giskra, des Erfinders der Trinkgeldertheorie, die bekannte jesuitische Rhetorik Kurandas und so fort, aber nicht ein Körnchen greifbaren Inhalts. Der Eine findet es entwürdigend, daß Oesterreich mit Erlaubniß Europas einmarschirt ist, der Zweite findet, daß es sich ganz Europa zum Feinde gemacht habe, und der Dritte schwärmt für ein Stillleben, unbekümmert um alles, was rund umher geschieht. Und was nun? Sollen die Truppen zurückgezogen, die Bosniaken und Herzegowiner sich selbst und den Türken überlassen werden? Allgemeines Schweigen. Jeder fühlt doch, daß sich die öffentliche Meinung in ganz Oesterreich, ohne Unterschied der Nationalität und des politischen Glaubens gegen den kehren würde, der die Stirn hätte, das wieder preiszugeben, was mit dem Blute der Landeskinder erworben worden ist. „Es ist nicht unsere Sache, der Regierung zu sagen, was sie zu thun habe,“ erklärt stolz der Fabrikant Dumba, den man vor wenigen Jahren nur als Arrangeur von Carnevalsfesten kannte. Eine Regierung wollen sie nicht bilden, eine Directive wollen sie nicht geben, nur Minister stürzen — das nennen sie Parlamentarismus. Das cisleithanische Ministerium ist thatsächlich gestürzt, seit Monaten führt es nur interimistisch die Geschäfte fort; wenn es jetzt noch gelingen sollte, den Grafen Andrassy zu Fall zu bringen,

so würde die journalistische Comparserie ein Triumphgeschrei erheben, die Regisseure aber wohl einen großen Schreck bekommen.

Denn, dieses Verdachtes kann man sich unmöglich erwehren, und er trägt allerdings nicht dazu bei, den Respect vor den Führern der Opposition zu erhöhen: die Herren scheinen sich stets vor allem zu vergewissern, daß sie in der Minderheit bleiben werden, bevor sie den Krieg bis aufs Messer proclamiren. Dann braucht man sich keinen Zwang anzuthun, dann kann man donnern und blitzen, und hinterher den Wählern gegenüber allen Ruhm der Gesinnungstüchtigkeit für sich in Anspruch nehmen, alle Verantwortung von sich abwälzen. Der Sieg hingegen würde sie rathlos finden. Wenn ihnen gesagt wird, daß sie niemand mehr schädigen als den Liberalismus, daß ihre „Kreuzerkomödie" ein gefährliches Spiel sei, so werfen sie sich gewaltig in die Brust. Nicht gewitzigt durch die eigenen Erfahrungen zu Schmerlings Zeiten, nicht einmal stutzig gemacht durch das Auftreten des reactionären Grafen Anton Szecsen (nicht Szechenyi!) gegen Andrassy, eines Mannes, welcher Neigung zu haben scheint, arbeiten sie munter an der Discreditirung ihrer eigenen Partei weiter.

Dabei auf der anderen Seite noch immer keine Regierung, sondern ein demissionirtes Ministerium, welches die Geschäfte interimistisch weiter führt, mit wahrem Opfermuth, wie eine Schildwache, deren Ablösung vergessen worden ist, auf dem Posten ausharrt, ein Budget einbringt, mit welchem Andere, Niemand weiß wer? wirthschaften soll! Lange kann diese Situation freilich nicht mehr dauern und das Abgeordnetenhaus hat durch die wiederholt abgegebene Erklärung, einem unbekannten Ministerium keine Geldbewilligungen machen zu können, das Seinige gethan, um das Ende der Krisis zu beschleunigen, aber daß sie überhaupt so lange und unter solchen Verhältnissen währen konnte, das ist wieder ein Beitrag zum Capitel von den österreichischen „berechtigten Eigenthümlichkeiten".

Aus Oldenburg. Das oldenburgische Oberlandesgericht. — In meiner letzten Correspondenz war die Hoffnung ausgesprochen worden, daß wir wenigstens mit Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold einen Oberlandesgerichtsbezirk bilden würden. Selbst diese, im Sinne der Reichsjustizgesetze bescheidene Erwartung aber hat sich nicht ganz erfüllt. Lippe-Detmold ist wieder abgefallen, ob aus dem Grunde, weil es vorzieht, zur Wahrung der Justizhoheit sich den Schmuck eines eigenen Oberlandesgerichts zu verschaffen, ist bisher nicht bekannt geworden.

Ein oldenburgisches Oberlandesgericht mit dem Sitz in der Stadt Oldenburg und als Bezirk das Herzogthum Oldenburg und das Fürstenthum Schaumburg-Lippe, das war die Offerte, welche unsere Regierung dem

Landtage gestellt hatte. Der Landtag hat sich in seiner Sitzung vom 13. December für das eigene Oberlandesgericht entschieden, und zwar mit 22 gegen 9 Stimmen, so daß die Regierung mit vollem Recht behaupten kann, sie habe sich in dieser wichtigen Frage im Einklang mit der Majorität der Bevölkerung befunden. Am Ministertische war man davon durchdrungen, daß, wenn die Regierung in dieser Frage von dem Landtage desavouirt werde, dies identisch sei mit einem Mißtrauensvotum gegen das Ministerium. Justizminister Tappenbeck gab dieser Anschauung in dürren Worten Ausdruck; er stellte, um es kurz zu sagen, für diesen Fall die Cabinetsfrage.

Es ist schon so oft gesagt worden, daß man sich fast scheut, es noch einmal auszusprechen, daß die Reichsjustizgesetze möglichst große Oberlandesgerichtsbezirke voraussetzen; man versündigt sich jedenfalls stark gegen ihre Intentionen, wenn man einen Oberlandesgerichtsbezirk von 300,000 Seelen schafft. Thut ein Einzelstaat das trotzdem, lediglich weil er sich nicht entschließen kann, auf ein eigenes Oberlandesgericht zu verzichten, nicht aber etwa deshalb, weil es ihm nicht möglich gewesen ist, sich einem anderen Oberlandesgericht anzuschließen, oder weil die Eigenartigkeit seiner Rechts- und Verwaltungsinstitutionen ihm das als geradezu gefährlich für das Interesse des Landes erscheinen läßt, so wird man, selbst wenn das bisherige Verhalten der betreffenden Regierung nichts an Reichstreue zu wünschen übrig gelassen hat, doch zu der Ansicht gelangen müssen, daß in diesem Falle das Landesinteresse ohne Noth über das Interesse des Reiches gesetzt ist. Aus den Motiven nun zu der Regierungsvorlage, die von dem Justizminister in der Sitzung vom 13. December ausdrücklich und mit großer Schärfe wieder hervorgehoben wurden, geht hervor, einmal, daß der Anschluß an ein anderes Oberlandesgericht leicht zu erreichen gewesen wäre, und sodann, daß man die Schwächen eines so kleinen Oberlandesgerichts nicht verkannt hat. Aber vielleicht sind die Gefahren, die für die Rechtspflege und Verwaltung des Herzogthums entstehen, wenn man auf das eigene Oberlandesgericht verzichtet, so bedeutend, oder es sind doch wenigstens die bezüglichen Vortheile eines eigenen Oberlandesgerichts so groß, daß man aus diesem Grunde zu Ungunsten der politischen Erwägungen die technischen Erwägungen hat prävaliren lassen müssen? Es dürfte sehr schwer sein, zu dieser Ueberzeugung, die von der Regierung vertreten wurde, zu gelangen. Wenn man ihre Gründe betrachtet, bekommt man zunächst den Eindruck, als ob unsere ganze Rechtspflege und Verwaltung gleichsam ein Buch mit sieben Siegeln wäre, welche nur von dem gelöst werden könnten, der sich durch eine langjährige praktische Beschäftigung in unserem kleinen Lande ein Recht darauf erworben habe. Nun ist es richtig, daß wir eine ganze Menge particularer Gesetze haben, und daß wir auch in Zukunft nicht aufhören werden, fleißig Gesetze

zu machen; aber gerade diejenige legislative Sphäre, in der die Thätigkeit eines höheren Gerichts am meisten in Frage kommt, wird sehr bald nur noch von der allergeringsten Bedeutung sein. Denn wenn erst das deutsche Privatrecht codificirt sein wird, so wird die particulare Gesetzgebung nach dieser Richtung hin doch so ziemlich lahm gelegt sein. Und was das bestehende Particularrecht, so weit es die Thätigkeit eines höheren Gerichts als entscheidende oder berathende Behörde in Anspruch nimmt, betrifft, so sollte man meinen, es müßte einem Oberlandesgericht in Hamburg oder Celle, in dem ja doch auch jedenfalls oldenburgische Juristen einen Sitz haben würden, ebenso wohl möglich sein, in nicht zu langer Zeit in die Finessen des oldenburgischen Particularrechts einzudringen, wie es dem Reichsgericht hoffentlich möglich sein wird, die Particularrechte von ganz Deutschland zu beherrschen. Die Regierung mochte selbst halb und halb die Discutirbarkeit, um nicht zu sagen Schwäche ihrer technischen Erwägungen gefühlt haben, und es war deshalb kein ungeschickter Griff, für den technischen Theil der Vorlage eine juristische Autorität ersten Ranges, den Obergerichtspräsidenten Becker in Oldenburg zu ernennen. Es war vorauszusehen, daß, wie es auch schließlich kam, Herr Becker schon durch sein persönliches Ansehen ein ganz bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen würde, namentlich auch den ländlichen Abgeordneten gegenüber, welche selbstverständlich zum großen Theil nicht in der Lage waren, seine fachmännischen Deductionen auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen und deshalb, wenn sie nicht von vornherein die politische Seite für die wichtigere hielten, geneigt sein mußten, diese Deductionen ohne weiteres als Ausschlag gebend zu acceptiren. Es versteht sich von selbst, daß das, was Herr Becker sagte, sich alles sehr wohl hören ließ; aber schließlich war die Summe seiner Betrachtungen denn doch keine andere, als daß es in mancher Hinsicht ganz ersprießlich und angenehm sei, wenn man ein eigenes Oberlandesgericht in Oldenburg habe. Bezeichnender Weise hob der Commissar ausdrücklich hervor, daß er die politische Seite der Frage nicht zu vertreten habe, und daß er das eigene Oberlandesgericht empfehle, „wie die Sachen jetzt lägen“.

Von dem Landtage wurde übrigens vollkommen richtig die politische Frage als die entscheidende angesehen. Ein ländlicher Abgeordneter stellte, nachdem der Justizausschuß die Annahme der Regierungsvorlage beantragt hatte, einen Gegenantrag dahingehend, unter Ablehnung der Vorlage die Regierung zu ersuchen, noch weitere Schritte, betreffend den Anschluß des Herzogthums Oldenburg an ein fremdes Oberlandesgericht, zu versuchen. Der Antragsteller, welcher lange Zeit der Führer der Majorität im Landtage gewesen ist und in der letzten Session das Präsidium geführt hat, führte zur Begründung seines Antrages namentlich aus, daß man die particularen Inter-

essen gegen die Interessen des Reichs zurückstehen lassen müsse; im Interesse des Reichs sei es aber, daß die Reichsjustizgesetze so ausgeführt würden, wie man sich ihre Ausführung seiner Zeit gedacht habe. Der Referent des Justizausschusses, ein Richter, hob dagegen mit großer Leidenschaftlichkeit hervor, es sei im Interesse der Erhaltung der staatlichen Selbständigkeit des Großherzogthums durchaus nothwendig, die Regierung in dieser Frage nicht im Stiche zu lassen. Diese Anschauung theilten die übrigen juristischen Abgeordneten, die Vertreter der Stadt Oldenburg und diejenigen ländlichen Abgeordneten, die für die Regierung stimmten.

Aus Berlin. Frieden zum Jahresschlusse. Bismarcks Reformplan. — Die letzten Tage dieses viel bewegten, durch schmerzliche Ereignisse arg gekennzeichneten Jahres haben sich freundlich gestaltet. Der lang ersehnte Frieden scheint endlich über die Welt kommen zu wollen. Die Weihnachtstage leiteten ihn ein. Die Parlamente in allen europäischen Hauptstädten brachen die Redeschlachten ab und vertagten sich, die Diplomatie feiert, die orientalische Frage ruht und selbst der Emir von Afghanistan trägt zur Herstellung des allgemeinen Friedens bei, indem er nach Turkestan flieht und den Engländern das Feld räumt. Es ist aber auch wahrlich hohe Zeit, daß der Welt das Gefühl der Ruhe und des Friedens wiedergegeben wird. Gewaltige Erschütterungen haben den ganzen Continent in den letzten Jahren durchzuckt, und allgemein ist der Wunsch nach freundlicheren, helleren Zeiten. Regierungen und Völker empfinden ihn gleicher Weise. Der Kaiser von Rußland wie der Sultan haben in officiellen Reden und Actenstücken noch jüngst die Hoffnung und den Wunsch ausgesprochen, daß ihren Staaten nun bald die Segnungen des Friedens in ungestörter Weise zu Theil werden möchten, Lord Beaconsfield wird nicht müde, die drohende Handelskrisis in England durch den Hinweis auf den hergestellten Weltfrieden zu beschwören, Graf Andrassy wie das neue Ministerium in Rom arbeiten in rastloser Weise an der inneren Consolidirung ihrer Staaten, und Minister Waddington versäumt keine Gelegenheit, um auf die friedlichen Intentionen Frankreichs und die günstige Gestaltung der europäischen Verhältnisse hinzuweisen. Und dann der Vatican! Auch in seine Räume ist der Geist des Friedens eingezogen, auch er redet der Versöhnung das Wort. Ueber den Geist, der Deutschlands Staatsleitung beseelt, kann ein Zweifel nirgends bestehen, hat er doch allezeit so energische und aufrichtige Beweise seines Strebens zur Ausgleichung feindlicher Gegensätze und zur Erhaltung und Befestigung des europäischen Friedens gegeben. Die Presse aller Länder, soweit sie nicht bekannte subversive Tendenzen verfolgt, ist einig in dem Anerkenntniß der Nothwendigkeit, dem Continent die Ruhe wiederzugeben, der er zur Ergänzung

und Erneuerung seiner inneren Kräfte so dringend bedarf, sollte es bei einer so allgemeinen und übereinstimmenden Manifestation des guten Willens zur Eintracht nicht möglich und nicht sogar sehr wahrscheinlich sein, daß dieselbe wirklich dem europäischen Gemeinwesen zu Theil wird?

Wir glauben durchaus an eine solche freundliche Zukunft. Wir haben stets festgehalten an der Ueberzeugung, daß die deutsche Politik auf dem Congresse den streitenden Mächten die richtigen Mittel an die Hand gegeben hat, um zum Einverständniß zu gelangen, und wir haben immer des Glaubens gelebt, daß trotz aller Schwierigkeiten diese Mittel doch zur praktischen Anwendung gelangen und die thatsächliche Ausgleichung herbeiführen würden. Diese Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Die Mächte haben an den Anschauungen, die sie in Berlin aussprachen, festgehalten, sie haben sich nicht wieder feindlich gegen sich gekehrt, sondern sind auf die Erfüllung der von ihnen übernommenen Verpflichtungen bedacht gewesen, und selbst die störrische Pforte, welche bisher in zäher Opposition verharrte, wird weich, läßt sich zur Berichtigung der griechischen Grenze herbei und besinnt sich auf die Mahnungen des Berliner Congresses. Auch die große schwierige Frage, was in Rumelien nach dem Abzuge der Russen werden soll, scheint einer Lösung entgegenzugehen. Einerseits erlischt der Raçenkampf, der hier nach dem Weggange der russischen Truppen Alles zu verderben drohte, mehr und mehr, andererseits denkt man an die Organisation eines aus verschiedenen europäischen Contingenten zusammengesetzten Occupationscorps, welches dem Hereinbrechen einer türkischen Reaction nach der russischen Räumung wehren könnte. Wenn auch diese Dinge noch sehr dunkel sind und wenn auch wohl kaum feste Bestimmungen in dieser Beziehung schon jetzt vorliegen, so sieht man doch unzweifelhaft, daß die Russen den offenbaren Wunsch haben, nach Hause zurückzukehren, und daß die Mächte nach besten Kräften über den Frieden der durch den Congreß neu organisirten türkischen Landestheile wachen wollen. So wird denn allem Anscheine nach das von Kurzsichtigen so viel geschmähte Werk des Berliner Vertrages bald zu hohen Ehren kommen und von der Welt als die Grundlage und der Ausgangspunct einer neuen friedlichen Epoche des europäischen Staatslebens geachtet und geschätzt werden.'

Auch der Kampf Preußens mit der römischen Curie scheint sich seinem Ende zu nähern. Zwar schreiten die Friedensverhandlungen nur sehr langsam vor, aber sie sind doch im Gange, und die Dispositionen scheinen in Rom fortdauernd günstige zu bleiben. Noch jüngst hat der Cultusminister Dr. Falk in seiner großen Rede im Abgeordnetenhause bei dem Antrage des Centrums auf Sistirung der Aufhebung der geistlichen Orden constatirt, daß in Rom ein friedlich gesinnter Papst regiert, und daß somit der Zeitpunct gekommen sei, zu dem die preußische Regierung an die Herbeiführung nor-

maler Beziehungen zur römischen Curie denken könne. Gleichzeitig aber hat der Minister mit dankenswerther Schärfe und Klarheit auf das Neue den Standpunct fixirt, den der preußische Staat bei jedweden Verhandlungen mit dem Vatican unter allen Umständen festzuhalten gesonnen ist. Diese ministerielle Darlegung wird ängstliche Gemüther, welche uns schon auf dem Wege nach Canossa wähnten, beruhigt haben, sie hat aber auch den Uebermuth der Klericalen, welche den Staat aus seiner Position zu werfen gedachten, gebührend zurückgewiesen. Kein Mann des Centrums wird fortan noch in der Illusion verharren können, daß es seiner Partei gelingen könnte, den preußischen Staat unter das römische Joch zu beugen. Der Standpunct der Regierung ist in der Kirchenfrage immer derselbe geblieben, und Krone wie Ministerium vertreten ihn gleicher Weise. Das ersah man deutlich aus Falks Ausführungen, welche streng den Grundzügen entsprachen, welche der Kronprinz seiner Zeit schon in seinem bekannten Schreiben an den Papst bezüglich der Friedensstiftung im Kirchenstreite niedergelegt hat. Hier wie dort wird erklärt, daß man die principiellen Gegensätze zwischen Staat und Kirche unberührt lassen will, daß man aber auf praktischem Gebiete eine Verständigung versuchen wolle. Bei diesem Versuche aber wird der Staat sich alle seine Rechte streng wahren, deren er zur Aufrechterhaltung seiner Autorität und zur Erfüllung seines Berufes bedarf.

Die friedliche Wendung, welche sich am Jahresschlusse in der gesammten auswärtigen Politik vollzogen hat, scheint glücklicher Weise auch in unseren inneren socialen Kämpfen und Nöthen eintreten zu wollen. Die schreckliche demagogische Bewegung, welche unser ganzes Staatsleben zu untergraben drohte und bereits ihre frevelhafte Hand nach dem Leben unseres theuern Kaisers ausgestreckt hatte, liegt am Boden und Ruhe und Sinn für Ordnung beginnt wieder in die verwilderten Theile der Bevölkerung einzuziehen. Noch läßt sich nicht übersehen, ob die Macht der anarchischen Gelüste bereits endgültig gebrochen ist oder ob sie noch zu neuen Anläufen fähig ist. Jedenfalls aber steht es fest, daß die bisherige Organisation der revolutionären Propaganda zerstört ist, daß ihrer weiteren Ausbreitung feste Schranken gezogen sind, und die Hoffnung ist berechtigt, daß mit jedem Tage das Terrain der socialistischen Agitation sich verengern wird, bis ihr der Boden bei uns fast gänzlich entzogen sein wird.

Nicht wenig wird zu dieser Beseitigung der socialdemokratischen Strebungen die Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse beitragen, die wir Alle erstreben und erhoffen. Da ist es denn von höchster Bedeutung, daß gerade jetzt der Reichskanzler mit einer Publication hervorgetreten ist, welche eine feste Bahn für die Reform unserer Wirthschaftspolitik vorzeichnet und die praktischen Reformarbeiten überhaupt eröffnet. In einem dicht vor dem

Weihnachtsfeste publicirten Schreiben an den Bundesrath entwickelt der Reichskanzler seine Gesichtspuncte für die bevorstehende Reform der Steuergesetzgebung und die mit derselben in engstem Zusammenhange stehende Revision des Zolltarifes. Eine hoch bedeutsame Schrift, welche mit einem Schlage die ganze Nation zu der lebhaftesten Discussion ihrer vitalen wirthschaftlichen Interessen gebracht hat. Der Reichskanzler erklärt in derselben, in erster Linie stehe für ihn das Interesse der finanziellen Reform und zwar der Verminderung der directen Steuerlast durch Vermehrung der auf indirecten Abgaben beruhenden Einnahmen des Reiches. Dieser Standpunct des Reichskanzlers ist bekannt. Ebenso der zweite hier abermals ausgesprochene Hauptpunct seines Programms, daß in Folge der Steigerung der indirecten Einnahmen des Reiches ein Theil der directen oder indirecten Steuern auf verfassungsmäßigem Wege erlassen oder den Communalverbänden überwiesen werden soll. Neu aber ist der Satz, mit dem der Reichskanzler hier seine Zolltarifreform, die zur Verwirklichung der Finanzreform helfen soll, ihrem Wesen und Charakter nach darlegt. Er sagt in demselben, es empfehle sich nicht, nur einzelne Artikel, welche sich besonders dazu eignen, mit höheren Zöllen zu belegen, sondern er empfehle, zu dem Principe der Zollpflichtigkeit aller über die Grenze eingehenden Gegenstände zurückzukehren. Der Reichskanzler vertheidigt alsdann diesen Grundsatz der Wiederherstellung der allgemeinen Zollpflichtigkeit in sehr eingehender Weise sowohl in finanzieller wie in wirthschaftlicher Hinsicht und hebt besonders hervor, daß ein solches Zollsystem nicht der Abneigung begegnen könnte, der Schutzzölle für einzelne Industriezweige ausgesetzt zu sein pflegten. Gegen Ende des sehr ausführlichen Schreibens wird eine Revision der Eisenbahntarife behufs Beseitigung der Differentialzölle als nothwendige Ergänzung der Revision der Grenzzölle angekündigt. Am Schlusse wird dann endlich entwickelt, daß die Rückkehr zum Principe der allgemeinen Zollpflicht der jetzigen Lage unserer handelspolitischen Verhältnisse entspreche und daß es nothwendig sei, vor jedwedem neuen Tarifvertrage mit dem Auslande auf autonomem Wege ein Zollsystem zu schaffen, welches die gesammte inländische Production der ausländischen gegenüber in die möglichst günstige Lage bringt.

Dieses sind die Hauptmomente des an allgemeinen Gesichtspuncten und speciellem Material überaus reichen Actenstückes. Schon bei oberflächlicher Betrachtung desselben drängt sich sofort der Gedanke auf, daß dieser Reformplan großartig kühn und mit eiserner Consequenz aufgebaut ist. Ist er in seinen Voraussetzungen richtig, und das scheint nicht zu bezweifeln, so muß er von gewaltiger Wirkung sein. Sodann aber, wie Unrecht thut man, den Reichskanzler für einen Schutzzöllner im althergebrachten Sinne zu halten, denn die allgemeine Zollpflicht, die er anstrebt, schließt doch das Privilegium

des Schutzzolles im landläufigen Sinne völlig aus. Und ferner, wie sehr erkennt man hier, was wir so oft betont haben, daß es absolut nothwendig ist, sich von den alten Doctrinen des Freihandels und des Schutzzolles bei der praktischen Behandlung der wirthschaftlichen Dinge loszumachen. Der Reichskanzler hat durch seinen Reformplan aufs Neue dargethan, daß es einen dritten Standpunct giebt, den des praktischen nationalen Interesses. Mögen diejenigen, die über diesen Reformplan zu befinden haben, den gleichen Standpunct einnehmen, dann wird das Resultat jedenfalls der Entwickelung unseres nationalen wirthschaftlichen Lebens förderlich sein.

Bis jetzt läßt sich noch nicht sicher feststellen, wie sich die Nation und ihre Vertretung zu dem Plane des Reichskanzlers stellen wird. Was die letzte, den Reichstag, anlangt, so möchte derselbe, nach dem Programme seiner freien wirthschaftlichen Vereinigung zu schließen, den Gedanken des Fürsten im Großen und Ganzen durchaus nicht so fern stehen. Vom Bundesrath glaubt man, daß er für die Pläne Bismarcks gewonnen sei und was die Nation selbst anlangt, so klingen zwar die Stimmen in der Presse und in der sonstigen Discussion noch sehr wirr durcheinander, es scheint aber, daß das Programm des Fürsten in diesen so vielfältig sich kreuzenden Interessenfragen den Punct richtig herausgefunden hat, für den sich schließlich eine Majorität der Interessen vereinigen und erklären wird. Möge das neue Jahr uns auch das Glück eines neu gegründeten nationalen wirthschaftlichen Gedeihens verleihen!

29. December. J.

Literatur.

Rosamunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, 1878. — Unsere neuere dramatische Literatur will aus dem Stadium der „Studien“ und des „schätzbaren Materials“ einmal noch nicht herauskommen, und wenn das vielleicht für unsere Bühnen und alle, die mit und auf ihnen zu thun haben, recht beklagenswerth ist, so ist es doch nicht zu ändern; Alles hat seine Zeit. Indessen sind unter den Arbeiten, welche auf der Bühne kein Glück machen oder gar nicht auf sie gelangen, doch manche werthvolle Bausteine für das dramatische Gebäude der Zukunft, und unter ihnen stehen wieder Heinrich Kruses Dramen in erster Reihe. Unablässig ist sein Streben darauf gerichtet, einen correcten Bau herzustellen, in welchem sich das Gesetz der tragischen Schuld mit allen seinen Consequenzen und in allen seinen Entwickelungsstufen vollziehe und erfülle; wenn er darüber leicht in eine allzu ängstliche Abzirkelung einzelner Theile verfällt und über der Sauberkeit der Ausführung oft der Schwung einer voll ausgebenden und von Leidenschaften flammenden Sprache vermißt wird, so tritt freilich deutlich genug hervor, daß auf diesem Wege das letzte Ziel nicht direct erreicht werden kann, aber darum ist der Weg doch nicht ganz und gar zu verwerfen und dem, der so eifrig auf ihm wandelt, die Anerkennung rastlosen Strebens nicht zu versagen. Die letzte Schöpfung des Dichters, „Rosamunde“, trägt im Großen und Ganzen dieselbe Signatur, wie seine übrigen Stücke, und hat

speciell mit dem „Mädchen von Byzanz" den Mangel gemein, daß der Dichter aus seiner historischen resp. sagenhaften Vorlage getreulich auch viele anekdotenhafte Züge herübergenommen und sich damit selbst die Möglichkeit geraubt hat, mehr aus dem Vollen zu arbeiten und einerseits die Macht der Leidenschaft, andererseits den historischen Geist der geschilderten Zeit so recht zum Worte kommen zu lassen. Die Gepidin Rosamunde fühlt sich neben ihrem Gatten, dem Longobarden Alboin, immer als die prädestinirte Rächerin ihres von Alboin erschlagenen Vaters, und der ihr von ihrem Gatten auferlegte Zwang, aus Kunimunds Schädel zu trinken, bringt ihren Entschluß, den Alboin zu tödten, zur Reife; in Helmichis und Paredeo findet sie die nöthigen Helfershelfer, um dann schnell genug die Jämmerlichkeit des Helmichis zu erkennen und der fürchterlichen Kehrseite ihrer Blutthat inne zu werden; mit Helmichis erleidet sie durch einen Anschlag des Exarchen Longinus von Ravenna, der eigentlich nur den Helmichis treffen und ihn zu Gunsten des Exarchen beseitigen soll, den Tod. Wenn man nur diese großen Züge der Fabel vor Augen hat, empfindet man alle Sympathie für ihren gesetzmäßigen und der tragischen Gerechtigkeit, wie dem sittlichen Bewußtsein entsprechenden Verlauf; sobald man sich aber die einzelnen Scenen des vierten und fünften Actes vergegenwärtigt, in denen der sich mit der Herrschaft der Sünde vollziehende sittliche Fall der Rosamunde und ihres Hauptgenossen in gar zu kleinen und realistischen Zügen dargestellt wird, entbehrt man mit einem gewissen Unbehagen den lebendigen Reiz einer auch den Fluch der Leidenschaft verklärenden, schwungvolleren Darstellung. Mit dieser Wiedergabe des Eindrucks namentlich der letzten Hälfte der Dichtung haben wir auch die Art der Charakteristik gekennzeichnet; bei aller sorgfältigen und wohlberechneten Ausführung vermögen die Gestalten nur wenig zu erwärmen; Alboin möchte die am meisten ansprechende Persönlichkeit sein. E—e.

Italien. Ansichten und Streiflichter von Victor Hehn. Zweite, stark vermehrte Auflage. Berlin, Gebr. Bornträger, 1879. — Man vertieft sich in diese Betrachtungen und Skizzen mit dem angenehmen Gefühl, endlich wieder über Italien etwas zu lesen, was wir nicht anderwärts, nur mit anderen Worten, oft schon gelesen haben. Natur und Landschaft, Geschichte und Kunst, Sprache und Volksart sind dem Verfasser gleich vertraut, aber was wichtiger ist, er ist ein selbständiger Denker, es gelingt ihm, in dem vielbeschriebenen Lande Neues zu sehen. Ein für das Schöne lebhaft empfindender, aber zugleich über die Gründe des Schönen sich eingehend Rechenschaft gebender Geist spricht aus diesen Schilderungen, wie z. B. die Reize der Landschaft nicht von Neuem besungen, sondern vortrefflich analysirt sind. Man hat dem Verfasser vorgehalten, daß er etwas ins Schöne male, besonders über den italienischen Volkscharakter zu günstig urtheile. Er rechtfertigt sich mit der Zeit, in der das Buch zuerst erschien (1867) und mit dem Leserkreis, an den er sich wandte: er schrieb zu Deutschen, mit dem Zwecke, ihrem Verständniß und ihrer Sympathie die fremde Volksart näher zu bringen. Er schrieb ausdrücklich eine Apologie, zu der aber die treffendsten und feinsten Beobachtungen verwandt sind. Der ästhetische Gesichtspunct ist dabei immer der vorherrschende; wo andere Maßstäbe ins Spiel kommen, ist die Kehrseite des Bildes doch angedeutet, wenn auch nicht ausgeführt. Daß das Urtheil des Verfassers, trotz lebhafter Neigung, frei und unbestochen ist, zeigt besonders der neu hinzugekommene Abschnitt: „Einige Rathschläge, die nicht im Bädeker stehen", Rathschläge, die in Scherz und Ernst ebenso vom Besuch des Landes abmahnen als dazu auffordern und anleiten, und deren Studium Jedem zu empfehlen ist,

der sich nach dem zum allgemeinen Reiseziel gewordenen Lande streckt. Den Einen wird das Buch vor Illusionen behüten, dem Anderen wird es eine Hülfe sein, den Genuß an dieser unerschöpflichen Bildungs- und Lebensquelle sich zu vertiefen. L.

Sepp, Meerfahrt nach Tyrus. — Bald nach Beendigung des ruhmreichen Krieges der Jahre 1870 und 1871, welcher uns wieder ein mächtiges, großes und einiges deutsches Reich brachte, wurde der Gedanke angeregt, die Gebeine des großen deutschen Kaisers Friedrich I. Barbarossa aus Asien zu holen und im Dom zu Cöln beizusetzen. Kaiser Barbarossa, auf einem Kreuzzuge begriffen, erkrankte bekanntlich am 10. Juni des Jahres 1190 gelegentlich eines Bades im Flusse Salef. Seine Leiche wurde zerstückelt, das Fleisch von den Knochen gelöst, die Weichtheile in der Peterskirche zu Antiochia beigesetzt, die Gebeine aber nach Tyrus gebracht und dort in der Kathedrale beigesetzt. Durch Rückführung dieser Gebeine nach Deutschland würde die alte Volkssage, daß der Kaiser Barbarossa nicht gestorben sei, sondern an einem verborgenen Orte schlummere und mit Erneuerung des Deutschen Reiches zurückkehren würde, gleichsam erfüllt worden sein.

Es wurde deshalb auf Befehl des Reichskanzlers Fürsten Bismarck im Jahre 1874 auf Kosten des Deutschen Reiches eine Expedition zur Aufsuchung und Heimführung der Gebeine des großen Hohenstaufen ausgerüstet. An ihrer Spitze stand der bekannte Palästinaforscher Professor Dr. Sepp in München; ihm schloß der neueste Biograph des Kaisers Barbarossa, Dr. Hans Prutz, damals in Berlin, sich an.

Nachdem Dr. Prutz den Bericht über seine Reise schon vor längerer Zeit in der „Nationalzeitung" publicirt hat, liegt jetzt auch der ausführliche Reisebericht des Führers der Expedition, Dr. Sepp, in einem stattlichen, von der Verlagshandlung E. A. Seemann in Leipzig in solidester und schönster, ja classischer Weise ausgestatteten, kleinen Octavbande von 24 Bogen, trefflich gedruckt, mit zahlreichen, den Text erläuternden und das Buch schmückenden Holzschnitten, mit schönen Initialen und Vignetten versehen, vor.

Sepp beschreibt darin seine Reise über Egypten nach Tyrus, giebt eine Baugeschichte und Beschreibung der jetzt in Ruinen liegenden Kathedrale zu Tyrus, beschreibt seine Ausgrabungen darin, die bei dieser Gelegenheit gefundenen Fragmente verschiedener Art, den Sarkophag des Origines, einen alten Taufstein von seltener Form u. A., giebt auch ausführliche Nachricht über Tod und Bestattung des Kaisers Barbarossa, schließt an seine thatsächlichen Berichte aber auch allerlei historische Reminiscenzen und philosophische Betrachtungen. Leider ist sein Styl sehr unklar; er stellt die verschiedenartigsten Dinge, Wichtiges und Nebensächliches und gar nicht dazu Gehöriges unmittelbar neben einander und erschwert dadurch und durch seine verworrenen Satzbildungen ungemein das Lesen und das Verständniß seines interessanten Buches.

Die Gebeine des großen Kaisers hat Sepp freilich nicht gefunden. Ob er nicht an der richtigen Stelle und nicht in systematischer Weise darnach gesucht hat, läßt sich bei der Unklarheit seines Berichtes nicht erkennen. Es ist freilich auch sehr wohl möglich, daß die fraglichen Gebeine schon früher, gelegentlich der Zerstörung der Kathedrale oder bei den wiederholten Nachgrabungen in derselben schon beseitigt worden sind. Ueberdies besagt eine (nicht sehr glaubhafte) Notiz eines Chronisten, daß die Ueberreste des Kaisers schon im Mittelalter in aller Stille nach Deutschland gebracht und im Dome zu Speier beigesetzt worden sind, wovon dort jedoch nichts bekannt ist. R. B.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 2. Januar 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Frankreich im Jahre 1878.

Frankreich hat hinter sich ein Jahr ungestörter innerer Sammlung. Zu den kriegerischen Verwickelungen, die einen Theil von Europa in Anspruch nahmen, zu den Bewegungen im Innern, die anderen Staaten nicht erspart blieben, bildet der Zustand Frankreichs in dieser Zeit einen um so bemerkenswertheren Gegensatz, als gerade dort die andauernde Befriedigung in stiller und friedlicher Häuslichkeit etwas Unerhörtes ist. Nicht mit Unrecht sind die Franzosen selber erstaunt über die ungeheure Wandlung, die mit ihnen vorgegangen ist. Sie sind sich selbst ein Wunder. Während sie sonst sich rühmten, anderen Völkern voranzusein in Fortschritt, Freiheit und Ruhmesthaten, zielt jetzt ihr Ehrgeiz darauf hin, voranzuleuchten durch Weisheit und Bescheidenheit, Selbstbeherrschung und Geduld. Diese Tugenden sind es, die in feurigen Reden von den Führern der herrschenden Partei gepriesen und dem Volke anempfohlen werden, und die Gerechtigkeit erfordert hinzuzufügen, daß diese Tugenden nicht blos gepredigt, sondern auch ausgeübt werden. Wie viel auch die republikanische Partei den Fehlern und dem Zwiespalt ihrer Gegner verdankt, mit gutem Grunde darf sie auch ihrer Disciplin sich rühmen, ihrer Klugheit, ihrer Mäßigung. Der hochbegabte Führer Jung-Frankreichs lenkt, indem er sich selbst erzieht, gleichzeitig die politische Erziehung seines Volkes, und so wenig man geneigt sein wird, für unsere Nachbarn jenseits des Wasgaus irgend eine Vorhersagung zu wagen, wird man doch aussprechen dürfen, daß die republikanischen Einrichtungen in Frankreich niemals größere Aussicht auf Dauer und Beständigkeit hatten, als heute. Mit merkwürdigem Geschick hat die Republik eine unblutige Schlacht um die andere ihren Gegnern abgewonnen. Die unverwüstliche Spannkraft des französischen Volkes hat sich niemals glänzender gezeigt, als in der inneren Arbeit, die seit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, seit den Feuerbränden der Commune im Gange ist und Erfolg auf Erfolg gehäuft hat.

Sie müßten freilich nicht Franzosen sein, wenn sie nicht das Bedürfniß hätten, auch in ihrer neuen Rolle der Bewunderung der Welt sich darzubieten. Jene häusliche Zurückgezogenheit haben sie sich selber dadurch erleich-

tert, daß sie zur Entschädigung während des Sommers glänzende Gesellschaft einluden und das Völkerfest um sich riefen, das mit gewohnter Meisterschaft an beiden Ufern der Seine zugerüstet wurde. Die politische Absicht dieses Unternehmens lag auf der Hand, weniger als jemals hatte es den allgemeinen Zweck der Förderung des Wissens und Könnens der Menschheit zum Zweck. Die Weltausstellung war ein Meisterstück der Republik. Diese führte sich als vollbürtiges Glied in die europäische Staatenfamilie ein und brachte damit zugleich ihre inneren Gegner zum Schweigen. Frankreich lud alle Völker gleichsam zur officiellen Feier seiner Rehabilitation ein. Sie sollten Zeugen sein des Glücks, des Aufschwungs, der Wohlfahrt, deren sich Frankreich kraft seiner Elasticität und Arbeitskraft wieder rühmen konnte. Sie sollten bewundernd anerkennen, daß Frankreich von den Schicksalsschlägen sich erholt und seinen Rang unter den fortgeschrittensten Culturvölkern mit nichten eingebüßt hat. Sie sollten wieder Vertrauen gewinnen zu einem Gemeinwesen, das sich so ganz in die Friedensarbeit versenkt hat, und sie sollten aufs Neue bezaubert werden von der ausgesuchten Liebenswürdigkeit, mit welcher Paris seine Gäste, die freilich schwer bewaffnet mit Napoleons kamen, Monate lang bewirthete und ergötzte. Diese politische Absicht war von Anfang an so wenig verborgen, daß schon aus diesem Grunde der Entschluß unserer Reichsregierung begreiflich war, von einem Feste ferne zu bleiben, das für Frankreich zum Schemel seiner Verherrlichung dienen sollte. Zu verschweigen brauchen wir nicht, daß auch die beschämenden Erfahrungen, die unser Gewerbfleiß in Philadelphia gemacht hatte, auf diese Enthaltung von Einfluß waren. Stimmen von Gewicht, welche den Entschluß der Reichsregierung mißbilligt hätten, sind nicht laut geworden, um so weniger, da ja der allgemeine Nutzen dieser universalen Schaufestlichkeiten, im Unterschied von Specialausstellungen, mehr und mehr fraglich geworden ist. Rühmen wollen wir aber auf alle Fälle die Höflichkeit und feine Sitte, die auch den zahlreichen deutschen Besuchern des Marsfeldes durchgängig entgegen gebracht wurde.

Angenehme Eindrücke haben die Gäste aus der republikanisch gewordenen Weltstadt nach Hause gebracht, im Unterschied von den Zeiten des Kaiserreichs wollten sie größeren Ernst, tüchtigere Arbeit, einfachere Sitten bemerken; auch den Eindruck mögen die Meisten gewonnen haben, daß die gegenwärtigen politischen Einrichtungen auf gutem Fundamente ruhen und von der großen Mehrzahl ehrlicher Leute getragen werden. Doch die entscheidende Zeit ist für die herrschende Partei erst damit angebrochen, daß der Kampf um die Herrschaft vollends zu Ende geführt und die Uebereinstimmung der Gewalten hergestellt ist. Die Senatswahlen bilden in dieser Hinsicht einen Wendepunct. Gambetta selbst, sonst immer in rosigen Farben malend, hat

zu den Handlungsreisenden geäußert: „jetzt, da die Zeit der Gefahren vorüber ist, beginnt die Zeit der Schwierigkeiten.“ In diesem Augenblick wird sich die Republik ihrer ganzen Verantwortung bewußt. Frei geworden von hemmenden Einflüssen im Innern, wird sie an ihre Versprechungen erinnert werden, und der Franzose ist, wie man sagt, daran gewöhnt, Alles und Jedes, Regen und Sonnenschein und den Gang der Geschäfte auf Rechnung seiner Regierung zu setzen. In der siegreichen Partei selbst werden, je länger sie im Besitze der Gewalt ist, um so gewisser innere Spaltungen entstehen, und die eigenthümliche Stellung Gambettas, der als Redner der Republik zugleich ihr führender Genius ist, und doch außerhalb jeder Verantwortung steht, wird in irgend einer Weise eine andere Definition erhalten müssen. Doch das sind fernere Sorgen; das Ruhebedürfniß auf der einen und maßvolle Klugheit auf der anderen Seite lassen die Hoffnung, daß auch der weitere Verlauf ein normaler sein werde, bis jetzt gerechtfertigt erscheinen.

Maßvoll und taktvoll ist auch bis dahin das Wiedererscheinen Frankreichs auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Schon die bloße Theilnahme am europäischen Congreß hat hingereicht, bei seinen Staatsmännern und Wortführern ein Gefühl voller Selbstbefriedigung zu erzeugen. „Der Einfluß Frankreichs hat nicht wenig zur Aufrechthaltung des europäischen Friedens beigetragen,“ so verkündigte stolz das Manifest der Linken für die Senatorenwahlen. Gewiß würde keine andere Partei in der Ausnützung sehr mäßiger Erfolge zugleich so bescheiden und so geschickt sein. Wir Deutsche wollen uns keiner Täuschung darüber hingeben, was bei der zähen, ausdauernden Geduldarbeit des Nachbarlandes der geheim wirkende Stachel ist, welcher Hintergedanke bei dem Werke der Sammlung die herrschende Partei wie alle anderen beseelt. Aber es kann doch nicht ohne Wirkung bleiben, wenn die Republik seit Jahren genöthigt ist, vor Illusionen zu warnen und unausgesetzt Geduld, Vernunft und Frieden zu predigen. Indessen vergehen die Jahre und die europäische Welt gewöhnt sich an anderes zu denken, als an das, was vor acht Jahren die Geister bewegt hat. Die Aussicht auf Allianzen zu Revanchezwecken hat sicher für Frankreich in dieser Zeit nicht zugenommen, Niemand betrachtet mehr das erstarkte Deutschland als eine Bedrohung oder Gefahr, und es hat nicht erst des Attentatsfiebers bedurft, um allen Monarchien eine gewisse Zurückhaltung vor jeder, auch der maßvollsten Republik einzuflößen. Nach ganz anderen Richtungen hin ist jetzt das Interesse abgezogen: durch die Neugestaltung der östlichen Welt wird die künftige Stellung der Mächte bestimmt, nicht durch rückwärts gewandte Haßgefühle. Und da trifft es sich angenehm für die Ruhe der mitteleuropäischen Welt, daß der Ehrgeiz, sich wieder zu regen und zu zeigen, die französische Republik in eine Richtung verweist, wo die Gefahr eines Zusammenstoßes

mit den deutschen Interessen eine äußerst entfernte ist. Nicht ohne Absicht scheint gerade Frankreich die Initiative in der griechischen Sache übertragen worden zu sein. Es ist dadurch zum Verfechter von Interessen geworden, die nicht allen Mächten gleichmäßig am Herzen liegen, am wenigstens aber England. Ja es ist damit gleichsam das Haupt einer unsichtbaren Allianz geworden, die sich zum Widerstand gegen die Allgewalt des britischen Einflusses in den östlichen Gewässern zusammenfindet. Man mag den Minister Waddington noch so sehr im Verdachte britischer Sympathien haben, und der britische Thronerbe mag noch so intim mit dem Haupte der republikanischen Partei sein, Thatsache ist, daß heute schon im Mittelmeer die Rivalität zwischen England und Frankreich eröffnet ist. Der Suezkanal, Cypern, die syrische Küste, das sind empfindliche Puncte, und wie sehr die Politik Lord Beaconsfields die Empfindlichkeiten Frankreichs äußerlich schonen mag, so ist sie doch mit allem Nachdruck in eine Bahn eingelenkt, die auch Frankreich mehr und mehr nach dieser Seite hin, nach Seite des Orients, beschäftigen wird.

Und so erfolgt denn die innere Aufrichtung Frankreichs wie sein Wiedereintritt in die europäische Politik unter Umständen, die für uns nicht unerwünscht sind: sie gestatten uns eine Theilnahme, die frei von Neid und frei von Sorge ist. g.

Straßburg vor der Reformation.

Unter den zahlreichen Problemen, welche in jüngster Zeit die deutsche Geschichtsforschung beschäftigen, nimmt eine nicht unbedeutende Stelle die Frage ein, in welchem Verhältniß der deutsche Humanismus, namentlich einzelne hervorragende Humanisten zur Reformation gestanden haben. Ihre interessanteste und zugleich schwierigste Zuspitzung erfährt diese Frage bei dem kosmopolitischen Haupte der ganzen Schule, bei Erasmus. Bis vor kurzem war man auf protestantischer Seite (welcher die Erforschung und Darstellung dieser Zeiten fast ausschließlich zugefallen ist) so ziemlich darüber einig, daß des großen Niederländers zuerst mit Theilnahme beobachtende, dann vorsichtig reservirte, endlich offen feindselige Haltnng aus seiner Charakterschwäche, Eitelkeit, Bequemlichkeit erklärt werden müsse. Während eigentlich der ganze Humanismus mit Sang und Klang in das Lutherische Lager übergegangen zu sein schien, wurde es Erasmus zu einem ganz besonderen Vorwurf gemacht, daß er dieses so gut wie einmüthige Verhalten seiner Schüler und Gesinnungsgenossen durch eine ärgerliche Ausnahme gestört und gehemmt habe.

Unter denen, welche sich eingehender mit diesen Dingen beschäftigen, war wohl längst die Ansicht verbreitet, daß sich eine derartige Auffassung kaum mehr behaupten lasse, daß der deutsche Humanismus in Wirklichkeit doch etwas anders zur Reformation gestanden habe, als man bisher meinte. L. Geigers sorgfältige Biographie Reuchlins (1871) zeigte bei aller sonstigen Verschiedenheit des schwäbischen Gelehrten von Erasmus eine recht weit gehende Uebereinstimmung beider in ihrem Urtheil und ihrem Verhalten zur Reformation. Die Vorwürfe, welche man vielfach Erasmus gemacht hatte, ließen sich auf Reuchlin nicht wohl übertragen. Man mußte also nach anderen Erklärungen suchen.

Einige Jahre nach dem Erscheinen von Geigers Reuchlin brachte die „Revue d'Alsace" (1874) einen Aufsatz K. Schmidts über Seb. Brant, welcher den deutschen Gelehrten nicht so bekannt geworden zu sein scheint, wie er es verdiente. Schmidt nun zeigte uns in Brant einen Humanisten, welcher eine noch sehr viel conservativere Stellung zu den großen Tagesfragen beobachtet habe, als Reuchlin und Erasmus. Von dem, was man sich bei uns gewöhnt hatte unter einem Humanisten zu verstehen, ließ sich bei dem Brant, wie ihn hier Schmidt, offenbar aus sehr umfassender und genauer Kenntniß des gesammten Materials, schilderte, kaum etwas entdecken, und es währte nicht lange, so erhielten wir von demselben Gelehrten über Wimpheling, den Vater des elsässischen Humanismus, ähnliche Andeutungen.

Vor zwei Jahren trat in diese Erörterung Abbé Dâcheux ein mit einem ziemlich umfangreichen Werke über Geiler von Kaisersberg. Früher hatte man auch diesen merkwürdigen Prediger als Vorläufer der Reformation angesehen: Abbé Dâcheux reclamirte ihn gleich auf dem Titel als réformateur catholique. In Deutschland scheint man auch von diesem Buche kaum Notiz genommen zu haben, und doch enthielt es neben vielem auffallend verkehrten und für einen historisch Gebildeten kaum begreiflichen eine Menge sehr wichtiger Mittheilungen aus Geilers zwar längst gedruckten, aber selten in dem nöthigen Umfang gelesenen Aeußerungen und daneben eine ziemliche Anzahl bisher unbekannter Briefe und Actenstücke. Namentlich die aus einer Copie des hiesigen Stadtarchivs zum ersten Male leidlich genau gedruckten einundzwanzig Artikel, welche Geiler im Jahre 1501 dem Straßburger Rath übergeben hat als eine Summe der von ihm geforderten Reformen, zeichnen die Stellung des Münsterpredigers in sehr charakteristischer Weise. Schon jetzt ließ es sich gar nicht mehr in Abrede stellen, daß man von dem elsässischen Humanismus früher eine recht irrige Ansicht gehegt hatte. Die unmittelbar der Reformation vorhergehende Entwickelung Straßburgs (denn in Straßburg concentrirt sich die ganze Bewegung) mußte wesentlich anders beurtheilt werden, als dies bisher üblich gewesen war.

Diese Berichtigung überlieferter Ansichten hat nun kürzlich K. Schmidt in manchen Beziehungen zum Abschluß gebracht durch seine Literaturgeschichte des Elsasses am Ende des fünfzehnten und im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts.*) Seit nahezu vierzig Jahren nimmt Professor Schmidt unter den Gelehrten Straßburgs eine hervorragende Stelle ein. Auf den verschiedensten Gebieten der Geschichte der christlichen Religion und Kirche hat er durch seine emsigen Forschungen und klaren Schilderungen neues Licht verbreitet; sein Leben Melanchthons, Johann Sturms, Peter Martyrs, seine Untersuchungen über Johann Tauler, über die Gottesfreunde und den deutschen Mysticismus im vierzehnten Jahrhundert haben ihn Allen rühmlich bekannt gemacht, deren Studien diese Zeiten berühren. Die vorhin erwähnten Abhandlungen über Brant und Wimpheling zeigten ihn in der Geschichte des elsässischen Humanismus vorzüglich bewandert. So mußte man einem Werke, welches eine zusammenfassende Schilderung der literarischen Entwickelung des Elsasses vor der Reformation verhieß, von vornherein mit großen Erwartungen entgegensehen. In vielen Beziehungen hat der Verfasser dieselben sicherlich übertroffen. Ueber dreißig Jahre mit dem Gegenstande beschäftigt, in bewunderungswürdigem Umfange Kenner der zum Theil sehr seltenen Drucke, in welchen diese Literatur zerstreut liegt, dazu mit einer überraschenden Fülle handschriftlichen Materials vertraut, mit Land und Menschen jener Zeit bis in die kleinsten Einzelnheiten bekannt, hat Schmidt namentlich die biographische Seite seiner Aufgabe in einer solchen Weise behandelt, daß die deutsche Wissenschaft ihm zum lebhaftesten Danke verpflichtet ist, ein Dank, welcher auch dadurch nicht geschmälert werden soll, daß es der Verfasser vorgezogen hat, diesen durch und durch deutschen Gegenstand in französischer Sprache zu behandeln und ein Buch, um welches sich herzlich wenig Franzosen kümmern werden, in Paris erscheinen zu lassen. Dieser äußerliche Umstand wird allerdings der Verbreitung des Buches auf seinem natürlichen Gebiete sehr im Wege stehen; die Wissenschaft kann sich nur insofern davon berühren lassen, als etwa die fremde Sprache der innigen Durchdringung des Gegenstandes hinderlich gewesen wäre.

Wie erscheinen nun die elsässischen Humanisten (um den kurzen, wenn auch nicht durchweg treffenden, ja auf Einzelne kaum anwendbaren Ausdruck beizubehalten) nach dieser tausend Puncte ihrer Thätigkeit, ihres Denkens und Empfindens in ein neues Licht rückenden Darstellung? Durchweg als Männer, welche an der Gestalt, die Staat, Gesellschaft, Kirche und Schule ihrer Zeit gewonnen haben, im Einzelnen unendlich viel auszusetzen, mit einer oft leiden-

*) Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XV[e] et au commencement du XVI[e] siècle. Paris 1879. 2 Bde.

schaftlichen Reizbarkeit zu tadeln finden, die wesentlichen Grundlagen der überlieferten Weltordnung aber, namentlich die katholische Kirche und auch die katholische Wissenschaft heilig gehalten wissen wollen. Nicht nur gewisse Aeußerlichkeiten der kirchlichen Ueberlieferung, sondern recht eigentlich die Substanz derselben gilt ihnen als unantastbar. Die Verkehrtheiten der zeitlichen Erscheinung des Katholicismus erkennen sie durchaus nicht als natürliche Folgen gewisser Grundfehler der römischen Kirche, sondern lediglich als Entstellungen ihres wahren Wesens. Nicht wenige der Schäden ihrer Tage leiten sie, namentlich Wimpheling und Geiler, daraus her, daß die willkürliche, zuchtlose, gierige Laienwelt ihre gewaltthätige Hand an die ehrwürdige Kirche gelegt hat, daß Fürsten, Adel und Magistrate um die Wette die Kirche berauben. Gewiß geißeln sie Alle mit schonungslosem Eifer die Verweltlichung des Klerus, namentlich des Regularklerus, aber nichts liegt ihnen ferner als die Meinung, daß deshalb die klösterliche Institution selbst angetastet werden solle. Vielmehr wird man wohl sagen dürfen, daß nicht nur Geiler, sondern auch seinen Freunden das Klosterleben in seiner strengen, reinen Uebung als höchste Form der menschlichen Existenz erscheint. Sie wollen Alle die classischen Studien fördern. Besserung des Jugendunterrichts ist ihnen fast allen eine wahre Herzenssache, und das Mittel zu dieser Besserung erblicken sie vorwiegend in einer zweckmäßigen Verwendung der alten Literaturen. Aber auch diese gereinigte und gekräftigte Jugendbildung soll vor allem der Kirche dienen, oder doch der moralischen Besserung der lasterhaften Menschheit, und sowie das antike Heidenthum Miene macht, sich selbständig neben oder gar gegen die Kirche zu stellen, fahren sie mit einer Art Wuth gegen solch gottloses Beginnen los. Ueberhaupt sehen sie die intellectuelle Bildung der Menschen als etwas untergeordnetes an; ihr Herz soll rein, ihr Wandel tugendhaft, ihr Glauben fest sein. Wie sie in all ihren Erzeugnissen die Form merkwürdig gering schätzen neben dem Inhalt, in allen Stücken den denkbar schroffsten Contrast zu ihren italienischen Zeitgenossen bilden, von dem Hauch der Schönheit, der sinnlichen Gestaltenfülle, den wir mit der Renaissance fast unzertrennlich verknüpft denken, absolut nicht berührt sind, so erscheinen sie überhaupt in manchem wichtigen Punct fast ganz als Kinder des Mittelalters. Wer sollte es denken, daß sich diese Männer viele Jahre hindurch für die unbefleckte Empfängniß ereifert haben, daß Wimpheling und Geiler sich wiederholt mit dem Gedanken getragen, der bösen Welt als Einsiedler für immer den Rücken zu kehren?

Nein, insofern der Humanismus eine die Welt und ihre Bildung von Grund aus umkehrende Macht war, haben diese frommen, braven, fast ohne Ausnahme in ihrem Lebenswandel musterhaften, aber sehr vorsichtigen, durch die Tradition gebundenen, etwas pedantischen, ziemlich oft geschmacklosen El-

sässer von ihm nichts gewußt. Sie berühren sich in vielen Puncten dem Gesammtcharakter nach mit Reuchlin: von der scharfen Klarheit des Erasmus stehen sie weit ab, von dem kühnen Thatendrange Huttens besitzen sie gar nichts. Nicht die Lust, eine neue Welt zu gestalten, sondern die Trauer, eine alte theure Welt fast hoffnungslos versinken zu sehen, erfüllt sie. Daher ist etwas grämliches, leicht verstimmtes und gereiztes in ihnen. Sie haben eine eigenthümliche Neigung zu polterndem Eifer. Die Welt zeigt sich ihnen vorwiegend in trüben Farben, und uns zeigen sie diese Welt so zerrüttet, daß, wer sie nur aus ihren Schilderungen kennte, unmöglich auf den Gedanken kommen würde, daß in dieser Zeit die mächtigsten Keime einer großen Wiedergeburt schlummerten, ja bereits arbeiteten.

In der That können wir uns über eine solche Stimmung und Anschauung kaum wundern. Wer wie diese Männer in allen Gedanken und Empfindungen an dem Kern der kirchlichen Ueberlieferung hing, das Wesen derselben nur von ihren momentanen Entstellungen reinigen wollte, wer so vorwiegend in der moralischen Sphäre sich bewegte, wer so ehrlich und gewissenhaft, mit so warmem Herzen auf dem Alten stand, der mußte am Ende des fünfzehnten und im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts die Welt gar traurig finden. Nur Selbsttäuschung, nur sehr mangelhafte Kenntniß der wirklich vorhandenen Factoren konnte den Glauben aufkommen lassen, daß auf dem alten kirchlichen Fundament durch Rede und Schrift eine erhebliche Besserung erzielt werden könne. Der Glaube und die Hoffnung dieser Männer stand in einem unaufhörlichen Widerspruche mit dem, was sie jeden Tag sahen und hörten. Sie forderten unablässig Besserung, und sie sahen von denen, welche hätten bessern können, fast Niemand dazu bereit. Sie waren die wärmsten Freunde der Kirche und doch dazu verdammt, jeden Augenblick mit denen, welche über die Kirche Macht hatten, zusammen zu stoßen. Im Reichthum der Kirche, besonders der Klöster, erblickten sie eine Hauptquelle der kirchlichen Verderbniß und hielten sich doch wie Geiler verpflichtet, die Ansprüche der Kirche zu verfechten, welche ihre Reichthümer immer weiter mehren mußten. Sie dachten der kirchlichen Bildung aus den classischen Autoren neue Säfte zuzuführen: kaum war die Arbeit begonnen, so schrieen hier die Mönche, begannen da die, welche sie Heiden nannten, das Ueberlieferte ganz umzustürzen. Und wie im Kirchlichen, so im Weltlichen. Fast alle diese Elsässer sind mit der ganzen ihnen eigenen, man möchte sagen, arglosen Herzlichkeit gut kaiserlich. Ohne kaiserliche Autorität können sie sich die Welt so wenig denken, wie ohne päpstliche. Die Schweizer, welche sich vom Reiche lossagen, erregen den heftigsten Ingrimm Wimphelings, was mit seinem ganzen Wesen in bester Uebereinstimmung steht und daher kaum von Schmidt so scharf gegeißelt zu werden brauchte. Wimphe-

ling, Geiler, Brant leben persönlich mit Kaiser Maximilian in recht nahen Beziehungen, theilen seine Reformträume. Oefter ruft er sie zu sich, um in tiefstem Vertrauen mit ihnen über die Besserung der schlechten Welt zu berathen. Geiler hat uns von der liebenswürdigen schlichten Art, wie der Kaiser mit solchen Männern verkehrte, eine Schilderung hinterlassen, welche uns recht anschaulich macht, wie ein solcher Herrscher bei allen Schwächen eine große Popularität genießen mußte. Konnte es aber mit dem, welcher von Alexander VI., Julius II., Leo X. Reinigung der Kirche hoffte, trostloser stehen als mit dem, welcher von Kaiser Maximilian eine Herstellung der alten Herrlichkeit des Reichs erwartete? Der Eine war so übel daran wie der Andere.

Bis zu diesem Puncte wird wohl jeder Leser der Schmidtschen Darstellung und Auffassung, von Einzelnheiten abgesehen, zustimmen. Aber ist auch das Resultat, welches sich aus dem ganzen Werke zu ergeben scheint, von der Art, daß wir es acceptiren könnten? Vielleicht thut man dem Verfasser Unrecht, da er darauf verzichtet hat, gewissermaßen die Summe der ganzen von ihm geschilderten Entwickelung zu ziehen. „Ein Anderer," sagt er im Vorwort, „wird ein zusammenhängendes Gemälde (tableau d'ensemble) entwerfen können, ich habe mich begnügt, die Materialien dafür zu sammeln." Die von ihm angewendete Methode, die einzelnen Männer (Wimpheling, Brant, Geiler, die Mitarbeiter und Schüler Wimphelings, endlich Thomas Murner) zuerst in ihrem Leben, dann in ihren Schriften zu schildern, war der Absicht, die in unendlich emsiger Arbeit gesammelte Fülle des gelehrten Stoffes möglichst vollständig auszubreiten, gewiß sehr förderlich, während sie das, was diese Männer in ihrer Gesammtheit gefördert haben, zurücktreten läßt. Aber der aus der Lectüre gewonnene Eindruck ist doch wohl der, daß diese elsässischen Humanisten für die folgende kirchliche Entwickelung, welche sie sicherlich nicht gewünscht haben, auch indirect von geringer Bedeutung gewesen seien. Hatte man sie früher zu innig mit der Reformation verknüpft, so scheinen sie ihr jetzt doch vielleicht etwas ferner gerückt, als sie wirklich waren. Denn obwohl ihr Streben in ganz andere Richtung ging, thatsächlich mußte das, was sie wollten, was sie predigten und schrieben, der Reformation die wichtigsten Dienste leisten.

Dächeux hat, wie oben bemerkt, Geiler als katholischen Reformator hingestellt. Gewiß wollte er die katholische Kirche reformiren: hat er sie auch reformirt? Das Ergebniß seiner langen, unermüdlichen Arbeit ist die Verzweiflung am Erfolg. „Von dem Pabst bis zum Sigristen," ruft er einmal, „und vom Kaiser und König hinunter bis zum Hirten findest du eitel Bosheit." Und an einer anderen Stelle: „Es ist keine Hoffnung, daß es besser werde, sondern böser, und das Maß der Bosheit, das jetzt gestrichen

ist, wird in Zukunft gehäuft werden.“ Aehnlich dachten Wimpheling und Brant. Ein langes Leben voll Mühe und Sorge und uneigennützigster Aufopferung, wie es diese Männer mit einander und von einem stattlichen Kreise tüchtiger Schüler und Mitarbeiter unterstützt, dem Wohl ihrer Mitbürger gewidmet hatten, unter denen viele der Angesehensten und Einflußreichsten ihnen nahe verbunden waren, dieser ganze seltene Kraftaufwand schien so gut wie nichts gefruchtet zu haben. Für die Männer, welche diese schwere und undankbare Arbeit vollbracht hatten, war am Abend ihres Lebens trübe Resignation die natürliche Stimmung. Ganz anders aber mußte das jüngere Geschlecht denken, welches auf ihren Schultern stand. Diese Jüngeren konnten aus den Lebenserfahrungen ihrer Meister, sofern sie von der Kraft ihrer Ueberzeugung, von ihrer sittlichen Energie erfüllt waren, doch wohl kaum etwas Anderes folgern, als daß auf dem Wege, welchen jene inne gehalten hatten, allerdings nichts zu hoffen sei, daß aber deshalb doch nicht alle Hoffnung aufgegeben werden müsse. Für das jüngere Straßburg, welches unter den Predigten Geilers und in der Erziehung und Lehre Wimphelings herangewachsen war, namentlich für diejenigen Männer, welche wie Jacob Sturm im innigsten Verkehr mit ihnen gestanden hatten, mußte es vielmehr die größte Bedeutung haben, daß sie Jahrzehnte hindurch ein so ernstes, so reines und doch so unfruchtbares Streben beobachtet hatten. Für die bevorstehende große Wendung war das die wirksamste Vorbereitung, welche überhaupt gedacht werden konnte. Denn kein gewissenhafter Mann (und gewissenhaft waren diese Straßburger, die Alten wie die Jungen, in einem seltenen Maße) wird den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit wagen, den kühnen Schritt in eine dunkle Zukunft, wenn er nicht zuvor aus einer langen, vielseitigen Erfahrung die Ueberzeugung geschöpft hat, daß diese Vergangenheit hoffnungslos verloren ist. Das war in Wirklichkeit die unschätzbare Vorarbeit des Straßburger Humanismus für die Reformation, daß er in einem Umfange, wie es wohl keine andere deutsche Stadt erfahren hat, den Beweis von der Unverbesserlichkeit der Zustände auf dem Grunde der alten Kirche geliefert hatte.

Geiler, Wimpheling und Brant haben so Geist und Herz ihrer Mitbürger auf das Gründlichste für den kritischen Augenblick vorbereitet, wo Luther wagte, woran jene nicht einmal gedacht hatten. Daher der stille, unaufhaltsame, mit unerschütterlicher Sicherheit und Ruhe sich vollziehende Gang der reformatorischen Bewegung in Straßburg. Voller Pietät setzt man behutsam einen Schritt vor den anderen, denn in wärmster Pietät gegen die alte Kirche ist man aufgewachsen. Man stürmt nicht leidenschaftlich drein; man erwägt mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jede Maßregel; man will gewiß nicht unnöthig verletzen. Aber man ist ebenso fest entschlossen, sich durch

nichts von dem Ziele ablenken zu lassen, dessen Erreichung man als unbedingte Nothwendigkeit erkannt hat in langer und ernster Prüfung der kirchlichen Fragen. Hätte man keinen anderen Grund mit möglichster Schonung vorzugehen, schon die Rücksicht auf den alten Wimpheling, der von dem nahen Schlettstadt aus immer dringender warnt, würde dazu bestimmen. Denn die Männer, welche die Reformation einbürgern, sind, von den Geistlichen selbst abgesehen, fast durchweg solche, welche mit Wimpheling und seinen Genossen in der engsten Beziehung gestanden haben: sein Lieblingsschüler Jacob Sturm, Brants Schwiegersöhne Mathias Pfarrer und Peter Bütz und viele Andere.

„Wenn ich ein Ketzer geworden bin," schrieb einst Jacob Sturm dem verehrten Lehrer, „so habt Ihr mich dazu gemacht." Der Schüler meinte dem Meister treu zu bleiben, wenn er die Verwirklichung seiner Gedanken auf ganz anderem Wege suchte. Aber so verschieden der Weg, so groß war die innere Uebereinstimmung des Wesens, welche die Straßburger Reformatoren mit den Straßburger Humanisten verknüpfte. Dieselbe Menschenart, dieselbe Gemüths- und Charakterform tritt uns hier und da entgegen. Wahre Menschenfreundlichkeit ist der Grundzug, aus dem die Bestrebungen des älteren Geschlechts entspringen. Es jammert sie das Elend der Armen, um die sich eine gottlose Genußsucht nicht kümmert. Man muß lesen, wie Wimpheling, wie selbst Murner die verzweifelte Lage der Bauern schildert. Man begreift dann recht die rühmliche Milde, durch welche sich später Straßburg in den Stürmen des Bauernkrieges auszeichnete. Man liebt hier nicht die schroffen Gegensätze, die rücksichtslose Gewalt. Es ist eine gewisse weiche, milde Humanität in den Jüngeren wie in den Aelteren. So aufrichtig man Luther bewundert, sein starrer Dogmatismus, sein rasches, rücksichtsloses Verdammen anders Denkender stößt zurück. Seine Härte fehlt wie seine Energie.

Diese Energie aber muß immer bewunderungswürdiger erscheinen, je genauer die Vorgeschichte der Reformation erkannt wird. Noch als Ranke schrieb, sah man sie so an, daß gewissermaßen die Bande, welche das deutsche Volk an die römische Kirche knüpften, bereits völlig zerfressen waren: ein Schlag, und sie fielen ab. Luther selbst freilich, das wußte man wohl, rang schwer und hart, bis er sich losriß. Aber eben dieser schwere Kampf schien ihm eigenthümlich. Jetzt wissen wir, daß nahezu für die ganze ältere Generation der deutschen Humanisten Rom ebenso von unantastbarer Majestät umgeben war, wie für den jungen Luther. Ganz Deutschland seufzte unter dem widrigen Drucke, war aber in Geist und Gemüth noch so fest an die alte Autorität gebunden, daß der Gedanke, sich von ihr loszusagen, zunächst nur erschrecken konnte. Als es Luther wagte, traten diejenigen, welche lange als seine Vorläufer gegolten haben, scheu zurück. Reuchlin wie Brant und

Wimpheling schien das Thun des Wittenberger Mönchs eine arge Vermessenheit.

Auf diesem Hintergrunde erscheint, wie sich von selbst versteht, auch das Verhalten des Erasmus vollkommen anders, als es angesehen zu werden pflegte. Er war nicht ängstlicher, als seine Elsässer Freunde, sondern kühner. Er kehrte sich nicht, im Gegensatze zu dem großen humanistischen Kreise, in welchem er sich bis dahin bewegt hatte, von der ganz neuen Wendung Luthers ab, sondern in wesentlicher Uebereinstimmung mit ihm. Freilich war er den kirchlichen Mißbräuchen schärfer als andere Humanisten zu Leibe gegangen; freilich hatte er in viel größerem Umfange als irgend ein anderer, positiv und negativ, Luther die Wege geebnet. Dafür war er auch scharfsichtiger, um die Gefahren des vollständigen Bruchs mit Rom zu erkennen, wie Luther ihn vollzog, Gefahren, welche keineswegs nur die materielle Existenz in Staat, Gesellschaft und Haus bedrohten, sondern auch die geistige Bildung angingen. Es waren denn doch zwei sehr verschiedene Weltanschauungen, welche diese beiden Männer vertraten. Erasmus konnte wohl meinen, daß die Cultur, welche ihm besonders am Herzen lag, durch Luther mehr geschädigt als gefördert werde. Erasmus stand zu den Fragen der Intelligenz ganz anders, als seine Straßburger Freunde. Er war vor allem ein scharf denkender, sie warm fühlende und gut handelnde Männer. Ihm war die Wissenschaft, ihnen die Religion die Hauptsache. Um so begreiflicher, daß er sich nicht entschließen konnte, Luther in den Kampf mit Rom um der Rechtfertigung allein durch den Glauben willen zu folgen. Er sah den Rückschlag, welchen Luther in der katholischen Welt erzeugte, wie er die Mächte, welche bisher bildungsfreundlich die humanistischen Bestrebungen gegen den Zelotismus der Mönche geschützt hatten, auf die Seite der Dunkelmänner hinüber trieb. Er sah unter Luthers Anhängern selbst bald einen Geist, von dem er für jene Bestrebungen Uebles fürchtete. Innerlich war er eigentlich immer von Luther geschieden. Offen gegen ihn aufzutreten konnte er aber nur unendlich schwer vermocht werden, wie wir erst kürzlich wieder aus seiner von Horawitz veröffentlichten Correspondenz mit Herzog Georg von Sachsen auf das Deutlichste erfahren haben. Die Gegner Luthers wußten sehr wohl, wie außerordentlich viel darauf ankam, in Erasmus gewissermaßen das Haupt der europäischen Wissenschaft Luther entgegen zu stellen. Auch in Wittenberg wußte man es. Aber zuletzt mußte der Zusammenstoß der unverträglichen Richtungen erfolgen. Es war einer der wichtigsten Triumphe der katholischen Kirche, als es geschah. Denn nun war entschieden, daß sich nur ein Theil der frei gewordenen Geisteskräfte des Jahrhunderts Luther anschloß, ein anderer bei Rom blieb.

Straßburg. H. Baumgarten.

Odilo.*)

„Der Menschheit Höchstes ist die Liebe!“

Unter diesem Motto bietet Oskar von Redwitz in seinem „Odilo“ eine Dichtung von ergreifendem Inhalt, die ich den Lesern dieser Blätter auf das Angelegentlichste empfehlen möchte. Und doch bin ich bei solcher Empfehlung auf lebhaften Widerspruch gefaßt, da von vielen Seiten die Worte Tendenz, sentimentaler und reflectirender Ton, subjective Stimmung, übermäßige Breite u. dgl. m. ertönen werden. Diesen Einwendungen kann ich ihre Berechtigung nicht völlig abstreiten, will aber darzulegen versuchen, weshalb die Mängel des Werkes nicht im Stande gewesen sind, mir den Gesammteindruck desselben zu beeinträchtigen, und weshalb man meiner Meinung nach, wenn man sich nicht überhaupt durch ein Vorurtheil von der Lectüre der Dichtung abhalten oder an ihrer Beendigung hindern läßt, mit keinem anderen Gefühl als dem der Sympathie und des Dankes von ihr scheiden kann.

Schon der Vorwurf, der dem Liede mit dem vieldeutigen Worte Tendenz gemacht werden könnte, trifft nicht vollständig zu. Gewiß hat man von Anfang an das Gefühl, daß der Dichter eine bestimmte Idee zur Darstellung bringen will, aber diese in dem oben citirten Motto ausgesprochene Idee ist eine so allgemein menschliche und wahre, daß sie von allen Schlacken einer einseitigen religiösen oder politischen Tendenz frei ist und ihre Darlegung sich weit über dem Getriebe des alltäglichen Parteistreites zu halten vermag; nicht eine zweifelhafte und dem Streite des Tages unterliegende Controverse enthält das Wort, sondern eine Wahrheit von unbestrittener Gültigkeit und ewiger Dauer. Das allerdings ist zuzugeben, daß man der Dichtung, und zwar nicht immer zu ihrem Vortheil, überall anmerkt, wie sich der Dichter um seiner Idee willen gerade diesen Stoff gewählt oder geformt hat, daß also die Idee sich nicht erst als das immanente und unwillkürliche Ergebniß der Handlung dem Leser darstellt, sondern ihrerseits auf die Gestaltung des Stoffes bestimmend eingewirkt hat. Zu einem ernsteren Schaden für die Dichtung ist das jedoch nur, wie man aus dem folgenden Ueberblick über den Inhalt ersehen wird, bei einem mehr dem Ende zu liegenden Theile geworden.

Odilo, der Sohn eines katholischen Arztes Justus Ritter, tritt nach dem frühen Tode des Vaters gegen den Wunsch seiner protestantischen Mutter Walburg, aber nicht ohne ihre Zustimmung in ein in nächster Nähe der Heimathsstadt gelegenes Kloster Mariagnaden, wohin ihn das in dem erwähnten

*) Odilo. Von Oskar von Redwitz. Stuttgart, J. G. Cotta. 1878.

Motto enthaltene Vermächtniß des Vaters und das Vorbild eines verstorbenen Oheims, der jenem Kloster als Mönch angehört hat und der Pathe und Lehrer des Neffen gewesen ist, gebieterisch zu rufen scheinen. In dem Kloster sind, hauptsächlich durch den Abt Johannes und den Novizenmeister Innocenz, die Gegensätze einer weltmännischen und weitherzigen Anschauung und einer streng römischen und ascetischen Richtung vertreten, und der junge Novize wird durch die angeborene Weichheit seines Wesens zu der einen, durch seine schwärmerische Glaubensinnigkeit zu der anderen hingezogen; die Entscheidung bringt für ihn der durch die Ränke des Innocenz herbeigeführte Tod des Johannes, indem ihn jetzt der nunmehrige Abt Innocenz ganz an sich zu fesseln und sogar von seiner protestantischen Mutter loszureißen weiß. Die Darstellung des Dichters hat hier vielfach einen kräftig realistischen Zug; mit sicherer Hand sind die Gegensätze und ihre Vertreter gezeichnet, und die Schilderung geht, so reich ihr Gedankeninhalt ist, doch wenig über das Maß hinaus, welches durch die Handlung geboten ist; sie giebt uns die Unterlage und den Hintergrund für das persönliche Geschick Odilos, welches ja ohne eine solche Versinnlichung seiner Umgebung unverständlich bleiben würde, und verliert sich dabei weder in eine weitläufige Auseinandersetzung von nicht zur Sache gehörigen Dingen, noch in inhaltslose und überflüssige Abstractionen. Vortrefflich sind dann auch weiterhin die inneren und äußeren Momente der Krisis geschildert, durch welche Odilo schließlich am Ende seines Novizenjahres zu einem Bruche mit dem Klosterleben und dem Austritt aus demselben gelangt; zumal in der Charakteristik des Odilo und des Innocenz erweist sich der Dichter nicht blos als herzenskundig, sondern auch als vorzüglich befähigt, die einzelnen Stadien eines schweren inneren Kampfes und eines verwickelten dialektisch-psychologischen Processes klar und ohne eine allzu große Vertiefung in dogmatische Spitzfindigkeiten darzulegen; höchstens könnte man an dieser und jener Stelle die Ausführung knapper wünschen.

Nachdem sich Odilo durch seinen Austritt aus dem Kloster aus den Banden der Mystik und Ascese befreit, mit der Welt und vor Allem mit der Mutter seinen Frieden geschlossen und darüber doch auch die Ruhe seines Herzens und den Glauben an eine göttliche Vorsehung nicht verloren hat, wählt er die Laufbahn des Vaters und kehrt sechs Jahre später in glücklichster Stimmung, aber leider mit einem Aussehen, durch welches schärfere Augen an die auszehrende Krankheit des Vaters erinnert werden, in die Heimath zurück, um an derselben Stätte, wo früher das Kloster Mariagnaden gestanden hat und nach dessen Brande ein Irrenhaus erbaut ist, unter bewährter Leitung in die ärztliche Praxis einzutreten. Bei Gelegenheit der Einführung Odilos in das Irrenhaus werden dann auch dem Leser verschiedene Irre vorgeführt und, so schön die Betrachtungen sind, in denen der

Dichter das Schicksal dieser Unglücklichen in eine Beziehung zu Odilos Lebensaufgabe und zu jenem Motto seines Lebens bringt, hier ist der Punct, wo sich der Dichter durch die Tendenz über den Rahmen der Handlung und der durch sie gebotenen Vertiefung des Hintergrundes hinausführen läßt; auch die an einzelnen Stellen angebrachten stark realistischen Striche thun nicht überall wohl. Die Tendenz freilich wird auch hier nicht etwa einseitig ausgebeutet und zu einer Parteifrage erniedrigt, aber mit der Handlung hat der Abschnitt „Wahnbilder" nur durch das darin zuletzt erwähnte „Sternenlied" zu thun; durch letzteres ist allerdings in sehr geschickter Weise der folgende Abschnitt „Angelica" auch innerlich vorbereitet.

Den genannten Namen führt die Tochter des Hofraths Friedrich Streiter, des Vorstehers des Irrenhauses, und mit dem Vortrage des „Sternenliedes" singt sich dies anmuthige Wesen dem jungen Hausgenossen Odilo ins Herz, aber bald, und noch ehe er eine Werbung gewagt hat, erkennt dieser, daß die Krankheit des Vaters auf ihn vererbt ist und daß er ein Unrecht begehen würde, wenn er in solchem Zustande ein zweites Leben an das seine fesseln wollte: heldenmüthig bezwingt er sich, heldenmüthig kämpft auch Angelica, die sich ohne ausdrückliches Geständniß seiner Liebe bewußt geworden ist, und Odilo zieht in die Thalstadt in das Haus der Mutter, um dort, so lange es geht, in bescheidener ärztlicher Thätigkeit das väterliche Testament der Liebe zu vollstrecken. Auch hierbei soll ihm der Kampf mit der Außenwelt nicht erspart bleiben; der protestantische Vicar und der katholische Kaplan, letzterer besonders durch den von Brodneid erfüllten Physikus angestachelt, fallen in gleich heftiger und zelotischer Weise über den entlaufenen Mönch, den Sohn der Ketzerin, den Atheisten her, bis dieser sich in schwerster Nothzeit als allzeit hülfsbereiten und durch kein religiöses Vorurtheil gehinderten Retter erweist und mit der Macht der Menschenliebe und Opferwilligkeit den Bann des Fanatismus bricht; daß dieser Thätigkeit sein eigenes Leben zum Opfer fällt, kümmert ihn nicht weiter, und Alle, die ihm lieb sind und die ihn lieben, ergeben sich frommen Sinnes in die ihm so früh beschiedene „Vollendung". Mit den von Angelica gesungenen Tönen des „Sternenliedes" klingt auch die Dichtung aus:

„Wohnt höheres Geschlecht darin,
Mit Geist und Herzen höh'rer Art?
Wird dieses Lebens Räthselsinn
Vielleicht einst dort uns offenbart?
Fliegt unser Geist, stets mehr befreit,
Dereinst von Stern zu Stern vielleicht,
Bis er des reinsten Licht erreicht?
Ach, Sterne, sagt mir: was ihr seid!"

Uebrigens hat in diesem letzten Theile die Tendenz der Composition keinen Schaden zugefügt; was uns vorgeführt wird, gehört zur Handlung, und stark ausgeprägte, mit individuellem Leben erfüllte Persönlichkeiten sind es, durch welche der Dichter die einander bekämpfenden und sich doch zum gemeinsamen Streit gegen Odilo vereinigenden Gegensätze vertreten läßt.

Wenn somit die Tendenz vom Standpunct der Oekonomie und Composition aus nur als ein geringer Stein des Anstoßes gelten und eher als der belebende Hauch der Dichtung, als der reine und edle Ausdruck einer hohen und innigen Auffassung des Lebens gepriesen werden kann, ja ihr bloßes Vorhandensein dem Herzen wie dem Kopfe des Dichters gleiche Ehre macht, so darf allerdings nicht geleugnet werden, daß der gewählte Stoff fast ausschließlich eine Seite des Lebens hervortreten läßt, welche der sentimentalen und reflectirenden Betrachtungsweise viel mehr Spielraum bietet, als einer naiven und die Dinge nur in ihrer concreten Seite erfassenden. Wie sehr die Wahl eines derartigen Stoffes gerade Oskar von Redwitz nahe liegt, ist aus seinen beiden verbreitetsten epischen Dichtungen, „Amaranth“ und „Hermann Stark“, bekannt genug, und auch die Art und Weise, in der er einen solchen Stoff behandelt, ist eine seiner innersten Natur entsprungene, doch ist damit nicht jede Veränderung ausgeschlossen, und gerade bei „Odilo“ ist meines Erachtens in Betreff der Behandlung ein gewisser Fortschritt zu constatiren. Der Dichter sagt in einem kurzen poetischen Vorwort selbst:

„Als Zwanziger ich einst die „Amaranth“,
Den „Odilo“ ich jetzt als Fünfz'ger schrieb.
Und hab ich auch zu diesem zweiten Lied
Mein Harfenspiel wohl vielfach neu bespannt,
Bleibt doch mein erstes mir noch gleichfalls lieb;
Denn trotz der beiden Lieder Unterschied
Sind innerlich sie dennoch tief verwandt,
Und auch ich selbst mir darin treu verblieb,
Der ich in beiden, wie mein Herz mich trieb,
Mein inn'res Leben gleich getreu bekannt.“

Obgleich in diesen Worten offenbar die bedeutende Umwandlung, welche die ganze Lebensanschauung des Verfassers erfahren hat, stärker betont ist, so kann man doch den Ausdruck von dem „vielfach neu bespannten Harfenspiele“ auch auf das Bewußtsein des Dichters beziehen, daß er auch der Form noch mehr Herr geworden sei und dem gleichen Wollen jetzt ein größeres Können zur Seite stehe. Im „Odilo“ ist weder der Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen so locker wie in der „Amaranth“, noch drängt sich die Reflexion so übermäßig vor wie im „Hermann Stark“, sondern wir haben, was die Vertheilung und Zusammenfügung des Stoffes betrifft, einen fest gefügten Bau vor uns und auch das reflectirende Element steht, wenn auch

in breiter Ausführung, überall im Dienste der Handlung, so daß selbst der, dessen Geschmacksrichtung eine andere ist, hier diesen ihm an und für sich unbehaglichen Bestandtheil wohl mit in den Kauf nehmen kann. Dazu hilft außerdem nicht wenig die vortreffliche Zeichnung der Charaktere, auf die ich schon oben gelegentlich hingewiesen habe. Da ist Odilo selbst, der weiche, schwärmerische Jüngling, der sich mit solcher Innigkeit an den Abt Johannes und dessen liebsten Ordensgenossen Theophil anschließt und sich nur mit Mühe durch Innocenz in die Bahn der Ascese und des Fanatismus hineintreiben läßt, der, alsdann vor die schwere Entscheidung zwischen der dogmatischen Satzung und dem natürlichen und heiligen Gefühl der Sohnesliebe gestellt, den Weg zur Natur zurückzufinden weiß und sich nun trotz aller Weichheit und Innigkeit des Gefühls als ein fester und mannhafter Kämpfer bis zum letzten Athemzuge bewährt und dem der schwerste Kampf der Selbstüberwindung in so rührender Weise gelingt. Da ist ferner Walburg, dieses herrliche Bild einer ganz in der Liebe zum Sohne aufgehenden und zu jedem Opfer, nur nicht dem der Ueberzeugung, bereiten Mutter, da sind Angelica und ihr tapferer und weisheitsvoller Vater, da sind die Hausgenossen Cyprian und Base Katharine, alles, selbst die nur skizzirten, eigenartige Gestalten, in denen das Gebot der Liebe ohne Unnatur und Kasteiung zur Wahrheit geworden ist. In zweiter Reihe stehen, ihnen beinahe ebenbürtig, der Abt Johannes und Theophil und einige andere Mönche, sowie die Frauen des Vicars und des Physicus; namentlich verdient die Scene zwischen Doris, der Frau des Vicars, und ihrem Gatten Gotthold wegen der Perspective, die sie eröffnet, hervorgehoben zu werden. Und auch jene Persönlichkeiten, in denen das Gesetz der Liebe nicht waltet oder nur schwer zum Durchbruch kommt, mit welcher psychologischen Feinheit, mit welcher Gerechtigkeit und Milde sind sie gezeichnet! Selbst der Fanatismus eines Innocenz starrt uns nicht als ein Zerrbild entgegen, sondern wird uns begreiflich gemacht und mit schonender Hand auf seinen verständlichen und menschlichen Ursprung zurückgeführt. In diesem Theile seiner dichterischen Arbeit, in der Schilderung der Persönlichkeiten und ihrer Zusammen- und Gegenüberstellung, ist der Dichter stets auf fester Bahn gewandelt, an ihm ist nichts von den unkünstlerischen Elementen zu spüren, die in der breiten Ausführung der an und für sich berechtigten Reflexionen, in der Einschaltung subjectiver Meinungsäußerungen und in der an Amplificationen und Wiederholungen reichen Sprache, wie in der Monotonie der vierfüßigen gereimten Jamben, von denen die angeführte Strophe des „Sternenliedes" eine Probe giebt, allerdings wahrzunehmen sind.

Indem ich diese Schwächen der Dichtung auch nicht mit einem einzigen Worte zu beschönigen versuche, weise ich dagegen noch ausdrücklich auf die

Tiefe der Ideen hin, die das Werk in so hohem Grade auszeichnet und um deren Willen auch das Hervortreten des reflectirenden Elements nicht in dem Grade ästhetisch verletzend wirkt, als es sonst vielleicht trotz seiner engen Verknüpfung mit der Handlung wirken würde. Die schwersten Räthsel des menschlichen Daseins kommen zur Sprache, die gewichtigsten Zweifel werden angeregt, die entschiedensten Gegensätze werden einander gegenübergestellt, aber in den Worten des Friedens und der Versöhnung, von denen das Lied überall widerhallt, erhalten die Räthsel ihre Lösung, werden die Zweifel entschieden, erfahren die Gegensätze eine Ausgleichung, und zwar erfolgt die Entscheidung keineswegs von dem Standpuncte eines einseitigen Dogmatismus aus, sondern der Dichter geht in echt religiöser, echt christlicher Weise auf das A und O des Menschendaseins, auf das Gebot der Liebe, zurück und findet in ihm die höhere Einheit aller der verschiedenen Richtungen, die sich in ihrem Unverstand so grimmig anfeinden und befehden. Wenn auch der Dichter sich selbst mit Recht das Zeugniß geben mag, daß er bereits in der „Amaranth" „sein inn'res Leben bekannt" habe, und der Leser hinzufügen kann, daß auch dort ein Ringen nach der Wahrheit kund wird, so hat sich der Dichter doch hier, wie er selber fühlt, auf einen weit höheren Standpunct gestellt und sein Schaffen ist nicht nur kunstgerechter geworden, sondern ist dem eigentlichsten Ziele der Poesie, versöhnend und befreiend zu wirken, so nahe gekommen, daß ihm dieser Fortschritt von einer einseitigen Anschauung zu einer von so echter Lebens- und Gottesweisheit durchdrungenen Auffassung zu hoher Ehre gereicht. Gerade in unserer von Parteiungen zerrissenen und in ihren Fugen wankenden Zeit thut sein hohes Lied der Menschenliebe und Duldsamkeit doppelt wohl und stellt sich mit dem Geiste, aus dem es gesungen ist, würdig neben so manche andere Schöpfungen, in denen die tieferen und erleuchteteren Kinder unseres Volkes von dem hohen Sinne, der in ihnen lebt und der darum auch unserem Volke in seiner Gesammtheit noch nicht verloren gegangen sein kann, Zeugniß abgelegt haben.

Edm. Fritze.

Der lateinische Münzverein.

Die Phase, in welche der lateinische Münzverein der im Jahre 1865 zusammengetretenen Staaten Frankreich, Belgien, Schweiz und Italien durch den neuesten Vertrag vom 5. November 1878 getreten ist, hat neben der besonderen Bedeutung für die Vertragsstaaten ein allgemeineres Interesse in zweierlei Hinsicht. Einmal ist damit die erste praktische Probe auf die einst-

mals, und zwar vor keineswegs langer Frist, sehr beliebte Idee der Weltmünzeinheit zu einem relativen Abschlusse gediehen; zweitens ist über das nur neuerdings wieder so geräuschvoll angepriesene Princip der Doppelwährung, auf welchem die lateinische Convention beruht, eine Art von praktischer Entscheidung getroffen worden. In beiderlei Hinsicht lautet das Urtheil der Erfahrung wesentlich im Widerspruche mit den Illusionen, die man sich zuvor gemacht hatte. Jetzt war die fünfzehnjährige Dauer jener Convention ihrem Ende nahe, und die daran betheiligten Staaten hatten die Aufgabe, zu untersuchen, ob die Erneuerung des Vertrages überhaupt angemessen, ob im Falle der Bejahung dieser Vorfrage wesentliche Aenderungen in seinen Grundlagen vorzunehmen seien. Die Antwort war im Sinne einer Verlängerung auf wesentlich veränderten Grundlagen bereits durch die Conferenzen der letzten Jahre gegeben. Die wesentliche Aenderung war seit Jahren durch die Silberentwerthung und durch die Papiergeldwirthschaft Italiens nothwendig geworden, und sie traf das Princip der Doppelwährung und traf die Schwierigkeiten einer Münzeinheit zwischen souveränen Staaten.

Die sonst bereits vielfach erörterte Verminderung des Silberwerthes, die seit dem Jahre 1873 mit zahlreichen Schwankungen hin und her dennoch weit von dem bisherigen Werthe abwich und gegenwärtig etwa zwanzig Procent beträgt, veranlaßte schon seit dem Jahre 1874 die Staaten des Münzvereins, ihre Silberausprägungen einzuschränken, weil der Vertrag auf dem Grundsatze beruhte, daß jeweilen Silber gleich Gold volle Zahlungskraft nach dem Werthverhältnisse von 1 : 15½ haben sollte, eine freie Ausprägung des Silbers (der Fünffrankenstücke) bei so bedeutender Entwerthung aber nothwendig dahin führen mußte, daß bei dem großen Gewinn an dieser Werthdifferenz das Silber massenhaft in die Münze drang und das um denselben Unterschied werthvollere Gold aus dem Lande hinausdrängte, mit den seit langer Zeit geschilderten Schäden der Doppelwährung, daß der Profit dieser Umwälzung einer Anzahl von Speculanten, der große Schaden den staatlichen Finanzen und der ganzen Volkswirthschaft zufiele.

Die Schweiz hat das Verdienst, schon im Jahre 1873 die Versammlung einer Conferenz veranlaßt zu haben, um gegenüber dieser Gefahr den Goldvorrath des Münzvereins sicherzustellen; sie ergriff die Initiative in dieser Frage, und ihre auf gänzliche Unterdrückung der Silberausprägung gerichteten Anträge wurden, allerdings nur sehr allmählich, als eine Nothwendigkeit durch ihre verschiedenen Münzverbündeten anerkannt. Sie selber hat wenigstens seit dem Jahre 1875 consequent auf die ihr zufallende Quote von silbernen Fünffrankenthalern Jahr aus Jahr ein verzichtet. (Vergleiche die Berichte der schweizerischen Delegirten zu den Münzconferenzen in Paris in

den Jahren 1874, 1875 und 1876, sowie namentlich die neueste Botschaft des Bundesrathes an die Bundesversammlung, betreffend die am 5. November 1878 in Paris unterzeichneten Münzconventionen, vom 6. December 1878.) Die Silberausprägung betrug im Jahre

1875: 150 Mill. Frcs.
1876: 120 „ „
1877: 65 „ „
1878 gänzlich eingestellt.

Die neueste Conferenz, die am 1. October 1878 in Paris begann, befand sich daher in Wirklichkeit nicht mehr vor dem Vertrage von 1865 (welcher die unbeschränkte Ausprägung silberner Fünffrankenthaler als einfache Folgerung aus dem Princip der Doppelwährung gestattet), sondern die Doppelwährung war inzwischen bereits sistirt, weil in Belgien, Frankreich, der Schweiz und dem in den letzten Jahren hinzugetretenen Griechenland die Silberprägung seit 1878 vollständig eingestellt war, die Münzzustände Italiens aber, wie wir sogleich sehen werden, am allerwenigsten den Vorschriften des alten Vertrages entsprachen.

Als die einzelnen Delegirten ihre Instructionen der Conferenz eröffneten, zeigte sich, daß Belgien die absolute Einstellung der Silberprägung in den fünf Staaten verlangte; es erklärte sich bereit, den Goldstücken der Münzunion gesetzlichen Cours zu geben, widersetzte sich dagegen dem gesetzlichen Course des Silbergeldes und zeigte wenig Neigung zum Abschlusse eines Vertrages auf eine längere Dauer, um sich die Möglichkeit vorzubehalten für den Uebergang zur reinen und ausschließlichen Goldwährung im entscheidenden Augenblicke. In diesem Lande war durch den Wechsel des Ministeriums insofern eine Aenderung auch in der Münzfrage eingetreten, als das neue Cabinet, verschieden von seinem Vorgänger in den Jahren 1874 bis 1876, bestimmt zur Goldwährung (im Gegensatze zur Doppelwährung) hinneigte.

Dann aber deutete Belgien mit großer Rückhaltlosigkeit auf einen Uebelstand hin, welcher mit der zuvor schon angedeuteten Papiergeldwirthschaft Italiens zusammenhängt und in der That für den ganzen Bestand der lateinischen Münzconvention, ja für die Frage eines internationalen Münzvertrages überhaupt, von einschneidender Wichtigkeit ist. Italien ist bekanntlich, wie früher und heutzutage so manches andere Land, durch finanzielle Mißstände zum Zwangscourse seines Papiergeldes getrieben worden, es hat damit — durch die Noth gedrängt — die ersten Grundsätze des internationalen Münzvertrages oder vielmehr dessen unentbehrliche Voraussetzungen in den Wurzeln verletzt. In dem Momente, wo ein an der internationalen Münzeinheit theilnehmender Staat für eine überfließende Masse seines Papiergeldes den

Zwangscours ausspricht und damit die Folge einer Entwerthung des Papiergeldes gegen das bisherige Metallgeld herbeiführt, drängt er durch das minderwerthige, aber gleichberechtigte papierne Zahlungsmittel das Metallgeld zum Lande hinaus. Der Zustand eines international gleichen Münzwesens ist mit diesem Vorgange beseitigt, der Vertrag ist in den Fundamenten einseitig aufgehoben. Was können die anderen am Vertrage betheiligten Staaten hiergegen thun? Es ist mit dieser einzigen Erfahrung allein die gebrechliche Natur eines Weltmünzvereins selbst in seinen stückweisen Versuchen oder Anfängen (wie es die lateinische Münzconvention von 1865 ist) handgreiflich dargelegt. Ein Zwang ist weder materiell noch formell seitens der anderen Staaten angezeigt. Nicht materiell: denn es ist nicht der böse Wille, welcher den Vertrag verletzt, und der durch Zwangsmittel zu bändigen wäre; umgekehrt vielmehr, es ist der gute Wille zur Einhaltung des Vertrages da, aber die Noth stellte sich der Wirksamkeit des guten Willens entgegen. Nicht formell: denn was sollen die anderen Staaten thun, um den fehlenden Staat zu zwingen? Sollen sie einen Krieg anfangen? oder dergleichen harte Mittel brauchen? Thatsächlich hat man diese Sachlage nach ihrer Nothwendigkeit gewürdigt, aber man hat endlich jetzt energischere Maßregeln ergriffen, um die besonderen Nachtheile abzuwehren, welche aus der Finanzmisère des jungen Königreichs in die Münzzustände der Vertragsstaaten störend hinübergriffen. Denn es ist nicht blos die einfache Aufhebung des Vortheils, welchen die Münzconvention herbeizuführen bestimmt war, nämlich die Einheit der Münze in allen betheiligten Staaten, sondern empfindlicher sind die secundären Folgen jener Vertragsverletzung gewesen; das Metallgeld ist nicht blos aus Italien hinausgetrieben worden, sondern es ist in die Vertragsstaaten hineingetrieben worden, weil diese nach dem Vertrage verpflichtet sind (wie es ja in dessen Wesen liegt), die Münze der anderen Vertragsstaaten bei sich circuliren zu lassen. Da nun dieses einströmende Metallgeld nicht Goldgeld, sondern fast ausschließlich das entwerthete Silbergeld gewesen, und da obenein silberne Scheidemünze, die ebenfalls durch die minimalen Papierzettel (zu einem Franc, fünfzig Centimes) in Italien überflüssig geworden, sich jenen Massen von Fünffrankenthalern in großen Mengen beigesellt hat, so sind Frankreich, die Schweiz, Belgien mit italienischen Silbermünzen in einer Weise überschwemmt worden, die factisch dasselbe bedeutet, wie wenn eine unverzinsliche Anleihe seitens des einen Staates bei den anderen Staaten aufgenommen worden wäre. Denn indem Italien Silber, das vier Franken werth war, aufkaufte und zu fünf Franken ausmünzte, um es im Auslande circuliren zu lassen, erhob es ein Darlehen von den fremden Volkswirthschaften in Höhe von ebenso vielen Franken, als es Frankenthaler ausprägte, — ein Darlehen, wofür es keine Zinsen zahlte, und welches erst in dem

Zeitpuncte zurückgezahlt wird, wenn diese ganze Masse italienischen Silbers nach Italien zurückströmt.

Das war der seit Jahren herrschende Uebelstand, auf welchen Belgien hindeutete, und wobei es sich mit den Ueberzeugungen Frankreichs und der Schweiz begegnete. Frankreich erwiderte, es wolle sich jeder Ausprägung silberner Fünffrankenthaler widersetzen, hauptsächlich deshalb, weil es eine Schädigung seiner Interessen darin finde, daß die Gesammtsumme der italienischen Silbermünzen sich außerhalb Italiens befände. Es verlangte gleich Belgien die Annahme einer Bestimmung über die Abrechnung bez. Auswechselung der Silbermünzen gegen Gold.

Die Schweiz, welche am consequentesten auf Beseitigung der Mißstände der Doppelwährung, mit anderen Worten der Silberausprägung, seit Jahren hingearbeitet hatte, verlangte die Einstellung jeder Silberausprägung, die Zurückziehung der kleinen Papiergeldabschnitte unter fünf Franken in Italien, endlich die allmähliche Einschränkung der Zahlungskraft des Silbers auf Summen von tausend Franken.

Italien in seiner Weise behauptete sein Recht, mit einer starken Ausprägung von Silber fortzufahren, bestritt auch, daß es verpflichtet sei, wegen seines Papiergeldcourses die silbernen Fünffrankenthaler gegen Gold einzulösen, weil im Vertrage von 1865 davon nichts gesagt sei.

Das Ergebniß der Verhandlungen aber war das folgende: Zunächst hinsichtlich der Währungsfrage im Allgemeinen. Um sich jeder neuen Silberprägung zu widersetzen, erinnerten die Delegirten der meisten Staaten daran, daß, wenn nicht seit dem Jahre 1873 schützende Vorkehrungen getroffen worden wären (durch Einschränkung der Silberausprägung in Fünffrankenthalern), das Silber des deutschen Reiches in Fünffrankenstücke des Münzvereins umgewandelt worden wäre und dieser letztere dagegen Deutschland das nöthige Gold für seine neue Goldwährung geliefert haben würde. Der erste Delegirte der französischen Republik, der Finanzminister Léon Say, setzte auseinander, daß die Bank von Frankreich, in deren Casse sich im Januar des Jahres 1875, ungeachtet der getroffenen schützenden Maßnahmen, circa 310 Millionen Silber befunden haben, am Ende September 1878 den colossalen Silbervorrath von einer Milliarde und zwölf Millionen, also weit mehr als das Dreifache besaß, davon 925 Millionen in Fünffrankenthalern (655 französischen und 270 fremden) und 87 Millionen in Scheidemünzen (Zweifranken-, Einfrankenstücken u. s. w.) Er fügte hinzu, daß trotz dieser colossalen Massen des entwertheten Silbers, die sich beständig vermehren, Frankreich immer noch im Besitze einer Goldcirculation geglaubt werde, aber daß offenbar die Grenze nun bald erreicht sei und bei weiterem Zuströmen des Silbers das Gold dem Silber weichen, d. h. ausgeführt werden würde.

Der Minister theilte ein Schreiben der Bank von Frankreich mit, worin diese gegen den gesetzlichen Cours für fremde Fünffrankenthaler, sowie gegen jede weitere Ausprägung solcher Stücke protestirte und sich vorbehielt, nöthigenfalls die 270 Millionen fremder Fünffrankenthaler an den Staatsschatz abzuliefern. Auf den Gedankengang des französischen Finanzministers eingehend, wurde von anderer Seite bemerkt, daß die Goldausfuhr von Frankreich nach England mit Gewinn bewerkstelligt werden könne, wenn der Wechselcours von Paris auf London ungefähr 25,33 betrage, und daß gerade auf diesem Stande sich im October 1878 der Cours befand: wie denn am selben Tage 25 Millionen in Gold von Paris nach London gesandt wurden.

Auch der Vertreter Italiens begriff, angesichts der also dargelegten Sachlage, die Nothwendigkeit, auf die Prägung von Fünffrankenthalern zu verzichten; nur für 1879 wurde noch ein außerordentliches Contingent gestattet. In der Hauptsache kam man zu dem Beschlusse, daß die Ausprägung von silbernen Fünffrankenthalern allgemein einzustellen und erst auf Grund eines gegenseitigen neuen Uebereinkommens wieder aufzunehmen sei. Italien speciell betreffend wurde festgesetzt, es sollten die italienischen Silberscheidemünzen (die Stücke zu 2 Franken, 1 Franken und 50 Centimes) für die Dauer des Zwangscourses von den andern Vereinsstaaten ausgeschlossen bleiben. Nach dem Münzvertrage von 1865 soll jeder Staat 6 Franken per Einwohner in Scheidemünze in Circulation setzen dürfen: Italien hat sein Contingent in Höhe von 156 Millionen (ohne die päpstlichen Münzen) geprägt, aber diese Münzen befinden sich zum großen Theile bei den Münzverbündeten Italiens, da dieses letztere außerdem noch eine Emission von 135 Millionen Franken in Papiergeldabschnitten zu 50 Centimes, 1 und 2 Franken besitzt, wovon sich gegenwärtig 112 Millionen Franken in Circulation befinden. Die vertragsmäßige Norm ist damit verschoben; in den drei anderen Staaten befinden sich demzufolge nicht 6, sondern 9 Franken per Kopf an Scheidemünze. Auch hat die im Vertrage von 1865 bestimmte facultative Auswechselung der Scheidemünzen sich als eine illusorische Maßregel erwiesen; die Kosten der wirklich vorgenommenen theilweisen Auswechselungen waren fortgeworfen, da diese Münzen beständig wieder aus Italien zurückströmten. Italien sah jetzt ein, es bedürfe einer durchgreifenden Maßregel: es verlangte, daß ihm seine Silberscheidemünzen zurückgegeben werden und daß dieselben, einmal heimgekehrt, außerhalb Italiens nicht mehr cursiren sollten. Denn Italien selber fand seinen eigenen Schaden, als es bemerkte, daß die Speculanten bei der Wiederausfuhr dieser Münzen ungefähr zehn Procent gewinnen konnten, nachdem diese von der italienischen Regierung mit großen Kosten zurückgebracht worden waren. So wurde Zurückziehung und Ausschließung der italienischen Scheidemünzen aus Frankreich, Schweiz, Griechenland und Belgien beschlossen;

und zwar soll Frankreich die Operation der Zurückziehung centralisiren, indem es Belgien, der Schweiz und Griechenland den Betrag aller bei ihnen circulirenden Scheidemünzen gegen deren Rückgabe bis Anfang des Jahres 1880 baar auszahlt und alsdann im Laufe von vier Jahren sich allein mit Italien auseinandersetzt.

Nun kam aber die Frage der italienischen Fünffrankenthaler an die Reihe. Hier behaupteten die Vertreter Italiens das Recht unbeschränkter Papiergeldemission als Folgerung der Souveränetät und Finanzhoheit des Königreichs Italien, ebenso wie das Recht der freien Circulation der bisher hinausgesandten italienischen Fünffrankenthaler. Sie befanden sich mit diesen Ansichten im starken Gegensatze zu den Forderungen Frankreichs und Belgiens. Die schweizerischen Delegirten schlugen eine Vermittelung vor und drangen damit durch. Sie proponirten, Italien zur Aufhebung des Zwangscourses Zeit zu gewähren, daher die Dauer des Vertrags auf fünf bis sechs Jahre festzusetzen, in der Hoffnung, daß nach dieser Frist der Cours des italienischen Papiergeldes sich dem Paristande genähert haben würde und damit sich dann die Liquidation von selbst machen werde. Ist bis dahin Italien im Stande, die Einlösung des Papiergeldes vorzunehmen, so erweitert sich das Circulationsgebiet für die Fünffrankenthaler (im Ganzen gegenwärtig zwei und eine halbe Milliarde Franken) von einer Bevölkerung von 50 Millionen zu einer Bevölkerung von 78 Millionen Köpfen und damit ist denn auch die Beschränkung der Zahlungskraft des Silbers neben Gold leichter ermöglicht.

So kam nach mancherlei Bemühungen der Vertrag zu Stande, welcher die Fortsetzung des am 1. Januar 1880 auslaufenden Vertrages vom Jahre 1865 bildet und auf sechs Jahre geschlossen ist, also mit dem 1. Januar 1886 abläuft. Er löst nicht die schwebenden Währungsfragen in principiell durchschneidender Weise, weder hinsichtlich der Silberentwerthung und der Doppelwährung, noch hinsichtlich der eigenthümlichen Mißstände Italiens. Er begnügt sich mit vorbereitenden Maßregeln, die auf gewisse principielle Lösungen (Goldwährung namentlich) hinsteuern; er ist mehr negativer Natur, als positiv schaffender Art. Er beweist aber ganz schlagend die Gebrechlichkeit internationaler Münzverträge, er beweist die gegenseitigen Hemmnisse, welche die einzelnen vertragschließenden Staaten sich bereiten durch die in abstracto so ideal und so einfach erscheinende Münzeinheit. Daher ist auch jener weltumfassende Einheitstrieb, welcher im Jahre 1865 die Thüren zur Münzunion weit öffnete, unterdessen verloren gegangen: jetzt ist man, verschieden von damals, übereingekommen, daß die Zustimmung aller zur Union gehörenden Staaten für die Aufnahme neuer Mitglieder erforderlich sei. Denn man hat jetzt gründlich erfahren, was man bei einiger Ueberlegung sich schon vorher sagen konnte, daß eine internationale Münzeinheit etwas wesentlich

anderes, wesentlich Schwierigeres ist als eine internationale Maßeinheit. Die letztere braucht nur befohlen, die Maße brauchen nur controlirt zu werden, und der Verkehr hat sich, freilich mit mehr oder weniger Mühen, auf die neuen Maße und Gewichte einzurichten. Aber ein gemeinsames Münzwesen ist neben der Gleichheit des Maßes und Gewichtes zugleich ein Stück der finanziellen Gebahrung jedes Staates, welche nicht nur mit den schwankenden Schicksalen der Finanzen selber zu schwanken in Gefahr kommt, sondern auch im regelmäßigen Gange der öffentlichen Dinge eigenthümliche Beschwerden verursacht, über deren Lösung die Ansichten der verschiedenen Staaten auseinandergehen können, obwohl sie nun doch, durch den Vertrag, aneinander gefesselt sind.

Die wesentlichen, den Vertrag von 1865 ändernden, Bestimmungen des neuen Vertrages vom 5. November 1878 sind diese.

Im Artikel 8. Die bereits erwähnte Verpflichtung Italiens zur Zurückziehung der italienischen Silberscheidemünzen. Im Artikel 9. Die vorläufige Einstellung der Ausprägung von silbernen Fünffrankenstücken, welche nur nach einstimmigem Einverständniß aller Vertragsstaaten wieder eingeführt werden kann (d. h. so gut wie definitiv beseitigt ist). Die Ausprägung von Goldstücken bleibt natürlich offen, aber die übermäßig kleinen goldenen Fünffrankenstücken werden vorläufig nicht weiter ausgeprägt (nach dem Vorschlage von Frankreich und Belgien, welche auf die schnelle Abnutzung, die theure Herstellung und die unnütze Concurrenz mit dem Ueberflusse an silbernen Fünffrankenstücken erfolgreich hinwiesen).

Kurz vor Zusammentritt dieser Münzconferenz war in Paris eine andere Münzconferenz beisammen, welche, von den Vereinigten Staaten Nordamerikas angeregt, als die amerikanische bezeichnet wurde und in den Tagen vom 10. bis 29. August verhandelte. Principiell traf diese mit der lateinischen Conferenz insoweit zusammen, als es sich dabei um die Frage der Doppelwährung ebenfalls handelte, und als hier ebenfalls die Entscheidung zu Ungunsten der Doppelwährung fiel, eine Entscheidung, welche das Deutsche Reich von sich aus bereits im Vorwege fällte, indem es die Einladung zur Conferenz einfach ablehnte. Den hier erschienenen Vertretern der fünf lateinischen Münzstaaten, ferner von Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Niederlande, Rußland, Schweden und Norwegen, eröffnete einer der amerikanischen Delegirten beim Beginne der Sitzungen, die Absicht der Vereinigten Staaten sei, am 1. Januar 1879 zur Einlösung des Papiergeldes gegen Metall zu schreiten, sie könnten dies aber nur auf Grund der bei ihnen traditionellen Doppelwährung von Gold und Silber thun. Seine Auseinandersetzung schloß

er mit dem Vorschlage*), die Conferenz solle sich dafür erklären, daß es nicht wünschenswerth sei, das Silber von der freien Ausmünzung in Europa und in Amerika auszuschließen, daß vielmehr seine allgemeine Anwendung als volle Währung oder seine Wiederherstellung das Angemessene sei; ferner daß die gleichzeitige Circulation von Gold und Silber als Währung gesichert werden könne durch internationale Festsetzung des gegenseitigen Werthverhältnisses und entsprechende Ausprägung der Gold- und Silbermünzen.

Ein kühner Vorschlag, wie er auch in Amerika keineswegs von allen maßgebenden politischen Körperschaften getheilt wird, der deshalb um so kühner wird, weil er denen, die hinter ihm stehen sollten, theilweise eben so kecke Zumuthungen machte, wie denen, an welche er sich wandte. Es war die große Idee des Herrn Henri Cernuschi, welcher neben seinem japanischen Museum im Park Monceau seit einigen Jahren auch den „Bimetallismus" in Scene gesetzt hat, um in beiden Welten von sich reden zu machen.

Es ist bezeichnend für die Nebelhaftigkeit dieses Projects, daß die amerikanischen Delegirten sich im ganzen Laufe der Verhandlungen sorglich in Acht nahmen vor Nennung einer Zahl, welche das international festzustellende Werthverhältniß von Gold und Silber bezeichnen sollte. Im Laufe blos der letzten achtzehn Jahre hat dieses Werthverhältniß geschwankt zwischen 1 : 14 und 1 : 20, also in einem Spielraum von nahezu dreißig Procent. Welch Verhältniß sollte man nun wählen? Aber diese Schwierigkeit wird niemals eine praktisch zu lösende werden; denn der Gedanke selber, durch Weltverträge den Preis der edlen Metalle zu bannen, ist ein Unding. Er ist entstanden im Kopfe eines phantastischen Dilettanten, er ist aufgefangen worden im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten, nicht weil er durchführbar, sondern weil er dort gewissen Interessen sehr „praktisch" erscheint.

Wir haben an der lateinischen Münzconvention gesehen, wie auf weit engerem Gebiete und für ungleich vernünftigere Zwecke die Mühen und Beschwerden internationaler Münzverträge sich häufen, ja den Bestand selber in Frage stellen. Der Verlauf dieser lateinischen Münzconferenz, die bald auf die amerikanische folgte, war auch die beste Antwort auf die Projecte der ersteren, wie das Fiasco der Silberwährung selbst auf diesem beschränkten und alt gewohnten Boden.

In solcher Weise beschloß auch die „amerikanische Conferenz" einstimmig (außer Amerika und Italien) die Erklärung, daß es nothwendig sei, zwar Silber wie Gold in der Welt als Münze bestehen zu lassen, aber doch die jeweilige Wahl zwischen beiden oder die Benutzung beider zugleich den be-

*) La conférence monétaire américaine tenue à Paris du 10 à 29 août 1878. Rapport au Conseil fédéral Suisse par M. M. Feer-Herzog et Lardy, Délégués de la Suisse. Bern 1878. Beilage zum Schweizerischen Bundesblatte Nr. 52. 1878.

sonderen Zuständen der einzelnen Staaten anheimgegeben werden müsse; daß ebenfalls die Beschränkung der Silberausprägung jedem Staate zur freien Entscheidung nach den besonderen Verhältnissen, zumal angesichts der neuesten Wertherschütterungen, überlassen werden müsse; endlich daß, gegenüber der Unmöglichkeit, welche die Staaten der Doppelwährung hinsichtlich einer unbegrenzten Silberausprägung erfahrungsmäßig erkannt haben, es schlechterdings ausgeschlossen sei, die Frage eines internationalen Werthverhältnisses von Gold und Silber zu erörtern.

Diese Erklärung war das internationale Verdict wider die Seifenblase des Bimetallismus und dieselbe hat sich nun hoffentlich endgültig in ihr Nichts aufgelöst. Das Deutsche Reich, seit sieben Jahren mit Herstellung seiner reinen Goldwährung beschäftigt, hat wohl daran gethan, diesem unnützen Discutiren eines unsinnigen Projects den Rücken zu kehren.

Die braunschweigische Thronfolgefrage.

Es hat sicherlich nicht wenig patriotische Männer gegeben, welche nach dem Tode König Georgs sich der Befürchtung hingaben, daß es dem Herzog von Cumberland gelingen werde, durch den Verzicht auf seine hannoverschen Erbrechte in den Besitz des Welfenfonds zu gelangen und sich die braunschweigische Herzogskrone zu sichern. Aber diese Gefahr scheint glücklich abgewendet zu sein. Mit anerkennenswerther Offenheit hat der Herzog sich vollkommen mit der welfischen Agitation identificirt und dadurch ohne Weiteres thatsächlich auf jene beiden immerhin ja recht begehrenswerthen Güter verzichtet.

Es lag nahe, daß bei dieser Lage sich der Bevölkerung des Herzogthums Braunschweig aufs neue und intensiver noch als zuvor die Frage aufdrängte, welches das Schicksal ihres Landes nach dem Ableben des jetzt regierenden Herzogs sein werde. Gleich in der ersten Sitzung des braunschweigischen Landtages vom 13. Decbr. 1878 hat denn auch der Abgeordnete von Veltheim den Antrag gestellt, an das herzogliche Staatsministerium das Ersuchen zu richten, dasselbe möge im Hinblick auf die neuerdings eingetretenen Verhältnisse in Erwägung ziehen, ob und welche Maßregeln getroffen werden können, damit im Falle der Erledigung des Thrones des Herzogthums die in der durch die Reichsverfassung verbürgten Selbständigkeit des Landes einbegriffene ordnungs- und verfassungsmäßige Verwaltung vor Störungen gesichert werde und zu dem Ende die für sachgemäß erachteten Vorgänge baldthunlichst an die Landesversammlung gelangen lassen. Der Landtag hat diesen Antrag

einstimmig angenommen und außerdem einen Zusatzantrag des Abgeordneten Häusler, dahin gehend, daß bei der Mittheilung des im Veltheim'schen Antrage ausgesprochenen Ersuchens an die Landesregierung zur Erläuterung und Begründung desselben die Zustimmung zu den in der Sitzung vom 18. December durch den Referenten Bode vorgetragenen Erörterungen ausgesprochen werde. Der Abgeordnete Bode hatte in seinem Referat hervorgehoben, daß es ihm rein unmöglich erscheine, daß ein Mann, der wie der Herzog von Cumberland die Erklärung abgegeben habe, er erkenne die Bundesverfassung nicht an, Regent eines Bundesstaates werden könne und sodann wörtlich geäußert: „Gewiß würden wir es lebhaft bedauern, wenn unsere staatliche Selbständigkeit verloren gehen sollte, und allerdings zeigt sich überall bei uns eine starke Anhänglichkeit an die Dynastie der Welfen, die indeß nur der hier regierenden älteren Linie gilt. Nichts würde uns aber dahin bringen, uns den particularistisch welfischen Bestrebungen anzuschließen, denn nirgendwo in Deutschland ist Treue und Anhänglichkeit an Kaiser und Reich stärker als hier auf urwelfischer Erde. Und diese Gesinnung wollen wir uns auch erhalten und treu zu Kaiser und Reich stehen, was auch kommen möge."

Ganz Deutschland wird es den braunschweigischen Abgeordneten Dank wissen, daß sie sich in so unzweifelhafter Weise auf den nationalen Standpunkt gestellt und offen und freimüthig erklärt haben, daß kein Reichsfeind die braunschweigische Herzogskrone tragen soll. Wenn man nicht schon an und für sich gewiß sein könnte, daß an leitender Stelle im Reich kein Zweifel mehr darüber herrscht, daß selbst, wenn der Herzog von Cumberland wider Erwarten anderen Sinnes werden sollte, doch nie mehr davon die Rede sein könnte, ihm die Regierung eines deutschen Bundesstaates zu übertragen, das Votum des braunschweigischen Landtages müßte vollends jede Unsicherheit über diese Frage beseitigen. Dadurch ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß von gegnerischer Seite geltend gemacht werden wird, der zwischen der älteren und jüngeren welfischen Linie abgeschlossene Erbvertrag bestehe nach wie vor zu Recht und nur durch einen Gewaltact könne daher dem Sohne Georgs V. die Uebernahme der Regierung im Herzogthum Braunschweig geweigert werden. Es ist selbstverständlich hier nicht der Ort, diese theoretische Frage zu erörtern; aber es soll doch auf einen Punct aufmerksam gemacht werden, der dieser Anschauung gewiß nicht förderlich ist. Der Vertrag ist, sowie kein Unbefangener bezweifeln kann, abgeschlossen unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß, wenn er in Kraft treten sollte, die jüngere welfische Linie noch über das Königreich Hannover herrschte. Diese Voraussetzung ist eine so wesentliche, daß ohne sie der Erbvertrag, wie man dreist behaupten kann, kaum einen Sinn gehabt hätte. Nimmt man das aber an, so würde selbst an der Hand subtilster privatrechtlicher Deduction eine Anfechtung des Vertrages nicht ausgeschlossen

sein. Aber Gott sei Dank braucht man sich als praktischer Politiker nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, welche Partei den Proceß gewinnen würde, denn der Herzog von Cumberland hat durch seine Erklärung den Vertrag selbst zerrissen.

Welchen Zustand man im braunschweigischen Landtage nach dem Ableben des Herzogs Wilhelm für den wünschenswerthesten hält, und ob man sich überhaupt ein klares Bild darüber gemacht hat, ist weder aus dem Veltheimschen Antrage, noch aus dem Referat des Abgeordneten Bode zu ersehen; nur das negative Resultat steht fest, daß man den Herzog von Cumberland nicht zum Herrscher will. Es scheint allerdings den Worten nach, als wenn man daran denkt, die staatliche Selbständigkeit des Herzogthums werde erhalten bleiben können. Denn wenn auch in der Hauptsache der Veltheimsche Antrag bezweckt, daß im Falle der Erledigung des Thrones „die ordnungs- und verfassungsmäßige Verwaltung vor Störungen gesichert werde", so ist doch zugleich ausgesprochen, daß diese Verwaltung einbegriffen sei „in der durch die Reichsverfassung verbürgten Selbständigkeit des Landes", und der Abgeordnete Bode und mit ihm der Landtag haben erklärt, daß sie es lebhaft bedauern würden, wenn die staatliche Selbständigkeit Braunschweigs untergehen sollte.

Der Antrag ist so allgemein gehalten, daß er sowohl auf eine definitive, als auf eine provisorische Regelung nach Erledigung des Thrones paßt. Eine provisorische Regelung ist bekanntlich vor nicht ganz langer Zeit schon einmal versucht worden. Regierung und Landtag haben sich im Anfange dieses Jahrzehntes zu einem Gesetzentwurf geeinigt, nach welchem eintretenden Falles der Großherzog von Oldenburg unter Garantie des Kaisers die Regentschaft übernehmen sollte. Da diese Garantie dem Vernehmen nach nicht zu erlangen war, scheiterte damals das Gesetz. Man muß hoffen, daß die braunschweigische Regierung, welche Vorschläge sie denn auch dem Landtage machen möge, jedenfalls davon Abstand nimmt, eine provisorische Regelung der Frage zu versuchen. Ein Provisorium in Fragen wie die vorliegende ist doch wohl nur gerechtfertigt, wenn es ziemlich gewiß ist, wie der künftige Zustand sich gestalten wird und nur vorläufig dieser Gestaltung ein thatsächliches Hinderniß im Wege steht. So liegt ja die Sache z. B., wenn es sich um einen minderjährigen Regenten handelt. Aber was gewinnt man durch ein Provisorium, oder vielmehr warum ist es überhaupt nothwendig, wenn gleich bei der Erledigung des Thrones die Frage über das Definitivum ebenso gut theoretisch und praktisch entschieden werden kann, wie nach Verlauf von so und so vielen Jahren? Das heißt nichts anderes, als künstlich einen Zustand der Unsicherheit schaffen, der ganz gewiß am allerwenigsten zum Nutzen des braunschweigischen Landes ist. Denn es bedarf nur eines geringen

Grades von Nachdenken und politischer Erfahrung, sollte man meinen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß eine solche politische Unsicherheit auf Handel und Industrie nur lähmend wirken kann, und daß man vermuthlich in sehr kurzer Zeit im Herzogthum sich in nicht geringer Verlegenheit hinsichtlich der Besetzung der Beamtenstellen mit geeigneten Persönlichkeiten befinden würde; denn Niemand wird gern einem Staatswesen seine Dienste als Beamter leihen, dessen Zukunft in einer Hauptbeziehung vollkommen in der Schwebe hängt.

Wenn demnach es sehr wünschenswerth erscheint, daß die Vorschläge, welche die braunschweigische Regierung dem Landtage machen wird, schon jetzt eine definitive Regelung in Aussicht nehmen, so bleibt nun allerdings die schwierigste Frage noch zu erörtern, wie diese definitive Regelung beschaffen sein soll.

Es ist unleugbar, daß trotz der Herrlichkeit des neu erstandenen Reichs in den Deutschen aller Stämme noch ein gutes Stück Particularismus steckt, das jeweilig mehr oder minder verschämt zu Tage tritt, wenn es sich darum handelt, die Machtsphäre des Reiches und der Einzelstaaten abzugrenzen. Lehrreiche Beispiele zur Erläuterung dieses Satzes haben die jüngst in verschiedenen deutschen Landtagen geführten Verhandlungen über die Ausführung der Reichsjustizgesetze geliefert. Man darf mit diesen Neigungen nicht allzu strenge ins Gericht gehen; es gilt eben auch hier, wie in privaten Verhältnissen, das „und die Gewohnheit nennt er seine Amme“. Aber es giebt doch einen Punct, wo diese lieb gewordenen Gewohnheiten in eine so bedenkliche Collision mit dem Reichsinteresse kommen, daß es nicht überflüssig ist, die in Betracht kommenden Kreise daran zu erinnern, daß reichstreu sein auch noch etwas anderes bedeutet, als sich über das Bestehen des Reiches zu freuen, das gelegentlich auszusprechen und sich den Reichsgesetzen zu fügen, was ja ohnehin unvermeidlich ist.

An einem solchen entscheidenden Punct ist ohne Frage die Bevölkerung des Herzogthums Braunschweig jetzt angekommen. Man hat es ängstlich vermieden, in der Kammer und in der Presse sich darüber auszusprechen, wie man sich die Zukunft des Landes denkt, und specielle Vorschläge in dieser Richtung zu machen. (Der Abgeordnete Bode hat ganz besonders hervorgehoben, daß der Antrag nur Formelles enthalte und in keiner Weise auf das Materielle eingehe.) Es ist das sehr zu beklagen, und der Grund, weshalb man das gethan, ist schwer zu finden. Von einer gegen das Staatsoberhaupt zu beobachtenden Courtoisie konnte kaum die Rede sein, nachdem die Frage, was nach der Erledigung des Thrones geschehen solle, bereits vor Jahren in langen Debatten in Landtagen verhandelt war. Es mag sein, daß die Annahme vollkommen irrig ist; aber es macht fast den Eindruck, als wenn

man nicht recht gewagt habe, die ganze fürchterliche Wahrheit, daß ein Aufgehen des Herzogthums in Preußen das Beste, klar auszusprechen, während man doch im Stillen voraussah, oder selbst wünschte, daß eintreten möge, was der größte Theil des deutschen Volkes wohl jedenfalls für das Wünschenswertheste hält. Denkt der überwiegende Theil der Braunschweiger so, dann wäre noch jetzt ebenso eine bezügliche energische Kundgebung aus der Mitte des Landtages oder aus anderen Kreisen der Bevölkerung nicht zu spät und würde jedenfalls sehr dazu beitragen, den Uebergang zu erleichtern. Oder wollen die Braunschweiger ihre staatliche Selbständigkeit, wenn es auf ihre Entscheidung ankommen wird, behalten? Das ist doch wirklich kaum glaublich.

Man mag es immerhin sehr begreiflich finden, daß ein Volksstamm, der gegründete Ursache hat, auf sein Herrscherhaus mit Stolz und Freude hinzublicken, so lange noch regierungsfähige Mitglieder desselben leben, sich nur sehr schwer an den Gedanken gewöhnen kann, seine staatliche Selbständigkeit einzubüßen; aber für Braunschweig liegt die Sache ja anders. Das Schicksal hat es gefügt, daß mit dem Ableben des Herzogs Wilhelm die ältere Welfische Linie erlischt und der Ruhm dieses Geschlechtes fortan nur noch der Vergangenheit angehört. Bei dieser Lage muß an die Stelle persönlicher Hingebung und Verehrung für das angestammte Fürstenhaus, wenn es sich um die Zukunft des Herzogthums handelt, für jeden patriotischen Mann in Braunschweig zuerst die Erwägung treten, was politisch, das heißt im Interesse Deutschlands das Beste ist, und in zweiter Linie, wie sich das Interesse des Reiches zu den Sonderinteressen stellt.

Nur Jemand, der mit sehenden Augen blind ist, kann es verkennen, daß im Großen und Ganzen unsere politische Entwickelung in der Gesetzgebung auf eine immer größere Unificirung, in der Executive auf eine immer größere Centralisirung hindrängt. Wovon früher viel gesprochen und gesungen ist, es fängt an, eine immer realere Gestalt anzunehmen. Die Macht der Einzelstaaten verringert sich, und dem Reiche kommt dieser Verlust an Macht zu Gute. Es hilft nichts, dagegen die Augen zu verschließen; der große politische Zug ist unverkennbar und unaufhaltsam. Wenn das aber der Fall ist, so wäre es ein sonderbares Unterfangen, ohne Noth einen kleinen Particularstaat bestehen zu lassen, der kaum eine andere Bestimmung haben könnte, als jene Entwickelung zu hemmen. Aber vielleicht muß man fürchten, daß bei dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit die Interessen der Bevölkerung so stark geschädigt werden, daß nach dem alten guten Satze: „Jeder ist sich selbst der Nächste" das allgemeine Wohl hinter dem particularen zurücktreten muß? Das wird schwerlich nachzuweisen sein.

Wenn man die Erfahrungen berücksichtigt, die mit den Provinzen Hannover und Hessen-Nassau gemacht sind, wird man bis zum Beweise des

Gegentheils schon ohne Weiteres annehmen dürfen, daß die Braunschweiger sich auch in materieller Beziehung nicht würden beklagen können, wenn sie der preußischen Monarchie einverleibt würden. Die Stadt Braunschweig vor allem wird ganz gewiß in ihrer Entwickelung, ebenso wie Hannover und Cassel nicht nur nicht zurückgehen, sondern in dem großen Staatswesen sich noch kräftiger als bisher entfalten. W. Beseler.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Gotha. Die erste Leichenverbrennung. — Manches hat Berlin unstreitig vor anderen deutschen Städten voraus, z. B. die chinesische Gesandtschaft. Aber schon den Kornblumencultus, so wie die Freunde der Camille, über deren Gedeihen Shakespeare beachtenswerthen Aufschluß giebt, weist Gotha so gut wie die Metropole der Intelligenz, des Gründerthums und der überfüllten nächtlichen Asyle auf. Seit Kurzem ist Gotha sogar ein Brennpunct in des Wortes verwegenster Bedeutung. Kaum hatte uns nämlich ein hiesiger Gelehrter durch eine artige Abhandlung mit dem Motto aus Pindar: das Köstlichste ist das Wasser beglückt, so erlebten wir am 10. December, Nachmittags 3 Uhr, daß nach langem Abgekommensein dieses schönen Brauchs dem Feuer ein Menschenopfer gebracht, die Leiche des etwa vor Jahresfrist verstorbenen Civilingenieurs Stier, letztwilliger Verfügung desselben gemäß, übergeben wurde. Gotha eröffnete damit den ersten und vorläufig einzigen Todteneinäscherungsofen in Deutschland. Münchens Väter der Stadt brachten es in dieser Hinsicht, nachdem die dortigen kirchlichen Behörden sich auf die an sie gerichtete Frage in der Steigerung von gar keiner bis zu einer ausweichenden Antwort hatten vernehmen lassen, lediglich zu dem Beschluß, daß dermalen noch kein Bedürfniß einer ähnlichen Einrichtung vorliege. Berlin dagegen hat noch nicht einmal entfernt Miene gemacht, wird vielmehr, trotz alles „Fortschritts" bei St. Jacob und St. Ursulus, wegen eben so hoch reichender wie tief gehender, beträchtlicher Hindernisse mit Herrn v. Forckenbeck an der Spitze ganz und gar verzichten.

Der um das Hochstift Gotha verbundene neue Orden der Brenner, der Kürze wegen so genannt, ohne Gefahr mit den im Walde und in Nordhausen eben so bezeichneten Köhlern und Branntweinproducenten verwechselt zu werden, bildet weder einen Geheimbund noch sind sie Feueranbeter wie die Parsen. Ihre Propaganda macht einfach Gesundheits-, Schönheits- und Sparsamkeitsrücksichten geltend. Ihre Gründe leuchten ohne Weiteres ein; nur muß man die Nachtheile des Begrabens nicht übertreiben. Das feierliche Geleit, das ehrende Andenken an die Todten, der Besuch und die

Schmückung ihrer letzten Spur braucht beim Verbrennen nicht aufzuhören. Es liegt nichts Störendes darin, wenn die Denkmäler und ihre Inschriften künftig weniger Raum einnehmen. Wenn die Angehörigen des Entschlafenen es nicht vorziehen seine irdischen Ueberreste zu Haus aufzubewahren — und es empfiehlt sich dies nicht, weil es keine durch die Laren bewachte Stellen mehr giebt, und die Aschenbehälter, sofern sie nicht ganz absonderliche Gestalt erhielten, aus Versehen mit anderen Blech- oder Thongefäßen weniger heiligen Inhalts verwechselt werden könnten — so gewährt ihnen eine Halle jeden wünschenswerthen Schutz. Wird kein Schmetterling über ihrer Thür als Symbol angebracht, so war gegen ihn auch bisher schon einzuwenden, daß die in der Erde ruhende und rechtzeitig den Falter entsendende Puppe nie leblos war. Der Phönix verbleibt schicklicher der Feuerassecuranz. Einen angemesseneren Namen als „Columbarium" müßte der sprachreinigende Generalpostmeister in Schwung bringen. Die jeden Schmerz verwischende Lohe zaubert wohl ein Zukunfts-Breughel, den Tanz der entweichenden Atome ein Holbein als Fresken auf die Wände. Von einer Feuermuse haben wir bisher erst schwache Regungen bemerkt.

Daß dem Junker Wurm das Handwerk gelegt werden soll, bedauert schwerlich jemand. Wird die alte, würdige, uns namentlich durch die Art, wie sie Prinz Hamlet Rede stand, geschätzte Zunft der Todtengräber auf den Aussterbebogen gebracht, so können ja die Heizer und ihre Gehülfen die philosophisch-humoristische Betrachtung fortsetzen. Der Schlot ist keine zu verachtende Fahrstraße. Den Manchem befremdlichen Unterschied zwischen Grab und Ofen, zwischen Vermodern und Verbrennen gleicht versöhnend die Chemie aus. Dort wie hier werden die Molecülen der Leiche gründlich aufgelöst, verwandelt, zerstreut und einem neuen Berufe zugeführt. Daß jeder von uns Lebenden in den Muskeln und Nerven, im Gehirn, in den Knochen Sauerstoff, Stickstoff, Phosphor, Kalk, Wasser als vermeintlich unantastbares, werthes Eigenthum, und doch nur zeitweis, leihweis mit sich herumträgt, die zu irgend einer Zeit schon irgend einem sich des himmlischen Lichts erfreuenden Erdenbürger angehörten, ist nicht nachweisbar aber höchst wahrscheinlich. Wer nicht ein völlig gutes Gewissen besitzt, nie von älteren oder jüngeren Grabhügeln geerntetes Obst besonders schmackhaft gefunden zu haben, der bekenne, daß er sich vermittelst der Verdauung Substanzen aneignete, die ihm von einem ehemals Lebendigen zu gelegener Zeit abgefordert werden könnten. Harren die Gläubigen unausgesetzt jener einmal als bald bevorstehend angekündigten, dann weiter und weiter und auf unbestimmte Zeit vertagten, ziemlich bildlich ausgedrückten und gleichwohl nicht wenig körnig und plastisch aufgefaßten Auferstehung des Fleisches, so sei bemerkt, daß die für sie gebotene Beweisführung keine physiologische und zoologische

ist. Bei Gott ist, mit Prof. Häckels Erlaubniß, kein Ding unmöglich. Wenn jedoch jener Kapuziner, der einen Fremden durch die mit Todtengebeinen angefüllten Katakomben Roms führte, auf die Frage: was wird, ehrwürdiger Bruder, am jüngsten Tage aus allen diesen Knochen werden? beherzt antwortete, da wird es ein großes Gerassel — strepito importante — geben, so sind wir unseres geringen Theils recht froh, für die Aufbewahrung ähnlicher Hinterlassenschaft bis dahin nicht verantwortlich, und vollends bei der Vertheilung aller übrigen auf dem Erdenrund und in seinen Lüften zerstreuten, in saeculis saeculorum der Menschheit einmal angehörig gewesenen Ponderabilien und Inponderabilien unter dem voraussichtlich ungestümen Andrange der Auferweckten nicht Disponent zu sein. Sind doch die bei dem im vergangenen Herbst zu Versailles veranstalteten Gartenfest vorgekommenen Verwechselungen und Verschleppungen von Garderobestücken noch in frischer Erinnerung.

Als Dr. Karl Reclam, gegenwärtig ohne Zweifel die höchste Behörde in Angelegenheiten der Leichenbeförderung bei mehr als 350 Grad Celsius, vor einigen Monaten die Güte hatte, den beinah fertigen hiesigen Bau zu besichtigen, war es sehr angebracht auch unserem Droschkenwesen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Seine in der Zeitschrift „Gesundheit" niedergelegten Anforderungen an die Kutscher gehen jedoch so weit, daß consequenter Weise Leichenwagen schon lange vor Anmeldung von Leichen am Bahnhofe halten müßten. Inzwischen wünscht Gotha keineswegs Todtenstadt im Sinne von Aegyptisch-Theben zu werden. Ihm ist sein wohlarmirtes Festungsviereck des wirthschaftlichen Gleichgewichts und der Gegenseitigkeit, die sämmtlich an der Bahnhofstraße gelegenen Bankgebäude, Verona und Mantua für Feuerversicherung und Bodencredit, Legnago und Peschiera für Lebensversicherung und Contocorrente, ungleich lieber; die Burg der Geographie nicht zu vergessen. Dazu kommt, daß selbst am Acheron der alte Fährmann mit einem einzigen Nachen das Geschäft versieht und die zur Ueberfahrt drängenden, des Lethetrunks sehnsüchtigen Schatten sich geduldem müssen, bis die Reihe an sie kommt. Wenn Herr Reclam sodann der Verbrennung am 10. December beiwohnte und ihm die vorausgehende Feierlichkeit zu einfach und „unziemlich eilig" vorkam, weil er in seinen, an verschiedenen Orten gehaltenen Vorträgen auf die, übrigens über einer kellerkühlen Gruft stattfindende und mit katholischem und fürstlichen Pomp ausgestattete Todtenfeier hingewiesen habe, die Don Cesar in der Braut von Messina, als seinem Vater veranstaltet, voll Pathos schildert, so handelte es sich hier um die Bestattung eines schlichten Geschäftsmanns und unser Beobachter fügte daher auch nachträglich selbst hinzu, daß das anspruchlose Verfahren bei der Verbrennung — der überdies eine feierlichere vorläufige Beisetzung voraus-

gegangen war — unter Gesang der kleinen „Currende" und dem Gelegenheitswort und Gebet des Geistlichen nicht störend gewirkt habe.

Der Geistliche Gothas, welcher den, neben dem geräumigen Begräbnißplatze zugleich die Vorrichtung für das Verbrennen enthaltenden, neuen Friedhof bei der ersten Beerdigung einweihte, und der andere, welcher sich zur ersten Verbrennung eingefunden hatte, beide hoben hervor, daß letztere nichts gegen die Religion und die heilige Schrift Verstoßendes enthalte. Niemand zweifle daran, hieß es, daß die Martyrer, wie Polycarp und Johann Hus, obgleich sie verbrannt und, hätte hinzugefügt werden dürfen, lebendigen Leibes verbrannt wurden, in das Reich des Geistes eingegangen seien. Sich auf Weiteres nicht einzulassen, war sehr verständig. Allein der Engel Nathusius-Ludoms hätte unsere Pfarrer gern in Polemik verwickelt gesehen. Aus der Bemerkung, die ein strebsamer hiesiger Schriftsteller veröffentlichte, daß die Berge Thüringens, auf denen in der Vorzeit mancher Scheiterhaufen loderte, um die Leiche eines Fürsten oder Priesters in Asche zu verwandeln, jetzt, spät, aus verborgener Gluth wieder ein leichtes Wölkchen aufsteigen sähen, das sich als letzter Rest eines menschlichen Daseins dem ewigen Weltraume (zunächst der Atmosphäre) mittheile, hatte Hr. Engel in der „Reichspost" ohne Mühe die Rückkehr zu altheidnischem Brauche und pantheistisch-materialistische Anschauung herausgefunden. Bei den eifrigsten Brennern hätte er, sei ihm nicht vorenthalten, auch ein gut Theil Sadducäerthum und eine starke Neigung zum Versinken im Nirwana der Buddhisten entdecken können.

Der Berichterstatter eines hiesigen Blattes wollte unter den Anwesenden mehr heitere als trübe Stimmung wahrgenommen haben und folgerte daraus, daß die etwa noch vorhandene Abneigung gegen die neue Bestattungsart mehr und mehr in ihr Gegentheil umschlagen werde. Dann bliebe indeß als ein wesentliches Hinderniß ferner übrig, daß die amtlicher Seits auf 30 Mark veranschlagten Verbrennungskosten von Hrn. Reclam auf 60—80 Mark ermittelt wurden, die erst bei häufigerer Benutzung des Ofens, also bei geringerem Kohlenverbrauch im einzelnen Fall, zu ermäßigen sein würden. Bis heute aber läßt jene auf sich warten. Davon daß Hindus mit ihren Todten über Suez und Triest in Gotha eintreffen würden, damit die Wittwe sich, was die Engländer verboten haben, mit dem Leichnam ihres Gatten in die Flammen stürze, verlautet noch nichts, und bei uns selbst zu Lande stehen ähnliche Unbesonnenheiten und Uebereilungen durchaus nicht zu fürchten.

Aus Berlin. Zur wirthschaftlichen Frage. Das Schreiben des Papstes. — Das neue Jahr hat begonnen, wie das alte schloß, in Ruhe und mit den besten Aussichten auf die Erhaltung und die Befestigung des Friedens. Die äußere Politik ruht, abgesehen von einer Kundgebung des

Papstes, gänzlich und im Innern bereitet sich die politische Welt zu den Arbeiten des Landtages und des Reichstages vor. Natürlich ist es vor allem die durch das bekannte Schreiben des Reichskanzlers in vollen Fluß gekommene Frage der wirthschaftlichen Reform, die alle Geister beschäftigt. Die Reform selbst ist mittlerweile in das erste Stadium der praktischen Behandlung getreten. Nachdem bereits im November vorigen Jahres vom Bundesrathe eine Commission zur Generalrevision des Zolltarifes niedergesetzt war, ist jetzt das Schreiben des Reichskanzlers dieser Commission überwiesen worden. Dieser Schritt gestattet zwar keinen Schluß auf die Stellung der Regierungen zu dem in dem Schreiben entwickelten Standpuncte des Reichskanzlers, aber es ist von großer praktischer Wichtigkeit, denn es kann nicht ausbleiben, daß dieses Schreiben im allgemeinen die Tendenz der Arbeiten der Commission bestimmen wird. Die Commission ist inzwischen dazu geschritten, das behufs Vorbereitung der Revision des Tarifes herbeigeschaffte Material unter die einzelnen Mitglieder, welche die verschiedenen Theile des Tarifes bearbeiten sollen, zu vertheilen und hat sich alsdann bis zur Beendigung dieser Vorbereitungsarbeiten vertagt.

Die nächste Zeit gehört also wiederum allein der öffentlichen Discussion der wirthschaftlichen Frage in der Presse und in den Vereinen. Die Zahl der Kundgebungen über das Schreiben des Fürsten Bismarck ist schon jetzt fast in das Unübersehbare gewachsen, einerseits ein erfreulicher Beweis der politischen Regsamkeit der Nation, andererseits aber eigentlich eine wohl selbstverständliche Erscheinung in einer Frage, die die Grundbedingungen unserer Existenz betrifft. So mannichfaltig und verschieden diese zahlreichen Aeußerungen sind, so ist doch ganz klar zu erkennen, daß die weitaus größte Mehrzahl derselben, abgesehen von Reservaten im Einzelnen und Specialdifferenzen, im Großen und Ganzen den Anschauungen und Zielen des Kanzlers sympathisch entgegenkommt. Zum großen Theile erklärt sich diese Sympathie aus sachlicher Uebereinstimmung und aus der Identität der Ziele, zu einem anderen und nicht minder großen Theile erwächst diese Zustimmung aus dem allgemeinen und sehr starken Gefühle der Befriedigung darüber, daß nun endlich Hand angelegt wird, um eine Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen. Und man fühlt, daß diese Hand eine praktische, wohl erfahrene und feste ist, welche ihr Ziel erreichen wird. Dieses Gefühl führt dem Programm des Reichskanzlers unzählige Anhänger zu, und mit Recht, denn in der wirthschaftlichen Politik, wie in jeder anderen kommt es doch wahrhaftig schließlich darauf an, daß etwas wirklich zu Stande kommt, daß man sich entschließt, aus dem Stadium der Bedenken herauszutreten und daß man den Muth hat, etwas zu schaffen und lebend hinzustellen. Diesen Muth hat der Kanzler und darum wird man ihm folgen.

Unserer wirthschaftlichen Lage drohte dieselbe Gefahr, die unsere politische Stellung so schwer beeinträchtigte, ehe Bismarcks kräftige Hand im Jahre 1862 die Zügel ergriff. Damals wie jetzt war vor lauter Erwägung theoretischer Ueberzeugungen und Doctrinen der Entschluß zum Handeln abhanden gekommen, damals wie jetzt wurde er wiedergefunden, ohne Zweifel zum Heile der Nation. Wenn man die wirthschaftlichen Expectorationen der meisten öffentlichen Organe in den letzten Jahren übersieht, so begegnet man sicherlich vielen Kenntnissen, vielem Wissen, vieler Gelehrsamkeit, aber am Schlusse findet man doch in der Regel den trostlosen Satz, daß man hier mit einer sehr schwierigen Frage zu thun habe, welche allseitige sehr gründliche Erwägung erheische, ohne welche leicht die schwersten Uebel über uns gebracht werden könnten. Da natürlich Niemand eine solche Verantwortung zuzumuthen war, so konnte man um so angenehmer bei der allseitigen gründlichen Erwägung verweilen und ist auch bei ihr geblieben, bis der Reichskanzler zur befreienden That schritt. Und weil hier eine That vorliegt, deshalb wird auch der erste Gegenzug, der gegen sie unternommen ist, klanglos verhallen, denn er ist keine That. Der Reichstagsabgeordnete Bamberger ist Namens des Vereines zur Beförderung des Freihandels für die Principien desselben in einer Eingabe an den Bundesrath eingetreten. Es ist zwar streng genommen nicht ganz richtig, diese Schrift als einen Gegenzug gegen das Schreiben des Reichskanzlers zu bezeichnen, denn Bambergers Kundgebung richtet sich nur zum allerkleinsten Theile gegen dasselbe. Seine Arbeit ist viel früher anläßlich der Ernennung der Commission zur Revision des Zolltarifes entstanden und wendet sich gegen diese. Aber indem Bamberger seine Denkschrift unmittelbar nach dem Erscheinen des Briefes des Kanzlers publicirte, wurde sie zum Gegenzuge und auch abgesehen davon ist sie ein solcher, denn sie steht doch zu dem Standpuncte des Reichskanzlers gewiß in derselben scharfen Opposition wie zu den Zwecken und Zielen der Tarifcommission. Bambergers Wissen auf wirthschaftlichem Gebiete ist ein eminentes, allgemein anerkanntes, gleichwohl glauben wir, daß seine Stimme nicht durchdringen wird, denn sie hat sich hier abermals nur erhoben, um uns zu belehren. Sie entwickelt die Lehren der ökonomischen Wissenschaft und die Lehren seiner wirthschaftlichen Richtung. Auf der anderen Seite aber wird bereits gehandelt. Eine solche Publication in einem solchen Augenblicke ist ein Fehler, denn abgesehen von allem Anderen beweist sie, daß die Partei, die hinter ihr steht, auch heute noch nichts weiter zu bieten weiß, als die Lehre, heute wo von anderer Seite schon praktisch gearbeitet wird. Auf diese Weise wirkt man gegen das eigene Parteiinteresse, denn man zeigt, daß man nicht die Macht und die Organisation besitzt, um in den praktischen Lauf der Dinge rechtzeitig einzugreifen, oder, wenn diese Organisation doch da sein sollte, so hat

man sie sehr zum eigenen Schaden und zur Unzeit durch eine solche Kundgebung unter den Scheffel gestellt, denn selbst mancher Freihändler wird glauben, daß es um seine Sache schlecht bestellt ist, wenn sie heute noch nur in theoretischer Weise vertheidigt wird.

Es scheint, daß es hier gegangen ist, wie im politischen Leben so oft. Man hat zu lange in dem Stadium der Kritik verharrt, man hat verabsäumt, sich den Vortheil der praktischen Initiative zu sichern, derweilen ist die Noth der Zeit vorgeschritten, hat gebieterisch Abhülfe gefordert, und es haben sich endlich Andere gefunden, die das Werk angriffen, und nun ist man in der Defensive und, wie es scheint, noch nicht einmal gerüstet. Uns liegt hier nichts ferner, als eine grundsätzliche Bekämpfung der Principien des Freihandels, wir hoffen vielmehr, daß der gegenwärtig sich erhebende große wirthschaftliche Kampf mit einer Schließung der alten Gegensätze des Freihandels und des Schutzzolles endigen wird. Wir hoffen, daß sich diese alten Gegnerschaften auf dem Grunde der Wahrung des praktischen nationalen Interesses endlich die Hände reichen werden, und lediglich, weil wir in der vorliegenden freihändlerischen Kundgebung kein Material zur praktischen Besserung und Einigung finden können, lediglich deswegen wenden wir uns gegen sie. Man wird jetzt abzuwarten haben, ob die rein freihändlerische Richtung sich derart organisiren wird, daß ihre Interessen stärker in das Gewicht fallen und bei der praktischen Neuordnung der wirthschaftlichen Verhältnisse in gehöriger Weise berücksichtigt werden.

Der Papst hat, wie wir oben schon andeuteten, abermals sich öffentlich vernehmen lassen. Vor Kurzem war es der Staatssecretär, Cardinal Nina, dem der Papst in einem Briefe seine Regierungspraxis entwickelte, heute ist es der abgesetzte Erzbischof von Köln, Melchers, an den er sich wendet, um die Herstellung des kirchlichen Friedens in Deutschland zu erörtern. Damals wie heute betont der Papst auf das Entschiedenste seine friedlichen Gesinnungen, und darüber kann wohl nach diesen zwiefachen Aeußerungen ein Zweifel nicht bestehen, daß der Papst den Frieden wirklich will, es fragt sich nur, unter welchen Bedingungen er ihn will und ob er in diesen Bedingungen milder geworden ist. Zu der Beantwortung dieser beiden Fragen giebt es bekanntlich kein authentisches Material, denn die Verhandlungen mit der römischen Curie sind in sehr discreter Weise geführt worden. Indeß ist bekannt, daß nach der Publication des päpstlichen Schreibens an den Cardinal Nina die preußische Regierung entschieden nicht der Ansicht war, daß die Stimmung im Vatican schon die Einleitung positiverer Friedensverhandlungen gestatte. Man bemerkte von autoritativer Seite, bevor solche Verhandlungen stattfinden könnten, müßte der Papst einen praktischen Beweis seiner Friedensliebe geben, indem er den katholischen Klerus in Deutschland

anwiese, sich den Gesetzen zu beugen. Hat nun der Papst vielleicht mit diesem zweiten Schreiben diesen Beweis gegeben? Leider wohl nicht. Er wendet sich zwar an den deutschen Episcopat, aber nur, um ihn zum Gebete für den Frieden zu ermahnen. Er deutet zwar darauf hin, daß die Gläubigen sich den Gesetzen zu unterwerfen haben werden, aber er spricht nur von den Gesetzen, welche nicht gegen den katholischen Glauben und gegen die Pflichten gegenüber der katholischen Kirche verstoßen. Das ist eine vieldeutige unwillkommene Einschränkung. Unwillkommen ist auch, daß das Schreiben an einen abgesetzten Bischof gerichtet ist und ihn ganz so behandelt, als ob er in Amt und Würden steht. Jedenfalls scheint uns der Brief keinen Fortschritt in der Friedensstiftung anzuzeigen oder zu verkünden.

6. Januar. J.

Literatur.

Deutsche Literaturgeschichte von Robert König. Bielefeld und Leipzig, 1879. — Wer würde nicht auf den ersten Blick geneigt sein, dieses glänzend, ja beispiellos luxuriös ausgestattete Buch auch inhaltlich für ein gutes und gründliches zu halten? Ueberall, so scheint es ja, in den zahlreichen Facsimiles von Handschriften und Drucken, den Porträts und sonstigen Illustrationen, die untrüglichen Zeichen eigener genauer Kenntniß der Denkmäler unserer älteren und neueren Literatur und die Beweise, daß die Arbeit des Verfassers auf selbstständiger, quellenmäßiger Forschung beruhe. Dazu im Vorwort die Versicherung des Verfassers, daß in seinem Buche niedergelegt sei, was er seiner Zeit bei Lachmann und Gelzer in Berlin gelernt und in beinahe dreißigjähriger Arbeit habe ausreifen lassen! Daß dennoch an diesem Buche nichts werthvoll ist, als die Ausstattung, wird jedem Kenner unserer Literaturgeschichte bei näherer Einsicht sehr bald in die Augen springen, ja wir glauben bei keinem der letzteren einen Widerspruch befürchten zu müssen, wenn wir sagen, daß hier einfach aus zehn schon vorhandenen Büchern verschiedener Qualität ein neues, elftes, gemacht ist. Und zwar nicht einmal mit derjenigen Sorgfalt, welche doch auch der Compilator, wenn er ein Lehrbuch schreibt, anwenden muß. So ist z. B. das bekannte Gedicht: „Wie Feld und Au so blinkend im Thau" u. s. w. Seite 324 als ein Gedicht J. G. Jacobis, das fälschlich in Goethes Werke gekommen sei, abgedruckt, und Seite 511 steht dasselbe Gedicht im Facsimile der Handschrift Ludwig Tiecks und als ein Gedicht von Ludwig Tieck! Was aber am meisten in dieser Literaturgeschichte vermißt wird, ist eine Darlegung der allgemeinen culturhistorischen Verhältnisse und der Bedingungen, unter welchen die deutsche Dichtung jeweilen stand und bald so, bald anders sich gestalten mußte. Als wenn die Literaturgeschichte überhaupt nur eine Geschichte der Bücher und eine Sammlung von biographischen Einzelheiten wäre, nicht aber, was sie wirklich ist, eine Geschichte der ein Volk und seine künstlerischen Vertreter leitenden Ideen und Anschauungen! Auch eine klare und richtige Zusammenfassung dessen, was namentlich die großen Dichter unserer classischen Zeit gewollt und geleistet, vermißt man in dem vorliegenden Buche vollständig, während wiederum die verschiedenartige Berücksichtigung, welche den einzelnen Dichtern zu Theil geworden ist, zu entschiedenem Widerspruche reizen muß. Wir wollen nur von der Behandlung der Literatur der letzten Jahrhunderte und der neuesten Zeit sprechen. Die Dichter unmittelbar vor Opitz, die zum Theil noch auf diesen einwirkten, Weckherlin, Zink-

gref u. s. w. nennt der Verfasser kaum, von den Herren der Sprachgesellschaften, dem unfruchtbaren Dasein der „fruchtbringenden Gesellschaft" u. A. wird mehrere Seiten hindurch berichtet; der „Karschin" widmet Herr König drei volle Seiten, Haller wird auf einer einzigen abgethan; Ida Hahn-Hahn darf eine Seite in Anspruch nehmen, Gottfried Keller nur eine Zeile; bei Grillparzer ist der Inhalt der „Ahnfrau" des langen und breiten wiedergegeben, die übrigen Dichtungen auf vier Zeilen kaum genannt, und dabei versteht es sich fast von selbst, daß Grillparzer auch hier wieder zwischen Müllner und Houwald aufmarschirt! Ueberhaupt ist die Gruppirung oft eine geradezu lächerliche: Lichtenberg und Jean Paul werden in dem Capitel über die Sturm- und Drangperiode behandelt, Justus Mösers und Johannes Müllers wird erst gedacht, als bereits das Capitel „der moderne Roman" begonnen ist und schon auf der nächstfolgenden Seite Freytag und Scheffel an die Reihe kommen sollen. Von den vielen Unrichtigkeiten im Einzelnen (z. B. Fischart ein Mainzer) wollen wir gar nicht reden. Wohl aber sei eine Probe der interessanten Urtheile des Verfassers dem Publicum zur Kenntniß gebracht. Freiligrath (dessen Porträt, beiläufig, mehr dem des „Mohrenfürsten" selbst, als seines Dichters gleicht) steht mit Herwegh, Dingelstedt, Prutz und Hoffmann von Fallersleben unter den Hauptvertretern der „Revolutionspoesie, die stets aller wahren Dichtung ebenso feindlich gewesen ist, wie aller tieferen Sittlichkeit und Gottesfurcht". Und nachdem der Verfasser ein Urtheil des „gewiß nicht engherzigen" Georg Weber abgeschrieben hat — Herr König ist in diesem Artikel überhaupt ziemlich stark —, fügt er hinzu (Seite 600): „So hat denn diese in unserer Literatur so ephemere Erscheinung den traurigen Ruhm, dem Socialismus unserer Tage mächtig vorgearbeitet zu haben, und wenn nirgend sonst mehr, so finden die rasch verklungenen demokratischen Lieder noch eifrige Leser und glühende Verehrer unter den Männern der rothen Internationale unserer Tage, wie die Proletarierliederbücher unserer Socialdemokraten beweisen". Das fehlte gerade noch, daß unsere heutigen Streber den Hütern und Wächtern des freien Gedankens und des nationalen Sinnes in elender und schwacher Zeit Männern wie Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath im Grabe noch die Ehre abschneiden, sie als Socialdemokraten zu denunciren und für die heutigen Ausschreitungen der letzteren verantwortlich zu machen anfangen! Gegen ein solches Verfahren muß auf das Energischste protestirt werden! Wir wollen es unsererseits an dieser Stelle gethan haben und zu gleicher Zeit die Hoffnung aussprechen, daß der im Vorwort von dem Verfasser ausgesprochene Wunsch, seine Literaturgeschichte möchte ein Haus- und Erbbuch des deutschen Volkes werden, nicht in Erfüllung gehe! Zum Schlusse können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Die vorliegende „Literaturgeschichte" ist das erste Buch, in welchem dem größeren Publicum — zwar durchaus nur auf Aeußerlichkeiten beschränkte, nicht erhebliche — Mittheilungen aus der Hirzelschen Goethesammlung gemacht werden, seit dieselbe der Leipziger Universitätsbibliothek angehört. Wir wissen nun wohl, daß jene Sammlung, an deren sorgfältiger Bewahrung und Fortführung im Sinne des Stifters wir uns keine Zweifel erlauben, Jedermann zur Benutzung offen stehen soll. Aber zu bedauern ist es dessenungeachtet, daß der erste öffentliche Gebrauch, der von einem in ernstestem Streben zusammengebrachten wissenschaftlichen Schatze gemacht worden ist, nicht auch einem wissenschaftlichen Werke, sondern blos der Bemäntelung der Blößen des Dilettantismus zu Gute gekommen ist. L. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 9. Januar 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Giacomo Leopardi.

Seitdem wir die vortreffliche Uebertragung Leopardis durch Paul Heyse haben, ist auch die Frage wieder aufs Neue erörtert worden, ob der italienische Dichter des Pessimismus durch das Gefühl des erlebten Unglücks zu seinen Ueberzeugungen gelangt ist, oder ob sie, unabhängig von seinem persönlichen Geschick, das reine Ergebniß des Nachdenkens und philosophischen Suchens sind. Heyse selbst hat mit triftigen Gründen sich derjenigen Meinung angeschlossen, welche als die nächstliegende jedem Kenner von Leopardis Leben und Werken von selbst sich aufdrängt, die aber von der neuesten Orthodoxie, nämlich derjenigen des Pessimismus, mit einer Art von Unwillen zurückgewiesen wird: diese scheint es nämlich als eine Schmälerung der Reinheit und göttlichen Abkunft ihrer Lehre zu erachten, wenn sie das Bekenntniß zu derselben aus persönlichen Motiven hergeleitet sieht. Nicht einmal dem Dichter wird dieses Recht vergönnt. Die Pessimisten wissen wohl den Succurs zu schätzen, den sie aus den Werken dieses edlen und tiefen Geistes schöpfen; allein nicht zufrieden damit, wollen sie ihn ganz in ihre Zunft einstellen, sie hängen ihm den Philosophenmantel um und rauben ihm damit die wahre Krone seiner Unsterblichkeit. „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide" — das hat zu allen Zeiten als das Vorrecht des Dichters gegolten. Die Streitfrage läuft in der That zuletzt auf diejenige hinaus, ob Leopardi unter die Weltweisen oder unter die Dichter zu rechnen sei.

Auf den bloßen Gedankeninhalt angesehen, ist der Dichter von Recanati, wie kaum Jemand leugnen wird, einförmig und durch die beständige Wiederholung desselben Accords ermüdend; was ihn gleichwohl im höchsten Grade anziehend macht, ist die Wahrnehmung, daß der Gedanke bei ihm eins ist mit jeder Faser seines Herzens. Dem Dichter ist es ganz anders erlaubt, Pessimist zu sein, als dem Philosophen. Als Stimmung ist der Pessimismus in seinem guten und vollen Rechte, wie jede Stimmung, wenn sie echt ist. Keinem Dichter ist diese Stimmung völlig fremd. Ihm gestatten wir, daß er ganz in der Empfindung des Contrastes, der Nichtigkeit der Welt

schwelge und sie zum Ausdruck bringe, wir verlangen von ihm keine andere Lösung der Disharmonie, als die in seinem harmonischen Kunstgebilde liegt. An den Philosophen machen wir einen anderen und, wenn man will, höheren Anspruch, er darf nicht aus einer Disposition des Gemüths das Gesetz der Welt ableiten. Er darf nicht, um das Welträthsel zu lösen, die Verzweiflung an der Lösung des Räthsels proclamiren. Dem Dichter aber folgen wir in jede Stimmung, für die sein Genius den wahren Ausdruck findet. Auch Leopardi folgen wir in seine freud- und trostlose Lebensauffassung, weil hier ein echter Dichter aus der Tiefe der Empfindung heraus redet. Die modernen Pessimisten versichern uns lachend, daß sie bei ihrer Verachtung der Welt fröhlich und guter Dinge sind: bei Leopardi ist uns der Pessimismus ehrwürdig und wahrhaft ergreifend, weil er nicht von einem dialektischen Kopfe ersonnen, sondern von einer wahrhaftigen Seele erlebt ist.

Bekanntlich hat Leopardi selbst den Anlaß dazu gegeben, daß jene seltsame Streitfrage aufgeworfen worden ist. In einem Briefe vom 24. Mai 1832, an L. von Sinner in Paris gerichtet, versichert er ausdrücklich, daß er durch seine Untersuchungen zu einer Philosophie der Verzweiflung gelangt sei, „während es andererseits nur der Niedrigkeit der Menschen, die das Bedürfniß haben, vom Werth des Daseins überzeugt zu sein, zuzuschreiben ist, daß man meine philosophischen Meinungen als die Wirkung meiner persönlichen Leiden hat betrachten wollen und sich darauf steift, meinen thatsächlichen Umständen zuzuschreiben, was nur aus meinem Denken kommt. Vor dem Tode will ich noch gegen diese Erfindung der Schwäche und Gemeinheit protestiren und meine Leser bitten, lieber meine Beobachtungen und Schlüsse widerlegen zu wollen, als meine Krankheiten anzuklagen". Das klingt bestimmt genug, ist auch ohne Zweifel vollkommen aufrichtig gemeint, reicht aber gleichwohl nicht hin zu überzeugen. Denn es ist leicht zu verstehen, wie der Dichter in seiner hoffnungslosen Lage allmälig dazu gelangte, daß ihm die individuelle Lebensauffassung zuletzt als das objective Weltgesetz erschien. Wie sich jene Lebensauffassung aber gebildet, wie sein Denken sich darin eingebohrt hat, darüber liegen die zahlreichsten Selbstbekenntnisse vor, aus früher und aus später Zeit.

Beredt spricht schon die Widmung an die Freunde in Toscana, die der Ausgabe der Gedichte von 1831 voransteht: „Meine theuren Freunde, Euch sei dieses Buch gewidmet, in welchem ich, wie man es oft mit der Poesie versucht, meinen Schmerz zu verklären suchte . . . Ich habe Alles verloren, ich bin wie ein dürrer Stamm, der fühlt und leidet." Rührend ist es, wie hier in der Zwiesprache mit den Freunden das Geständniß des Empfindens und Leidens durchbricht, die er sonst in der kalten Ruhe der Selbstvergessenheit erstickt zu haben wähnt.

Doch keine Dichtung ist vielleicht bezeichnender für Leopardis Seelenzustand als das Gespräch: „Tristam und der Freund". Auch hier sehen wir unter der Decke kalter Vernunftwahrheit die heiße Empfindung hervorbrechen. Auch hier weist Tristam, d. h. der Dichter, im Eingang sarkastisch die Meinung zurück, als ob, wenn ihm das Leben unglücklich vorkomme, Krankheit oder ein anderes persönliches Unglück Schuld daran sei. Dann aber der wehmüthige Rückblick des unheilbar Kranken auf das Alterthum, „wo jeder Einzelne es an Körperkraft mit Vieren von uns aufnahm". „Und der Körper ist der Mensch; denn, um von allem Anderen zu schweigen, Hochherzigkeit, Muth, Leidenschaften, Fähigkeit zum Handeln und zum Genießen, Alles was das Leben edel und lebendig macht, hängt von der Vollkraft des Körpers ab und ist ohne dieselbe nicht möglich. Wer einen schwachen Körper hat, ist kein Mann, sondern ein Kind, ja schlimmer: denn es ist sein Schicksal, zuzuschauen, wie die Anderen leben; er selbst kann höchstens schwatzen, aber das Leben ist für ihn nicht vorhanden." Und dann die merkwürdige Stelle: der Freund fragt den scheinbar von seiner trostlosen Meinung Zurückgekommenen: Und was soll man nun mit diesem eurem Buch anfangen? Tristam: „Das Beste wäre, es zu verbrennen; wenn man es nicht verbrennen will, es aufzuheben als ein Buch voll poetischer Träume, voll melancholischer Einbildungen und Grillen, oder als ein Bekenntniß, wie unglücklich der Verfasser war; denn im Vertrauen, lieber Freund, Euch und alle Anderen halte ich für glücklich; ich aber für mein Theil, mit Eurer und des Jahrhunderts Erlaubniß, bin sehr unglücklich und weiß, daß ich es bin, und alle Journale der neuen und der alten Welt werden mich nicht vom Gegentheil überzeugen." Die Stelle ist, denke ich, beweisend, daß der Dichter vom Ich, vom Gefühl des eigenen Unglücks aus die Theorie des allgemeinen Weltelendes sich ausgedacht hat. Die Anderen alle mögen glücklich sein, — er sagt es ohne Zweifel ironisch, aber gleichviel, der feste Punct ist ihm das untrügliche, durch Niemanden wegzudisputirende eigene Bewußtsein, daß er selber elend ist.

Das sagt er im vollen Ernste, und so knüpft er auch im vollen Ernste daran die weiteren Betrachtungen, in denen er sich den Tod wünscht, ihn wünscht „wie nichts Anderes auf der Welt, so inbrünstig, aufrichtig, wie ich sicher glaube, daß nur sehr wenige Menschen ihn herbeisehnen". Das ist der einzige Gedanke, der ihn aufrecht hält. In dieser Sehnsucht stört ihn auch nicht mehr die Erinnerung an die Träume der Jugend. Bücher und Studien, Pläne zu großen Dingen, Hoffnungen auf Ruhm und Unsterblichkeit, über all das kann er nicht einmal mehr lachen. Er lacht auch nicht über die Pläne und Hoffnungen dieses Jahrhunderts, er wünscht ihnen von Herzen möglichst gutes Gelingen, aber er beneidet darum nicht die Nachkommen oder

die, die noch ein langes Leben haben. Er beneidet weder Dumme noch Weise mehr, weder Große noch Kleine, weder Schwache noch Mächtige; er beneidet die Todten und nur mit ihnen möchte er tauschen. „Wenn mir auf der einen Seite das Glück und der Ruhm Cäsars oder Alexanders, rein von jedem Makel, geboten würde, auf der anderen, heute noch sterben zu dürfen, und ich hätte zu wählen, würde ich wünschen, heute zu sterben, und zu diesem Entschluß nicht erst um Bedenkzeit bitten."

Ich meine, dieses Gespräch läßt tief in das Innere des Dichters blicken und in den Gedankenproceß, in dem sein persönliches Schmerzgefühl sich zu der Ueberzeugung steigerte, daß alles Glück nichtig, daß überhaupt nur Schmerz und Elend in der Welt sei. Man mag dazu noch die feine Bemerkung Heyses fügen: „Nur aus der milden Neidlosigkeit seines Gemüths läßt es sich erklären, daß er dennoch nie darauf verfiel, eine Ungerechtigkeit des Schicksals anzuklagen, immer nur die Härte, den Hohn, die unverantwortliche Tyrannei jener dunklen Mächte, die er unter dem Namen der Natur und des Fatums anredet. Vielleicht auch war es ein letzter Trost, an den er sich anklammerte, daß er nicht die Zielscheibe eines besonderen tückischen Hasses, einer ausgesuchten Grausamkeit des Schicksals gewesen, sondern nur leide, was das allgemeine Menschenloos sei."

Warum er in seinem elenden Zustand und bei jener nachdrücklich bekannten Sehnsucht nach dem Tode doch den Tod nicht gesucht hat, ist eine wohl aufzuwerfende Frage. Der Gedanke ist ihm früher und später wiederholt genaht, aber er hat ihm nie nachgegeben, ja er hat zuletzt, als ungesucht der Tod heranzuschreiten schien, ihn geflohen und sich an das Leben angeklammert: man weiß, daß er bei der Annäherung der Cholera im Jahre 1835 von Neapel ängstlich auf das Land floh. Eingehend hat er sich mit dem Gedanken des Selbstmords in dem Gespräch: „Plotinus und Porphyrius" auseinandergesetzt. Porphyrius erklärt dem Freund seinen Ueberdruß am Leben und vertheidigt seinen Vorsatz, den Tod zu suchen. Sein Ekel ist so heftig, „daß er förmlich einem Schmerz oder Krampf gleicht: dadurch, daß ich die Nichtigkeit aller Dinge, die mir im Laufe der Tage begegnen, nicht allein erkenne, sondern mit Augen sehe, schmecke, mit Händen greife; in solchem Maße, daß nicht allein mein Geist, sondern all meine Gefühle, selbst die körperlichen (um einen seltsamen, aber sicher passenden Ausdruck zu brauchen) ganz erfüllt sind von dieser Nichtigkeit". Er giebt dabei zu, daß diese Stimmung zum guten Theil aus körperlichem Uebelbefinden herrührt, aber dennoch ist sie vernünftig, alle anderen Stimmungen sind unvernünftig, weil sie sich auf Irrthum gründen; denn alle Freuden sind nichtig, selbst der Schmerz ist nichtig, nichts ist vernünftig, als die Langeweile. Dennoch ist es eben das Gefühl des (kurz zuvor für nichtig er-

klärten) Schmerzes, auf das er das Recht zu seinem Entschlusse gründet: „Und wie sollte die Natur mir verbieten, zum Tode meine Zuflucht zu nehmen, bei dem ich ohne allen Zweifel meinen Vortheil finde, und das Leben zu verschmähen, das so offenbar mir zum Schaden und zur Qual gereicht, da es mir zu nichts Anderem verhelfen kann, als zum Leiden, wie die tägliche Erfahrung lehrt?" Dann springt er vom Persönlichen wieder zum Allgemeinen ab und hält in geistreicher Weise dem Freunde vor, daß der Uebergang der Menschheit vom Naturzustande zur Gesittung nicht ohne einen unvermeidlichen Zuwachs an Unglück vor sich gegangen sei: wenn es nun dem civilisirten Menschen erlaubt ist, gegen die Natur zu leben, warum soll es ihm verwehrt sein, gegen die Natur zu sterben? Zuletzt ist es die nachdrückliche Erinnerung Plotins, daß der Selbstmord eine schmutzige Handlung der Selbstsucht sei, weil, wer sich den Tod giebt, gleichsam seine Nächsten, seine Freunde und das ganze Menschengeschlecht hinter sich werfe, — diese Erinnerung ist es, die den Porphyrius zum Verzicht auf seinen Entschluß bringt. Wenigstens behält Plotin das letzte Wort mit seiner schönen Mahnung: „Laß uns leben, lieber Porphyrius, und Einer dem Anderen Beistand leisten; laß uns willig den Theil der Leiden unseres Geschlechtes tragen, den das Schicksal uns bestimmt hat. So wollen wir darauf bedacht sein, uns einander Gesellschaft zu leisten, einander zu ermuthigen und uns gegenseitig hülfreiche Hand zu leisten, um so gut als möglich dies mühselige Leben zu überstehen." Laß uns leben -- auch das war ohne Zweifel aus der Seele des Dichters geredet, der seine letzten Jahre im Genuß einer edlen Freundschaft verleben durfte, die ihm die Schmerzen erleichterte. Aber man sieht auch, welche persönliche und unphilosophische Wendung das Gespräch am Ende nimmt, wie sich denn gerade an den Dialogen bündig der Beweis führen läßt, daß Leopardi mit all seiner dialektischen Schärfe ein Dichter gewesen ist, nicht ein Philosoph.

Es findet sich aber in dem ebenerwähnten Gespräch noch eine sehr merkwürdige Betrachtung, ein Geständniß, das sonst sorgfältig vermieden wird. Zwar ist es dem Plotinus in den Mund gelegt, aber in der Rede, mit welcher er zuletzt Recht behält, und man kann nicht wohl umhin, darin einen aufrichtigen Gedanken des Dichters zu erkennen. „Glaube mir auch, daß kein Lebensüberdruß, keine Verzweiflung, kein Gefühl von der Nichtigkeit der Dinge, der Vergeblichkeit aller Sorgen, der Einsamkeit des Menschen, kein Haß gegen die Welt und sich selbst lange dauern können; obwohl diese Stimmungen der Seele höchst vernünftig sind und ihr Gegentheil unvernünftig. Trotzdem aber kehrt, wenn ein wenig Zeit vergangen und die Stimmung des Körpers sich nur leicht verändert hat, nach und nach, und oft auch ganz plötzlich durch die geringsten und kaum bemerkbaren Ursachen die Neigung

zum Leben zurück; bald diese, bald jene neue Hoffnung erwacht, und die menschlichen Dinge gewinnen wieder den täuschenden Schein, als seien sie einiger Sorge nicht unwerth, allerdings nicht für den Verstand, aber doch, so zu sagen, für unsere seelische Empfindung." Das hatte der Dichter doch wohl auch aus der eigenen Erfahrung. Es liegt hierin ein Geständniß von entscheidendem Gewicht: nämlich, daß das, was er sonst das Ergebniß seiner Philosophie nennt, vielmehr eine veränderliche Disposition des Gemüths ist, daß seine Poesien je nur die Höhe-, oder, wenn man will, Tiefpuncte seiner Stimmung sind, daß aber diese Stimmung ihre Intervalle hat, daß denn doch in den einförmigen Ekel am Leben unwillkürlich dann und wann ein Schimmer von Hoffnungen, Sorgen oder Erinnerungen einfällt. Er müßte ja nicht ein Dichter sein, wenn alles Empfinden wirklich in ihm ausgelöscht wäre. Gerade das Durchscheinen des unvertilgbaren warmen Gefühls durch die kalte Mauer der Weltverachtung ist es, was seinen Dichtungen ihren eigenthümlichen, zugleich süßen und herben Charakter giebt. Daß dies der wahre Zustand seines Herzens gewesen ist, davon fließen die Zeugnisse über.

Von den frühesten Canzonen abgesehen, tragen alle Gedichte dieselbe düstere Färbung; ja aus den Briefen wissen wir, daß schon der erste Aufschrei aus dem Gefängniß des väterlichen Hauses ganz dieselbe, mit dem Leben fertige Trostlosigkeit zeigt, wie die spätesten Ergüsse. Nur wird die Stimmung naturgemäß immer bitterer und zugleich ruhiger und kälter; aber von eigentlichen Einschnitten seines inneren Lebens, von Krisen, in denen etwa die Elegie in die Satire, die Hoffnung in Verzweiflung umschlüge, findet sich keine Spur. Man braucht nur an beliebiger Stelle in das Epistolario zu greifen. In einem Brief an Giordani vom März 1820 nennt er sich „verdorrt wie ein trockenes Rohr"; „keine Leidenschaft findet mehr Zugang zu meinem armen Herzen"; er weiß, daß er das Leben künftig ertragen muß „ohne Illusionen, ohne lebhafte Empfindung, ohne Phantasie und ohne Enthusiasmus, die noch vor einem Jahre dasselbe ausfüllten und mich beseligten trotz meiner Leiden". Hiernach scheint es, als ob wir, wenn wir um ein Jahr zurückgehen, ihn voll Illusionen, voll beseligender Phantasieen, das Leben ausgefüllt von Muth und Enthusiasmus finden müßten. Allein die Wahrheit ist, daß schon im Jahre 1817 der damals Neunzehnjährige seinen Zustand mit denselben düsteren Farben malt, die fortan der Grundton bleiben. Er schreibt vom April dieses Jahres, gleichfalls an Giordani, von der „hartnäckigen, schwarzen, fürchterlichen, grausamen Melancholie, welche mich verzehrt und verschlingt, die von der Arbeit sich nährt und ohne Arbeit nur wächst", und er unterscheidet diese Art von Melancholie ausdrücklich von „jener süßen Melancholie, welche so Schönes erzeugt; sie ist süßer als Lust und Fröhlichkeit, wohl habe ich sie empfunden, aber ich empfinde sie nicht

mehr". Seine Melancholie aber leitet er hier von seinen Umständen, dem Aufenthalt in Recanati, seiner zerrütteten Gesundheit ab, und vom Denken, das seine nothgedrungene Muße ausfüllt, und „das mich tödten wird, wenn sich meine Verhältnisse nicht ändern". So oft er wieder nach Recanati zurückzukehren genöthigt ist, klagt er über dieses sein Gefängniß, sein Fegefeuer und seine Hölle; er leitet in dem Gedicht „Erinnerungen" seine Menschenverachtung ausdrücklich davon ab, daß er gezwungen ist, in seinem wilden Heimathdorf, im Schwarme roher Menschen zu leben.

Und indeß enteilt
die theure Jugendzeit, die theurer ist
als Ruhm und Lorbeer, theurer als das Licht
des Tages und des Athems Hauch; so nutzlos,
Ohn' irgend eine Lust verlier ich dich
an diesem Ort unmenschlich öder Qual,
O du, des dürren Lebens einz'ge Blüte!

Ist er glücklicher, wenn er der Heimath entfliehen kann, in Rom, unter den Freunden in Florenz? Mit nichten; er trägt seine Unseligkeit überall mit sich, „von allen Künsten ist ihm die des Genusses am gründlichsten versagt". Aber wir machen zugleich die Wahrnehmung, daß er in seinem Elend, innerhalb wie außerhalb des Vaterhauses, doch der milderen und froheren Empfindungen nicht entbehrt. Wie dort inmitten der Qualen, die ihm der Heimathort bereitet, Bilder in ihm aufsteigen, die ein süßes Erinnern wecken, „der Gegenwart Gefühl und vergebliches Sehnen", so sehen wir überhaupt fortwährend die starre Sehnsucht nach dem Tode von diesen Empfindungen belebt und durchbrochen. Nirgends ist dieser Widerstreit der zum Leben und Lebensgenuß drängenden Gefühle mit der Gewißheit des Elends ergreifender geschildert als in dem Gedicht: „die Auferstehung".

. . . Wer weckt mich aus der Ruhe nun,
Die lähmend mich bedrückte?
Welch neue Kraft durchzückte
Auf einmal mich mit Lust?
Ihr Träume, sanfte Regungen,
Herzpochen, trüglich Hoffen,
Steht wirklich euch noch offen
Die lang erstorbne Brust? . . . .
Wohin der Blick nun schweifen mag,
Rings in der Fern' und Nähe,
Dringt ein geheimes Wehe,
Ein Wonneglück hervor, u. s. w.

So spricht nicht ein Philosoph, der sich im Dogma von der Nichtigkeit der Dinge verhärtet hat. Wie oft er auch versichert, daß seine Leidenschaften

erloschen sind, wir glauben's ihm nicht. Als er im Jahre 1826 die Gräfin Malvezzi in Bologna kennen lernt, schreibt er an den Bruder, dieses Verhältniß fülle jetzt einen großen Theil seines Lebens aus. „Diese Bekanntschaft bildet für mich eine bemerkbare Epoche in meinem Leben, weil sie mich von einem Irrthum befreit, weil sie mich davon überzeugt hat, daß es noch Freuden auf der Welt giebt, die ich für unmöglich hielt, und daß ich noch dauerhafter Illusionen fähig bin, trotz der Erkenntniß und trotz der so eingewurzelten, entgegengesetzten Angewöhnung." An Frau Tommasini in Bologna schreibt er im Juli 1828: „Ich brauche nicht Ansehen, noch Ruhm, noch ähnliche Dinge, aber ich brauche Liebe." Und im October 1831 entflieht er einem in Florenz angesponnenen Liebesroman nach Rom. Die Gedichte, die auf diese Episode, auf „Aspasia" sich beziehen, sind voll Weltverachtung, voll Ekel über „dieses Alls unendlich nichtige Oede", froh begrüßt er Vernunft und Freiheit nach der Knechtschaft und langem Wahn, allein er gesteht zugleich, welch tiefen Zauber soeben noch die Geliebte auf ihn ausgeübt.

Da schienen
Mir Erd' und Himmel neu, und fast ein Strahl
Der Gottheit glänzt' in mir . . .
Nie erfuhrst du,
Wie grenzenlose Gluth, wie tiefe Qual,
Wie unaussprechlich wilden Sturm und Wahnsinn
Du in mir aufgewühlt.

Noch einmal: spricht so ein Philosoph, der unbeeinflußt von seinen persönlichen Schicksalen das Ergebniß rein abstracten Denkens in seinen Werken hat niederlegen wollen? Die Wahrheit ist, daß er die Gedichte mit seinem Herzblut geschrieben und daß er selbst über die Herkunft seiner Weltanschauung aus seinen persönlichen Leiden gar keinen Zweifel gelassen hat. Es ist darum dankenswerth, daß seine Landsleute sich bemühen, mehr und mehr von seinen Lebensumständen, zumal aus den Jugendjahren, die er im Vaterhaus zugebracht hat, ans Licht zu ziehen. Unlängst sind mehrere Veröffentlichungen erfolgt, die theils das Epistolario ergänzen, theils einen näheren Einblick, als bisher möglich war, in die Verhältnisse der Familie gestatten, aus welcher dieser zarte und helle Geist mit dem grausam zerrütteten Körper hervorgegangen ist.*)

Die wunderliche Gesellschaft, die sich in der alten Casa Leopardi zu Recanati zusammenfand, trug in sich selbst die Gegensätze, welche damals die

*) Lettere, scritte a G. L. dai suoi parenti. Firenze 1878. Appendice all' Epistolario, per cura di P. Viani. Firenze 1878. Opere inedite di G. L. Halle 1878. Vgl. Alessandro d'Ancona, la famiglia di Giacomo Leopardi. Nuova Antol. 15. Ott. 1878.

Welt spalteten. Zwei Zeitalter, ein absterbendes und ein selbstbewußt aufsteigendes befehdeten sich hier im engsten Raume. Ihr Kampf rüttelte an den Banden einer Familie, deren Glieder sich liebten aber sich nicht verstanden. Auf der einen Seite stand der Vater Graf Monaldo, geboren 1776, dessen beide Oheime, der Bischof Pier Nicolò und der Canonicus Ettore, dann die Mutter Adelaide, aus dem Hause der Antici, ferner der Lehrer des Vaters, der Exjesuit Don Torres, ein Mexikaner, der Kaplan Ferri, der gelehrte Pedant Don Diotallevi und der Hauslehrer der Söhne Don Sanchini, endlich ein französischer Emigrant, der Canonicus Pascal, der aus Mitleid im Hause aufgenommen war. Diese bildeten zusammen die heilige Phalanx der Vergangenheit. Ihr stand gegenüber das neue Geschlecht: Giacomo, der Bruder Carlo und die Schwester Paolina, alle drei verbunden durch das gemeinsame Gefühl des häuslichen Druckes und durch gleiche Gesinnungen, eine Art geheimer Verbindung bildend, in die auch der jüngste Sohn, Luigi, allmählich hineinwuchs. Welch reicher Lustspielstoff steckte in diesem Hause — so möchte man ausrufen, wenn man nicht wüßte, wie bitteres Leid daraus hervorgekeimt ist. „Es hat dem Himmel zu unserer Züchtigung gefallen," so schreibt einmal Giacomo an den Vater, „daß die einzigen Kinder dieser Stadt, die mehr als recanatesische Gefühle haben, Ihnen angehören, zur Uebung der Geduld, und daß der einzige Vater, der solche Kinder als ein Unglück betrachtet, uns zu Theil wurde." Von einem inneren Verhältniß zwischen den beiden Gruppen war keine Rede: auf der einen Seite war die Gewalt, auf der anderen begegnete man ihr mit List und heimlichem Spott. Es gehört zu den frühesten Aeußerungen im Epistolario, daß Giacomo sich über den häuslichen Conventikel, die brigata domestica, che non è poca, lustig macht. Längst hat er sich angewöhnt, Alles anzuhören und ruhig über sich ergehen zu lassen. „Da ich in den Grundsätzen mit Keinem übereinstimme," schreibt der Neunzehnjährige an Giordani, „streite ich mit Niemanden und lasse mir beharrlich Ungereimtheiten ins Gesicht sagen „über die ein Hund sich ärgern könnte, ohne daß ich je den Mund öffne."

Der Vater hat sich in einer autobiographischen Skizze folgendermaßen selbst gezeichnet: „Die Natur oder die Gewohnheit des Herrschens ist mir immer geblieben, und ich bequeme mich übel, oder vielmehr auf keine Weise zu untergeordneten Rollen. Ich will mich beugen, will lernen, mich bescheiden, schweigen; aber im Wesentlichen hat Alles, was mir nahe kam, auf meine Weise gehandelt, und was nicht nach meiner Manier geschah, däuchte mir schlecht gethan. Ich will mir nicht schmeicheln und habe kein Interesse daran es zu thun, aber in Wahrheit scheint mir, daß das Verlangen, meine Meinung befolgt zu sehen, nicht blos Stolz sei, sondern vielmehr Liebe zum Gerechten und Wahren." Ja bei ernster Selbstprüfung ist er, wie er sagt,

versucht zu glauben, daß sein Geist Vielen überlegen ist „und nicht blos einfach überlegen sondern im Quadrat". Nur in einem Puncte kann er sich des Herrscherrechtes nicht berühmen. Er selbst muß sich unter den Commandostab beugen, den Frau Adelaide gewaltig im Hause schwingt. Nur um so strenger hält er darauf, daß seine väterliche Autorität gewahrt werde. Er verlangt unbedingten Gehorsam. Ohne Rücksicht auf Willen oder Geistesart der Söhne hat er seinen Familienplan gemacht: Giacomo soll die geistlichen Würden nehmen, Carlo durch eine gute Heirath das Vermögen der gesunkenen Familie wieder in Flor bringen. Er hatte viel gelehrtes Wissen aufgespeichert, hielt aber geringe Stücke auf die schöne Literatur. In seinen kirchlich-politischen Ansichten war er Absolutist vom reinsten Wasser. Er selbst veröffentlichte verschiedene politische Schriften, die den brutalsten Fanatismus athmen. Der beste Fürst ist ihm der, welcher den Scharfrichter zum ersten Minister hat. Selbst die päpstliche Verwaltung, unter der er lebte, genügte ihm nicht, er zieh sie der Schwäche, wie er denn auch zuweilen Anwandlungen vom alten Rebellengeiste des romagnolischen Adels zeigte. Diese Gesinnungen bekannte er von Anfang an mit so viel Offenheit als Unbeugsamkeit. Schon im Jahre 1800 wäre er um ein Haar auf Befehl eines französischen Commandanten erschossen worden. Gegen den Jacobinismus protestirte er damit, daß er immer in Schwarz gekleidet ging; er rühmte sich, der letzte Edelmann gewesen zu sein, der in Italien den Degen trug, l'ultimo spadifero d'Italia. „Mit dem Degen an der Seite," sagte er, „und immer im Paradekleid, konnte man nicht in Niedrigkeiten verfallen, selbst wenn man wollte." Große Noth schuf seinem Urtheil das Aufstehen der Griechen, ein Fall, bei dem das christliche Interesse mit der Legitimität in Widerspruch gerieth. Es waren Christen, aber Christen, die sich wider ihren Landesherrn empörten. Er ist verwirrt über die Schwierigkeit des Dilemmas, das sich hier aufthut, aber zuletzt schreibt er entschlossen: „Das Christenthum befiehlt Gehorsam und will, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist, der Kaiser der Griechen aber ist der Sultan, folglich haben die Griechen, indem sie wider ihren Fürsten aufstanden, den christlichen Glauben verletzt." So war der Vater, dessen Sohn die Griechen liebte „wie Brüder", und in dessen Hause dieser mit zwanzig Jahren die Canzonen an Italien und an Dante schrieb.

Es fehlte nicht an scharfen Conflicten zwischen den beiden Lagern, die sich im Hause gegeneinander fanden. Man hat Andeutungen, daß das väterliche Regiment zuweilen mit voller Strenge auf die jugendlichen Rebellen niederfiel. Der Vater suchte heimlich hinter die Correspondenz Giacomos zu kommen, was diesen wieder zu listigen Vorkehrungen zwang, und als ihn endlich das Gefühl von der Unerträglichkeit seiner Lage übermannte, plante

er, mit einundzwanzig Jahren, die Flucht und selbst die Erbrechung der väterlichen Casse, ein Anschlag, der durch Zufall vereitelt wurde. Dennoch sind weder die einzelnen leidenschaftlichen Auftritte, noch der völlige Gegensatz der Ideen und Empfindungen im Stande gewesen, den förmlichen Bruch des Sohnes mit dem Vaterhaus zu bewirken. Weder der Sohn entschließt sich zu einer Trennung für immer — er bleibt schon durch seine hülflose finanzielle Lage von den kargen Spenden des Vaters abhängig —, noch auch scheidet der Vater sich vom Sohne, vielmehr hört er nicht auf, diesen mit seinen zärtlichen Sorgen und Lebensplänen zu verfolgen. Er begreift gar nicht, wie Giacomo auf den Gedanken kommen könne, das süße Nest der Heimath zu verlassen, und sein Traum bleibt immer, daß der Sohn einst zufrieden und glücklich im Haus der Ahnen leben möchte. Als dieser mit vierundzwanzig Jahren wirklich die Erlaubniß erhält, nach Rom zu gehen, hält ihm der Vater, dessen Gesichtskreis nicht über Recanati hinausging, alle Schrecknisse der Fremde vor und warnt ihn vor den Versuchungen der Welt wie vor der Gefahr der Wagenräder. Für ihn bleibt er immer das Kind; er versichert schwer zu leiden unter der Abwesenheit des Sohnes und bis in die letzten Jahre schmiedet er Pläne für ihn, die ihm in der Heimath ein Auskommen verschaffen möchten. Alles in Allem kann man dem Vater, so beschränkt er war, die Liebe zu seinem Sohne nicht absprechen, wie er denn in seiner ganzen Haltung wenigstens Charakter hat. Jedenfalls war er achtbarer als die Mutter, von der leider gesagt werden muß, daß sie den Vater an unnatürlicher Härte übertraf. Monaldo hatte seine Anwandlungen von Zärtlichkeit und Güte, aber da konnte es geschehen, daß Frau Adelaide, die sparsame Hausfrau, die dem Vermögen wieder aufzuhelfen bedacht war, mit ihrer Einsprache dazwischen trat. Sie läßt die grausame Aeußerung fallen, die Schriftstellerei sei ja für Giacomo eine Goldgrube, die jede andere Unterstützung entbehrlich mache. Ja der Vater gesteht selbst einmal dem Sohne, daß er ihm gerne helfen möchte, daß ihm aber die gestrenge Mama selber allzugenau auf die Finger sehe.

So stand es im Vaterhause, und seinen Einflüssen sind auch der Bruder Carlo und die Schwester Paolina, wie man ungerne erfährt, am Ende erlegen. Fromm und knauserig, wie Vater und Mutter, so heißt es, wurden des Bruders einstige Herzensvertraute. Dieser selbst hatte, als er zu spät in die Welt trat, als Erbtheil aus dem väterlichen Haus den Zustand der „schrecklichen Langeweile und Schwermuth" mitgenommen, der ihn, dem Geständniß an den Vater zu Folge, zur Flucht trieb, und der fortan die Muse des Dichters geblieben ist. Wilhelm Lang.

Eine neue Sammlung socialwissenschaftlicher Schriften.*)

Ein oft genannter Staatssocialist sagt einmal in einer leicht und lose gearbeiteten kleinen Schrift, in welcher er den staatssocialistischen Lieblingsgedanken der Aufhebung des privaten Grundeigenthums und der Abschaffung des Erbrechts dem großen Publicum plausibel zu machen sucht, nachdem er durch einige tief eindringende Bemerkungen dargelegt, daß namentlich bei einigen vorder- und hinterasiatischen Völkern Grund und Boden hier im Privat-, dort im Gesammteigenthum sich befunden habe: daß sowohl in diesem Falle wie auch sonst so oft sich zeige, wie die Geschichte für die Lösung volkswirthschaftlicher Fragen eigentlich gar keine Auskunft gebe und dem Nationalökonomen von Fach daher ziemlich unnütz sei. An dieser unbefangen offenen Aeußerung ist jedenfalls so viel richtig, daß manche Nationalökonomen und Statistiker wirklich aus der Geschichte weder etwas lernen noch auch zu lernen sich bemühen, und daher über Standpunct und Methode des trefflichen Roscher mitleidig die Achsel zucken. Auch ist ferner zuzugeben, daß ebensowenig irgend welche wirthschaftliche wie politische Zustände der Vergangenheit sich einfach abschreiben und als die unfehlbaren Heilrecepte für die Beschwerden und Krankheiten der Gegenwart anpreisen lassen. Aber das ist andererseits im Gegensatz zu jener Geringschätzung der Geschichte unzweifelhaft ebenso richtig, daß nur der Blick auf unsere Geschichte eine besonnenere Beurtheilung der Gegenwart, eine besonnene Beurtheilung von dem was gut und schlecht an ihr ist, eine Einsicht in die Relativität aller menschlichen Verhältnisse ermöglicht, und daß der Geschichtskenner, wenn er nur sonst Verständniß für das Leben hat, auch am richtigsten über unsere Fortentwickelung urtheilen wird. Wenn in neuerer Zeit so manche pastorale und sonstige Helfershelfer der Socialdemokratie eifrig Scheite zu dem Feuer getragen haben, welches die Gesetzgebung zu löschen jetzt den Versuch unternommen hat, wenn in dem Tone sittlicher Entrüstung, aber völlig wahrheitswidrig, der ewig blinden Masse vorgeredet wird, daß Noth und Entbehrungen der Gegenwart in aller Vergangenheit ihres Gleichen nicht hätten, daß sie die Folge der neuesten Rechts- und Eigenthumsordnung und der durch dieselbe geförderten Ausbeu-

*) Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller. Heft 1: Professor Dr. v. Inama-Sternegg, die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit. — Heft 2: Dr. Karl Zeumer, die deutschen Städtesteuern, insbesondere die städtischen Reichssteuern im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. — Heft 3: Dr. Karl Lamprecht, Beiträge zur Geschichte des französischen Wirthschaftslebens im elften Jahrhundert. Leipzig, Duncker und Humblot. 1878.

tungssucht der reichen Leute, besonders der Juden und Bankiers, wären, so läßt sich dies, da der gute Glaube bei Abgabe solcher Versicherungen doch jedenfalls vorausgesetzt werden muß, nur so erklären, daß die so Versichernden die Vergangenheit entweder nicht kennen oder bei der oft hervorgehobenen Jugendlichkeit der nationalökonomischen Wissenschaft zu Rathe zu ziehen nicht für nöthig halten.

Von diesem Gesichtspuncte kann man das in der Ueberschrift angedeutete Unternehmen des Professor Schmoller, der durch geschichtliche Untersuchungen auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Volkswirthschaft sich schon manches Verdienst erworben hat, mit Freude und Genugthuung begrüßen. Es ist gewiß, daß durch streng gelehrte Untersuchungen, wie sie hier angestellt werden sollen, durch wissenschaftliche Arbeiten, die (nach dem Prospectus) „auf statistischer, historischer oder anderweiter exacter Grundlage sich aufbauen sollen", die Wissenschaft am wirksamsten vor der Gefahr bewahrt werden kann, sich an dem Weben socialistischer und communistischer Hirngespinste und dem Ausmünzen falscher Schlagworte zu betheiligen, einer Gefahr, der die Wissenschaft in manchen ihrer Vertreter in neuerer Zeit zu unterliegen schien. Ja, Herr Professor Schmoller selbst kann durch geschichtliche und exacte Untersuchungen solcher Art vielleicht noch zu einer Berichtigung mancher Anschauung geführt werden, die er in nicht eben exacter Weise und heraus aus einem nicht gerechtfertigten Idealismus vor einigen Jahren in seiner Streitschrift gegen von Treitschke aussprach; er wird sich vielleicht, zum Theil durch bereits vorliegende Untersuchungen, noch überzeugen, daß es ein weder mögliches noch auch nur erstrebenswerthes Ziel unserer Entwickelung sein kann, allen Menschen an allen Erzeugnissen unserer Cultur Antheil zu verschaffen, daß wir vielmehr uns werden genügen lassen müssen, nach dem weniger weit gesteckten Ziele zu streben, allen Menschen thunlichst, um socialdemokratisch zu reden, ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten oder vielmehr zu ermöglichen.

Gleich die erste der in der Schmollerschen Sammlung erschienenen Arbeiten, in welcher Professor von Inama-Sternegg aus Innsbruck „die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit" darstellt, enthält, ohne es aber entfernt zu beabsichtigen, eine vortreffliche historisch begründete Widerlegung mehrerer Axiome, durch deren Aufstellung die Staatssocialisten unsre Zeit anklagen und die Masse gegen die bestehende Rechtsordnung erhitzen. Ein hervorragender Staatssocialist formulirt ein Mal seinen ganzen Ingrimm gegen die gegenwärtige Eigenthums- und Wirthschaftsordnung dahin, es sei unserer modernen Productionsweise und Eigenthumsvertheilung charakteristisch, daß die Großen die Kleinen und, wie ein Anderer hinzusetzt, die Kleinen die ganz Kleinen verschlucken. Diese Anklage, welche ein auf den Haufen vortrefflich berechnetes Schlagwort von

zündender Wirksamkeit enthält, ist sicherlich falsch; vielmehr richtig, daß unsere heutige Rechtsordnung wie jede frühere seit den Tagen des Erzvaters Abraham, der „sehr reich war an Vieh, Silber und Gold" (Genesis 13, 2) die Bildung großer Vermögen zuläßt, die heutige Rechtsordnung dagegen leichter als frühere aus Großen Kleine und aus Kleinen Große werden und eine relativ größere Anzahl von Menschen zur Wohlhabenheit gelangen läßt. Und jener Ankläger könnte aus den gründlichen Ausführungen von Inama-Sternegg lernen, daß vor tausend Jahren in Deutschland, in der unserer „Zeit des Kapitalismus" von den Staatssocialisten völlig grundlos als leuchtendes Gegenbild gegenübergestellten Zeit des Gesammt- und Gemeindeeigenthums, wirklich die Großen, d. h. die Grafen, Kronvasallen und kirchlichen Institute, die Kleinen, d. h. den gemeinfreien Bauersmann, „verschluckten" und daß in jener Zeit die Objecte des Gesammteigenthums wirthschaftlich unproductiv blieben, den Großen anheimfielen und in deren Händen erst an Productivität gewannen. Die Staatssocialisten aber könnten aus jener Darstellung der Eigenthumsverhältnisse in der Karolingerzeit auch ferner lernen, daß unser heutiges Eigenthum, welches, wie es Rodbertus formulirt hat und sein Apologet begeistert weiter verkündet, die „wahre sociale materia peccans der Gegenwart" sei, schon vor tausend Jahren ganz ebenso beschaffen war, daß es eitel Wind ist, die heutige „Verbildung" des Eigenthums dem römischen Recht zur Last zu legen und eine Rückkehr aus dem Elende der Gegenwart davon abhängig zu erklären, daß wir zu dem „germanischen" oder, wie manche auch wollen, zu dem „christlich-germanischen" Eigenthumsbegriff (was einfach Unsinn ist) wieder zurückkehrten. Diese tendenziöse Verherrlichung des angeblich germanischen und Anklage des römischen Eigenthums ist in neuerer Zeit bei den christlichen und Staatssocialisten so beliebt geworden, daß es sich, zumal auch aus der Schrift von Inama-Sternegg die socialistische Lobpreisung des germanischen Eigenthumsbegriffs als durchaus unverdient sich ergiebt, wohl verlohnt, einen Augenblick bei dieser Gegenüberstellung zu verweilen.

Wie fast alles Gescheite, so tritt auch das Verkehrte nur selten heute als Neuheit auf. Es ist vielmehr meist schon früher gedacht und gesagt worden, ist mit der Zeit in seiner Verkehrtheit erkannt, dann vergessen oder in den Hintergrund gedrängt worden, um nach einiger Zeit neu in den Kreislauf des Verkehrten wieder einzutreten. Dies gilt, wie von der ganzen, oft als neu vorgetragenen Weisheit der Staatssocialisten, so namentlich auch von der staatssocialistischen Verherrlichung des germanischen Eigenthumsbegriffes auf Kosten des römischen. Die letztere ist nicht neu, aber, soweit ich zu sehen vermag, durch eine der Broschüren von Konstantin Frantz, etwa im Jahre 1872, wieder neu in Umlauf gesetzt und von einer nach der Gründerzeit herrschend gewordenen Zeitströmung gern aufgenommen und weiter getragen

worden. Das römische Recht, so ungefähr geht die Rede, habe den Eigenthumsbegriff durchaus „absolut" und im Sinne eines bis zur Verwerflichkeit egoistischen Individualismus entwickelt. Dagegen habe das deutsche Recht dem Eigenthümer viel beschränktere Herrschaftsbefugnisse über den Gegenstand des Eigenthums eingeräumt und den Eigenthumsbegriff nicht individualistisch, sondern „socialistisch", mit Rücksicht auf die Gesammtheit, entwickelt. Dieser wohlthätig wirkende und wahrhaft sittliche Eigenthumsbegriff sei nun nach Aufnahme des römischen Rechts durch den brutalen und den rücksichtslosen Individualismus begünstigenden römischen verdrängt worden. Dieser undeutsche Eigenthumsbegriff habe die Herrschaft des Individualismus und Kapitalismus überhaupt zur Folge gehabt; wir müßten auch hier das römische Recht wieder abstoßen und zu dem dem Gesammtinteresse günstigen, dem Gesammteigenthum sich zuneigenden deutschen Eigenthum zurückkehren.

In dieser Gegenüberstellung von römischem und deutschem Eigenthum ist ein richtiger, aber freilich in Uebertreibung ausgeführter Gedanke erhalten. Aber zweifellos falsch ist es, daß die Aufnahme des römischen Rechts den Eigenthumsbegriff so entscheidend, wie es nach den Staatssocialisten erscheint, für Deutschland umgestaltet haben soll, und womöglich noch falscher ist es, daß die Rückkehr zu dem deutschen Eigenthumsbegriff irgend welchen socialistischen Anschauungen und Forderungen der Gegenwart Vorschub leisten, irgend etwas Wesentliches dadurch geändert werden würde.

Der Eigenthümer war nach römischem Recht allerdings unumschränkter, zunächst was die Ausnutzung seines Eigenthums anging. Der rücksichtslose Satz des römischen Rechts: qui jure suo utitur, neminem laedit, erfuhr, angewendet auf den Grundeigenthümer, Einschränkungen im allgemeinen und namentlich nachbarlichen Verkehr; die sogenannten Legalservituten (gesetzlichen Eigenthumsbeschränkungen) waren entwickelter im deutschen als im römischen Recht. Man mußte unter Umständen auf seinem Grundstück auch den Nachbar arbeiten und hantieren lassen, damit dieser sein eigenes Grundstück voll und ganz ausnutzen oder in Stand setzen konnte. Man durfte andererseits sein eigenes Grundstück nicht voll und beliebig ausnutzen, wenn diese Ausnutzung dem Nachbarn lästig gefallen wäre, wie man z. B. Backöfen, Schweineställe und andere mehr nothwendige als annehmliche Anstalten nicht bis an seines Grundstücks Grenze vorrücken, sondern aus Rücksicht auf Auge und Nase des Nachbarn von der Grenze entfernt halten mußte. Das Recht des Eigenthümers wird insofern allerdings den aus dem Zusammenleben sich als nothwendig ergebenden Rücksichten mehr untergeordnet als bei den Römern der Fall war: von jeher bei den Deutschen, wie aber trotz Aufnahme des römischen Rechts auch noch heute. Indeß dieser allerdings in gewissem Sinne

ja socialere Charakter des deutschen Eigenthums kann unseren heutigen Socialisten wohl schwerlich die Vorliebe für dasselbe einflößen.

Ferner war der Eigenthümer nach römischem Recht auch insofern unumschränkter Herr, als er auch seinen Grundbesitz frei veräußern durfte, während er nach älterem deutschen Recht Grundstücke der Familie erhalten sollte und hin und wieder auch durch andere familienähnliche oder nachbarliche Rücksichten in der freien Veräußerung behindert war. Minder absolut war also das Eigenthumsrecht an Grundstücken auch in dieser Hinsicht gewiß: den Wünschen des heutigen Socialismus, der ja außer für Abschaffung des Privateigenthums auch für Abschaffung oder Einschränkung des Familienerbrechts schwärmt und „des Volkes Erbe“ gesichert zu sehen wünscht, entspricht das deutsche Recht durch diese Vinculirung des Eigenthums zu Gunsten der Familie gewiß nicht. Und außerdem war die Entwickelung in Deutschland auch eine derartige gewesen, daß, als das römische Recht recipirt wurde, es den Eigenthumsbegriff rücksichtlich der Veräußerungsfähigkeit kaum noch wesentlich modificiren konnte. Denn in den Städten war im fünfzehnten Jahrhundert, seit welchem das römische Recht eindrang, das freie Veräußerungsrecht schon nahezu ebensoweit entwickelt als heute; auf dem platten Lande aber kam der Eigenthumsbegriff eigentlich überhaupt nicht einfach und voll wie bei den Römern und wie heute bei uns zur Erscheinung. Sondern in den das platte Land beherrschenden Lehn- und bäuerlichen Verhältnissen standen überwiegend einem an wirthschaftlicher Nutzung fast leeren Herrenrecht mehr oder minder preläre Nutzungsrechte gegenüber. Ein wahres und volles Nutzeigenthum hat sich in Deutschland zwar nicht durch das römische Recht, wohl aber unter der Herrschaft des römischen Rechts erst wieder gebildet, und schwerlich wollen unsere Socialisten verschiedenerlei Gattung mit ihrer Vorliebe für den deutschen Eigenthumsbegriff doch wohl die Zeit des Lehnwesens und der bäuerlichen Colonate wieder herbeiwünschen.

Man kann dann weiter das römische Eigenthum für absoluter als das heutige und vielleicht schon das ältere deutsche insofern ansehen, als die Enteignung Einzelner im allgemeinen Interesse als ein anerkanntes Rechtsinstitut dem römischen Rechte fremd und vielleicht auch dessen Geiste widersprechend war, während das deutsche Recht schon sehr früh eine Art von Enteignung zuließ, indem es trotz des Rechtes des Grundeigenthümers den „Berg“ für den Bergbaulustigen als „frei“ erklärte. Dieser absolute, die Zulässigkeit der Enteignung im allgemeinen Interesse von sich abweisende römische Eigenthumsbegriff ist aber niemals in Deutschland herrschend, vielmehr die Enteignung trotz des römischen Rechtes ein mehr und mehr geübtes Rechtsinstitut geworden, wenn auch freilich nicht in dem Umfange, in welchem unsere Socialisten es wünschen.

Endlich läßt sich das römische Eigenthum für absoluter, weil unzerstörbarer wie im deutschen Recht deshalb auffassen, weil das zur Geltendmachung des Eigenthumsrechtes dienende Klagerecht einen weiteren Arm hatte und mehr Schutz gewährte wie nach deutschen Rechtsanschauungen der Fall war. Die der Klageverjährung im römischen Recht gesteckte lange Frist von dreißig Jahren und die sehr erschwerte, an viele Voraussetzungen geknüpfte Möglichkeit, durch lange Zeit hindurch fortgesetzten thatsächlichen Besitz Eigenthum an einer Sache zu erwerben, gestattete dem Eigenthümer nach römischem Recht, sich in seinem Eigenthum in viel weiterem Umfange zu behaupten als nach deutschem Recht, nach welchem zu Gunsten des gutgläubigen Erwerbes und des Verkehrs der Eigenthumsschutz wesentlich schwächer, und insofern auch das Eigenthum weniger absolut war. Das heutige Recht aber steht auch hier gar nicht auf dem römischen Standpunct, sondern hat, deutschen Anschauungen entsprechend, das strenge Recht des Eigenthümers Rücksichten auf die Sicherheit des Verkehres untergeordnet.

Abgesehen davon noch, daß die Polizeihoheit des Staates heute ungleich mehr denn jemals der beliebigen Ausnutzung des Eigenthums Schranken auferlegt (Gebrauch von Privatflüssen, Forsten u. dergl.), möchten sich bei nüchterner und unbefangener Betrachtung schwerlich andere als die zuvor kurz angedeuteten Momente hervorheben lassen, um eine Verschiedenheit des römischen und deutschen Eigenthumsbegriffes, der im Wesentlichen doch bisher stets der gleiche der obersten Herrschaft eines Rechtssubjects über ein Rechtsobject und namentlich eine körperliche Sache war, zu betonen. Es läßt sich daraus entnehmen, welche colossale Uebertreibung, ja welcher entsetzlicher Humbug es ist, wenn unsere Staatssocialisten versichern, die Krankheit unserer Zeit rühre vornehmlich von dem zu absolut entwickelten Eigenthumsbegriff des römischen Rechts, und deshalb die Rückkehr zum germanischen oder gar christlich-germanischen Eigenthumsrecht anpreisen. Dazu wird dann gewöhnlich noch ein Moment angeführt, welches nicht den Eigenthumsbegriff, sondern die Eigenthumsvertheilung angeht.

Es wird nämlich darauf hingewiesen, daß es in der guten deutschen Zeit Objecte in großer Anzahl für ein „Gesammteigenthum", welches Jedermann zu Gute gekommen, gegeben habe, und daß die sociale Frage nur ihre „Lösung" erfahren könne, wenn wieder neben oder an Stelle des Einzeleigenthums Gesammt- oder Socialeigenthum in großer Menge hergestellt werde. Nun, was das Ackerland angeht, so soll dieses bei den Deutschen allerdings im Gesammteigenthum vor der Völkerwanderung gestanden haben. Aber, wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir gestehen: wir wissen über die agrarischen Verhältnisse jener Zeiten überhaupt und über jenes Gesammteigenthum insbesondere eigentlich nichts. Nach der Völkerwanderung, jedenfalls

schon im fünften Jahrhundert, befand sich Ackerland unstreitig bereits im Einzeleigenthum. Man beruft sich jedoch auf die Verhältnisse an Wald und Wiese, auf die Allmendegüter, die ja, wie der Name sagt, allgemeiner Nutzung überlassen gewesen wären. Und gewiß, es gab in dem alten Deutschland eine Zeit mit sehr dünner Bevölkerung, in welcher in den weitgedehnten Wäldern Jeder, oder wenigstens jeder Freie, roden und durch seine Arbeit Ackerland zu Eigenthum gewinnen konnte. Nur half diese Möglichkeit den wirthschaftlich schwachen Elementen wenig; es fehlte ihnen an Mitteln und Arbeitskräften, jene Rodungen auszuführen, und die weltlichen und geistlichen Großen konnten allein von diesem Rechte Gebrauch machen und ihr wirthschaftliches Uebergewicht noch weiter vermehren. Bald genug aber war es mit dieser Freiheit des Rodens überhaupt zu Ende: über das neunte Jahrhundert hinaus werden Freie kaum in der Lage gewesen sein, auf für herrenlos angesehenem Boden zu roden. Und in dem östlich der Elbe und Saale belegenen Theil Deutschlands war dem kleinen Manne dieses Roderecht von vorn herein verwehrt; es war und blieb Herrenboden, wenn er hier als Neuwohner Waldland urbar machte. Ferner: in Wald und Wiese konnte vielleicht anfangs auch der kleine Mann frei und in beliebiger Anzahl sein Vieh zur Weide treiben — wenn er solches hatte; sehr früh aber hörte diese ganz freie Marknutzung auf, machte einer sehr gemessenen Platz und wurde mehr und mehr ein Vorrecht immer beschränkter werdender Kreise, so sehr, daß im fünfzehnten Jahrhundert und dann in den Bauernkriegen Entziehung der Forst- und Weidegerechtsame ein Hauptbeschwerdepunct der aufständischen Bauern war.

Namenlos frevelhaft erscheinen überhaupt Angesichts der geschichtlichen Zeugnisse, die gegen unsere Zeit erhobenen Anklagen der doch gebildeten Kreisen angehörigen Staatssocialisten, daß die Lage der großen Menge nie eine so elende, so gedrückte gewesen sei wie in unserer Zeit der „kapitalistischen Productionsweise“. Im Gegentheil: wie Vieles man heute auch mit vollstem Recht besser wünschen möchte, die wirthschaftliche Lage der großen Menge war niemals so verhältnißmäßig gut, niemals die Arbeit mit so viel Rechtsschutz umgeben als heute. Niemals, so lange deutsche Geschichts- und Rechtsquellen zu uns reden. In einer Zeit, da unsere heimische Geschichtsschreibung kaum erst zu stammeln vermag, ist in den fränkischen Annalen der immer und immer wiederkehrende Refrain: Famis valida erat eo anno, plurimi homines hoc anno fame interempti, magna hominum multidudo fame periit eo anno und ähnlich. Die deutsche Geschichte und namentlich Rechtsgeschichte, wenn man sie mit etwas Herz und menschlichem Gefühl aus den Quellen studirt, erweckt gerade dadurch so überaus niederdrückende Empfindungen, daß sie immer eine Zeit des Massenelendes, der Rechtsunsicherheit und der rohen Gewalt war, mit nur wenigen zeitlichen und örtlichen Oasen,

bis in der Zeit des dreißigjährigen Krieges dieses Elend seinen Gipfel erreichte. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege ist es, Dank namentlich der stärker entwickelten Landeshoheit und Landesregierung, allmählich gelungen, einen verhältnißmäßig größeren Volkstheil zu auskömmlicher Antheilnahme an den wirthschaftlichen Gütern heranzuziehen; erst seit jener Zeit haben unsere rechtlichen und wirthschaftlichen Zustände sich in einer Bahn regelmäßigen Fortschreitens bewegt. Und, wenn es den Bestrebungen der Socialdemokraten und ihrer Helfershelfer nicht gelingt, uns wieder in die früheren Zustände der Rechtlosigkeit und der Barbarei zurückzuwerfen, so bietet die Gegenwart, trotzdem der politische und moralische Katzenjammer jetzt oft König scheint, einigen Grund zu der Hoffnung, daß wir auch ferner uns in diesen Bahnen fortschreitender Gesittung erhalten werden.

Nicht so weit ab, als es vielleicht scheint, liegen solche Betrachtungen von der ersten Arbeit in der Schmoller'schen Sammlung, den Untersuchungen über die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit. Professor v. Inama-Sternegg geht aus von der Markgenossenschaft als der ältesten socialen und wirthschaftlichen Organisation bei den Deutschen. Er nimmt mehr an als daß er es gerade zeigte, daß die Markgenossenschaft aus einem Familienverbande erwachsen sei, was allerdings wohl eine in der Luft schwebende, nicht einmal sehr wahrscheinliche Hypothese ist, wie sie ähnlich freilich auf dem Gebiete der ältesten deutschen Verfassungsgeschichte nicht eben selten sind. Sie wird als eine schwach organisirte, für Ausnutzung der Mark wirthschaftlich wenig leistende Genossenschaft für die Zeit des sechsten bis neunten Jahrhunderts geschildert. Aus dieser schwachen Organisation und geringen Leistungsfähigkeit der Markgenossenschaften wird es zum Theil mit erklärt, daß schon bald nach der festen Besiedlung der Anfangs wohl gleicher vertheilte Grundbesitz sich mehr und mehr in den Händen einer Minderheit concentrirte, so daß schon im neunten Jahrhundert die große Grundherrschaft als ein sehr wesentlicher Factor im deutschen Volksleben erscheint. Dies wird durch sehr verdienstliche Zusammenstellungen an der Hand der Urkunden und geschichtlichen Nachrichten belegt und gezeigt, wie umfangreiche Gebiete, sowohl in Cultur genommene Hofstätten als auch uncultivirte Strecken, sich in dem Eigenthum der Könige, Herzoge, weltlichen Großen, seit dem achten Jahrhundert aber namentlich auch der Kirchen befanden. Die meisten großen Grundherrschaften befinden sich in Alamannien, Franken und besonders in Baiern, während in Thüringen, Sachsen und Friesland der Großgrundbesitz nicht eine so hervorragende Rolle spielt. Weiter wird dann gezeigt, auf welche Weise sich dieser Großgrundbesitz gebildet. In Betracht kam besonders, daß die vornehmen Freien es waren, welche durch die in reicherem Maße zu ihren Diensten stehenden Arbeitskräfte, sich das Recht,

durch Roden in wüsten Gegenden Privateigenthum zu erwerben, zu Nutze machen konnten. Die öffentlichen Verhältnisse, Unsicherheit der Zeiten, Lasten des Heerwesens, verbunden mit der niedrig anzuschlagenden wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit des kleinen Mannes wurden Ursache, daß die kleinen Leute, um allerlei wirthschaftliche Vortheile und eine gesichertere Existenz zu erlangen, sich in Abhängigkeitsverhältnisse zu Großen begaben und mit dem Ihrigen den Großgrundbesitz mehrten. Weiter noch vergrößern sich die Großgrundbesitzer durch die Marken und in den Marken, verdrängen die kleinen Leute aus ihren Antheilen an den Marken, so daß die Marken oft ganz und gar an die Großgrundherren übergehen. Amtsmißbräuche tragen ebenfalls reichlich dazu bei, Commendationen an die Großen herbeizuführen und die großen Grundherrschaften weiter auszudehnen. Der letzte Theil (S. 73 bis 110) der Abhandlung ist dann dem Nachweise gewidmet, daß diese Bildung großer Grundherrschaften von sehr vortheilhaften socialpolitischen Wirkungen begleitet gewesen sei. Denn diese hat eine rationelle Bodenbestellung und ergiebige Viehwirthschaft erst ermöglicht, die Wiesencultur gehoben; sie hat bewirkt, daß auch für den Markt producirt werden konnte, und dadurch die Naturalwirthschaft durch Geldwirthschaft ergänzt; sie hat den in den Hofverband aufgenommenen kleinen Mann wirthschaftlich gestärkt und den genossenschaftlichen Verband, der in der Mark schwach und ziemlich leistungsunfähig gewesen war, in der Hofverfassung, welche Herrenrecht mit Genossenschaft verband, kräftiger aufleben lassen. Im schroffen Gegensatz zu den staatssocialistischen Phantasien über die Segnungen von Gemeinwirthschaft und Gesammteigenthum heißt es S. 109: „So ist der ökonomische Fortschritt in den untersten Kreisen des Volkes einem tiefeingreifenden organisatorischen Bemühen zu verdanken, das seine Kräfte nicht in der Genossenschaft der Arbeit und Gemeinwirthschaft, sondern in dem Sondereigenthum und der Herrschaft fand." Es ist dies gewiß richtig, wenn den ökonomischen Vortheilen der Großwirthschaft auch der große und dauernde politische Schaden entgegengestellt werden muß, den der Verfall der Gemeinfreiheit und des kleinen, unabhängigen Bauernstandes unzweifelhaft gehabt und den Karl der Große abzuwenden sich vergeblich bemüht hat. Die ganze Arbeit ist sorgfältig nach den Quellen gearbeitet und enthält eine sehr verdienstliche Beleuchtung der ältesten deutschen Entwickelung von wirthschaftlichem Standpunct. Von der einschlägigen Literatur freilich scheint dem Verfasser Einzelnes unbekannt. Sohm's Geschichte der fränkischen Reichsverfassung hätte er wohl kennen sollen; er hätte dann auch die Bedeutung der Centene nicht so niedrig angeschlagen, wie er S. 4 es thut. Weniger kann man es ihm verübeln, daß ihm auch meine Abhandlung über die Wehrpflicht unter den Karolingern unbekannt geblieben ist, die ihn sonst S. 57 und fol-

gende seine Bemerkungen über das Heerwesen vielleicht anders hätte fassen lassen.

Das zweite Heft der Schmollerschen Sammlung enthält einen höchst werthvollen Beitrag zur Geschichte der Steuerverfassung des alten deutschen Reiches von Karl Zeumer. Im Zusammenhange mit der Entwickelung der Beden überhaupt wird hier die Geschichte der directen Steuern untersucht, welche die Stadtgemeinden an König und Reich oder an Landesherrn im zwölften und dreizehnten Jahrhundert entrichteten, die Art ihrer Bewilligung, Aufbringung, Vertheilung. Da die Arbeit mit den Bemühungen Rudolfs von Habsburg schließt, die Steuerkraft der Städte planmäßig für die Reichspolitik fruchtbar zu machen, so behandelt sie gerade die dunkelste, an klaren und durchsichtigen Nachrichten ärmste Zeit, und zwar in kritisch sehr vorsichtiger und fruchtbarer Weise. Der Methode und den praktischen, realpolitischen Gesichtspuncten nach haben wir es hier mit einer die Verfassungsgeschichte der Stauferzeit vortrefflich ergänzenden Arbeit aus der Schule von Nitzsch zu thun, auf deren eingehende Besprechung hier freilich verzichtet werden muß. Sie ist nicht nur erschöpfend für die so wichtige Zeit der werdenden Reichsfreiheit der Städte, die Zeit von Friedrich II. bis Rudolf I., sondern wirft auch auf die Stellung der Städte und die Reichssteuern in späterer Zeit, auf den Unterschied von freien und Reichsstädten und das Aufkommen der Römermonate in ansprechender Weise Licht.

Das dritte Heft der Sammlung enthält ebenfalls sehr fleißig gearbeitete „Beiträge zur Geschichte des französischen Wirthschaftslebens im elften Jahrhundert“ von Dr. Karl Lamprecht, einem talentvollen und, dem schwungvollen, oft sehr auf dem Kothurn einherschreitenden Style nach zu schließen, anscheinend noch sehr jugendlichen, Gutes versprechenden Verfasser. Behandelt wird fast ausschließlich das Wirthschaftsleben auf dem Lande, das sich in Einzelheiten und namentlich nach den Landbeleihungsformen zwar abweichend, in den Grundzügen aber in Frankreich doch ganz ähnlich entwickelte wie in Deutschland. Hier wie dort Bildung von Großgrundherrschaften, mit volkswirthschaftlichen Fortschritten aber Rückschritten politischer Freiheit und Selbstständigkeit im Gefolge; hier wie dort verhältnißmäßige Hebung der im Hofverbande und unter Herrengunst lebenden abhängigen und unfreien Leute und gedrückte Lage und stetes Herabkommen des frei gebliebenen kleinen Mannes. Die Arbeit schöpft aus einem Quellenkreise, der mir zum größten Theile ferne liegt und unbekannt ist; sie ist aber so gut fundamentirt, daß auch der nur lernend sich Verhaltende die Ueberzeugung gewinnen kann, überwiegend Zuverlässiges und Richtiges entgegenzunehmen.

Nach den bisher vorliegenden Arbeiten kann die Schmollersche Sammlung von allen Freunden gewissenhafter und unbefangener Erforschung der

realen wirthschaftlichen Verhältnisse als eine sehr erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Sie schreitet rüstig fort. Schon liegen zwei weitere Hefte vor, mit denen der erste Band abgeschlossen ist, und von denen namentlich die eine Arbeit: „Die Gliederung der deutschen Gesellschaft nach dem Wohlstande" von R. Michaelis besonderes Interesse zu erregen geeignet ist. Sie verdient besondere Beherzigung Seitens der Staatssocialisten und Angesichts ihrer Anklagen gegen den Alles verschlingenden „Nabobismus", als dem Grundcharakterzuge unserer Zeit; sie ist möglichst sorgfältig in Zusammenstellung der Thatsachen und sehr besonnen im Urtheil, und Herr Professor Schmoller hätte vielleicht nicht nöthig gehabt, sein kathedersocialistisches Gewissen gegen die Ergebnisse dieser Abhandlung in der vorangeschickten kurzen Note zu salviren. Nicht minder darf man sich von zwei weiter in Aussicht gestellten Arbeiten, „die Vererbpachtung der preußischen Domänen von 1700 bis 1711" aus dem Nachlaß des Archivdirectors Riedel und „die Entstehung der preußischen Verwaltungsjustiz von 1640 bis 1749" von Schmoller selbst reiche Belehrung versprechen. Jedes Heft ist auch einzeln käuflich.

Halle a. S. Alfred Boretius.

Eine neue Universitäts-Ferienordnung.

Seit Jahr und Tag war die Aufmerksamkeit des preußischen Cultusministeriums durch den „Culturkampf" in Anspruch genommen. Mit Recht ließ sich erwarten, daß auch einmal ein anderer Theil des weitschichtigen Ressorts an die Reihe käme, und man durfte billig gespannt sein, denn an Zeit hatte es wenigstens nicht gefehlt. Seit etwa Jahresfrist sprach man von einer neuen Ferienordnung für die preußischen Universitäten, über welche diese selbst einstweilen gutachtlich gehört werden sollten. Es handelte sich um eine Beschränkung der allmählich auf zehn bis zwölf Wochen ausgedehnten Herbstferien und der etwa sechswöchentlichen Osterferien in der Weise, daß für jene die Monate August und September, für diese der Monat März ohne Rücksicht auf die wandelbaren Ostern festgesetzt und die so verlängerten Semester durch allerlei Zwangsmaßregeln geschützt werden sollten. Mehr verlautete über die zunächst betheiligten Kreise hinaus nicht, denn ein officieller Act befand sich im Stande der Vorberathung. Und wer etwa darüber mitreden zu können meinte, fühlte dadurch an öffentlicher Kundgebung sich gehindert. Das Schweigen ist unlängst gebrochen durch einen Artikel einer größeren süddeutschen Zeitung, welcher nach allerlei vorläufigem Lob und Preis des deutschen Professorenthums durch ein langes Citat aus Schillers Gedichten

den Uebergang sich bereitete zu einer nicht gerade geschickten Empfehlung des erwähnten Vorschlages. An officiöse Anregung ist natürlich nicht zu denken; die würde sich durch kräftigere Motivirung kenntlich machen. Doch wenn die Zeichen nicht trügen, so wird der etwas directionslos daherfahrende Versuchsballon des unbekannten Privatschriftstellers Anlaß zu weiteren Erörterungen geben, und die nicht bedeutungslose Sache wird einige zeitgemäße Betrachtungen rechtfertigen.

Ich für meinen Theil, um nicht durch Vorreden zu ermüden, meine, daß allerdings die deutschen Universitäten einer Reform Fläche bieten. Die letztere könnte zum Theil sogar in der von dem besprochenen Plane erstrebten Richtung liegen. Dennoch erscheint mir der Plan selbst ohne alle weitere Vorbereitung und ohne Neuerungen anderer Art nicht eben sehr glücklich zu sein. Man denkt etwa: der Student macht zu früh Ferien, der Professor schließt sie zu spät; beide arbeiten zu wenig, man nehme dem letzteren fünf bis sechs Wochen jährlich, da muß er wenigstens länger arbeiten, wenn er auch nicht fleißiger wird. Der Gedanke zeugt freilich weder von erheblicher Achtung vor dem Stande der Professoren, noch von ungewöhnlicher Einsicht in die betreffenden Verhältnisse.

Das erstere wäre nicht schlimm, wird mancher Nichtprofessor denken. Denn es ist wohl zweifellos, daß die Universitäten bei uns viel von ihrem Ansehen verloren haben und nicht minder viel der Stand der Professoren. Ich sehe ab von schuljungenhaften literarischen Persiflagen, die sich für Humor und Satire ausgeben. Denn wo fände nicht ein seichter Geselle von wenig Geschmack einen Haken, um seine Gedankenfetzen daran zu hängen? Und kein Buch, sagt einmal der heilige Hieronymus, ist so abgeschmackt, daß es nicht seiner würdige Leser fände. Ich will mir vorzustellen suchen, was vernünftige, gebildete Männer von einigem guten Willen denken mögen, und deren Urtheil vertritt doch die sogenannte öffentliche Meinung. Zu Tage tritt zunächst nicht das Wesen einer Sache, sondern ihre äußerlichste Seite. Welches ist die im vorliegenden Falle? Da ist zunächst der vornehme Jurist der großen Universitäten, der an Einnahmen reiche Kliniker, Chirurg oder medicinische Specialist. Der vorzugsweise der Oeffentlichkeit angehörende Vertreter der durch Reform zu bessernden Körperschaft zieht winters abendlich die perlgrauen Glacés an und fährt in die Salons der Banliersfrau, um mit der Generalin und dem Geheimrath L'Hombre zu spielen und am folgenden Morgen im Versammlungszimmer den minder gut gestellten Collegen, der blos wissenschaftlicher Arbeitsprofessor ist, unter mühsam verhaltenem Gähnen mit der Mittheilung zu begnaden, daß er seit November noch keinen Abend allein in seiner Familie zugebracht habe. Sehr viel zu thun kann der Herr nicht haben, darf man da wohl denken, ohne dem geachteten Stande zu nahe

zu treten. Man geht sodann über den eben gezogenen Kreis hinaus, nimmt die Nummer einer großen Zeitung in die Hand und liest: Vorträge über Gott weiß was, heute in Frankfurt, übermorgen in Prag, nächsten Sonntag in Cöln, — lauter deutsche Professoren, und alles während des Semesters! Dringende Geschäfte können die Herren zu Hause nicht zu versäumen haben, denke ich da und greife nach beliebigen Nummern beliebiger Journale, durchblättere allerlei populär sein sollende Aufsätze deutscher Professoren und denke wieder — doch nein, das ist nicht so schlimm, denn viel Zeit können solche Aufsätze nicht kosten; und wenn der gebildete Deutsche dergleichen liest, um seine großen Schriftsteller von ehemals dabei zu vergessen, so verdient er auch, daß er so etwas geschrieben bekommt. Aber weiter. Die Herbstferien beginnen, der Professor verreist auf zwölf Wochen; erst ins Bad (krank kann auch ein Professor sein), dann in die Schweiz, endlich, wenn das Wetter rauher wird, sucht er noch einige Wochen lang deutsche Bäder ab. Ja, wozu sind denn eigentlich die Ferien da? Ist denn das des Aufhebens werth, wenn der Professor sechs Wochen, aufs ganze Jahr ausgeschlagen, weniger Reiseferien bekommen soll?

Hier muß ich wieder ernsthaft werden und fragen: soll denn Feuer regnen auf Sodom trotz der mehr als zehn Gerechten? Denn bei genauerem Zählen wird sich wohl herausstellen, daß es der wenigstens nicht an Bedeutung geringere Theil einer Universitätsgenossenschaft ist, der seine Arbeit als die Hauptsache betrachtet, seine Ferien sogar sehr eifersüchtig zu benutzen weiß und den vornehmen Welt- und Lebecollegen nicht um seine Muße beneidet, wenn dieser nur nicht durch seine Art zu leben die öffentliche Meinung zu Reformen reizen wollte. Sollte es nun nicht, anstatt dem einen an Arbeitszeit zu nehmen, was der andere an Vergnügungstagen zu viel hat, besser sein zu fragen, was das Ganze im besten Falle bei dem Feuerregen gewinnt?

Ich stelle zunächst fest, daß die Arbeit auf einer Universität sehr ungleich vertheilt ist und gebe, weil ich doch nicht erschöpfen kann, unumstößliche Fälle. Je weniger selbständige Arbeit von den Studirenden nach Maßgabe der Prüfungseinrichtungen und späteren Lebensstellung gefordert wird, desto weniger hat der betreffende Professor zu arbeiten, desto weniger Werth haben für seinen Beruf die Ferien. Dies gilt unbestritten — einzelne Ausnahmen vorbehalten — von den Juristen, auch wenn deren Collegien eine größere Zahl wöchentlicher Stunden beanspruchen. Demgemäß sind auch als Studenten die Angehörigen des Standes, der wenigstens uns Civilisten später einmal beherrschen soll, die rührigsten Mitglieder der Corps. Sie haben, wenn sie sechs bis sieben Semester in dieser Weise auf Hochschulen sich aufgehalten, auch wohl noch ihr Freiwilligenjahr innerhalb der Zeit abgedient haben, immer

noch genug gelernt, um in ihrem ersten Examen wenigstens nicht durchzufallen. Dies gilt, aber in umgekehrter Weise, von den Naturforschern; entlastend tritt für diese theilweise das bis zur Virtuosität ausgebildete Assistententhum ein; andererseits ist aber der schnellere Wechsel wissenschaftlicher Anschauungen (um nicht von Fortschritten der Wissenschaft zu sprechen) in Anrechnung zu bringen. Es gilt ferner ebenso von den Vertretern der meisten historisch-philologischen Disciplinen; für diese tritt belastend ein meistens über die Dauer eines Trienniums ausgedehnter Vorlesungskreis hinzu. Diese Beispiele mögen genügen. Nun ist ferner unbestritten, daß die Studirenden solcher Fächer, deren Vertreter ich zu den meistbeschäftigten rechnete, von ihren Ferien einen nützlichen Gebrauch machen können und unter Voraussetzung der nöthigen Anforderungen dies müssen; sind doch selbst die Laboratorien den Studirenden für bestimmte Arbeiten während der Ferien nicht unbedingt verschlossen. Andererseits dürfte der juristische Student am ehesten auf die langgedehnten Ferien verzichten können, es sei denn daß er etwa Hefte „nachzureiten" hätte, und diese Wahrnehmung gegenüber den Mitgliedern des herrschenden Standes mag wohl das Reformproject veranlaßt, mindestens es empfohlen haben.

Diese Andeutungen werden, hoffe ich, bei einigem guten Willen die Einsicht vermitteln, daß die längeren Ferien den Studirenden, von den Juristen abgesehen, nicht schädlich, den Professoren der betreffenden Fächer nützlich sind. Ein zwingender Beweis läßt sich freilich ohne Detail, für welches mir kein Raum zusteht, nicht geben. Ein anderes wäre es, ob sie nothwendig sind, ob also mit der Kürzung erheblicher Schaden einträte. Hier ist natürlich nur von den Professoren zu reden, denn der Studirende wird die für seine Arbeiten nöthige Zeit unter allen Umständen auch im Semester sich zu schaffen wissen. Ich könnte nun an dieser Stelle ein hohes Lied von der Wissenschaft einlegen, die der deutsche Professor neben seinem Lehrberufe zu fördern habe. Allein so hoch kann ich leider nicht fliegen. Ich weiß, daß einzelne Wissenschaften namentlich in Folge glücklichen Zuwachses an Material erhebliche Fortschritte aufzuweisen haben, ich weiß auch, daß es einzelne Männer giebt, die an solchen Fortschritten ihren nie vergessenen Antheil haben. Aber in dem größten Theile dessen, was man in unseren Tagen als Fortschritt in der Erkenntniß hinstellt, kann ich nur auf wissenschaftliche Dinge bezügliche, in wissenschaftliche Form gekleidete Anschauungen erblicken, die im glücklichsten Falle so viel Lebensdauer haben, als ihre Urheber — nicht etwa Lebenslänge, sondern persönliches Ansehen besitzen, um sie so lange zu erhalten, bis sie anderen Platz machen. Denn gerade auf diesem scheinbar edelsten Gebiete machen persönliche Rücksichten und Beziehungen sich geltend, die wir auf dem platteren, ungeheiligten Boden eines Allen zugänglichen Lebensgebietes unbe-

denklich verfolgen und verurtheilen würden. Dies zu beweisen oder auch nur auszuführen bin ich hier nicht im Stande, bin es auch zufrieden, wenn der Leser bis dahin es für eine melancholische Privatgrille halten will. Desto mehr Beweiskraft fordere ich für das Argument, welches ich aus der solchergestalt charakterisirten oder, wenn man will, entwertheten wissenschaftlichen Arbeit für unsere Frage gewinne.

Die Eigenart des deutschen Universitätsunterrichts besteht wenigstens für die meisten Fächer zur Zeit noch darin, daß abgesehen von überlieferten fertigen Kenntnissen einzelne Theile der vorhandenen Materialien mit Rücksicht auf bestimmte Ziele und Probleme zu immer erneuter Prüfung den Studirenden vorgelegt werden. Wer zu solcher Arbeit tüchtig gemacht ist, der, so nimmt man an, kann die so geschulten Kräfte auch selbst wieder in ähnlicher oder anderer Weise anwenden. Er wird nicht nur in rein theoretischen Dingen einen Vorzug besitzen vor denen, welchen solche Arbeit fremd geblieben ist. Der selbständige Werth des einzelnen Ergebnisses braucht dabei noch gar nicht in Rechnung gebracht zu werden. Diese Art des Unterrichts, der seine äußerlich sichtbaren Resultate z. B. in den Dissertationen hat, fordert von Seiten des Lehrers viel mehr eigene Arbeit, als der Fernstehende sich denkt. Auf jeder Hochschule werden Lehrer zu finden sein, die während des Semesters so gut wie gar nicht zu ihrer eigenen Arbeit kommen. Kürzt man die Arbeitszeit, also die Ferien, so wirkt man indirect, aber sicher auf die Art des Unterrichts. Das ist so einfach wie ein Rechenexempel.

Man wird dagegen einwenden: das war vor einigen Jahrzehnten nicht anders, wo doch die Ferien noch nicht so lang gedehnt wurden; es wird sich wohl nach sechswöchentlichem Abzug nach wie vor machen lassen! Das erste ist nicht völlig richtig; das zweite kann zwar behauptet und nicht in Kürze widerlegt, aber doch nur durch die künftige Erfahrung bewiesen werden. Schlägt man nämlich den absoluten Werth der wissenschaftlichen Ergebnisse, wie sie heute im Zusammenhange mit dem Universitätsunterricht gewonnen werden, noch so gering an, — jeder weiß, daß auf den meisten Gebieten die literarische Verarbeitung mit jedem Jahre in die Breite und ins Detail zugenommen hat, daß also auch die Zusammensetzung sehr viel mühsamer ist, als vor dreißig Jahren. Und wenn man Zahlen will, so zähle man die Seminarien und die Dissertationen der einzelnen Universitäten jetzt und damals, und man wird sehen, daß der Arbeiter mehr sind, also auch die Leitung der Arbeit mehr Zeit nehmen muß. Was den zweiten Theil des Einwandes betrifft, so ist er bei verschiedenem Standpuncte vielleicht theoretisch nicht einmal discutirbar. Fruchtbarer scheint es, von einer anderen Seite ihm zu begegnen und zu fragen: was wird mit der neuen Einrichtung gewonnen?

Man kann die Studenten zwingen, vor einem bestimmten Termine sich einzuzeichnen und erst nach einem gleichfalls bestimmten Zeitpuncte sich abzumelden; beides beabsichtigt der Entwurf. Man kann sie aber nicht hindern, zu Ostern, wenn diese in den April, also ins Semester fallen, sich vierzehn Tage Ferien zu machen. Man kann sie überhaupt nicht zwingen, die Vorlesungen regelmäßig zu besuchen. Und wenn auf jeder Universität (außer Rostock) z. B. allwöchentlich ganze Tage auf der Mensur zugebracht werden, wenn mitten im Semester unter den Augen der Professoren die Verbindungen acht Tage und länger ihre Stiftungsfeste mit vielen auswärtigen Gästen feiern, — nun, so ist das ein wahrer Hohn auf den Professor, der gezwungen wird, seine Schulstunden zu verlängern, und das verlängerte Semester ist mithin für den Studenten nichts anderes, als eine mehr in die Breite gezogene Universitätsbummelei! Will man reformiren, so thue man es am rechten Puncte: man hebe die jetzigen Studentenverbindungen auf, setze an die Stelle der akademischen Freiheit den Schulzwang mit Controle und Semesterexamen. Dann weiß doch der Professor, wofür er arbeitet, und der Staat hat hier alles ebenso hübsch in der Hand, wie auf irgend einem seiner vielen Bureaux.

Daß dies durchführbar ist, läßt sich nicht bezweifeln. Ich glaube, daß es nur consequent wäre. Es ist meine Ueberzeugung, die ich Keinem aufdrängen will, daß wir allmählich dem System der Fachschulen entgegentreiben, welches bekanntlich anderwärts an die Stelle der Universitäten oder neben dieselben getreten ist. Was man auf die Dauer wenigstens nicht verhüten kann, darf man wohl einmal in Gedanken vorweg nehmen.

Das System der Fachschulen hat unleugbar den Vorzug, daß man Methoden und äußere Einrichtungen, welche für ein Fach passen, anwenden kann, ohne sie, wie es an einer Universität nahe liegt, auf ein anderes Fach zu übertragen. Man würde sich, wenn wir Fachschulen hätten, nicht daran stoßen, daß z. B. Naturforscher oder Historiker nach einer äußeren Methode unterrichtet werden, die vielleicht für künftige Juristen wenig zweckmäßig ist; jene können mehr selbst sich überlassen arbeiten, während diese möglicherweise längerer Unterrichtscurse bedürfen. Es ist nach Vollendung des großen Gesetzgebungswerkes vielleicht die Zeit nicht fern, wo der Jurist nur noch praktisch beim Anwalt und am Gericht, allenfalls bei besonderen Fachlehrern gebildet wird. Sind doch die Universitäten schon jetzt nicht mehr die Stätten, wo einzig oder auch nur vorzugsweise die Rechtswissenschaft weiter wächst.

Das alles kann einmal in Zukunft recht schön werden. Aber ich glaube nicht, daß unsere Zeit dem Berufe gewachsen ist, an die Stelle der alten deutschen Universitäten etwas Besseres zu setzen. Noch vor einem Menschenalter standen ohne Frage der gebildeten Gesammtheit unseres Volkes die unter dem

Eindrucke der Befreiungskriege gegründeten oder erneuten Universitäten näher und höher, als jetzt unseren praktischen Zeitgenossen. Haben sich die Elemente, aus denen die Universitäten bestehen, nicht verschlechtert, was ich nicht entscheiden will, so ist jedenfalls außerhalb der Universität der Kreis dessen, was man allgemeine Bildung nennt, erweitert; will man solche herkömmlichen Ausdrücke nicht, so sage man: die Möglichkeit hinreichender Belehrung ist allgemeiner geworden. Trotz alledem verdankt das Volk auch abgesehen von der Fachbildung immer noch den Universitäten sehr viel mehr, als die meisten denken mögen. Ich will nur eines andeuten. Der wissenschaftlichen, d. h. theoretischen Arbeit, die nicht um äußerer Zwecke willen schafft, werden wir gewiß, so lange wir noch nicht vollständiger Barbarisirung freiwillig entgegen gehen wollen, einen gewissen Werth für die Cultur unseres Volkes zugestehen. Nur bitte ich wissenschaftliche Arbeit nicht mit Schriftstellerei gleich zu setzen; denn der deutsche Professor ist meistens ein schlechter Schriftsteller, und je geringer das Vermögen, desto größer vielfach die Neigung! Bringt man nun, was auf Universitäten wissenschaftlich gearbeitet wird, von dem übrigen in Abzug, so wird ein ganz empfindlicher Ausfall entstehen. Denn reiche Leute, die der Wissenschaft leben, giebt es in dem armen Deutschland so gut wie gar nicht. Bei uns erfüllen also die Universitäten ein Culturbedürfniß, für welches in England und Frankreich fast ohne dieselben schon gesorgt ist; bei uns ergreift mancher die akademische Laufbahn, um dann arbeiten zu können, da er sonst leicht einen äußerlich lohnenderen Beruf hätte finden mögen.

Und nun erwäge man, ob es sich empfiehlt, auf ungewissen Erfolg hin dem arbeitenden Professor seine Arbeitszeit zu kürzen, nur weil sein weniger beschäftigter College und ein Theil der Studirenden im schlimmsten Falle etwas länger sich amüsirt, als nöthig wäre! Wieviel durch solche Aenderung geschädigt wird, darüber können, ehe die Erfahrung gemacht ist, der Leser und ich verschiedener Ansicht sein. Was aber im günstigsten Falle dabei herauskommt, das wird uns beiden jeder erfahrene Handwerksmeister sagen: „Wenn sie auf Zeit arbeiten, arbeiten sie immer langsamer.“ x.

Mathy als Schutzzeuge für das Tabaksmonopol.

Muß man wirklich in der Hölle braten, wenn man das Tabaksmonopol auf deutscher Erde nicht als das gröbste Attentat auf Vernunft und Freiheit ansieht? Heute scheint der Widerstand gegen das Tabaksmonopol einen Hauptartikel im liberalen Glaubensbekenntniß zu bilden. Es gab aber Zeiten,

und sie sind noch nicht lange vergangen, in welchen man liberal zu bleiben glaubte, auch wenn man dem Monopol das Wort sprach, ja gerade durch liberale Grundsätze zur Parteinahme für das Tabaksmonopol gedrängt wurde. In einem guten Buch, der Erinnerung und wackeren Patrioten gewidmet, lesen wir folgendes: „Ich bin für das Monopol. Ein deutsches Tabaksmonopol, welches mehr eintragen muß als sämmtliche Zollgefälle, ist ein nationales Band, noch weniger zerstörbar als der Zollverein, und es wird nur um so fester, wenn für die Entschädigung der Fabrikanten eine gemeinschaftliche Anleihe gemacht werden muß. Ich gebe mich von vorn herein dem Volkswirthscongreßzorn preis; ich bin eben ein unheilbarer Einheitsreactionär." So schrieb Karl Mathy am 20. Juli 1867, also vor elf Jahren, und sein Biograph, Gustav Freytag, fügt (S. 420) diesen Worten noch eine weitere Erläuterung hinzu. „Mathy wollte auch die Finanzen der einzelnen Staaten unauflöslich an den Bund fesseln. Eine Tabaksteuer von 2—3 Millionen erklärte er für eine Thorheit, die den Lärm nicht werth sei, welchen sie mache; ein untrügliches Mittel, den Bund einzubürgern, sei nur das Monopol, welches für Deutschland an 30 Millionen eintragen müsse." Mathy galt doch seiner Zeit für eine volkswirthschaftliche Autorität. Wenn er auch für das Monopol zunächst politische Gründe angiebt, so scheint er doch in den wirthschaftlichen Interessen kein Hinderniß seiner Einführung erblickt zu haben. Sollten sich im Laufe von zehn Jahren dieselben so sehr geändert haben, daß jede Empfehlung des Tabaksmonopols zum nationalökonomischen Blödsinn gestempelt wird? Das werden die kundigen Fachmänner entscheiden. Einem Laien sei nur noch die Bemerkung gestattet, daß der Kleinbetrieb der Cigarrenfabrikation das Arbeiterproletariat vorwiegend großgezogen hat, daß nirgends so viel Noth und Elend und zugleich so viel Unzufriedenheit herrscht als in den Kreisen der Cigarrendreher, und weiter, daß neben den Schnapsbuden (Destillationen ist der verschämte Ausdruck für dieselben) die kleinen Cigarrenladen den größten Zuwachs in den deutschen Städten erfahren haben. Sie scheinen in einer gewissen Wechselbeziehung zu einander zu stehen. Jede Maßregel, die der weiteren Vermehrung dieser Schmarotzerpflanzen des Verkehrs Einhalt thut, wird uns willkommen sein.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Süddeutschland. Zur Reform des Sparcassenwesens. Kündigungsfristen. — In einem süddeutschen, mehr durch Geist, als durch Charakter sich auszeichnenden Finanzblatte ist unlängst ein an dieser Stelle immerhin mittheilenswerther Vorschlag zur Reform des Sparcassen-

wesens gemacht worden, welcher in seinem innersten Kern ebenso zweckmäßig und anregend, als praktisch und ausführbar erscheint. Dieser Vorschlag geht von dem gewiß richtigen Grundsatze aus, daß der Sparer womöglich ein bestimmtes Ziel seines Sparens vor Augen haben muß, welches zu erreichen er den Wunsch und die Kraft hat, ein Ziel, welches zu fortgesetztem Sparen ermuthigt und anhält. Ein solches Ziel sollte sich nun jeder Sparer selbst setzen können, indem es ihm zu ermöglichen wäre, daß er je nach seinen Einkommensverhältnissen denjenigen Betrag bestimmt, welchen er in einer gewissen Reihe von Jahren zurückzulegen beabsichtigt. Eine solche Einrichtung würde sich als eine Art von Capital- und Creditversicherung darstellen, weil durch sie Personen, welche sich zu bestimmten, durch mathematisch mit Zinseszins berechnete Tabellen genau festgestellten jährlichen, vierteljährlichen und monatlichen Einzahlungen verpflichteten, Gelegenheit geboten würde, sich für einen im Voraus bestimmten Termin ein bestimmtes Capital zu sichern. So würde beispielsweise die jährliche Prämie für ein Capital von 1000 Mark, zahlbar nach 15 Jahren, bei $4\frac{1}{2}$ Procent Zins und Zinseszins 46 Mark, für dasselbe Capital, zahlbar nach 20 Jahren, 30 Mark betragen, es würden also im ersten Falle 690 Mark, im zweiten Falle 600 Mark hinterlegt und dafür seiner Zeit 1000 Mark erhoben werden können. Es würde hierdurch offenbar eine Einrichtung hervorgerufen werden, welche die Sicherheit der Sparcassen mit den Vortheilen einer Lebensversicherung bis zu einem gewissen Grade verbindet, welche wegen des bestimmt gesteckten Zieles zum Sparen anzuhalten vermag, welche ferner solchen Leuten, die in eine Lebensversicherungscasse nicht eintreten wollen oder können, sichere Aussicht auf die Erlangung eines ihren Ersparnissen angemessenen Capitales eröffnet. Auf die Einlagen könnten den Theilnehmern nach Verlangen Vorschüsse gewährt werden, welche zu entnehmen sich die Betreffenden offenbar ernster überlegen würden als etwaige Rücknahmen aus den Sparcassen, da ihnen sonst jene Aussicht auf den Erwerb eines Capitals entsprechend beschränkt werden würde. Vielleicht findet dieser Gedanke in Fachblättern detaillirtere Erörterung, uns erscheint er, wie gesagt, ebenso zweckmäßig als ausführbar, weshalb wir ihn hiermit weiteren Kreisen zur Kenntniß bringen.

Von verschiedenen Seiten ist der Vorschlag gemacht worden, die im Paragraph 110 der Reichsgewerbeordnung vorgesehene Kündigungsfrist, wonach das Verhältniß zwischen dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wenn nicht ein Anderes verabredet ist, durch eine jedem Theile freistehende vierzehn Tage vorher erklärte Aufkündigung aufgelöst werden kann, in der Weise zur praktischen Ausführung zu bringen, daß von vornherein bei dem Engagement von Arbeitern durch besonderen Vertrag diese Kündigungsfrist für beide Theile als unverbindlich erklärt wird, daß sonach der Arbeitgeber sowohl wie der Arbeit-

nehmer mit jedem Tage das eingegangene Verhältniß zu lösen im Stande ist. Wir möchten diese Praxis im Allgemeinen nicht zur Nachahmung anempfehlen. Hie und da mag sie sich bewähren, namentlich da, wo der Arbeiter jederzeit andere Arbeit, der Arbeitgeber leicht einen Ersatz findet; wo es sich aber um irgendwie qualificirte Arbeit handelt, würden derartige Verträge, ganz abgesehen von ihrem die Harmonie und Stabilität des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht eben fördernden Charakter, nur dazu führen, daß in guten Zeiten der Arbeitgeber, in schlechten Zeiten aber der Arbeitnehmer der Willkür des anderen Theiles preisgegeben würde, was vom socialpolitischen Standpuncte aus gleich beklagenswerth wäre. Intelligente und verständige Arbeitgeber werden sich, deß sind wir gewiß, auch wenn zuweilen Klagen gegen contractbrüchige Arbeiter laut werden, den Versuchen gegenüber, die gesetzlich proponirten Kündigungsfristen zu beseitigen, widerstrebend verhalten und zwischen sich und ihren Gehülfen das Band ersprießlichen Zusammenwirkens eher mehr zu festigen als ganz zu lockern bestrebt sein. D.

Aus Schlesien. Die Communalsteuern der Staatsbeamten. — In der ersten Lesung des Gesetzentwurfs, betreffend die Aufbringung der Gemeindeabgaben, ist im preußischen Landtage am 10. December auch die sogenannte Exemtion der Staatsbeamten, das heißt die theilweise Befreiung derselben von den Gemeindelasten, zur Sprache gekommen. Es sind hierbei die entscheidenden Gesichtspuncte zwar von den verschiedenen Rednern angedeutet, aber doch vielleicht nicht mit genügender Schärfe hervorgehoben worden.

Zunächst, wer trägt die Communalsteuern des Staatsbeamten? Scheinbar allerdings der Beamte, thatsächlich aber unzweifelhaft der Staat. Denn nehmen wir an, ein Beamter zahlt 100 Mark Steuern, so würden die wirthschaftlichen Verhältnisse desselben sich durchaus nicht ändern, wenn die Besteuerung desselben durch die Commune gesetzlich aufgehoben und demselben dafür ein Abzug von 100 Mark an seinem Gehalte gemacht würde; eben so wenig, wie wenn den Communen gestattet wird, denselben von nun an mit 200 Mark zu belasten, und wenn ihm dafür sein Gehalt von Staats wegen um die Differenz erhöht wird. Der Staat könnte also an Beamtengehältern genau die Summe sparen, welche die Communen in Gestalt von Gemeindeabgaben von den Staatsbeamten beziehen. Diese Communalsteuern sind also ein Geschenk, welches der Staat aus seiner Kasse den betreffenden Gemeinden macht. Der Umweg durch die Taschen der Beamten kann nur nothdürftig das thatsächliche Verhältniß verdecken.

Dieses von der Gesammtheit der Steuerzahler aufgebrachte Geschenk

kommt nun zu gute den Städten, welche ohnehin schon dadurch begünstigt sind, daß sie der Sitz eines Gerichtes, einer Verwaltungsbehörde, eines Gymnasiums geworden sind. Um das Mißverhältniß recht klar hervortreten zu lassen, nehmen wir zwei Städte an, welche sich gleichmäßig darum beworben haben, eines der größeren neu zu organisirenden Gerichte zu erhalten. Irgend welche oft sehr zufällige Umstände haben den Ausschlag für die eine gegeben, und nun muß die andere, die zurückgesetzte, auch noch ihren Antheil zu den Communalabgaben der ersten zahlen. Das Geschenk der Communalabgaben der Staatsbeamten wird also den ohnedies begünstigten Städten auf Kosten der zurückgesetzten und besonders auf Kosten des flachen Landes gemacht. Die Belastung des letzteren zu Gunsten der Städte tritt im vorliegenden Fall klar zu Tage.

Hinsichtlich der Reichsbeamten haben Erwägungen wie vorstehende dazu geführt, daß dieselben von der Communalsteuer eximirt sind. Sollte man in Preußen durch Aufhebung der noch bestehenden Exemtion einen Schritt in entgegengesetzter Richtung thun? W.

Aus Wien, Anfang Januar. **Harry Arnim beendigt den Culturkampf.** — Graf Harry Arnim ist unermüdlich in seinen Anstrengungen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und eine ungewöhnliche Findigkeit ist ihm nicht abzusprechen. Es ergeht ihm wie den meisten politischen Flüchtlingen. Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß sein Weggehen keine Lücke verursacht haben soll, daß die Weltgeschichte ihren Gang nimmt, als ob er niemals vorhanden gewesen wäre. Während aber die Revolutionäre sich mit der Hoffnung auf einen plötzlichen Umschwung oder Umsturz von Tage zu Tage hinfristen, der sie in das Vaterland zurückrufen soll, möchte der einstige Botschafter die Machthaber zwingen, mit ihm Frieden zu machen, einzugestehen, daß er Recht gehabt habe, und ihn wieder in Amt und Würden einzusetzen. Was ist nicht Alles versucht worden seit dem unglücklichen Processe, in wie vielerlei Tonarten hat er für sich plaidirt! Eine Zeit lang war er ein todtkranker Mann, welchen den Seinigen zurückzugeben als Menschenpflicht erschien. Als das nicht verfing, wurde er plötzlich wieder recht gesund und schüttelte in „Pro nihilo" seinen ganzen Groll und Grimm aus, freilich mit keinem anderen Erfolge, als daß er neues Material zur Rechtfertigung des gegen ihn gefällten Urtheils beibrachte. Dann sollte „der Nuntius kommt!" den Beweis liefern, daß „der Dilettant" die Verhältnisse viel richtiger beurtheilt, viel scharfsichtiger in die Zukunft geblickt habe, als der Staatsmann Bismarck. In der That erwies er sich in dieser, wie in seinen früheren Publicationen als ein sehr talentvoller Journalist mit starker Hinneigung zum Feuilletonstil und zur Feuilletonpolitik. Die Meisten be-

handelten die Flugschrift ziemlich nichtachtend, und auch Wohlwollendere meinten, daß ohne praktische Vorschläge die retrospective Kritik ziemlich werthlos sei. Auch brieflich ist, wie Graf Arnim berichtet, an ihn von verschiedenen Seiten die Forderung gestellt worden, anzugeben, wie denn nach seiner Ansicht das Verhältniß zwischen Staat und katholischer Kirche hätte geregelt werden sollen, bezw. noch geregelt werden könne. Die Antwort auf solche Fragen bringt eine neue Schrift: „Quid faciamus nos?“ Den Zweck, von sich reden zu machen, erreicht der „Eremit von Gösting“ (wie man ihn hier, mit Anspielung auf den einstigen Eremiten von Gauting, genannt hat) auch diesmal; aber wäre er nicht bereits als Dilettant charakterisirt worden, die neueste Veröffentlichung würde ihm den Anspruch auf diesen Titel sichern.

Man wird dem Verfasser mit der Annahme schwerlich zu nahe treten, er selbst habe sich die Frage, welche er auf den Titel des Heftes gesetzt hat, erst neuerdings vorgelegt. Da auf jeden Fall etwas ganz Anderes angerathen werden mußte, als was Bismarck und Falk gethan haben, bot sich die bequeme Gelegenheit, diese beiden Staatsmänner noch speciell dadurch zu necken, daß ihnen Beust und Stremayr gegenüber gestellt wurden. Graf Beust zog bekanntlich aus den vatikanischen Beschlüssen die Consequenz, daß das Concordat hinfällig geworden sei, und ermöglichte dadurch die neuere kirchliche Gesetzgebung in Oesterreich. Dieses glücklichen Gedankens bemächtigt sich Graf Arnim, um in seinen Gesetzentwurf die Sätze aufnehmen zu können: „Das Rechtssubject für die Rechte der alten Kirche fehlt. Alle Kirchengüter fallen an den Staat zurück.“ Also keine Confiscation, wie in anderen Staaten, keine revolutionäre Maßregel, sondern eine streng rechtliche Procedur. Sie „fallen zurück“, mithin an den früheren Besitzer? Allerdings, argumentirt Graf Arnim, bis vor achthundert Jahren empfing die Kirche ihre Güter vom Kaiser als Lehen, das Erbkaiserthum von 1870 ist der Rechtsnachfolger des römisch-deutschen Kaiserthums und daher befugt, die Lehen einzuziehen. Das ist allerdings von bewundernswerther Einfachheit, es wäre das Ei des Columbus, wenn nicht zwei Kleinigkeiten im Wege stünden. Man braucht nämlich kein Staatsmann und kein Rechtsgelehrter zu sein, um zu wissen, daß jene geistlichen Güter als solche längst nicht mehr bestehen, vielmehr zum Theil nach dem westphälischen, zum Theil nach dem Frieden von Lüneville bereits säcularisirt worden sind, das jetzige Kirchenvermögen daher auf anderen Rechtstiteln beruht. Und selbst wenn dem nicht so wäre, würde doch kein Gerichtshof der Welt das preußisch-deutsche Kaiserthum als Erben jener verjährten Rechte der Kaiser des Mittelalters anerkennen. Was Arnim empfiehlt, wäre ein Gewaltact, welcher sich durch keinerlei Spitzfindigkeit bemänteln ließe, und würde einen ganz anderen Widerstand, ganz

andere Verwirrungen hervorrufen, als die durch die deutsche Kirchengesetzgebung verursachten.

Für den Grafen Arnim existiren diese Schwierigkeiten freilich nicht. Er decretirt die „Zurücknahme" und damit ist sie durchgeführt, und er kann in aller Ruhe weitere Verfügungen treffen. Der Staat befindet sich nunmehr in der angenehmen Lage, der katholischen Kirche die Bedingungen vorzuzeichnen, unter welchen er sie ferner als „zu Recht bestehende Religionsgesellschaft" anerkennen will. Er sichert derselben Verwaltung und Nießbrauch des früheren Kirchenvermögens und der Staatssubventionen zu, erlaubt ihr Bischöfe zu wählen und Geistliche zu bestellen, welche der Regierung genehm sind. Unter keinen Umständen genehm sind Personen, welche nicht dem deutschen Staatsverbande angehören oder nicht ein deutsches Gymnasium absolvirt haben. Wähler und Gewählte, welche diese Bedingungen ignoriren, werden als aus der anerkannten Religionsgesellschaft ausgeschieden betrachtet, die Bezüge werden ihnen gesperrt, die Amtsgebäude verschlossen u. s. w. So naiv stellt sich der Verfasser die Ordnung der Dinge „ohne Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Kirche" vor. Genug, es ist wenig Unterschied zu entdecken, zwischen dem Diplomaten a. D. und den Hunderten von Leitartikelschreibern, die täglich alle Staatsmänner der Welt abkanzeln wie Schulbuben, welche ihre Lection schlecht gelernt haben.

Der deutsche Reichskanzler darf sich gratuliren. Unablässig zerstört der Mann, welchen eine Partei ihm als Rivalen entgegenstellte, mit eigenen Händen sein Renommé, und nun kann sich eben dieser Mann nicht versagen, die klericale Opposition darauf hinzuweisen, daß es ihr noch ganz anders hätte ergehen können, wenn an der Stelle des Fürsten Bismarck der Graf Arnim Kanzler gewesen wäre. Diejenigen freilich, welche keinen Frieden mit dem protestantischen Staat ohne Unterordnung desselben wollen, mögen bedauern, daß es nicht so gekommen ist. Deren Weizen würde sicherlich zur Blüthe gediehen sein.

Aus Berlin. Die Strafgewalt des Reichstages über seine Mitglieder. — Je allgemeiner und fester die Ueberzeugung wird, daß der europäische Frieden durch den Berliner Congreß auf lange Zeit hinaus gesichert ist, desto lebhafter wenden sich bei uns alle politischen Kreise der Behandlung der inneren staatlichen Fragen zu. Ganz natürlicher Weise, man benutzt die bereits eingetretene oder erwartete Sicherheit der internationalen Verhältnisse, um das eigene Haus auszubauen und zu befestigen. Vor allem ist es der Reichskanzler selbst, der, nachdem er durch seine diplomatische Arbeit die Ruhe Europas hergestellt hat, seine ganze Kraft der Neugestaltung unserer inneren Lage zuwendet. Kaum ist er mit seinem wirthschaftlichen Reform-

plan hervorgetreten, als er auch schon ein zweites Werk in Angriff nimmt und sich der Reform der parlamentarischen Verhältnisse widmet. Und zwar ist es die Frage der parlamentarischen Disciplin, welche er straffer angezogen zu sehen wünscht. Diesem Zwecke dient der von ihm in diesen Tagen bei dem Bundesrathe eingebrachte und bereits von allen Seiten so stark angefeindete Gesetzentwurf betreffend die Strafgewalt des Reichstages über seine Mitglieder. Es ist bekannt, was dieser Gesetzentwurf bestimmt und bezweckt. Er will eine Commission von Mitgliedern des Reichstages niedersetzen, welcher auf Antrag des Hauses Fälle der Ueberschreitung der Redefreiheit zur Aburtheilung und Ahndung überwiesen werden sollen. Diese Ahndung soll bestehen können in einem Verweise vor versammeltem Hause, in einer Abbitte vor dem Hause, in temporärem Ausschluß vom Reichstage, selbst für die ganze Legislaturperiode, in Ausschluß von der Wahlfähigkeit überhaupt und in gewissen Fällen in Ueberweisung der Angelegenheit an den Strafrichter. Außerdem sollen die Aeußerungen, wegen deren der Redner von der Commission verurtheilt ist, nicht durch die Presse verbreitet werden dürfen.

Diese Bestimmungen des Gesetzentwurfes haben im Inlande wie im Auslande eine außerordentliche Erregung hervorgerufen. Viele Organe äußern sich mit großer Bitterkeit, das sei die Dictatur; wenn der Reichstag einer solchen Maßregel zustimme, so vernichte er die parlamentarische Freiheit und wenn die Nation einen solchen Gesetzentwurf gutheiße, so beweise sie, daß sie an den parlamentarischen Institutionen kein Interesse mehr habe. So äußert man sich vielfach, jedenfalls mit mehr Heftigkeit als Klugheit, denn abgesehen davon, daß auch die Gegner des Gesetzentwurfes im allgemeinen unbedingt zugeben, daß es nothwendig sei, strengere parlamentarische Strafmittel zu schaffen, so ist es nicht sehr klug, zu stark auf eine Kritik unserer bisherigen parlamentarischen Redefreiheit durch die Nation zu provociren. Man könnte da leicht Dinge zu hören bekommen, auf die man nicht gefaßt wäre, und die manchen Parlamentarier sehr unangenehm über den eigentlichen Werth belehren könnten, den die Nation ihm zumißt. Man sollte auch nicht mit dem Worte Dictatur spielen, nicht als ob wir fürchteten, daß sie dadurch heraufbeschworen werden könnte, sondern weil man durch solche Provocationen nur Kundgebungen hervorrufen kann, die beweisen möchten, daß Viele eines gewissen Parlamentarismus wirklich bedeutend müder sind, als man im allgemeinen annimmt. Solche Manifestationen würden aber schwerlich denen willkommen sein, die sich vorzugsweise auf die lebendige Theilnahme der Nation bei ihrer politischen Arbeit zu berufen pflegen.

Wir sehen in der That nichts von Dictatur, auch nichts von der Zumuthung eines Verzichtes auf die parlamentarische Freiheit, wir sehen nur die, wie gesagt, ziemlich allgemein als berechtigt anerkannte Absicht, Aus-

schreitungen der Redefreiheit wirksam entgegenzutreten. Discutabel scheint uns der Gesetzentwurf denn doch im höchsten Grade, ihm einfach den Rücken zu wenden, ist weder gerechtfertigt noch klug. Möge man ihm näher treten, ihn untersuchen und abändern, aber seinen Grundgedanken wird man nicht wohl verwischen können. Ganz richtig bezeichnet man die Paragraphen der Reichsverfassung, die von der Redefreiheit und von der Regelung der Disciplin des Reichstages durch ihn selbst handeln, als diejenigen, welche bei der Berathung des Gesetzentwurfes vorzugsweise zu berücksichtigen sind. Viele halten diese Paragraphen für unvereinbar mit dem neuen Entwurfe, andere sind der gegentheiligen Ansicht. Jedenfalls wird die sachliche Discussion hier einzusetzen haben. Wie sie verlaufen wird, ist heute noch nicht abzusehen, man sieht bis jetzt nur Gegner des Gesetzes und es möchte scheinen, daß den Gesetzentwurf eine unbedingte Ablehnung erwartet. Möglich, daß es so kommt, indeß sehr beachtenswerth ist andererseits die Thatsache, daß, wie wir schon wiederholt bemerkt, ziemlich allgemeine Uebereinstimmung darüber besteht, daß es nothwendig sei, die Disciplin des Hauses mit stärkeren Mitteln zu stützen. Man sollte doch meinen, daß man angesichts einer solchen principiellen Uebereinstimmung auch schließlich zu einer Verständigung über die Mittel gelangen wird, zumal der Gesetzentwurf doch gewiß nicht gegen den oben angeführten Grundsatz verstößt, daß der Reichstag seine Disciplin selbst zu regeln habe. Es handelt sich also im Ganzen nur um die allerdings große und wichtige Frage der Redefreiheit. Man wird Vorsorge treffen müssen, daß die Minoritäten nicht vergewaltigt werden und daß politische Gegnerschaft nicht das Verdict beeinflußt. Ist das aber ein so unlösbares Problem? Angesichts der augenblicklich herrschenden Stimmung und der zur Zeit vorherrschenden Ansicht von der Unmöglichkeit, in dieser Frage einen praktischen Ausweg zu finden, klingt diese Frage fast verwegen. Dennoch möchten wir den Muth haben, sie aufzuwerfen. Wir haben in den letzten Jahren so oft schon vor scheinbar unübersteiglichen Schranken gestanden und sind zum Heile unseres Staatslebens doch darüber hinweggekommen. Warum sollte es hier anders sein? Dieser Trost ist allerdings nicht besonders tiefsinnig, aber er ist desto wirksamer, deshalb erfüllen wir uns gern mit ihm.

Seine Entstehung verdankt der vorliegende Gesetzentwurf der jüngsten Socialistengesetzdebatte im Reichstage. Die damals gehaltenen aufrührerischen Reden der socialdemokratischen Führer bewogen den Fürsten Bismarck, dem Gedanken praktische Folge zu geben, den er schon lange erwogen hatte, Maßregeln wider die Ausschreitungen in parlamentarischen Reden zu ergreifen. Der Gesetzentwurf steht auch in einem gewissen Zusammenhange mit dem Socialistengesetz, in so fern er verhindern soll, daß die Socialisten die Tribüne des Reichstages zum Ausgangspuncte ihrer aufrührerischen Agitation

machen. Wenn die socialdemokratischen Redner von der Tribüne des Reichstages aus die Wirksamkeit entfalten könneu, die ihnen auf den übrigen Gebieten durch das Gesetz untersagt ist, so wird der Wirkung dieses Gesetzes erheblicher Eintrag gethan. Im allgemeinen möchten wir noch bemerken, daß es im Interesse unserer parlamentarischen Entwickelung allerdings zu beklagen ist, daß ein Gesetzentwurf von ähnlicher Tendenz wie der gegenwärtige nicht schon früher aus der Mitte des Reichstages eingebracht ist. Es würde dem Parlamente besser angestanden haben, wenn es aus eigener Initiative über die Neugestaltung seiner Hausordnung Beschluß gefaßt hätte. Daß man dies unterließ, war ein Fehler, der jetzt nicht wieder gut zu machen ist. Recht inopportun erscheint der Moment, zu dem die Vorlage eingebracht ist. Jetzt, wo die Aufmerksamkeit aller politischen Kreise ganz auf die wirthschaftliche Frage concentrirt ist und concentrirt sein muß, kann die Discussion dieses Gesetzentwurfes nur störend auf die Behandlung der Wirthschaftsreform einwirken. Es ist bis jetzt nicht zu erkennen, welcher Grund den Reichskanzler bewogen hat, trotzdem jetzt die Vorlage einzubringen. Das Hemmniß, das dieselbe den financiellen Reformarbeiten bereiten wird, hat er doch ohne Zweifel vorausgesehen, und die Förderung derselben liegt ihm doch zumeist am Herzen. Jedenfalls wird die nächste Session des Reichstages unter diesen Umständen eine außerordentlich bewegte werden.

13. Januar.

Literatur.

Denkwürdige Tage. Zwei Novellen von Conrad Ferd. Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1878. — Wer die alten Bündner Geschichten: Georg Jenatsch von C. F. Meyer gelesen hat, und die Zahl der Leser wächst mit jedem Jahre, wird jede neue Schöpfung des Schweizer Dichters mit freudiger Erwartung in die Hand nehmen. Denn wenige Werke unserer Literatur können, was Kraft und Schärfe der Zeichnung, ergreifende Wahrheit der Schilderung und einen großen Hintergrund betrifft, mit Georg Jenatsch wetteifern. Die beiden, jetzt in zweiter Auflage vorliegenden Novellen werden dem Verfasser viele neue Freunde zuführen, besonders die erste: „der Schuß von der Kanzel", welche im siebzehnten Jahrhundert spielt und in der Feinheit der Seelenmalerei, in dem köstlichen Humor an die lebensprudelnden Gestalten Gottfried Kellers erinnert. Die zweite Novelle: „das Amulet", macht uns mit den Schicksalen eines Schweizers, welcher Zeuge der Bartholomäusnacht geworden, sich aus allen Fährnissen glücklich rettet, bekannt. Der Verfasser wurzelt fest in dem Schweizer Boden und versteht es wie wenig andere, diesem Boden die mannichfachsten und frischesten Phantasieblüthen zu entlocken. Die „denkwürdigen Tage" sollen allen feinsinnigen Lesern bestens empfohlen sein.

Unter der Pariser Commune. Ein Tagebuch von W. Lauser. Leipzig, Duncker und Humblot. 1879. — Unmittelbar nach der Capitulation von Paris,

also kurz vor dem Ausbruch des Communeaufstandes, war der Verfasser im Auftrag der Wiener „Presse“ aus Madrid nach Paris zurückgekehrt, das ihm aus früherem mehrjährigen Aufenthalte ein vertrauter Boden war. Hier hat er die folgende Zeit die ganze Tragikomödie der Commune durchlebt, unangefochten und doch unerschrocken seinem journalistischen Berufe nachgehend, fleißig beobachtend, auf der Straße, in Gesellschaft und in Versammlungen, und Tag für Tag genaues Buch führend über das merkwürdige Schauspiel, das sich bis zum endlichen Einzug der Versailler, bis zum grausigen Nachspiel des grausigen Stücks abrollte. Man folgt diesen täglichen Aufzeichnungen eines gewissenhaften und nüchternen Beobachters mit hohem Interesse. Obwohl zunächst nur die wechselnden Eindrücke des selber Erlebten wiederspiegelnd, versteht es das Tagebuch doch, dem Leser zugleich den allgemeinen Zusammenhang der Ereignisse gegenwärtig zu halten. Insbesondere empfangen wir über die Richtungen, welche sich innerhalb der revolutionären Partei bekämpften und sich ablösten, über die Persönlichkeiten, welche nach einander in den Vordergrund traten, über die socialistischen Projecte, welche erörtert, niemals durchgeführt wurden, reichliche Mittheilungen. Unter den Beiträgen zur Kritik des Socialismus wird der Verlauf der Pariser Communebewegung stets zu den lehrreichsten gehören. Lauser hat das werthvolle Material dieser Aufzeichnungen mit Recht nicht für eine pragmatische Geschichtserzählung aufbewahrt, sondern jetzt schon ans Licht gegeben „zum Nutzen und Frommen derjenigen, welche auch heute noch ehrlich glauben mögen, die Socialdemokratie sei im Stande, nicht blos zu zerstören, sondern auch aufzubauen.“ Eine tiefere, geschichtliche Herleitung der Motive der Commune darf man natürlich in dem Buche nicht suchen; aber den Zweck, jeden mit oder ohne Absicht etwa sich bildenden Mythus über jene Bewegung erbarmungslos zu zerstören, leistet es vollauf.

L.

Geschichte der Jahre 1871 bis 1877 von Constantin Bulle. Zweiter Band. Leipzig, Duncker und Humblot. 1878. — Dem in Nr. 14, Jahrgang 1878 dieser Blätter angezeigten ersten Bande von Bulles „Geschichte der Jahre 1871 bis 1877“, dem Supplement von Beckers Weltgeschichte, ist der zweite und letzte rasch gefolgt. Er enthält, während der erste Band die Geschichte Frankreichs und Deutschlands behandelte, die des übrigen Europa, und zwar ist von den zehn Abschnitten der letzte, weitaus größte und beinahe die Hälfte des ganzen Buches einnehmende unter der Ueberschrift „Rußland und der Orient“ der Darstellung der jüngsten orientalischen Verwickelung gewidmet und in diesem Theile die Erzählung über die sonst inne gehaltene Grenze bis zum Abschluß des Berliner Vertrags fortgeführt. Hierdurch hat sich der Verfasser seine Leser zu besonderem Danke verpflichtet und gar Mancher, der längst die Lust verloren hatte, alltäglich in den Zeitungen die Kreuz- und Querzüge dieses Noten- und und Schlachtenlabyrinths zu durchwandeln, mag sich hier in der lichtvollen und übersichtlichen Entwickelung leicht und mit Vergnügen zurechtfinden. Daß Bulle sich auf die Vorführung der europäischen Ereignisse beschränkt hat, wird den nicht Wunder nehmen, welcher ermißt, wie sehr auch so schon der durch kein inneres Band zusammengehaltene Stoff gerade eines derartigen Werkes auseinanderzufallen droht und wie wenig daher dem Verfasser daran liegen konnte, diesen Eindruck durch eine Aufzählung der außereuropäischen Vorgänge zu verstärken; außerdem ist das Wesentliche an den Puncten, an denen es in die europäischen Verhältnisse eingreift, berührt, und z. B. der Ausgang des Alabamastreites in dem Abschnitt „Großbritannien“ behandelt worden. Im übrigen läßt sich nur wiederholen, daß

das Buch der Natur der Sache nach mehr eine politische als eine historische Arbeit ist, aber doch in vorzüglicher Weise die Möglichkeit gewährt, sich über jedes wichtigere politische Ereigniß der letzten Jahre einen vorläufigen Aufschluß zu verschaffen; daß die gegebene Auskunft so zuverlässig ist, wie sie es bei einem die Vorgänge der unmittelbaren Gegenwart behandelnden Werke sein kann, dafür bürgt die bewährte und von der Kritik allgemein anerkannte Gewissenhaftigkeit des Verfassers, der sich auch hier vollständig treu geblieben ist und nach seiner Gewohnheit vor Allem, wenn auch in geschickter Gruppirung und unter geistvoller Beleuchtung, die Thatsachen reden läßt. Die eigene, maßvolle und einsichtige Anschauung Bulles kommt nur hin und wieder zum Ausdruck, am anziehendsten und umfassendsten in der „Schlußbetrachtung", die darauf ausgeht, „die Elemente herauszuheben, welche die politische und sociale Gesammtatmosphäre Europas constituirt haben, oder wenn man den noch etwas gewagteren meteorologischen Vergleich gestatten will, der Bewegung des barometrischen Minimums in politischem Sinne zu folgen." Bei der Lectüre dieser interessanten und so aus dem Vollen geschöpften Charakteristik der Zeit empfindet man besonders lebhaft den Wunsch, daß es dem Verfasser gefallen möge, seine Darstellung in nicht zu ferner Zeit fortzusetzen. E—e.

Mundartliches aus der Schweiz.

Die Freunde deutscher Mundarten vernahmen vor Jahren mit Freuden, daß man in der Schweiz daran ginge, ein allgemeines schweizerdeutsches Idiotikon zusammenzustellen. Was seither davon nach Außen drang, war im ganzen wenig: man hörte, wie der Bund und die Kantone mit einer sonst nicht gewöhnlichen Bereitwilligkeit pekuniäre Unterstützungen bewilligten, wie von allen Seiten her Wortsammlungen zuflossen, und wie die Centralstelle der Unternehmung in Zürich sich zu einer förmlichen Behörde gegliedert hatte, mit Präsidenten, Commissionen, Untercommissionen, Schreibstuben und Schreibern. Wer aber nun erwartet, daß man von dem Unternehmen etwas zu Gesicht bekommt, der wird sich wohl noch ein wenig in Geduld schicken müssen, denn der vor zwei Monaten erschienene fünfte Jahresbericht über das schweizerdeutsche Idiotikon, umfassend den Zeitraum vom 1. Weinmonat (October) 1877 bis 30. Herbstmonat (September) 1878, enthält das sonderbare Geständniß, daß man an den Druck des Idiotikons gehen könnte, wenn — man nur erst über die Schreibweise der aufzunehmenden Worte im Klaren wäre.

In dem jüngst erschienenen Buche von G. A. Seiler: Die Basler Mundart. Ein grammatisch-lexikalischer Beitrag zum schweizerdeutschen Idiotikon, zugleich ein Wörterbuch für Schule und Haus. Basel, Detloff. 1878, mag man nun eine Abschlagszahlung jener literarischen Schuld erblicken. Es ist ein Buch, das bei Jedem, der für dergleichen empfänglich, Freude erwecken muß. Der Verfasser, aus der Mitte des tüchtigen basellandschaftlichen Volkes erwachsen, philologisch gut vorgebildet, giebt eine reichliche Sammlung seines heimathlichen Sprachschatzes. Er fußt hierbei nicht blos auf mündlichen Quellen, die er sehr gut auszunutzen verstanden hat, sondern auch auf einer kleinen Literatur, die vornehmlich seit den letzten dreißig Jahren in diesem Dialecte erwachsen ist und manches recht niedliche bietet.

Was dem Seilerschen Buche nicht nur die Theilnahme des Sprachforschers zuwendet, sondern auch die eines jeden Beobachters und Freundes des Volkes, ist

die eingestreute große Anzahl von Aeußerungen des innersten Volkslebens: Sprüchwörter, witzige, gröbere und feinere Redensarten, Lebens-, Haushaltungs- und Witterungsregeln, Formeln für Lob und Tadel, für Bewunderung und Abscheu, Kinderlieder, Spott- und Neckreime, Gassenhauer, zeigen uns recht eigentlich die Seele eines tüchtigen und arbeitsamen Volkes von zwar nüchternem Grundcharakter, aber keineswegs ohne allen Flug. In den Kernsprüchen herrscht der Witz und manchmal ein sehr treffender und schneidiger vor, wiewohl auch manches poetische und manches gemüthstiefe Wort zu verzeichnen gewesen ist. Es wird uns durch das Fenster der Sprache hindurch von einem Kundigen ein Blick in das Leben eines Gaues gewährt, welcher sonst, obwohl nicht abseits der großen Heerstraße gelegen und landschaftlich gebührend gewürdigt, doch dem Wesen seiner Bewohner nach wenig bekannt ist.

Den Sprachforscher wird außer dem eigentlichen Idiotikon selbst ein grammatischer Anhang interessiren, in welchem der Verfasser auf kurze und recht geschickte Weise einen Abriß der Laut- und Formenlehre seiner Heimathsprache giebt, und auch einige Seitenblicke auf die Wortbildung und die Syntax thut.

Sociale Fragen und Antworten. Heft 1: Klassenkampf. — Der Nordwestdeutsche Volksschriftenverlag in Bremen hat mit diesem Hefte, dem inzwischen wohl schon andere gefolgt sind, eine Reihe von Flugschriften eingeleitet, welche den geistigen Kampf mit den von der Socialdemokratie verbreiteten Irrthümern aufzunehmen bestimmt sind. Der geringe Preis einerseits, der gemeinverständliche Ton andererseits sollen einer gediegenen und erschöpfenden Belehrung über die wichtigsten Fragen des wirthschaftlichen und sittlichen Lebens womöglich in jeder Hütte Eingang verschaffen. Geeignete Persönlichkeiten, wie namentlich Wilhelm Fischer und Franz Mehring, sind für die Abfassung der Flugschriften gewonnen und nach dem vorliegenden Hefte ließe sich dem Unternehmen, soweit es sich um die Gebenden und die Gaben handelt, ein gutes Prognostikon stellen. Werden aber die Abnehmer gerade die sein, auf die man vorzugsweise wirken will? Ist nicht überhaupt die Voraussetzung, daß man direct auf die große Masse der Arbeiter wirken könne, eine zu sanguinische? Derjenige Arbeiter, welcher einmal von socialdemokratischen Ideen angesteckt ist, kauft eine solche Flugschrift weder selbst noch läßt er sie sich von einem andern aufdrängen; wenn er überhaupt schon nicht geneigt ist, für dergleichen Dinge, soweit sie nicht von seinen Führern kommen, Geld auszugeben, weicht er hier, wo er die Absicht merkt, noch entschiedener aus. So werden denn diese Hefte höchstens in Kreise dringen, die selbst noch nicht angesteckt sind, aber sich doch gern mit derartigen Fragen beschäftigen und nach einer Belehrung darüber verlangen; in ihnen können sie zur Erhaltung und Befestigung einer gesunden Anschauung dienen und auch manchen guten Gedanken für die Weiterverbreitung einer richtigeren Auffassung im mündlichen und alltäglichen Verkehr an die Hand geben, sodaß sie dadurch wenigstens indirect zum Rüstzeug für die Abwehr der unserer Gesellschaft drohenden Gefahren werden. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Erfolg, wenn wir auch nicht gerade an eine große Wirkung zu glauben vermögen. E—e.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 16. Januar 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Flucht des letzten Kurfürsten von Hessen im Herbst 1850.

Der unlängst erschienene zweite Band der für jeden älteren Zeitgenossen, insbesondere für jeden Kurhessen so interessanten „Lebenserinnerungen" von Dr. Friedrich Oetker, dem mannhaften Vertheidiger und Wiederhersteller der ehemaligen kurhessischen Verfassung, führt den Leser in das sturmbewegte Jahr 1848 und die bald darauf folgenden Verfassungskämpfe, welche als „das Trauerspiel in Kurhessen" bekannt sind.

Hassenpflug, welcher schon in den Dreißiger Jahren die freisinnige, von Silvester Jordan entworfene Verfassung Kurhessens auf vielfache Weise zu untergraben versucht hatte, dann aber bei dem unberechenbaren Kurprinz-Mitregenten, dem späteren Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Ersten und Letzten, in Ungnade gefallen und in fremde Dienste getreten war, kehrte nach einem bewegten Wanderleben am 22. Februar 1850 nach Kassel zurück, um nach dem Sturz des Märzministeriums Eberhard-Wippermann die Ministerien des Innern und der Justiz mit dem Vorsitz im Gesammtministerium zu übernehmen. Zu Hassenpflug gesellte sich als sein Hauptgehülfe, in der Eigenschaft eines vortragenden Rathes im Ministerium des Innern, der durch seine deutsche Literaturgeschichte bekannte frühere Gymnasialdirector Vilmar, ein höchst begabter, aber leider auf politischem und kirchlichen Gebiet fanatisch reactionärer Mann. Das Volk nannte die neue Regierung das Ministerium „Hessenfluch" — und diesen Namen hat sie denn auch in vollstem Maße gerechtfertigt.

Vor allem wurde ein Zerwürfniß mit dem Landtag heraufbeschworen, indem Hassenpflug die Forterhebung der Steuern über den bereits abgelaufenen Termin hinaus verlangte, ohne doch den Ständen ein Budget vorzulegen. Als der Landtag zuerst die verfassungsmäßige Vorlage des Budgets forderte und am 31. August 1850 beschloß, daß bis dahin die directen Steuern vorläufig unerhoben bleiben, die indirecten zwar erhoben, aber nicht verausgabt, sondern als Depositum in der Staatscasse niedergelegt werden sollten, bezeichnete Hassenpflug diesen völlig sach- und verfassungsgemäßen Beschluß als „Steuerverweigerung", während in Wahrheit nur eine Vorent-

haltung des Budgets seitens der Regierung vorlag. „Weder die directen, noch die indirecten Steuern wurden versagt; jene wurden gestundet, diese erhoben, aber unter Verschluß gehalten, beides, bis eine verfassungsmäßige Budgetvorlage stattgefunden haben und eine gesetzliche Vereinbarung über die Verwendung der Steuern und sonstigen Einnahmen erzielt sein werde. Daß dies Alles gesetzlich zulässig und für die ordnungsmäßige Fortführung der laufenden Verwaltung durchaus unbedenklich war, kann nicht bestritten werden: die Einnahmen aus dem Staatsschatz, aus den Forsten, Domänen, Bergwerken u. s. w. waren vollkommen ausreichend, um die unaufschieblichen Aufwendungen und Zahlungen zu decken. Die späteren Vorgänge haben das unwiderleglich bestätigt."

Für Hassenpflug war jedoch diese angebliche „Steuerverweigerung" des natürlich sofort aufgelösten Landtages ein willkommener Hebel, um mit Hülfe des wiedererstandenen Bundestages die ganze Verfassung Kurhessens über den Haufen zu werfen.

Das ganze Land befand sich in tiefster Ruhe, von aufrührerischer Bewegung war nirgends auch nur die leiseste Spur zu entdecken. Mit Gelassenheit und männlicher Entschlossenheit sah das kurhessische Volk, welches seit dem Bestehen seiner Verfassung fast nie aus den Verfassungskämpfen herausgekommen war, auch diesem neuen Kampf zu, welcher dem Landtag und nach dessen Auflösung dem bleibenden landständischen Ausschuß von Hassenpflug mit aller Geflissentlichkeit war aufgezwungen worden.

Da wurde die völlig friedliche Bevölkerung durch eine Verordnung vom 7. September 1850 überrascht, durch welche das ganze Land in „Kriegszustand" versetzt und zu dessen Vollziehung ein General als Oberbefehlshaber mit umfassenden Vollmachten ausgerüstet wurde. Allein diese kriegerische Maßregel blieb gänzlich wirkungslos, da die Gerichte und alle sonstigen Behörden diese verfassungswidrige Verordnung nicht anerkannten. Trotzdem gab Hassenpflug sein verwegenes Spiel noch nicht verloren. Um den Kurfürsten ganz in seine Gewalt und in nähere Berührung mit dem Bundestag zu bringen, spiegelte er demselben allerlei Gefahren vor, welche seine persönliche Sicherheit bedrohen könnten, und so wurde am Morgen des 13. September 1850 die Bevölkerung abermals und zwar diesmal durch die Nachricht überrascht, daß Seine Königliche Hoheit der Kurfürst mit Hassenpflug, den übrigen Ministern und Vilmar, in der vorhergehenden Nacht von Kassel entflohen sei.

Ueber diese abenteuerliche Flucht bringt das Oetker'sche Buch einen aus dem handschriftlichen Nachlaß Vilmars in dem Renitentenorgan „Hessische Blätter" veröffentlichten ausführlichen Bericht, aus welchem wir das Wesentlichste hier mittheilen, in der Hoffnung, daß sich der geneigte Leser an der unfreiwilligen Komik dieser Vilmarschen Erzählung einigermaßen ergötzen werde.

Am 12. September Abends 8 Uhr war im tiefsten Geheimniß, hinter verriegelten Thüren, von dem Gesammtministerium beschlossen worden, dem Kurfürsten alsbald Vortrag dahin zu erstatten: 1) die Residenz nach Bockenheim (bei Frankfurt) zu verlegen, 2) diese Maßregel im strengsten Geheimniß noch in dieser Nacht um 2—3 Uhr zu vollziehen, 3) im Fall aber Seine Königliche Hoheit dies nicht genehmigen sollte, von Seiten sämmtlicher Minister die Entlassung von ihren Aemtern zu erbitten. Eben erhoben sich die Minister, gegen 9 Uhr Abends, um sich zu dem Kurfürsten zu begeben, als dieser selbst, vor dem sich die verschlossene Vorsaalthüre ohne Weiteres hat öffnen müssen, in das Sitzungszimmer hereintritt, um „einmal zu sehen, was die Herren machen". Nach kurzer Auseinandersetzung erklärt sich der Kurfürst einverstanden, noch in dieser Nacht abzureisen. Verabredet wurde, daß Hassenpflug durch Westphalen nach Köln, der Kurfürst aber, sowie der Kriegsminister von Haynau, der Minister des Auswärtigen von Baumbach und Vilmar über Hannover nach Köln gehen sollten, wo sie sich dann wieder zusammenfinden wollten. Diese Maßregel hatte einen doppelten Grund. Man wollte einmal sich der Eisenbahn durch das eigene Land nicht bedienen, weil dies ohne Zweifel die vorzeitige Entdeckung der Flucht nach sich gezogen, vielleicht sogar Demonstrationen verursacht hätte. Sodann wollte der Kurfürst dem König von Hannover für die Bereitwilligkeit, seine Truppen nach Hessen einrücken zu lassen, persönlich danken und ihn bitten, den Einmarsch möglichst zu beschleunigen. Vorher waren zum Behuf der Geheimhaltung der Sache, um das Unterpersonal irre zu führen, allerlei Maßregeln getroffen worden, z. B. wurde Vilmar ein dreiwöchentlicher Urlaub ertheilt und ein Ministerialpaß zu einer Reise ins Ausland ausgefertigt.

Trotz dieser Täuschungsversuche war, wie Vilmar selbst gesteht, ihm nicht ganz wohl bei der Sache, weil er an der prompten Ausführung zweifelte. Die Nacht ging schlaflos vorüber. Um 2¾ Uhr früh am 13. September verließ er, die Reisetasche an der Hand, unbemerkt das Haus, durcheilte im nächtlichen Dunkel die Stadt und traf erst vor dem Leipziger Thor den für ihn, sowie für Haynau und Baumbach bestimmten Wagen; beide saßen schon darin und theilten ihm mit, daß eben im Marstall für den Kurfürsten selbst angespannt werde, Hassenpflug aber unter Führung eines Lieutenants schon um 2 Uhr nach Westphalen abgereist sei.

Mit dem anbrechenden Tag langten Vilmar und seine zwei Gefährten in dem nur vier Stunden von Kassel entfernten Hannöversch-Münden an und stiegen in einem Gasthof ab, um vorerst die Ankunft des Kurfürsten abzuwarten. Von neuem tauchte der Zweifel auf, ob dieser, der bekanntlich sehr unentschlossen war, auch bei dem gestern Abend gefaßten Beschluß geblieben sei, ob er nicht nachträglich alles wieder aufgegeben habe; wer wisse, ob er

jetzt nicht schon Wippermann habe kommen lassen, und ein neues Ministerium vielleicht schon fertig sei. Allein dieses Zagen wurde bald verscheucht durch die Ankunft des Kurfürsten, welcher von einem seiner jüngeren Söhne, einem Flügeladjutanten und drei Dienern begleitet war. „So weit wären wir," rief der Kurfürst vergnügt aus, „wenn nur die Hannoveraner bei der Hand wären!" Nach kurzem Aufenthalt ging die Fahrt mit Extrapost weiter über Dransfeld, Göttingen, Einbeck. Auf der ersten Poststation holte der Kurfürst die ihm vorausfahrenden Minister ein und knüpfte hier mit Vilmar ein Gespräch an, aus dem sich ergiebt, daß, wenn auch nicht seine Rathgeber, so doch der Kurfürst selbst das sehr richtige Gefühl hatte, wie wenig diese Flucht sich mit seiner fürstlichen Würde vertrug. „Ich habe Sie einmal allein sprechen wollen," äußerte er zu Vilmar; „was sagen Sie zu der Sache?" — Vilmar suchte die Nothwendigkeit der Abreise zu rechtfertigen; ein längeres Verweilen in Kassel würde zu den bedenklichsten Folgen für die Auctorität der Regierung nicht nur, sondern auch Seiner Königlichen Hoheit geführt haben. „Ja," antwortete der Kurfürst, „wenn man mich nur nicht für feig hält, und es für eine Flucht ausgiebt!" Vilmar bot Alles auf, um dem Kurfürsten dieses von natürlichem Ehrgefühl angeregte Bedenken auszureden; aber auf einer weiteren Station knüpfte der Kurfürst mit ihm nochmals dasselbe Gespräch von der Feigheit und Flucht an, und abermals mußte Vilmar durch nachdrückliches Zureden das beunruhigte Gewissen seines Landesherrn zu beschwichtigen suchen. Auf einer der letzten Stationen vor Hannover hatte bereits die dortige Bevölkerung Kunde von der Durchreise des Kurfürsten und gab den Herren Ministern Dinge zu hören, welche über die Volksstimmung keinen Zweifel ließen.

Spät Abends kamen die Flüchtlinge in Hannover an und stiegen in einem Gasthof ab, von wo aus der Kurfürst sich alsbald auf morgen früh bei dem König Ernst August ansagen ließ. Die Zusammenkunft fand früh nach 7 Uhr statt, hatte aber nicht den gewünschten Erfolg. Der König hatte sich die Sache so vorgestellt, als wenn die Kurhessen die Steuern zu zahlen verweigerten, mithin das hessische Militär zum Steuereintreiben gebraucht werden sollte, während das hannöversche Kassel, Marburg u. s. w. besetzt halte. Als er aber vernahm, daß nur von einer Steuerverweigerung der Stände die Rede sei, erklärte er, „zur Ausführung einer politischen Maßregel gebe er seine Truppen nicht her". Diese Erklärung machte dem alten Ernst August alle Ehre; 1837, als es sich um die Verfassung seines eigenen Landes handelte, hatte er leider weniger Gewissensbisse empfunden.

Diese Weigerung des Königs von Hannover vernichtete die Aussichten der Flüchtlinge mit einem Schlage. Die Minister von Haynau und von Baumbach, welche zum Kurfürsten beschieden worden waren, um von ihm

das Ergebniß seiner Besprechung mit dem König zu vernehmen, stürmten athemlos und außer sich auf Vilmars Zimmer, und Haynau gab alles rein verloren, während Baumbach noch einen Versuch bei dem hannöverschen Minister von Bennigsen zu machen beschloß.

„Als Haynau, der sogleich wieder zum Kurfürsten befohlen wurde, das Zimmer verlassen hatte, warf ich mich" — erzählt Vilmar weiter — „zu einem der inbrünstigsten Gebete, die ich jemals im Leben gebetet habe, auf den Fußboden nieder: Gott möge uns nur nicht selbst in Verwirrung und Verkehrung gerathen lassen. Völlig klar, ruhig und fest stand ich wieder auf. Augenblicklich erschien Haynau wieder, womöglich noch aufgeregter als vorher, und erklärte, er wisse nun kein Mittel, als alles preiszugeben und sofort mit dem (bereits für Minden bestellten) Extrazug nach Berlin zu gehen. Der Kurfürst wisse auch nichts Besseres, wenn er gleich keine besondere Lust dazu habe."

Diesem Vorhaben widersetzte sich Vilmar aufs entschiedenste; er erklärte es für einen Verrath an Amt und Land, zumal da Hassenpflug nicht anwesend sei; zu einer in Berlin zu suchenden Zuflucht werde er nun und nimmermehr seine Zustimmung geben, er gehe auf keinen Fall mit nach Berlin, möge aus ihm werden, was da wolle; noch bleibe der Recurs an den wiedererstandenen Bundestag übrig, der mehr werth sei als die Anlehnung an Hannover. Haynau wurde durch diese Aeußerungen völlig überwunden und ging hin, dem Kurfürsten zu sagen, was Vilmar ihm, Haynau, gesagt hatte. Mittlerweile kam auch der Minister von Baumbach von seinem Besuche bei Bennigsen zurück, zwar ohne alle Hoffnung, den König Ernst August noch umzustimmen, aber gleichfalls mit einer Hinweisung auf den Bundestag, und so stimmte er, der ohnehin sehr wenig Lust hatte, nach Berlin zu gehen, Vilmar bei. Durch die vereinigte Einwirkung seiner Rathgeber fand der Kurfürst seine Entschlossenheit wieder: die Fahrt nach Berlin wurde aufgegeben, und ein Extrazug nach entgegengesetzter Richtung, nach Preußisch-Minden, genommen.

Man sieht hieraus, wie nahe der Kurfürst dem heilsamen Entschluß gewesen, sich nach Berlin zu wenden. Wäre er dieser besseren Eingebung gefolgt, so wäre höchst wahrscheinlich „das Trauerspiel in Kurhessen" nicht aufgeführt worden; die preußische Regierung würde zwischen dem Kurfürsten und dem Landtag vermittelt haben; die für Kurhessen so verhängnißvolle „Bundesexecution" mit ihren „Strafbaiern" wäre unterblieben. Daß diese heilsame Wendung nicht eintrat, daß das Verhängniß seinen Lauf nahm, ist Vilmars entscheidendem Einflusse zuzuschreiben. In ihm spukte bereits der Haß gegen Preußen, welcher in seinen Jüngern, den renitenten kurhessischen Pastoren der Jetztzeit, von Neuem in unerfreulichste Erscheinung getreten ist.

Doch kehren wir zu den Flüchtlingen zurück. Dieselben hatten an dem zweiten Tage der Flucht, um weniger Aufsehen zu erregen, sämmtlich Civilkleidung angelegt, so schwer dies namentlich dem Kurfürsten, der fast nur in Uniform ging, ankommen mochte. Ohne Störung waren sie bis Minden gelangt; allein hier war ein Extrazug nicht sogleich zu haben, weil es hieß, der Telegraph sei schadhaft geworden und müßte erst wieder hergestellt werden. Vilmar will darin nur einen Vorwand erblicken; man habe den Kurfürst zwingen wollen, mit dem regelmäßigen Zug, der um 12 Uhr von Hannover kam, weiterzufahren. Als dieser Zug ankam, wurde von demselben aus sofort ein mit den größten Lettern bedrucktes Blatt verbreitet, des Inhalts: „Der Kurfürst von Hessen ist mit seinem ganzen Ministerium entflohen!!!" In wenigen Augenblicken füllen sich alle Räume des Bahnhofsgebäudes, der ganze Perron, der Schienenweg oberhalb der Abfahrtshalle mit einer unübersehbaren Menschenmenge. Kopf an Kopf und Schulter an Schulter gedrängt hielt die Masse namentlich den zur Abfahrt bereiten Zug besetzt, so daß zu den Coupés ohne Anwendung von Gewalt nicht zu gelangen war. Dazu denn ein lautes Durcheinanderreden, Rufen, Schreien: „Wo ist er denn?" Während der Kurfürst in einem Wartesalon frühstückte, beobachteten Vilmar und drei Herren des Gefolges draußen die von Minute zu Minute wachsende Volksmasse; aus Vorsicht nannten sie sich zwar mit falschen Namen, aber sehr bald erkannte die Menge sie dennoch und folgte ihnen auf Schritt und Tritt, allerlei redend und rufend, namentlich: „Er ist auf der Flucht", „er wird doch noch gekriegt", auch mit einzelnen Schimpfworten diese Aeußerung begleitend. Es war dem Kurfürsten nicht zu rathen, mitten durch diese tobende Menge hindurchzugehen; man führte ihn in die Wohnung des Bahnhofsinspectors, und von hier aus gelangte er auf einem weiten Umweg, wo ihn die Masse nicht vermuthete, von der hinteren Seite der Waggons endlich zu seinem Coupé. Während dessen erkämpfte sich Vilmar mit Rippenstößen und Faustschlägen den Eintritt in ein anderes Coupé. Einige handfeste Kerls versuchten in dasselbe einzudringen, allein er wehrte sie ab, und als andere dasselbe mit dem nächstanstoßenden Coupé versuchten, in welchem der Kurfürst sitzen sollte, schlug der davorstehende Lakai rücksichtslos drein, was denn auch seine Wirkung that. Endlich ging der Zug ab, nachdem er über dreiviertel Stunde verweilt hatte, begleitet von furchtbarem Geschrei und Gebrüll des zusammengelaufenen Menschenheeres, von dem übrigens nur etwa die Hälfte Fabrikarbeiter, Bummler und Gesindel war; ein sehr ansehnlicher Theil desselben bestand aus wohlgekleideten Personen, wie es schien, vielen Kleinbürgern.

Dieser Anfang der Fahrt durch Westphalen versprach wenig Gutes. Es gehört die fanatische Verblendung eines Vilmar dazu, um inmitten der

unwürdigen Auftritte, welchen er durch verderbliche Rathschläge seinen Landesfürsten ausgesetzt hatte, von den ertheilten Faustschlägen und Rippenstößen gewissermaßen noch als großen Heldenthaten zu berichten. Wenn selbst die ruhigen Westphalen über diese ihnen völlig fremde Angelegenheit in solche Aufregung geriethen, so war damit zur Genüge bekundet, wie das deutsche Volk über das Verhalten des Kurfürsten und seiner Helfer Hassenpflug-Vilmar urtheilte. Vermuthlich ist Seiner Königlichen Hoheit bei diesen schmählichen Auftritten wiederholt der Gedanke gekommen, ob er wohl daran gethan, Vilmars Rathe zu folgen, ob es doch nicht am Ende besser gewesen wäre, nach Berlin zu gehen.

Aber der falsche Weg war einmal eingeschlagen: die Fahrt ging weiter über Herford, Bielefeld, Gütersloh. Als der Zug in Rheda ankam, sprang ein junges schönes Mädchen aus dem hinter Vilmar befindlichen Coupé und rief überlaut: „Wer den durchgegangenen Kurfürsten von Hessen sehen will — dort sitzt er!“ wobei sie mit dem Finger auf den Kurfürsten wies. Alsbald drängte sich die bereits auf dem Perron befindliche ansehnliche Menschenmenge vor das Coupé des Kurfürsten, und einige steckten sogar die Köpfe durch die Fenster des Coupés, unter vielfältigem Rufen: „Den Hassenpflug haben sie, den da werden sie auch schon noch kriegen!“ Die Flüchtlinge vernahmen jetzt, daß Hassenpflug am frühen Morgen dieses Tages in Rheda angekommen, aber auch sofort erkannt und mit wüthendem Schimpfen verfolgt worden sei, daß man sogar versucht habe, ihn festzuhalten, und daß dies nur durch den schleunigen Abgang des Bahnzuges habe verhindert werden können. Die Durchreise des Kurfürsten sei auf allen Stationen angekündigt, und mithin die Weiterfahrt nicht ohne Bedenken.

In Hamm und Dortmund wiederholte sich das Herzudrängen der Menge zu dem Coupé des Kurfürsten, sowie das Rufen, ganz wie in Rheda. Der Kurfürst suchte gute Miene zum bösen Spiel zu machen; er stieg sogar in Dortmund aus und ging auf dem Perron hin und her, wobei er an Vilmars Coupé kam und lächelnd sagte: „Es ist aber doch recht eklig!“

Als der Zug mit Sonnenuntergang in Düsseldorf ankam, war abermals der Bahnhof mit einer großen Menschenmenge erfüllt, welche die Flüchtlinge mit lautem schmähenden Zuruf empfing. Auf Vilmar wiesen sie mit der Bemerkung: „Da hat er (der Kurfürst) sich auch seinen Hofpfaffen mitgebracht.“ Doch drängten sich die Leute, da dies Mal Polizei zugegen war, nicht so unmittelbar heran wie in Minden, Rheda, Hamm, Dortmund. Dagegen waren Reden und Geberden recht eigentlich drohend. Die Flüchtlinge erfuhren hier, daß um Mittag Hassenpflug hier angekommen und sofort auf die bedenklichste Weise verfolgt worden sei, daß man ihn habe arretiren wollen, und dies nur auf thatkräftiges Dazwischentreten des Polizeidirectors,

sowie des Gouverneurs unterblieben sei. Hassenpflug hatte dann sofort Düsseldorf und die Eisenbahn verlassen und war zu Wagen am rechten Rheinufer aufwärts und durch Nassau gereist, um erst in Frankfurt mit dem Kurfürsten wieder zusammenzutreffen.

Von Düsseldorf fuhren die Flüchtlinge noch denselben Abend mit dem nächsten Zuge weiter, aber schon auf der zweiten Station, Langenberg, verließen sie denselben plötzlich. Der Bahnzug brauste fort, und nun standen sie in dunkler Nacht auf freiem Felde um den Kurfürsten, welchem der Polizeidirector von Düsseldorf, der sie bis hierher begleitet hatte, mittheilte, er müsse es für äußerst gefährlich halten, wenn der Kurfürst mit dem Bahnzug in Deutz hätte eintreffen wollen; er sei signalisirt, und nach einem Telegramm von Köln sei eine große Menschenmenge dort bereit, ihn mit Schmähungen, vielleicht auch mit den bedenklichsten Thätlichkeiten zu empfangen; für die Bevölkerung in Köln könne niemand einstehen. Was nun machen? Nach Düsseldorf zurück? Unmöglich! In Langenberg bleiben und den Frühzug abwarten? Aber in Langenberg war kein Unterkommen zu finden, und die Ankunft in Köln mit dem Bahnzuge, ob heute oder morgen, war eben das Bedenkliche. „Wenn ich erst in Köln wäre," sagte unter anderem der Kurfürst, „so sollten sie mich wohl nicht kriegen; in Köln weiß ich jedes Gäßchen." Endlich, nach langem Berathen, wurde beschlossen, Extrapost kommen zu lassen und mit dieser, die vor 11—12 Uhr nicht in Deutz anlangen könne, noch in dieser Nacht nach Deutz zu fahren. Nach peinlichem, fast eine Stunde dauernden Warten kamen die Extrapostwagen an und brachten die Flüchtlinge gegen 11½ Uhr nach Deutz in das Hôtel Bellevue, wo sie sich einem kurzen Schlaf hingaben. Schon um 4 Uhr Morgens (15. September) fuhren sie mit Extrapost von Deutz wieder ab, durch Köln, nach Bonn und weiter bis Koblenz, wo sie wieder von einer großen Menschenmenge geschmäht wurden. Die weitere Fahrt mit Extrapost, wobei der Kurfürst vorausfuhr, ging ohne besondere Störung vor sich. Als Vilmar, welcher in dem letzten der drei Wagen sich befand, in Boppard unter der falschen Firma „Gebrüder Müller" neue Extrapost bestellte, meinte der Postmeister: „Das ist doch seltsam; heute reisen lauter Müller; vor einer Stunde ist schon eine vierspännige Extrapost und eine zweispännige für „Gebrüder Müller" genommen worden. Also hatte auch Seine Königliche Hoheit sich dieser Firma bedient.

Erst am andern Tag (16. September) langten die Flüchtlinge in Frankfurt an. Um dieses ihr Ziel zu erreichen, hatten sie einer dreitägigen abenteuerlichen Rundreise durch Hannover, Westphalen und Rheinlande bedurft, während sie von Kassel direct nach Frankfurt mit dem Zuge in sechs Stunden hätten fahren können. Bald nach ihnen traf auch Hassenpflug ein und nahm mit ihnen Quartier im Römischen Kaiser. Alsbald fand sich der österreichische

Bundestagspräsident, Graf Thun, der Legationsrath Detmold, der Kabinetsrath Strauß, der Geheimrath von Linde und andere Mitglieder des wiedererstandenen, aber von Preußen noch nicht anerkannten Bundestages ein; es wurden die Anträge an den Bund berathen, welche Hassenpflug und Vilmar die Machtmittel verschaffen sollten, um ihre gegen die freisinnige Verfassung Kurhessens geplante Verschwörung zur That zu machen.

Da das kurhessische Militär auf die Verfassung beeidet war, so verweigerten die Officiere — mit Ausnahme einer verschwindend kleinen Minderheit — ihre Beihülfe zu verfassungswidrigen Gewaltthaten. Es bleibt für alle Zeiten eine hellleuchtende That, daß in diesem schweren Conflict zwischen dem geschworenen Verfassungseid und dem blinden militärischen Gehorsam fast alle kurhessischen Officiere es vorzogen, ihre eigene und ihrer Familie ganze Existenz in die Schanze zu schlagen und ihren Abschied zu fordern. An diesem denkwürdigen Schritt betheiligten sich: 4 Generale, 7 Oberste, 20 Oberstlieutenants, 12 Majore, 59 Hauptleute und Rittmeister, 50 Premier- und 89 Secondelieutenants — im Ganzen 241 Officiere — ein Beispiel männlicher Pflicht- und Eidestreue, wie deren die Geschichte wenige aufzuweisen hat.

Aber selbst diese furchtbare Lage seiner Officiere machte auf den Kurfürst und seine Helfer keinen Eindruck. Konnte man mit den eigenen Soldaten die Verfassung nicht umstürzen, nun, so sollte es mit fremden geschehen. So rückten denn am 1. November 1850 die aus Baiern und Oesterreichern bestehenden „Bundesexecutionstruppen" in Kurhessen ein; es kam zwischen diesen und den angeblich zum Schutz Kurhessens herbeigeeilten Preußen zu dem berüchtigten Gefecht bei Bronnzell (8. November 1850); nach Manteuffels geflügeltem Wort wich der Starke (Preußen) muthig einen Schritt nach dem andern zurück; es folgte endlich die Schmach von Olmütz, welche das geknebelte Kurhessen der Rache der siegreichen Reaction völlig preisgab und namentlich zahlreiche Familien verfassungstreuer Officiere und Beamten durch Strafeinquartierungen bis zu fünfzig Mann, durch Einkerkerung, durch Auswanderung ins größte Elend brachte. Nie ist ein edler deutscher Volksstamm — mit wahrem Stolz nannte Jakob Grimm sich jederzeit einen Hessen — und sein gutes Recht schmachvoller niedergetreten worden. Aber kein deutscher Volksstamm kann sich auch rühmen für das gebrochene Recht mit so unerschütterlicher Mannhaftigkeit eingetreten zu sein.

Nach jahrelangem, schweren Kampfe, dessen oberster Führer der aus mehrjähriger freiwilliger Verbannung endlich wieder heimgekehrte Friedrich Oetker wurde, sah sich der Kurfürst gezwungen (Juni 1862), die alte Verfassung von 1831, nach zwölfjähriger Aufhebung, wiederherzustellen. Seine Helfer bei dem Verfassungsumsturz und seine Begleiter bei der verhängnißvollen Flucht im September 1850, nahmen unter stillen und lauten Ver-

wünschungen seitens der Bevölkerung, zum Theil ein wenig beneidenswerthes Ende.

Hassenpflug, als „Hans Daniel" (seine Vornamen) mit dem unverkennbaren Geiergesicht viele Jahre hindurch eine stehende Figur des Kladderadatsch — der natürlich deshalb auch in Kurhessen verboten war — erlitt noch als Minister eine blutige Mißhandlung von dem eigenen Schwiegersohn des Kurfürsten, verfiel wegen seines herrischen Wesens zum zweiten Mal beim Kurfürsten in Ungnade, wurde aus dem Ministerium entlassen (17. October 1855) und starb, nach sieben Jahren ruhmloser Unthätigkeit, halbverschollen in Marburg (10. October 1862).

Der Kriegsminister von Haynau war ein Vetter des Kurfürsten, da sein Vater, der als „Oberbefehlshaber" des „Kriegszustandes" zu zweifelhafter Unsterblichkeit gelangt ist, sowie der österreichische Feldmarschall, welcher sich 1848 und 1849 in Italien und Ungarn einen blutigen Namen gemacht hat („die Hyäne von Brescia"), natürliche Söhne des Kurfürsten Wilhelms I. waren. Er hatte bei irgend einer Gelegenheit den General von Specht gekränkt, war von diesem gefordert worden, hatte aber das Duell unter dienstlichen Vorwänden abgelehnt. Einige Jahre danach fühlte er sich selbst durch eine Flugschrift des Hauptmanns Dörr beleidigt und ließ diesen fordern. Dörr nahm das Duell an, erklärte jedoch sich nicht eher zu schlagen, als bis Haynau dem General von Specht Genugthuung geleistet hätte. Hierdurch gerieth Haynau in arge Bedrängniß, er mußte seine Pensionirung nachsuchen, und bald darauf wurde man durch die Kunde überrascht, daß er sich in seiner Wohnung erschossen hatte (24. Januar 1863).

Der fanatische Vilmar, dessen Gesicht durch einen Schlaganfall schief gezogen worden war und durch diese Verzerrung immer mehr den finstern Ausdruck eines spanischen Groß-Inquisitors angenommen hatte, fiel ebenfalls bei dem Kurfürsten in Ungnade; erhielt die von ihm heiß ersehnte Stelle eines kurhessischen Generalsuperintendenten nicht und wurde als Professor der Theologie in Marburg „kalt gestellt" (31. October 1855). Hier vertrat er die strengste, stark katholisirende, lutherische Orthodoxie; versuchte der reformirten niederhessischen Kirche, in welcher er selbst aufgewachsen war, durch unglaubliche Sophistereien ihr reformirtes Bekenntniß zu rauben und ihr dafür das lutherische aufzuzwingen; mußte die preußische Annexion von 1866 noch erleben, gegen welche er sich vergebens in ohnmächtigem Grimme aufbäumte; verfocht bis zu seinem Ende mit größtem Eifer die Existenz des Teufels, dessen „Zähnefletschen aus dem Abgrund" er selbst mit eigenen Augen wiederholt gesehen zu haben behauptete, und wurde ohne vorausgegangene Krankheit, wahrscheinlich infolge eines abermaligen Schlagflusses, am Morgen des 29. Juli 1868 todt im Bett gefunden — insofern ein seltsames Zusammen-

treffen, als bekanntlich solche plötzliche Todesfälle der rohe Teufelsglaube dem bösen Feinde zuschreibt.

Der Kurfürst selbst aber — als er am 24. Juni 1866 als preußischer Kriegsgefangener von dem herrlichen Wilhelmshöhe nach Stettin abgeführt wurde und sich dann Jahre lang im Exil zu Prag, bis zu seinem am 6. Januar 1875 erfolgten Tod, in trotzigem Groll verzehrte — sollte er da nicht manchmal darüber nachgedacht haben, was er, vor wie nach seiner verhängnißvollen Flucht im September 1850, an seinem treuen, biederen Hessenvolke alles verbrochen hatte?

Staat und Kirche in Elsaß-Lothringen.

Durch die Presse lief vor einiger Zeit die Nachricht, die deutsche Reichsregierung stehe in Unterhandlungen mit der römischen Curie, um eine Neuregelung der elsaß-lothringischen Diöcesanangelegenheiten herbeizuführen. Die deutsche Reichsregierung, so hieß es, wolle nicht, daß Elsaß-Lothringen auch fernerhin noch wie eine französische Kirchenprovinz behandelt werde, zumal sie bei Erledigung eines Bischofssitzes in nicht geringe Verlegenheit kommen würde, da insbesondere das Recht der Ernennung der Bischöfe, wie das französische Concordat bestimmt, mittelst einer neuen Uebereinkunft zu regeln ist, falls einer der Nachfolger des das Concordat abschließenden ersten Consuls von Frankreich seinem Bekenntnisse nach nicht der katholischen Kirche angehören sollte. Thatsächlich regeln sich nun die staatskirchenrechtlichen Verhältnisse in Elsaß-Lothringen noch bis zum heutigen Tage nach diesem Concordat, und wenn auch der deutsche Kaiser nicht Landesherr von Elsaß-Lothringen ist, so übt er doch im Namen des Deutschen Reiches die Staatsgewalt daselbst aus, er ist demgemäß in die Stellung eines Nachfolgers des ersten Consuls von Frankreich, des nachmaligen Napoleon I., was das Verhältniß der beiden ehemals französischen Provinzen zur römischen Kirche anbetrifft, eingetreten und er würde, als der protestantischen Kirche angehörig, offenbar nicht berechtigt sein, die beiden Bischofssitze zu Straßburg und Metz im Falle der Erledigung neu zu besetzen. Ob indessen trotz dieses Umstandes für die deutsche Reichsregierung eine irgendwie zwingende Veranlassung vorliegt, gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke die staatskirchenrechtlichen Verhältnisse Elsaß-Lothringens neu zu regeln, und diese Absicht besteht aller Wahrscheinlichkeit nach, da auch das officielle Organ der Landesregierung von Elsaß-Lothringen eine dahingehende Notiz gebracht hat, ist eine Frage, welche wir keineswegs bejahen möchten. Statt unsere Ansicht des Näheren zu begründen, geben wir

in Nachstehendem eine Darstellung der zur Zeit bestehenden Verhältnisse zwischen Staat und Kirche in Elsaß-Lothringen, deren Kenntniß in gegenwärtiger Zeit auch wohl sonst Interesse bietet.

I.

In den Kämpfen zwischen Staat und Kirche hat es sich von jeher weniger um Rechts- als um Machtfragen gehandelt, namentlich auch in den Kämpfen des modernen Staates gegen die Kirche, unter welcher zunächst immer die römisch-katholische Kirche zu verstehen ist. Der Kampf zwischen den beiden Factoren hat eigentlich niemals aufgehört, er hat noch vor den Toleranzedicten der römischen Kaiser im vierten Jahrhundert seinen Anfang genommen und seitdem fortgedauert, wenn er auch zuweilen beigelegt zu sein schien. An Siegen und Niederlagen hat es in diesem Kampfe keiner der betheiligten Mächte gefehlt, auch Waffenstillstand und Frieden ist wiederholt geschlossen worden, freilich nicht für ewige Zeiten. Es würde zu weit führen, hier auf die Geschichte und Entwickelung dieser Kämpfe näher einzugehen, nur einige Ergebnisse derselben mögen in aller Kürze hervorgehoben werden.

Ihr Verhältniß zur Kirche haben die modernen Staaten entweder durch Vereinbarung mit der Curie, d. i. durch Concordate, oder einseitig durch Staatsgesetz geregelt. In der Theorie bestehen nun zwar zwischen diesen beiden Formen geringe oder keine Unterschiede und Sohm führt in seiner bekannten Schrift über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche treffend aus, daß dasselbe nicht ein völkerrechtliches, sondern nur ein staatsrechtliches sein kann und demgemäß geordnet werden muß, da die beiden Mächte nicht gleichartige Factoren sind, und daß Concordate nicht völkerrechtliche Verträge, sondern lediglich Ausdrücke des Consensus der Kirche zu einem staatlichen Gesetzgebungsact sind*), allein in der Praxis liegt die Sache, wie die Erfahrungen lehren, doch etwas anders. Wenn irgendwo, so hat bei Abschluß von Concordaten das „Do ut des“ des Reichskanzlers gegolten. Wir werden Näheres darüber bei Besprechung des für den Staat verhältnißmäßig vortheilhaften französischen Concordats vom Jahre 1801 ersehen. Nicht mit Ungrund sagt man, Concordate seien Versuche, um das canonische Recht mit der modernen Gesetzgebung in Einklang zu bringen, Versuche, welche eben deshalb niemals gelingen können; sie werden jedenfalls in Vertragsform

*) Eine ähnliche Auffassung hat beiläufig auch die Curie selbst, wenn auch aus ganz anderen Gründen, acceptirt; sie hat nämlich den Vertragscharakter des Concordates officiell noch nicht anerkannt und erst in neuester Zeit ausführen lassen, ein Concordat sei nichts weiter als ein Indult des Papstes, welchen der Letztere in Consequenz des rechtlichen Charakters von Indulten jederzeit und einseitig zu modificiren oder ganz zu beseitigen das Recht habe.

zwischen einem Staat und dem Papste als Oberhaupt der katholischen Christenheit abgeschlossen und regeln die Stellung und Rechte der katholischen Kirche im Staate. Eine Anzahl wichtiger Staaten mit Preußen an der Spitze hat es vorgezogen, ihre staatskirchenrechtlichen Verhältnisse einseitig, d. h. ohne officielle Zuziehung der römischen Curie, durch Staatsgesetze zu regeln, während andere Länder, wie Spanien und Portugal, Frankreich und Belgien, Oesterreich-Ungarn, und von deutschen Staaten Baiern, mit Rom Concordate abgeschlossen haben. In Deutschland hielt man diesen Weg im Anschluß an den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1804 anfangs für den zweckmäßigsten und man eröffnete entsprechende Unterhandlungen. Außer Baiern schlossen später auch Württemberg und Baden mit Rom Concordate ab, dieselben wurden indessen durch Beschluß der betreffenden Volksvertretungen im Jahre 1860 annullirt. Neuere Versuche, sich mit der Curie durch Concordate zu einigen, sind seitdem von deutschen Staaten nicht gemacht worden.

Was nun Frankreich speciell betrifft, so schloß es Jahrhunderte lang das Hervorragendste, Beste und Edelste in sich, was der Katholicismus überhaupt hervorgebracht hat, vielleicht weil der Klerus dieses Landes auf Wahrung seiner nationalen Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit am Sorgsamsten bedacht war und sich Beides am Längsten erhielt. Wir erinnern nur an die Grundsätze über die Freiheiten der gallicanischen Kirche, wie sie der Pariser Advocat Pithon im Jahre 1594 in 83 Sätzen veröffentlichte, vor allem aber an die berühmte Declaration des französischen Klerus bezüglich der kirchlichen Gewalt vom 19. März 1682, deren vier Artikel von keinem Geringeren als Bossuet verfaßt worden sein sollen und worin das Streben der französischen Geistlichkeit nach Unabhängigkeit von Rom am deutlichsten zum Ausdruck gelangte. In dieser Declaration wurden zwei wichtige Grundsätze ausgesprochen, einmal, daß dem Papst und der Gesammtkirche nur Gewalt zustehe über die geistlichen und das Seelenheil betreffenden Dinge, keineswegs aber über weltliche und bürgerliche Angelegenheiten, daß nach dem Gebote Gottes die Könige und Herrscher in weltlichen Dingen der kirchlichen Gewalt nicht unterworfen sind, durch die Kirche nicht unmittelbar und nicht mittelbar abgesetzt werden können, und sodann, daß die Fülle der Gewalt des apostolischen Stuhles bezw. von dessen Verwesern an der Kraft und dem Rechtsbestand der Beschlüsse des Constanzer Concils vom Jahre 1414, wonach einem allgemeinen Concil Jedermann, welchen Standes und welcher Würde er auch sei, selbst der Papst, Gehorsam schulde, Nichts ändern, demgemäß die Ausübung der apostolischen Gewalt nur nach Maßgabe der vom heiligen Geist ausgegangenen und allgemein anerkannten Canones zu erfolgen habe und daß die Entscheidungen des Papstes aufgehoben oder abgeändert werden können, sofern nicht die Zustimmung der Kirche hinzugekommen sei. Ein königliches

Edict vom 23. März 1782 bestätigte diese Grundsätze und verbot Jedermann, irgend etwas zu lehren oder zu schreiben, was mit denselben in Widerspruch stünde. An diesem Verhältniß zwischen Staat und Kirche hatten auch die langwierigen Kämpfe zwischen den Jesuiten und Jansenisten, obschon die Letzteren unterlagen, im Wesentlichen Nichts geändert und der vom Staate im Uebrigen allerdings sehr begünstigten Kirche blieben doch jene wichtigen Grenzen auf die Dauer gezogen. Erst die große Revolution von 1789 griff auch hier gewaltig ein. Im Jahre 1793 wurden die Kirchen geschlossen, die Priester verfolgt, die Ausübung jedes christlichen Cultus untersagt. Bald indessen trat der Rückschlag ein. Im Jahre III der Republik wurden die Religionsübungen wieder gestattet und durch Gesetz vom 7. Vendémiaire des Jahres IV sodann die unbedingte Freiheit der Kirchen anerkannt, vorausgesetzt, daß dieselben die Gesetze respectirten. Fünf Jahre später schloß Napoleon Namens der Republik als erster Consul mit Papst Pius VII. das Concordat ab, welches noch jetzt in Gültigkeit steht. Napoleon sicherte sich dadurch zur Befestigung seiner Stellung den Einfluß der Kirche, während diese mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, ihre früheren Privilegien und Rechte im Staate so weit irgend möglich wiederzugewinnen.

Das Concordat, abgeschlossen am 26. Messidor des Jahres IX und publicirt am 18. Germial X (8. April 1802), bestimmte nunmehr im Wesentlichen Folgendes:

Die katholische, apostolische und römische Religion soll in Frankreich frei bekannt werden; ihr Cultus ist öffentlich, unterliegt jedoch den polizeilichen Anordnungen, welche die Regierung im Interesse der öffentlichen Ruhe zu treffen für nöthig erachten wird (Artikel 1). Die Ernennung zu den in Erledigung kommenden Bischofssitzen erfolgt durch den ersten Consul und es wird die kanonische Institution durch den heiligen Stuhl in der früher üblichen Form ertheilt (Artikel 5). Vor Beginn ihrer Thätigkeit leisten die Bischöfe den ebenfalls früher üblich gewesenen Eid in folgender Fassung unmittelbar in die Hände des ersten Consuls: „Ich schwöre und gelobe bei Gott auf das heilige Evangelium der durch die Verfassung der französischen Republik eingesetzten Regierung Gehorsam und Treue.*) Ich verspreche, weder im Inlande noch im

*) Im österreichischen Concordat findet sich an dieser Stelle die Einschaltung „sicut decet episcopum“, wie denn überhaupt das österreichische Concordat vom 18. August 1855 den Prätensionen der Curie weit mehr als das französische Rechnung trägt. So soll z. B. nach Artikel 1 desselben die römisch-katholische Religion mit den ihr nach der Anordnung Gottes zustehenden Rechten und Prärogativen aufrecht erhalten werden, wodurch doch eigentlich jeder anderen Religionsgemeinschaft nicht nur die Parität, sondern gleichzeitig auch die Existenz abgesprochen wird. In Wirklichkeit resignirt freilich die Kirche auf die äußersten Consequenzen dieser Bestimmungen, weil sie durchzuführen die modernen Staats- und Rechtsanschauungen über den Haufen werfen hieße. Das vermeidet aber die Curie klüglich.

Auslande einer Berathung beizuwohnen oder bei einer Verbindung mich zu betheiligen, welche die öffentliche Ruhe zu stören geeignet sind. Sollte innerhalb meiner Diöcese oder anderwärts die Anzettelung eines dem Staate nachtheiligen Unternehmens zu meiner Kenntniß kommen, so verpflichte ich mich, der Regierung hiervon Mittheilung zu machen." (Artikel 6.) Die übrige Geistlichkeit schwört denselben Eid vor den durch die Regierung hierzu bezeichneten Behörden (Artikel 7). Die Bischöfe ernennen die Pfarrer, doch kann ihre Wahl nur auf die von der Regierung genehmigten Personen fallen (Artikel 10). Die Regierung sichert den Bischöfen und Pfarrern ein angemessenes Gehalt zu (Artikel 14). Die beiden letzten Artikel (16 und 17) des Concordats lauten: „Der Papst erkennt dem ersten Consul der Republik dieselben Rechte und Prärogative zu, wie solche die frühere Regierung bei ihm genossen hat. — Es bleibt unter den vertragschließenden Parteien verabredet, daß, falls einer der Nachfolger des jetzigen ersten Consuls nicht Katholik sein sollte, die im vorigen Artikel erwähnten Rechte und Prärogative, sowie das Recht der Ernennung der Bischöfe mittelst einer neuen Uebereinkunft zu regeln sind."

Die römische Curie konnte mit diesem Concordat zufrieden sein und sie wäre es sicher gewesen, wenn nicht der aufstrebende Napoleon, der sich zwar ganz gern als Wiederhersteller der Religion preisen, von seinen Herrscherbefugnissen aber nichts nehmen lassen wollte, unmittelbar mit der Publication des Concordats selbst, eine Reihe tiefeinschneidender Bestimmungen, die sogenannten „Organischen Artikel" erlassen hätte, welche die allgemeinen Beziehungen des katholischen Kirchenregiments zum Staate im Einzelnen regeln sollten. In Rom war man darüber bestürzt, man ließ es an wiederholten Vorstellungen und Protestationen dagegen nicht fehlen, allein dieselben blieben ohne jeden Erfolg, zumal Napoleon im formellen Rechte war, da ja nach Artikel 1 des Concordats der Cultus der katholischen Religion ausdrücklich den polizeilichen Anordnungen unterworfen wurde, welche die Regierung — und nicht die Kirche — im Interesse der öffentlichen Ruhe zu treffen ermächtigt worden war. Der Papst protestirte, aber er machte aus seinem Proteste keinen casus belli, unterhielt mit Napoleon auch fernerhin freundschaftliche Beziehungen und so ist es gekommen, daß diese organischen Artikel noch gegenwärtig Gesetzeskraft haben.*) Dieselben bestimmen im Wesentlichen Folgendes:

Ohne Ermächtigung der Regierung darf keine Bulle, Breve, Decret, Stellenverleihungsurkunde noch irgend eine andere Ausfertigung der römischen

*) Reichensperger und Windthorst haben noch bei Berathung des elsaß-lothringischen Verwaltungsberichts im Reichstage in der Sitzung vom 22. April 1872 gegen diese organischen Artikel protestirt.

Curie veröffentlicht, gedruckt oder in Vollzug gesetzt werden (Artikel 1); darf kein Nuntius, Legat, Vicar oder Commissar im Lande irgend welche kirchliche Thätigkeit ausüben (Artikel 2); darf kein Beschluß auswärtiger Synoden veröffentlicht (Artikel 3); kein National- oder Metropolitanconcil, keine Diöcesansynode und überhaupt keine Versammlung veranstaltet werden (Artikel 4); gegen den Mißbrauch der geistlichen Gewalt ist der Staatsrath anzurufen (Artikel 6—8). Zum Bischof kann nur ein Franzose ernannt werden, welcher ein von dem Bischof, in dessen Diöcese er seine geistliche Berufsthätigkeit ausgeübt hat, ausgestelltes Zeugniß über guten Lebenswandel und Sittlichkeit beizubringen hat; er wird von einem Bischof und von zwei vom ersten Consul hierzu bezeichneten Priestern bezüglich seiner Glaubensansichten einer Prüfung unterzogen, deren Ergebniß dem Cultusminister mitzutheilen ist (Artikel 17). Der vom ersten Consul zum Bischof ernannte Priester hat alsbald die päpstliche Institution herbeizuführen. Bevor die die Institution enthaltende Bulle die Publicationsermächtigung der Regierung erlangt und der Ernannte den durch das Concordat vorgeschriebenen Eid persönlich geleistet hat, darf er keine Berufshandlung ausüben (Artikel 18). Die Bischöfe ernennen und instituiren die Pfarrer. Die Veröffentlichung der Ernennung und die Ertheilung der canonischen Institution kann erst nach ertheilter Bestätigung Seitens des ersten Consuls erfolgen (Artikel 19). Die Bischöfe sind zur Residenz in ihren Diöcesen verpflichtet und dürfen dieselben nur mit Erlaubniß des ersten Consuls verlassen (Artikel 20). Die Bischöfe haben die Organisation ihrer Seminare vorzunehmen; die hierüber ergehenden Reglements bedürfen der Bestätigung des ersten Consuls (Artikel 23). Diejenigen, welche zur Ertheilung des Unterrichts in den Seminarien ausgewählt werden, haben die durch königlichen Erlaß veröffentlichte Erklärung des französischen Clerus vom Jahre 1682 (betreffend die Freiheiten der gallicanischen Kirche) zu unterzeichnen und sich zu verpflichten, die darin enthaltenen Glaubenssätze zu lehren. Die Bischöfe haben dem Cultusminister gehörige Ausfertigung dieser Verpflichtungsurkunde mitzutheilen (Artikel 24). Die Pfarrer können keine Berufshandlung vornehmen, bevor sie den durch das Concordat vorgeschriebenen Eid in die Hände des Präfecten geleistet haben (Artikel 27). Die Vicare und Hülfspfarrer werden vom Bischof ernannt und können von ihm abberufen werden (Artikel 31). Ohne Erlaubniß der Regierung darf kein Feiertag eingeführt werden (Artikel 41). In den Städten, in welchen sich Kirchen verschiedener Confessionen befinden, dürfen religiöse Feierlichkeiten außerhalb der zum katholischen Gottesdienst bestimmten Gebäude nicht vor sich gehen (Artikel 45). Die Geistlichen dürfen sich bei ihren Belehrungen gegen einzelne Personen oder gegen die übrigen vom Staate anerkannten Religionsbekenntnisse weder mittelbare noch unmittelbare Anschuldigungen erlauben (Artikel 52). Die Geist-

lichen dürfen bei ihren Unterweisungen keine mit der Ausübung des Cultus außer Zusammenhang stehende Veröffentlichung vornehmen (Artikel 53)*). Die weiteren Artikel beziehen sich auf die Abgrenzung und Organisation der Bischofssprengel und Pfarreien, auf das Einkommen der Bischöfe und Pfarrer rc. Wer sich des Näheren über diese, sowie über die anderweiten französischen, zur Zeit in Elsaß-Lothringen bestehenden kirchenrechtlichen Bestimmungen orientiren will, findet in dem im Auftrage des Oberpräsidenten von Möller übersetzten und herausgegebenen Werke: „Das Staatskirchenrecht in Elsaß-Lothringen. Zusammenstellung der betreffenden Gesetze, Verordnungen, Staatsrathsgutachten und Ministerialverfügungen" von E. Dursy (Straßburg, Karl J. Trübner. 1876) erschöpfende Auskunft. In der Veranstaltung dieser halbamtlichen Publication konnte man damals nicht mit Unrecht eine erneute Bestätigung des Concordats durch die deutsche Regierung erblicken.

Die Freiheiten der gallicanischen Kirche, wie sie vor zweihundert Jahren von einem nationalgesinnten Klerus proclamirt wurden, sind unterdessen zum größten Theil durchlöchert worden, auch das französische Concordat und das darauf sich stützende französische Staatskirchenrecht hat im Laufe der Zeiten mancherlei Modificationen erfahren, aber im Großen und Ganzen genommen darf man doch sagen, es hat dieses Staatskirchenrecht seither in Frankreich die verschiedensten Regierungsformen und Regierungen überdauert, es lebt noch heute fort und nicht allein in Frankreich, sondern auch in den von demselben losgelösten Provinzen, in den deutschen Reichslanden Elsaß und Lothringen.

II.

In Artikel 6 des Friedensvertrages zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich vom 10. Mai 1871 wurde in Bezug auf die Verhältnisse der katholischen Kirche in Elsaß-Lothringen nur bestimmt: „Da die hohen vertragenden Theile der Meinung sind, daß die Diöcesangrenzen der an das Deutsche Reich abgetretenen Gebiete mit der neuen, durch Artikel 1 bestimmten Grenze zusammenfallen müssen, so werden sie sich nach der Ratification des gegenwärtigen Vertrages unverzüglich über die zu diesem Zwecke gemeinschaftlich zu ergreifenden Maßregeln verständigen." Bekanntlich hat sich die hier vorbehaltene Regulirung der Diöcesangrenzen ganz außerordentlich in die Länge gezogen, offenbar des inzwischen ausgebrochenen preußischen Culturkampfes halber, und unangenehme Zwischenfälle deuteten wiederholt das Bedenkliche der Situation an. Die Bisthümer Straßburg und Metz waren auf Grund einer königlichen Verordnung vom 31. October 1822, durch welche

*) Dieser Artikel ist durch § 130a des Reichsstrafgesetzbuches (Kanzelparagraph) näher präcisirt worden.

die erzbischöflichen und bischöflichen Sprengel, wie sie vor der Revolution bestanden hatten, so viel als möglich wiederhergestellt wurden, dem Erzbisthum Béſançon zugetheilt worden, welch letzterem außerdem die Bisthümer St. Dié und Nancy angehörten. In Folge der politischen Grenzveränderungen hatte es sich nun gefügt, daß die Bisthümer Straßburg und Metz über französisch gebliebene Landestheile, ersteres namentlich über Belfort, die Bisthümer St. Dié und Nancy aber über deutsch gewordene Landestheile, wie letzteres namentlich über Saarburg-Salzburg, das kirchliche Oberregiment behalten hatten, und dies noch dazu auf Grund einer am 11. December 1871 unterzeichneten besonderen Zusatzconvention zum Frankfurter Friedensvertrage, deren Artikel 9 bestimmt: „Bis zum Abschlusse der im ersten (oben mitgetheilten) Absatze des Artikels 6 des Friedensvertrages in Aussicht genommenen Verhandlungen wird verabredet, daß die Bischöfe, welche in den von der neuen Grenze durchzogenen Diöcesen eingesetzt sind, in ihrem ganzen Umfange die geistlichen Befugnisse, womit sie zur Zeit bekleidet sind, behalten und ermächtigt bleiben sollen, für die religiösen Bedürfnisse der ihrer Obhut anvertrauten Bevölkerungen zu sorgen.“ Solches geschah denn auch, aber als der Bischof von Nancy einmal einen Hirtenbrief erließ, welcher vor den deutschen Gerichten unter Anklage erschien und von denselben als strafbar befunden wurde, da mußten nicht nur die dem fremden Bischof untergebenen reichsländischen Priester, die den Hirtenbrief pflichtgemäß zur Verlesung gebracht hatten, soweit sie der deutschen Rechtsgewalt erreichbar waren, entsprechende Freiheitsstrafen abbüßen, auch der Bischof von Nancy selbst wurde vor Gericht gezogen, im Contumacialverfahren verurtheilt, und es konnte dieser Bischof in seinem eigenen Sprengel, soweit er auf deutschem Boden lag, sich nicht mehr zeigen, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, behufs Verbüßung seiner Strafe verhaftet zu werden. Es ist inzwischen — im Jahre 1874 — diesen Mißständen durch Regulirung der Diöcesangrenzen in Gemäßheit der neuen politischen Grenzen ein Ende gemacht und derartigen Vorfällen vorgebeugt worden. Was die Jurisdiction der beiden elsaß-lothringischen Bisthümer anbelangt, so sind dieselben bekanntlich vom Erzbisthum Béſançon losgelöst und der römischen Curie direct unterstellt worden.

Ein erstes wirkliches Actenstück in Bezug auf die Lage der katholischen Kirche in Elsaß-Lothringen nach der Besitzergreifung dieses Landes der neuen Staatsregierung gegenüber beansprucht, obschon es sich sehr deutlich und präcis ausdrückt, doch keine allzu große Wichtigkeit. Es ist dies die Bekanntmachung des ersten Civilcommissars im Elsaß, des Regierungspräsidenten von Kühlwetter, d. d. Hagenau, 12. September 1870, also noch vor der Einnahme der Hauptstadt Straßburg. In derselben wendet sich dieser „an die Geistlichkeit aller Confessionen in der lebendigen Ueberzeugung, daß die

Ziele, welche Staat und Kirchen verfolgen, keinen Gegensatz bilden, vielmehr nur Hand in Hand zu erreichen sind". Dann heißt es weiter: „In der vollsten Anerkennung des Rechtes der Kirchen auf die ihnen in den Gesetzen des Landes verbriefte Unabhängigkeit und Selbständigkeit bin ich mir bewußt, daß der Schutz, den ihnen die Staatsgewalt zu gewähren hat, eine heilige Pflicht ist, deren Erfüllung getragen wird von der Erkenntniß der hohen Bedeutung des geistlichen Amtes. Die an Stelle der Staatsgewalt ..... niedergesetzte Regierung bringt der Kirche und ihren Organen Wohlwollen und Vertrauen entgegen, erwartet aber auch von Ihnen, daß Sie in Ausübung Ihres wichtigen Amtes fortfahren werden, den Frieden nach allen Seiten und den Gehorsam zu lehren, welcher der Obrigkeit gebührt. Uebergriffe der geistlichen Gewalt in die weltliche werden nicht geduldet." Von den Grundsätzen der Verwaltung, welche Herr von Kühlwetter in diesem Erlaß zur öffentlichen Kenntniß brachte, gehören folgende hierher: „Die Verfassung der katholischen und protestantischen Kirche bleibt ohne jede Antastung bestehen. Insbesondere bleiben maßgebend das Concordat vom 15. Juli 1801, die organischen Artikel vom 8. April 1802 und das Gesetz vom 26. März 1852 nebst den in Ausführung derselben ergangenen Anordnungen und Instructionen. Alle Geistlichen nnd Diener der verschiedenen religiösen Bekenntnisse bleiben in ihren Aemtern und Functionen."

Von diesem Erlaß muß bei Besprechung und Beurtheilung der gegenwärtigen staatskirchenrechtlichen Verhältnisse in Elsaß-Lothringen ausgegangen werden, da das in demselben angeordnete Provisorium im Laufe der Zeit zu einem Definitivum wurde, obschon keine gesetzliche oder contractliche Bestimmung dazu beitrug, obschon ein anderes Moment, nenne man es Praxis oder Herkommen, oder Usance, diese Wirkung erzielt hat. Während der Occupation wurden die Befugnisse, welche das Concordat dem Staatsoberhaupt verleiht, nur beschränkt ausgeübt, insbesondere trug das Generalgouvernement Bedenken, von dem Rechte, die Ernennung von Pfarrern zu bestätigen, Gebrauch zu machen. Bei der Uebernahme der Verwaltung des Landes nach dem Abschlusse des Frankfurter Friedens war man keineswegs darüber im Klaren, ob das zwischen Papst Pius VII. und der französischen Republik im Jahre 1801 abgeschlossene Concordat für Elsaß-Lothringen auch nach der Annexion noch zu Recht bestünde, oder nicht. Nicht nur Erwägungen allgemeiner Art, sondern auch einzelne Concordatsbestimmungen selbst ließen über die Möglichkeit, daß Alles beim Alten bleiben könne, gerechtfertigte Zweifel entstehen. Wußte man doch Anfangs nicht einmal, ob die französische Gesetzgebung überhaupt in Elsaß-Lothringen als weiter in fortgesetzter Geltung befindlich angesehen werden solle oder nicht. In dieser Beziehung brachte erst der Amtsantritt des jetzigen Oberpräsidenten von Möller im Herbst 1871

einige Klarheit in die bedrohlich werdende Verwirrung. Herr von Möller stellte alsbald den Grundsatz auf, daß alle französischen Gesetze, insoweit sie in Elsaß-Lothringen bis zur Occupation durch die deutschen Heere Geltung erlangt haben, in Kraft geblieben sind, falls sie nicht ausdrücklich aufgehoben worden oder mit später erlassenen Landes- oder Reichsgesetzen unvereinbar erscheinen. Lediglich dieser Entschließung des Oberpräsidenten und keinem Gesetz oder Parlamentsbeschluß ist es zuzuschreiben, daß im Großen und Ganzen in Elsaß-Lothringen noch bis zum heutigen Tage nach französischen Gesetzen die Verwaltung gehandhabt, die Justizpflege geübt, die Besteuerung geregelt wird. Aus demselben Grunde blieb auch für Elsaß-Lothringen das französische Concordat in Kraft, stillschweigend freilich und ohne daß es von einer der betheiligten Parteien ausdrücklich ausgesprochen wäre. Man hätte eine Zeit lang allenfalls daran noch zweifeln können, allein in dem ersten Verwaltungsbericht über Elsaß-Lothringen für die Zeit von der Besitzergreifung des Landes bis April 1872, welchen der Reichskanzler dem ersten deutschen Reichstage in dessen dritter Session vorlegte, heißt es bezüglich der Cultusangelegenheiten kurz aber bündig: „Für das Verhältniß zwischen Staat und Kirche ist die französische Gesetzgebung unverändert beibehalten worden."

Unmittelbar nach der Einnahme Straßburgs zeigte der dortige Clerus mit Bischof Raeß an der Spitze den neuen Verhältnissen gegenüber ein fast verdächtiges Entgegenkommen. Die höchsten geistlichen und die höchsten weltlichen Würdenträger verkehrten mit einander auf eine die Formen der Convenienz weit übersteigende, nahezu freundschaftliche Art. Im November 1871 veröffentlichten die Blätter eine von 797 katholischen Geistlichen Elsaß-Lothringens unterzeichnete Adresse an den deutschen Kaiser, welche als eine offene Kundgebung zu Gunsten der neuen Verhältnisse charakterisirt werden konnte, obschon darin eigentlich nur gewisse klericale Herzenswünsche vor den Thron gebracht werden sollten. „Der Gesammtklerus des Elsasses," hieß es in dieser Adresse, „naht sich dem Throne Ew. Kaiserlich Königlichen Majestät, um als Vertreter der ihm anvertrauten Gläubigen Höchstdemselben die gewichtigen Anliegen und gerechten Wünsche des Volkes zu Füßen zu legen.... Der Klerus, in dessen Reihen die angestammte Treue zu Gott und Kirche durchaus herrschend ist, hielt es als eine strenge Obliegenheit, in besagten (kriegerischen) Umständen die Gemüther zu beruhigen. Er that es mit der Zusicherung, daß die neue Ordnung der Dinge in keiner Hinsicht der religiösen Ueberzeugung des Volkes entgegentreten werde, sondern in Allem, was billig und recht ist, derselben gerecht sein wolle." Schließlich erbat diese Adresse 1) Freigebung der katholischen Presse, 2) Schutz der bestehenden religiösen Orden, 3) Beibehaltung der Schulbrüder und Schulschwestern, 4) Schutz der

barmherzigen Schwesterncongregationen, 5) Wahrung des confessionellen Charakters der Volksschulen und 6) Schutz der Volksschullehrer gegen den verderblichen Einfluß der geheimen Gesellschaften (wahrscheinlich sind hier die Freimaurer gemeint). Die Adresse schloß mit dem bescheidenen Satze: „Wir beschränken unsere unterthänigen Bitten auf diese Puncte und überlassen es getrost unseren hochwürdigen Bischöfen, über die anderen sich in Schwebe befindenden kirchlich-socialen Fragen bei Ew. Kaiserlichen Majestät sich zu verwenden."

Wie sehr übrigens die deutsche Regierung in Elsaß-Lothringen Anfangs zu Concessionen an die klericale Partei geneigt war, geht nur zu deutlich aus einem Briefe hervor, welchen der gegenwärtige, im Culturkampfe besonders schneidige Oberpräsident von Westphalen, damals aber andersdenkende Civilcommissar von Kühlwetter im December 1870 an den Bischof von Straßburg richtete, worin er dem katholischen Klerus geradezu die Aussicht auf die Herrschaft über die Volksschule eröffnete und den Geistlichen eo ipso zum Schulinspector machte. Der Bischof von Straßburg hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesen Brief durch ein Rundschreiben vom 22. December 1870 dem gesammten Klerus mitzutheilen, und so erklärt sich denn die Anfangs so loyale und deutschfreundliche Haltung des katholischen Klerus zur Genüge.

Herr von Kühlwetter wurde indessen bald abberufen, und von den Wünschen des Klerus, wie sie in der Adresse an den Kaiser ausgesprochen worden waren, ging kein einziger in Erfüllung.

Im Gegentheil, was als unerwünscht ausgesprochen wurde, geschah. Die katholische oder richtiger klericale Presse wurde verfolgt und unterdrückt, die religiösen Orden, zunächst insoweit sie ihr Mutterhaus in Frankreich hatten, aufgelöst, die Jesuiten auf Grund des Reichsgesetzes verboten, die Schulinspectionen ihres confessionellen Charakters entkleidet, die Schulbrüder und Schulschwestern aus der Volksschule möglichst entfernt 2c. Als im Beginn des Jahres 1874 die ersten Reichstagswahlen in Elsaß-Lothringen ausgeschrieben wurden, war sich der Klerus über die in Zukunft von ihm zu befolgende Politik klar und es ist bekannt, welche Erfolge er zunächst bei den Wahlen erzielte. Andere nebensächlichere Momente drängten die klericale Partei weiter in die Opposition, trotzdem der Bischof von Straßburg, dessen Hirtenbriefe auch nicht immer der Confiscation entgingen, in seinem Kreise und durch persönliches Auftreten eine entente cordiale mit dem obersten Verwaltungsbeamten zu erhalten suchte und bis zu einem gewissen Grade auch zu erhalten wußte. So hat man in Betreff des vor einigen Jahren dem Bischofe staatlicher Seits geschlossenen kleinen Seminars unlängst einen modus vivendi gefunden, auch bezüglich der Militärpflicht seiner Theologen

setzte der Bischof Vergünstigungen durch, die mit der allgemeinen Dienstpflicht in seltsamem Widerspruche stehen, u. A. m.

Die Regierung ihrerseits war bemüht, den Klerus, da sie dessen Wünsche nicht erfüllen konnte, sich in anderer Weise zu verbinden. Schon im Jahre 1872 erhöhte sie die Gehalte der Bischöfe, Pfarrer, Vicare u. s. w. um durchschnittlich 50 Procent und die Gesammtsausgaben für den katholischen Cultus demgemäß auf circa 2 Millionen Mark jährlich. Die beiden Bischöfe beziehen jetzt je 16,000 Mark neben Wohnung und Repräsentationskosten, die Pfarrer erster Classe 1800 bis 1920 Mark, die Pfarrer zweiter Classe 1440 bis 1560 Mark, die Pfarrverweser von 480 bis 1560 Mark jährlich, die übrige Geistlichkeit im Verhältniß. Im Budget für 1875 figuriren neben 148 katholischen Pfarrern nicht weniger denn 1580 Hülfspfarrer. Das ist eine leidige Folge der organischen Artikel, welche bestimmen, daß nur festangestellte Pfarrer von der Regierung bestätigt werden müssen, Pfarrverweser aber einseitig vom Bischofe ernannt und von diesem auch abbberufen werden können. In Folge dessen haben die Bischöfe die Zahl der festen Pfarreien auf das denkbarste Minimum beschränkt und nur an Kantonshauptorten wirkliche Pfarreien errichtet. Dadurch ist dem Staate nicht nur ein großer Theil seiner Einwirkung auf die Besetzung der geistlichen Aemter entzogen, sondern es sind auch die betreffenden Pfarrverweser in eine unbedingte Abhängigkeit von ihren Bischöfen gesetzt worden. Hier würde nur auf dem Wege der Gesetzgebung Abhülfe geschaffen werden können, denn Versuche, nach dieser Richtung hin mit der Curie eine Vereinbarung zu erzielen, sind bereits wiederholt und vergeblich angestellt worden. In diesem und in einigen anderen, die geistlichen Vereine und Corporationen betreffenden Puncten, über welche wir uns hier nicht eingehender auslassen können, wäre eine Abänderung bezw. Reform der bestehenden Verhältnisse im Interesse des Staates allerdings zu wünschen.

In dem Frankfurter Friedensvertrage hat man in Bezug auf Elsaß-Lothringen für eine Reihe wichtiger meist öffentlich rechtlicher und privatrechtlicher Verhältnisse ausdrücklich vereinbart, welche Rechte und Verpflichtungen der französischen auf die deutsche Regierung überzugehen haben, in Betreff anderer nicht minder wichtiger Verhältnisse sind aber gar keine Bestimmungen getroffen worden. Völkerrechtliche Verbindlichkeiten, welche Frankreich anderen Mächten gegenüber eingegangen ist, wie beispielsweise durch das mit der römischen Curie abgeschlossene Concordat, sind unseres Erachtens auf die deutsche Regierung von Elsaß-Lothringen nicht übergegangen, auch dann nicht, wenn es sich um den Modus der Ausübung der Staatsgewalt in dem abgetretenen Gebiete handelt. Das Concordat Frankreichs mit Rom ist eine völkerrechtliche Abmachung und als solche wäre es, wie jeder Handels- oder

Schutzvertrag Frankreichs, für Elsaß-Lothringen nach Abschluß des Friedens im Grunde genommen außer Rechtsgültigkeit gesetzt worden. Maßgebend vor allem freilich sind die thatsächlichen Verhältnisse und thatsächlich werden die Bestimmungen des französischen Concordats in Elsaß-Lothringen noch jetzt gehandhabt, sie bestehen also zu Recht.*) Eine Neuregelung derselben oder doch wenigstens des Artikel 17 würde — wie schon angedeutet — erfolgen müssen, wenn einer der beiden Bischofssitze vacant werden und wieder zu besetzen sein würde. Auf eine Verständigung in diesem Falle zu dringen, würde indessen eher im Interesse der Curie liegen, als Sache des Staats sein, der eine Sedisvacanz immerhin ohne große Unzuträglichkeiten ertragen könnte.

In einem Concordat anerkennt oder privilegirt der Staat irgend eine Religionsgesellschaft vor den übrigen, ertheilt derselben besondere Rechte, legt ihr aber auch besondere Pflichten auf; er schützt sie in ihren Einrichtungen und Gebräuchen, verleiht ihr Corporationsrechte, unterstützt sie aus öffentlichen Mitteln, besoldet ihre Beamten u. s. w., dagegen spricht er mit bei der Eintheilung der Diöcesen, überwacht das kirchliche Erziehungswesen, bestätigt die von der Kirche vorgeschlagenen Geistlichen, beaufsichtigt die kirchliche Vermögensverwaltung u. s. w. Das Alles trifft auch auf das französische Concordat und seine Handhabuug in Elsaß-Lothringen zu, und dennoch können wir uns mit einer Revision desselben, wie sie beabsichtigt zu sein scheint, nicht sonderlich befreunden. Es widerspricht unseren Anschauungen vom modernen Staat, daß dieser mit einem fremden Factor, also mit der Kirche, über seine eigenen Hoheitsrechte erst pactiren muß, und wenn einmal in Elsaß-Lothringen über kurz oder lang die Neuregelung der staatskirchenrechtlichen Verhältnisse vorgenommen werden sollte, so wünschen wir, daß dies nicht etwa auf Grund eines Concordats geschieht, sondern aus der freien Entschließung der Staatsgewalt selbst, zumal dieselbe die gesammten Unterhaltungskosten des katholischen Cultus trägt.

P. Dehn.

Der Hohenstaufen.

Jetzt hüllt ihn eine weiße, blendend weiße Decke ein, die sich scharfkantig vom grauen Winterhimmel abhebt. Wovon mag er träumen unter seinem frostigen Winterkleid, von den weichen Lüften Apuliens, von Marmorhalleu und plätschernden Brunnen Palermos, von den heiligen Orten im Morgen-

*) Unterm 3. Februar 1872 soll übrigens der Cardinal-Unterstaatssecretär Antonelli das französische Concordat für Elsaß-Lothringen als erloschen erklärt haben; selbstverständlich nur in der Theorie und nicht in der Praxis, wie unsere Darstellung zeigt.

lande? Oder kümmert ihn, den schweigenden Dulder, der neueste Anschlag, mit dem unser Jahrhundert seiner Majestät beschwerlich ist?

Im ersten Band der „Gesammelten Schriften" von David Friedrich Strauß findet sich ein Gespräch: „Der Hohenstaufen", das zuerst in den „Kleinen Schriften" gedruckt war. Der witzige Kritiker wandte sich darin gegen die unter seinen Landsleuten aufgetauchte Idee, die leere Fläche des Hohenstaufengipfels mit irgend einem Bauwerk, bescheidener oder anspruchsvoller Art, aufzuschmücken.

Was vom Standpunct des guten Geschmacks gegen den Gedanken vorzubringen war, hat Strauß so kurz als erschöpfend in dem kleinen Dialog niedergelegt. Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen, und man durfte annehmen, daß nach einer so schlagenden Beweisführung das Project für immer abgethan sei. Leider war dem nicht so; bis heute ist dasselbe noch nicht zur Ruhe gekommen, in verschiedenen Gestalten ist es immer wieder aufgelebt — wer läßt sich auch durch Gründe belehren?

Strauß schrieb jenes Gespräch im Jahre 1862. Schon damals also war das unglückliche Project zu bekämpfen. Aber es ist im Grunde viel älter. Schon der verdiente vaterländische Geschichtsschreiber Johann Georg Pahl ließ sich also vernehmen: „Heut zu Tage bauen wir keine Wälle mehr um die Städte, aber es ist eines gebildeten Jahrhunderts würdig, daß es auf der Spitze des Hohenstaufen einen Tempel oder Pantheon aufführe, nach vaterländischer Ursitte mit Eichen umpflanze und auf einen Obelisk die Aufschrift setze: „Den würdigen Verfechtern der deutschen Freiheit und den ersten Aufklärern des westlichen Europas".

Seitdem der Sinn der Deutschen wieder den mittleren Zeiten sich zuwandte, begann man eine Art von Beschämung darüber zu empfinden, daß der Kaiserberg so nackt und blos daliege, indessen andere minder berühmte Höhen wenigstens noch mit ansehnlichen Trümmern geziert sind. Kaum die Spur von solchen ist heute noch übrig. Im Jahre 1525 ist von den aufrührerischen Bauern die verwaiste, schon damals bedenklich herabgekommene Burg in Brand gesteckt worden, und seitdem begann die Nachbarschaft rücksichtslos die Steine zu ihren Nutzbauten zu verwenden. Viele wurden abgetragen, als der baulustige Herzog Christoph von Württemberg drunten in Göppingen das Schloß erbaute, in welchem heute die Schreibstuben der dortigen Bezirksbehörden sich befinden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde ein förmlicher Handel mit den Steinen getrieben, die man jetzt selbst von den Grundmauern herausholte. Das Letzte aber geschah unter Herzog Karl, der in der Absicht, auf dem Berge eine Festung für sein Reich anzulegen, vorläufig den Gipfel ebnen und glätten ließ, wodurch er dann seine heutige Gestalt erhielt, ohne daß mit dem Bauwesen ein Anfang gemacht

wurde. Ein solches Ende nun war unwürdig und kränkend. Man glaubte es dem Andenken des großen Geschlechtes schuldig zu sein, daß der Blöße des Orts, wo seine Stammburg gestanden, abgeholfen werde. Dankbarkeit und Vaterlandsliebe schienen zu gebieten, daß man dem kahlen Berge irgend eine Ehre erweise.

Menschlich und nicht unrühmlich war ein solches Empfinden, aber nichtsdestoweniger eine Verirrung. Denn der gebildete Sinn kann die tiefe Symbolik nicht verkennen, die gerade in der völligen und unter den Bergen der schwäbischen Alp seltenen Kahlheit des sargförmigen Gipfels liegt. Wären noch malerische Ueberreste der Thürme und Mauern auf uns gekommen, gewiß, so wäre es Pflicht, sie in allen Ehren zu halten. Nun aber im Laufe der Zeit alles Menschenwerk von dem Berge ausgetilgt ist, geziemt es sich, das Walten des Geschickes zu verehren, das dafür der ausschweifenden Phantasie und der nachsinnenden Betrachtung um so freieren Raum auf dieser ehrwürdigen Höhe vergönnt hat. Auch das Beispiel des glücklicheren Zollern, der seine glänzende Wiederauferstehung feiern durfte, hat nicht zur Nachahmung anreizen können; im Gegentheil wird die gesunde Empfindung dahin gehen, daß die beiden benachbarten Kaiserberge gerade durch den Gegensatz ihrer äußeren Erscheinung, der eine durch seinen glanzvoll erneuerten Schmuck, der andere durch die Abwesenheit jeder Zier, doppelt ergreifend wirken.

Damals, als aus der patriotisch gesinnten Umwohnerschaft des Berges sich ein Hohenstaufenverein zusammenthat, hatte dasselbe vorerst auch eine dringlichere und nützlichere Aufgabe vor sich. Es galt, die Alterthümer zu sammeln, die noch aufzufinden waren, und deren freilich herzlich wenige mehr zu Tage kamen. Es galt, die nackten Abhänge des Berges wieder mit Bäumen allmählich anzupflanzen, um der Abrutschung des Erdreichs entgegen zu wirken, und es galt vor Allem, die sogenannte Barbarossacapelle, die dem Gipfel zu Füßen am oberen Ende des Dorfes Hohenstaufen liegt, vor gänzlichem Untergang zu bewahren. Das baufällige Kirchlein, dessen Seitenpforte die alte Aufschrift trägt: „Hic transibat Caesar", ist denn auch wieder ausgebessert und seine Giebelseite mit allerlei Schmuck in Steinarbeit versehen worden: mit Inschriften, mit dem Reichsadler und den Wappen aller der Länder, über die einst der staufische Löwe seine Tatzen hielt. Mancher ist wohl der Meinung, daß schon hier des Guten eher zu viel als zu wenig geschehen sei; mir selbst ist die Erinnerung an das hinfällige Kirchlein, wie es vordem war, fast lieber, als der Anblick der Wappen von Genua und Mailand, von Neapel und Jerusalem, welche gar anspruchsvoll dem bescheidenen Mauerwerk aufgesetzt sind.

Dem sei wie ihm wolle, als dieses Restaurationswerk gethan war, im Anfang der Sechziger Jahre, da begannen die Gedanken sich auf Höheres zu

richten, und es traten wohlmeinende Pläne hervor, was nun auf dem Gipfel selbst als Dankeszoll der Gegenwart an das verblichene Kaisergeschlecht zu errichten sei. Die Meinungen gingen auseinander. Während die Einen vom Wiederaufbau einer Burg träumten, wollten sich Andere mit einem stilvollen Aussichtsthurm begnügen, indessen wieder Andere Nachdruck auf eine Halle legten, die den hierher pilgernden Schaaren von Turnern und Sängern zum Unterstand und Schutz gegen Unbill der Witterung dienen könnte, auch mit einer Anstalt zu leiblicher Erquickung zweckmäßig sich verbinden ließe. Bei diesen Entwürfen konnte man um so ungehinderter die Phantasie walten lassen, als die Mittel des Hohenstaufenvereins gänzlich erschöpft, und wie sich nunmehr zeigte, schwer wieder in Fluß zu bringen waren. Eben jetzt trat das Gespräch von Strauß und manches verwandte Wort in der Tagespresse dem Unternehmen hinderlich in den Weg. Um so größere Hoffnung schöpften die Urheber desselben, als eine neue Zeit in Deutschland anbrach, welche die patriotischen Empfindungen in höheren Schwung versetzte. Vom neuerstandenen Kaiserthum fiel ein Strahl auf das alte zurück. Wer zum neuen Reiche hielt, der mußte auch einem Werke der Pietät für die Stammburg des Kaisers Rothbart zugeneigt sein. So dachten wenigstens die Vaterlandsfreunde am Hohenstaufen, und sie schmiedeten das Eisen, so lange es warm war. Es erging ein Aufruf in die deutschen Lande, König und Kaiser wurden um Beiträge angegangen, der Appell an die Opferwilligkeit konnte in dieser Zeit unmöglich auf dürres Erdreich fallen, und so durfte man denn auch ein kühneres und umfassenderes Project, als bis dahin, ins Auge fassen. Jetzt handelte es sich nicht mehr um den bescheidenen Schmuck einer Erinnerungsstätte, sondern um ein „nationales Denkmal", das zugleich dem frohen Ereigniß der Wiedergeburt des Vaterlandes gelten sollte, und zwar war des Näheren in Aussicht genommen: einmal der Bau einer Gedächtnißhalle mit den Bildnissen aller Hohenstaufenkaiser, sodann ein Wartthurm mit Platform und Orientirungsscheibe zum Genusse der Fernsicht, das Ganze aber eingeschlossen von einer Ringmauer mit Eckthürmen, mit Thorbau und Wohnung des Burgwarts, endlich mit Gartenanlagen, in denen sich eine freundliche Schenkwirthschaft anbringen ließe. So fehlte denn nichts mehr als die Hauptsache. Allein zum Leidwesen der Unternehmer war auch die Stimmung, welche der große Krieg mit seinen großen Folgen entzündete, nicht im Stande, die Theilnahme an dem Project zu beleben. Schon nach drei Jahren konnte Herr B. Kaiser, welcher den neuesten Führer zu den Hohenstaufendenkmälern verfaßt hat (Gmünd 1874), unter gereizten Ausfällen auf den Mangel an Opferwilligkeit im deutschen Volke mittheilen, daß „leider die Hohenstaufensache in der projectirten Ausführung als vollkommen gescheitert betrachtet werden müsse", und nunmehr, da sieben Jahre vergeblichen Harrens

entflossen sind, erklärt auch das Comité selber, daß der Plan gänzlich aufgegeben sei.

Somit wäre die Sache glücklich am Ende, wenn nicht das Comité, in der Verlegenheit, was mit den paar tausend Mark anzufangen sei, welche das Ergebniß der Sammlungen sind, mit dem Vorschlag hervorgetreten wäre, mit dieser Summe ein „einfaches Blockhaus mit passender Restauration" auf dem Gipfel zu errichten. Es bleibt also jetzt noch übrig, daß die öffentliche Meinung und der gute Geschmack auch diesen kümmerlichen Rest des Entwurfes zu nichte machen. Das Project des Nationalmonuments hat der Mangel an Opferwilligkeit abgewendet, gegen das Wirthshausproject kommt der Umstand zu Hülfe, daß jeder Billigdenkende die Bedürfnißfrage verneinen muß. Denn in kaum zehn Minuten steigt der durstige oder von trübseligen Erinnerungen ergriffene Wanderer vom Gipfel nach dem Dorfe herab, wo er zu seiner Stärkung die Auswahl unter mehreren ländlichen Schenken hat. Es kann sogar beigefügt werden, daß für die verschiedenen politischen Meinungen gesorgt ist, insofern in der einen Schenke die Genossen der Volkspartei und was dahin gehört, vertraute Ansprache finden, während in den anderen die Bildnisse des jetzigen Deutschen Kaisers und seines Thronerben als gute Zeichen von den Wänden strahlen. Und so ist denn zu hoffen, daß der schicksalvolle Berg wenigstens vor dem neuesten Mißgeschick, das ihm gedroht hat, in Bälde gänzlich befreit und in aller Zukunft vor einer weiteren Störung seiner wohlverdienten Ruhe gnädig bewahrt sein möge —

Der schönste Berg, wenn man gen Süden geht,
Wohl kenntlich an des hohen Hauptes Blöße,
Ein Heldengrab von ungeheurer Größe,
Worüber eine dunkle Wolke steht. (E. Paulus.)

W. Lang.

Die Einheitlichkeit polizeilicher Executive.

Kaum in einem anderen Zweige der Staatsverwaltung wird so den Gesetzen erst durch die Executive ihre Signatur gegeben, wie in der Polizeiverwaltung. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß dasselbe Polizeigesetz in den Händen eines Beamten von der durchschlagendsten Wirkung und in den Händen eines anderen gänzlich wirkungslos sein kann, selbst vorausgesetzt, daß beide den redlichen Willen haben, das Gesetz so auszuführen, wie der Gesetzgeber sich die Ausführung gedacht hat. Und doch ist wiederum in keinem Zweige der Staatsverwaltung eine einheitliche Executive zur Erreichung von Erfolgen nothwendiger als in der Polizeiverwaltung. Wo es

sich nur um das Gebiet eines Staates handelt, wird man diesem Mangel einigermaßen durch regierungsseitig zu erlassende Instructionen an die Localpolizeibehörden abhelfen können, obgleich auch solche Ministerialinstructionen, mögen sie so detaillirt sein wie sie wollen (und in Preußen pflegen sie sehr detaillirt zu sein), doch nicht immer ausreichen werden, um den angeführten Zweck zu erreichen. Wo es sich aber, wie in Deutschland, um einen großen Staat mit vielen Landesregierungen handelt, von denen jede im Besitz der Polizeihoheit ist, da kann es nicht fehlen, daß durch die Verschiedenartigkeit der Instructionen oder Ausführungsgesetze in den einzelnen Ländern oft die Sache vielleicht noch schlimmer wird, als wenn die Behörden ganz ohne Instructionen in Bezug auf die Ausführung von Polizeibestimmungen blieben, die für das Reich Geltung erlangt haben. Daß die Calamität in Deutschland wirklich vorhanden ist, bedarf kaum des Beweises. Man darf in dieser Beziehung nur daran erinnern, wie verschiedenartig die Grundsätze sind, nach denen in Deutschland die Marktpolizei, die Sittenpolizei und die Gewerbepolizei gehandhabt wird. Diesem Umstande ist es ohne Frage zum großen Theile mit zuzuschreiben, daß zum Beispiel trotz der in thesi vorhandenen Möglichkeit, solche Dinge polizeilich zu verbieten, große und kleine Städte überschwemmt werden mit musikalischen und dramatischen Aufführungen der allercorrumpirendsten Art, die eben so weit davon entfernt sind einen Kunstgenuß zu bereiten, als etwa den unteren Volksschichten ein harmloses Vergnügen zu verschaffen, die aber ganz gewiß nicht unwesentlich dazu beitragen, eine große Anzahl junger Leute zu ruiniren. Kein Mensch ist darüber im Zweifel, und wenn gegen diese Arten von Schaustellung von Seiten der Polizei in ganz Deutschland nach demselben System einheitlich vorgegangen würde, so müßte es ja doch ein kleines sein, die Städte von diesen Giftpflanzen zu befreien. Wenn aber, wie das thatsächlich der Fall ist, in der einen Stadt die Polizei alle derartigen Lustbarkeiten verbietet, während man sie in anderen Städten für vollkommen harmlos ansieht und wohl gar als Einnahmequelle für die Stadtcasse betrachtet, so kann selbstverständlich nie ein durchschlagender Erfolg erzielt werden. Um noch ein Beispiel hervorzuheben, so ist es sehr bezeichnend, daß die sogenannten „anatomischen Museen" ganz unbeanstandet die polizeiliche Censur zu passiren pflegen; und doch muß jeder Polizeibeamte, der sich die Mühe nimmt, ein solches „anatomisches Museum" etwas genauer anzusehen, ganz gewiß zu der Ueberzeugung gelangen, daß diese sogenannten „wissenschaftlichen" Ausstellungen auf nichts anderes speculiren, als auf sehr niedrige menschliche Neigungen.

Diesen Uebelständen ist weder auf dem Wege der Gesetzgebung noch auf dem Wege der Ministerialinstructionen, sondern wohl nur dadurch abzuhelfen, daß die Localpolizeibehörden in Deutschland sich gegenseitig über die zu beob-

achtenden Maximen verständigen. Und wie ist diese Verständigung zu beschaffen? Es ist kein Grund einzusehen, warum man nicht auch hier den Weg der Association, wie in anderen Sphären des öffentlichen Lebens, beschreiten sollte. Eben so gut wie es „Juristentage" giebt, und wahrscheinlich mit noch besserem Rechte, könnte es „Polizeitage" geben, auf denen man gegenseitige Erfahrungen austauschen und die Principien feststellen könnte, nach welchen in den Hauptfragen vorzugehen wäre. Daneben würde dann ein Preßorgan dafür zu sorgen haben, daß der geistige Zusammenhang zwischen den Mitgliedern unausgesetzt aufrecht erhalten bliebe.

Vielleicht wird der im Vorstehenden gemachte Vorschlag allgemeinerer Beachtung nicht werth gefunden, aber die Sache schien doch wichtig genug, um einmal zur Discussion gestellt zu werden. W. Beseler.

Deutsches Bauernleben in Siebenbürgen.

Den Lesern unserer Zeitschrift ist der siebenbürgisch-sächsische Bauer nicht unbekannt.*) Eine schwere Vergangenheit hat er ertragen, seit er, ein Ansiedler fern von der deutschen Heimath, im siebenbürgischen Karpatenland eine schöne Wohnstätte gefunden und dort deutsche Cultur heimisch gemacht hat, die er auch heute noch, im schweren Kampf mit einer ungerechten und unduldsamen Rassenherrschaft, vertheidigt. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß da, wo der Bauernstand deutsch ist, das Volk nicht entnationalisirt wurde. So ist es im Elsaß, so in Siebenbürgen. Weniger bekannt als die Vergangenheit des sächsischen Bauern ist seine Gegenwart. Während seine Geschichte in G. D. Teutsch: „Geschichte der Siebenbürger Sachsen" (2. Aufl. Leipzig, 1874) eine treffliche Bearbeitung gefunden hat, während Haltrich die Märchen, die sie sich erzählen, liebevoll gesammelt und volksthümlich dargestellt hat (J. Haltrich: „Deutsche Volksmärchen aus dem Siebenbürger Sachsenland", 2. Aufl. Wien 1876), Fr. W. Schuster: „Siebenbürgisch-sächsische Volksdichtungen" (Hermannstadt 1856) trefflich geboten und Fr. Müller in den „Siebenbürgischen Sagen" (Kronstadt 1858) auch die sächsischen Sagen bearbeitet hat — lauter Arbeiten, die von der deutschen Kritik als wissenschaftliche Werke hervorragender Art gewürdigt und in Deutschland gelesen werden, — war das Leben und Treiben des sächsischen Bauern in der Gegenwart, seine Arbeit in Hof und Feld, sein Fühlen und Empfinden, kurz, das kleine, alltägliche Leben desselben bis jetzt weniger beobachtet und noch weniger bekannt. Es erfreute sich zwar Mancher an seiner

*) Vergleiche Im neuen Reich 1876 I, S. 593.

ursprünglichen Tüchtigkeit und Derbheit, an seinem gesunden Urtheil, an seiner Frömmigkeit und Verschlagenheit, doch hatte die Feder es nicht geschildert. Da zogen Neigung und Beruf Fr. Fronius auf dieses Feld und er versuchte in einzelnen Bildern Brauch und Sitte des sächsischen Bauern zu schildern.*) Die ungemein lebendigen Schilderungen, die in einer Reihe von Jahren entstanden sind, zeichnen mit solchem Glück und so treffend den Charakter des Bauern, daß die vorliegende Sammlung derselben auch in Deutschland entgegenkommendster Theilnahme werth ist.

Fronius ist weit entfernt, ein Idealbild des Bauern zu zeichnen, das blasse Gesicht des Städters und seine angekränkelte Verständigkeit auf den Bauern zu übertragen, er zeichnet ihn wie er leibt und lebt.

Es treten uns dabei natürlich die Charakterzüge entgegen, die auch den deutschen Bauern zeichnen. Das zähe Festhalten am Alten ist beim sächsischen Bauern vielleicht noch ausgeprägter als beim deutschen. Kein Wunder, denn er hat dadurch allein seine Existenz aus den Stürmen der Vergangenheit gerettet und er fühlt, daß gegen die nivellirenden Einflüsse der Gegenwart nur der „passive Widerstand" ihn erhalten kann. Damit hängt freilich auch zusammen, daß er schwerer als sonst Neuerungen in der Wirthschaft, in Ansichten und Einrichtungen zugänglich ist. Ein Theil des sächsischen Bauerncharakters wird auch dadurch bestimmt, daß er „evangelisch" ist. Protestantismus und Nationalität sind ihm so ein Begriff, daß er sich einen Sachsen nicht anders als evangelisch denken kann; er hat den „sächsischen Glauben", sagt er, das heißt er ist protestantisch. Was sich sonst an Ursprünglichkeit und Tiefe, an Gemüth und Naivetät, an Glaube und Aberglaube und wie sonst die verschiedenen menschlichen Seiten heißen, findet — es zeigt sich Alles auch im sächsischen Bauern und in lebensvollster Darstellung in den „Bildern" von Fronius.

Diese selber nun führen den Bauern dem Leser von der Wiege bis zum Grabe vor.

Das Haus des sächsischen Bauern kehrt den Giebel der Gasse zu, die breitere Seite sieht in den Hof, dort erfordert die Wirthschaft das aufmerksam wachende und lenkende Auge des Hausvaters. Die Zimmer sind einfach möblirt: buntbemalte Truhen, Bänke und Stühle, das hochgethürmte Bett, der eichene Tisch, ringsum an den Wänden zinnerne und gläserne Teller, Becher, Kannen u. s. f., die Schwarzwälder Uhr, Gesangbuch, Bibel und Kalender, das ist wohl der ganze sichtbare Hausrath. Da wird das Kind geboren und macht dem Vater die ersten schweren Stunden, wenn er

*) Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen, von Fr. Fr. Fronius. Wien, Gräser. 1879.

zum „wohlehrwürdigen Herr Vater" (dem Pfarrer) gehen soll, die Taufe anzuzeigen: „er wolle das Ehezweiglein in das Buch des Lebens eintragen und aus dem Heiden einen Christen machen." An die Taufe reiht sich mancher heitere Brauch an, insbesonders ist Rede und Gegenrede, die dabei vorkommen, streng und herkömmlich geordnet. Der Verfasser führt sie wörtlich an; wie werden die deutschen Forscher sich darüber freuen! Es ist alte Volksweisheit, die daraus redet, und alterthümlichste Wortwendung!

In prächtigen Zügen wird dann Kinderlust und Kinderleben geschildert, wie die Schule an dem Knaben ihre Arbeit beginnt, bis der „Knecht" (der unverheirathete, erwachsene Bursche) in die „Bruderschaft" eintritt, wo er sich einordnen lernt in ein größeres Ganze, das in seiner Zucht ihn erzieht für den Ernst des kommenden Lebens. Wie der heirathsberechtigte Bursche „sich in seiner christ-evangel. Gemeinde herumgedacht und Gott angefleht hat, er möge sein Wegweiser sein", wie er den Brautwerber „freien" schickt, wie sie acht Tage lang Hochzeit halten, wie daheim und im Feld das Leben sich nun gestaltet, welche Gedanken ihn im Gespräch vor den Gassenthüren bewegen, das Alles erzählt das Buch. Es zeichnet die „Nachbarschaft", die alte ehrwürdige deutsche Einrichtung, deren „heilsame Zwecke und Ziele auf gegenseitige Hilfeleistung in Freud und Leid, auf Emporhaltung der öffentlichen bürgerlichen Ordnung und Sicherheit, sowie auf die Pflege sittlicher Wohlanständigkeit gerichtet sind", es führt in die segensreiche Arbeit eines sächsischen Pfarrers ein, wo die Kirche eine Stütze des Volksthums, fern vom unduldsamen Geiste, eine treue Mitarbeiterin am Wohle der Gemeinde ist, es schildert Tod und Begräbniß bei sächsischen Bauern.

Das ist in kurzem der Rahmen, in den Fronius seine Bilder einzeichnet. Die Fülle lebendigster Züge, ein Leben, das man „malen" könnte, so tritt es uns entgegen aus den Zeilen des Buches. Denn dem Verfasser ist eigen jene stille, behagliche Wärme der Empfindung, die man mit dem oft mißhandelten Wort „Gemüthlichkeit" nennt, die Mutter des ächten Humors, der auch in diesem Buche so unerschöpflich sprudelt; Fronius hat eben das Volksleben in seinen Tiefen belauscht.

Aber das Buch hat einen größeren Werth als den, eine erheiternde Lectüre zu sein, und das ist die Ursache dieser längeren Anzeige: es hat auch einen wissenschaftlichen Werth. Es giebt sich selbst als einen „Beitrag zur deutschen Culturgeschichte". Es weist nach, daß der sächsische Bauer nicht nur den Verpflichtungen nachgekommen ist, die er übernahm, da er dem Ruf wohlwollender ungarischer Könige ins unbebaute Land folgte, sondern daß er auch ein Bannerträger deutschen Geistes und deutscher Gesittung ist. Dieser Beitrag zur Culturgeschichte liegt auch in der Schilderung jener eigenthümlichen Einrichtungen, wie „Nachbarschaft" und „Bruderschaft", die so bezeich-

nend sind für den germanischen Geist, die sich so wie hier wohl nirgends in Deutschland erhalten haben. Vor Allem wird das Buch für den Forscher nach deutscher Sitte, nach Aberglauben — es sind u. A. viele Zauberformeln und dergleichen angeführt —, nach volksthümlicher, hergebrachter Rede eine goldene Fundgrube sein. Zu bedauern ist dabei nur, daß die häufigen sächsischen Sprüche und Worte nicht immer verdeutscht sind. Wenn der Dialektforscher sie verstehen dürfte, der gewöhnliche Leser versteht sie nur schwer. In unserer Zeit socialpolitischer Fragen mag auch darauf hingewiesen werden, daß der sächsische Bauernstand mit der „Nachbarschaft" uad „Bruderschaft" u. s. f. auch einen Beitrag zur Lösung der socialen Frage giebt.

Und so mag das Buch Allen empfohlen sein, ein Stück duftiger Poesie, ursprünglicher Wahrheit, köstlichen Humors, an dem das Beste ist: es besteht das Geschilderte in Wirklichkeit. Deutschland will der Verfasser „der treuen Mutter einen freundlichen Gruß von der treuen Tochter bringen" — er soll uns willkommen sein!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Zur Wirthschaftsreform. Ueber die parlamentarische Strafgewalt. Welfisches. — Trotzdem daß offenbar die Steuer- und Zollreform unsere ganze politische Welt in sehr intensiver Weise beschäftigt, ist doch in den letzten Tagen fast Nichts zu verzeichnen gewesen, was für die Weiterentwickelung dieser Frage in Betracht zu ziehen wäre, eine Erscheinung, die sich sehr einfach daraus erklärt, daß alle betheiligten Factoren augenblicklich mit ihrer stillen Zurüstung für den Kampf beschäftigt sind. Die Mitglieder der Tarifcommission müssen erst die Ausarbeitung ihrer Referate beendigen, ehe sie ihre Sitzungen wieder aufnehmen können, und auch wenn dies geschehen sein wird, wird noch geraume Zeit vergehen, ehe sie zu definitiven Beschlüssen in den einzelnen Tariffragen gelangen werden. Auch die meisten Enquêtecommissionen haben ihre Arbeiten noch keineswegs abgeschlossen. Der Bericht der Tabakenquêtecommission liegt zwar bekanntlich seit einiger Zeit vor, und der Bericht der Eisenenquêtecommission, der dem bairischen Staatsrath von Schlör übertragen ist, wird in diesen Tagen erwartet, dagegen hört man noch nichts von dem Bericht der Leinen- und Baumwollenenquêtecommission und die Arbeiten der Commission für die Steuerfreiheit des Spiritus zu gewerblichen Zwecken haben sogar eben erst ihren Anfang genommen. Inzwischen ist die Regierung auch an die Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes zur Regelung der Eisenbahntarife gegangen und damit ist abermals eine wichtige Frage aus dem Gebiete des

wirthschaftlichen Lebens in das Stadium der praktischen Behandlung getreten. Von Seiten der Regierungen ist in der Steuer- und Zollfrage nun wohl nicht eher eine Kundgebung zu erwarten, als bis die verschiedenen Commissionen und die sonstigen mit den einschlägigen gesetzgeberischen Arbeiten beschäftigten Organe ein fertiges Material für die Gesetzgebung werden vorgelegt haben. Diese Zeit der stillen Arbeit wird, wie schon bemerkt, auch von allen wirthschaftlichen Parteien und Interessenten zur Vorbereitung für den in Aussicht stehenden parlamentarischen Kampf benutzt. Auch diese Parteien werden sich schwerlich eher hören lassen, als bis sie ihre Streitkräfte beisammen haben und in voller Rüstung auftreten können. Wir haben also, wenn nicht Alles trügt, zunächst noch eine kurze Zeit der Ruhe und Sammlung vor uns, und wir können nur wünschen, daß die Dinge diesen Lauf nehmen mögen, denn nach der Erregung der letzten Wochen wird leidenschaftslose stille Arbeit den Arbeitern wie der Arbeit selbst sehr zu Gute kommen.

Auch die andere legislatorische Materie, die zur Zeit im Vordergrunde des politischen Interesses steht, die Frage der Strafgewalt des Reichstages über seine Mitglieder, wird in der nächsten Zeit voraussichtlich in einer ruhigeren und objectiveren Weise behandelt werden, als es bisher geschah. Der Sturm der Entrüstung über das Gesetz, das diese Frage regeln soll, hat sich schon jetzt gelegt und wenn auch die Absicht zum Widerstande gegen den Gesetzentwurf in seiner gegenwärtigen Gestalt meistens mit unverminderter Entschiedenheit kundgegeben wird, so wird doch andererseits eben so allseitig zugegeben, daß der Grundgedanke des Gesetzes, den Gefahren des Mißbrauches der parlamentarischen Redefreiheit entgegenzutreten, ganz nothwendiger Weise in praktische Erwägung gezogen werden müsse. Schon wird in parlamentarischen Kreisen die Nothwendigkeit betont, aus eigener Initiative des Reichstages heraus Maßregeln in Vorschlag zu bringen, welche geeignet wären, den erwähnten Gefahren vorzubeugen. Regierungsseitig wird man einer solchen Initiative des Reichstages gern förderlich sein, denn dem Reichskanzler kommt es hier wie stets auf die Sache an und keineswegs auf die Form, in der sie zur Erscheinung gebracht werden soll. Wohl auf Grund guter Informationen setzte kürzlich ein hiesiges conservatives Blatt auseinander, daß der Reichskanzler auf das Schicksal dieser Vorlage selbst einen so entscheidenden Werth keineswegs lege, er habe nur der Pflicht genügen wollen, das Seinige zur Beseitigung einer drohenden Gefahr zu thun. Er glaube, dem Reichstage und sonst Niemandem mit der Anregung dieser Sache einen Dienst erwiesen zu haben. Er könne ruhig abwarten, ob der Reichstag die ihm durch die gesetzliche Begründung seines Jurisdictionsrechtes über seine Mitglieder bereitete mächtige Stellung annehmbar finde oder nicht. Es sei übrigens nicht wahrscheinlich, daß der Reichstag sich auf dem Wege der Geschäftsordnung

und ohne einen Act der Gesetzgebung über die Schwierigkeiten werde hinweghelfen können, welche der Mangel des Jurisdictionsrechtes mit sich bringe. Ein Versuch in dieser Richtung würde im Falle der Ablehnung der gegenwärtigen Vorlage abzuwarten sein. Für jetzt sei es dringlich, die Verbreitung der Brandreden der socialistischen Abgeordneten zu hindern, wenn nicht die bisherigen günstigen Wirkungen des Socialistengesetzes gelähmt werden sollten.

Diese Kundgebung kennzeichnet den Standpunct der Reichsregierung ganz deutlich und bedarf keines weiteren Commentars. Nicht unwichtig für die Förderung dieser Frage ist ein Vorfall, der sich am letzten Sonnabend im Abgeordnetenhause zugetragen hat. Der klericale Abgeordnete Franssen hat daselbst durch schwere Beleidigung von außerhalb des Hauses stehenden Personen eine der schwersten parlamentarischen Ausschreitungen verübt, ohne daß der Präsident in der Lage gewesen wäre, dieselbe auch nur zu rügen. Dieser Vorgang hat natürlich allseitig eine große Entrüstung hervorgerufen und so recht ad oculos demonstrirt, wie nothwendig es ist, für solchen Fall der Würde des Hauses entsprechende Mittel der Abhülfe zu besitzen. Gerade in parlamentarischen Kreisen wird jetzt auf dieses Bedürfniß hingewiesen und die Mahnung ausgesprochen, daß im Falle seiner Nichtbefriedigung sich leicht eine gefährliche Reaction aus dem Volke heraus gegen diese parlamentarischen Sünden wenden könnte, eine Reaction, deren Gefährlichkeit man jetzt endlich glücklicher Weise nicht zu verkennen scheint. Es ist also alle Hoffnung vorhanden, daß dem Uebel in Kürze in der einen oder anderen Weise gewehrt werden wird.

Eine Zeit lang schien es, als sollten wir in dieser Session des Landtages auch noch mit einer Welfendebatte beglückt werden. Ganz vorüber ist diese Gefahr auch heute noch nicht, indeß scheinen doch die Wortführer des Welfenthums nicht mehr so große Lust zu verspüren, dieselbe herauf zu beschwören. Auf alle Fälle ist die welfische Frage nach dem Ableben Georg des Fünften und insbesondere nach den neuesten Vorgängen in Kopenhagen bei der Hochzeit des Herzogs von Cumberland und nach den gesetzgeberischen Maßnahmen der braunschweigischen Regierung und des braunschweigischen Landtages hinsichtlich einer Regentschaft eine ziemlich dringende geworden. Es scheint, daß bereits im Sommer während des Congresses englischerseits der Versuch unternommen worden ist, bei der preußischen Regierung etwas zu Gunsten des Herzogs von Cumberland zu erwirken. Diese Versuche scheinen vornehmlich darauf gerichtet gewesen zu sein, die Herausgabe des Welfenfonds und die Succession des Herzogs von Cumberland in Braunschweig herbeizuführen. Merkwürdiger Weise war es der Herzog von Cumberland selbst, der diese zu seinen Gunsten angestellten Bemühungen des englischen Hofes vereitelte, indem er seinen bekannten Protest gegen die Annexion

Hannovers erließ. Es folgten nun sehr bald jene Manifestationen der welfischen Partei in Kopenhagen anläßlich des Vermählungsfestes am dänischen Königshofe, welche den Unwillen der preußischen Regierung wohl in sehr starker Weise erregt haben. Jetzt scheint die Sache so zu liegen, daß der Herzog von Cumberland weiter als je entfernt ist, einen versöhnlichen Schritt zu thun, und daß die preußische Regierung auch nahe daran ist, die Geduld zu verlieren. Braunschweig hat inzwischen Vorsorge für seine Existenz im Falle eines Ablebens des Herzogs getroffen, und zwar in einer Weise, die weder den Rechten Preußens präjudicirt, noch auch die Pflichten gegen das Reich außer Acht läßt. Bei uns hat man vorläufig keinen Grund, aus der so lange bewahrten Zurückhaltung herauszutreten, es scheint aber, daß man doch sehr ernsthaft daran denkt, bei einem abermaligen inopportunen Vorgehen des Herzogs von Cumberland denselben vor die Frage zu stellen, ob er verzichten wolle oder nicht, und je nach der Beantwortung derselben in der einen oder anderen Weise eine Schließung der welfischen Frage herbeizuführen, die aber in jedem Falle eine gründliche und definitive sein wird.

20. Januar. F.

Literatur.

Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England, von Theodore Martin, übersetzt von Emil Lehmann. III. Bd. Gotha, F. A. Perthes. 1879. — Der Band, dessen deutsche Uebersetzung jetzt vorliegt, ist schon vor Jahresfrist, beim Erscheinen des englischen Originals, eingehend in diesen Blättern besprochen worden (1878 I, S. 58). Die Leser werden sich erinnern, daß ihnen damals eine Uebersicht über den reichen und anziehenden Inhalt, wie eine Reihe bemerkenswerther Züge daraus mitgetheilt wurden. Der Band begreift die drei wichtigen Jahre des Krimkrieges, 1854—1856. Der Prinz bleibt durchaus der Mittelpunct der Darstellung, es sind wesentlich seine Aeußerungen, welche den Faden derselben bilden, aber an diesem Faden reiht sich die ganze Folge der Ereignisse auf, vom Beginn des Krieges bis zum Friedensschluß: der Gang der Dinge im Feld, die Bewegung der öffentlichen Meinung in England, die Parlamentsdebatten, die diplomatischen Verhandlungen vor und nach dem Krieg, das Verhältniß der Höfe, das Bündniß mit Frankreich. Letzteres wurde durch die wiederholten gegenseitigen Besuche fester geknüpft. Prinz Albert war im September 1854 beim Kaiser in Boulogne, im Frühjahr 1855 kam der Kaiser mit Eugenie nach London, und im August erwiederten Albert und Victoria den Besuch in Paris. Es ist in hohem Grade anziehend, aus den Tagebüchern und Briefen sowohl der Königin als ihres Gemahls die unmittelbaren Eindrücke dieser Begegnungen, Politisches und persönlich Vertrauliches in bunter Mischung, zu entnehmen. Namentlich zum Porträt des Kaisers Napoleon finden sich in den Aufzeichnungen des Prinzen bemerkenswerthe Striche, obwohl bei der Stimmung jener Tage, da die Entente den Höhepunct der Herzlichkeit erreicht hatte, die gegenseitigen Urtheile von einem begreiflichen Wohlwollen beeinflußt wurden. Uns deutsche Leser aber interessiren nicht am wenigsten die Urtheile über die damalige Politik Preußens, die wir jetzt um so gelassener anhören können, je gründ-

licher seitdem die Dinge sich geändert haben. Die Mißachtung der preußischen Politik und speciell des Königs Friedrich Wilhelm IV. macht sich in scharfen, ja erbitterten Ausfällen Luft, und der Prinz-Gemahl, der in der orientalischen Frage ganz den national-englischen Standpunct sich zu eigen gemacht hatte, stimmt in diese abschätzigen Urtheile lebhaft mit ein. Er sieht Preußen als das Hinderniß einer europäischen Coalition gegen Rußland an und macht es (in einem Briefe an den jetzigen deutschen Kaiser) mit Nachdruck auf die bedenklichen Folgen dieser Politik aufmerksam. „Je größer die Anstrengungen sind, die von Frankreich verlangt werden, desto größer werden die Ansprüche sein, die es am Ende des Krieges zu machen sich berechtigt fühlen wird, und je isolirter wir mit Frankreich als einzigem Alliirten dastehen werden, desto mehr werden wir genöthigt sein, solchen Ansprüchen, sollten wir sie auch im Ganzen gar nicht billigen können, unsere volle Unterstützung zu leihen. Wer anders hat in der Geschichte je die Zeche bezahlen müssen, als Deutschland? Und war das je aus einem anderen Grunde, als weil es uneinig war und aus Schwäche eine zweideutige Politik verfolgte?" Der gleiche Gedanke kehrt in einem Briefe an den Onkel Leopold wieder: „Je länger der Widerstand Rußlands dauert und je länger Frankreich und England allein der Kampf überlassen ist, desto solidarischer muß ihr Bündniß werden. Da nun Frankreich und ein Bonaparte ihre traditionellen Hintergedanken auf Territorialvergrößerungen auf Kosten der Nachbarn in jedem Falle lebendig erhalten, so ist für diese Nachbarn allerdings die Gefahr vorhanden, England nothgedrungen dereinst in Dinge willigen zu sehen, die es selbst nicht wünschen kann, aber dem Alliirten zu Gute halten muß." Einmal schreibt der Prinz: „Gäbe es ein Deutschland, einen deutschen Souverän in Berlin, so hätte er (der Krieg) gar nicht vorkommen können"; ein prophetisches Wort, das sich bewahrheitete, als dreiundzwanzig Jahre später durch die Vermittelung der deutschen Politik wirklich ein neuerdings zwischen England und Rußland drohender Krieg abgewandt wurde. Damals aber, als Preußen mit Mühe und Noth seine Zulassung zum Pariser Congreß erwirkte, hat sicher Niemand geahnt, daß die nächste orientalische Krisis durch einen Congreß in Berlin, unter dem Vorsitz eines deutschen Staatsmannes beigelegt werden würde.

Inmitten des tiefklaffenden politischen Zwiespalts zwischen dem Berliner und dem Londoner Hof berühren um so angenehmer die Berichte von der Verlobung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Kronprinzessin, sie sind reich auch an menschlich schönen und liebenswürdigen Zügen. Die öffentliche Meinung in England sah freilich, durch den politischen Gegensatz verstimmt, Anfangs scheel zu dieser Verbindung; die „Times" war voll gehässiger Ausfälle, in den wegwerfendsten Ausdrücken sprach sie von der deutschen Dynastie und stellte den Bräutigam dem englischen Volke vor als im Begriff stehend, in russische Dienste zu treten, „und diese Jahre, welche eine schmeichlerische Voraussicht jetzt für eine Krone in Aussicht nimmt, in schmählicher Aufwartung als Offizier bei dem Lever seines kaiserlichen Herrn zuzubringen, nachdem er selbst das Privilegium seiner Geburt, welches keinem Deutschen in Rußland zugestanden wird, verloren hat". Der tückische Angriff galt zugleich dem Prinz-Gemahl und war eine Erneuerung jener Verdächtigungen, mit denen derselbe von der öffentlichen Meinung in England systematisch verfolgt war, die aber schon vor dem Ausbruch des Krieges einer gerechteren Würdigung Platz zu machen begonnen hatten. Mit dem Friedensschlusse endigt dieser Band, der vorletzte des ganzen Werkes. Die deutsche Ausgabe hat bekanntlich den Vorzug, daß die zahlreichen deutschen Schriftstücke nach den Originalien abgedruckt sind. g.

Landolin von Reutershöfen. Erzählung von Berthold Auerbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1878. — Bei Gelegenheit der Besprechung von Auerbachs „Neuen Dorfgeschichten" (auch unter dem Titel „Nach dreißig Jahren") habe ich den eigenthümlichen Werth und die charakteristischen Schwächen der Auerbachschen Dichtungsweise zu kennzeichnen versucht und kann deshalb auch für den obengenannten „Landolin" im Großen und Ganzen auf jene Bemerkungen verweisen. Das, was ich dort als Manier bezeichnet habe, ist auch hier wieder reichlich genug vorhanden: die Personen bespiegeln sich fortwährend selbst und legen von den Resultaten ihrer Beobachtung in kurzen, abgebrochenen Aeußerungen Rechenschaft ab; etwas Hastiges und Abgerissenes liegt in der ganzen Erzählung und Alles kommt ruckweise zum Vorschein. Die Eintheilung in eine Unzahl von kleinen Kapiteln (70 bei 322 Seiten) verpflanzt diese Unruhe auch auf das Ganze und läßt den Leser niemals zu einem rechten Behagen kommen; aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Einrichtung eine Folge des unseligen und eines so bedeutenden Schriftstellers unwürdigen Verfahrens, ein dichterisches Ganzes in lauter kleinen Portionen den Lesern eines Tageblattes vorzusetzen und so einer schlimmen Manier einiger Zeitungen, einer noch schlimmeren Neigung des Publicums und einer allerschlimmsten Gewinnlust zu huldigen; ein rechtschaffener Dichter sollte sich eigentlich nur Leser wünschen, die, um mit Fr. Vischer zu reden (Aesthetik, S. 1277), weil sie künstlerisch genießen wollen, „das Ende vorweg lesen, um den scharfen Pechfaden der Neugierde, mit dem der Romandichter uns anschnürt, durchzuschneiden". Soviel von dem äußerlichen, nicht gerade angenehmen Eindruck der neuen Erzählung. Im Uebrigen allen Respect vor der Gestaltungskraft, dem psychologischen Scharfblick und der edlen und weisheitsvollen Weltanschauung des Dichters! Landolin, seine Gattin Johanne und seine Tochter Thoma sind Gestalten, die sich mit den besten seiner früheren Dichtungen messen können. Bei Landolin sind sowohl die inneren und äußeren Momente, die ihn dahin bringen, den Knecht Betturi zu tödten, als auch die Kämpfe, die er nach der Ableugnung der That und nach seiner Freisprechung durch das Schwurgericht mit sich wie mit der Außenwelt zu bestehen hat, mit herzenskundigem Blick erfaßt und mit sicherer Hand wiedergegeben; ebenso vortrefflich ist die duldende, aber in der Zeit der Noth sich auch zur That aufraffende Liebe der Bäuerin gezeichnet; Thomas der väterlichen so vielfach verwandte, aber doch höhere Art hat der Dichter leider etwas weniger zur Geltung kommen lassen, indem er die letzte Krisis, durch welche ihre Versöhnung mit dem Vater zu Stande gebracht wird, von außen durch die Kreisräthin herbeiführen und Thoma dadurch als das Werkzeug einer ihr innerlich fremden Person erscheinen läßt. Denn diese Kreisräthin ist, ebenso wie die übrigen episodisch auftretenden „Honoratioren", ein vollständig überflüssiger Appendix dieser Dorfnovelle; ihre vielgepriesene Humanität und Aufopferungsfähigkeit bringt innerhalb der Erzählung in der That nichts Ernsthaftes zu Wege und die ganze Gestalt ist selbst, um als Staffage zu dienen, zu dürftig und schattenhaft gezeichnet. Einen Hintergrund, dessen sie übrigens auch gar nicht bedarf, hat die Erzählung überhaupt nicht oder höchstens in der Zeitangabe, welche die Haltung einzelner Bauern und namentlich Antons, des Verlobten der Thoma, in einer bestimmter gefärbten Beleuchtung zeigt; darum wollen auch die ganz außerhalb der Handlung stehenden weisen Reden der „Honoratioren" wenig bedeuten. Daß Anton neben Thoma zurücktritt, ist vollkommen begreiflich und nimmt schon um deswillen nicht gegen ihn ein, als ihn der Dichter sonst auf alle Weise gehoben und ihm besonders in der Schwurgerichtsscene eine ganz vortreffliche Rolle zugetheilt hat. Die Zeichnung der Schaubkäther dagegen steht stark

nach der Schablone aus und entbehrt aller individuellen Färbung. Kurz, im Einzelnen ist man auch diesmal wieder von manchem Zuge und von mancher Gestalt wenig befriedigt; vergegenwärtigt man sich indessen, wenn man sich des ersten unmittelbaren Eindrucks nicht mehr genau bewußt ist, den Kern der Dichtung, das Thun und Leiden Landolins und der ihn zunächst umgebenden Familienglieder, so hat man das fesselnde Bild eines fein durchgeführten psychologischen Processes vor Augen und empfindet volle Sympathie mit der in der Erzählung zur Erscheinung gebrachten Idee der mächtiger als alle sichtbare waltenden unsichtbaren Gerechtigkeit. E—o.

Niklaus Manuel. Von Dr. Jakob Bächtold. Frauenfeld, Huber. — Dieses höchst interessante Buch bildet den zweiten Band der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes", auf welche die Leser dieser Blätter schon früher aufmerksam gemacht worden sind. Führte der erste Band der genannten Sammlung uns das vorher fast unbekannte Werk eines schweizerischen Chronisten aus dem fünfzehnten Jahrhundert vor Augen, so geleitet uns der nun vorliegende zweite Band in das sechzehnte Jahrhundert und giebt uns in Niklaus Manuel das Lebensbild und die Schriften eines Dichters, Malers, Kriegs- und Staatsmannes und Reformators der Kirche, der zu den interessantesten und hervorragendsten Erscheinungen der deutschen Renaissance gehört. Das Bild dieses Mannes hatte vor vierzig Jahren Karl Grüneisen in Stuttgart zuerst wieder zu erneuern versucht. Aber die Gestalt Manuels war damals noch zu sehr vom Staube der Vergessenheit bedeckt, als daß dieses Bild ein vollkommenes hätte werden können und andererseits hatte die fast erstorbene Tradition eine Reihe falscher Züge in das blasse Bild gebracht, deren Entfernung damals ebenfalls noch fast unmöglich war. Das letztere ist nun durch die vorliegende gründliche Arbeit Bächtolds, dem in Bezug auf den kunsthistorischen Theil des Buches Professor Vögelin in Zürich als Mitarbeiter zur Seite getreten ist, möglich geworden und dem entsprechend steht nun auch — mag immerhin noch gar Vieles in Manuels Lebens- und Bildungsgeschichte und in den Zeitbeziehungen seiner Schriften wie seiner künstlerischen Werke dunkel geblieben sein — ein weit lebendigeres und weit getreueres Bild des merkwürdigen Mannes vor uns. Das Geburtsjahr des Niklaus Manuel oder Niklaus Manuel Deutsch, unter welchem Namen ihn die Culturgeschichte gewöhnlich nennt, ist urkundlich nicht genau festzustellen. Die Familientradition nennt das Jahr 1484. Er war aller Wahrscheinlichkeit nach der illegitime Sohn eines aus Oberitalien stammenden Emanuel de Alamannis, der zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Genf nach Bern gekommen war und dessen Nachkommen in Bern bald den Namen Allemann oder „Deutsch" führten, wie auch Niklaus Manuel in seiner Jugend genannt wird und später auf den Monogrammen seiner Bilder (abkürzend N. M. D.) sich selbst nennt, während er sonst, ohne Zweifel um seine Herkunft zu verbergen, den einen seiner Vornamen, Manuel, zum Zunamen erhob. Gewiß sind die italienische Abkunft und die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Geburt nicht ohne Bedeutung für die Entwickelung dieses eigenthümlichen Mannes gewesen, der etwas von der wunderbaren Vielseitigkeit der Menschen des Renaissancezeitalters in Italien an sich hat, freilich nicht ohne fast überall die Züge jenes gröberen Wesens zu zeigen, welches der schwere deutsche Boden, auf welchem er sich bewegte, hervorbringt. Niklaus Manuel bildete sich ursprünglich zum Maler aus, wir wissen freilich nicht wo und unter wessen Einfluß. Als Maler und als Architekt war er in seiner Vaterstadt seit der Mitte des zweiten Decenniums des sechzehnten Jahr-

hunderts bis 1522 fast ausschließlich thätig: hier malte er seit 1515 die berühmten Todtentanzbilder an die Mauern des Klosters der Predigermönche, hier leitete er den Bau des Netzgewölbes am Münster, hier schmückte er die von ihm selbst bewohnten Häuser am Münsterplatz und am Obsberg (nicht Ohlberg, wie Vögelin nach Scheurer irrthümlich hat) mit Fresken aus, hier zeichnete und malte er auf Holz und Leinwand Altarbilder, Cartons zu Glasgemälden u. A., was in den Kunstsammlungen zu Basel und Bern u. a. O. zum Theil noch heute zu sehen ist. Aber der Maler Manuel wird 1522 zum Dichter. Er greift zur Feder und wird in den Fastnachtsspielen „Vom Pabst und seiner Priesterschaft“ und „Von Pabsts und Christi Gegensatz“ einer der eifrigsten und derbsten Kämpen für die Reformation. Und während die jungen Bürger von Bern diese Spiele öffentlich zum Besten geben — im Frühjahr 1525 — zieht der Verfasser derselben mit einem großen Zuge schweizerischer Söldner, die dem König von Frankreich Mailand wieder erobern helfen wollen, als Schreiber über die Alpen, wird beim Sturm von Novara verwundet, macht die Schlacht von Bicocca mit, wo das ganze Heer der Franzosen und der Schweizer Söldner von den deutschen Landsknechten geschlagen wurde und zieht dann mit dem Reste des gedemüthigten Heeres heimwärts, dem Grimm über den Gang der Ereignisse in dem gegen die deutschen Landsknechte gerichteten „Bicocca-Lied“ Luft machend. In Bern tritt Manuel darauf wieder in den Staatsdienst ein: er wird Landvogt zu Erlach, Mitglied des kleinen Rathes, der Regierung; er erscheint als Gesandter von Bern auf mehr als dreißig Tagsatzungen bis 1530. Er ist immer im Sinne der Reformation thätig und wirkt auch jetzt für die neue Lehre durch die That und durch das Wort: den früheren Fastnachtsspielen treten jetzt andere an die Seite: „Elsli trag den Knaben“, „Barbali“ und verschiedene Lieder, unter denen die „Klagred der armen Götzen“ vielleicht das merkwürdigste ist, weil hier der Künstler Manuel den aus dem Berner Münster durch die Reformation vertriebenen Heiligenbildern das Wort der Vertheidigung gegen die erlittene Unbill giebt, aber doch eigentlich nur als Reformator und nicht als Künstler sie sprechen läßt, — zu vielem andern ein neuer Beweis, mit wie gewaltiger Macht im Jahrhundert der Reformation die kirchlich-revolutionäre Strömung alle übrigen geistigen Interessen zurückgedrängt hat. Im Jahre 1530 schon war Manuel todt. Was er mit Pinsel und Palette und mit dem Zeichenstift hervorgebracht, steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem, was seiner Feder entflossen ist: in jenem ein unbestreitbarer hoher Schönheitssinn, in diesem bei allem Geist und Witz und einiger Anmuth die Rohheit und Grobheit seiner Zeit und seines Landes in ihrer ganzen Fülle. Aber dies wie jenes vom höchsten Interesse: Als Künstler ist Manuel eine der bedeutendsten und originellsten Figuren der deutschen Renaissance, als Dichter einer der geistvollsten Satiriker; schon Gervinus nannte ihn mit Recht denjenigen, der von allen Zeitgenossen Ulrich von Hutten am meisten ebenbürtig gewesen. Den Schluß des äußerlich glänzend ausgestatteten Buches macht das „Weinspiel“ Hans Rudolf Manuels, des Sohnes des Niklaus, der ebenfalls Zeichner und Dichter war, die „freundliche Warnung“ ebendesselben und das Gedicht „Badenfahrt guter Gesellen“. L. H.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1879. (Neue Folge. Zweiter Jahrgang.) — Die löbliche Schweizer Sitte literarischer Neujahrsspenden ist auch in diesem Jahre festgehalten worden. Unter den Neujahrsgrüßen, die alljährlich die verschiedenen Gesellschaften und Anstalten namentlich in Zürich, die Künstlergesellschaft, die Hülfsgesellschaft, die Feuerwerkergesellschaft, die medicinische Gesell-

schaft, die Bibliothek, das Waisenhaus ihren Freunden und Landsleuten senden, ragt seit zwei Jahren das von der Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde herausgegebene Taschenbuch auch durch den Umfang hervor. Ein stattliche Reihe von Aufsätzen wird uns geboten, die zunächst freilich nur das Kantonalinteresse berühren, das Zürcher Stadtleben der vergangenen Zeiten illustriren, welchen aber nicht selten auch in weiteren Kreisen verdiente Aufmerksamkeit sich zuwendet. Unter den Abhandlungen der ersten Kategorie heben wir die Schilderungen des Zürcher Wohnhauses im sechzehnten Jahrhundert von Nüscheler-Usteri und der Zürcher Schmiedestube von dem tüchtigen Schweizer Kunsthistoriker Rahn hervor. Allen Literatur- und Kunstfreunden auch außerhalb der Schweiz werden die Mittheilungen Meyer-Knonaus aus dem Briefwechsel Hegners mit Ludwig Meyer von Knonau und die biographische Skizze des berühmten Zeichners Jost Ammann, der im Kupferstich und Holzschnitt der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts dominirt, von Meyer-Zeller entworfen, willkommen sein.

Notiz.

Das Motto der Goetheschen Farbenlehre.

M. Bernays hat in einer der letzten Nummern dieser Zeitschrift (1878 II, S. 941) das Goethesche Motto aus der Farbenlehre „multi pertransibunt et augebitur scientia" der Hauptsache nach richtig auf seine Quelle, nämlich auf Bacon von Verulam zurückgeführt. Er muß indeß annehmen, daß Goethe ungenau citirt, indem der Wortlaut jenes Spruches weder mit der Version der Stelle aus dem Buche Daniel im Novum organum, noch mit der in der Schrift de augmentis scientiarum enthaltenen völlig übereinstimmt. Auch könnte man fragen, wie denn die herzlich schlechte Interpretation einer Prophetenstelle, in der sich Bacon gefällt, gerade die besondere Aufmerksamkeit Goethes auf sich gezogen haben sollte. Ich bin nun zufällig im Besitze einer Ausgabe des Novum organum, durch welche das an sich freilich nicht sehr wichtige Problem, wie ich glaube, vollständig gelöst wird. Es ist dies eine Art Elzevirausgabe in Sedez, erschienen in Leyden, apud Adrianum Wijngaerde et Franciscum Moiardum, 1645. Den Titel derselben bildet ein Kupferstich, der als Unterschrift den obigen Spruch genau in der von Goethe wiedergegebenen Fassung enthält, und zwar mit unmittelbarer Beziehung auf die bildliche Darstellung. Rechts und links erheben sich zwei isolirte Säulen auf schmalen Landspitzen, zwischen denen ein Meeresarm durchströmt, der sich zu einem nur durch den Horizont begrenzten Ocean erweitert. Ein Schiff ist im Begriff, zwischen den Säulen durchzufahren, ein anderes ist noch auf hoher See in Sicht. Kurz, der unbekannte Zeichner (der unterste Rand des Kupferstiches ist in meinem Exemplar abgeschnitten) hat die Säulen des Hercules darstellen wollen und das Wort pertransibunt hat für ihn offenbar die Bedeutung „durchpassiren". Auch in der Wissenschaft wird das bisherige non plus ultra nunmehr überholt: das ist eine naheliegende Erklärung der Allegorie. Das kleine Bild mit seinem mystischen Motto ist in der That von eigenthümlicher Wirkung, und wenn Goethe es gesehen hat, so wird es sehr erklärlich, daß jener Spruch in seinem Gedächtniß haften blieb. Und weshalb sollte er nicht gerade diese Ausgabe des Novum organum in Händen gehabt haben? So erklärt sich nicht nur die Variante „multi" statt „plurimi" (die sich nur in dem Titelkupfer findet) sondern es fällt auch ein klareres Licht auf den Gedankengang, der den naturforschenden Dichter zur der Wahl jener Aufschrift bestimmte. War er ja der Meinung, daß die Autorität Newtons der wissenschaftlichen Forschung ein willkürliches non plus ultra gesetzt habe. Aber mit ihm, hoffte er, würden noch viele sich hinauswagen über die Grenzmarken der zünftigen Gelehrtenwelt und die Wissenschaft erweitern. Schwerlich aber würde Goethe irgend eine ähnliche Anregung lediglich in der hausbackenen Berufung Bacons auf den Propheten Daniel gefunden haben, durch die nur bewiesen werden sollte, es sei „in fatis, id est in providentia, ut pertransitus mundi (qui per tot longinquas navigationes impletus plane aut jam in opere esse videtur) et augmenta scientiarum in eandem aetatem incidant".

Freiburg i/B. W. Lexis.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 23. Januar 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Blücher als Rittergutsbesitzer.

Vor Jahresfrist habe ich in diesen Blättern*) über Blücher als den Besitzer von Raddow auf Grund der Acten der Stargarder Landschaft und des Grundbuches berichtet und eine baldige Fortsetzung in Aussicht gestellt. Gleichwohl bin ich erst jetzt im Stande, dieselbe zu liefern, da sich sowohl eine wiederholte Nachfrage am Orte selbst als auch eine nochmalige Durchsicht des Grundbuches als nothwendig erwies, wenn, wie ich wünschte, die Fortsetzung zu einem gewissen Abschlusse gebracht werden sollte. Der Ertrag ist, wie leicht erklärlich, von ungleichem Werthe; über das Leben Blüchers auf dem Gute, besonders über seine häuslichen Verhältnisse, gewährten mündliche Ueberlieferung und Kirchenacten, fast die einzigen zu Gebote stehenden Quellen, nur einzelne Notizen, dagegen bot über den Verkauf des Gutes und die damit verbundenen Weitläufigkeiten das Grundbuch ausführliche Nachrichten. So lückenhaft aber auch die folgenden Mittheilungen sein mögen, ich hoffe, daß die eingefügten Briefe, welche hier zum ersten Male veröffentlicht werden, den Leser einigermaßen für seine Geduld entschädigen werden.

Blücher ist bekanntlich ein liebevoller Gatte und Vater gewesen. Wie gern erführe man deshalb auch etwas von der herzlichen Fürsorge für Frau und Kinder, wie er sie in Raddow bewiesen! Indeß nur zwei Notizen vermag ich dafür beizubringen. Erhalten hat sich zufällig ein Geschäftsbrief, den Blücher am 3. Februar 1784 an eine Frau Salomon, Besitzerin eines Bandgeschäftes zu Stargard, richtete. Er schrieb:

Wohlgebohrne Frau Salomonin

Ich bitt ihn mit umgehender post 3 Ellen Eminangs Tafft zu Schicken wie auch ein halb Loth solche Seide auch eine halbe Elle recht breitten Sanfft Bandt an die Haube auch 2 Kleine Schnür perllen recht Schön und weiße nicht größer wie hanff Körne. Ich bin übrigens

Radow d 3 F. — der

1784.

Die Rechnung bitte mit zu Schicken. — dienstwillige Blücher.

---

*) 1878 I, S. 92 ff.

Die Vermuthung liegt nahe, daß die bestellten Gegenstände für den Geburtstagstisch der Gattin von dem aufmerksamen Ehemanne bestimmt gewesen sind. Werthvoller, weil sicher, ist die Nachricht, daß Blücher für die Erziehung seiner beiden Söhne Franz (geb. 1778) und Georg Ludwig (geb. 1780) rechtzeitig Sorge trug. Er nahm nämlich einen eigenen Hauslehrer. Als solcher erscheint im Frühjahr 1787 im Kirchenbuche der Candidat der Theologie Jacob Gottlieb Steffen.

Daß Blücher nicht nur das Vertrauen seiner Nachbarn besaß, sondern auch mit ihnen in freundschaftlicher Weise verkehrte, dafür finden sich mannichfache Belege. Der nächste Nachbar, der Pastor von Raddow, Namens Nebueser, welcher bei der Uebergabe des Gutes der Vertrauensmann des Vorbesitzers gewesen war, behielt die gleiche Stellung auch in der Folge. Darum war er gern bereit, Blücher seine Ersparnisse zu leihen und dieser zeigte sich z. B. in der Weise erkenntlich, daß er die vier Hufen Pfarracker für 100 Thaler pachtete, eine Summe, welche nach der Ansicht des jetzigen Nutznießers für jene Zeit eine recht hohe zu nennen ist. Ja das gegenseitige Vertrauen war so groß, daß Blücher, als er wieder ins Heer getreten war, seinem Pastor die Ueberschüsse der Gutseinnahmen in die Hände gab.*)

Sehen wir dann auf das Verhältniß Blüchers zu seinen Standesgenossen, so wissen wir bereits aus seinem Briefwechsel mit dem Landschaftsdirector von Borcke, daß er sich der höchsten Achtung erfreute. Diese wuchs im Laufe der Zeit so, daß er 1784 zum Landschaftsdeputirten erwählt und im Frühjahre 1786 mit der Vormundschaft über die Kinder des verstorbenen Herrn von Borcke zu Gerdshagen betraut ward. Den regsten Verkehr unterhielt Blücher mit dem Landschaftsdirector von Bonin zu Elvershagen, aber auch mit den andern Adelsfamilien pflog er geselligen Umgang. Dies sehen wir z. B. aus der langen Liste der Pathen, welche er für seine am 1. April 1786 getaufte Tochter Friderike ausgewählt hat. Im Kirchenbuch werden als solche aufgeführt: Oberst von Dewitz (Hoffelde), Landrath von Borcke (Kankelfitz), von Wedell (Silligsdorf), die Gemahlin des Grafen von Borcke (Stargord), Majorin von Dewitz (Maldewin), die alte Frau von Bonin (Regenwalde), Frau Assessor von Loeper (Stramehl) und schließlich Blüchers Schwiegermutter Frau von Mehling (Schönwalde). Das muß eine großartige Kindtaufe gewesen sein und daß die Fröhlichkeit dabei nicht gefehlt, versteht sich von selbst. Denn als lebenslustiger Herr war Blücher in der ganzen Gegend

*) Erwähnt mag an dieser Stelle werden, daß Blücher sich auch wiederholt in den Kirchenrechnungen verewigt hat. So bescheinigt er die Richtigkeit derselben 1779 durch folgenden Vermerk: Vohrstehende Rechnung vom 25t Maertz 1778 bis d 2t December 1779 ist von mich Revidirt und in allen Richtig befunden. Blücher. Aehnliche Vermerke finden sich aus den Jahren 1781, 1784 und 1788.

bekannt. Noch steht zu Ende des herrschaftlichen Gartens an der Dorfstraße die mächtige Linde, in deren Zweigen er mehrere Sitze angebracht hatte, damit von dort aus die Trompeter des Treptower Kürassierregimentes ihre Weisen ertönen ließen, wenn der Gutsherr seinen Freunden ein Gartenfest gab.

Zu den Freuden des geselligen Verkehrs gesellten sich die der Jagd. Mit dem Förster des Herrn von Bonin, Namens Hasse, pflegte Blücher Wald und Flur zu durchstreifen. Einmal gerieth er dabei sogar in Lebensgefahr. Er war seinem Begleiter vorangeeilt und hatte mit solchem Eifer die gefundenen wilden Enten auf dem morastigen Boden verfolgt, daß er plötzlich bis an den Hals versank. Der später herankommende Förster fand ihn in dieser bedenklichen Lage und rettete ihn mit Hülfe der in der Nähe beschäftigten Arbeiter.

Zu den Hausgenossen des Herrn von Bonin gehörte der Landschaftssecretär Häse.*) Auch diesem Manne wandte Blücher ohne Rücksicht auf dessen untergeordnete Stellung sein Wohlwollen, ja man kann sagen, seine Freundschaft zu. Ueber ihr Verhältniß in dieser Zeit berichtet Häse in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen Folgendes: „Nachdem Bonin Landschaftsdirector geworden war, wurde der damals außer Dienst befindliche Blücher, welcher das benachbarte Gut Groß-Raddow besaß, Deputirter und nachher Landschaftsrath. Er hatte mich lieb gewonnen, ich war daher öfter in seinem Hause. Und wenn er in Stargard war, wo er einen genauen Umgang mit dem Prinzen von Hohenlohe, dem Grafen Schlieffen und Anderen hatte, lud er mich nicht nur zum Essen ein (vielleicht hatte auch das dazu Veranlassung gegeben, daß ich manche Arbeiten für ihn übernahm), sondern ich nahm auch an den gymnastischen Uebungen im Springen und Laufen theil, welche er veranstaltete. Gewöhnlich geschahen diese Springübungen in dem Garten des Walterschen Ackerhofes. Blücher und ich sprangen 16 Fuß weit. Auch in der französischen Sprache nahmen wir beide noch Unterricht. Eine Zeit lang las Blücher auch die Bibel und sprach daraus.“ Gewöhnlich wurden — dies fügte der jüngst verstorbene Sohn Häses als Ergänzung hinzu — die Springübungen vor den Sitzungen im Landschaftshause wiederholt und die Tische dabei als Turngeräthe benutzt. Oft hatte mein Vater auch Gelegenheit, die Heftigkeit Blüchers zu mäßigen, wenn er über den Ungehorsam seiner Bauern und Knechte erzürnt war und dieselben nach damaliger Sitte dafür züchtigen lassen wollte. Weiter heißt es dann an einer anderen Stelle der erwähnten Aufzeichnungen: „Als mein Vater**) mich einmal in Stargard besuchte und ich bei Blücher speiste, lud dieser auch ihn ein; er gefiel Blücher so sehr,

*) Derselbe ward später Regierungsrath zu Stargard.

**) Früher Gutspächter.

daß er in ihn drang, sein Gut Raddow zu administriren. Dies übernahm er. Von dem Augenblicke an bekümmerte Blücher sich um Nichts mehr; besonders da er bald nachher wieder in Militärverhältnisse trat. Und als später das Gut verkauft wurde und mein Vater Rechnung legen wollte, warf er diese Rechnungen ins Feuer."

So sind wir denn bei dem Zeitpuncte angelangt, wo Blüchers Wunsch, den Pflug wieder mit dem Säbel zu vertauschen, in Erfüllung ging. Am 23. März 1787 ward er durch königliche Gnade zum Major in seinem alten Regimente ernannt und siedelte sogleich in seine Garnison Rummelsburg über; seine Familie folgte ihm dorthin. Wenige Monate später brachten die Wirren in Holland dem kühnen Husaren Aussicht auf kriegerische Thätigkeit; das zweite Bataillon seines Regiments, zu dem seine Schwadron gehörte, ward mobil gemacht und rückte im August gen Westen. Auf dem Marsche hoffte Blücher Zeit zu finden, sein Gut Raddow zu besuchen, doch gab er seinen Plan auf und begnügte sich damit, von Wusterbahrt aus, einem bei Polzin gelegenen Dorfe, dem alten Häse seine Wünsche schriftlich zu unterbreiten. Der Brief liegt mir im Original vor; er ist nicht nur ein Denkmal freundschaftlicher Gesinnung, sondern enthält auch sonst manche wichtige Angabe über die Anschauungen Blüchers. Sein Wortlaut ist folgender:

Mein lieber HErr Haese

Theills Ville Gescheffte, theils meine Unpesligkeit hallten mich ab nach Raddow zu komen, und da ich doch nuhr einige stunden hette dohrt bleiben können, so will ich Ihnen da ich abgehe Gott EmPehlen, und da bey gantz von HErtzen eine guhte Gesundheit an wünschen.

Raddow bleibt in Ihren henden und da weiß ich daß es guht auf gehoben ist. waß sie an gellde Vorrähtig haben Schicken sie mich, durch diesen Untrofficir. waß sie künftig ein bekomen, und nicht zum wirdschaftligen gebrauch benöhtiget, zahlen sie nuhr alles gegen Quitung an des HErrn Pastor Nebueser, welcher ein gewißes da von an meine Frau besorgen wirdt, und von daß überbleibende sollen mich Pandt briffe an geschaft werden, ich will Ferner hin und so lange meine abwessen heit dauhert kein geldt von Raddow haben.

Da mit aber der Bau und die Conservation, nicht zu vill gelldt von die Revenuss weg nimt, so können sie in diesen winter 3 Schock bauh holtz verkaufen. Suchen sie das gerahdete landt so vill wie tuhnlig unterm Plug zu bringen. von der Acker wirdtschaft sage ich Ihnen weitter nichts, sie verstehen sie besser alls ich.

An bey Schicke ich Ihnen ein tüchtiges Ahrbeits Perdt, Schicken sie mich da gegen den allten Gerdshäger Schwartzen Wallach. Schreiben

sie mich wie daß korn steht, und ob sie den Roggen ein haben, und wo Reich sie geworden, auch waß meine Schäfferey macht. sollten welche von die leutte ungehorßam sein, so zeigen sie mich solche nahmentlich an, und ist es ein knecht, so übergeben sie ihm diesen Untrofficir auf ein wagen der ihm zu mich nach Nühremberg bringen soll.

Meine Frau bleibt in Rumelsburg, wen sie Ihr die Perde, mit der grünen halbschässe nun zwischen die Austen Schicken können so will sie auf 8 tage nach Woppersnow*), Raddow, und Schoenwallde komen, zu Rück werden ihr dan wohll andre leutte Fahren laßen.

noch ein mahll leben sie wohll, und bleiben gesund, denken mahll an mich, und glauben daß ich auf Richtig bin

Ihren Freund und Diner

Wusterbahrt Blücher.

d. 14t Agt 1787.

In Holland gab es wenig zu thun. Schon am 1. Februar 1788 kehrte Blücher mit seiner Schwadron wohlbehalten nach Rummelsburg zurück. Rücksichten auf den Dienst, der eine häufigere Abwesenheit vom Garnisonorte nicht gestattete, brachten ihn bald nachher zu dem Entschlusse, das fern gelegene Gut Raddow möglichst bald zu verkaufen.

Da es zu diesem Behufe wünschenswerth war, das Besitzverhältniß endgültig zu ordnen, so begab er sich im April nach Raddatz zu Herrn von Kleist, der ihm 1777 das Gut zu einem fünfundzwanzigjährigen Pfandbesitz verkauft hatte, um diesen an sein altes Versprechen zu erinnern, den Pfandvertrag in einen Erbvertrag zu verwandeln. Dieser war dazu gern erbötig und verzichtete am 11. April auf seine Anrechte. Auf Grund des geschlossenen Abkommens ließ nun Blücher am 15. Juni durch den Justizrath Lober zu Stettin bei der dortigen Regierung (d. h. dem Obergerichte) beantragen, den erfolgten Besitzwechsel durch Eintragung ins Hypothekenbuch zu bestätigen. Gleichzeitig knüpfte er in der Ueberzeugung, daß das Gericht einen Einspruch gegen die erbliche Ueberlassung des Gutes nicht erheben werde, Verhandlungen wegen des Verkaufs mit dem Hauptmann im Kalkreuthschen Dragonerregimente von Below zu Beetz an. Ueber dieselben erfahren wir Genaueres aus folgendem Briefe Blüchers, der in Abschrift im Hypothekenbuche vorliegt:

---

*) In Woppersnow wohnte die Schwester der Frau von Blücher, Gemahlin des Hauptmanns von Uckermann.

Hochwohlgeborner Herr

Insbesonders Hochzuehrender Herr Hauptmann

Ew. Hochwohlgeboren höchst geehrtes Schreiben vom 20. Juli erhalte ich allererst heute und ermangle nicht solches verlangter Art gleich zu beantworten.

1) Es ist wahr, daß das Gut Raddow cum Pertinent laut Contracd vom 28. August 1777 von mich auf 25 Jahre pfandweise gekauft ist, weil ich in der Meinung stand, daß dieses Gut ein Kleistsches Lehn und mich bekannt, daß diese Familie gesammte Hand und alle acquirenda, so diese Familie macht, gleich zu Lehn werden.

2) Bin ich aber späterhin durch meinen Verkäufer belehrt worden, daß dieses Gut kein alt Kleistsches Lehn, sondern von die Familie derer v Wendt besessen und bei Erlöschung derselben am Könige gefallen. Seine Königl Majestät Friedrich II. schenkten dieses Gut dem Vater meines Verkäufers, dem Oberstlieutenant Bogislaw Heinrich von Kleist, ertheilten demselben darauf einen Lehnbrief, worin Seine Königl Majestät sich express vorbehielten, daß, wenn genannter Oberstlieutenant v Kleist und seine leiblichen Descendenten mit Tode abgehen sollten, das Gut von zu Lehn gesucht werden müßte und Seine Königl Majestät sich alle Rechte daran vorbehielten.

Mein Verkäufer, der Herr v Kleist ist der einzige Sohn des genannten Oberstlieutenant v Kleist und also auch der einzige von der Familie v Kleist, der einen Lehnsanspruch an dem Gute Raddow hat.

3) Mein Verkäufer der Herr v Kleist verband sich gegen mir bei Verkauf des Guts, daß er zu aller Zeit bereit wäre den geschlossenen Pfandcontract in einen erb- und eigenthümlichen Contract zu verwandeln, nachdem derselbe mich den Originallehnbrief eingehändigt, reisete ich im vergangenen Jahre nach Stettin und zeigte diesen Lehnbrief den gelehrtesten Rechtsgelehrten, alle stimmten darin überein, daß außer meinem Verkäufer, dem Hauptmann v Kleist niemand von dieser Familie einen Lehnsanspruch an dem Gut Raddow habe und wenn gedachter Herr Hauptmann v Kleist den Pfandcontract in einen Erbcontract verwandelte, dabei auf sein Lehnrecht express renuncirte, das Gut mein Erb und Eigenthum sein und bleibe, ich reisete dieserhalb von Stettin sogleich zu meinem Freund den gedachten Herrn Hauptmann v Kleist zu Raddatz und dieser rechtschaffene Mann erfüllte sein Versprechen im ganzen Umfange, bestätigte meinen Contract erb und eigenthümlich und renuncirte auf sein Lehnrecht.

4) Den Originallehnbrief nebst das Original Instrument, worinnen der Hauptmann v Kleist auf sein Lehnrecht renuncirte, schickte ich nach Stettin bei der Regierung und vor 3 Wochen meldete mich mein Bevollmächtigter, der General Landschafts Syndikus Lober, daß die Sache bereits zur Confirmation und zum Spruch vorläge.

Um aber, welches der Billigkeit gemäß ist, Ew. Hochwohlgeboren auf jeden Fall sicher zu stellen, so bringe ich nachfolgende Puncte in Vorschlag:

a, Ew. Hochwohlgeboren zahlen mich vor das Gut 24000 Thlr., worunter 7000 Thlr. in Pfandbriefen

b, ich habe vor das Gut im Einkauf 14500 Thlr. gegeben, worunter 3000 Thlr. in Golde, mithin erhalte ich mehr 9500 Thlr.

c, diese 9500 Thlr. will ich, bis alles abgemacht und Euer Hochwohlgeboren in einem reinen erb und eigenthümlichen Besitz sind, stehen lassen, wogegen Ew. Hochwohlgeboren mich von diesem Capital von dato unsers zu schließenden Contracts bis zum Tage der Auszahlung $4^1/_4$ pro cent Zinsen geben, es versteht sich von selbst, daß ich die Hypothek gleich hinter die 8600 Thlr. Pfandbriefe erhalte.

d, die 8600 Thlr., womit das Gut Raddow der Pommerschen Landschaft verhaftet, übernehmen Ew Hochwohlgeboren.

e, den Ueberschuß von 5900 Thlr. zahlen Euer Hochwohlgeboren folgender Gestalt an mich, nach der eigenen Offerte bei Schließung des Contracts 1200 Thlr. in Courant und 1000 Thlr. in einem Pfandbrief = 2200 Thlr., den Rest von 3700 Thlr. auf Weihnachten dieses laufenden Jahres.

Ich hoffe Euer Hochwohlgeboren werden diese meine Vorschläge annehmlich finden.

Da Ew. Hochwohlgeboren erwähnen, wie Sie das Gut gleich beziehen müßten, so offrire ich Ihnen Haus und Garten von Stund an, da wir den Contract schließen, das Haus aber können Ew. Hochwohlgeboren, wenn Sie wollen, gleich beziehen.

Um Ew. Hochwohlgeboren zu beweisen, wie angenehm es mir sei, da ich einmal entschlossen mein Gut zu verkaufen, mit Ihnen zu handeln, so will ich, obgleich mir von Raddow gemeldet ist, daß eine Aussicht zu gesegneter Ernte vorhanden und jede Sorte von Getreide unvergleichlich stehet, Ihnen dennoch das Gut sogleich mit ganzen Einschnitt überlassen, und zahlen Euer Hochwohlgeboren mich von diesen verflossenen Johanny die Intressen vom Kaufpretio, genießen aber dagegen alle Revenüs vom genannten Johannistage.

Beim ganzen Handel behalte ich mich nichts vor als einen Burschen, den ich schon 7 Jahre als Reitknecht*) bei mir habe.

Es thut mich ungemein leid, daß ich vor diesen September nicht nach Raddow kommen kann, wollen Euer Hochwohlgeboren mir die Ehre erzeigen und hieher kommen, so offerire ich mein Haus, und wenn Sie mich davon avertiren wollen, so will ich Ihnen meine Pferde auf eine Tagereise, wo und wennehr Sie es bestimmen, entgegenschicken. Ich hoffe, wenn wir uns selbst sprechen, daß unsere ganze Angelegenheit in einigen Stunden zu Ihrer Zufriedenheit beendigt sein soll. So viel kann ich Euer Hochwohlgeboren betheuern, daß, wenn ich entschlossen wäre, länger Güter in Pommern zu besitzen, Raddow nicht von mir veräußert würde. Wenn ich die Ehre habe, Ew. Hochwohlgeboren, wie ich mir schmeichle, hier zu sehen, so glaube ich, daß wir um mein anderes Gut Sassenhagen gleichfalls zum Handel kommen. Dieses ist bereits allodificirt und hat in Verbindung mit Raddow einen vorzüglichen Werth, worüber ich mich näher erklären werde. Alles übrige behalte ich mich vor, bis ich die Ehre habe Ew. Hochwohlgeboren zu sehen und versichere, wie ich mit der vollkommensten Hochachtung stets verharre

Euer Hochwohlgeboren

pp.

Rummelsburg d 26. Juli 1788. Blücher.

Billig sollte ich die Zinsen vom Kaufpretio vom verflossenen Marien erhalten, da Ew. Hochwohlgeboren den Einschnitt genießen, aber es mag für die 400 Thlr., so Sie mich noch abziehen wollten, hingehen, so sollte ich auch nach Pommerschen Recht Schlüsselgeld fordern, auch diese will ich von die 400 Thlr. an meine Frau bezahlen.

Blücher.

Die Regierung lehnte indeß das Gesuch um Berichtigung des Besitztitels ab, weil nach dem Inhalte des alten Kleistschen Geschlechtsbriefes von 1488 allen Agnaten des Geschlechts die gesammte Hand unter einander zustände und aus diesem Grunde schon einmal der Antrag um Allodification, welchen die Wittwe des ersten Besitzers von Kleist gestellt hatte, als unzulässig erachtet sei und beauftragte den Bürgermeister Dahlcke zu Rummelsburg, den beiden Contrahenten in einem Termine diese Entscheidung mitzutheilen, sowie über eine etwaige Aenderung des alten Pfandvertrages ein neues, wechselseitig zu vollziehendes Instrument aufzunehmen. Dahlcke, inzwischen als Bürgermeister nach Belgard versetzt, war anfangs zweifelhaft, ob er der

*) Er hieß Roloff.

weiten Entfernung wegen die Sache in die Hand nehmen solle, indeß er entschloß sich doch dazu, als ihm Blücher auf seine Anfrage erklärte, daß er gerade ihn gern mit der Sache betraut sähe. Die betreffende Antwort lautete:

Wohlgeborner Herr
Hochzuehrender Herr Justizrath
Werthgeschätzter Freund!

Sie haben ganz recht, wenn Sie glauben, daß ich das Ihnen von der Regierung aufgetragene Geschäft unter keines Menschen Bearbeitung als unter die Ihrige wünsche, die Sache ist für mich wichtig; dieserhalb kann ich auch nicht gleich zu einem Entschluß darüber kommen, und vor Michaely kann überhaupt nichts darin vorgenommen werden, aus Ursachen Erstlich, kommt mein Chef der General Major Graf v. d. Goltz den 4ten Sept. in meine Guarnison, deshalb ich selbige nicht verlassen darf, zweitens, bin ich commandirt, die Herbst Manöver bei Berlin und Potsdam mit beizuwohnen und drittens, muß ich mich nach Inhalt des von Einer Königl Regierung an Ew. Wohlgeboren erlassenen Verfügung erst mit den Hauptmann v Kleist genauer besprechen. Ew. Wohlgeboren ersuche ich Einer Königl Hochpreißlichen Regierung diese angeführte Ursachen, warum ich in der Sache einen Aufschub nehme anzuzeigen, so balde die Königl Dienst-Geschäfte mich erlauben meine eigene zu bearbeiten, werde ich nicht ermangeln Ew. Wohlgeboren davon frühzeitig Anzeige zu machen.

Mit vieler Hochachtung und Freundschaft

Ew. Wohlgeboren

treuer Freund und gantz
Ergebenster Diner
Blücher.*)

Rummelsburg
den 31. August 1788.

Der Einspruch der Regierung hielt jedoch den Verkauf nicht auf. Blücher und Below wurden einig und schon am 6. und 7. September fand die Uebergabe des Gutes statt, bei welcher der Landschaftsdirector von Bonin den dienstlich behinderten Verkäufer vertrat und der Pastor Nebueser als Zeuge fungirte. Gleichzeitig legte der Gutsverwalter Häse, weil der Käufer die Einkünfte von Marien ab genießen sollte, Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben. Es waren danach von diesem Zeitpuncte bis zum 1. August 222 Thlr. eingenommen, 240 Thlr. ausgegeben und 53 Thlr. Lohn rückständig. An Vieh waren vorhanden und wurden dem Käufer übergeben:

*) Die letzten sieben Worte hat Blücher eigenhändig geschrieben.

4 Ackerpferde, 13 Ochsen, 3 Rinder, 2 Bullen, 42 Kühe, 5 Stäcken, 8 Kälber, 6 Säue, 38 Polke, 16 Ferkel, 265 alte Schafe, 86 Zeitschafe, 172 Hammel, 93 Zeithammel und 138 Lämmer. Die Wirthschaft war also, nach diesem Viehstande zu urtheilen, in gutem Stande. Am 12. September war Blücher selbst zur Stelle und genehmigte das Protokoll der Uebergabe. Gleichzeitig unterzeichnete er den vom Justitiarius Janke abgefaßten Kaufcontract. Derselbe enthielt die in dem Briefe vom Juli gestellten Bedingungen. Blücher verkaufte das Gut zum erblichen Besitze und erhielt für dasselbe mit Einschluß des Inventariums 24,000 Thlr. Von diesen zahlte der Käufer 2200 Thlr. baar an, übernahm 8600 Thlr. Landschaftsschulden und verpflichtete sich, zu Weihnachten 5700 Thlr. abzutragen, während der Rest von 7500 Thlr. zur zweiten Stelle eingetragen und mit vier Procent verzinst werden sollte. Für den Fall, daß Blücher nicht als erblicher Besitzer angesehen würde, sollte der Käufer in den Genuß des Pfandcontracts, welcher bis Marien 1803 galt, eintreten.

Diese Clausel war, wie sich bald zeigte, nicht unnöthig gewesen. Bei dem Termine nämlich, den der Justizrath Dahlcke am 14. November zu Rummelsburg abhielt, erschien Herr von Kleist nicht, Blücher aber „zwar kränklich, doch bei völligen Seelenkräften" (wie das Protokoll sich ausdrückt) erklärte, „daß, da ihm solche Umstände entgegen ständen, er sich entschlossen habe, von dem intendirten erblichen Besitz des Gutes Raddow abzustehen, solches nach dem Contract vom 28. August 1777 auf fünfundzwanzig Jahre behalten und es dabei belassen wolle um so mehr, als das Geschlecht derer von Kleist nicht darin willigen würde, daß er das gedachte Gut erblich besitze". Er beantragte also die Regierung zu bitten, das weitere Verfahren auf diese seine Erklärung hin aufzuheben. Das Protokoll unterzeichnete er mit zitternder Hand als Gebhard von Blücher.

Inzwischen hatte der Justizcommissarius Bohl im Auftrage des Käufers bei der Regierung die Eintragung desselben ins Hypothekenbuch beantragt, war aber mit seinem Gesuche abgewiesen worden. Es blieb also Nichts weiter über, als den Kaufvertrag in einen Pfandcontract umzuwandeln. Dieser ward am 22. März 1789 von Blücher in Rummelsburg und am 29. von Below unterzeichnet und damit die Sache zum Abschlusse gebracht. Allerdings nur zu einem vorläufigen, denn Blücher beantragte höheren Orts die Allodification des Gutes und mit Erfolg. Durch Kabinetsordre vom 21. November ward Raddow nebst Pertinenzien in ein erbliches Eigenthum verwandelt. Seiner Freude über den glücklichen Ausgang der Sache und seinem Unmuthe über die Fahrlässigkeit der Regierung gab Blücher in zwei Briefen*) an Below Ausdruck. Sie lauten:

*) Sie sind abschriftlich den Grundacten beigefügt.

Hochwohlgeborner Herr
Insbesonders Hochzuverehrender Herr Hauptmann

Die mich zugesandten Dokumente habe alle richtig erhalten und würde keinen Anstand genommen haben das Hauptinstrument zu remittiren, wenn ich nicht die Nachricht erhalten hätte, daß Seine Königl Majestät die Gnade gehabt auf mein Ansuchen das Gut Raddow zu allodifiziren. Diese Nachricht giebt der Geheimde Secretär May des Ministers v. Reck. Da aber mich bis dato noch nichts dieserhalb vom Minister oder der Königl Regierung geworden, so will ich auch noch nicht laut damit werden. So ballde die Sache zur vollen Richtigkeit ist, werde ich Ew. Hochwohlgeboren selber antworten, wozu ich mich die Erlaubniß erbitte und alsdann werden wir unsere Arrangements gleich treffen können. Von der Königl Regierung ist es unverantwortlich, daß sie uns unsern ersten Contract verworfen und zwar aus Faulheit, denn hätten sie sich damals, wie sie nun gezwungen waren, in die Acten hineingesetzt, so wäre die Sache früher aufgeklärt worden, daß Raddow kein Kleistenlehn, als wovor es die Königl Regierung annahm, sei und wir wären ohne Unruhe und Kosten geblieben.

Die Kosten, so auf mein Theil an Herr Laurens zu bezahlen sind ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren ihm zukommen zu lassen und mich von die Intressen zu decurtiren, auch werden Ew Hochwohlgeboren mich sehr verbinden, wenn Sie durch Ihren Bevollmächtigten die in Einlage benannten 10 Thlr. 12 Gr. 6 Pf. an die Behörde bezahlen lassen, als warum die Königl Regierung mich verklagt, obwohl ich Ursache zu klagen hätte, da es Kosten sind, die mich die Regierung auf eine unerhörte Art gemacht hat. Beim Schlusse der Sache werde ich mich über dieses hohe Collegium beklagen, erst aber müssen wir mit sie in Richtigkeit. Sobald wie die Allodification in Richtigkeit, nehmen wir einen Hof in Sallmo und einen in Vogelsang in Anspruch und so auch die Raddowsche Mühle, doch wer weiß, ob dies früher als nach Ableben des Herrn v Kleist als meinen Verkäufer geschehen kann. Ich habe gleich nach Berlin an Minister v Reck geschrieben und um Dispensation aller Kosten gebeten, weil ich unverschuldet schon viele Kosten gehabt, da die Regierung das Gut wie ein Kleistenlehn betrachtet und mich meine rechtmäßigen Contracte verworfen. Meine Nachrichten nach hat mich der König das Lehn geschenkt und dann würde ich solches wohl dereinst von die Lehnserben des Herrn v Kleist fordern. Um alles dieses erbitte ich mich daher dero Meinung aufs baldigste. Nebst meiner Frau em-

pfehle ich mich Ew. Hochwohlgeboren und Frau Gemahlin Gnaden gehorsamst und verharre mit der größten Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren pp.

Blücher.

Rummelsburg den 20. Dezember 1789.

Können Ew. Hochwohlgeboren mich zu einem Jahr mit 600 Thlr. helfen, so geschieht mich ein freundschaftliches Stück.

Hochwohlgeborner Herr

Insonders Hochzuverehrender Herr Hauptmann

Es gereicht mich zur wahrhaften Freude Ew. Hochwohlgeboren die wirkliche Allodification des Gutes Raddow melden zu können, und wenn nun gleich nur ein Pfandcontract unter uns beide besteht und gerichtlich vollzogen ist, so schmeichle ich mich von Ew. Hochwohlgeboren freundschaftliche Beurtheilung, daß Sie glauben und haben nie bezweifelt, daß es mich zum Vergnügen gereichen werde Ihnen im erb und eigenthümlichen Besitz des Gutes setzen zu können. Ich muß Ew. Hochwohlgeboren doch, ohne das Geringste dabei zu beabsichtigen, hierbei in Erinnerung bringen, daß Sie schon ein wenig ungeduldig waren, da die Sache nicht unsern Wünschen gemäß gehen wollte und mich in einem Briefe sagten, Sie wünschten in den Handel nicht entrirt zu haben. So kann ich Ew. Hochwohlgeboren auch versichern, daß jeder Mann mich versichert, ich sei zu nichts verbunden als Euer Hochwohlgeboren den vollzogenen Pfandcontract zu erfüllen. Aber wie schon gesagt, ich hasse, fliehe und verabscheue alles, was auch nur den Schein nach wider die strengste Redlichkeit verstoßen kann. Seien Sie glücklich, vergnügt und gesund in Raddow und mich bleibt in Ansehung des Guts nichts zu wünschen mehr übrig. Ich versehe mich aber auch ganz gleiche Gesinnungen von Ihnen und bin überzeugt Sie haben wider mein billiges Verlangen nichts, da ich Mühe und Kosten gehabt, die ich nicht berechnen kann und Sie nun zum erblichen Besitz des Guts gelangen, so werden Sie auch die Kosten der Allodification tragen, so lange sie sich nicht über 200 Thlr. belaufen. Alles übrige trage ich zur Hälfte. Indessen weiß ich schon, daß es so hoch nicht kommt. Herr Bohl hat wirklich endlich bei dieser Sache gehandelt und dieses verdient beiderseits Erkenntlichkeit.

Gedachter Herr Bohl will gleich 100 Thlr. zur Bestreitung der Kosten haben. Ich bin bei Gelde, habe ihm aber geschrieben, er möchte 200 Thlr. in Stettin aufnehmen und Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich

ganz ergebenst diese 200 Thlr. an ihm zu bezahlen und sich von Intressen oder Capital, wie ihnen gefällig ist, bei mich abzurechnen.

2000 Thlr. wünschte ich wohl von die 7500 Thlr zu haben und zwar in Jahresfrist durch Termine, so Ihnen bequem und gefällig ist; die übrigen 5500 Thlr. behalten Ew. Hochwohlgeboren wohl noch eine Weile auf Raddow und zahlen Sie auch dereinst in Pfandbriefen. Ich kann Ew. Hochwohlgeboren meine Freude über den guten Ausgang der Sache nicht genug schildern, es hat mich viele Unruhe gemacht Sie in Raddow nicht zufrieden zu wissen. Beehren Sie mich mit einer baldigen Zuschrift, die von Ihrer Zufriedenheit zeugt. Mich und meine Frau empfehle ich Ew. Hochwohlgeboren und Frau Gemahlin zur nochmaligen Gewogenheit und Güte und versichere, daß ich mit der größten Hochachtung und Freundschaft stets sein werde

Euer Hochwohlgeboren

Blücher.

Auf der K. Bereisung in Buetow
den 29ten Dez. 1789.

Meine gerechte Sache an die Höfe in Salmo, wenn ich welche habe trete ich hiermit ab.

Auch die letzten Fäden, welche Blücher an Raddow fesselten, wurden durch die Abtragung der darauf stehengebliebenen Forderungen gelöst. Am 12. April 1790 quittirte er in Rummelsburg über 800 Thlr., die ihm vom Käufer auf seine Hypothek abgezahlt waren und am 29. Mai desselben Jahres gab er vom Cantonnementsquartier Groß-Kueddow (bei Neustettin) seine Zustimmung, daß von den übrig gebliebenen 6700 Thlrn. 2000 Thlr. gelöscht, in Pfandbriefe umgeschrieben und ihm als Zahlung eingehändigt würden. Letzteres geschah im Sommer. Am 3. Juli ermächtigte Blücher den Hauptmann von Wottke, in seinem Namen die Pfandbriefe in Empfang zu nehmen. Die Vollmacht war zu Michelsdorf in Schlesien an der böhmischen Grenze, wo das Regiment damals cantonnirte, ausgestellt. Zwei Jahre später, am 27. April 1792, bevollmächtigte er von Stolp aus den Justizrath Lober zu Stettin, die noch als Rest gebliebenen 4700 Thlr. auf Herrn von Hiller, Hauptmann der Leibgarde, umschreiben zu lassen. Obschon die Vollmacht nur durch das Regimentssiegel und die Unterschrift des Auditeurs Gustke beglaubigt war, während die außerdem nöthige Unterschrift des Regimentscommandeurs fehlte, so beantragte doch Lober bei der Regierung, das Schriftstück als gültig anzuerkennen, da periculum in mora sei. „Der Hiller" — so fährt er fort — „hat die 4700 Thlr. bei mir zur Auszahlung an Oberst von Blücher deponirt und dieser hat mich ersucht, weil er stündlich einen be-

vorstehenden Marsch befürchten müsse, sogleich von den Geldern 1000 Thlr. an die hiesige Kriegscasse zu bezahlen, den Ueberrest aber ihm in verschiedenen Bankobligationen zu übersenden." Die Regierung war damit einverstanden und löste so die letzten Beziehungen Blüchers zu Raddow. Der neue Besitzer hielt sich, wie ich zum Schlusse bemerke, nicht lange auf demselben. Schon im Jahre 1803 ließ die Landschaft die Holzbestände des Gutes untersuchen und fand sie stark angegriffen, 1805 aber mußte zur Subhastation geschritten werden. In derselben erstand es Frau von Manteuffel.

C. Blasendorff.

Stand und Wirkung der amerikanischen Getränkegesetze.

I.

Des Reichstages wartet eine Vorlage zur Einschränkung der Schankconcessionen. Eine Enquête der Reichsregierung hat ergeben, daß seit Einführung der neuen Gewerbeordnung in Preußen die Zahl der Gastwirthschaften um 18,725 oder 44 Procent, die der Schankwirthschaften um 6,693 = 11 Procent gestiegen ist. In Baiern sind es die Schankwirthschaften, die am meisten, nämlich 47 Procent in 5 Jahren zugenommen haben, in Baden gar um 67 Procent, in Württemberg speciell die Weinwirthschaften im selben Zeitraum um 28 Procent. Außer Rechnung ist hierbei noch überall der lucrative Kleinhandel mit Getränken geblieben. Daß diese Ueberhandnahme der Schankstellen bei uns mit dem sittlichen und socialen Niedergange der letzten Jahre in einem ursächlichen Zusammenhang steht, wird kein Besonnener in Abrede stellen.

Da wird sich nun der Blick derer, welche es als eine ihrer Aufgaben ergreifen, der Unmäßigkeit und ihren Folgen zu begegnen, stets in erster Linie hinweisend oder fragend nach Nordamerika richten, als das Land, welches vor mehreren Jahrzehnten zur Bekämpfung der Unmäßigkeit öffentlich und privatim jenen allbekannten Anstoß gegeben hat. Wenn die Wirkung desselben in Deutschland von verhältnißmäßig kurzer Dauer gewesen ist, so hat das theils in unseren bald eingetretenen innerpolitischen Störungen und Abziehungen, theils darin seinen Grund, daß wie es häufig geht, gerade einseitige Gestaltungen jener Bestrebungen hierher verpflanzt worden sind, welche unter uns nie recht Wurzel schlagen wollten, nicht aber darin, daß wir von der amerikanischen Kampfesart gegen die Unmäßigkeit überhaupt für uns nichts hätten lernen können, vielmehr sind die anwendbaren Entwickelungen der transatlantischen Bewegung zu wenig zu unserer Kenntniß gekommen. Die

nachfolgenden Zeilen möchten eine Uebersicht über die staatlichen Maßnahmen in Betreff des Getränkehandels und ihre Wirkungen in den Vereinigten Staaten und in Canada bieten, gestützt auf eine Reihe beachtenswerther Urtheile nach eigener Erfahrung von Männern verschiedener Parteien zur Sache, in verkürzter und ergänzender Wiedergabe namentlich eines Berichts des Londoner Polizeiobersten James Henderson, welchen er nach einer Reise in die neue Welt in der Londoner „Revue contemporaine" (Mai 1877) erstattet hat.

Was man bisher von jenseits des Atlantischen Oceans, so bemerkt Henderson mit Recht, über die Methoden weiß, die in Amerika zur Regelung und Beschränkung des Verkaufs berauschender Getränke angewandt worden sind, beschränkt sich fast auf die Controversen, die sich über den Erfolg oder Nichterfolg der Prohibitivgesetze, der sogenannten „Mainegesetze", erhoben haben. Zum letzten Male ist hierfür das öffentliche deutsche Interesse in Anspruch genommen worden im Jahre 1869, durch Einreichung der „drei Actenstücke in Sachen der Mäßigkeitsreform" beim Norddeutschen Reichstage, enthaltend eine in amtlichem Auftrage verfaßte Denkschrift von Böttcher für die belgische Regierung, die Preisschrift des Dr. Lees im Auszug über das Mainegesetz und seine Geschichte und einen Vortrag vor dem philantropischen Congreß zu Amsterdam, von Bleibtreu, — ein Material, das ich hier voraussetze.

Man ist selbst in dem gleichsprachigen Mutterland so wenig auf dem Laufenden hinsichtlich der anderen Maßregeln und der Concessionsgesetze, daß das Publicum wie natürlich auf die Vorstellung geführt worden ist, das Prohibitivgesetz komme fast allgemein in allen Theilen der amerikanischen Union zur Anwendung. Nichts indessen widerspricht mehr den wirklichen Thatsachen. Das Prohibitivgesetz, wie groß auch sein Verdienst sein mag, welche Aussichten auf Erfolg es für die Zukunft haben mag, befindet sich, nach Henderson, nur in einem sehr beschränkten Theile Amerikas in Kraft, und selbst dort wird es nur von einer sehr schwachen Minorität der Bevölkerung beobachtet. Außerhalb dieser Region und in den meisten Staaten ist niemals irgend eine Anstrengung versucht worden, das Verbot aufzuerlegen, obschon man seit langer Zeit von dem verderblichen Einfluß vollständig überzeugt ist, welchen der übertriebene Genuß alkoholischer Getränke ausübt, und obwohl man eifrig nach Mitteln geforscht hat, die durch die Unmäßigkeit verursachten Uebel zu bekämpfen.

Die Fruchtbarkeit des Studiums der einschlägigen transatlantischen Verhältnisse beruht darauf, daß, ungeachtet Amerika das Land der Freiheitsliebe ist, so sehr, daß wie ein Amerikaner sich ausdrückte, alle Handlungen durch sie dictirt sind, wie das Athemholen das physische Leben bedingt, doch seit mehr denn vierzig Jahren diese Frage in den bedeutendsten und bevölkertsten

Staaten der Union Gegenstand energischer und beständiger Untersuchungen gewesen ist. Es giebt sozusagen kein Mittel, das den Menschen in den Sinn gekommen ist, welches nicht mehr oder weniger ernstlich anzuwenden versucht worden wäre. Das Föderativsystem der großen Republik hat für diese Erfahrungen Gelegenheiten dargeboten, wie sie in keinem anderen Lande möglich sind. Jeder Staat der Union besitzt das Recht, seine eigenen Gesetze zu machen und seine innere Verwaltung nach Belieben einzurichten; auch hat man, abgesehen von einer wichtigen Ausnahme, von der gleich die Rede sein wird, auf den Handel mit berauschenden Getränken alle Beschränkungen, alle Verordnungen, die man für nützlich halten konnte, legen können. Man hat sich diese Freiheit so sehr zu Nutze gemacht, daß wir in den Gesetzbüchern der verschiedenen Staaten Gesetze finden, die alle Schattirungen der Gesetzgebung darstellen, von dem vollständigen Verbot der geistigen und gebrannten Getränke an bis zu ihrer unbeschränkten Verkaufsfreiheit, unbeschadet wohlverstanden der Zahlung einer Concessionsgebühr.

Um den gegenwärtigen Stand der Frage in den Vereinigten Staaten recht zu verstehen, muß man sich vor Allem eine genaue Rechenschaft von der Thätigkeit geben, welche die Bundes- oder Centralregierung auf den Getränkehandel ausübt. Die executive Macht von Washington besitzt das Recht, durch ihre Agenten in allen Staaten der Union in das Concessionsrecht für den Verkauf alkoholischer Getränke einzugreifen. Dieses Recht bildet die schon bezeichnete Ausnahme in der Freiheit jedes Staates. Welches auch das Specialgesetz dieses oder jenes Staates sei, der Generalcommissar der Vereinigten Staaten ertheilt dort jedem eine Concession, der sich nur seinen Bestimmungen unterstellt und ihm eine Steuer von 25 Dollars zahlt. Diese Maßregel findet ebenso im Staate Ohio ihre Anwendung, wo der Kleinhandel mit alkoholischen Getränken durch die Verfassung absolut untersagt ist, im Staate Maine, wo ein strenges Prohibitivgesetz in Kraft ist, und im Staate Pensylvanien, wo es fast ebenso leicht ist, eine Concession durch die Localbehörden zu erlangen, als ein Eisenbahnbillet zu lösen. Wer könnte unter solchen Bedingen auf den Erfolg eines Prohibitivgesetzes rechnen? Die Bundesregierung betrachtet die Frage vom finanziellen Gesichtspunct; mehr als die Hälfte des Reingewinnes der inneren Steuern rührt von dem Rechte betr. die Alkohole her', und der Congreß hat stets große Abneigung gegen den Vorschlag von Maßregeln bewiesen, welche diese Einnahmequelle beeinträchtigen oder verringern würden.

Es scheint, daß die Anhänger der Prohibitivgesetze Unrecht thun, sich nicht darauf zu legen, daß sie diese Schwierigkeit zu besserem Verständniß bringen. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten hat bekanntlich entschieden, daß die gesetzgebende Gewalt eines Staates das Recht besitze, ein Prohibitiv-

gesetz anzunehmen, und der Besitz einer Bundesconcession stellt denjenigen, welcher sie durch Geld erlangt hat, nicht unter den Schutz vor Verfolgung für Verletzung des Localgesetzes, sondern die Wirksamkeit der Verfolgung soll in einziger Art abgeschwächt werden durch die Gegenwart von Agenten in diesen Staaten mit dem Auftrage, die Centralgewalt zu repräsentiren, und diese hat das Recht ertheilt, Dinge zu thun, die durch das Localgesetz verboten sind. Wir müssen gestehen, fügt Henderson hinzu, wir haben keine Kenntniß von dieser Gesetzwidrigkeit gehabt, bevor wir die drei nördlichen Staaten, Maine, Vermont und New-Hampshire besuchten, in welchen die Prohibitivgesetze in mehr oder weniger strenger Weise angewandt werden; und als wir von diesem Umstande unterrichtet waren, waren wir über den durch diese Gesetze erreichten relativen Erfolg nicht mehr überrascht. Sie werden nicht sehr verletzt außer in den großen Städten. In welcher Art sie in diesen beobachtet werden, kann man nach folgender Thatsache beurtheilen: Wir haben durch Erkundigung im Centralbüreau der Finanzen der Vereinigten Staaten in Erfahrung gebracht, daß im Laufe des Rechnungsjahres, das mit dem 30. Juni 1876 abschließt, der Bundescommissar für Portland allein mehr als 300 Concessionen bewilligt hat. Kurzum, damit ein dem Kleinverkauf von alkoholischen Getränken gewidmetes Etablissement in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Vereinigten Staaten stehe, bedarf es einer doppelten Concession, einer durch die Centralgewalt, welche befreit, der anderen, welche von den Localbehörden ausgeht. Die für die erstere zu zahlende Steuer ist, wie gesagt, durch alle Staaten dieselbe, auf 25 Dollars fixirt. Was die zweite Concession angeht, so kann man sie gar nicht erlangen in den Staaten, wo Prohibitivgesetze existiren; in den anderen Staaten können die Bedingungen variiren, doch es ist stets eine mehr oder weniger erhöhte Abgabe zu zahlen. Die Uebertretungen der Bundesgesetze werden gleichmäßiger und strenger bestraft, als die Vergehungen gegen die Localgesetze. Erst im vorigen Jahre hat Maine auch für Vergehung gegen die Localgesetze Verschärfungen eintreten lassen.

Die Rolle der Centralgewalt der Vereinigten Staaten in der Concessionssache war vor Allem bekannt zu machen, da ihr Einfluß beträchtlich ist.

Was demnächst die einzelnen Staaten der Union, ihre Maßregeln und deren Resultate betrifft, so haben ihrer zwei, Ohio und Michigan, den Grundsatz der Prohibition in ihre Verfassung geschrieben. Damit zeigen sie an, daß sie gar keine Concession bewilligen wollen und daß sie freiwillig auf jedes Einkommen aus dieser Quelle verzichten. Jedoch ist die Fabrikation von geistigen und gegohrenen Getränken in Ohio nicht verboten, und ihr Verkauf ist nicht ungesetzlich unter der Bedingung, daß er nicht im Detail geschieht, um am Platze genossen zu werden. Das älteste der noch bestehen-

den Gesetze von Ohio, das bestimmt ist, den verheerenden Einfluß dieser Getränke zu bekämpfen, ist 1854 angenommen worden. Der erste Theil des Gesetzes erklärt jeden Verkauf von alkoholischen Getränken für ungesetzlich, die bestimmt sind, im Verkaufs- oder anstoßenden Hause genossen zu werden. Dasselbe Gesetz verbietet, irgend ein berauschendes Getränk an Minderjährige zu verkaufen, es sei denn, daß es im schriftlichen Auftrage ihrer Eltern, ihres Vormundes oder des Hausarztes geschieht; es verbietet auch den Verkauf an Betrunkene und an bekannte Gewohnheitstrinker. Die Locale, deren Inhaber überführt würden, unerlaubter Weise Getränke verkauft zu haben, können geschlossen werden. Im Jahre 1859 fügte man zu diesem Gesetz ein Amendement, durch welches verboten wird sich zu betrinken, bei einer Buße von 5 Dollars und den Kosten. Derselbe Zusatz bestimmt, daß jede Person, die durch einen ungesetzlichen Verkauf von berauschenden Getränken einer anderen die Möglichkeit, sich zu betrinken, verschafft hat, verpflichtet sein soll, an Diejenigen, welche für die betrunkene Person gesorgt haben, eine Entschädigung von 1 Dollar pro Tag zu zahlen. Gleicher Weise wird die Handlung bestraft, sogar unentgeltlich berauschende Getränke auszutheilen, sowie jeder andere Vorwand, der geeignet ist, die prohibitiven Vorschriften des Gesetzes zu umgehen. Die Strafen, welche dieser Act dictirt, sind Geldbußen von 5 bis 25 Dollars oder Haft von 10 bis 30 Tagen.

Der Staat Ohio hat in seinen starken Anstrengungen, die Gewohnheiten der Trunksucht zu unterdrücken, noch ein Gesetz erlassen, in Amerika unter dem Namen: Gesetz der bürgerlichen Schädigungen bekannt. Dieses Gesetz, 1870 revidirt, erlaubt dem Gatten oder der Gattin, dem Kind, den Eltern, den Vormündern und Patronen, welche durch die Thatsache des Gewohnheits- oder Gelegenheitstrunkes irgend eines Individuums für ihre Person, an ihrem Eigenthum oder ihren Existenzmitteln zu leiden haben, einen Schadenersatz von demjenigen zu fordern, welcher durch den Verkauf oder nur die Verabfolgung berauschender Getränke die Betrunkenheit möglich gemacht hat. Der Eigenthümer, der das Haus vermiethet, in welchem der Verkauf stattgefunden hat, ist in Verbindung mit dem Miether, welcher das Getränk verkauft oder gegeben hat, für die Bezahlung aller Geldstrafen und aller geschädigten Interessen verantwortlich. Zur Anwendung dieses Gesetzes ist eine verheirathete Frau bevollmächtigt, selbständig vor Gericht klagbar zu werden, wie wenn sie eine nicht verheirathete Frau wäre. Endlich macht nach demselben Act jeder ungesetzliche Verkauf von alkoholischen Getränken den Miether aller Rechte verlustig, die er nach seinem Miethsvertrag oder jedem anderen Contract besitzt.

Von diesen Staaten, wo das Verbot einen integrirenden Theil der Verfassung ausmacht, wenden wir uns zu einer zweiten Classe von Staaten,

deren locale gesetzgeberische Gewalten Prohibitivgesetze votirt haben. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist dasjenige, welches jetzt im Volke mit dem Namen Mainegesetz, betreffend Getränke (the Maine liquor law), bezeichnet wird. Der Erfahrungsbereich dieser Form der Gesetzgebung wird ungefähr durch diejenigen Staaten bestimmt, welche das sogenannte Neuengland bilden. Sie ist versucht, dann aber verlassen worden in den Staaten Massachusets, Rhode-Island und Connecticut; sie figurirt im Gesetzbuch von New-Hampshire, wo man aber nichts thut, die Anwendung zu sichern. Der Gouverneur bedauert sagen zu müssen, daß in den großen Städten von dem Gesetz gar keine Notiz genommen werde. Getränke würden so frei verkauft, als wenn gar kein Prohibitivgesetz existirte. Dagegen wird das Mainegesetz in sehr strenger Weise zur Ausführung gebracht in den Staaten Maine und Vermont.

Die Hauptbestimmungen dieses Gesetzes sind zu bekannt, als daß es erforderlich wäre, dabei zu verweilen. Es hat den Grundsatz, den Verkauf jedes gegohrenen Getränks (ausgenommen Obst- und einheimischen Wein) anders als durch staatliche Agenten, die ihrerseits davon nur zu medicinischen, chemischen oder industriellen Zwecken verkaufen dürfen, vollständig zu verbieten. Es ist nicht absolut verboten zu destilliren, noch zu brauen, aber diese Operationen sind Gegenstand einschränkender Maßregeln, die deren Ausführung sehr erschweren. Die Einfuhr allein ist nicht mit Hindernissen gespickt. Gleichwie für die Ertheilung von Concessionen die Bundesgesetzgebung die Oberhand über die localen Gesetzgebungen behält, so können, was die Einfuhr von Getränken und diejenigen eingeführten, welche noch in Händen der ursprünglichen Empfänger sich befinden, betrifft, dieselben in keinem Staate belangt werden. Ebenso wenig der Handel von importirten Getränken in Originalverpackung. Es kann also ein Richter beim Weinhändler eine Originalkiste Wein kaufen, sie am eigenen Tisch vertrinken, auch unmäßig, dann aber zu Gericht sitzen über einen Mann, der die berauschenden Getränke auf illegalem Wege verkauft. Dies ist dort das Hinderniß, gegen welches die Anhänger des Verbots zu kämpfen haben, und daher kommt es, daß die Berichte der Reisenden so verschieden ausfallen über das, was z. B. in der großen Seestadt Portland vorkommt. Im Mai 1877 haben deshalb die Kammern von Maine ohne Opposition ein Gesetz angenommen, welches die Obst- und die am Platze gezogenen Weine mit unter die Kategorie der verbotenen Getränke befaßt. Die Fabrikation aller dieser Getränke, ausgenommen Obstwein, soll bei Strafe von zwei Monaten Gefängniß und 1000 Dollars Geldbuße verboten werden. Die Bill enthält auch Maßregeln, welche die Bestimmung haben, die strengere Anwendung des ganzen Gesetzes zu sichern. Ohne allen Zweifel wird der Grundsatz der Prohibition

in den genannten beiden Staaten durch die öffentliche Meinung energisch aufrecht erhalten. Als Henderson sie im September 1876, zur Zeit der Kammerwahlen, bereiste, fand er die beiden einander gegenüberstehenden Parteien, die Republikaner und die Demokraten, dem Gesetz gleich gewogen.

Da den Enthaltsamkeitsfreunden Maine-Vermont als Eldorado ihrer Wünsche erscheint und eine alte Liebe zu deren Princip nicht müde wird, das Mainegesetz zu feiern und anzupreisen, so möge es gestattet sein, einige neuere Stimmen für und wider die Wirkung desselben der Prüfung anheim zu geben. J. B. Gould, amerikanischer Consul in Birmingham, aus Maine gebürtig, verwahrt sich in einer Rede im Jahre 1870 dagegen, daß das Gesetz ein verfehltes sei. „Im ganzen Staate ist nicht Eine offene Wirthschaft, kein öffentlicher Verkauf, kein Schild u. s. w., sondern der Verkauf kann höchstens im Privatzimmer des Hôtels oder durch irgend eine Hinterthür des Ladens geschehen, und auch so nur mit eingeschmuggelter Waare. Ehe ich nach England kam, habe ich zwei Jahre in einem der größten Hôtels des Staates gewohnt, wo dem amerikanischen Gebrauch gemäß alle Gäste an einer gemeinsamen Tafel dinirten, und während dieser zwei Jahre sah man auf der Tafel nicht öfter als zwei- bis dreimal Ale und Porter. Verbrechen giebt es so wenig, daß nur in einigen der größten Städte eine Polizei erforderlich ist. Die Fenster werden Nachts nie durch Laden geschlossen, und es besteht ein Gefühl allgemeiner Sicherheit. Die Armuth ist beschränkt auf die Jugend und auf Hülflose, oder auf Alte und Schwache ohne Freunde, mit Hinzunahme gelegentlicher Idioten; der letzteren sind aber wenige, weil bei dem Fehlen der Trunkfälligkeit wenige in jener Lage geboren werden. Viele Städte haben keine Armenhäuser oder Armencassen, und der ganze Staat hat nicht mehr als durchschnittlich 2 von 1000 Einwohnern zu unterhalten, die der Oeffentlichkeit zur Last fallen" (so nach einem in England verbreiteten Flugblatte).

Dagegen erklärten zwei hervorragende amerikanische Aerzte, Specialisten für den Alkoholismus, dem englischen Parlament 1872 zu Protocoll — Dr. Parrish: Durch die Prohibitivgesetze werde zwar die öffentliche Trunkenheit vermindert, aber nicht die Masse. Das Mainegesetz sei wirksam, wo das öffentliche Gefühl es unterstütze, in gewissen Gegenden sei es Nothwendigkeit gewesen, sonst sei es nur Veranlassung die Getränke anderswoher zu beschaffen. Dr. Dodge: Jedes Prohibitivgesetz, das er in Wirksamkeit gesehen, sei sehr unzureichend gewesen. Es werde nicht gerade verletzt, doch es sei ein zu starker Mißgriff, um durchgreifend sein zu können. Nur für diejenigen sei die Abschaffung ein Segen, welche sich nicht leicht privatim Getränke verschaffen könnten. Daher würden Prohibitivgesetze auf manche untere Stände einschränkend wirken, je nach der Erschwerung, Branntwein zu bekommen.

Ein Grossist in fremden und einheimischen Spirituosen habe 1869 oder 70 ausgesagt, daß er in die Gegend, wo das Prohibitivgesetz eingeführt war, nur noch circa ⅓ des früheren Quantums liefere, und sein Geschäft in dem Theil des Landes, ja fast überhaupt ruinirt sei. Es war der nördliche Theil des Staates New-York an der canadischen Grenze. Dies Geständniß beweise nicht nothwendig allgemeine Verminderung des Verkaufs, möglicher Weise sei es nur mehr an Kleinhändler übergegangen.

Der englische Consul in Maine, Murray, erstattete im Jahre 1874 über die Anwendung des Gesetzes diesen Bericht:

„Ein Aufenthalt von fast vierzehn Jahren in diesem Staate hat es mir ungewöhnlich leicht gemacht, die Frage zu studiren, und ich stehe nicht an zu versichern, daß das Prohibitivgesetz von Maine, abgesehen von einigen isolirten Dörfern, nur zu einem vollständigen Schaden in den Städten gereicht hat. Das wenige Gute, welches es gewirkt, ist mehr als aufgewogen durch die Demoralisation und die Heuchelei, zu denen es sehr viele Leute geführt hat, die, obwohl nominell und politisch Prohibitionisten, in der Praxis fern davon sind, ihr Verhalten nach ihren vorgegebenen Principien zu ordnen, der Art, daß ich sehr viele Beispiele davon gehabt habe. In den großen Städten besteht eine fast übermenschliche Schwierigkeit, ein Prohibitionsgesetz zur Anwendung zu bringen, so lange die Einfuhr der Spirituosen in den Vereinigten Staaten geduldet wird, und diese Schwierigkeit rührt nicht blos daher, daß die politischen Agenten nicht im Stande sind, zu jeder Zeit eine gleich stricte Ueberwachung auszuüben, sondern noch mehr daher, daß sie spüren, die Mehrheit der öffentlichen Meinung ist nicht auf ihrer Seite. Endlich ist das Gesetz so strenge, daß, wenn es stricte Anwendung fände, es gegen seinen eigenen Zweck angehen würde.

Es möchte sehr schwer sein, die Beobachtungen und Nachweise zu widerlegen, die ich zur Unterstützung meiner Ansicht gesammelt habe. Sie beweisen theils, daß das Gesetz zu streng und vexatorisch in seiner Anwendung ist, theils, daß die öffentliche Stimmung ihm in Wirklichkeit entgegensteht, theils, daß die Agenten der executiven Gewalt sich trotz ihrem Eifer in der Unmöglichkeit befinden, dem heimlichen Verkauf der Getränke entgegenzutreten.

Ich habe vom Polizeichef von Portland folgende Statistik von Arrestationen in dieser Stadt (von 30,000 Einwohnern) während des Zeitraums von neun Monaten des Jahres 1873 erhalten: Es wurden insgesammt verhaftet 2628, wegen Trunkenheit allein 2200. Zu den letzteren könnte man noch 1000 fügen, die, anstatt in Haft gehalten worden zu sein, nach Hause zurückgeschickt wurden. In einer Reihe von Conferenzen betreffend die Mäßigkeitssache, welche neuerdings durch Rev. Dr. Hill abgehalten werden, früher in Boston, jetzt in Portland wohnhaft, erklärte der Redner, daß er

während fünfzig Jahren, die er an verschiedenen Orten zugebracht, nicht so viele junge Leute betrunken durch die Straßen habe ziehen sehen, als er in einem einzigen Jahre auf den Straßen von Portland habe sehen können, so daß er sehr wenig Vertrauen zu der Wirksamkeit der Prohibitivgesetze hegen könne. Die gegenwärtigen Gouverneure der Staaten Massachusets und Maine sind sehr bekannte Abolitionisten, und in ihren neuesten Erlassen haben sie die Fortsetzung der Anstrengungen empfohlen, welche in diesem Sinn gemacht werden. Dies ihr Verhalten war nicht allein durch ihre persönlichen Wünsche in dieser Frage, sondern auch durch den Wunsch beeinflußt, vielen ihrer einflußreichen Wähler, besonders auf dem Lande, zu gefallen. Diese stellen sich in der That, im besten Glauben von der Welt, vor, daß die Anwendung des Gesetzes weniger schwierig sei, als sie nach den Erfahrungen ist."

General Neal Dow, der Urheber und Apostel des Maine-Gesetzes, hat die Veröffentlichung des vorstehenden Berichtes in einer großen Anzahl Zeitungen nicht ohne Protest geschehen lassen. Er beruft sich darauf, daß er viel länger, stets, in Portland gewohnt habe, doch außerdem den ganzen übrigen Staat kenne, und vor Erlaß des Gesetzes gekannt habe, was nicht der Fall des Herrn Murray sei. Auf Grund dessen erkläre er auf die positivste Weise, daß das Gesetz die größte Wohlthat für den Staat gewesen sei, und legt eine Anzahl Zeugnisse, zum Theil von Personen in höchsten Stellungen, vor, welche in der That gute Wirkungen des Gesetzes bezeugen. Im Jahre 1874 wurden nach dem Bostoner „Daily advertiser" vom 30. December für die Uebertretung dieses Gesetzes 50,000 Dollars eingezogen, 276 Wirthe verurtheilt, worunter 41 zu Haft, mehr als ein Jahr zuvor. Die Zahl der Verurtheilungen zu Gefängniß wegen anderer Uebertretungen war dreißig Procent geringer als 1866. Der Gouverneur des Staates, Nelson Dingley, berichtete an Dow auf dessen Wunsch im August 1875: „Der Einfluß des Gesetzes ist heilsam gewesen, nicht allein zur Verminderung der Uebel, welche durch die Wirthschaften verursacht werden, sondern indem es überall die gute Ordnung, den Geschmack an der Arbeit und die Mäßigkeit befördert. Während des Secessionskrieges waren die Geister allein mit diesem großen Kampfe beschäftigt, und die Anwendung des Gesetzes war leider lax. Doch seit der Herstellung des Friedens hat sich die Ausführung des Maine-Gesetzes von Jahr zu Jahr gebessert. Man kann sagen, daß die Wirthschaften in dem ländlichen Theil des Staates, der mehr als dreiviertel unserer Bevölkerung befaßt, vollständig aufgehört haben zu existiren. Und selbst in den Städten, wo es stets schwieriger ist, das Verbrechen und das Laster zu bekämpfen, haben die Schankstellen von Getränken eine beträchtliche Verminderung erfahren, wenn sie nicht ganz verschwunden sind. Die Ausführung dieser Gesetze ist heute so vollständig, wie diejenige mehrerer anderer Gesetze, deren

Nützlichkeit Niemand in Frage stellt, wie diejenigen, welche die Spielhäuser, Prostitutionshäuser, die unsittlichen Veröffentlichungen untersagen. Jedes Jahr übrigens vervollständigt sich ihre Wirkung. Kurz, heute ist die Ueberzeugung allgemein, daß die Verhinderung der Wirthschaften ein wirksameres Mittel gegen die Unmäßigkeit ist als irgend eine andere Anordnung; auch hat die ganze Opposition, welche gegen die Maine-Gesetze organisirt war, im Staat aufgehört, und zweidrittel zum wenigsten von der Bevölkerung geben ihnen ihren ungetheilten Beifall."

Neal Dow selbst fügte im vorigen Jahre noch hinzu, es gebe, so viel er wisse und glaube, kein Hôtel im Staat, in welchem Getränke verkauft würden, an der Stelle der Weinkarte sei mitunter ein Auszug aus dem betreffenden Gesetz abgedruckt. Der Bürgermeister von Beangor, der zweiten Stadt im Staat, der sehr wachsam sei, habe ihm von dort dasselbe versichert. Der Getränkehandel in Maine sei wenigstens auf sehr kleine Proportionen in den untersten und gemeinsten Theilen der ausländischen Bevölkerung von zwei oder drei großen Städten beschränkt und werde auch da mit der äußersten Geheimthuerei und Vorsicht betrieben. Uebereinstimmend spricht sich der Minister außer Dienst von Neuseeland, William Fox, in einem Briefe aus, den er im Jahre 1876 auf die Verdächtigung des Maine-Gesetzes durch zwei Parlamentsmitglieder an die „Times" sandte. Und ähnliche Zeugnisse zu Gunsten des Gesetzes enthält das „Königsberger Centralblatt für die enthaltsamen Vereine" 1877 Nr. 1.

Gambetta nach dem 20. Januar.

Die französischen Senatswahlen haben eine unerwartete Wirkung gehabt. Ihre nächste Folge war nicht die Einkehr des Vertrauens, die Befriedigung über das erstrittene Gut der definitiven Regierungsform, der Anfang der Arbeit auf dem neuen Boden. Das Alles war Angesichts des unzweifelhaften Erfolges der republikanischen Sache verheißen worden, aber vor die Erfüllung der patriotischen Gelöbnisse stellte sich noch als Zwischenspiel eine abermalige Krisis, die, so rasch sie beendigt wurde, doch einen bedenkenswerthen Anfang der neuen Aera bildet. Das Ministerium erficht in jenen Wahlen einen entscheidenden Sieg, und auf Grund dieses Sieges geht man ihm ans Leben. Das Stimmrecht hat sich für die gemäßigte Republik ausgesprochen, und die vorgerückten Schattirungen entnehmen daraus das Recht, sich in den Vordergrund zu drängen. Das Ministerium erscheint mit einem Programm, das nüchtern und schwunglos abgefaßt, gleichsam um der neuen Aera den Charakter nüchterner Geschäftigkeit aufzu-

drücken, eine Fülle von Arbeit in Aussicht stellt, von Arbeit, die der Befestigung der republikanischen Einrichtungen dienen soll, und die Republikaner richten sich gereizt auf und erklären, dieses Programm sei unannehmbar.

Was sind ihre Beschwerden? Sie haben in ihren Reden die Beamtenfrage vorangestellt und ihre Unzufriedenheit vornehmlich darauf gebaut, daß nicht ein radicaler Wechsel in den Aemtern beabsichtigt ist. Doch wäre es wohl unbillig, den Grund für das Auftreten der Republikaner ausschließlich in der Stellenjägerei zu finden. Wäre es nicht diese Frage gewesen, so war es eine andere: das Temperament des Radicalismus mußte nach dem Siege vom 5. Januar sich irgendwie Luft machen. Er bedurfte einer Emotion. Seit Monaten war die Phantasie auf das große Ereigniß dieses Triumphes gestimmt; undenkbar, daß man sofort in die Stimmung des Werktages sich fand. Ein wenig Krisis war also Bedürfniß. Zum Glück ist sie ungefährlich abgelaufen, das Land hat die Entscheidung mit Beifall begrüßt, und auch von den Hitzköpfen mag ein Theil nachträglich zufrieden sein, daß sich innerhalb der republikanischen Partei selbst eine Mehrheit fand, die trotz den nur mäßig entgegenkommenden Erklärungen des Ministerpräsidenten den Sturz desselben abwandte.

Also innerhalb der republikanischen Partei eine Mehrheit und eine Minderheit — daß dies so rasch nach dem Siege der vereinigten Kräfte zu Tage kam, das giebt doch zu denken. Die Mehrheit blieb auf Seite der gemäßigten Fractionen, aber doch war am Vorabend des 20. Januar noch nicht ausgemacht, wohin die Zunge der Waage sich neigen werde. Und nicht die Mehrheit der Kammer, sondern nur die Mehrheit der Linken hat sich, da die Rechte bei Seite stand, für das Ministerium Dufaure erklärt. Und bei dieser Trennung der Linken, die sich voraussichtlich wiederholen und tiefer noch sich eingraben wird, wo blieb derjenige, der bisher das anerkannte Haupt der gesammten republikanischen Partei war, ihr Sturmgeist und ihr Zügel, je nachdem es die Umstände verlangten, wo blieb Gambetta?

Daß er am Morgen des entscheidenden Tages noch als Führer der republikanischen Partei galt, ist unbestritten; die Frage ist, ob er es am Abend noch war. Sein Wort konnte die Debatte entscheiden, aber er hat dieses Wort nicht ausgesprochen. Er hatte es in der Hand, das Ministerium zu stürzen und selbst nach der Gewalt zu greifen, aber das war von ihm zuvor schon unzweideutig abgelehnt worden. Daraus folgte, daß er wenigstens für jetzt auf Seite des Ministeriums stehen mußte, allein diese Partie hat er ebenso wenig ergriffen. In der Debatte, deren Ausgang doch von erheblichen Folgen sein konnte, schwieg er, seine Partei ließ er gegen das Ministerium stimmen, er selbst enthielt sich des Votums. Ein räthselhaftes, widerspruchsvolles Verhalten von Seite eines Parteiführers, der bisher die

Zukunft Frankreichs repräsentirte. Man hat die Wahl: entweder war schlaue Berechnung im Spiel, oder er fühlte sich im Augenblick der Entscheidung unsicher und nicht mehr Herr der Lage; das eine oder das andere — oder beides zugleich.

Der Hintergedanke war wohl der: dem Ministerium sollte unerbittlich der Krieg gemacht und es als unrepublikanisch dem Lande denuncirt werden; aber zugleich sollte die Nation auf die plötzliche, unausfüllbare Lücke hingewiesen werden, die dann entstünde, wenn Dufaure ging und er selbst, Gambetta, sich weigerte, jetzt schon dessen Stelle einzunehmen. Gerade indem er es ablehnte, die Gewalt zu ergreifen, sollte seine Unentbehrlichkeit um so einleuchtender sich aufdrängen. Das schreckhafte Gefühl der Leere, die auf Dufaures Sturz folgen mußte, rettete diesem die Gewalt, aber, so war die Berechnung, nur für jetzt, für den Augenblick, so lange es dem Abgeordneten von Belleville beliebte. Gambetta blieb im Hintergrunde, aber als beständige Drohung für das Ministerium. Diesem war nicht mehr als eine Gnadenfrist bewilligt, zugleich eine Frist, in der es, der von ihm angenommenen Tagesordnung zufolge, den Willen der Linken thun und dieser die Wege bereiten mußte. So blieb es Gambetta erspart, sich jetzt schon, in der Zeit vor der neuen Präsidentenwahl, abzunützen, jetzt schon seine Stellung auf dem linken oder auf dem rechten Flügel der Partei zu nehmen. Er blieb außer der Verantwortung und blieb doch der Mann der Zukunft. Er zwang die jetzigen Machthaber, seine eigene Herrschaft vorzubereiten.

Auf diesen Gedankengang weist der Umstand, daß Gambettas Zeitung sich unzufrieden mit der Entscheidung zeigt und auch nach derselben den Krieg gegen das Ministerium fortsetzt. Aber man wird doch daraus auch dies abnehmen dürfen, daß ihm selbst die Lage unbequem und unerwünscht ist. Jene Berechnung kann doch nur dann gelingen, wenn die beabsichtigte Discreditirung der gemäßigten Partei Erfolg hat. Der Führer derselben hat sich aber ebenso loyal und geschickt erwiesen, als Gambetta zweideutig. Nicht Gambettas, sondern Dufaures Wort hat am 20. Januar die Entscheidung gegeben. Das Gefühl ist, wie es scheint, vorherrschend, daß die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes ersprießlicher ist, als das Steuern ins Ungewisse. Unmöglich kann die Autorität Gambettas dadurch gewinnen, daß er Sturmläufe gegen die Regierung inspirirt und im Augenblick der Entscheidung die Verantwortung von sich schiebt; daß er, auf Kosten der Befestigung der jetzigen Zustände, insgeheim auf die Zukunft speculirt. Sein Name ist noch ein unerschöpftes Capital, es wird von einem Fehler oder einem Mißerfolg nicht aufgezehrt, aber die Wiederholung solcher Fälle müßte ihm doch verderblich werden. Welches auch die Beweggründe seines Handelns waren, Thatsache ist, daß er in einem für Frankreich allgemein als entscheidend an-

erkannten Augenblick, nämlich nach dem Ausfall der Senatswahlen, die republikanische Partei nicht mehr zusammen zu halten vermocht hat. Damit ist aber auch seine Stellung eine andere geworden. Der Eindruck bleibt, daß er nicht mehr der ist, der er vor dem 20. Januar gewesen. Man muß es der französischen Nation überlassen, welche Moral sie daraus abziehen will. Ein Umstand ist gleichwohl, der keine voreiligen Schlüsse erlaubt, nämlich der, daß unter den Mitbewerbern Gambettas um die Gewalt bis dahin keiner sich zeigt, der entfernt den Zauber seines Namens besäße. Heute ist er etwas verblaßt, er kann morgen wieder im alten verführerischen Glanze strahlen.

g.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Gefahr der Einschleppung der Pest. — Seit einigen Tagen ist über ganz Europa eine gewaltige Furcht vor einem Schreckniß gekommen, dessen Auftauchen in unseren Zeiten man noch vor kurzem für ganz unmöglich gehalten hätte. Die Kunde von der Pest im Gouvernement Astrachan ward von Manchem zuerst wohl aufgenommen wie ein Märchen oder wie ein für uns gleichgültiges, belangloses Ereigniß. Aber diese Auffassung hielt nicht lange an, bald machte sie einem jähen Entsetzen Platz, das alle Welt bei dem Gedanken überkam, daß dieser alte furchtbare, für längst verschollen gehaltene Erbfeind der Menschheit wieder seinen Zug durch Europa halten könnte. Augenblicklich herrscht nun zwar wieder eine ruhigere Stimmung, immerhin aber sind ernste Besorgnisse vielfach rege geblieben und es scheint daher durchaus angezeigt, wenn wir hier versuchen, die Lage dieser Dinge so weit zu klären, als es heute überhaupt möglich ist.

Die ersten Nachrichten, die über das Auftreten der Pest zu uns drangen, wußten zu erzählen, daß ein Kosack, aus dem Felde heimkehrend, sie in das Gouvernement Astrachan eingeschleppt habe. An dieser Version ist, wie man heute ziemlich allgemein annimmt, nur so viel richtig, daß die Pest allerdings in dem genannten Gouvernement herrscht; an die erwähnte Art der Einschleppung glaubt man nicht, und wohl mit Recht, denn man frägt sich, wie in einem solchen Falle die russischen und türkischen Truppenkörper im Felde von der Krankheit verschont bleiben konnten. Wenn irgend ein Theil der einen oder der anderen Armee von der Pest inficirt gewesen wäre, so wäre die Seuche schon längst während des Krieges oder nach demselben in den Armeen ausgebrochen. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall gewesen. Die Pest ist also auf einem anderen Wege, und zwar wohl auf dem Handelswege von Persien aus Rescht, wo sie schon lange herrschte, nach Astrachan gekommen. Diese Thatsache, daß sie in dortiger Gegend aufgetreten sei, wurde anfangs, wie schon bemerkt, mit ziemlicher Gelassenheit aufgenommen, als

aber diese Gelassenheit wich, da wuchs nicht allein von Tag zu Tag die Besorgniß, sondern mit ihr auch der Glaube an die Ausbreitung der Seuche. Bald hieß es, sie habe sich in Nischnei-Nowgorod gezeigt, bald sollte sie in Odessa aufgetreten sein, bald wollte man sie am Bosporus und in Salonichi gespürt haben, endlich sollte sie sogar an einem Orte zehn Meilen von Kiew erschienen sein, d. h. sie sollte den halben Weg von Astrachan nach Berlin zurückgelegt haben. Keine einzige dieser Nachrichten hat sich bis jetzt bestätigt, einzelne derselben sind ausdrücklich dementirt worden, andere haben sich bis jetzt in keiner Weise feststellen lassen. Man nimmt in Folge dessen augenblicklich an, daß die Seuche zur Zeit noch auf ihren ursprünglichen Herd in Astrachan beschränkt ist.

Man hat auch noch einen anderen Grund für diese Annahme, nämlich den, daß im Falle eines weiteren Vorschreitens der Seuche ganz gewiß amtliche oder nichtamtliche Nachrichten über ein solches Ereigniß im Auslande vorliegen würden. Es giebt aber, so weit man weiß, keine derartigen Nachrichten, weder von amtlichen Stellen noch in den Händen von Geschäfts- und Privatleuten. Man wird einwenden wollen, daß die russische Regierung in solchen Fällen ein System der Vertuschung und Verheimlichung befolge und daß ihr Schweigen daher vielmehr geeignet sei, Beunruhigung zu erwecken. Obgleich wir in diesem Falle diese Ansicht nicht ganz theilen können, wollen wir sie einmal auf sich beruhen lassen und nur die Frage aufwerfen, ob denn die russische Regierung im Falle eines wirklichen Vorschreitens der Krankheit auch die fremden diplomatischen und consularischen Vertreter in Rußland und die ganze russische Geschäftswelt zum Schweigen verurtheilen könnte? Das möchten wir doch entschieden bezweifeln. Die auswärtigen Vertreter und Agenten würden ganz sicherlich darüber berichten und die russischen Kaufleute würden ganz gewiß Mittel und Wege finden, dasselbe zu thun. Bis jetzt liegt aber, wie gesagt, weder in der politischen noch in der geschäftlichen Welt ein solcher Bericht vor, und das ist doch mindestens nicht recht vereinbar mit der Annahme, daß die Seuche sich in Besorgniß erregender Weise vorwärts bewegt habe.

Man wird aber nun andererseits vielleicht geltend machen, daß die auch von Deutschland beschickte Wiener Pestcommission doch recht ernste Präventivmaßregeln beschlossen habe, daß auch hier in Berlin eine Commission zu demselben Zwecke zusammentreten werde und daß also doch Nachrichten Besorgniß erregender Natur vorliegen müßten. Auch diese Annahme ist insofern vollständig unbegründet, als weder den Mitgliedern der hier demnächst zusammentretenden Commission noch auch, so viel man bis jetzt weiß, der Wiener Commission positive Nachrichten über ein Vorschreiten der Pest zugegangen sind. Richtig ist nur, daß man hier wie in Wien ganz selbstverständlich auch schon

in der augenblicklich noch fern liegenden Eventualität einer Einschleppung der Seuche eine ernste Gefahr und eine dringende Veranlassung gesehen hat, bei Zeiten alle nothwendigen Vorsichtsmaßregeln auf alle Fälle zu treffen. Die in Wien zu diesem Zwecke gefaßten Beschlüsse sind bereits bekannt. Sie bestehen in den Vorschlägen, gewisse Handelsartikel von der Einfuhr aus Rußland ganz auszuschließen, bei anderen ein Verfahren der Untersuchung und Desinfection einzuschlagen, Reisende aus den von der Seuche ergriffenen Orten an der Grenze zurückzuhalten und insbesonders strenge Maßregeln für den Schiffsverkehr vorzubereiten. Ferner sollen Aerzte und Consularbeamte an den Herd der Pest geschickt werden und regelmäßig über den Verlauf der Epidemie berichten.

Die in Berlin demnächst zusammentretende Commission wird nun der Reichsregierung im Sinne dieser Beschlüsse die Vorschläge über die Maßregeln zu machen haben, die sie speciell für den Schutz Deutschlands für erforderlich und zu einem gemeinsamen internationalen Vorgehen für geeignet hält. Die deutsche Regierung wird dann die betreffenden Beschlüsse fassen, und ebenso wird auch Oesterreich-Ungarn sich über die erforderlichen Maßnahmen schlüssig machen. Rumänien, als eins der nächstbetheiligten Länder, ist bereits von Wien aus aufgefordert, sich mit Deutschland und Oesterreich bezüglich der Frage der Schutzmaßregeln in das Einvernehmen zu setzen. Ferner darf man annehmen, daß bereits deutscherseits wie österreichischerseits Schritte in Petersburg gethan sind, um die Betheiligung Deutschlands und Oesterreichs an der Beobachtung der Epidemie zu ermöglichen. Sobald Rußland seine Zustimmung zu derselben erklärt haben wird, kann das internationale Vorgehen gegen die Seuche beginnen. Zunächst werden die erwähnten direct betheiligten Staaten gemeinsam operiren, es ist aber zu erwarten, daß auch England, Frankreich und Italien sich dem internationalen Unternehmen anschließen werden. Bezüglich Englands hört man hier bereits von einer aus Aerzten und anderen wissenschaftlichen Kräften bestehenden Expedition, die zur Entsendung nach Südrußland vorbereitet wird. England hat allerdings eine wohl nicht minder dringende Veranlassung zur Bekämpfung des Feindes als die östlichen Staaten, nicht nur wegen seiner asiatischen Besitzungen, sondern auch wegen seines Interesses an der Erhaltung der Freiheit des Seeverkehrs. Der Verkehr zur See ist für die Einschleppung einer Seuche bekanntlich viel gefährlicher als der zu Lande, deshalb wird er auch, sobald es sich um Schutzmaßregeln handelt, mit den stärksten Beschränkungen belegt werden. Diese Beschränkungen sind natürlich für Niemand so empfindlich als für England, dessen Handel ganz auf dem Verkehr zur See beruht, also wird auch England einen großen Eifer zur Unterdrückung der Seuche

entfalten und mit aller Macht auf eine solche hinwirken, damit dauernde und allzuschwere Hemmnisse für den Seehandel nicht ergriffen zu werden brauchen.

Was übrigens die Haltung und das oben erwähnte Vertuschungssystem Rußlands anlangt, so ist es bekannt, daß die russische Praxis im allgemeinen dasselbe traditionell befolgt. Indeß dürfte das Schweigen der russischen Organe in diesem Falle doch nicht allein auf Rechnung dieses Systems gesetzt werden können. Man muß sich in dieser Beziehung vorstellen, wie schlecht die russische Regierung von ihren eigenen Beamten bedient zu werden pflegt, wie weit die Entfernungen sind, wie schwierig die Verhältnisse von Petersburg aus zu übersehen sind. Außerdem sind wohl sehr schwere, aber erklärliche Fehler vorgekommen. Man hat den Charakter der Epidemie sehr spät erkannt, weil es an Ort und Stelle an gebildeten Aerzten lange Zeit vollständig fehlte und weil die dortigen Regierungsorgane wahrscheinlich an das Auftreten epidemischer Krankheiten ziemlich gewöhnt sind und eine uns unverständliche Indifferenz gegen dieselben haben. So ist man in Petersburg wohl verhältnißmäßig sehr spät zu der Erkenntniß von dem Ernste der Lage gekommen und hat man vielleicht noch heute dort kein zuverlässiges Material zur Beurtheilung derselben. Freilich ist das sehr schlimm und nicht zu entschuldigen, aber der Vorwurf der absichtlichen Verheimlichung ist, wie man sieht, hier nicht ganz an der Stelle. Jedenfalls werden die nächsten Tage Aufklärungen bringen, aus denen wohl hervorgehen wird, daß die Gefahr für Europa keine imminente ist.

27. Januar. F.

Literatur.

Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und Lehre, eine historisch-kritische Darstellung von Franz Mehring. Dritte Auflage. Bremen, C. Schünemann. 1879. — Die Schrift von Mehring ist längst als diejenige anerkannt, welche am besten über die socialistische Agitation in Deutschland seit Lassalle orientirt. Ueber das Geschichtliche, die Persönlichkeiten, die Lehren und Programme findet man hier alles nöthige Material in guter, verständiger und übersichtlicher Erzählung. Die neueste Auflage ist bis zu den Mordversuchen des vergangenen Jahres und bis zum Socialistengesetz fortgeführt, womit die Bewegung zunächst ihren Abschluß erhalten hat. Mit Recht drückt aber der Verfasser den Wunsch aus, daß man sich durch die jetzt eingetretene äußerliche Ruhe nicht täuschen und einschläfern lasse. Das Socialistengesetz leistet, was es leisten sollte, aber auch nur dieses, und wie den noch immer fortdauernden Verboten des Reichsanzeigers zu entnehmen ist, zeigt sich die socialdemokratische Partei in ihrer Auflösung offenbar größer, stärker, verbreiteter, als sie selbst während ihrer Existenz je erschienen ist. g.

Julius Lessing, **Muster altdeutscher Leinenstickerei.** Berlin, Franz Lipperheide. 1878. — Es geschieht in unseren Tagen von den verschiedensten

Seiten, von den Staaten sowohl als von Vereinen und einzelnen Privatpersonen sehr viel zur Hebung der modernen Kunstindustrie, d. h. im Wesentlichen zur Einführung der Kunst in unser Haus, unsere Wohnung. Die Producirenden sind auf dem besten Wege. Es liegt jetzt nur noch an den Consumirenden, wenn nicht Alles ist, wie es sein sollte. Dem großen Publikum fehlt leider noch immer das Gefühl und das Verständniß für die Kunst, das rechte Interesse dafür. Man spricht gern von der Kunst; sobald es aber gilt, sein Interesse dafür durch Anlage einer kleinen Summe Geldes darzuthun, so ist das Interesse für das baare Geld und die Mode noch immer mächtiger als der Sinn für das Schöne und Gute. Das Billige, selbst wenn es schlecht ist, wird leider noch immer nur zu oft dem Guten, wenn letzteres etwas theurer ist, vorgezogen. Man bedenkt dabei meist nicht, daß billige Modewaaren, abgesehen von ihrer Unsolidität, also ihrer baldigen Reparaturbedürftigkeit, ihren Werth sehr bald völlig verloren haben, während wirklich gute und schöne Dinge ihren Werth dauernd behalten, ja derselbe im Laufe der Zeit nicht selten noch erhöht wird. Das ist nun freilich ein Uebelstand, welcher so schnell — es müssen erst Generationen darüber vergehen — nicht zu beseitigen ist und mit welchem die Fabrikanten und Handwerker unserer Tage rechnen müssen, wenn sie bestehen wollen.

In dieser Hinsicht hat nun Dr. Julius Lessing in Berlin, Director der Sammlungen des Deutschen Gewerbemuseums, in seiner neuesten Publication, den „Mustern altdeutscher Leinenstickerei“, vielleicht unbewußt einen sehr glücklichen Griff gethan, indem er dem großen Publikum zu überaus leichter und daher sehr billiger Decoration gewisser Hauseinrichtungsgegenstände Anleitung giebt. Es sind dies einfache, zum Theil ganz primitive, aber stets reizvolle Muster, welche in ganzen und halben Kreuzstichen, mit Garn oder Seide, roth oder blau oder roth und blau, auf weißer Leinwand ausgeführt werden, meist Bordüren, aber auch Eckstücke und Füllungen ganzer Flächen. Es ist dies die denkbar billigste Art der Ornamentation gewebter Stoffe, welche von Jedermann mit Leichtigkeit, ohne besondere Vorübung ausgeführt werden kann und zugleich für unsere Salons in hohem Grade geeignet ist.

Lessing hat diese Muster zum größten Theil von Leinenarbeiten des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts*), auch Darstellungen auf alten Gemälden und aus älteren gezeichneten Musterbüchern gesammelt, aus der großen Zahl der ihm zur Verfügung stehenden Muster aber mit Sorgfalt und Kritik eine Auswahl getroffen, und in sein Werk nur diejenigen aufgenommen, welche für unsere moderne Wohnung geeignet erscheinen. Es sind im Ganzen 242 Muster verschiedenster Art auf 44 Tafeln, welche nach der Erfindung der Frau Lipperheide, der Leiterin der bekannten „Modenwelt“, mit Typen gedruckt sind. Die Ausstattung ist, wie unsere Salons es verlangen, sehr elegant und geschmackvoll. Luthmer und Ewald haben ein stilvolles Titelblatt dazu gezeichnet. Ein kurz gehaltener Text giebt Auskunft über Geschichte, Verbreitung und Technik dieser Art Stickerei und giebt Anleitung zur Verwendung derselben für unsere modernen Zwecke.

Diese Publication hat unerwartet viel Beifall gefunden; die ganze ziemlich starke Auflage ist binnen sehr kurzer Zeit völlig vergriffen worden, ein Beweis, daß sie zeitgemäß ist und einem vorhandenen Bedürfnisse abhilft. Der Herausgeber hat eine Fortsetzung zugesagt.

R. Bergau.

---

*) In einzelnen Gegenden, welche abseits von den Orten moderner Cultur liegen, wird diese Art auch heute noch geübt.

Danteforschungen, Altes und Neues, von Karl Witte. Zweiter Band. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879. — In zwei Bänden, von denen der eine im Jahre 1869, der andere neuestens erschienen ist, hat der erste Dantekenner der Gegenwart seine zerstreuten Aufsätze gesammelt, nicht ohne sie vielfach überarbeitet und mit neuen Beiträgen bereichert zu haben. Dante und sein großes Gedicht bilden den unerschöpflichen Gegenstand aller dieser Studien und kritischen Einzeluntersuchungen, alle zeigen den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, womit auf diesem Felde Niemand mit Karl Witte zu wetteifern vermag. Ihr Inhalt ist zum großen Theil von der Art, daß sie nur innerhalb des engen Kreises der Dantegemeinde ihre Würdigung finden können. So die Abhandlungen über Handschriften der göttlichen Comödie, über Textkritik, über die ältesten Commentare u. s. w. Aus anderen Abschnitten werden auch weitere Kreise Belehrung schöpfen, so aus den Aufsätzen über die Thierwelt in der göttlichen Comödie, wo Dantes Natursinn und Naturbeobachtung von einer speciellen Seite beleuchtet wird, über Dantes Weltgebäude, Dantes Gebeine in Ravenna, biographische Einzelheiten u. dergl. Seit Jahrzehnten hat Witte mit den zahlreichen Schriften, die, zumal in Deutschland, über Dante erschienen, kritisch sich auseinandergesetzt. Auch sie sind in diese Sammlung aufgenommen. Wir finden eine Reihe Besprechungen von neueren Ausgaben, Biographieen, Uebersetzungen, von den letzteren sind Kannegießer, Streckfuß, Kopisch, Philalethes, Notter, Bartsch besprochen, und in den kritischen Anzeigen des Jahrbuchs der deutschen Dantegesellschaft finden wir zugleich eine Uebersicht der Probleme, welche zur Zeit vorzugsweise die um den florentinischen Sänger gruppirte wissenschaftliche Gemeinde beschäftigen. Aus den vermischten Aufsätzen gewinnen wir so eine Art Gesammtbild der heutigen Danteforschung.

Aus dem Bereiche der strengen Wissenschaft tritt Witte nur einmal heraus, in dem Vortrag: Dante und die italienischen Fragen. So wie derselbe erstmals im Jahre 1861 veröffentlicht wurde, nahm der Verfasser selbst Anstand ihn wieder abzudrucken. Er hat ihm beträchtliche Milderungen angedeihen lassen, und schon durch den Ausblick, der am Schlusse auf die neueren deutsch-italienischen Beziehungen geworfen wird, ist ihm der scharfe Stachel, den der Vortrag ursprünglich hatte, benommen. „Die seit Entstehung desselben verflossenen fast siebzehn Jahre," so sagt sich Witte selbst, „mit ihren ganz Italien umgestaltenden Wandlungen haben uns gelehrt, auch die italienischen Fragen anders aufzufassen als damals." Damals schrieb der strengconservative Verfasser unter dem Eindruck der Verstimmung über die Einheitsbewegung Italiens, deren tieferen Kern er zwar nicht verkennen wollte, der ihm aber doch verdunkelt und vergällt wurde durch die Ereignisse an der Oberfläche, die Wühlerei der Revolutionäre, die diplomatischen Künste eines „zwar hochbegabten" Ministers — ein lobendes Prädicat, mit dem Graf Cavour erst im jetzigen Abdrucke beehrt worden ist. Die geistige Bewegung sah der Verfasser von unreinen Elementen mißbraucht, Rechtsbruch und Gewaltthat waren die Mittel der Einigung, und um dieses Charakters der Bewegung willen konnte er, der begeisterte Dantefreund, nicht dulden, daß die Parteien aller Schattirungen den Namen des Sängers der göttlichen Comödie mit ihrer nationalen Revolution in Verbindung brachten. Es war ihm Herzenssache, daß der blanke Schild seines Dichters nicht zum Deckmantel für eine unlautere Revolution gemacht würde. Ein persönliches Bedürfniß trieb ihn, Dante von dem Verdachte zu reinigen, der geistige Urheber der gegenwärtigen Umwälzung zu sein. Wenn es nur die maßvollen Männer des juste-milieu gewesen wären! Aber auch die demokratischen Weltstürmer riefen den Namen des unsterblichen Sängers an. Das war zu viel; das Unerhörte durfte nicht geduldet werden,

daß Mazzini „und einer der edelsten deutschen Fürsten unserer Zeit aus derselben Quelle schöpfen".

Nur mit Kopfschütteln hat man damals der Beweisführung des Gelehrten folgen können. Denn daß in Dante zuerst die Empfindung für das gemeinsame Vaterland Italien Worte gefunden hat, daß er in der That als der Vater ihrer nationalen Bewegung von den Italienern gepriesen zu werden verdient, das hat Witte selbst durch seine Darstellung aufs Einleuchtendste nachgewiesen, und wenn er nun ängstlich von der geistigen Urheberschaft die Mittel der praktischen Verwirklichung unterschied, so machte er damit eine Unterscheidung, die sich ganz von selbst verstand. Daß in Dantes Idealen das moderne constitutionelle Königreich Italien keine Stelle hatte, würden wir aufs Wort glauben, auch wenn es uns nicht umständlich bewiesen würde. Auch wird Niemand versucht haben, die Schwüre der Venta oder die Minir- und Annexionspolitik Cavours mit Stellen aus der biblia sacra der Dantisten zu belegen. Ist es je vorgekommen, so war es wider den guten Geschmack und ebenso verkehrt, wie wenn man aus Dante Argumente für eine föderalistische Politik des neunzehnten Jahrhunderts schmieden will, während man andererseits freilich nicht einsieht, warum die guten Gründe, mit denen Dante zu seiner Zeit gegen den weltlichen Besitz der Päpste eiferte, ungültig geworden sein sollen und unanwendbar auf unser Zeitalter.

Das Alles erscheint nun, wie gesagt, im jetzigen Abdruck ganz erheblich gemildert. Auch wäre keine Veranlassung, auf die ausgeprägtere Tendenz des früheren Vortrags zurückzukommen, wenn der Verfasser es nicht selbst herausgefordert hätte. Im Anhang findet sich nämlich noch eine Polemik, die ganz die alte Beweisführung wieder aufnimmt. Sie ist gegen Hermann Grimm gerichtet, dessen Essay: „Dante und die italienischen Kämpfe" eingehend mit jenem Vortrag sich auseinandersetzte. Abermals ist Witte ängstlich bemüht, von Dante die Verantwortung abzuwälzen für „die Wege, auf denen das einheitliche Italien zu Stande gebracht, und die Gestalt, die ihm gegeben ist." Es fehlt nicht an Trivialitäten wie die: „der Dichter war kein Freund von Annexionen; selbst die Erweiterung des Gebietes seiner Vaterstadt war, wie der fünfzehnte und sechzehnte Gesang des Paradieses ergeben, nicht nach seinem Sinne." Wie wenig der Gelehrte, der im Alterthum Italiens so gut zu Hause ist, das Wesen seiner Erneuerung begreift, geht daraus hervor, daß er die Intervention Cavours in Mittelitalien auf eine Linie stellt mit der Intervention, die sich Metternich im Anfang der Zwanziger Jahre in den constitutionellen Staaten Neapel und Piemont erlaubte. Indessen auch diese Polemik schließt Witte mit versöhnenden Accorden, die inmitten der unerfreulichen Erscheinungen der Gegenwart mindestens eine wohlwollende Hoffnung für die Zukunft Italiens anklingen lassen, und so legen wir zuletzt das Buch ohne Verstimmung aus der Hand, mit voller Anerkennung der aus der Tiefe geholten wissenschaftlichen Schätze, in deren Sammlung ein seltenes Gelehrtenleben sich widerspiegelt. Sind doch diese Aufsätze zum Theil schon vor vielen Jahrzehnten entstanden. Nicht ohne Staunen entnimmt man dem Vorwort des ersten Bandes die Geschichte von Wittes Dantestudien, die gerade vor sechzig Jahren in Rom begonnen haben, zu derselben Zeit, da deutsche Künstler, gleichfalls von Dantes Geist berührt, ebendaselbst ein neues Kunstideal fanden. Beide Bände sind mit Bildnissen des Dichters, das eine nach Giottos Frescobild im Bargello zu Florenz, das andere nach einer Masaccio zugeschriebenen Handzeichnung in der Münchener Sammlung geschmückt, beide von J. Thäter gestochen.

W. L.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 30. Januar 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Parteien im neuen Reichstage.

Habent sua fata libelli! Als wir vor nunmehr einem Jahre das Büchlein über „Die Parteien im Deutschen Reich, was sie sondern und was sie sammeln soll"*) von unserm Schreibtisch in die weite Welt hinausgehen ließen, da war weder die freundliche Aufnahme, die es finden werde**), noch der rasche, unnatürliche Tod vorauszusehen, dessen der in Betracht gezogene Reichstag sterben sollte.

Eine Auflösung der deutschen Volksvertretung war bis dahin nie erfolgt. Und auch diesmal geschah sie nicht wegen einer eigentlichen parlamentarischen Cabinetsfrage. Ungeheuerliches mußte sich zutragen, um den allerdings schon verwickelten Knoten so zu schürzen, daß man zu seiner Lösung das Schwert eines Appells an das Volk aus der Rüstkammer der Verfassung hervorzuholen beschloß. Vom Ernst des Augenblicks tief erfüllt, folgte das deutsche Volk der Mobilmachung zum Wahlkampf. Es erneute sich, was Freiligrath vor acht Jahren gesungen:

„Im vollen Brand der Juligluth
Wie ziehst Du risch Dein Schwert!
Wie trittst Du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor Deinen Herd!"

Freilich Rath und That galten diesmal nicht der Vertheidigung gegen die Turkos des zweiten Kaiserthums, sondern der Abwehr noch schlimmerer Reichsfeinde. Was auf französischem Boden kein Franctireur gewagt, Vorkämpfer jener feindlichen Horde vollführten es in der eigenen Hauptstadt: den Mordversuch auf das heilige Haupt des Monarchen, der mehr wie irgend ein anderer Fürst Europas gleich Eberhard, dem Württemberger, von sich hätte sollen sagen dürfen:

„Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!"

*) Leipzig, O. Wigand.

**) Vergleiche die Besprechung der Broschüre: „Im neuen Reich" 1878, I. S. 227.

Denn Alter und Regierungszeit, Ruhm und Popularität Wilhelms des Siegreichen überragen diejenigen Alfonsos von Spanien und Humberts von Italien, denen seitdem Gleiches geschah, ebensoweit wie die Bildung des deutschen Volkes die der romanischen Bewohner jener beiden südlichen Halbinseln.

Die Hand der Vorsehung, die unverkennbar über den Hohenzollern waltende, hat zwar das bedrohte, theure Leben unseres Heldenvaters beschirmt; aber sie ließ es zu, daß die Wunden des edlen Greises mit blutig rothen Zungen die Gefahr predigen mußten, vor der noch Viele ihr Auge verschlossen. Gott Lob, nicht dem Kaiser, nur dem staatsrechtlichen Bestand des vorigen Reichstags haben die Folgen der Attentate ein unverhofftes, jähes Ende gesetzt. Der Kaiser lebt, es lebe der Kaiser! Der alte Reichstag ist todt, wenden wir uns dem neuen zu!

Seine Zusammensetzung, wie sie aus den Sommerwahlen hervorgegangen, soll uns heute beschäftigen; ein zweiter Artikel wird auf die außerordentliche Herbstsession rückblicken: was beides angesichts des demnächstigen Wiederzusammentritts der Reichsboten nicht unzeitgemäß erscheinen dürfte.

I.

Die Parteien und die Neuwahlen.

> Seht Ihr, wie der Regenbogen
> Dort in sieben Farben quillt?
> Dennoch hoch und festgezogen
> Wölbt er sich, der Eintracht Bild.
> — — — —
> O wann rauschen so verschlungen,
> Eure Farben, Süd und Nord?
>
> Geibel.

In unserer Eingangs erwähnten Broschüre verglichen wir die Zusammensetzung des Reichstages mit dem Spectrum des Regenbogens. Hier wie dort nach Wetters und Wahlkampfs Donnergrollen die Erscheinung des alten Farbenbildes mit den sieben, allmählich in einander überfließenden Schattirungen. Dort die bunte Folge von roth bis violett, hier Fortschrittsmänner, Nationalliberale, Freiconservative, Conservative, Particularisten, Ultramontane, Socialdemokraten, sich eben so langsam abstufend und eben so ungleich ausbreitend. Aber die Farbenvertheilung im Regenbogen war für Noah dieselbe, wie sie für uns Nachgeborene ist. Das Prisma des Wahlkampfes dagegen zerlegt das politische Volk mit wechselnder Raumzumessung an die einzelnen Schattirungen.

Halten wir in diesem Sinne das Bild des neugewählten Reichstages neben das seines Vorgängers, so bemerken wir zunächst eine erhebliche Ver-

schiebung von links nach rechts, oder in obiger Folge von den beiden Endpuncten nach der Mitte hin. Es haben

	zugenommen	abgenommen um ca. $^1/_4$:
erheblich:	Freiconservative und Conservative,	Socialdemokraten,
		Fortschrittsmänner und
mäßig:	Particularisten,	Nationalliberale.
unerheblich:	Ultramontane,	

In Procenten ausgedrückt stellt sich das Gewinn- und Verlustconto der Parteien wie folgt:

1. Fortschritt und Gruppe Löwe.	2. National-liberale.	3. Freiconservative und Altliberale.	4. Conservative.	5. Particularisten inclusive (Elsässer Klericale)	6. Ultramontane exclusive (Elsässer Klericale)	7. Socialdemokraten.
—25,7 % [—33,3 %]*)	—21,9 %	+42,9 %	+47,5 %	+10,3 %	+2,2 %	—25,0 %

Dieser Verschiebung im Parlament (also des Wahlresultates) steht folgende mit ihr nicht gleichen Schritt haltende**) Verschiebung der für die einzelnen Parteien abgegebenen absoluten Stimmenzahl***) zur Seite:

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
— 8,6 % [+ 11,7 %]	—11,5 %	+63,0 %	+46,1 %†)	+ 5,5 %	—4,3 %	—13,6 %

Relativ theilten sich die Parteien folgendermaßen in die abgegebenen Stimmen:

	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
1874:	9,1 % [1,1 %]	30,8 %	7 %	7 %	8,2 %	29,8 %	6,5 %
1877:	7,8 % [2,7 %]	28,3 %	7,9 %	9,7 %	9,5 %	25,1 %	8,7 %
1878:	6,6 % [3,1 %]	24,6 %	12,2 %	13,5 %	9,7 %	23,6 %	7,2 %

Dem Lebensberuf seiner Mitglieder nach gleicht die Zusammensetzung des neuen Reichstages derjenigen des alten leider sehr. Das bürgerliche Element steht verhältnißmäßig hinter dem adeligen, das praktische hinter dem doctrinairen, das commercielle hinter dem landwirthschaftlichen zurück. Mehr als der vierte Reichsbote ist Landwirth (106 auf 397), erst der zwölfte Kaufmann oder Industrieller (34 auf 397). Die drei höchsten Rangstufen

---

*) Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf die Gruppe Löwe, die trotz absoluter und relativer Zunahme der Stimmen am schlechtesten weggekommen ist.

**) Die beiden Reihen können schon deshalb nicht annähernd gleiche Ergebnisse zeigen, weil die Zahl der Mandate eine constante ist, diejenige der abgegebenen Stimmen aber wechselt und diesmal gegen 1877 um etwa 265,000 = 4,8 Procent zugenommen hat. Daher sind in der unteren Reihe meist die Abnahmen geringer, die Zunahmen stärker. Außerdem hat natürlich das Wahlglück, namentlich die Constellation bei den engeren Wahlen, Einfluß auf das Verhältniß der beiden Reihen.

***) Wir folgen hier den Ermittelungen des nationalliberalen Centralwahlcomités.

†) Bei den Deutschconservativen ist der Gewinn an Mandaten und Stimmenzahl procentual annähernd gleich.

unserer Aristokratie: Herzöge (1), Fürsten (7), Grafen (27) haben allein mehr Sitze inne wie die Vertreter von Handel und Gewerbe. Außerdem zählt der Reichstag aber noch 127 freiherrliche oder dem niederen Adel angehörende Mitglieder. Preußen entsandte unter seinen 236 Vertretern 122 Adelige, also mehr wie die Hälfte. Von 59 Deutschconservativen sind 46 adelig, von 56 Freiconservativen 35, von 14 Polen 13, von 10 Welfen 8, dagegen vom Centrum nur die kleinere Hälfte, von den Nationalliberalen ein Siebentel und von den Fortschrittsmännern blos Einer.

Bei keiner Partei hat ein solcher Wechsel des Besitz- und Personalstandes stattgefunden, wie bei der nationalliberalen. Von 128 Wahlkreisen behauptete sie in der ersten Wahl nur 70, in der Stichwahl 15; andere 15 Kreise gewann sie neu; von 128 bisherigen Vertretern kehrten nur 70, also etwas über die Hälfte wieder. Andererseits ist die stabilste Partei das Centrum, obgleich der relative Procentsatz der auf seine Vertreter gefallenen Stimmen seit 1874, wie bei den Nationalliberalen, um circa ein Fünftel zurückgegangen ist. Bei den letzten Wahlen behauptete es seine alten Kreise sämmtlich bis auf zwei, gewann dagegen vier neue. Dies wäre nicht möglich gewesen, wenn dem Centrum nicht die Stimmen anderer Oppositionsparteien zu Hülfe gekommen wären; denn von dem relativen Zurückbleiben abgesehen, hat sich seine Stimmenzahl seit 1877 auch absolut um 60,000 vermindert; der Culturkampf und mit ihm die Gefolgschaft der Ultramontanen haben den Culminationspunct hinter sich. Der zufällige Gewinn von zwei neuen Sitzen vermag darüber nicht zu täuschen und erscheint auch um so bedeutungsloser, als es — ohne die Reichslande mit zu berücksichtigen — jetzt noch in Deutschland zwei Dutzend Wahlkreise mit überwiegend katholischer Bevölkerung giebt, die nicht durch einen Ultramontanen (oder Polen) vertreten sind. Darunter gar einen mit 95 Procent, zwei mit 90 bis 91 Procent, zwei fernere mit 85 bis 86 Procent Katholiken, und nicht weniger als 8, welche Freiconservative gewählt haben; wie sich denn das besondere Glück und Geschick der deutschen Reichspartei bei Bekämpfung von Reichsfeinden ferner darin ausspricht, daß sie diesmal dem Centrum einen, den Polen einen, den süddeutschen Demokraten zwei, den Socialisten vier Sitze entriß, ohne hierfür andere Mandate an diese Parteien abzugeben. Die Nationalliberalen haben dagegen unter andern drei Sitze an Ultramontane, vier an Welfen, einen an süddeutsche Demokraten verloren und kehren nur mit genau zwei Drittel der Stärke wieder, die sie noch vor drei Jahren ins Feld führten.

Nationalliberale und Freiconservative litten übrigens beinahe gleichmäßig unter den bei den Stichwahlen, man möchte fast sagen „aus Bosheit" geschlossenen Bündnissen zwischen Ultramontanen, Demokraten und Socialdemokraten. Die Fortschrittspartei hat sich, von Dresden abgesehen, mehr

nehmend als gebend gegen diese Trias verhalten: sie brachte von 17 Stichwahlen 14 ein. Aehnliche unnatürliche Constellationen waren indeß schon im Januar 1877 beobachtet worden. Ueberhaupt ist die letzte Verschiebung ausweislich obiger Zusammenstellung eigentlich nur eine gradlinige Fortsetzung der in minderem Maße bereits bei den vorletzten Wahlen zu Tage getretenen, — die Verkleinerung des socialistischen Fähnleins ausgenommen, gegen welches der vorige Wahlkampf ja insbesondere geführt wurde, oder wenigstens geführt werden sollte.

Es hat sich vollauf bestätigt, was wir in unserer Broschüre S. 21 andeuteten: „Für die Conservativen scheint die Zeit des abnehmenden Mondes überwunden. Nachdem die Wahlen von 1874 sie tief gedemüthigt, geht von Neuem ein unleugbar conservativer Zug durchs Land ..... Die Fortschrittspartei dagegen ist möglicherweise noch nicht auf dem niedrigsten Punct angekommen, da sie sich völlig zwischen zwei Stühle gesetzt hat. Dem liberalen Bürgerthum ist sie zu radical, und dem Demokraten zu conservativ!"

H. W. Vogel erzählt in der Zeitschrift „Nord und Süd"*): man habe links von den rothen Strahlen des Spectrums noch andere, dem Auge unwahrnehmbare entdeckt und dieselben als „ultrarothe" in die Wissenschaft eingeführt. Eine ähnliche Erscheinung erklärt uns das „progressive" Hinschwinden der Fortschrittspartei. Die „Ultrarothen" drängen die Rothen, die Demokraten die Fortschrittler. Je unwahrnehmbarer, je unbewußter, desto gefährlicher.

Die deutsche Fortschrittspartei, von Anfang an eine ostpreußische, ist ihrem geographischen Gebiete nach nie recht eine deutsche, nur eine preußische gewesen. Jetzt aber, nachdem sie sogar die Domänen der ostpreußischen Heimath bis auf den letzten Sitz verscherzt hat, ist sie eigentlich nur noch eine Berlinische. Mehr wie der dritte Theil ihrer gegenwärtigen Reichstagsmitglieder ist in Berlin oder den vier, Berlin unmittelbar benachbarten kurmärkischen Landkreisen gewählt. Von 41 Procent aller preußischen Mandate, welche die Fortschrittspartei 1863 inne hatte, ist sie in fünfzehn Jahren auf sechs Procent aller deutschen Mandate gesunken; jeder neue Wahlfeldzug hat ihr mit unerbittlicher Regelmäßigkeit neue Verluste gebracht: und das Alles auf Grund des von ihr erwünschten allgemeinen Stimmrechts.

Es gab eine Zeit, da die Fortschrittspartei und das von ihr ins Schlepptau genommene „linke Centrum" des Herrn von Bockum-Dolffs unbestreitbar das preußische Bürgerthum vertraten. Erstere nahm 147, letzteres 139 Sitze unter 352 des preußischen Abgeordnetenhauses ein. Aber das waren Tage starrer Negation, Tage eines durch die verschleierte auswärtige

*) Octoberheft 1877. Seite 103.

Politik erklärlichen „non possumus!“ Dem ehrlichen, deutschen „Nein“ jener unseligen Conflictszeit (1862 bis 66) ist das auferbauende „Ja“ seitdem nur selten gefolgt. Schmollend hat die Fortschrittspartei meist bei Seite gestanden, wenn es galt, in positiver Mitarbeit die Ernte der Einheitskriege zu bergen. Sie wollte „durch Freiheit zur Einheit“, und da es nun nach Bismarcks Recept „durch Einheit zur Freiheit“ gehen sollte, hatte sie an allen erreichbaren Freiheiten etwas zu mäkeln, denn es sei nicht die eine „Freiheit, die sie meine, die ihr Herz erfüllt!“ Eine Partei, die sich in solchen „Winkel von 45 Grad“ zu jedem wirklichen Fortschritt stellt, kann natürlich nicht mehr das deutsche Bürgerthum vertreten. Sie kann höchstens hier und da einen gewohnheitsmäßig oppositionellen Wahlkreis festhalten oder durch die Specialkenntnisse, die persönliche Bedeutung und Gesinnungstüchtigkeit ihrer Vertreter Glück machen; denn wir stehen nicht an, diese Eigenschaften bei den Virchow, Hänel, Schulze-Delitzsch in vollem Maße anzuerkennen. Etwas Hamletartiges steckt in diesen Naturen. Sie überlegen und reden trefflich, aber zum politischen Handeln kommen sie nicht. Sie wollen den angeblich an den Volksrechten begangenen Mord rächen, aber sie stechen höchstens mit dem Schwert in die Tapete und treffen — den Unrechten. Insofern Hamlet ein Urbild des unpraktischen, aber ehrlichen Deutschen ist, paßt es in der That auf die Fortschrittspartei, deren Fehler und Vorzüge zu sehr den Nationalcharakter an sich tragen, als daß wir sie nicht verstehen und entschuldigen, wenn auch tief beklagen sollten.

Von parteilicher Schadenfreude, welche ohnedies dem objectiven Gesichtspuncte schlecht anstehen würde, sind wir also weit entfernt, wenn wir auf das herbstliche Abblättern des fortschrittlichen Stammes verweisen. Im Gegentheil, wir bedauern aufrichtig, daß eine Partei, welche so schätzenswerthe und schneidige deutsche Unitarier birgt, sichtlich aufhört, Landespartei zu sein und nur noch die Standarte abgiebt für die immer mehr nach links gehenden Bestrebungen einzelner, namentlich hauptstädtischer Doctrinaire. Mit Abzweigung der „Gruppe Löwe“ scheint der letzte praktische Geist aus der Fraction gewichen. Uebrig geblieben ist nur der „Geist, der stets verneint“.

Die conservative Partei hat freilich auch einmal (1863) nur 11 Mitglieder gezählt, — sie, die noch in der Landrathskammer von 1855 so stark war, daß ihr 231 Sitze gehörten, und die schon 1866 wieder über die Hälfte aller Mandate gebot. Aber die conservative Partei besaß schaffende Kräfte. Sie reorganisirte sich in activer Mitarbeit an der Neugestaltung erst Nord-, dann Alldeutschlands und machte noch 1874 die Erfahrung, daß sie nicht ungestraft in die bloße Negation zurücktreten dürfe. Die damals erlittenen Verluste hat sie indessen durch die letzten Wahlen wieder voll eingeholt. 1874 stimmten 736,000 Wähler conservativ, 1877 schon 977,000, 1878 aber

anderthalb Millionen. Die Zahl der conservativen Stimmen hat sich also in vier Jahren mehr als verdoppelt und ist in einem Jahre um mehr denn 50 Procent gewachsen. Der Einbuße der doctrinair-liberalen Gruppe steht die Rehabilitirung der conservativen Sache gegenüber; sie bildet zu jenem Rückgang, welchen wir als die Hauptsignatur des jüngsten Wahlkampfes hervorhoben, die Ergänzung nach der positiven Seite hin. Und auf diesen Revers der Medaille können wir nicht anders als mit lebhafter Genugthuung verweisen. Nicht, daß wir bei Revers an Reaction dächten. Aber die schöne liberal-humane Schauseite unseres gesammten öffentlichen Lebens hat ihre leider zu wenig beachtete Rückseite. Prägt die Kopfseite der Münze das ideale Bild des freiheitlichen Staates aus, so will darüber die Schrift der Kehrseite nicht vergessen sein: sie lehrt, daß Ordnung und Maß den freiheitlichen Errungenschaften allein Werth und Bestand geben, oder, um mit der Rede des Herrn von Bennigsen in Kreiensen zu sprechen, daß die Forderungen der Ordnung mitunter die der Freiheit überwiegen müssen. Wohlverstanden, Geist und Gedanke der neueren Gesetzgebung sollen keineswegs in Frage gestellt, nur durch die bessernde Hand der Erfahrung, deren jedes Menschenwerk bedarf, vor Mißbrauch bewahrt werden. Denn „es ist immer der Irrthum der feurigsten Reformen gewesen, — sagt Buckle in seiner Geschichte der Civilisation — daß sie im Eifer, ihren Zweck zu erreichen, die politische Bewegung über die intellectuelle hinausgehen lassen".

Und in diesem Sinne freuen wir uns von Herzen über das Erstarken der conservativen Parteien um nahezu die Hälfte ihres letzten Besitzstandes. Es kommt zur guten Stunde und bedeutet einen unbestreitbaren Erfolg des in conservativerem Sinne regenerirten Ministeriums. Streiten läßt sich nur darüber, ob dieser Erfolg mit den Erbitterungen und Immoralitäten des Wahlkampfes und mit der Zurückeroberung Hannovers durch die Welfen nicht reichlich theuer bezahlt worden ist. In Bezug auf den erstgenannten Preis schwebt uns ein Wort Macaulays vor, das in den letzten Wahlen so recht seine Bestätigung fand: „Die Leidenschaften werden durch Sympathien entflammt; die Furcht vor Strafe und das Schamgefühl werden durch Theilung gemindert. Täglich sehen wir Menschen für ihre Partei thun, was für sich selbst zu thun, sie lieber sterben würden." Auch bemerkte ein Abgeordneter aus der „Gruppe Löwe" treffend: „Es wird nie mehr gelogen als vor der Wahl, während des Krieges und nach der Jagd."

Was den anderen Punct angeht, so wird der conservative Patriot, dem das schwarz-weiß-rothe Banner höher steht, als die Wimpel der Parteien und Fractionen, nicht ohne schmerzliches Bedauern wahrnehmen können, wie sich in der dem „Daheim" beigegebenen Wahlkarte — der übersichtlichsten

aller graphischen Darstellungen des letzten Wahlergebnisses*) — die schwarzen Kreuze, welche die für den „König Ernst August" demonstrirenden Landestheile veranschaulichen, im Herzen Deutschlands ausgebreitet haben. Sein Behagen über die rothen Schattirungen auf weißem Grunde — das Zeichen für conservative Wahlen — die im ostelbischen Norden die liberalen Färbungen vielfach verdrängt haben, muß dadurch wesentliche Einbuße erleiden.

*) Die von Ernst Hasse bearbeitete Daheimkarte ist die klarste, was den Totaleindruck von der geographischen Vertheilung der Parteien angeht. Dieselbe Klarheit zeigt eine selbständig von Ernst Hasse herausgegebene „Karte über die Verbreitung der Socialdemokratie in Deutschland" auf Grund der letzten Wahlen, während eine der „Illustrirten Zeitung" beigegebene saubere Karte durch geschickte Anbringung schwarz schattirter Kreise auf roth schattirten Feldern eine Vergleichung der beiden letzten Wahlergebnisse ermöglicht. Eine bei C. Heymann in Berlin erschienene Bearbeitung von Hugo Knoblauch (Ingenieur und königlichem Feldmesser; nicht zu verwechseln mit Landrath Knobloch, dem Gründer der Bismarckpartei sans phrase) versucht gar, die sämmtlichen vier bisher erfolgten Reichstagswahlen vergleichend nebeneinanderzustellen und löst diese Aufgabe, welche durchschlagende Klarheit ausschließt, mittelst mehrerer concentrischer Kreise innerhalb jedes Wahlbezirks. Gleich nach dem 30. Juli war ferner im Verlage des Berliner Lithographischen Instituts eine Bearbeitung von Th. Hohoff, Secretär im kaiserlichen statistischen Amt, erschienen, die durch kreuzweise Striche in verschiedenen Farben die erforderlichen Stichwahlen bezeichnet, und dadurch Interesse behält, im Uebrigen aber an vielen Irrthümern leidet, abgesehen davon, daß auch die herangezogenen Farben (z. B. die für die deutsche Reichs- und die Centrumspartei) nicht deutlich genug von einander abstechen. Letzterer Fehler ist auch der zweiten, nach dem Ausfall der engeren Wahlen veranstalteten Ausgabe der Hohoffschen Karte verblieben. Für viele Augen sind überhaupt verschiedenartige Schattirungen in wenigen Grundfarben (wie bei den drei erstgenannten Karten) deutlicher, als die Nuancirung durch viele Farben, falls diese nicht besonders glücklich gewählt sind.

Gleichfalls colorirt, aber von dem streng geographischen Princip theils unpraktisch, theils gebotener Weise abweichend, ist ein später erschienenes Kartenwerk von Civilingenieur F. Peters (Berlin, Jul. Straube), welches das Gesammtbild der Wahlen von 1877 und 1878 durch zwei gesonderte Uebersichtskarten zu geben versucht, die alle Wahlkreise — ihrer geographischen Lage ungefähr entsprechend — als gleiche Quadrate auffassen. Die Verwandlung des geographischen Bezirks in eine mathematische Figur ist dabei (cfr. obige Karten) eben so unnöthig, wie geeignet für die übrigen Blätter, welche die statistischen Verhältnisse der einzelnen Wahlkreise durch Streifen veranschaulichen, deren Breite die Zahl der Stimmberechtigten, deren Höhe und Färbung die Anzahl der überhaupt und der für die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen bezeichnen.

Zusammengehalten bilden die sechs Arbeiten, jede für den besonderen Zweck, den sie sich stellt, eine dankenswerthe Gabe zur parlamentarischen Literatur und eine lehrreiche Ergänzung zu dem statistischen Atlas des deutschen Reichs von Andree und Peschel. Es wäre hochinteressant, würde hier aber zu weit führen, die Wahlergebnisse zu vergleichen mit den ethnographischen, confessionellen und Analphabetenkarten dieses Atlas, sowie denjenigen Karten desselben, welche über die Dichtigkeit und Beschäftigung der Bevölkerung, das Verhältniß von Stadt und Land, die in den unehelichen Geburten sich spiegelnden sittlichen Zustände u. a. m. handeln. Wir haben oben einen kleinen Excurs auf dies Gebiet gemacht, insofern wir die Chancen der Centrumspartei an der Anzahl von Wahlkreisen mit überwiegend katholischer Bevölkerung maßen.

Der liberale Patriot aber hat keine Ursache, darüber zu klagen, daß die conservative Sache der liberalen an Quantität der Vertreter wieder ebenbürtig geworden ist; die Qualität der vielen parlamentarischen Neulinge muß sich ja erst erweisen. Ungefähr gleich stark, werden das conservative und das liberale Lager in heilsamer Weise sich die Wage halten. Die Fortschritte der Cultur und der Freiheit der Völker vollziehen sich fast nie in gradlinigen Bahnen, sondern meist in Curven mit ab und zu rückläufigen Bewegungen. „Geht er aber auch durch Krümmen — mahnt Schiller — der Weg der Ordnung ist kein Umweg." Zwischen Action und Reaction gravitirt das Pendel im Riesenuhrwerk der Menschengeschichte hin und her, und nur das Maßhalten nach der einen Seite verhütet das schroffe Umschlagen nach der anderen. Die liberale Sache könnte nicht ärger compromittirt werden, als wenn sie in das Fahrwasser des doctrinairen Fortschritts geriethe, der den kaum zusammengefügten Kahn sorglos durch Stromschnellen und über Klippen treiben würde, bis ein Unglück geschähe oder die rettende, reactionäre Hand vom Ufer sich ausstreckte. Vor Reaction kann uns nur besonnene Action, vor Revolution nur vorsichtige Evolution, d. h. schrittweise Entwickelung bewahren, die erst dann weiter vorgeht, wenn sie die zurückgelegte Strecke gehörig befestigt hat. Bevor wir an neue Anpflanzungen denken, haben wir die jüngst emporgeschossenen Culturen gegen die elementaren Mächte, gegen Unkraut und Engerlinge zu schützen.

Als die Kinder Israel aus der Gefangenschaft gekommen waren, baute nur der eine Theil der Männer den Tempel weiter, der andere Theil stand in Waffen wider die Reichsfeinde (Nehemia 4, 16). Aehnlich dürfen unsere Reichsfreunde über dem Fortbauen nicht das Befestigen vergessen, wenn Ersteres auch darüber zurückbleibt. Conservative und Liberale bilden ja leider bei uns nicht wie Tories und Whigs in England Gegensätze, die ein Drittes ausschließen. Das Dritte ist vollbürtig da und beherrscht vollwichtiger ein Drittel des Reichstages, wie jedes der beiden anderen Lager für sich es thut. Die drei Parteifarben an dem einen Ende unserer Reihe: Particularisten, Ultramontane und Socialisten, verschwimmen bei Stichwahlen und bei nationalen Reichsangelegenheiten überhaupt in eine schwarz-rothe Mischnuance, die den in zwei Heerhaufen getheilten Schwarz-Weiß-Rothen geschlossen gegenübersteht. Die Analogie mit den sieben Regenbogenfarben, welche man ja auch nach drei Hauptfarben zu sondern pflegt, tritt hier wieder hervor; und es ist merkwürdig, daß die vereinigten Liberalen, die vereinigten Conservativen und die vereinigten Reichsfeinde sich diesmal ziemlich gleichmäßig in die Reichstagssitze getheilt haben, wie nachstehende Tabelle es zeigt:

Fortschrittler u. Gruppe Löwe.	Nationalliberale u. Elsässer Autonomisten.	Altliberale u. Freiconservative.	Conservative.	Particularisten.		Ultramontane.	Socialdemokrat.
26 + 6	100 + 4	60	59	Welfen	10	94	9
32	104	119		Polen	14		
136				Däne	1		
				Elsässer	11		
				Südd. Demokraten	3		
					39		
					142		

Bei der Wahl des ersten Vicepräsidenten am 11. September, welche für die Stärkemessung der drei Parteilager maßgebend war und an der 360 Abgeordnete Theil nahmen — viel mehr pflegen selten anwesend zu sein — zerlegte sich der Reichstag wie folgt in die drei Lager:

Erste Gruppe:	Zweite Gruppe:	Dritte Gruppe:
125 St. für v. Stauffenberg.	115 St. für v. Seydewitz.	119 St. für v. Franckenstein. 1 „ blanco.

Tres faciunt collegium! Aber bei Dr.ien gehen meist zwei gegen den Dritten. Wir wollen hoffen, daß dieser Dritte hier der Reichsfeind sei!

Praktisch freilich wird sich die Scheidung leider nur selten im annähernden Verhältniß 2 : 1, sondern meist ungünstiger für die Reichsfreunde vollziehen. Wenn Fürst Bismarck in seiner staatsmännischen Rede vom 10. October v. J. $^3/_7$ des Reichstages als jeder Verständigung verschlossen bezeichnete, so hatte er mit Recht nicht allein die drei reichsfeindlichen unter den sieben Regenbogenfarben im Auge, sondern er meinte mathematisch $^3/_7$ des Reichstages, d. h. er begriff die Fortschrittspartei ohne die Gruppe Löwe ein (142 + 26 = 168 oder fast $^3/_7$ von 397), während die verbleibenden $^4/_7$, repräsentirt von den drei Fractionen der Conservativen, der Freiconservativen und der um die Gruppe Löwe verstärkten Nationalliberalen, seit Gründung des Deutschen Reiches die Stützpfeiler waren, worauf die Verständigung mit der Regierung in allen entscheidenden Fragen, von der Vereinbarung der Verfassung bis zum Socialistengesetz ruhte. Möge diese Triplealliance, welche zur Zeit des Bestehens der „liberalen Reichspartei" gar ein Vierbund war, allmählich zu einem gesunden Dualismus sich vereinfachen, in welchem die Keime einer großen conservativen und liberalen Partei — deutscher Tories und Whigs — enthalten sind!

Denn wir möchten die bunt zusammengesetzte Reihe von Politikern, „die es gemeinsam für ihre Aufgabe erkennen, der Regierung des Fürsten Bis-

marck auf den von ihr seit 1866 und 1870 eingeschlagenen Pfaden mit mehr oder minder Vorbehalt zu folgen, aber doch zu folgen"*), wir möchten diese langgestreckte Schlachtordnung, deren geringe Tiefenentwickelung im Mißverhältniß steht zu ihrer großen Frontausdehnung, — in zwei Haupttreffen gesondert wissen: in ein conservativeres und ein liberaleres Lager, ohne jedoch diesen Schlagworten an sich eine ernstere Bedeutung beizulegen. Denn „conservativ" und „liberal" sind trocken gewordene Hülsen, welche längst nicht mehr den Kern bergen, sind relative Begriffe, zu denen man sich einen absoluten Inhalt auf die verschiedenste Weise denken kann. In England gehen von den conservativen Tories die liberalsten Gesetzreformen aus, in Frankreich suchen gerade die Liberalen die bestehende Regierungsform zu „conserviren", und bei uns ist durch die großen Umgestaltungen des letzten Jahrzehnts gleichfalls eine solche Verschiebung der Parteiziele eingetreten, daß gegenwärtig eigentlich die Liberalen conservative Politik treiben, d. h. einer weitgehenden Revision der neueren Gesetzgebung sich entgegenstemmen und viel mehr in der Vertheidigung des heutigen Besitzstandes, als im Angriff auf fernere conservative Positionen begriffen sind.**) In dieser Richtung hat die Verschiebung des Verhältnisses von Offensive und Defensive sogar seit Jahresfrist unverkennbare Fortschritte gemacht. An „die Vorrückung der Außenlinien" denkt heute der entschieden nationalliberale Feldherr viel weniger, er ist zufrieden, wenn die Conservativen seine bisherigen Cirkel nicht stören und hält es schon für ein ganz unerwartetes Geschenk aus Fortunas Füllhorn, wenn der wackere Freiherr von Stauffenberg, der in der engeren Wahl zu München unterlag, noch gerade zeitig genug in Holzminden gewählt wird, um nach zwei schweren engeren Wahlen im Reichstage als Vicepräsident desselben bestätigt zu werden. Wir kommen im zweiten Artikel auf dies Danaergeschenk des Wahlglücks eingehend zurück.

Das letzte Jahr hat aber namentlich insofern die Fortsetzung eines bereits im Flusse begriffenen Processes gebracht, als es die von uns gewünschte Zweitheilung, deren Scheidelinie wohl oder übel durch die nationalliberale Partei gehen muß, thatsächlich sehr beförderte. Die Herren Treitschke,

*) Vergleiche unsere Broschüre Seite 25 u. ff.

**) Selbst das neue, auf dem Parteitag im November vereinbarte fortschrittliche Programm, welches doch nach der „Post" „ein Kuchen ist, wundervoll garnirt mit sämmtlichen großen Pflaumen einer Oppositionspartei quand même", enthält u. A. folgende Sätze: Erhaltung des allgemeinen, gleichen, directen und geheimen Wahlrechts und der dreijährigen Legislaturperiode. Erhaltung des Rechtes des Reichstages auf jährliche Steuerbewilligung, bis zur vollen Sicherstellung dieses Rechtes in anderer Form. Beibehaltung der Matricularbeiträge unter Annahme eines gerechteren Vertheilungsmaßstabes. Festhaltung der bewährten Grundsätze der Zollvereinspolitik. Aufrechterhaltung der Freizügigkeit, der Gewerbefreiheit, der Coalitionsfreiheit.

Wehrenpfennig, Gneist u. A. m. — wir veranschlagen ihren Anhang auf 20 bis 30 Nationalliberale vom rechten Flügel — haben bei der hochwichtigen Frage der ersten Socialistenvorlage eine mehr den Freiconservativen, als dem Gros der eigenen Partei zugewandte Haltung eingenommen. Bei der Abstimmung im Reichstage selbst trat zwar eine geringere Anzahl von gemäßigten Liberalen für das Amendement Beseler-Gneist ein, nachdem es der Beredtsamkeit Laskers und Bennigsens gelungen, verschiedene Schwankende hinüberzuziehen, aber der Zwiespalt in der nationalliberalen Fraction wurde unwiderleglich bestätigt durch die nun folgende Wahlperiode, beginnend mit der Erklärung der Herren Albrecht, Wehrenpfennig und Genossen, und endend mit den Vorgängen in Berlin, wo der rechte und linke Flügel der Partei sich schroff gegenüberstanden. Am schlagendsten jedoch trat jener Zwiespalt in dem offenen Widerspruch hervor, welchen nationalliberale Provinzialzeitungen vom rechten Flügel gegen die Wahlaufrufe, die Flugblätter und die beiden lithographirten Organe der Parteiführer vom linken Flügel erhoben. Wir nennen hier nur die Elberfelder, Bonner, Freiburger, Leipziger deutsche allgemeine Zeitung, den Schwäbischen Merkur, die Süddeutsche Presse, die Grenzboten, — und verzichten ungern darauf, eine Blumenlese aus ihren zum Theil kräftigen Auslassungen zu geben. Andere hervorragende Blätter der Partei, welchen die Wahl zwischen rechts und links schwer fallen mag, haben von ihrem Standpuncte ganz recht, wenn sie an dem Dogma von der einen, untheilbaren nationalliberalen Partei mit aller Zähigkeit festhalten und die Zwei-Seelen-Theorie für ein Märchen annectionslustiger Politiker der Fortschritts- oder der deutschen Reichspartei ausgeben, während Heinrich von Treitschke in den „Preußischen Jahrbüchern" gegen das „unglückselige Märchen" von einer großen liberalen Partei ankämpft. Thatsache ist übrigens, daß die Uneinheitlichkeit der nationalliberalen Fraction, oder ihre „concordia discors", wie Horaz sagen würde, am ungeduldigsten von den Fortschrittlern betont wird, die nach neuen Rekruten für ihre gelichteten Reihen bald bei den gemäßigteren, bald bei den demokratischeren Nachbarn polnisch betteln gehen. Sie haben nach Virchows Geständniß während des verflossenen Sommers wirklich auf die Hinüberziehung des linken Flügels der Nationalliberalen gehofft und beschuldigen die „Treitschkeaner" mit Vorliebe des Verraths an der liberalen Sache. Die Volkszeitung findet sogar drastisch, daß „Treitschke zu Lasker paßt, wie der Fackeltanz zur Ministerverantwortlichkeit", und daß „eine Fraction, die solche Glieder in sich vereinigt, in der That nur so lange zusammenhalten kann, so lange das Weihnachtsphantom der Regierungsfähigkeit sich nicht im nüchternen Lichte der Wirklichkeit auflöst". Auch Ludolf Parisius spricht in seinem fleißigen Buche „Deutschlands politische Parteien" (welchem der Eingangs angezogene Artikel in Nr. 6 des vorigen

Jahrgangs dieser Blätter unsere Broschüre gegenüberstellt) wiederholt von den „großen principiellen Gegensätzen innerhalb der nationalliberalen Partei" und citirt Seite 205 u. A. eine Rede Laskers vom 14. April 1874, um daraus gar das Zugeständniß einer „Dreigetheiltheit" der Partei zu schließen.

Mag es sich nun damit verhalten, wie es will, soviel ist sicher: „Der rechte Flügel der Nationalliberalen hebt sich von den Freiconservativen nur mit einer leichten Schattirung ab"*); ebenso wie der linke Flügel kaum merklich von der „Gruppe Löwe" absticht. Nur Unterschiede des Temperaments, d. h. durch die natürliche Geblütsmischung und Gemüthsstimmung der einzelnen Politiker bedingte Abweichungen in Bezug auf die Opportunität des Vorgehens trennen hier die Anhänger Treitschkes von denen Bethusys, dort den Flügel Lasker von der Gruppe Löwe. Die Freunde Laskers und Treitschkes aber, so viel Berührungspuncte sie haben, gehen doch grundsätzlich mehr auseinander. Die Trennungslinie zwischen zwei großen regierungsfähigen Parteien kann nach Lage der Sache nur zwischen ihnen durchgehen, und die Abbröckelung der Gruppe Treitschke vom Stamm der Nationalliberalen ist nur eine Frage der Zeit: mag es immerhin ein Dutzend Jahre hindurch gelungen sein, zwei so abweichende Elemente in einem Fractionsverband nebeneinander zu halten.

Möglich ist das auch nur deshalb gewesen, weil man die Fractionsdisciplin nicht streng handhabte und die Geschicklichkeit besaß, jeden aufklaffenden Spalt mit rednerischen Blumen zuzudecken. „In keiner Partei — schrieb neulich A. Springer in dieser Zeitschrift — wuchert die Schmarotzerpflanze der Phrase so üppig wie in der liberalen." Und wenn Parisius (a. a. O. S. 113) schon das lange freiconservative Programm vom 27. October 1867 ein schwülstiges und phrasenhaftes nennt, so ist selten wohl ein größeres Meisterstück an tadelloser formaler Logik und doch inhaltlicher Umgehung jeder positiven Stellungnahme geleistet worden, als im letzten Wahlprogramm der nationalliberalen Partei, dessen Einschachtelungen und Verclausulirungen es mit Keinem zu verderben suchten. „Es theilte Jedem eine Gabe, Dem Früchte, Jenem Blumen aus."

Man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß die hundert Nationalliberalen, welche diesmal ihr Mandat gerettet oder neu erworben haben, weniger auf jenes unbestimmte Programm hin gewählt worden sind, als vielmehr auf die praktisch bewährte Haltung der Fraction, die in entscheidenden Fragen stets einen Compromiß mit der Staatsregierung zu finden und sich nach anfänglichem Schwanken Einzelner meist einmüthig um das Banner

*) Bamberger in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung".

solcher Verständigung zu schaaren wußte. So auch — obwohl die beiden Eckthürme der Partei, Lasker und Bennigsen, in der Commission noch vielfach auseinander gingen — während der letzten außerordentlichen Session des Reichstages, der unser zweiter Artikel gewidmet sein wird.

Barmen, Januar 1879. B. R. Bredt.

Stand und Wirkung der amerikanischen Getränkegesetze.

II.

In den andern Staaten wird der Verkauf alkoholischer Getränke durch die Concessionen geregelt, welche die Localbehörden bewilligen, um diejenigen zu ergänzen, die von der Bundesregierung bewilligt worden sind. Die Bedingungen, unter welchen diese staatlichen Concessionen erhalten werden können, sind bei den einzelnen sehr verschieden. In Massachusets z. B. ist ihre Zahl beschränkt und die Concessionsgelder sind beträchtlich. Dagegen in Pennsylvanien kann man sagen, ist der Getränkehandel in der That frei, und die Steuer wird in Gestalt einer Auflage auf die Einnahme erhoben. Dieser Staat ertheilt nach Dr. Parrish Concessionen für ein Wirthshaus im Umfange einer englischen Quadratmeile. Zwölf respectable Bürger müssen das Concessionsgesuch des Wirthes unterzeichnen und ihm seine moralische und technische Tüchtigkeit bezeugen. Dann entscheidet darüber ein Quartalgericht. Die Gebühren sind 20—500 Dollars je nach dem Rang der Häuser. Das Geld fließt in die Staats- speciell Armenkasse. Die Behörden oder die (fixirten) Beamten haben keinen Nutzen davon. Im Staate Newyork ist das Concessionsverfahren das nämliche.

In keinem Staat sind diese Bestimmungen seit zehn Jahren mit größerer Sorgfalt discutirt worden als im Staate Massachusets. Im Jahre 1867 nahm die gesetzgebende Kammer ein Prohibitivgesetz an, welches als eins der vollkommensten des Gesetzbuches bezeichnet wurde. Ein- und Verkauf aller berauschenden Getränke, die im Staat verbraucht werden, wurde ausschließlich öffentlichen Commissaren anvertraut; der Verkauf wurde nur zu medicinischem, chemischem, industriellem oder künstlerischem Gebrauch erlaubt; die Fabrikation zum Export wurde den einengendsten Beschränkungen unterworfen. Nichtsdestoweniger wurde die praktische Anwendung dieses Gesetzes von 1867 sehr in Schach gehalten. Durch die beiden Einflüsse, von welchen oben die Rede war: die directe Ertheilung von Concessionen durch die Bundesregierung, und die Leichtigkeit, welche dieselbe Regierung gewährte, in jedem Staat auswärts fabricirte Getränke einzuführen. Nach einer lebhaften Agi-

tation wurde das Gesetz 1871 modificirt; 1873 wurde es, soweit es sich auf Obstwein und Bier bezieht, wieder ins Leben gerufen; endlich 1875 wurde das Gesetz im Ganzen wieder hervorgezogen und durch das gegenwärtige Concessionsgesetz ersetzt.

Bis dahin war also das Gesetz des Staates ähnlich dem von Maine, und hatte sich hier, ungeachtet aller Lobeserhebungen obiger Enthaltsamkeitsfreunde, so wenig durchführen lassen, daß nach einem Polizeibericht von 1871 unter 400,000 Arrestationen während der letzten 17 Jahre nicht weniger als 225,000 wegen Trunkenheit stattfanden, ungerechnet 28,000 Betrunkene, die man nach Hause brachte, und weitere 23,000, welche sich im Trunke zugleich an Andern vergriffen hatten. Die Trunksucht nahm weit schneller zu als die Bevölkerung. Von 1864—1873 war die Durchschnittszahl der Betrunkenen, über welche die Polizei in Boston Kenntniß erhielt, folgende: während der ersten sechs Jahre 17,840, während der letzten vier Jahre 19,472. (Report of E. H. Savage, Chief of Police p. 57, 1873.) Auch die anfängliche Concessionsweise seit dem Jahre 1867 hatte einen geringen Erfolg. Nur in ländlichen Districten wurden dadurch dem Trunk Schranken gesetzt. In den Städten gab es Hunderte, die keinen eigentlichen Ausschank, nie mehr als ein Gallon angezapft hatten, aber glasweise an ihre bekannten Kunden, ja wohl ungeahndet vom Wagen herab wie die Milch verkauften, so daß unser Gewährsmann, ein Gerichtsassessor und eifriger Mäßigkeitsfreund, sich gefragt hat: ob die Entsittlichung der Gesellschaft, dadurch daß das Gesetz seine Umgehung durch die erdenklichsten Manöver hervorrufe, nicht ein größeres Uebel sei als das Trinken.

Hiermit stimmt überein, was der Bürgermeister Cobb von Boston, der Hauptstadt Massachusets, noch im Jahre 1874 in seiner Einführungsrede als Resultat seiner Wahrnehmungen hervorhob: „Das große Problem, die ungeheuren Uebel zu mindern und zu vertilgen, die durch den Mißbrauch von berauschenden Getränken verursacht sind, hat seine Lösung noch nicht gefunden. Alle Versuche, welche zu diesem Ende gemacht wurden, sind gescheitert. Mehrere Jahre hindurch haben wir eine Gesetzgebung versucht, welche den Verkauf dieser Getränke ganz verhindern sollte. Das Resultat ist gewesen: fortwährende Verfolgungen, Beschlagnahmen, Geld- und Gefängnißstrafen; aber bis auf diesen Augenblick hat es keine wesentliche Verminderung im Verkauf noch im Verbrauch der verbotenen Früchte gegeben. Man konnte meiner Meinung nach gar kein anderes Resultat erwarten, denn es scheint wohl begründet, daß die Prohibitivgesetzgebung augenscheinlich der öffentlichen Meinung in den Städten von Massachusets antipathisch ist. Sie ist nicht allein unbewährt bei denen, welche vorzüglich nach ihrem Appetit oder ihren pecuniären Interessen urtheilen, sie ist es nicht weniger bei einer großen Anzahl mäßiger,

nachdenkender, in den philantropischen Ideen eingeweihter Menschen, welche die sittliche Wohlfahrt der Bevölkerung auf dem Herzen tragen, und welche diese Gesetze als in Praxi unanwendbar und im Princip ungesund und in den Folgen schlimmer als nutzlos erachten. Sie könnten vielleicht in einigen ländlichen Bezirken stricte angewandt werden, in einer vorbereiteten Bevölkerung, wo die allgemeine Stimmung der Abschaffung günstig ist, aber diese schadet und muß nothwendig schaden in den großen Städten, welchen sie sozusagen indirect und von außen her durch die Mehrheit der Repräsentanten der kleineren Orte aufgedrängt ist.

Die Gesetzgebung, wohl wissend, daß diese Gesetze nicht zur Ausführung gebracht werden würden durch die Localpolizei im Gegensatz gegen die Volksstimmung, hat eine besondere öffentliche Gewalt organisirt, die nur von sich selber abhängt. Diese Macht ist fast ausschließlich damit beauftragt, die Anwendung des Gesetzes zu überwachen, ebensowohl in Boston als in den anderen großen Städten, und sie hat nur den Staatsbeamten, welche der Prohibitivmethode günstig sind, Rechenschaft abzulegen. Das Bestehen zweier von einander unabhängiger öffentlicher Gewalten würde, wenn sie dieselbe Sphäre der Thätigkeit hätten, nicht verfehlen, so viele Competenzconflicte und so viele Theilungen der Verantwortlichkeit herbeizuführen, daß die weisesten und populärsten Gesetze dadurch unfehlbar discreditirt werden würden.

Ein Handel, welcher über so bedeutende Kapitalien verfügt, wie der mit Spirituosen, und welcher sich einer so großen öffentlichen Gunst erfreut, hat viele Mittel, einem Prohibitivgesetze auszuweichen und das Vertrauen der mit der Anwendung beauftragten Agenten zu täuschen, er verleitet zu allzustarken Betrügereien, um nicht die meisten Gewissen zu besiegen. Auch scheint es nach meinem Dafürhalten das Beste zu sein, daß man die Gesetzgebung ändere. Ich würde vor allem andern ein Gesetz wünschen, welches zum Ziel hat den Handel mit Liqueuren zu überwachen und zu regeln, und ich bin überzeugt, daß ein derartiges Gesetz einmüthig von der großen Menge der guten Bürger unterstützt werden würde."

Noch Ende August 1875 reichte der Vorsitzende des Gesundheitsamts von Massachusets, Dr. med. Bodwitch, einen Bericht ein mit folgendem Gutachten (s. „Gesundheit" v. Reclam 1876, S. 167): „Es erscheint mir von vorn herein sehr sonderbar, den übermäßigen Gebrauch eines Artikels von Seiten Einiger dadurch verhindern zu wollen, daß man allen, auch den unschädlichen und mäßigen Gebrauch desselben, verbietet. Länger als zwanzig Jahre hat der Staat auf diese Weise Unmäßigkeit zu verhindern gesucht und gehofft, dadurch die starke Neigung der Menschen für ein Reizmittel ersticken zu können, und man hat darüber moralischen Einfluß, frühes beständiges Anhalten zu Mäßigkeit und passende Anstalten zur Heilung der Trunksüchtigen

fast aus den Augen verloren. Nun hat das Gesetzesverbot ohne Zweifel in einigen ländlichen Bezirken, vielleicht auch in einigen Städten wohlthätigen Einfluß geübt; in den größeren Städten jedoch hat offne allgemeine Mißachtung dieser Gesetze oder die nicht minder schädliche heimliche Umgehung derselben nur dazu geführt, die öffentliche Achtung vor dem Gesetz in den Augen des Volkes herabzusetzen. Es erhellt aus dem Gesagten, daß in Massachusets die jetzige Behandlung der Trunkenheit und des Trunkenboldes durch die einzelnen Bürger und das Staatsgesetz gelinde gesagt eine sehr unvollkommene ist."

Das nunmehr im Sinne Cobbs aufgestellte Concessionsgesetz von 1875 bildet fünf Classen von Concessionen: Die erste erlaubt den Verkauf von Getränken aller Art, welche am Platz genossen werden sollen; die zweite bezieht sich auf den Verkauf von Bier, Obstwein und leichterer Weine, welche nicht mehr wie fünfzehn Procent Alkohol enthalten, und am Platze zu nehmen sind; die dritte auf den Verkauf von Bier und Obstwein, am Platz zu verzehren; die vierte auf den Verkauf der Flüssigkeiten aller Art, abgesehen von den am Platz zu genießenden; die fünfte auf den Verkauf des Bieres, Obstweines und der leichteren Weine, abgesehen von den am Platz zu genießenden. Diese Concessionen kosten: die erste Classe 100—1000 Dollars, die zweite und dritte 50—250 Dollars, die vierte 50—500 Dollars, die fünfte 50—150 Dollars.

Die gemeindlichen Localbehörden werden damit betraut, diese Concessionen zu ertheilen und ihren Werth innerhalb der durch das Gesetz angezeigten Grenzen zu bestimmen. Diese Behörden haben vollständige Freiheit, die an sie gerichteten Concessionsgesuche zu bewilligen oder abzulehnen. Bewilligen sie sie, so geschieht es unter folgenden Bedingungen. Erstlich, daß alle durch das Gesetz vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der Natur der verkauften Waare und der materiellen Bedingungen des Baues, wo das Geschäft betrieben wird, streng beobachtet werden; zweitens, daß keinerlei Verkauf von spirituosen oder berauschenden Getränken zwischen Mitternacht und 6 Uhr früh, noch über Tag Sonntags stattfinde. Jedoch können diejenigen Wirthe, welche gleichzeitig eine Concession als Gastwirthe haben, den Reisenden, welche bei ihnen wohnen und essen wollen, zu trinken geben; drittens, daß man nur Getränke von guter Beschaffenheit und rein von jeder Verfälschung halte und verkaufe; viertens, daß man keinem Minderjährigen, noch einem Betrunkenen, noch einem als Gewohnheitstrinker bekannten Individuum verkaufe oder zu trinken gebe; fünftens, daß man niemals, sei es im Verkaufslocal, sei es in einem anderen, das mit ihm in Verbindung steht, weder Unordnung, noch Obscönitäten, noch Prostitution, noch unerlaubtes Spiel dulde. Es versteht sich außerdem, daß die Concessionen der zweiten, dritten und vierten Classe

nur unter der Bedingung ertheilt werden, daß in das Magazin niemals andere als die durch diese Concession erlaubten Flüssigkeiten kommen, und alle Verkäufer, welche die Berechtigung haben, bei sich Getränke einzuschenken, sind gehalten, gleichzeitig eine Concession als Wirthe und Händler mit gewöhnlichen Lebensmitteln zu nehmen. Im Fall erwiesener Verletzung der durch das Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen können die Localbehörden dem Wirthe die Ausübung seines Privilegiums für die ihnen geeignet erscheinende Zeit untersagen. Der Wirth, welcher überführt ist, das Gesetz verletzt zu haben, kann mit einer Geldstrafe von 50—500 Dollars oder Gefängniß von 1—6 Monaten oder noch mit Geldbuße und zugleich Gefängniß bestraft werden. Es ist außerdem dem Schuldigen untersagt, die Ausübung seines Gewerbes für die Dauer eines Jahres wieder aufzunehmen, und, wenn er Eigenthümer der Immobilien, wo der Verkauf statthat, ist, kann während des gleichen Zeitraums kein anderer Wirth sich an seine Stelle setzen. Wenn eine Person im Zustande der Trunkenheit sich gegen das Eigenthum oder die Person eines anderen vergeht, so kann der Wirth, welcher die berauschenden Getränke verschafft hat, dem nämlichen Verfahren und den gleichen Strafen unterworfen werden, wie die trunkene Person selber. Derjenige, welcher einem Minderjährigen zu trinken verkauft, welcher ihm gestattet, sich mitten unter den Trinkern aufzuhalten, ist straffällig um 100 Dollars und kann auf die Anklage der Eltern oder des Vormundes des Minderjährigen hin verurtheilt werden. Desgleichen können die Eltern, Gatte oder Gattin, Kind, Vormund oder Patron jedes der Trunksucht ergebenen Individuums schriftlich von jedem Wirth verlangen, daß er diesem Individuum keinerlei berauschendes Getränk verkaufe noch reiche. Ist in Jahresfrist nach diesem Gesuch der Wirth überführt, nicht darnach gehandelt zu haben, so kann der Urheber des Gesuches unter dem Titel: Schädigung der Interessen eine Summe von 100 bis 500 Dollars zu Lasten des Wirthes erhalten. In dem Fall, wo das Gesuch vom Patron des Trinkers ausgegangen ist, muß der Patron, um eine Indemnität zu erhalten, eine Aufstellung machen, daß er einen Verlust erlitten hat.

Das Concessionsgesetz des Staates Massachusets kann sicherlich als das strengste aller derer betrachtet werden, welche in der amerikanischen Union existiren. Ist es nöthig, berauschende Getränke zu verkaufen, so ist schwerlich ein System auszusinnen, das besser jedem mißbräuchlichen Verkauf zuvorkommt.

Wie steht es nun mit seiner praktischen Wirkung?

Als wir, berichtet Henderson, im Herbst 1876 Massachusets besuchten, constatirten wir, daß die Meinung in der Schätzung seiner Resultate sehr getheilt war. Es war erst seit zu kurzer Zeit in Anwendung, als daß es

möglich gewesen wäre, sich von seiner Wirksamkeit eine hinlänglich richtige Vorstellung zu machen. In Boston wurde die Bestimmung, welche bezweckt aus jedem Wirth einen Gastwirth oder Victualienhändler zu machen, sehr oft umgangen. Um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, hatten sich die Wirthe einen Kochofen verschafft, sie sahen darauf, daß in ihrem Local oder am Schaufenster einige Bisquits oder trockenes Backwerk, einige Spuren von abgeschnittenem Fleisch aufgestellt waren. Doch es war handgreiflich, daß diese Dinge nur zum Schein dorthin gesetzt waren; man sah sie, rührte sie aber nicht an. In vielen Wirthschaften Bostons würde es auch schwer gewesen sein, sich etwas zu verschaffen, wovon sich eine regelmäßige Mahlzeit herstellen ließ wie in einem Ginpalast von London. Die Erhöhung des Concessionstarifs ist eine bedeutende Einnahmequelle für die Commune. In Boston betrug während des letzten, Ende April schließenden Finanzjahres, die aus den Getränkeverkaufsconcessionen hervorgegangene Einnahme mehr als eine Million Mark. Das Gehalt der mit der Ausführung des Gesetzes beauftragten Commissionäre und ihre dienstlichen Ausgaben nahmen 128,000 Mark in Anspruch. Der Staat hat der Centralregierung eine Summe von 248,000 Mark zahlen müssen, es blieb also im Lande selbst eine Nettoeinnahme von mehr als 624,000 Mark. In der Stadt Fall-Rivers mit 45,000 Einwohnern war die Zahl der bewilligten Concessionen 397 und die Totalsumme der Einnahmen ist auf 161,400 Mark gestiegen. Spätere Nachrichten über die Wirkung liegen leider noch nicht vor.

Hieran seien vergleichungshalber einige gesetzliche Bestimmungen des Staates Jowa angeschlossen. Das Gesetz erkennt speciell importirte Spirituosen an und gestattet ihren Verkauf zu mechanischen und chemischen, medicinischen, culinarischen und kirchlichen Zwecken, ebenso wie Bier, Obstwein; jeder Bürger kann zu solchem Zwecke kaufen und verkaufen. Seine Uebertretung wird im ersten Falle mit 100 Dollars und 30 Tagen Haft, bei dem zweiten mit 200 Dollars und 60 Tagen, dem dritten mit 200(?) und 90 Tagen bestraft. Eine besondere Abtheilung betrifft den Verkäufer (nicht aber den Käufer), welcher berauschende Getränke mit Wein, Bier, Obstwein mischt. Fuhrleute, Schaffner, besonders Agenten und Depotaufseher oder Makler oder sonst irgend Jemand, der überwiesen ist, berauschende Getränke importirt zu haben, werden mit 30 Dollars und 30 Tagen fürs erste, 50 Dollars und 90 Tagen fürs zweite Mal bestraft. Personen, welche eine liederliche Schankwirthschaft halten, zahlen 1000 Dollars Strafe, und das Geschäft wird dem Erdboden gleich gemacht. In den ländlichen Districten der vielfach vereinzelt lebenden Bevölkerung wird, nach dem Gouverneur, dieses strenge Gesetz ganz beobachtet, in den Grenzdistricten weniger.

Keins der Concessionsgesetze, welche gegenwärtig in den anderen Staaten

der amerikanischen Union in Kraft sind, kommt an Strenge demjenigen von Massachusets gleich, doch in fast allen findet man einige seiner wichtigsten Bestimmungen. Wir wollen in erster Stelle den Grundsatz der localen Option anführen, welcher den Ortsbehörden in der einen oder anderen Weise das Recht giebt, nach welchem sie für rathsam erachten, die Concessionen zu bewilligen oder zu verweigern. Zweitens den obligatorischen Schluß der Verkaufsstellen zu gewissen Zeiten; drittens die Anerkennung des Princips, daß, wer dem Gesetz zuwider berauschende Getränke verkauft, persönlich für die Folgen verantwortlich ist, welche diese Uebertretung nach sich ziehen kann.

Die locale Controle über die Concessionen wird bisweilen wie in Massachusets einfach durch das Recht der Communalbehörden gesichert, die Concessionen zu verweigern. In anderen Staaten hat man eine in ihrem Princip gleichkommende Clausel angenommen, diejenige der Permissive-Bill, d. h. die Majorität der Steuerpflichtigen kann in ihrem eigenen Bereiche jeden Getränkeverkauf untersagen. Das ist das Princip der sogenannten localen Option. Es ist in New-Jersey, Connecticut, Kentucky, Pennsylvanien und einigen anderen Staaten angenommen. Aber man muß zugeben, daß die Ertheilung von Concessionen durch die Centralregierung in allen Staaten und Districten ein für die regelrechte Anwendung des Princips der localen Option sehr wesentliches Hinderniß bildet.*)

Der zweite Punct, der obligatorische Schluß aller Verkaufsstellen an den Sonn- und an den Wahltagen, sei es überall oder in einzelnen Orten, bildet eine sehr allgemeine, durch die Concessionsgesetze der verschiedenen Staaten vorgeschriebene Maßregel. In der That jedoch ist sie nach Henderson nur sehr unvollkommen in Anwendung, und in den großen Städten, wie New-York und Philadelphia, ist sie fast ein todter Buchstabe. Im Staate New-York sollen nach anderen Nachrichten in Folge dieses Gesetzes innerhalb 13 Monaten 2423 der schlimmsten Schankstellen eingegangen und die Zahl der Verhaftungen auf die Hälfte reducirt sein. Auch Dr. Parrish bezeugt, daß dadurch wenigstens die Trunkenheit auf der Straße sehr vermindert sei. Jedoch der Trinker kaufe Tags zuvor oder finde an verbotenen Tagen eine offene Hinterthür.

Die dritte Clausel: die Verantwortlichkeit des Verkäufers für die Folgen des Verkaufs, haben sämmtliche Staaten angenommen, welche ein Prohibitiv- oder Concessionsgesetz besitzen. In gewissen Fällen, wie in Massachusets,

---

*) Man vergleiche hierzu das sehr einfache Gesetz der Capcolonie vom 15. Mai 1876: Jedes Concessionsgesuch muß eine Petition von wenigstens einem Drittel der Wahlmänner des Bezirks, in welchem die Etablirung stattfinden soll, beibringen, in welcher Petition die Eröffnung einer neuen Verkaufsstelle als nützlich für das allgemeine Wohl verlangt wird.

Illinois, Mississippi, wird die Bevollmächtigung zur Belangung durch die Concessionsgesetze selber ausgedrückt. Beispielsweise hat Illinois mit 35 Stimmen gegen 4 ähnliche Bestimmungen, wie das schon angeführte Gesetz der bürgerlichen Schädigungen Ohios mit folgenden Zusätzen getroffen: Wer durch den Verkauf geistiger Getränke, gleichviel ob mit oder ohne Concession, dazu Veranlassung giebt, daß sich Jemand berauscht, ist Demjenigen, der den Berauschten in Obhut nimmt, für eine angemessene Entschädigung haftbar, und hat außerdem für jeden Tag solcher Obhut 2 Dollars zu zahlen. Auch darf Niemand eine Concession erhalten, ohne vorher einen Cautionsschein von 5000 Dollars dafür gegeben zu haben, daß er allen Schaden ersetzen wird, der durch seinen Verkauf an Personen, Eigenthum oder Mitteln zum Lebensunterhalt der Familie des Trinkers angerichtet wird. Der Cautionsschein ist von zwei Grundeigenthümern zu unterzeichnen; der im Namen minderjähriger Kinder einzuklagende Schadenersatz wird nach Ermessen des Gerichts entweder ihnen selbst oder ihren Vormündern ausgezahlt. An Minderjährige dürfen spirituöse Getränke nur dann, wenn sie eine schriftliche Ordre ihrer Eltern oder Vormünder aufweisen, verkauft werden, an notorische Trinker gar nicht. Jede Verletzung dieser Bestimmungen wird mit Geldstrafen von 20 bis 100 Dollars und mit Gefängniß von 10 bis 30 Tagen geahndet.

In anderen Staaten, so in Ohio, Maine, Michigan, New-York und Vermont, ist sie zum Gegenstand von Specialgesetzen gemacht worden, den schon erwähnten Gesetzen der bürgerlichen Schädigungen. Was auch die angenommene gesetzliche Form sei, das Princip ist stets das gleiche: derjenige welcher einen Verlust nachweist oder irgend ein Unrecht in Folge von Gewohnheitshandlungen der Trunksucht, hat das Recht, Entschädigung der Interessen bei Denen zu reclamiren, welche auf eine gesetzwidrige Weise die die Betrunkenheit erzeugenden Getränke verschafft haben. Als besonders strenge gilt das Gesetz des Staates Vermont vom Jahre 1869. Es bestimmt, daß allemal, wo eine Person im Zustande der Trunkenheit einem anderen Individuum eine Beschädigung zugefügt hat, der Wirth, welcher selber oder durch seinen Angestellten ungesetzlich das Getränk verkauft hat, welches die Trunkenheit hervorrief, für den gesammten verursachten Schaden haften soll; Wirth und Trinker können beide in derselben Verhandlung belangt werden. Hat die Betrunkenheit den Tod des Trinkers oder seine Arbeitsunfähigkeit zur Folge gehabt, so kann der Wirth außerdem gehalten sein, Diejenigen vollständig zu entschädigen, deren Existenzmittel in der einen oder anderen Weise von diesem Trinker abhängen.

Seit mehreren Jahren ist die Bekämpfung der Unmäßigkeit in Canada Gegenstand ganz ebenso ernstlicher Beschäftigung wie in den Vereinigten Staaten und im Mutterlande. Man hat dort nicht den Versuch gemacht,

das Verbot in der ganzen Ausdehnung der Colonie einzuführen, jedoch nach einem von dem Bunde genehmigten Act, unter dem Namen Dunkinact bekannt, sind die Bewohner berechtigt, wenn sie es für zweckmäßig befinden, die Wirthschaften in ihren Gemeinden zu verbieten. Man hat während einer gewissen Zeit Zweifel an der Möglichkeit, diese Maßregel zur Ausführung zu bringen, gehegt, da aber die Gerichtshöfe neuerdings erklärt haben, sie könnten ihre Anwendung erreichen, so ist sie von mehreren Grafschaften der Provinz Ontario angenommen worden. Die Concessionsgesetze dieser Provinz sind im Jahre 1876 amendirt worden und bieten einige wichtige Neuerungen dar.

Der erste Unterschied zwischen den Getränkegesetzen von Ontario und denen der Vereinigten Staaten, welcher dem Reisenden begegnet, ist bei den ersteren das Fehlen jedes Conflicts zwischen der Centralregierung und der Localbehörde. In ganz Canada giebt es nur eine einzige Behörde, welche Concessionen bewilligt. In Ontario werden drei Arten von Concessionen unterschieden, diejenige des Engrosverkaufs, die der Hôtels und die des Verkaufs in den Schankbuden. Die erste wird nur Personen bewilligt, die Engros-Handel treiben. Die Concession der Hôtels wird den öffentlichen Etablissements von gutem Ruf gegeben, in denen Alles vorgesehen ist, um täglich den Reisenden Essen bieten zu können. Die Zahl der Concessionen für Gasthäuser, welche in jedem Ort bewilligt sind, darf folgende Verhältnisse nicht überschreiten: Eins für 250 Bewohner auf das erste Tausend der Bevölkerung, 1 : 400 Bewohner für die übrige Einwohnerschaft. Drei zusätzliche Concessionen sind dem District von Clifton bewilligt, um den Bedürfnissen der Reisenden zu genügen, welche die Niagarafälle besuchen. Die canadische Concession für den Verkauf in den Schankbuden erlaubt nicht weniger als drei halbe Pinten auf einmal zu verkaufen, und das Getränk darf nie am Platze genossen werden. Die Ortsbehörden haben das Recht zu Anordnungen für die Beschränkung derartiger Concessionen, sowie für die Verpflichtung des Wirths, allein in seiner Wirthschaft und dort nur Getränke zu verkaufen; sie können dieses Gewerbe allen Einschränkungen unterwerfen, welche sie für nützlich halten.

Das Concessionsbewilligungsrecht wird durch Commissare ausgeübt, drei an der Zahl in jedem Ort, vom Gouverneur ernannt und wieder wählbar. Ihr Amt ist unbesoldetes Ehrenamt. Bei der Erfüllung ihrer Pflichten werden sie von einem bezahlten Beamten unterstützt, der gleichfalls vom Gouverneur ernannt ist und den Titel Inspector trägt. In der Praxis ist dieser letztere mit der Ueberwachung der Anwendung des Gesetzes und der Art seiner Umgehung beauftragt, eine gewiß nachahmungswerthe Maßregel.

Die verschiedenen Concessionsgebühren sind: Zum Engros-Verkauf

600 Mark, für eine Gasthausconcession und den Boutiquenverkauf 240 bis 400 Mark, je nach der Bedeutung der Bevölkerung. Die Ortsbehörden sind berechtigt, diesen Hauptbestimmungen Ergänzungen hinzuzufügen, welche sie bis auf 800 Mark ausdehnen können. Sie können ebenso die Verkaufs- und Schlußstunden festsetzen. Außerdem schreibt ein Parlamentsact vor, daß alle Wirthschaften von Samstag Abend 10 Uhr bis Montag Morgen 6 Uhr geschlossen sein müssen. Ausnahmen hiervon gelten nur für medicinische Verordnungen. Dafür sind in Toronto z. B. während der Schlußzeit die Sparkassen geöffnet, und die Einwohnerschaft macht davon den erfreulichsten Gebrauch, so daß viele Arbeiter Hauseigenthümer geworden sind.

Auch das Gesetz von Ontario ist erst zu kurze Zeit in Kraft, um ein genaues Urtheil über seinen praktischen Werth zu ermöglichen. Aber alle Diejenigen, welche diesseits des Atlantischen Oceans sich mit den Mäßigkeitsfragen beschäftigen, werden wohl thun, seiner Wirkung mit andauerndem Interesse zu folgen. P.

Pariser Plaudereien.

Die ruhige Weltstadt. — Weihnacht und Neujahr. — Frankreichs Etrennes. — Sainte-Geneviève-Feier. — Paris im Winter.

Wer einige Zeit, besonders während des Herbstes, in London — woselbst, was das vielgepriesene „home“ und „comfortable“ anbetrifft, auch noch bei Weitem nicht Alles Gold ist, was scheint — verlebte, und darauf nach Frankreich zurückkehrt, der wird unwillkürlich an das Wort erinnert: „La France, c'est l'un des pays du monde, où en partant on a l'envie de dire: Au Revoir!“ Mir wenigstens erging es Mitte vorigen Monats so!

War ich schon herzlich froh, Englands Nebel Valet sagen zu dürfen, so begrüßte ich um so freudiger die schmucke Küste diesseits des Canals, als ich bei meiner Landung im freundlichen Boulogne vom hellsten, wärmsten Sonnenschein empfangen wurde. Letzteren hatte ich drüben schon so lange und schmerzlich vermißt, daß mir fast der Verdacht gekommen, die Söhne Albions, jene Industriellsten der Industriellen hätten die liebe Sonne, etwa im Interesse ihrer Gascompagnien, escamotirt. Glücklicherweise war jene schlimme Annahme bei meiner Ankunft hier sofort verscheucht.

Wer Frankreich wirklich kennt, wird gerne zugeben, daß es ein gar charmantes Stückchen Land des Continents, sowie auch, daß seine Bewohner, von bekannten Schattenseiten des Charakters abgesehen, sich jederzeit, besonders in dem, was Umgang und geselliges Leben anbetrifft, mit ihrem mürrischen Inselnachbar messen können.

Land und Leute sind aber auch Gegensätze, wie sie selten schärfer gefunden werden.

Bringt sich hier ein oft überschwänglicher Idealismus zur Geltung, so herrscht dort der nüchternste Realismus. Geht die Action hier gemeiniglich ohne große Ueberlegung einzig vom Impulse aus, so ist sie dort mehr oder weniger von Speculation und Berechnung bedingt.

Wohl sind Leichtfertigkeit, Ueberspannung und sonstige moralische Schwächen der einen verwerflich, während die Selbständigkeit, Ausdauer und rastlose Thätigkeit der andern Sympathie erwecken und Achtung verdienten, wenn sich nicht Geld und Gewinnsucht meist als die einzigen Motive erwiesen, wohingegen doch den Franzosen eine gewisse Naivetät nicht abzusprechen sein dürfte.

Wo aber treten uns die Folgen des Materialismus wohl offener und in oft widerwärtigeren Bildern entgegen, als in Englands Hauptstadt? Wo ist das Haschen und Jagen nach materiellem Genuß und Gewinn seit langem mehr Tagesordnung als dort?

Jener nebelumhüllten Metropole des großen Inselreichs, jener unaufhörlich rauchenden, rastlos arbeitenden Masse gegenüber, die sich London nennt, erscheint mir das vielberüchtigte Seinebabel mit seinem hellen Sonnenschein, seinen prächtigen Palästen, Kirchen und Gebäuden, seinen reinlichen Straßen und Plätzen, lieblichen Gärten, Gehölzen und sonstigen Umgebungen immer noch wie ein freundlich ruhiger Marktflecken zur Kirmeszeit, dem die liebenswürdige Ungezwungenheit seiner Bewohner einen besonderen Reiz verleiht.

Paris, jene Stadt der Revolution, oder um Scherzes halber einmal in Hugoscher Prosa zu schreiben — jener Heerd des Lichtes, jenes Centrum der Geister, der Herzen und Seelen, jenes Gehirn des universellen Gedankens und was weiß ich gleich alles weiter, schlichtweg mit einem freundlichen, ruhigen Marktflecken zu vergleichen, dürfte gewagt erscheinen, und Vollblutfranzosen würden's mir nun und nimmer verzeihen! Doch gemach, meine Herren! Alles ist vergleichlich, mithin auch Paris, und ist doch das gegenwärtige von dem vormaligen wesentlich verschieden.

Sollte es beispielsweise wohl noch einem der Pariser Journale beifallen, den Krieg für ein glänzendes Spiel, eine elegante Unterhaltung, die die Einbildungskraft erfrischt und erhält, zu erklären, wie solches früher geschah? Ich glaube nicht, auch hat uns das Schicksal, jener treffliche Lehrmeister, gezügelt wie unseres Uebermuths Flügel beschnitten, so daß ein gemäßigter Ernst sich, wenn auch langsam, so doch allmählich und sicher zur Geltung bringt, demzufolge es denn auch Frankreich wie seiner Hauptstadt gelungen, sich ihrem Motto: „fluctuat nec mergitur!“ gemäß völlig zu erholen und wieder ihren beachtenswerthen Stand auf der Weltbühne einzunehmen.

Mit großer Zufriedenheit installirte ich mich von Neuem und war begie-

rig zu erfahren, ob denn der famose Herr „Tout Paris“ jener vielberühmte Gentleman wirklich der Gewohnheit verfallen, nicht nur im Sommer sondern auch im Winter zu emigriren, „pour s'en aller chercher un ciel plus clément sur les bords fleuris de la Méditerrannée“, wo nichtsdestoweniger maliciöse Winde, selbst Schnee und Regen in manchen Jahren den armen Kranken und den halbentblätterten Palmbäumen, welche die pitoresken Ufer der dortigen Gestade zieren, übel mitspielen. Auch hatte man mir drüben viel von dem in Frankreich herrschenden Pauperismus und der besonders in der Hauptstadt um sich greifenden Noth zu erzählen gewußt.

Glücklicherweise fand ich die Pariser noch alle in mehr oder weniger ordentlichen Kleidern und Schuhen, was im wohlhabenden England leider gar nicht immer der Fall ist. Dies nun beweist noch keineswegs Wohlstand und Nichtvorhandensein von Noth unter der vom Tagesverdienst lebenden Bevölkerung, nur ist ihr Erscheinen hier mehr verschämt und stumm als schreiend, was für die Nation ehrend ist, wohingegen drüben Alles, mithin auch das Elend, „ostensibel“ zu Tage tritt.

Die wohlhabend flottante, sowie die Fremdenbevölkerung ist gerade nicht stark vertreten; die Hôtels, welche im letzten Sommer so brillante Geschäfte machten, so wie der meublirten Wohnungen stehen viele leer. Besonders empfindlich in dieser Beziehung wirkt die Abwesenheit der fashionablen Welt Englands und Rußlands, während Amerika immerhin noch ziemlich vertreten ist. Im Westen der Stadt, im Faubourg St. Germain, gehts gleichfalls sachte zu, und le fameux tout Paris ist somit eigentlich wirklich nicht zu Hause, sondern hat sich zum Theil selbst exilirt. Man ist aus Sparsamkeit permanent auf Reisen, der Neugier und Mode halber in Italien oder auch aus politischer Verbissenheit und Widerwillen gegen die fade Republik in irgend welchem Provinzschmollwinkel versteckt.

Was dagegen unseren Gesundheitszustand anbetrifft, so ist derselbe sehr gut, so daß selbst die sonst vielbeschäftigten Aerzte wenig zu thun haben. Auch einige dem Advokatenstande angehörige Freunde scheinen viel Muße zu haben. Gesenkten Hauptes sehe ich sie schon zu ungewohnter Stunde vom Justizpalaste heimwärts schleichen, und einer von ihnen soll sich sogar anstatt mit Pandekten mit künstlicher Fischzucht und sonstigen Problemen befassen.

Und da sage man noch, daß Paris die Hauptstadt der Vergnügungen, das „moderne Babylon“ sei!

Monat December und Januar sind in gesellschaftlicher Beziehung überaus still und geräuschlos verflossen. Der Präsident wie seine Minister waren allzusehr von der heiklen Politik in Anspruch genommen, um nur Zeit zu finden, ernstlich ans Vergnügen zu denken. Trop affairés tout comme les autres!

„Aber," wird man einwenden, „Weihnacht und Neujahr, wie war's denn damit, oder erlaubt etwa ‚der Ausbau der Republik' auch nicht mehr daran zu denken?"

Doch, doch! Der Marché aux cadeaux etc. fand in gewohnter Weise statt. Die Magazine hatten, was Ausputz ihrer Schaustellungen anbetrifft, ihren bestechendsten Schmuck angelegt und alles aufgeboten, um die Kauflust zu wecken. Was das Weihnachtsfest anbelangt, so wird es hier weniger feierlich wie in Deutschland begangen. Außer den Messen war es vormals nur auf dem Lande Sitte, den Abend zu feiern. Ein gewaltiger buche de Noël wurde auf dem Herde verbrannt. Dieser oder jener unterhielt die Gesellschaft, indem er eine halb naive, halb grause Legende aus alten Tagen erzählte, welche den Hörern die Gänsehaut überlaufen ließ. Die Großeltern sangen traditionelle Lieder, bei deren Refrain alle Anwesenden kräftig mit einfielen. Die Kinder stellten alsdann behende ihre Schuhe und Holzpantoffeln in den Winkel oder in den Kamin und die Bescheerung ging vor sich.

„Si vous êtes bien sages, le petit Jésus vous apportera des joujoux!" mit diesen Worten hatten die Mütter ihre Kleinen lange im Voraus schon auf Weihnachten verwiesen. In den Dörfern der Normandie und der Bretagne kam hin und wieder wohl ein kleiner Tannenbaum mit Lichtern zu Gesichte, häufiger war und ist noch der Umzug der drei Könige. Aber um Mitternacht, sobald die Glocken zur Messe läuten, da werden sämmtliche Wirthshäuser geschlossen und die Wohnungen werden leer.

Nur die Alten, die Invaliden und die kleinen Kinder bleiben zurück, alle übrigen Bewohner des Ortes eilen zur Kirche. Diese Mitternachtsmessen haben etwas Malerisches. In der Bourgogne, Normandie, Bretagne und Picardie sind beim Volk noch einige Weihnachtsgesänge in Brauch, welche oft nichts weniger als melodisch lauten und bei denen der Refrain: Hi! hau! hi! hau! von der Menge à tue-tête wiederholt wird. Schäfer, in lange Mäntel gehüllt, mit ihren Hirtenstäben in der Hand, bringen oft zwei tadellos weiße, kleine Lämmchen in einem Korbe, sowie ganz mit Bändern geschmückt, in die Kirche, wo dieselben von Geistlichen feierlich gesegnet werden. In Procession werden sie alsdann um die Kirche geführt und ihr Name Noël schützt sie fortan gegen die Hand des Schlächters.

Seit dem Jahre 1871 scheint sich hier in Paris dagegen der Brauch der Weihnachtsfeier vorzugsweise als l'arbre traditionnel de l'Alsace einzubürgern. In den Familien kommen Weihnachtsbäume in Mode, und selbst die Frau Marschallin putzte einen solchen. Von den Bescheerungsbäumen für die Armen, sowie derer in den Schulen in den Schulen und Kirchen mag des Baumes aus dem „pays aimé", für die Elsaß-Lothringer Emigranten, Erwähnung geschehen. Derselbe hatte für 25—30,000 Francs Liebesgaben

unter einige 1400 Familien zu vertheilen. Das betreffende Damencomité, meist wohlhabenden Elsaß-Lothringer Kaufmanns- oder Fabrikantenfamilien angehörig, welches sich lebhaft mit der Unterstützung und möglichen Pflege der nach hier übergesiedelten Landeskinder beschäftigt (mehr als 48,000 Personen sind durch dasselbe placirt und 400 Schulstipendien vergeben worden, sie haben ein Waisenhaus, eine sehr gute Schule, sowie ein Asyl für Alte), miethet alljährlich zu diesem Zwecke das gewaltige Châtelettheater, welches gegen 4000 Personen faßt. Zwei Kapellen spielen abwechselnd, wobei es an patriotischen Gesängen und Reden nicht mangelt. Madame Favart von der Comédie française trug eine recht hübsche Declamation vor, in der unter anderem betont wurde, wie der Haß jetzt dem stillen, stummen Schmerz gewichen, Elsaß-Lothringen aber dürfe der Liebe Frankreichs sicher sein, sei doch das verlorene und beweinte Kind stets der Mutter Theuerstes und Liebstes.

Also auch hier bringt sich, wie man sieht, endlich etwas Resignation zur Geltung.

Während der Mitternachts-, Früh- und Morgenmessen waren alsdann die Kirchen sehr besucht, daß aber die niederen Vergnügungslocalitäten aus der Freinacht besonders Münze geschlagen, möchte ich bezweifeln, ebenso ob das Detailgeschäft, besonders das in den zahllosen Buden auf den Boulevards, irgendwie erhebliches Geschäft gemacht hätte, obgleich die Witterung, besonders von Neujahr bis zum Heiligen Dreikönigstage, ganz herrlich war.

Die Promenaden waren ganz ungewöhnlich besucht, man fuhr im offenen Wagen und ergötzte sich am lieblichen Duft der Veilchenbouquets. Die besten Geschäfte haben entschieden wieder die großen Confiseure, Chocoladen- und Bonbonfabrikanten gemacht; die Friandise, nicht Gourmandise, greift immer mehr um sich, und es ist ganz erstaunlich zu sehen, welche Opfer la génération gatée dem leichtfertigen Gaumenkitzel bringt. Der Orangen waren so viele da, daß sie auf 1 Sou und darunter fielen.

Die Neujahrsgeschenke, Etrennes, arten hier bald zur Unart aus, indem sich, um Kundschaft anzuziehen, die größeren Geschäftsinhaber nach dem Wahlspruch: Mundus vult decipi derselben als Verkaufs- und Reclamehebel bedienen. Nicht genug, daß Schneider, Schuster, Handschuhmacher, Senf- und Pomadefabrikanten alle Häuser und Straßenecken, sowie die Theatervorhänge in wahrhaft aufdringlicher Weise mit ihren Jahrmarktsofferten belästigen, auch durch Neujahrsgeschenke müssen sie noch auf die Menge zu wirken, diese gleichsam zu bombardiren versuchen.

Die Etrennesgabe der französischen Nation, womit sie sich aus eigener Kraft selbst beschenkte, war der am 5. Januar erwählte „Republikanische Senat“. Möge es als Omen aufrichtiger Versöhnung gelten, wodann einer

entsprechend günstigen Entwickelung des Landes und seiner Institutionen keine weiteren Hemmungen entgegenstehen. Doch hierüber, wie über den friedlichen Aufbau der Republik in meinem nächsten Artikel, der das politische Leben und die geistige Entwickelung Frankreichs behandeln wird.

Vormals erstreckte sich der Pariser Neujahrsmarkt von der Porte St. Martin bis zur Madelaine, für die kleine Welt aber gabs den Pont neuf mit seinen Spielzeugbuden à vingt-cinq sous, die daselbst, wie auf dem kleinen Platz Henry IV. bescheidentlich aufgeschlagen waren. Aber „Vingt-cinq sous!" Quelle bagatelle! Une misère à présent! Wer wagte es wohl heutigen Tages noch, dem Kinde des Thürhüters mit einem Polichinell à vingt-cinq sous zu kommen? — —

Tritt man um Neujahr in einen Buchladen, so wird man nur noch gefragt: „Dans quel prix, Monsieur, voulez-vous?" Und man hat darauf zu antworten: Im Preise von 30, 40 oder 50 Franken, worauf verschiedene Nummern dieser Classe, die an überladener Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen, vorgelegt werden.

Am linken Seineufer fand in der ersten Hälfte des Monats ein großes religiöses Fest statt, das einen fast mittelalterlichen Charakter trägt; es war die neuntägige Genovefafeier. Der ganze Pantheonsplatz, sowie die angrenzenden Straßen sind für die Dauer dieser Zeit mit kleinen Buden bedeckt, und der Fremde dürfte veranlaßt sein, es für Jahrmarkt zu halten. Ein flüchtiger Blick jedoch in die kleinen Buden genügt, uns zu belehren, wie hier nur Heiligenbilder und gottesdienstliche Gegenstände zum Verkauf ausgeboten werden. St. Geneviève ist bekanntlich die Schutzheilige der Metropole, welche im Jahre 523, bald nach König Clodwig, starb und darauf in der ihr zu Ehren erbauten Kirche gleichen Namens begraben wurde. Später wurden die Ueberreste in einem kostbaren Reliquienkästchen aufbewahrt, sowie zu angeblichem Wunderthun verwendet. Bei besonderen Gelegenheiten wurden die unschätzbaren Reliquien in feierlicher Procession durch alle Straßen der Stadt getragen. Historia berichtet fast zu viel von den großen Wundern, welche durch die Verehrung und Anbetung dieser Heiligen in den Zeiten der Noth, der Pest, des Hungers und der strengen Winter, besonders aber im Jahre 1420 geschehen, wo trotz der Hülfe der Heiligen in wenigen Wochen zwei Drittheile der Bevölkerung der Stadt dem Hunger und der Kälte erlegen sein mögen. Wie die Chronik lehrt, war das Elend und die Kälte so furchtbar, daß man nicht mehr die Todten begrub; haufenweise fand man solche auf den Kirchhöfen und öffentlichen Plätzen, und während der Nacht kamen Schaaren halbverhungerter Wölfe in die Stadt, um sich an den durch Kälte conservirten Leichen zu sättigen. An Glauben überreiche Personen fügen natürlich

hinzu, daß Paris es derzeit einzig und allein dem Schutze der guten Patronin zu verdanken hatte, daß nicht eine totale Vernichtung eintrat.

Bis dahin waren die Processionen auf besonderen Befehl des Königs und auf Parlamentsbeschluß geschehen, nun aber kehrten sie ohne solchen regelmäßig wieder. Im Jahre 1789 kam der Reliquienschrein in die Münze, und nach dem „Moniteur" vom 4. Frimaire des Jahres II wurden 25,000 Franken daraus geprägt, was in jener am Ueberfluß des Geldmangels so reichen Zeit ein Capital repräsentirte.

Im Jahre 1803 hat der damalige Erzbischof de Belloy einen in der Krypta der Ste. Genevièvekirche vorgefundenen Stein des alten Grabes sammt etwas uralter Erde von Neuem in einen Reliquienschrein thun, in der nahe belegenen Kirche St. Etienne-du-Mont aufstellen und neue Wunder für solcher bedürftige Personen verrichten lassen. Seit jener Zeit sind Pantheon und St. Etienne-du-Mont alle Jahre, zur Zeit der Neuvaine, der Gegenstand einer wahren Pilgerfahrt. Nicht nur die Stadt und ihr Weichbild, sondern ganz Frankreich schickt seine frommen Seelen zu dieser seltsamen Kirchenmesse, der nur noch ein Tezel fehlt. Zu Tausenden ziehen die Leute über den Platz langsam reihenweise in die Kirchen, besonders in die uralte im Jahre 1121 erbaute St. Etienne, um dort durch Priesterhand am Reliquienkasten ihre verschiedenen Sachen weihen und wunderthätig machen zu lassen. Auch Kranke fehlen natürlich nicht.

Dieser seltsamen Komödie gegenüber bietet der nahebelegene Boulevard St. Michel mit seinen von übermüthigen Studenten und tollen Mädeln gefüllten zahlreichen Kaffees und Bierhäusern den entsprechenden Contrast.

Ein hübsches Doppelbild, hier kirchlicher, dort weltlicher Mummenschanz.

Gegenwärtig machen sich die Liebhaber von Eisvergnügen starke Hoffnung, die Seen und kleineren Gewässer der Parks und Bois von Paris dem Schlittschuhlauf übergeben zu sehen; die Herren Pelzwaarenhändler reiben sich vergnügt die Hände und schmeicheln sich, trotz der vorgerückten Jahreszeit noch ein vorzügliches Geschäft zu machen. Die Modistinnen haben ihre Schaufensterdamen (Puppen in Lebensgröße) sorgfältig in Pelz und Muff gekleidet, und die Russen können ‚Nofs', „Väterchen deine Nase" sagen, denn es ist kalt, — wirklich kalt, wie im Belagerungswinter, und für Paris ein ganz „unerhörter" Schnee gefallen.

Die Winterscenerie des Bois de Boulogne, der Champs Elysées, der Seine mit ihren zahlreichen Brücken, des Ausstellungs- und Trocaderopalastes, wie überhaupt der Stadt ist reizend, und man kann sich wirklich an die Newa versetzt wähnen, so man auf dem Concordeplatze in dem mehr als fußhohen Schnee umherwatet.

Alle bisher unbeschäftigten Hände sind seit zwei Tagen in unaufhörlicher

Beschäftigung, das Schaufeln und Klappern der Holzschuhe der Cantonniers (Gassenkehrer) hört während der ganzen Nacht nicht auf, die Hauscerberusse (Conciergen) sind außer sich vor Verdruß, während die guten Pariser, obgleich „sehr anstellige" Leute jeden Augenblick auf die Nase fallen, sich todtlachen möchten, was ihnen bekanntlich selbst der Papst nicht zu verwehren vermag.

Die Kutscher müssen nahezu ihre Pferde ziehen, die Lakaien ihre gestrengen Damen in die Karrosse tragen; in den Passagen ist es bei hellem Tage stockfinster, so daß man Gas brennt; auf dem Opernplatz, in der Avenue gleichen Namens, so wie beim Theater français ists des electrischen Lichtes wegen dagegen bei Abend ganz unglaublich, ja „fabelhaft" hell, und dabei ein wunderbar bläulich-weißes Hell, das jede Concurrenz, selbst die der Sonne verspottet.

In den äußeren Quartieren, besonders in den steilen und abschüssigen Straßen Montmartres, ists lebensgefährlich zu gehen. Die Tramways sind zum Theil außer Function, oder sie haben, wie die Omnibusse, vier und mehr Pferde vor. Jetzt fehlen eben nur Schlitten, die jedoch in Paris sehr rar und nur zum außergewöhnlichen Luxus der hier lebenden Russen gehören.

Den lieben Lappländern aber im Jardin d'Acclimatation ist unsinnig wohl, sie quiekfen vor Vergnügen und wälzen sich im Schnee.

Voilà Paris en hiver!

Paris, 24. Januar.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Süddeutschland. Die Reichstagsdisciplin und die süddeutschen Kammern. — Das preußische Abgeordnetenhaus hat mit seiner Behandlung des Freiherr von Heeremannschen Antrags ein bedenkliches Exempel gegeben. Der Umstand, daß die liberale Mehrheit mit dem Anliegen der Klericalen in der Sache diesmal übereinstimmte, hat sie zu der Taktik verleitet, dem Antrag halbwegs entgegenzukommen, anstatt ihn von der Schwelle zu weisen. Die eigenthümliche Lage, in der sich gerade das preußische Abgeordnetenhaus gegenüber dem Reichstag befindet, macht diesen Vorgang nur noch bedenklicher. Denn da die Wortführer hier und dort zum Theil dieselben Persönlichkeiten sind, so gestaltete sich das Eingreifen in die Competenz des Reichstags zugleich zu einem Vorgreifen seiner Beschlüsse. Unter diesen Umständen muß man es milder beurtheilen, wenn auch die Landtage der zwei süddeutschen Königreiche mit Anträgen behelligt wurden, welche das Echo des Berliner Centrumsantrags waren, und Meinungsäußerungen der Einzelkammern über eine im engsten Sinne zur eigenen Domäne des

Reichstags gehörige Frage herausforderten. Die Verschiedenheit der Art und Weise, wie dies an den einzelnen Orten geschah, giebt zugleich ein sprechendes Beispiel der Mannichfaltigkeit und nicht minder der Unsicherheit unserer reichsrechtlichen Verhältnisse. Gleich sind sich nur die Erklärungen der Minister in den drei Landtagen geblieben, und diese Uebereinstimmung ist das Erfreulichste an der ganzen Sache.

In München wurde das unwiderstehliche Bedürfniß, ein Votum in Sachen der Reichstagsdisciplin abzugeben, von vorgerückten Mitgliedern der Fortschrittspartei gefühlt. Es scheint, daß dadurch die Mehrheit der Liberalen in einige Verlegenheit gesetzt wurde. War es an sich unerwünscht, in einen Handel hineingezogen zu werden, wozu ursprünglich die Anregung von ultramontaner Seite ergangen war, so kam dazu, daß man gerade auf Seite der nationalen Partei in den Königreichen doppelte Ursache hat, auch den Schein eines Rechtes zum Eingreifen in die Sphäre der Reichsorgane zu vermeiden. Allein in München hat gegenüber einer klericalen Mehrheit der Zusammenhalt sämmtlicher liberaler Fractionen noch Sinn und Bedeutung, und nachdem einmal von Mitgliedern dieser Seite vorgegangen war, empfahl eine naheliegende Rücksicht, sie nicht im Stich zu lassen. Ohnedem war damit einer von klericaler Seite drohenden und schwerlich versäumten Demonstration im Voraus die Spitze abgebrochen. Es galt also, die auf eigene Faust vorgegangenen Plänkler zu decken und zugleich den Ultramontanen die Waffe aus der Hand zu nehmen. Es galt, einen an sich unvorsichtigen Zug vor Mißdeutung zu schützen und nachträglich zum Besten zu wenden, und insofern läßt sich der kurzen Debatte vom 29. Januar nichts anhaben, obwohl, wie gesagt, die Erklärung des Ministers Pfretzschner und das vereinzelte Votum des Reichstags- und Landtagsabgeordneten für Zweibrücken sachlich correcter waren.

Ganz anders lagen die Dinge in Stuttgart. Auch hier ging zwar die Anregung von einem Mitglied der Fortschrittspartei aus, aber im Namen eines Clubs, der, im Gegensatz zu der Münchner Fortschrittspartei, die reichsgegnerischen Elemente in sich begreift. Demokraten und Ultramontane finden sich daselbst einträchtig zusammen; in neuester Zeit sind, gleichsam um das Beilager dieser beiden Parteien öffentlich und officiell zu feiern, zur selben Stunde Carl Mayer und die beiden klericalen Führer Probst und Streich diesem „Club der Linken" beigetreten, und seitdem zeigt sich dieser bis dahin höchst harmlose Club von einer ungewohnten Rührigkeit und Thatenlust beseelt. Als den eigentlichen Führer dieser gemischten Fraction darf man den Abgeordneten Probst bezeichnen, und so ist denn auch die in Sachen der Reichstagsdisciplin versuchte Action lediglich als Copie des Berliner Centrumsantrags zu beurtheilen, wenn gleich einem Demokraten die Ehre der Initiative überlassen wurde. Eben damit war aber auch das Schicksal dieser von den

particularistischen Reichsgegnern geplanten Action entschieden. Es ging ihr von Anfang an recht hinderlich. Der Abgeordnete Schwarz, der in Stuttgart der Volkspartei, in Berlin der Fortschrittspartei angehört, versuchte es zuerst mit einer Interpellation, sah sich aber damit vom Minister Mittnacht abgewiesen. Ein selbständiger Antrag schien bei der Haltung des Ministers und bei der Stimmung der Kammermehrheit nicht räthlich, man versuchte einen anderen Weg: der Verzicht auf einen Antrag sollte in einer feierlichen Erklärung ausgedrückt werden. Allein diese motivirte Erklärung, welche einer Partei ausschließlich den Meinungsausdruck verschafft hätte, wurde von der Kammer zurückgewiesen, wie die Interpellation der Minister zurückgewiesen hatte. Und jetzt erst entschloß sich der „Club der Linken", einen förmlichen Antrag, entsprechend dem Heeremannschen, einzubringen. Ohne Zweifel fühlte er sich ermuthigt durch den Münchner Vorgang. Allein wie in München die Liberalen genöthigt sind, gegen das Centrum zusammenzuhalten, so sind in Stuttgart die nationalen Elemente genöthigt, gegen die particularistischen sich zusammenzuschließen, und da jene die Mehrheit besitzen, so kann über das Schicksal des Antrags kein Zweifel sein: er wird durch eine Tagesordnung beseitigt werden, die in correcter Weise die Sache vertrauensvoll an das allein zuständige Forum verweist.

Die Frage, inwiefern die Einzelkammern überhaupt zu Voten in Reichsangelegenheiten berechtigt sind, oder genauer, in wie weit die Kammern berechtigt sind, auf die Abstimmungen im Bundesrath Einfluß auszuüben und die Regierungen dafür zur Verantwortung zu ziehen, ist bekanntlich unter den Rechtslehrern streitig. Sie wird auch schwerlich auf theoretische Weise entschieden werden können. Eine weise Praxis ist hier das allein richtige. Man kann die Kammern natürlich nicht verhindern, über jeden beliebigen Gegenstand ihre Meinung zu äußern. Je maßvoller sie es thun, um so gewichtiger wird ihre Stimme sein. Gewiß ist, daß die nationale Partei in den Ständekammern allen Grund hat, in diesen Dingen mit äußerster Vorsicht zu Werke zu gehen und von der Befugniß, in Angelegenheiten des Reiches mitzusprechen, nur in den seltensten Fällen Gebrauch zu machen, nur dann, wenn es sich um specielle Interessen des einzelnen Staates handelt, also z. B. wenn es sich um Geltendmachung mehr oder weniger berechtigter Eigenthümlichkeiten innerhalb des Rahmens der Reichsverfassung handelt, wie denn die württembergische Kammer von diesem Rechte aus Anlaß der Reichsjustizgesetze mit Erfolg Gebrauch gemacht hat. Daß aber die Frage der Disciplinargewalt innerhalb des Reichstages zu den die Einzelkammern angehenden Materien gehöre, wird Niemand im Ernst behaupten wollen. Die Antragsteller in Stuttgart motiviren zwar ihr Vorgehen ausdrücklich damit, daß durch den Bismarckschen Gesetzentwurf auch die Verfassung des Königreichs Württemberg

Gefahr laufe. Die seltsame Behauptung läuft darauf hinaus, daß die Beschränkungen, denen die Redefreiheit der württembergischen Kammermitglieder kraft der Landesverfassung unterworfen war, im Jahre 1873 eben nach dem Beispiel der Redefreiheit des Reichstages abgeschafft worden sind. Damals also war das Beispiel von Berlin ansteckend, die Landesgesetzgebung nahm sich die freisinnigeren Bestimmungen des Reichstages zum Vorbild. Allein Niemand zwingt die württembergische Kammer, die jetzt etwa nöthig werdenden Beschränkungen der Redefreiheit des Reichstages gleichfalls sich zum Muster zu nehmen. Ueberdies sollten die Stuttgarter Demokraten nicht vergessen, daß, wenn bis zum Jahre 1873 die Redefreiheit ihrer Landtagsabgeordneten ähnlichen Beschränkungen unterworfen war, wie sie jetzt dem Reichstage angesonnen werden, sie diesen Zustand durch sechs Jahrzehnte muthig ertrugen und sich dadurch nicht in dem stolzen Bewußtsein beirren ließen, dem freisinnigsten Lande der Welt anzugehören.

Aus der Schweiz. Gotthardbahn. Todesstrafe. Internationale. Culturkampf. — Im October vorigen Jahres hat die gesetzliche Neuwahl der Bundesversammlung stattgefunden. Sie brachte keine wesentliche Veränderung, nur eine etwas stärkere Vertretung des conservativen Elementes. Zu dem Compromiß in der Gotthardfrage, welcher eben die allgemeinere Gestalt der Subvention schweizerischer Alpenbahnen überhaupt durch den Bund annahm, hatten sich im August Vertreter beider Parteien die Hand gereicht, und es schien eine Zeit lang, als ob von dem Rechte, den Beschluß der Bundesversammlung einer Volksabstimmung zu unterwerfen, Niemand Gebrauch machen wollte. Erst als der Termin näher rückte, begannen die unversöhnlichen Gegner alles dessen, was auf Erweiterung der Bundescompetenz zielt, die gegenwärtig im Kanton Waat herrschende Partei, die Sammlung der für das Verlangen einer Volksabstimmung nöthigen Unterschriften, und es konnte ihnen nicht schwer fallen, im eigenen Kanton die nöthige Zahl von 30,000 zusammenzubringen. Die Abstimmung mußte in das neue Jahr herübergezogen werden, da die Vorbereitung immer eine gewisse Zeit verlangt, und sie wurde auf den 19. Januar festgesetzt. Im December hielt die Bundesversammlung ihre ordentliche Wintersitzung, in welcher unter anderem die Neubestellung des Bundesrathes erfolgen mußte. Auch diese brachte keine wesentliche Veränderung. Für die durch Rücktritt eines Mitgliedes erledigte Stelle wurde von den Katholiken ein Vertreter ihrer Partei portirt, und zwar gerade der Mann, der den Gotthardcompromiß vorgeschlagen hatte. Trotz dieses Verdienstes vermochte derselbe nicht durchzudringen. Als Rache dafür drohten einige katholische Zeitungen gegen den Gotthard aufzutreten; aber die materiellen Interessen mehrerer katholischer Kantone und daneben

doch auch reiner Patriotismus ließen jenes Bestreben nicht aufkommen, und man sah im Allgemeinen der Abstimmung mit ziemlicher Ruhe entgegen. Immerhin mußten die Anhänger des Compromisses sich noch rühren, wenn sie nicht durch Agitation der Gegner überrumpelt werden wollten. Denn zu den Gegnern gehörten nicht blos die Waatländer nebst zerstreuten Unzufriedenen und Zweiflern in anderen Kantonen, sondern auch die socialistische Fraction der Arbeiter, welche auch hier nur im Umsturz des Bestehenden das Heil erblicken wollten und es an Verbreitung ihrer Ansichten nicht fehlen ließen. Gegenüber diesen Bestrebungen organisirte sich die compactere Masse derjenigen, welche für den Compromiß einzustehen entschlossen waren, in den einzelnen Kantonen und Bezirken zur Verbreitung aufklärender Schriften und Abhaltung von Versammlungen, in welchen die Mitglieder der eidgenössischen und kantonalen Behörden nebst anderen angesehenen Männern dem Volke den Stand der Sache und die Bedeutung des Entscheides für das engere und weitere Vaterland klar zu machen und die noch herrschenden Bedenken zu beseitigen suchten. Nur unter der Voraussetzung solcher Aufklärung und freier Discussion in den einzelnen Gemeinden kann ja die Volksabstimmung überhaupt Sinn und Werth haben, dann aber ist sie auch wirklich die Krone aller demokratischen Verfassung, und es ist etwas Erhebendes, wie bei solchen Anlässen Licht und Wärme bis in die hintersten Gebirgsthäler verbreitet, der nationale Gedanke in allen Schichten der Bevölkerung gleichzeitig belebt wird. Auch ist nicht zu bezweifeln, daß nach vorangegangener Belehrung die Fähigkeit zur Entscheidung solcher Lebensfragen in weiteren Kreisen vorhanden sei und daß durch alle Zufälligkeiten und Trübungen hindurch, deren Einfluß auch in den Versammlungen der Repräsentanten nie auszuscheiden ist, der richtige Instinct und wirkliche Wille des Volkes sich schließlich geltend mache. So geschah es nun auch am 19. Januar und zwar mit so überwiegender Mehrheit zu Gunsten des Compromisses, daß sogar die Minderheit sich überzeugt und beruhigt fühlen mußte; denn 278,000 Stimmen gegen 115,000 können nicht der Ausdruck einer zufälligen Schwankung sein. Nach Kantonen gezählt stellt sich das Ergebniß fast noch günstiger, denn verworfen haben nur die Kantone Waat und Graubünden nebst dem halben Kanton Appenzell. Die Schweiz hat nun gegenüber dem Ausland, zunächst Deutschland und Italien, ihre Pflicht gethan und ihre Ehre gerettet. Ob die Gotthardbahngesellschaft nunmehr im Stande sei, ihrerseits den Ausweis zu leisten, daß sie mit Hülfe der Subventionen die Bahn auszubauen vermöge, ist freilich noch die Frage; aber man sollte meinen, auch die Actionäre dürften nun zu den noch nöthigen Einzahlungen eher bereit sein, zumal da gerade die schweizerische Subvention mit dem Verlangen einer theilweise nöthigen Reform der Verfassung und Verwaltung der Gesellschaft verbunden ist, wodurch das Zu-

trauen zu der Unternehmung nur gehoben werden kann, und da andererseits der Gotthardtunnel so weit vorgeschritten ist, daß auch der Bau der Zufahrtslinien bereits, und zwar zu günstigen Bedingungen, in Angriff genommen werden kann.

Unter den Tractanden der letzten Bundesversammlung, welche im März fortgesetzt werden soll, waren zwei von allgemeinerem Interesse auch für das Ausland. Nicht in Folge der Attentate auf die Souveräne benachbarter Staaten, doch auch nicht ganz ohne Zusammenhang mit jenen Symptomen socialer Gährung und schlechter Zeiten überhaupt, ist gegen Ende des vorigen Jahres an einigen Orten der Schweiz die Ansicht aufgetaucht, es sollte die durch Artikel 65 der Bundesverfassung aufgehobene Todesstrafe wieder eingeführt, resp. freigelassen werden, denn die Kantone, welche dieselbe schon vorher abgeschafft hatten, würden wohl auch jetzt nicht zu derselben zurückkehren, und noch weniger würde man sich die Einführung derselben aufzwingen lassen, so lange nicht das Criminalrecht überhaupt als Bundessache erklärt wäre. Es war allerdings nicht ganz richtig, daß die Bundesverfassung jenen Artikel aufnahm, ohne anderweitige Bestimmungen zur Herbeiführung eines einheitlichen Criminalrechtes, und dieser einzige, blos formelle Grund könnte genügen, um sogar principielle Gegner der Todesstrafe für Aufhebung jenes Artikels zu stimmen. Die in dieser Richtung geschehene Anregung fand im Schooß der Bundesversammlung eine getheilte Aufnahme. Bekämpft wurde sie nicht nur von principiellen Gegnern der Todesstrafe, sondern mehr noch weil Manche befürchteten, das Rütteln an einem Artikel der erst seit vier Jahren bestehenden Verfassung könnte noch andere, wichtigere Puncte ergreifen. Auch fand man, die Bewegung im Volke sei noch nicht anhaltend und allgemein genug, um eine sofortige Behandlung der Frage zu rechtfertigen. Es wurde daher der Bundesrath beauftragt, dieselbe auf die nächste Sitzung vorzuberathen und, besonders das statistische Material betreffend, die angebliche Vermehrung der Mordthaten in den letzten Jahren beizubringen. Durch diesen Beschluß wurde die Volksstimmung vorläufig befriedigt, und sie scheint sich seither noch mehr beruhigt zu haben. Wahrscheinlich wird, besonders wenn jener Nachweis nicht geleistet werden kann, die Todesstrafe aufgehoben bleiben, aber die Anregung wird nicht ganz unfruchtbar gewesen sein, insofern sie eine schärfere Handhabung der lebenslänglichen Gefangenschaft und vielleicht die Errichtung einer Centralanstalt zu diesem Zwecke nach sich ziehen kann.

Kurz nachdem der deutsche Reichstag das Gesetz gegen die Socialisten erlassen und die preußische Regierung weitere Maßregeln zur Ausführung desselben ins Werk gesetzt hatte, ließ der schweizerische Bundesrath den Kantonsregierungen die Warnung zugehen, deutschen Socialisten, welche in der

Schweiz Zuflucht suchen würden, dieselbe nur zu gewähren, so lange sie durch ihr Verhalten das Asyl nicht mißbrauchen würden. Dieser Fall ist nicht eingetreten, wohl aber fand sich die Regierung des Kantons Neuenburg veranlaßt, gegen ein auf ihrem Gebiete erscheinendes Journal (L'Avantgarde) einzuschreiten, welches aus der Feder eines flüchtigen Communarden mehrere Artikel gebracht hatte, die zum Fürstenmord aufreizten. Das Blatt war bisher wenig bekannt und ging hauptsächlich ins Ausland, ein Organ der weitverbreiteten Internationale. Dem Drucker und Verleger desselben wurde der weitere Vertrieb verboten, und sein Büreau blieb einen Tag lang geschlossen. Darin sahen nun übereifrige Verfechter des verfassungsmäßigen Rechtes der Gewerbsfreiheit eine Verletzung derselben, und der Bundesrath wurde darüber interpellirt. Er rechtfertigte das Verfahren der Regierung von Neuenburg und versprach weiteren Bericht, nachdem die angehobene Untersuchung beendigt sein würde. Der Fall wird wohl keine weiteren Folgen haben, zeigt aber, was in ähnlichen Fällen zu erwarten wäre. Es ergab sich auch, daß das schweizerische Gesetz betreffend völkerrechtswidrige Handlungen nicht für alle Fälle genügen dürfte.

Was endlich den Culturkampf betrifft, so ist auch in der Schweiz Neigung vorhanden, denselben ruhen zu lassen. Wenigstens hat die Regierung von Bern, welche denselben bisher hauptsächlich führte, einen Schritt in jener Richtung gethan, indem sie die Geistlichen im Jura, welche wegen ihres Widerstandes gegen den Staat abgesetzt worden waren, als wieder wählbar erklärte, ohne daß sie ihre früheren Erklärungen förmlich widerrufen müßten, nur unter der Voraussetzung, daß sie durch Annahme einer Wiederwahl sich dem seither erlassenen Kirchengesetze unterwerfen. Dieser Weg zur Rückkehr ist denn auch bereits von einem der früheren Geistlichen betreten worden, und es werden wohl andere folgen. Wem aber dieses Verfahren gar nicht gefallen will, das ist die altkatholische Kirche, welche sich dadurch aus ihrer bisherigen Geltung als einzige oder begünstigte Staatskirche herausgedrängt und der römischen auf dem Boden der Freiheit gleichgestellt findet. Aber zu Klagen hat sie in der That keinen Grund, und sie darf wohl froh sein, wenn sie überhaupt kümmerlich fortbestehen kann; denn von Ausbreitung ist keine Rede, und kürzlich ist wieder ein Geistlicher aus ihrer Gemeinschaft unter Widerruf und Bereuung seines Fehltrittes in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückgekehrt!

Aus Berlin. Von der Pest. Regierungswechsel in Frankreich. Artikel 5 des Prager Friedens. Opernball. — Die Nachrichten, welche im Laufe dieser Woche über den Stand der Pest in Rußland eingegangen sind, bestätigen die Richtigkeit der Ansicht, die wir vor acht Tagen an dieser Stelle aussprachen, daß die Krankheit ihren ursprünglichen

Herd nicht überschritten hat und daß die von ihr Europa drohende Gefahr keineswegs eine unmittelbare ist. Die Seuche haust noch immer in denselben Dörfern an der Wolga, und zu ihrer Bekämpfung hat denn endlich die russische Regierung selbst die geeigneten Mittel aufgeboten. Wir entwickelten hier kürzlich die Gründe der auffälligen Passivität Rußlands in Worten und Thaten und wiesen namentlich auf die große Unkenntniß hin, in der man sich anscheinend in Petersburg hinsichtlich des Standes der Epidemie befand. Diese Dinge sind nun seit einigen Tagen anders geworden. Die russische Regierung ist wohl endlich in den Besitz brauchbarer regelmäßiger Berichte aus den von der Pest inficirten Orten gekommen, sie hat gleichzeitig eine große Organisation zur Bekämpfung des Unheils entfaltet, und sie hat sich auch angelegen sein lassen, durch fortlaufende Berichterstattung nach dem Auslande demselben Kenntniß von dem Stande der Dinge zu geben. Die Nothwendigkeit, dieses letztere zu thun, scheint man in Petersburg lange consequent verkannt zu haben, nicht weil man gewisse Dinge nicht mittheilen wollte, sondern weil man gar keine Vorstellung von dem übeln Eindruck hatte, den das Ausbleiben aller Nachrichten aus Rußland im Auslande machte. Freilich zum guten Theile konnte man dies nicht ändern, weil man selbst nichts Rechtes wußte, aber andererseits war auch viel Indolenz mit im Spiele. Dieselbe ist nun einer verhältnißmäßig großen Rührigkeit gewichen. Man erkannte wohl mit Schrecken, daß Europa die russischen Zustände mit bedenklichem Mißtrauen zu betrachten anfing, die übertriebenen Befürchtungen, die man auswärts hegte, fanden ihren Weg nach Petersburg, und endlich die Vorbereitungen der benachbarten Länder zum Schutze ihrer Grenzen mahnten wohl sehr eindringlich zur Entfaltung eigener Thätigkeit, wenn man sich nicht der unliebsamen Eventualität aussetzen wollte, daß die Nachbarn sich gegen den russischen Verkehr fest abschlössen. Die russische Regierung beeilte sich bei den auswärtigen Mächten aufklärende Mittheilungen über die Lage der Dinge zu machen, und sie nahm gleichzeitig in den inzwischen eingeleiteten Verhandlungen mit Berlin und Wien wegen gemeinsamer Vorkehrungen gegen die Epidemie eine sehr entgegenkommende Haltung an.

Diese Verhandlungen scheinen ihrem Abschluß nahe zu sein, wenigstens darf man dies wohl aus der Thatsache schließen, daß am Ende dieser Woche die deutschen und österreichischen ärztlichen Delegirten nach den von der Epidemie beherrschten Orten abreisen werden. Deutscher Seits wird eine große wissenschaftliche Autorität auf dem Gebiete der Epidemologie, Professor Hirsch von hier, entsendet werden. Ihm zur Seite werden zwei Aerzte und ein deutscher Consularbeamter stehen. Die deutschen Delegirten werden die österreichischen in Warschau treffen, und von dort werden sie alle gemeinsam sich mit bereitwilligst zugesagter Unterstützung der russischen Regierung nach Astrachan begeben. Ihre Aufgabe wird zunächst natürlich in der Mitwirkung an der Durchführung der bereits in Angriff genommenen Schutzmaßregeln bestehen. Was diese Maßregeln anlangt, so erklären die hiesigen wissenschaftlichen Autoriäten auf das bestimmteste, daß in Anbetracht der Thatsache, daß die Seuche noch auf einige bestimmte Orte beschränkt ist und in Anbetracht der günstig wirkenden augenblicklichen großen Kälte als einzig der Lage der Sache entsprechende und wirksame Schutzmaßregel die Niederbrennung der inficirten Ortschaften in Anwendung zu bringen sei. Man hat bei dem Gebrauch dieses radicalen Mittels unter den gegenwärtigen, eben bezeichneten Umständen die unendlich werthvolle Chance, die vorhandenen Pestkeime sammt und

sonders völlig zu ersticken, während man bei einem anderen minder gründlichen Verfahren Gefahr läuft, daß selbst nach eventueller momentaner Unterdrückung der Epidemie dieselbe bei dem Eintritt der milderen Jahreszeit wiederauftritt. Die russische Regierung hat sich bekanntlich ihrerseits schon zu einem radicalen Vorgehen gegen den Herd der Seuche entschlossen. Die deutschen ärztlichen Delegirten werden dann nächst ihren Bemühungen um die Abwehr der Krankheit sich die wissenschaftliche Ergründung ihres ersten Ursprungsortes zur Aufgabe machen. In dieser Beziehung ist fast noch Alles zu thun und steht noch fast Nichts fest. Neuerdings ist die Behauptung aufgetaucht, die Pest herrsche schon seit dem Jahre 1863 in Kurdistan und habe sich seit jenem Jahre mehrfach nach Mesopotamien fortgepflanzt, bis sie im vorigen Jahre den entgegengesetzten Weg nach dem Kaspischen Meere eingeschlagen habe. Diese Mittheilung über die Dauer und den Gang der Krankheit entstammt, wie sich jetzt herausstellt, einem früheren europäischen Leibarzte des Schah von Persien, und ist man bis jetzt nicht in der Lage gewesen, ihre Glaubwürdigkeit zu controliren. Man wird daher weitere Ermittelungen abzuwarten haben.

Die deutsche Regierung und die hiesige Commission zur Berathung der Vorsichtsmaßregeln gegen die Pest sind inzwischen eifrig auf den Schutz unseres Landes bedacht gewesen. Regierungsseitig ist bereits ein Einfuhrverbot für gewisse Handelsartikel aus Rußland erlassen worden, ebenso ist bereits eine Verordnung über die Paßpflicht der Reisenden aus Rußland und über die Desinfection des Reisegepäckes von Personen, die aus verdächtigen Gouvernements kommen, erlassen worden. Nächster Tage werden dann wohl die Bestimmungen über die an der Grenze zu errichtenden Desinfectionsanstalten und über andere Vorsichtsmaßregeln für den Grenzverkehr veröffentlicht werden. Bei allen diesen Maßnahmen geht man noch von der Voraussetzung aus, daß die Seuche auf ihren gegenwärtigen Herd beschränkt bleibt. Doch hat man selbstverständlich auch bereits die Eventualität in das Auge gefaßt, daß die Krankheit weiter vorschreitet, und auch für diesen Fall die nöthigen Maßregeln vorbereitet. Eine Grenzsperre und militärische Vorbereitungen zu einer solchen sind bisher nicht in Angriff genommen. Solche Maßnahmen sind wohl für weitere Eventualitäten vorbehalten.

Während die allgemeine Aufmerksamkeit sich vorwiegend der von Osten her drohenden Gefahr zuwandte, vollzog sich bei unseren westlichen Nachbarn ein Act von großer politischer Bedeutung, ein Regierungswechsel. In völliger Ruhe verlief dieses Ereigniß, an das die Franzosen selbst und das Ausland manche bange Gedanken geknüpft hatten. Mac Mahon ging und Jules Grévy trat an seinen Platz, ohne daß die mindeste Erschütterung der politischen Situation zu verspüren gewesen wäre. Wir haben dieses Ereigniß nur insofern zu registriren, als es Deutschland berührt, und haben hier nur wiederzugeben, was man hier im Allgemeinen in politischen Kreisen von demselben denkt. Da ist denn vor allem hervorzuheben, daß man diesen Wechsel in der Präsidentschaft wie die ganze jüngste französische Krisis mit völliger Objectivität und Ruhe betrachtet hat. Besondere Sympathien erweckte die Haltung des Marschalls Mac Mahon hier wohl niemals, eine Zeit lang, nach dem 16. Mai, galt er uns wohl mit Recht sogar als das vornehmste Werkzeug einer offensiven vaticanisch-chauvinistischen Reaction. Als aber im December 1877 die Woge der ultramontanen Conspiration sich gebrochen hatte, als alle Factoren der vaticanischen Actionspolitik nach einander aus der Rechnung gestrichen

wurden, als der streitbare Papst, der sie zusammengebracht hatte, selbst in das Grab sank, da sank auch die Besorgniß vor dem „Soldaten Christi" und seitdem wurde er uns eigentlich nahezu gleichgültig. Es ist daher nicht richtig, wenn man meint, sein Rücktritt sei uns gerade im Hinblick auf gewisse ultramontane Velleitäten erwünscht gewesen. Wir unterschätzen die von diesen drohende Gefahr gewiß nie, aber der Marschall Mac Mahon hatte längst aufgehört, ihre Stütze zu sein. Der jetzige Kampf um die Regierungsgewalt in Frankreich interessirte uns daher nur in Bezug auf die Frage, ob er eine Stärkung oder eine Minderung der Regierungsgewalt und der Staatsmacht in Frankreich zur Folge haben werde. Die Franzosen consolidiren augenblicklich ihre Republik, es ist die Frage, ob diese Action und die Art, wie sie sie handhaben, ihre Macht nach innen und außen erhöhen wird oder nicht. Diese Frage läßt sich heute nicht entscheiden, jedoch läßt sich wohl so viel voraussehen, daß sie nur dann zu bejahen sein wird, wenn man annimmt, daß die Wendung der letzten Tage in Frankreich keine schweren inneren Kämpfe nach sich ziehen wird, und diese Annahme möchten wir wenigstens nicht theilen. Uns scheint vielmehr der Stein in das Rollen gekommen zu sein. Rollt er weiter, so wird er Vieles zerstören, thut man ihm Einhalt, so wird auch dann Kampf und Streit eintreten. Der Marschall Mac Mahon hat die große Klugheit gehabt, sich bei einem guten Anlasse in ehrenhafter Weise zurückzuziehen. Jetzt beginnt früher oder später der Kampf um die Beute. Herr Grévy, der „Präsident im schwarzen Frack", wird den streitbaren Gewalten wohl kaum sehr imponiren. So kann es leicht kommen, daß der Ausgang des Marschalls Mac Mahon in Kürze als der Denkstein der einstigen Ruhe Frankreichs erscheinen wird. Die Republik wird vielleicht dabei gewinnen, ob aber der Staat und die Macht Frankreichs, das ist eine andere Frage, um derentwillen wir uns glücklicher Weise nicht den Schlaf zu vertreiben brauchen.

Der gestrige Tag brachte uns eine überraschende Kunde. Wir erfuhren, daß Oesterreich auf dem besten Wege sei, auf sein ihm bezüglich der Rückgabe Nordschleswigs an Dänemark aus dem Artikel 5 des Prager Friedens zustehendes Recht zu verzichten, ja daß dieser Verzicht bereits erfolgt sei. Bestätigt sich diese Nachricht, und wir haben guten Grund sie für völlig richtig zu halten, so hat die deutsche Politik abermals einen großen Triumph gefeiert und ist dieselbe abermals einer großen Sorge ledig. Man denkt bei dieser Nachricht unwillkürlich an die welfischen Demonstrationen in Kopenhagen bei der Hochzeit des Herzogs von Cumberland. Ob diese Gedankenverbindung berechtigt ist, wissen wir nicht. Ihre verehrten Leser werden sich ferner entsinnen, daß wir schon vor einiger Zeit von bevorstehenden entscheidenden Schritten bezüglich des Welfenfonds sprachen. Jetzt erfährt man, daß die Staatsregierung sich bereits sehr ernst mit dieser Frage beschäftigt. Auch diese Angelegenheit möchte man mit den Vorgängen in Kopenhagen und mit dem Verzichte Oesterreichs auf den Artikel 5 des Prager Friedens in Verbindung bringen. Bald wird es sich zeigen, ob diese Conjecturen ihre Berechtigung haben.

Mit einigen Worten wenigstens müssen wir noch des schönen Festes dieser Woche gedenken, das wie alljährlich so auch dieses Mal in den festlich decorirten Räumen des Opernhauses stattfand, des weitberühmten Opernhausballes. Wir können nur sagen, daß er so glanzvoll verlief, wie alle seine zahlreichen, gut beleumundeten Vorgänger. Wie stets verkehrte auch dieses Mal unser hochverehrter Kaiser in huldvoller Liebenswürdigkeit und seltener Frische

und Gesundheit in Mitten der glänzenden Gesellschaft. Berlin möchte dieses Fest nicht missen; um keinen Preis. Es ist so eigenartig und hat wohl nirgends seines Gleichen in dieser Mischung von Glanz und familiärer Behaglichkeit. Deswegen wird es auch im ganzen Lande hoch geschätzt, wie die zahlreich zu ihm wallfahrenden Fremden thatsächlich beweisen. Es ist der Glanzpunct der Saison und wird immer als solcher gelten.

3. Februar. F.

Literatur.

L. Pietsch, Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen (April und Mai 1876). Berlin, F. Luckhardt. 1879. — Ein Wiederabdruck von Briefen, die frisch von der Reise an Zeitungen gesandt wurden; vermehrt durch eine Uebersicht über das Ergebniß der beiden folgenden Ausgrabungsperioden 1877 und 1878. Der Verfasser machte den Besuch in dem wieder auferstehenden Olympia, wie schon der Titel erkennen läßt, mit der gehörigen Andacht und Begeisterung, aber auch mit guten Kenntnissen ausgestattet. Er erzählt lebendig, und man merkt wohl, daß er ein durch vieles Reisen geübtes Auge hat. Besonders die Schilderungen von den „Brüdern vom deutschen Haus" in Druva wird man mit Ergötzen und mit warmer Theilnahme lesen, um so mehr, da jene ersten deutschen Pioniere, deren Leben im fremden Lande hier geschildert wird, längst durch andere Kräfte ersetzt sind. Da die Briefe aber erst nach zweiundeinhalb Jahren zum Wiederabdruck gelangen, hätte man eine sorgfältigere Bearbeitung erwarten können. Störend und auffällig ist namentlich die flüchtige Behandlung der Namen; man liest: Manfredono, Malfetto, Foggi, Theosilion, Sinaui u. s. w. Manche Schilderungen hätten durch Kürzung entschieden gewonnen. g.

Entgegnung.

Mit Beziehung auf den Aufsatz von Alfred Boretius: „Eine neue Sammlung socialwissenschaftlicher Schriften" 1879, Nr. 3 hat Herr Professor Dr. Schmoller in Straßburg eine Zuschrift an die Redaction gerichtet, worin es heißt:

.... Das, was mich hauptsächlich zur Antwort nöthigt, ist ein gänzlich ungenaues Citat des Herrn Professor Boretius. Ich soll gesagt haben: es sei das erstrebenswerthe Ziel unserer Entwickelung allen Menschen an allen Erzeugnissen unserer Cultur Antheil zu verschaffen. Ich sage aber (S. 11 meiner Schrift gegen Treitschke): „es scheine das Ziel der historischen Entwickelung, alle Ausbeutung und Klassenherrschaft mehr und mehr zu beseitigen, alle Menschen nach und nach zu den höheren Gütern der Cultur heranzurufen." Das ist doch formell und materiell etwas anderes. Und ist es noch mehr, wenn man die weiteren Ausführungen in derselben Schrift liest, wo ich vielmehr die Schattenseiten der geistigen und sittlich-religiösen Klassengegensätze, als die Schattenseiten einer zu ungleichen Einkommensvertheilung betone.

Ich frage Herrn Professor Boretius einfach, würde der sich nicht von seiner Seite einer vernichtenden Kritik aussetzen, der sich etwa in der Kapitularienkontroverse erlaubte, so oberflächlich aus dem Gedächtniß zu citiren? Aber freilich bei der Kapitularienkritik stehen wir auf dem Boden des zünftigen Handwerks; — die Socialpolitik ist das Gebiet der freien Pürsch, wo jeder mit jeder Waffe glaubt handthieren zu dürfen.

In der Hoffnung, daß Ihre Unparteilichkeit diesen wenigen Worten Aufnahme im „Neuen Reich" verschafft, zeichne ich geehrtester Herr Redacteur mit der Versicherung der besonderen Hochachtung und Verehrung, die ich nicht blos für Sie, sondern auch für Herrn Professor Boretius habe

Ihr ergebenster

Dr. Gustav Schmoller.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 6. Februar 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Parteien im neuen Reichstage.

II.

Die außerordentliche Herbstsession.

> Die Vereinigung der Freiheit mit dem Gesetze ist es, welche, indem sie eine gegen die Eingriffe der Macht wie gegen die Heftigkeit der Volksbewegung gleich feste Schranke errichtet, dem Eigenthum gebührende Sicherheit gewährt, die Arbeit aneifert, den Credit befestigt, den Nationalcharakter bildet. Pitt.

Wenn wir in diesem zweiten Artikel das praktische Verhalten der Parteien zu den Aufgaben der außerordentlichen Herbstsession beleuchten wollen — denn „grau ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum" — so haben wir vor dem Eingehen auf die einzige, aber um so wichtigere Realarbeit des Reichstags, der formalen Pflicht seiner Constituirung zu gedenken, deren Erledigung ihm einige ungewöhnliche Schwierigkeiten verursachte. Die ausführlichere Behandlung dieses Themas berührt im gegenwärtigen Augenblick, der den neueinberufenen Reichstag vor dieselbe Frage gestellt sieht, ein Tagesinteresse.

A. Die Constituirung des Reichstages.

Selten, seitdem sich vor einem Menschenalter zum ersten Male eine verfassungsmäßige Volksvertretung in Berlin constituirte, ist der Wahl eines parlamentarischen Vorstandes daselbst mit solcher Spannung entgegengesehen worden, wie im vergangenen September; selten haben in der Presse so viele Vorausbetrachtungen darüber Platz gegriffen. Und mit einigem Recht. Wo sich drei annähernd gleiche, unter sich aber nicht einmal homogene Parteilager gegenüberstehen, muß die Wahl dreier Präsidenten naturgemäß zum Versuchsfeld werden für Stärkemessungen und Allianzcombinationen aller Art.

An und für sich hätte es ja wohl am nächsten gelegen, jedem Dritttheil des Reichstags eine Präsidentenstelle einzuräumen; aber dann konnte die Feststellung der Reihenfolge immer noch Schwierigkeiten genug bieten.

In beiden reichstreuen Lagern zeigte sich jedoch von Anfang an — vereinzelte fortschrittliche Stimmen ausgenommen — wenig Neigung, einen ultramontanen Abgeordneten in den engeren Vorstand zu berufen. War es bisher vermieden worden, die Partei zu berücksichtigen, welche wichtigen Staatsgesetzen geradezu die Anerkennung versagt, so lag in der winzigen absoluten Verstärkung dieser Partei wahrlich keine Veranlassung, diesmal von dem bisher eingehaltenen Modus abzuweichen; noch weniger aber durfte man vor In- und Ausland gleichsam anerkennen, daß die relative Machtstellung des Centrums und der ihm affiliirten Particularisten durch die veränderte Gruppirung der anderen Parteien, namentlich durch die Reducirung der bisher ihm überlegenen, jetzt aber schwächeren nationalliberalen Fraction eine andere geworden sei.

Unter den fünf nach den Gesetzen der logischen Permutation möglichen Fällen: Verständigung aller drei Lager, Verständigung von je zwei Lagern (drei Combinationen möglich) und Scheitern jeder Verständigung, schieden also der erste Fall und zwei Combinationen der zweiten Art aus. Es blieb nur die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Liberalen und Conservativen, oder — ein Tohuwabohu: eine Stärkemessung aller drei Lager. Und diese Stärkemessung, erfreulich nur für den Reichsfeind, bedauerlich in den Augen des Reichsfreundes, ist wirklich erfolgt.

Das liberale Lager lehnte den ihm angebotenen Compromiß mit den conservativen Parteien ab, welche von Anfang an durchaus loyal für den bewährten nationalliberalen Herrn von Forckenbeck als ersten Präsidenten eingetreten waren, dagegen aber als zweiten Präsidenten den deutschconservativen Herrn von Seydewitz, einen parlamentarischen Veteranen, und als dritten — wie bisher — den freiconservativen Fürsten von Hohenlohe-Langenburg vorgeschlagen hatten. Der objective psychologische Beobachter kann nicht umhin, in der Ablehnung dieses vorher auch von der „Kölnischen Zeitung" billig gefundenen Compromisses die Nachklänge einer Verstimmung zu sehen, welche die im Wahlkampf erfolgte Verschiebung der Parteien noch nicht verschmerzt hatte.

So geschah es denn, daß die Nationalliberalen zwei Präsidentenstellen — und zwar die beiden ersten — aus ihrer eigenen Mitte besetzten, nur die dritte, welcher kaum mehr als eine formale Bedeutung zukommt, der freiconservativen Fraction belassend. Vom rein parlamentarischen Standpunct aus ist die Wiederwahl des Herrn von Stauffenberg gewiß nicht zu beklagen; ob aber die Ernennung zweier Nationalliberalen unter den veränderten Umständen taktvoll und billig war, bleibt eine Frage, die namentlich auf deutschconservativer Seite bitterste Beantwortung erfahren mußte und an der Schwelle einer mehr wie je auf Compromisse angewiesenen Session besser nicht in das Parteigetriebe geworfen worden wäre.

Das gänzliche Uebergehen der Deutschconservativen war aber um so unangebrachter, als die vereinigten Nationalliberalen und Fortschrittler im neuen Reichstage nicht einmal mit Hülfe der Freiconservativen eine nationale Majorität bilden können, sondern jedenfalls auf die Unterstützung eines Theils der Deutschconservativen angewiesen sind. Es ist daher keineswegs politisch klug gewesen, daß man diese Fraction bei der engeren Wahl für den zweiten Präsidenten auf eine so harte Probe stellte, und den rechten Flügel geradezu in das Lager der Ultramontanen trieb, während der linke Flügel, dessen man in solcher Lage doch auch keineswegs sicher war, diesmal mit Abgebung weißer Zettel sich begnügte. Der allezeit schlagfertige Parlamentswitz griff sogleich diese Zweitheilung auf und unterschied nach ihr zwischen schwarzen und weißen Conservativen. Sachlich ist es dieselbe Zweitheilung, die wir in unserer Broschüre über die Sonderung und Sammlung der Parteien unter dem Widerspruch der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" als naturgemäß bezeichnet hatten und die wir ferner bestätigt finden in der Abstimmung der altconservativen Landtagsfraction vom 12. December letzthin (gegen den durch alle anderen nationalen Parteien — einschließlich der Neuconservativen diesseits und der Fortschrittspartei jenseits — beschlossenen Uebergang zur einfachen Tagesordnung über den Windthorstschen Antrag betreffend die noch nicht aufgelösten Ordensverbindungen).

Die Freiconservativen dagegen traten einmüthig für von Stauffenberg ein und entschieden so das va-banque-Spiel der Liberalen in antiklericalem Sinne. Der weißen Zettel und derer für den ultramontanen Candidaten kamen indeß eben so viel aus der Urne hervor, wie Stimmen für den ehemaligen Münchner, jetzt Braunschweigischen Nationalliberalen. Es war ein Pyrrhussieg, der zur verhängnißvollen Niederlage für die reichstreue Sache insgemein wurde, wenn die Freiconservativen den auf ihre Loyalität gezogenen, von ihnen aber vorher nicht acceptirten Wechsel uneingelöst gelassen und in erklärlicher Verstimmung gleichfalls Blancozettel abgegeben hätten. Aber ebenso selbstlos, wie sie gleich von vorneherein auf die ihnen von den Liberalen zugedachte zweite Präsidentenstelle zu Gunsten der Deutschconservativen verzichteten, ebenso selbstlos suchten sie in der engeren Wahl die alte reichstreue Compromißmehrheit trotz des abgelehnten Compromisses herzustellen. Die „Nationalzeitung" erkannte demgemäß auch an, daß die freiconservative Partei in dieser Lage der ihr durch ihre Geschichte gegebenen Stellung in loyaler Weise treu geblieben sei; und wir fügen gleich hinzu, daß nur diese, nach beiden Seiten milde und vermittelnde, jedenfalls aber „deutsche Reichs"-Politik treibende Haltung es ermöglicht hat, daß an die praktischen Arbeiten der Session mit Erfolg herangetreten werden konnte.

Die Liberalen hatten ihrem Verdruß über die ungünstigen Chancen des

soeben beendeten Wahlkampfes Luft gemacht, und die Conservativen waren klug genug, die formale Niederlage zu verschmerzen, um die realen Früchte der Session desto sicherer in ihrem Sinne reifen zu lassen. Daher begnügten sie sich denn auch am 9. October, als die Wiederwahl des Präsidiums per Acclamation vorgeschlagen wurde, um so eher mit einem Verbalvorbehalt für die Zukunft, als an demselben Tage die zweite Lesung der Socialistenvorlage auf der Tagesordnung stand. Man darf hiernach aber mit Recht gespannt sein, wie die voraussichtlich während des Druckes dieser Blätter stattfindende Vorstandswahl für die nächste Session ablaufen wird.

Im preußischen Herrenhause haben inzwischen jene Vorgänge die Nichtwiederwahl des nationalliberalen Herrn von Bernuth als Vicepräsidenten — angeblich weil er gegen die erste Socialistenvorlage gestimmt hatte — und seine Ersetzung durch den conservativen Grafen Arnim-Boitzenburg zur Folge gehabt.

Ebenso glücklich wie bei der Präsidentenwahl waren die Nationalliberalen im Reichstage übrigens auch bei Constituirung der Commissionen, welche sämmtlich nationalliberale Vorsitzende erhielten, nachdem die Bezeichnung der Zahl von Mitgliedern, welche von den einzelnen Fractionen hinein zu entsenden waren, dem Seniorenconvent viele Mühe gekostet hatte.

B. Das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie.

Als Herr von Forckenbeck am 19. October die Arbeiten der 41tägigen außerordentlichen Session für abgeschlossen erklärte, einer Session, während welcher er nicht nur seiner erprobten Präsidialthätigkeit neue Lorbeeren zugefügt, sondern auch von den Berliner Stadtverordneten mit ungewöhnlicher Stimmenmehrheit den Ruf zum deutschen Lord-Mayor erhalten hatte, — bemerkte er: „Sie erlassen mir wohl die übliche Uebersicht über unsere Arbeiten, da dieselben außer einigen Wahlprüfungen nur in der Berathung und Beschlußfassung über das eben angenommene Gesetz bestanden haben."

Allerdings war das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie der eigentliche Zweck und Inhalt der außergewöhnlichen Herbstsession, welche manchen Reichsboten um die Ferienruhe gebracht; wir möchten jedoch im Vorübergehen der einzigen anderweiten Verhandlung gedenken, für welche der Reichstag noch Zeit fand: der Interpellation über den Untergang des „Großen Kurfürsten".

Es war natürlich und selbstverständlich, daß das dem zweiten Attentat um wenige Tage vorausgegangene Unglück, welches unsere junge Kriegsmarine und dreihundert edle Söhne des Landes betroffen, von einem Reichstag nicht ignorirt werden konnte, der unter dem frischen Eindruck dieser schweren

Schicksalsschläge gewählt worden war. Der Name des untergegangenen Schiffes, an den Ahnherrn der Hohenzollern, „der viel gethan", an den Begründer des preußischen Staates und einer deutschen Flotte erinnernd, mehrte den Eindruck, daß mit dem vorigen Frühling eine besondere Prüfungszeit für das Herrscherhaus hereingebrochen. In der würdigsten, schonendsten Weise besprach der Reichstag am 13. September das maritime Mißgeschick, das unter den Augen der ersten seefahrenden Nation erfolgt war. Der Parteien Haß und Gunst verstummte vor einem Unglück, welches fast einem verlorenen Treffen gleichkam. Führend traten die liberalen Parteien auf, hier, wie meist, mit Geschick die Rolle eines Anwaltes des Volksgewissens übernehmend. Warum trat die conservative Seite, deren Abgeordnete die ausgedehntesten Küstenbezirke repräsentiren, dabei nicht gleichfalls in die Action? Das Volk hat ein wesentlich conservatives Interesse an der endlichen Klarstellung der Folkestoner Katastrophe.

Nachdem der Reichstag jener Ehrenpflicht genügt, konnte er sich seiner großen Aufgabe desto ungetheilter hingeben. Und es handelte sich wahrlich um eine Entschließung von weittragendster Bedeutung, welche kein nationaler Abgeordneter mit dem „leichten Herzen" eines Ollivier gefaßt haben wird. Am mißlichsten bei der ganzen Sache war der indirecte Causalnexus mit den Attentaten. Die Büchsflinte des Nobiling und der ruchlose Lauf, der ihren Rehposten gegeben ward, konnten nimmermehr die Ursache einer Ausnahmegesetzgebung gegen bis dahin geduldete utopistische Bestrebungen abgeben. Wohl aber konnten sie die letzte Veranlassung zu nochmaliger ernster Prüfung der Frage werden, ob eine solche Ausnahmegesetzgebung nicht ein unumgänglicher Schritt der Nothwehr sei. Wenn in unserer raschlebigen Zeit ein unter außerordentlichen Ereignissen entstandener Impuls fünf Monate fortwirkt und dann die Edelsten der Nation zu einem Entschluß bestimmt, so kann von einer Uebereilung doch wohl nicht mehr die Rede sein. Jene Ereignisse sind dann nur der Tropfen gewesen, der einen bereits bis an den Rand gefüllten Eimer zum Ueberlaufen gebracht hat. Lasker sagte in seiner Rede vom 18. October, die ihm einen schweren inneren Kampf gekostet: „Wie oft im Privatleben hat ein großes Unglück die Folge, daß der davon Betroffene in sich kehrt und darüber Wacht hält, ob er denn in allen Dingen seines Lebens den rechten Weg gewandelt sei, obschon sein Vorleben mit dem Unglück auch nicht in der allergeringsten Verbindung stand. Wie im Leben des Einzelnen, geht es aber auch im Leben der Völker. Die Thatsache, daß die deutsche Nation so schwer getroffen wurde, erregte in jedem einzelnen Herzen die Umschau, ob denn alles gesund sei im deutschen Reich und wie der Krankheit abgeholfen werden könne .... Ich bekenne ganz offen, daß ich zu denen gehöre, für die zwischen dem Mai und heute eine folgenreiche Thatsache liegt,

von dem erheblichsten Einfluß auf meinen Entschluß, welche Grenzen in meinem Handeln als Theilnehmer an der Gesetzgebung ich mir zu ziehen hatte!" —

In diesem Licht gewinnen die Ablehnung der ersten — wie die Kugel Hödels — aus der Pistole geschossenen Vorlage und die längere Frist bis zur Vereinbarung der zweiten, eine nicht zu unterschätzende psychologische Bedeutung für die spätere geschichtliche Auffassung des Gesetzes: sie legen im Voraus dagegen Verwahrung ein, daß der Reichstag unter dem Affect einer frisch begangenen Bubenthat Lynchjustiz an — Volksrechten geübt habe; und wir stehen nicht an, über diese unvorherzusehende Fügung der Verhältnisse nachträglich unsere Befriedigung auszusprechen, so verkehrt es auch vom Standpunct des Monats Mai sein mochte, die übereilte Regierungsvorlage tel quel abzulehnen. Wollte Gott, es hätte das blutige Blatt des zweiten Attentats, des zweiten Juni der deutschen Geschichte erspart bleiben können. Heute aber, wo wir es mit dem fait accompli zu thun haben, müssen wir in dem Frevelsinn des Ruchlosen doch einen Theil von jener Kraft erblicken, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft. Der flammende Blitz, der unseres edlen Kaisers Rüstigkeit für einen erheblichen Theil seines zweiundachtzigsten Jahres lähmte, aber seinem von der Vorsehung geschützten Leben nichts anhaben durfte, hat der elektrischen Kette, welche Dynastie und Volk verbindet, neuen Strom zugeführt und zugleich den finstern Abgrund gemeingefährlichen Treibens mitten unter uns auch für das blödeste Auge erhellt. Freilich giebt es auch Augen, welche überhaupt nicht sehen können oder wollen.

Es war gewiß viel leichter und bequemer, auf die schweren Bedenken hinzuweisen, welche Ausnahmemaßregeln und Mehrung der Polizeigewalt für den Rechtsstaat haben, als die traurige Nothwendigkeit solchen Vorgehens zu begründen. Es war ein trefflicher Anlaß, Reaction und rohe Willkür der Executive an die Wand zu malen, nicht Morgenluft, sondern schwarze Nacht zu wittern:

„Fährt fort er in diesem Geist zu handeln,
Wird bald sich der Reichstag in Reichsnacht verwandeln."

Die Gelegenheit war günstig, allen verhaltenen welfischen, polnischen, römischen und französischen Groll auf das junge deutsche Reich loszulassen, und die Tribüne des Reichstags ist denn auch reichlich nach dieser Richtung mißbraucht worden. Die Symphonie reichsfeindlicher Schmerzenstöne ist in allen Satzarten: im andante Sonnemanns, im allegro con brio Hasselmanns, im larghetto Brüels und im scherzo Windthorsts erklungen.

Aufrichtig und ehrlich gemeint war nur die Opposition der Fortschrittspartei, welche in der Commission mit dem Amendement Hänel sogar den,

freilich von der Parteipresse desavouirten Versuch machte, durch Verschärfung des Strafgesetzes eine Abschlagszahlung zu leisten. Die Fortschrittspartei bewegte sich eben in der irrigen Voraussetzung, es handle sich um ein Gesetz gegen eine bestimmte Partei, während doch das Gesetz seiner Ueberschrift nach nur „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen" der betreffenden Partei gerichtet ist, und § 1 ausdrücklich nur solche socialdemokratische, socialistische oder communistische Bestrebungen trifft, „welche den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezwecken". Nicht die wissenschaftliche Untersuchung, die friedliche Erörterung über Möglichkeit und Mittel, der Arbeiterfrage den Stachel zu nehmen und das Loos der unteren Classen zu verbessern, sondern lediglich der beabsichtigte Umsturz der bestehenden Ordnungen wird unter Verbot gestellt; also eine eigentlich selbstverständliche Maßregel der Nothwehr, welche der Pflicht, nicht der Willkür des Staates entspringt. Traurig genug, wenn solche Umsturztendenzen eine so weite Verbreitung gefunden haben, daß ein besonderes Gesetz gegen sie erforderlich ist; beschämend genug, daß der Tag, an welchem dies Gesetz in Deutschland verkündigt wurde, die von vielen Millionen Menschen besuchte Pariser Weltausstellung mit einem glänzenden Feste beschloß. Hier die offene Anerkennung einer schweren Krankheit, welche den Volkskörper ergriffen, dort die Verkündigung des wirthschaftlichen „prestige" sieben Jahre nach der Commune und der Zahlung der Milliarden: wahrlich sieben magere Jahre für uns, sieben fette für Frankreich, das — wie Voltaire*) sagt — durch die Fruchtbarkeit seines Bodens alle Thorheiten seiner Bewohner wieder gut macht. Ohne Zweifel ist der Milliardensegen ein Danaergeschenk gewesen, das in seinem hohlen Bauch gewappnete Gefahren für unsere wirthschaftliche Solidität barg und damit das Wachsthum der Socialdemokratie beförderte. Auch die Kriegszeit an sich mag hier und da verwildernde Einflüsse gehabt haben. Aber der Ansteckungsstoff konnte nicht wirken, wenn der Boden nicht empfänglich, wenn er nicht vorbereitet war durch einen gewissen utopistischen Zug unseres Volkscharakters und die materialistische Denkweise der Zeit, die an den Grundpfeilern religiös-sittlicher Weltanschauung bedenklich gerüttelt hat. Bebel wies nicht umsonst auf die Edgar und Bruno Bauer, die Feuerbach, David Strauß und Ernst Renan hin; und wenn Eugen Richter meinte: „Ich möchte Sie doch warnen, die Wirksamkeit der Religion nicht zu überschätzen; denken Sie an das fromme Wupperthal, aus dem gerade Herr Hasselmann gekommen ist", — so entging dem Abgeordneten für Hagen, der ebenso wie Hasselmann**)

---

*) Am Morgen nach Voltaires hundertjährigem Todestag fand die Katastrophe von Folkestone statt.

**) Es ist überhaupt bezeichnend, daß die Socialdemokraten in keinem der neun Wahlkreise, welche sie letzthin behaupteten, bei der ersten Wahl die absolute Mehrheit

nur den Ultramontanen seinen Sitz im Reichstag verdankt, dieser in letzter Instanz allein ausschlaggebende Umstand der beklagenswerthen Wahl. Richter äußerte ferner: er fürchte die Socialdemokratie mehr unter diesem Gesetz, als ohne dieses Gesetz, während Hänel eher den Mißbrauch desselben gegen andere Parteien und gegen wissenschaftliche Untersuchungen zu besorgen schien. Die bisherige ebenso maß- wie wirkungsvolle Ausführung der Vollmachten hat keine dieser Befürchtungen gerechtfertigt. Gegen die Verhängung des kleinen Belagerungszustandes über Berlin wußten weder Richter noch Hänel im Abgeordnetenhause etwas Wesentliches einzuwenden; Virchow billigte diese Maßregel sogar ausdrücklich.

Hegte die Fortschrittspartei also innere Bedenken gegen das Gesetz, so verrieth das Centrum, indem es theilweise ähnliche Beweggründe vorbrachte, doch zu deutlich, daß es hier wie immer die Dinge nicht im Lichte der Staatsraison, sondern in der bengalischen Beleuchtung des Culturkampfes sehe: Roma semper eadem. Die ultramontane Partei im Reichstage ist stets geschlossen auf diejenige Seite getreten, welche der Reichsregierung Schwierigkeiten bereitete, einerlei, ob es sich dabei um eine reactionäre oder demokratische Opposition handelte. Mit Vorliebe suchte sie verzögernd auf die Berathungen zu wirken oder den Erisapfel hineinzuwerfen. Gegen alle Fundamentalgesetze: Reichsverfassung, Militärseptennat, Justizorganisation stimmte sie mit der Fortschrittspartei; folglich auch gegen die Socialistenvorlage. Für die auswärtigen Beziehungen des Deutschen Reichs waren ihr lediglich die Interessen der Curie maßgebend. Dem deutschen Kaiser empfiehlt sie, wenn nicht nach Canossa, so doch nach Venedig zu gehen, wo Friedrich Barbarossa vor dem Papste kniete — wie ein Gemälde im Dogenpalast unseren, Italien besuchenden Landsleuten lehrreich erzählt. Die deutsche Einheit illustrirt sie, indem sie Bestimmungen der Staatsgesetze in Preußen bekämpft, denen sie sich in deutschen Kleinstaaten ohne Murren fügt. Wo bleibt da die nationale, reichsfreundliche Politik, wo eine consequente Politik überhaupt? Es sei denn, daß die Consequenz in der Bekämpfung der Staatsidee zu Gunsten der Ansprüche der katholischen Kirche gesucht werde, von der Graf Arnim mit Recht sagt: „wenn sie heute liquidiren wollte, so würde ihr Haben das Soll um den Werth von Welten übersteigen", doch sei sie „immer mehr ‚Römisch' oder ‚Vaticanisch', immer weniger ‚katholisch' geworden". Oder ist es consequent, daß Windthorst-Meppen nach der fulminanten Rede Hasselmanns vom 10. October ausruft: „Nein, meine Herren von der Socialdemokratie, wenn es so gemeint ist, dann stehen wir Schulter an Schulter gegen Sie!" — aber doch

aller berechtigten Stimmen erhielten. Selbst bei den Stichwahlen war dies nur einmal, und zwar in Berlin IV der Fall, wo Fritzsche etwas mehr als fünfzig Procent aller eingeschriebenen Wähler für sich gewann.

mit dem vaticanischen „non possumus“ gegenüber dem Gesetze schließt? Da er unmöglich glauben kann, daß es Hasselmann nicht ernst gemeint habe, so muß er zugeben, daß ein anderes Moment als das in der Sache selbst liegende für ihn entscheidend ist. Und dies Moment weist über die Berge. Merkwürdig ist nur, daß, während der Papst Neigung zum Frieden mit Deutschland verräth, die päpstliche Armee den Krieg rücksichtslos weiterführt.

Geradezu komisch ist es aber, daß sowohl die Fortschrittspartei wie das Centrum durch ihre Spaßmacher Richter und Windthorst in demselben Athem, wo sie dem Staate ein in des Wortes eigenster Bedeutung conservatives Gesetz verweigern, die Bezeichnung conservativer Parteien für sich in Anspruch nehmen, während die Fortschrittspartei doch nur da conservativ ist, wo es sich um Erhaltung von theoretischen Freiheiten handelt, die in der Praxis eine Correctur verlangen (vergleiche Anmerkung zu unserem vorigen Artikel) und das Centrum nur da, wo es ein Stück Mittelalter für Rom zu retten giebt.

Die Stellung der nationalliberalen Partei zum Gesetzentwurf war eine um so bedeutsamere, als sie die ausschlaggebende war; und die Partei ist sich dieser verantwortlichen Stellung vollkommen bewußt geblieben. Im Plenum, in der Commission und den am Geburtstage des Kronprinzen ratificirten Compromißverhandlungen der elften Stunde hat sie sich redlich und nicht ohne Erfolg bemüht, ihrem Namen Ehre zu machen, d. h. bei Ertheilung der außerordentlichen Vollmachten das nationale, und bei gewissenhafter Limitirung derselben das liberale Interesse im Auge zu behalten. Der Schwerpunct der Verhandlungen lag eben in der Verständigung zwischen dem Reichskanzler und den Nationalliberalen; nicht etwa, weil die conservativen Parteien von Bismarck weniger beachtet oder gar „an die Wand gedrückt“ worden wären, sondern lediglich deshalb, weil die Stellung der Nationalliberalen zur Vorlage eine ungewisse, eine zweifelhafte, eine zu umwerbende war, während die Bataillone Kardorff und Helldorff schon für den ersten Entwurf im Feuer gestanden hatten. Eine gewisse Empfindlichkeit, als wenn Bismarck diese ältere Bundesgenossenschaft nachher zu kurz habe kommen lassen, ist mit Unrecht in süddeutschen conservativen Kreisen hervorgetreten. Es war wohl nur die Empfindlichkeit des zu Hause gebliebenen Sohnes über den freudigen Empfang und die Opfer, die dem aus der Entfremdung zurückgekehrten bereitet wurden. Uebrigens ist die letzte Verständigungsarbeit thatsächlich unter Zuziehung aller drei betheiligten Parteifactoren und unter voller Berücksichtigung der conservativen Delegirten erfolgt. Die Rolle des „ehrlichen Maklers“ fiel dabei, wie in der Commission, namentlich der deutschen Reichspartei zu; aber auch von deutschconservativer Seite sind dem Zustandekommen des Gesetzes ebensowohl positive Dienste durch Stellung werthvoller Amendements, wie negative durch Verzicht auf undurchführbare Forderungen geleistet worden.

Namentlich war dies bei dem erwähnten Schlußcompromiß der Fall. Wir sind gerne mit demselben einverstanden; doch scheint uns die zweiundeinhalbjährige Dauer des Gesetzes eine unter jedem Gesichtspuncte zu kurz gegriffene. Weder ist dieser Zeitraum zur vollen Erreichung des Zweckes ausreichend, noch die Wiederholung der kaum überstandenen mißlichen Auseinandersetzungen behufs Verlängerung der Vollmachten schon so bald zu wünschen. Das Gesetz an sich kann keiner nichtsocialistischen Partei so viel Schaden bringen, wie durch das Sturmläuten der vereinigten Opposition bei der Berathung dem Reiche selbst nach Innen und Außen zugefügt wird. Auch leidet unter dem ewigen Machen und Revidiren von Gesetzen der Geist der Gesetzestreue Einbuße; das Gefühl der Stabilität geht verloren; man gewöhnt sich, die Rechtsnormen als etwas Schwankendes, Zeitliches, als bloße Uebergangsstadien anzusehen.

Jedenfalls aber behält die Ertheilung der erbetenen Vollmachten, wenn sie auch nur auf zweiundeinhalb Jahre erfolgt ist, eine unabsehbare, moralische Bedeutung, welche dem materiellen Werth des Gesetzes fast gleich kommt. Die abermalige Ablehnung der Vorlage und eine wiederholte Auflösung des Reichstags würden für das junge Reich verhängnißvolle Krisen eingeleitet haben, deren Ausgang Niemand voraussagen, deren Vortheil jedoch nur auf reichsfeindlicher Seite liegen konnte. Der gute Genius Deutschlands hat uns vor solcher schweren Prüfung der kaum errungenen nationalen Institutionen bewahrt. Er hat die verbündeten Regierungen mit allen conservativen und praktisch-liberalen Gruppen des Reichstags — die Löwesche eingeschlossen — zu einer neuen Aera vertrauensvollen Einvernehmens zusammengeführt, indem er sie auf dem Boden eines Gesetzes vereinigte, das an sich zwar — von dem nach Auszeichnung dürstenden Polizeibeamten abgesehen — Niemanden freuen kann, aber auch dann nur schaden mag, wenn sich die Gesellschaft nun ganz auf die Polizei verläßt. Das Ausnahmegesetz ist indeß nur dem chirurgischen Messer gleich zu achten, das die nach außen hervortretenden ekelhaften Auswüchse beseitigt: während die innere Gesundung des erkrankten Körpers nur durch innere Curen und eine veränderte Lebensweise angebahnt werden kann.

C. Die Ergänzung des Socialistengesetzes.

Unter den das Ausnahmegesetz ergänzenden Heil- oder Abwehrmitteln wider die Socialdemokratie steht vielen Politikern die Abschaffung oder Einengung des gegenwärtigen Wahlrechts zum Reichstag obenan. Nach dem Erscheinen unserer wiederholt citirten Broschüre, worin wir die Opportunität einer solchen Maßregel bestritten hatten, schrieb uns ein hervorragendes Mitglied der nationalliberalen Partei: „Nur an Einer Stelle bekenne ich mich zu einer absolut abweichenden Ansicht: bei dem allgemeinen, gleichen Stimm-

recht. Gegen „allgemein" habe ich nichts einzuwenden; ob „direct" oder „indirect", ob „geheim" oder „öffentlich" sind mir offene Fragen. Aber in dem gleichen Stimmrecht sehe ich die reine Absurdität und folglich für das praktische Staatsleben das tödtliche Gift. Die Rechtsgleichheit bedeutet gleichen Rechtsschutz und gleiche Rechtsfähigkeit: die materielle Rechtsgleichheit führt nothwendig zur Forderung gleicher Genüsse, gleichen Besitzes, zum Verzichte auf die entsprechenden Leistungen. Ich weiß, daß es heute nicht opportun wäre, Aenderungsanträge zu stellen; aus dem einfachen Grunde, weil die jetzige Reichstagsmajorität sie nicht annähme. Der Fehler aber liegt nicht an den Dingen, sondern lediglich an uns, an den liberalen Fractionen. Wenn wir wollen, so fällt der Cultus des suffrage universel so gut wie so mancher andere vernunftwidrige Cultus gefallen ist." — —

Wir verkennen keineswegs eine gewisse Wechselwirkung zwischen dem Zugeständniß politischer Rechtsgleichheit und der Forderung gleicher Genüsse. Doch ist das allgemeine gleiche Stimmrecht nur die letzte Stufe jener Rechtsgleichheit, deren allmähliche Durchführung auch ohne jenen äußersten Schritt die Folie des wirthschaftlichen Lebens und seiner Ungleichheiten abgegeben hat und dadurch zu einem der Motoren geworden ist, welche die heutige sociale Bewegung auf die Tagesordnung setzten. Wir suchten dies in unserer Broschüre (Abschnitt VIII) auszuführen und vertraten ferner die Ansicht: man dürfe wohl die Frage aufwerfen, ob das unerwartete Ausspielen des allgemeinen Wahlrechts nicht ein verfrühtes Trumpfen von Bismarcks Hand gewesen sei; jetzt aber, wo es einmal zu Recht bestehe, lasse sich das gefährliche Instrument nicht ohne ernste Gefahr dem Volke entwinden oder wesentlich beschneiden. Es ist hier nicht der Ort, das damals Gesagte zu wiederholen; nur scheint uns nach Erlaß des Socialistengesetzes und nach Ablehnung des die Freiheit von socialistischen Wahlversammlungen bezweckenden Amendements Hänel zu § 5 der Commissionsvorlage, das allgemeine, gleiche Wahlrecht in noch viel höherem Maße wie früher zu verdienen, daß man es nicht als Dampferzeuger, sondern als Manometer der socialdemokratischen Maschine ansehe, d. h. als Dichtigkeitsmesser der Bewegung, der uns künftig angiebt, in wie weit die Ausnahmemaßregeln geholfen haben oder noch ferner erforderlich sind. Für die nächsten Jahre möchten wir diesen Regulator um keinen Preis entbehren. „Einst wird kommen der Tag, wo die stolze Ilias hinsinkt," wo das suffrage universel sich denjenigen Einschränkungen beugen muß, welche die Zeit gelehrt hat; aber wir würden es für sehr verfehlt halten, nach der Parforcecur der Ausnahmegesetze auch diese offene Wunde plötzlich zu verschließen. Und dann — ist das allgemeine, gleiche Stimmrecht, abgesehen davon, daß es ein indirectes Gift birgt, wirklich so absurd? Wir können dies nicht einsehen.

Fürst Bismarck sagte in seiner Reichstagsrede vom 17. September letzthin ganz unumwunden: „Ich will weder dem Landtage etwas Unangenehmes, noch dem Reichstage eine Schmeichelei sagen; aber ich verkehre lieber hier inmitten der Ergebnisse des allgemeinen Stimmrechts, trotz der Auswüchse, die wir ihm verdanken. Die Nachweise, warum, überlasse ich Jedem selbst zu finden, der beide Versammlungen kennt; aber ich kann mich nicht dazu verstehen, zuzugeben, daß das allgemeine Stimmrecht bisher ad absurdum geführt wäre durch seine Ergebnisse . . . .“

Die Nachweise scheinen uns auf der Hand zu liegen. Das stärkere Vorhandensein der Conservativen und die schwächere Vertretung der Fortschrittspartei werden die Temperatur des Reichstages für den Kanzler angenehmer erscheinen und ihn die Anwesenheit der neun Socialisten vergessen lassen. Im Reichstage ist erst jedes 15., im Abgeordnetenhause aber nahezu jedes 6. Mitglied Fortschrittsmann (sogar der erste Vicepräsident). Andererseits nehmen die Conservativen im Reichstage fast ein Drittel, im Abgeordnetenhause dagegen kaum ein Sechstel der Sitze ein. Allerdings decken sich bei solcher Vergleichung, zu der das gleichzeitige Tagen beider Körperschaften in diesem Monat unwillkürlich herausfordert, weder Ort noch Zeit. Dort handelt es sich um Deutschland, hier um Preußen; dort um das Wahlergebniß vom Sommer 1878, hier um dasjenige vom Herbst 1876. Ziehen wir indeß nur die preußischen Wahlen zum Reichstag in Betracht und stellen die Wahlen vom Herbst 1876 und Januar 1877 nebeneinander, welche derselben politischen Saison angehören, so erhalten wir ähnliche, wenn auch weniger zugespitzte Resultate: Das allgemeine, gleiche Stimmrecht liefert — von den Socialdemokraten abgesehen — mehr Conservative und weniger Liberale, allerdings auch mehr Ultramontane.

Es wurden gewählt in Preußen:

	im Herbst 1876 z. Abgeordnetenhaus	im Januar 1877 z. Reichstag
1. Conservative	8,7 Proc.	14,9 Proc.
2. Freiconservative und Altliberale . .	8,7 „	11,0 „
3. Nationalliberale	42,2 „	27,7 „
4. Zur Gruppe Löwe Gehörige . . .	0,9 „	2,6 „
5. Fortschrittsmänner	15,7 „	9,8 „
6. Volksparteiler	0,0 „	0,4 „
7. Socialdemokraten	0,0 „	1,7 „
8. Ultramontane und Welfen	20,3 „	25,5 „
9. Polen und Dänen	3,5 „	6,4 „
	100 Proc.	100 Proc.

Kehren wir zu den Reichstagswahlen vom Sommer 1878 zurück, soweit sie Preußen angehen, d. h. vergleichen wir die Vertretungen, welche Preußen heute gleichzeitig im Abgeordnetenhaus und im Reichstag besitzt, ja nebeneinander tagen sieht, nachdem eine Auflösung des letzteren, aber nicht des ersteren stattgefunden hat, so sehen wir das Mißverhältniß sich mehr wie verdoppeln.

Es vertreten Preußen

	im Abgeordnetenhaus:	im Reichstag*):
1. Conservative	8,7 Proc.	22,0 Proc.
2. Freiconservative und Altliberale . .	8,7 „	14,8 „
3. Nationalliberale	42,2 „	19,5 „
4. Zur Gruppe Löwe Gehörige . . .	0,9 „	1,3 „
5. Fortschrittsmänner	15,7 „	6,8 „
6. Volksparteiler	0,0 „	0,4 „
7. Socialdemokraten	0,0 „	1,3 „
8. Ultramontane und Welfen	20,3 „	27,5 „
9. Polen und Dänen	3,5 „	6,4 „
	100 Proc.	100 Proc.

oder zusammengefaßt:

17,4 Proc.	gegen 36,8 Proc.	(1877: 25,9 Proc.)	vereinigte Conservative,
58,8 „	„ 27,6 „	(1877: 40,1 „)	„ Liberale,
23,8 „	„ 35,6 „	(1877: 34,0 „)	„ Reichsfeinde.
100 Proc.	100 Proc.	100 Proc.	

Das sind Abweichungen, ja Gegensätze, welche zu denken geben. Namentlich der vollkommene Tausch der Rollen zwischen Conservativen und Liberalen springt in die Augen. Allerdings ist die fast genaue Umkehrung ihres Stärkeverhältnisses laut vorstehenden Tabellen nur zur geringeren Hälfte auf Rechnung des Wahlsystems zu setzen, zur größeren dagegen dem Umschwung der Stimmung im Lande zuzuschreiben; denn es kann nicht bezweifelt werden, daß auch ein im Juli 1878 neugewähltes preußisches Abgeordnetenhaus mehr als 17,4 Procent Conservative zählen würde, nachdem 4 Nachwahlen zum

*) Das Verhältniß zwischen den regierenden und negirenden Parteien im Allgemeinen ist bei den preußischen Abgeordneten zum Reichstag fast dasselbe wie im Reichstag überhaupt.

Es stimmten am 19. October

	für	gegen	das Socialistengesetz:
	137	91	Abgeordnete aus Preußen,
	84	58	Abgeordnete aus den übrigen Staaten.
zusammen	221	149	

Landtag, welche seitdem erfolgt sind*), trotz Functionirens der früheren Wahlmännercollegien einen Uebergang bisher liberaler Mandate an conservative Vertreter bewirkt haben. Aber die erste der drei obigen Gegenüberstellungen widerlegt doch hinreichend den gegen das allgemeine, gleiche Wahlrecht erhobenen Vorwurf des unbedingten Radicalismus. Mag es auf der einen Seite die Socialdemokratie, die Volkspartei und die ultramontane Demagogie begünstigen, auf der anderen unterstützt es die conservative Sache. Der Liberalismus freilich scheint schlecht dabei wegzukommen und beim Dreiclassensystem mehr Chancen zu haben. Das beweist aber an sich gar nichts; denn vergeblich sehen wir uns nach der Logik, nach der inneren Gerechtigkeit dieses letzteren Systems um.

Wenn Schillers Mahnung im „Demetrius":

„Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergeh'n früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet," —

gewiß Beachtung verdient, so behält sie doch nur da unbedingt Recht, wo bereits eine Art von politischer Decimalwage erfunden ward, die den Werth der Stimmen nach einheitlichem, vernünftigem Princip abschätzt. Maß und Gewicht des Dreiclassensystems aber bauen sich auf der blinden Willkür gekünstelter Zahlengruppirungen auf, deren Gleichmäßigkeit durch allerhand locale Zufälligkeiten phantastisch unterbrochen wird.

„Ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nie in einem Staate erdacht worden!" rief Bismarck am 18. März 1867 aus, indem er die eingehendere Begründung dieses harten Wortes nicht schuldig blieb. Jedenfalls dürfte es den Gegnern des allgemeinen, gleichen, directen Wahlrechts schwer fallen, mit dem Hinweis auf das Dreiclassensystem, als auf „das Bessere, welches des Guten Feind ist" — zu argumentiren. Sieht man von der Frage: ob gleiches (Ein-) oder Dreiclassensystem ganz ab, so läßt sich schon gegen die indirecte Wahl an sich viel einwenden. (Vergleiche unsere Broschüre S. 58.)

Es wäre allerdings eine Vermittelung zwischen dem gleichen und dem Dreiclassensystem denkbar, ohne daß der allgemeine, directe und geheime Charakter der Wahl angetastet zu werden brauchte. Man könnte den Staatsbürgern, welche sich durch Vermögen oder Intelligenz oder beides auszeichneten, cumulirte Stimmen verleihen, etwa eine Stimme Zulage für jede tausend Mark directe Staatssteuern, für das Einjährigfreiwilligen-Zeugniß, das Abiturientenexamen, den Doctorgrad u. s. w. Nach den Wahlen von 1877 wurden denn auch manche Vorschläge in ähnlichem Sinne laut, und

*) Dieselben blieben oben unberücksichtigt.

wir würden die Beschreitung dieses Weges, wenn einmal eine Aenderung angestrebt werden soll, nicht für am unebensten halten. Sonst bleibt nichts übrig, als mit dem gleichen auch den allgemeinen Charakter des Wahlrechts zu beseitigen, und entweder durch einen Census die untersten Classen des Proletariats auszuschließen, oder, was noch am discutabelsten ist, das active Wahlrecht von der Vollendung des dreißigsten Lebensjahres abhängig zu machen. Wir glauben jedoch kaum, daß letztere Einschränkung, so gerechtfertigt sie sein mag, allein die erwünschte Reinigung der Wählerschaft mit sich bringen würde. Zusammen mit anderen Restrictionen mag sie wirksam sein; auf sich gestellt, würde sie nur das Onus einer Antastung des Wahlrechts, aber keine durchschlagende Wirkung haben.

Das allgemeine, gleiche, geheime und directe Wahlrecht, wie es heute bei uns gilt, ist indeß auch noch lange nicht das radicalste Wahlrecht der Welt. Eine wesentliche Verschärfung seines radicalen, d. h. des nivellirenden Majoritätscharakters würde in der Abschaffung der geographischen Wahlkreise*) und der Ernennung aller Abgeordneten durch eine allgemeine Landesabstimmung (das eigentliche suffrage universel) liegen. Dann würde nur die Majorität zu Worte kommen, die Minorität aber, welche jetzt durch locales Uebergewicht zur Vertretung gelangt, ganz mundtodt sein. Wir können

*) Im Reichstagswahlgesetz vom 31. Mai 1869 resp. in der auf Grund desselben festgestellten Wahlkreisgeometrie liegen übrigens arge landschaftliche Ungleichmäßigkeiten, welche einestheils durch die Vorgeschichte und den föderativen Charakter des Reichs, anderntheils durch die Veränderungen in der Bevölkerungsdichtigkeit entstanden sind, und die Zusammensetzung des Reichstages stellenweise eben so beeinflussen mögen wie die Abweichungen der Wahlsysteme. Der Unterschied ist nur, daß von diesen Abweichungen viel, von jenen Anomalien kaum geredet wird. Und doch sind sie schreiend genug. Auf einen Abgeordneten kommen

in Berlin IV (Fritzsche) . . 227,000 Einwohner,
in Bückeburg (H. H. Meier) 33,000 „

Fritzsche ist also nahezu siebenmal mehr Volksvertreter wie H. H. Meier, während umgekehrt der Bückeburger Wähler ungefähr sieben Berliner oder sechs Bochumer Wähler aufwiegt. Letztere vervierfachen ihr Stimmrecht, wenn sie nach Lübeck oder Coburg ziehen. Fast genau 100,000 Einwohner vertreten (auch hier correct wie immer) Moltke und Forckenbeck; unter 90,000 Lasker und Bethusy. Dagegen Hänel 143,000, Berger 167,000, geistlicher Rath Müller 171,000, Löwe 204,000, Klotz 217,000. Diese Unebenheiten, welche eine Correctur dringend verlangen, bestehen nicht etwa nur zwischen Groß- und Kleinstaat, sondern oft zwischen Nachbarkreisen eines und desselben Territoriums. In unserem heimischen Regierungsbezirk Düsseldorf z. B. sind die Landkreise Kempen und Neuß mit je 85,000 Einwohnern circa doppelt so gut situirt wie die Stadtkreise Elberfeld-Barmen, Essen und Duisburg mit 160—170,000 Einwohnern. Selbst Solingen und Lennep-Remscheid, unmittelbar benachbart und von ganz ähnlichen socialen Verhältnissen, stehen wie 2 : 3 nebeneinander. Wir folgen hierbei den Ergebnissen der Volkszählung vom 1. December 1875, seit welcher die Ungleichmäßigkeiten sich eher vermehrt als vermindert haben.

uns also immerhin trösten, daß das Wahlrecht für den Reichstag weder das radicalste überhaupt, noch ein schlechthin radicaleres wie das Dreiclassensystem, jedenfalls ein folgerichtigeres ist. Seine Mängel hat es zum Theil mit jedem System gemein, das auf dem Majoritätsprincip beruht*); die ihm charakteristischen Gefahren aber muß die Gesellschaft, nachdem ihr der Staat durch ein Ausnahmegesetz gegen die Volksverführer zu Hülfe gekommen ist, aus eigener Kraft zu überwinden suchen.

Sind wir also mit dem Kanzler durchaus einverstanden, wenn er das bestehende Reichswahlrecht zunächst nicht angetastet sehen will, so vermögen wir ihm auf ein anderes Gebiet, auf welchem er die Ergänzung des Socialistengesetzes sucht, nicht unbedingt zu folgen. Noch verkehrter erscheint uns nämlich eine Beschränkung der parlamentarischen Redefreiheit von der in dem Entwurfe über die Strafgewalt des Reichstages liegenden, weit über das gebotene Ziel hinausschießenden Tragweite, so zwar, daß wir nicht nur den Inhalt dieses Entwurfs, sondern ebenso sehr die Initiative zu demselben und den Zeitpunct seines Erscheinens auf der Bildfläche für verfehlt halten. Es heißt wahrlich das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man wegen einzelner socialistischer Brandreden und anderer bisweilen im Reichstage vorgekommener Kraftausdrücke drei verfassungsmäßig verbriefte parlamentarische Grundrechte beschneiden will; ja der Entwurf fährt — wie die „Kölnische Zeitung" mit Recht hervorhebt — sozusagen vierspännig durch die Verfassung. Es mag zugegeben werden, daß die Grundidee des Kanzlers: Wandel zu schaffen für den Mißbrauch eines thatsächlich hier und da mißbrauchten Privilegs, ernste Erwägung verdient; aber der Reichstag wird diesen Kern erst sorgfältig aus dem Entwurf herauszuschälen haben und darüber muß es nothwendigerweise zu lebhaften Auseinandersetzungen kommen, für deren Dringlichkeit kein zwingender Grund vorliegt.

Die gesunde Bearbeitung der wirthschaftlichen Fragen, welche auf der Tagesordnung stehen, ist eine viel wichtigere und eiligere Aufgabe der gesetzgebenden Gewalten. Sie wird Zeit und Compromisse genug erfordern, um die nächste Session zu einer hochwichtigen und angespannten zu machen. Hic Rhodus, hic salta! Hier ist die Gelegenheit, die negativen Maßregeln wider die Socialdemokratie durch positives Eintreten für die nothleidenden wirthschaftlichen Verhältnisse zu ergänzen; und es gilt dies mit umsomehr Vorsicht zu thun, als dabei die widerstreitendsten Interessen zu gerechter Ausgleichung zu bringen sind.

*) Ein kleinstaatlicher Minister der guten alten Zeit — kein Geringerer als Goethe — meinte: „Nichts sei widerwärtiger als die Majorität, denn sie bestehe aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im Mindesten zu wissen, was sie will."

Auf dem festen Fundament gedeihlicher wirthschaftlicher Entwickelung wird der deutsche Zukunftsstaat allein sicher stehen vor den zerstörenden Wassern des Socialismus und Communismus, wobei es allerdings unerläßlich ist, daß gegen seinen Wellenschlag gleichzeitig der Damm sittlicher Erneuerung unseres Volkslebens gezogen werde. Denn das wesentlichste Complement des Ausnahmegesetzes besteht unseres Erachtens nicht in der Einschränkung des Wahlrechts und der parlamentarischen Redefreiheit, selbst nicht in einer noch so geeigneten Tarifreform — überhaupt nicht in ferneren Staatsgesetzen —, sondern in der freien Privat- und Vereinsthätigkeit, in dem guten Beispiel der besitzenden und gebildeten Classen, vor allem aber in dem Einfluß religiöser Erziehung und Gesinnung. Hierüber, wo wir uns mit dem Kanzler wieder vollkommen eins wissen, zum Schluß noch ein kurzes Wort.

* * *

Als im October der Wald seine Blätter verlor, lösten sich auch aus einem während des Krieges 1870—71 geführten Tagebuche manche Blätter, welche der Busch, der sie hergab, besser für sich behalten hätte. Diese Aufzeichnungen, welche dem Grafen Bismarck trefflich „abgeguckt, wie er räuspert und wie er spuckt", geben gleichwohl manches Dankenswerthe. Unter Anderem ein Bekenntniß des großen Kanzlers, welches verdient, die weiteste Verbreitung zu finden; denn es enthält die Panacee, welche allein der socialen Frage den Stachel nehmen kann: „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise, — das Seine thun und Jedem das Seine lassen, begreife ich nicht." — — — „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug." — — — „Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Orden und Titel reizen mich nicht." — — — „Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben." — — —

Bleibt das erste Ehrenamt im deutschen Reiche, das so Großes vollbringen darf und seinem Inhaber in der Gestaltung des Schicksals von Königreichen einen hohen unmittelbaren Reiz des Schaffens gewähren muß, trotzdem auf die „wundervolle Basis der Religion" angewiesen, um wieviel mehr bedarf ihrer der Beruf des Lohnarbeiters, dem das harte Tagewerk fast jede äußere Genugthuung versagt, die dem Geleisteten entspringt! Es ist bezeichnend und nicht nur zufällig, daß unser Kaiser und das ihm zur Seite stehende edle Triumvirat Bismarck, Moltke und Roon, welches mit ihm die Geschichte der jüngsten Vergangenheit so herrlich für uns hinausgeführt hat, in jener wundervollen Basis die starken Wurzeln seiner Kraft ruhen weiß. Ebenso bedeutungsvoll ist es ferner, daß sich im Reichstag bei Gelegenheit der Berathung des Gesetzes wider die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie die Vertreter der Regierungen und der Mehrheit des Volkes auf dieselbe Basis gestellt und die nach Heilmitteln verlangende Gesellschaft darauf verwiesen haben.

Sache der Kirche aber bleibt es, diesen ärztlichen Beruf thatkräftig und weitherzig zu erfassen. Sie wird ihm um so eher gerecht werden, je mehr sie den Schwerpunct ihres Einsetzens nicht sowohl in den Dogmen, als in der Betonung des ethischen Gehaltes derselben, nicht in der Peripherie gewisser Aeußerlichkeiten, sondern im inneren Centrum ihres Lebens sucht: im Glauben an den lebendigen Gott!

Barmen, Februar 1879. B. R. Bredt.

Aus der Zeit der Regulative.

Man hat finden wollen, daß die Kritik der Regulative von 1854, die der Minister Dr. Falk neulich nothgedrungen vornahm, zu scharf gewesen sei. Das klang verwunderlich für Jeden, der weiß, daß es Dr. Falks Verdienst ist, das Gute der Regulative in seinen „Allgemeinen Bestimmungen" von 1872 beibehalten zu haben. Aber es ist unrichtig, daß jene Kritik zu scharf gewesen sei. Falk hat sich sehr objectiv gehalten und hat Solche für sich reden lassen, die aus eigener Erfahrung bezeugen konnten, daß die vermeintliche religiöse Heilung des Volkslebens durch die regulativische Schule jedenfalls nicht gelungen sei. Auf alle Fälle aber muß man den Tadel der Regulative nicht auf einen Minister oder einen Ministerialrath wie den verstorbenen Stiehl*) fallen lassen. Schuld war ja die ganze Richtung. Ich

*) Man kennt das Witzwort: „La Style c'est l'homme". Der an sich bedeutende Mann war einmal nahe daran Minister zu werden.

bin schon in vorregulativischen Zeiten in einem Seminar gewesen. Der Director war ein Theologe, der ganz und gar dem evangelischen Glauben zugethan war und den schärfsten Augen keine ungläubigen Stellen gezeigt hätte; aber er war ein wirklich hochgebildeter Mann und legte uns kein unnützes Joch auf. Die Zeit wurde anders. Man fing an zu schimpfen über das „Subjective" in Staat und Kirche. Der Hauptträger dieser Idee der Objectivität Stahl wurde aus Baiern berufen und er trug durch seine wirklich hervorragende Persönlichkeit wieder besonders dazu bei, seitdem der Staat sich aus den traurigen Erfahrungen von 1848 emporgerungen hatte, diese Idee in alle Regierungskreise und in die evangelischen Kirchenbehörden zu bringen. Es war der Zug der Zeit, und ihm verdanken wir auch die Regulative vom 1., 2. und 3. October 1854, die bekanntlich nur für die evangelischen Schulen und Seminarien bestimmt waren. Sie sollten, wie es heißt, die seitherige mehr „subjective Entwickelung" beenden und, ohne einen unbedingt gültigen Lehrplan zur mechanischen Befolgung bis ins Detail zu geben, doch die Grundzüge aufstellen, die den evangelischen Seminarien und Schulen fortan ihre Aufgabe bestimmten. Ueber die gesetzte Grenze sollte in der Regel nicht hinausgegangen werden. Nach einzelnen Aeußerungen sollte dies freilich nur von der einklassigen Schule gelten, aber vielfach übersah man das. Nun sind in den Regulativen nicht wenige pädagogische Vorschriften gegeben, die vortrefflich sind. Man sollte es freilich nicht vermuthen, wenn man nur das liest, was die Presse sagt und was Männer vorbringen, die die Regulative nur vom Hörensagen kennen. Insofern ist dies auch nicht zu verwundern, als in solchen Actenstücken meist nur die durchschlagende Tendenz in Betracht kommt, und die war, den Lehrern (den evangelischen) bei einer im Kirchenglauben ziemlich umfassenden, in allen anderen Dingen ganz ungenügenden Bildung, das Gesetz aufzulegen, alle ihre Lehrarbeit auf die „unverlierbare" Einprägung einer großen Menge von biblischen Geschichten, Liedern, Sprüchen, Katechismusstücken und Perikopen zu concentriren. Die stärksten pietistischen Ausdrücke waren gebraucht, um das Gewissen der Lehrer zu fassen, Ausdrücke, von denen nachher leider noch der Herausgeber der Regulative (Stiehl) nichts Besseres zu sagen wußte, als daß sie zum damaligen gesetzgeberischen Stil gehört hätten. Wenn so eben gesagt wurde, es sei eine große Menge von Stoff gewesen, so hat man das bestritten, indem man bemerkte, daß er sich auf eine Reihe von acht Jahren vertheile. Das ist doch unrichtig. Das Drückende lag in dem „Unverlierbaren", das eine beständige Wiederkäuungsarbeit edelster Stoffe voraussetzt, zugleich in der pädagogischen Unwissenheit und Abhängigkeit der ordinären Geistlichen, die ja als geborene Schulinspectoren schalteten und es zuweilen unternahmen, sich mit dem biblischen Historienbuch von Zahn in der Hand hinzustellen und die

Schüler die biblischen Geschichten auswendig hersagen zu lassen, bis das unter Bethmann-Hollweg verboten wurde. Das Ganze, wie gesagt, war eine Zeitkrankheit. Alles, was sich auf das Kirchliche bezieht, ist scharf von dem sonstigen Inhalt der Regulative zu unterscheiden. Wie bei den alten Griechen wenig Werth auf die Stoffmasse des Unterrichts gelegt wurde, desto mehr aber auf die geistige Gewandtheit, die dabei zu erreichen war (mitunter bis zur Sophistik), so sprechen auch an mehreren vortrefflichen Stellen die Regulative im Sinne der alten echten Pädagogik. Aber neben solchen formalen Zwecken der Schule, neben der Liebe zur geistigen Gymnastik in den Regulativen steht unvermittelt der Lernmaterialismus im Religionsunterricht, der durch den Druck der Zeit geboten wurde. Gegen den Werth dieser Religionsstoffe lassen wir keine Argumente zu, insbesondere gewisse Kirchenlieder sind dem Menschen viel werthvoller, wenn er von den Uebeln des Lebens erfaßt wird, als Schiller, Goethe und Beethoven. Wir denken daran zu wenig, weil uns die vornehmen „Wir" von David Friedrich Strauß mehr am Herzen liegen, als die übrigen $^9/_{10}$ der Menschen in Stadt und Land. Also jene Kirchenlieder und jene Sprüche in allen Ehren, aber wie man sagt, corruptio optimi est pessima. Alle Tage das Einmaleins zu wiederholen, oder trigonometrische Formeln oder unregelmäßige Verba oder Jahreszahlen u. s. w. ist auch nicht gerade schön, aber man kann dabei bestehen, doch alle Tage wiederholen, „Christus, der ist mein Leben" oder „Es ist das Heil uns kommen her", das geht über die Kräfte. Einige Lehrer haben eine so unverwüstliche fromme Natur bewiesen, daß sie auch unter solchem Mechanismus noch selbst lebendig blieben und die Schüler wenigstens über Wasser hielten. Aber bei den Meisten mußte es so kommen, wie ich es durch ein Geschichtchen andeuten will. Es war einmal ein Kind, dem gab man alle Tage einen schweren Stein in die Tasche, von dem Jedermann sagte, er werde in späteren Zeiten die kostbarsten Eigenschaften an den Tag legen. Das Kind wurde vierzehn Jahre alt und trat die Wanderschaft ins Leben an. Als unverlierbares Eigenthum gab man dem Buben den Stein mit, der in etwa zwanzig Jahren seine Segnungen verbreiten sollte. Aber einmal in Freiheit warf der Bube nach kurzer Wanderung den Stein, der ihn so lange geärgert hatte, in den Chausseegraben. Zu seinem großen Nachtheil ging der Junge auch später allen ähnlichen Steinen gern aus dem Wege.

In der Physiologie scheinen wir weiter zu sein, als in der Pädagogik. Wir geben dem Kinde lange Zeit Milch und nichts Schwerverdauliches. Wenn wir es aber einmal wagen, ihm etwas Schwerverdauliches vorzusetzen, so pfropfen wir ihn doch nicht so voll davon, daß er für eine Reise um die

Welt daran genug hat. Wir lassen jeden Tag für das Seine sorgen. Das Verhungern können wir natürlich nicht immer verhüten.

Der Geist ist elastischer und läßt sich mehr gefallen. Aber man frage unsere Fünfunddreißigjährigen, was sie von dem Unverlierbaren noch besitzen. Wenn sie nicht später in günstigen Verhältnissen sich fortentwickeln konnten, wird man wenig finden, rari nantes in gurgite vasto, wenn nicht positiver Widerwille gar Alles ausgestoßen hat.

Der Geist der „Objectivität und kirchlichen Realität" legte sich auch auf die höheren Schulen, aber hier fand er größeren Widerstand. Es liegt in der Art der Gymnasien unzerstörbar eine kritisch-historische Betrachtungsweise. Die Kirchengeschichte besonders läßt nicht zu, daß der Jüngling ganz getäuscht wird über die nicht sehr objective Entstehung der Bekenntnisse und über eine angeblich specifische Autorität des kirchlich Unergründlichen. Aber Versuche wurden gemacht, auch die höheren Schulen in dieselben Bahnen zu leiten, und ich erinnere mich, daß ein angesehener Mann es als die höchste Leistung des Gymnasiums ansah, daß ein Primaner, aus der Bank tretend, „das apostolische Glaubensbekenntniß herbeten" könnte. Aber es drang nicht so weit ein, die Gymnasien wurden wohl ernster und lernten dem christlichen Glauben mehr abgewinnen, sie wurden auch in die objectiven Stoffe gründlicher eingeführt, aber die Weise blieb doch im Ganzen gesund. Auch die „christlichen" Gymnasien, die im Anfang dieser Objectivitätsperiode hier und da aufkamen, wurden in die bekannten Typen gelenkt, nicht einmal den auszeichnenden Namen der „christlichen" Gymnasien durften sie führen, denn der Staat hatte es nicht vergessen, daß alle Gymnasien christlich waren. Diese christlichen Gymnasien setzten eine Ehre darin, auch in weltlichen Dingen es den alten Gymnasien gleich zu thun, und man kann sagen, daß ihnen das gelungen ist und daß ihre Gründung, vielleicht nach dem Wunsch der Gründer, auch auf die Gymnasien älterer Stiftung heilsam gewirkt hat.

Die Hochfluth der Objectivität war schon 1857 auf ihrem Gipfel angelangt. Als man zu eifrig an der Zerstörung der Union arbeitete, die ja auch eine subjective Stiftung war und sich nicht recht juristisch fassen ließ, da erkannte der König in größter Deutlichkeit, es sei ein Halt zu gebieten, und auch im Volke fing man an, Mißtrauen zu hegen. Stahl wurde in der Praxis des Kirchenregiments unschädlich gemacht und verfolgte die Union mehr in Büchern. Selbst Hengstenberg war etwas erschrocken, daß die jungen theologischen Studirenden schon im zweiten Semester fertig waren. Ihr objectiver Standpunct war zwar etwas leicht gewonnen, lehrte sie aber mit Ueberlegenheit auf die ungläubige Wissenschaft herabsehen. Das konnte Hengstenberg, der selbst von früh an seine Freude an der Wissenschaft gehabt hatte, nicht ganz angenehm sein. Aber mehr als der Einzelne wirkte auch

hier wieder der nicht definirbare Geist des Ganzen. Die neue Aera, die Conflictszeit, die nationale Bewegung reinigten die Luft etwas von der theologischen Schwüle, in der jedes kleine Kirchentagslicht hell brannte, jede orthodoxe Broschüre ein Ereigniß war. Man fand andere, mehr weltliche Interessen wichtiger. Es blieb in den eigentlich kirchlichen Behörden wie es war. Ein Mann, wie Mühler, war zu lange in dieser kirchlichen Weise emporgewachsen, um auf die immer stärker werdende nationale Antipathie gegen die regulativische Zeit zu achten. Ihm blieb nur der schöne Ruhm, sich nie gegen seine parlamentarischen Widersacher unfein und gereizt gewehrt zu haben, wie es doch menschlich gewesen wäre. Später holte er etwas davon nach in seinem so schön stilisirten und so bald vergessenen Werk, das er in seiner Zurückgezogenheit schrieb. Die Zeit fragt nach so etwas nicht viel. Schon längst war die regulativische Atmosphäre dahin, als ihr 1872 auch in aller Form ein anderes Wesen substituirt wurde. So anders war es trotz aller Regulative geworden, daß einige zornige Geister, nach ihrer eigenen Meinung den rüstigen Fortschritt erstrebend, in den Falkschen allgemeinen Bestimmungen noch zuviel von dem alten Stiehlschen Sauerteig fanden. Es ist die alte Erscheinung, die das preußische Schulwesen auszeichnet, daß man gern eine Continuität der Verwaltung festhält. So ist es des Großstaates auch allein würdig und es stände auch in anderen Dingen, in gewissen Partien der Gesetzgebung jetzt besser, wenn man nicht blos die formelle Continuität, sondern auch die sachliche möglichst gewahrt hätte. Wenn also die Fortschrittler sich mit dem dermaligen Stande der Lehrerbildung, den Einzelnheiten der didaktischen Ueberlieferung mehr bekannt gemacht hätten, so würden sie begreifen, daß die Abweichungen der neuen allgemeinen Bestimmungen von dem Regulativ schon die Maximalgrenze darstellen, und wie anders ist Ton und Haltung des Ganzen geworden, wie klar und geschäftsmäßig, wie vortrefflich, ohne alles Pathos, stilisirt. Daß eine andere Art von Materialismus sich leicht an sie hängen kann, und zwar gemäß der neuen Zeitkrankheit der naturhistorische, ist wahr; wir gleichen oft dem bekannten Bauer, der, wenn man ihm auf der linken Seite des Pferdes hilft und ihn hebt, auf der rechten herunterfällt. Aber das wollen wir heute nicht weiter verfolgen.

Kant und Helmholtz.*)

Die Frage nach der Entstehung unserer Raumanschauung oder wie es möglich sei, daß wir, auf einen kleinen Raum beschränkten, Menschen doch in

*) Kant und Helmholtz, Ueber den Ursprung und die Bedeutung der Raumanschauung und der geometrischen Axiome von Albrecht Krause. Lahr, M. Schauenburg. 1878.

uns aufnehmen können die Anschauung der Welt und des unendlichen Weltraums, ist seit Jahrhunderten eins der wichtigsten und anziehendsten Probleme für die tiefsten Denker gewesen. Die Gesetze des Raumes sind zusammengefaßt in der Geometrie, und während doch beschränkte Menschen diese durch Untersuchung und Nachdenken gefunden haben, so finden wir sie doch in den weitesten Räumen des Weltalls überall bestätigt als die Gesetze, denen die Bewegungen der Weltkörper gehorchen. Sind nun diese Gesetze, welche die Geometrie entwickelt und welche den Raum beherrschen, ganz unzweifelhaft sicher und unanfechtbar gegenüber allen einzelnen Thatsachen, die uns möglicher Weise die Erfahrung liefern könnte, so muß nothwendig der Raum, den wir wahrnehmen durch unsere Sinne, vollkommen übereinstimmen mit dem wirklichen Raume, in dem die Körper der Welt sich bewegen. Diese vollkommene Uebereinstimmung würde aber auf eine übersinnliche Grundlage in unserem Erkenntnißvermögen deuten, die mit den ewigen unveränderlichen Gesetzen des Weltalls zusammenhinge und unanfechtbar hoch gegenüber allen Thatsachen der Erfahrung stünde, welche also nicht aus der Erfahrung abgeleitet werden könnte, sondern im Gegentheil als Bedingung zu jeder Erfahrung dieser voraufgehen müßte, gewissermaßen im menschlichen Geist bereit liegen müßte, um jede Erfahrung erst möglich zu machen.

Wenn der Raum zu diesen Bedingungen wirklich gehört und von der einen Seite die nothwendige Form aller Anschauungen, die wir durch die Sinne bekommen, auf der anderen Seite die reale Form ist, in welcher die Dinge der Welt als Inhalt sich befinden und bewegen, so haben wir in ihm eine Brücke gefunden, welche zwischen unserem erkennenden Geist und den Gegenständen unserer Wahrnehmung eine Verbindung bildet, d. h. wir können von nun an begreifen, daß es in allen unseren Erkenntnissen eine feste Grundlage giebt, die durch alle Thatsachen möglicher Erfahrung niemals erschüttert werden kann, weil sie jeder Erfahrung voraufgeht und dieselbe überhaupt erst möglich macht.

Hat man aber einen solchen Punct gewonnen, an dem sich beweisen läßt, daß wir in irgend einem Gebiet vollkommen sichere, über jeden Zweifel, den die Erfahrung möglicher Weise bringen könnte, erhabene Erkenntnisse haben können, so geht er nach dem berühmten Ausspruch des Archimedes weiter (Gieb mir einen festen Standpunct, wo ich stehen kann, und ich will die Erde aus den Angeln heben). Dann ist die Möglichkeit für sichere zweifellose Erkenntnisse überhaupt bewiesen, und man dürfte getrosten Muthes hoffen, daß man allmählich lernen würde, nicht nur in der Mathematik das unumstößlich Feste vom Zweifelhaften zu scheiden, sondern auch in der Naturwissenschaft festes Wissen zu begründen, welches nicht mehr der Spielball beliebiger Theorien wäre. Ja, man könnte auf diesem Wege, daß man die Bedingun-

gen zu allem Wissen in unserem Denken und Anschauen überhaupt vollständig aufsucht und in allen Erfahrungswissenschaften das für unzweifelhaft sicher erkennt, was mit diesen Grundlagen alles Wissens übereinstimmt, schließlich auch an die Wissenschaften herantreten, deren Grundlagen in der Tiefe unseres Gemüths- und Gefühlslebens bisher noch am schwersten zu begreifen waren, und auch hier das Sichere vom Zweifelhaften zu trennen hoffen, z. B. in den Gebieten der Sprache, des Rechts, der Religion.

Wenn dies im Allgemeinen die durch Kant errungene Grundlage des philosophischen Forschens ist, so steht dem gegenüber jene wissenschaftliche Richtung, welche behauptet, daß die Erfahrung die einzige und alleinige Quelle alles Wissens und Erkennens sei; die Erfahrung in dem Sinne, daß sie die Sammlung aller möglichen Thatsachen sei, die wir durch die Sinne wahrnehmen können, und daß bei der übersichtlichen Anordnung derselben keine anderen Principien zur Geltung kommen, als die wiederum aus der Erfahrung und der Zusammenfassung vieler Erfahrungen genommen sind.

Diese Richtung ist besonders von englischen Philosophen begründet und gefördert worden seit etwa zwei Jahrhunderten, und der scharfsinnigste und bedeutendste derselben, David Hume, hat bereits mit unerbittlicher logischer Schärfe nachgewiesen, daß dieser Weg in den Naturwissenschaften nothwendig zum Skepticismus führen müsse, d. h. zum Zweifel an der Möglichkeit alles sicheren Erkennens überhaupt. Denn wenn alle Gewißheit nur von der Zahl der beobachteten Thatsachen allein abhängen soll, so kann man niemals bestimmt sagen, ob nicht in Zukunft neue Thatsachen den alten Ergebnissen widersprechen werden. Gerade diese schlagende Beweisführung Humes, welche den Besitzstand aller menschlichen Wissenschaft zu erschüttern drohte, war es, welche Kant nicht ruhen ließ, bis er die Anlagen im menschlichen Geist selbst entdeckt hatte, welche für die Erfahrung selbst die letzten und höchsten Gesetze bestimmen und dadurch es dennoch möglich machen, trotz aller wechselnden Eindrücke der sinnlichen Wahrnehmung festzustellen, was fest und sicher ist, weil es mit den Principien der Erfahrung selbst übereinstimmt, und was davon als zweifelhaftes und täuschendes Spiel des Zufalls zu trennen ist.

Aber dies Verhältniß Kants zur englischen Erfahrungsphilosophie ist nicht in unserem Jahrhundert festgehalten worden von den Vertretern der Wissenschaft. Im Gegentheil ist die allein auf Erfahrung sich stützende Richtung in der Naturwissenschaft bei weitem die hervorragendste geworden, während die nachkantischen Philosophen besonders in Deutschland aus der Philosophie ein phantastisches Gebäude der Speculation gemacht haben, welche sich selbst durch ihre übermüthigen Luftsprünge um allen Credit wenigstens bei den Naturwissenschaften gebracht hat. Hume hatte noch die Mathematik für ein unanfechtbar sicheres Gebiet gehalten, weil er glaubte, daß sie ohne

Erfahrung entwickelt werden könne. Dagegen ist es heutzutage nur eine consequentere Bethätigung der Humeschen Principien, wenn man auch die Mathematik zur Erfahrungswissenschaft rechnet und nachzuweisen versucht, wie sie aus Erfahrung entstanden und folglich auch durch Erfahrung anderer Art zu verändern sei. Dies ist die Bedeutung der Helmholtzschen Arbeiten über den Ursprung der Raumanschauung und der geometrischen Axiome, welche in dem vorliegenden Werke von Albrecht Krause angegriffen werden.

Helmholtz hat den kühnen Versuch gemacht, die Wahrnehmung durch den Gesichtssinn allein aus der Thätigkeit der Organe, d. i. des Auges mit seinen zugehörigen Nerven und Muskeln, ohne Rücksichtnahme auf Kants Theorie des Erkennens überhaupt, zu erklären. Die einzige Form, in welcher er dabei die Thätigkeit des Verstandes mit wirksam sein läßt, ist ihm, nach dem Vorgange des modernsten englischen Empirikers Stuart Mill, der Schluß von der Wirkung auf die Ursache oder von der Reizung der Sehnerven durch Licht auf das Gesichtsobject, welcher diesen Reiz hervorgebracht hat; alles Andere, was in der Wahrnehmung enthalten ist, die räumliche Anordnung, die Richtung, Größe und Entfernung der Dinge erklärt er nach den Principien Humes durch Uebung und Gewohnheit und ein successives Erlernen mit Hülfe derselben. Das Resultat ist, daß wir die wirklichen Dinge überhaupt nicht wahrnehmen können, oder wenigstens niemals wissen, ob das, was wir sehen, übereinstimmt mit den Dingen, welche den wirklichen Inhalt der Welt bilden. Hinter dem farbigen bunten Schein, den die gütige Natur uns vorzaubert, liegen in unerreichbaren und unwahrnehmbaren Räumen die wirklichen Dinge, von denen höchstens noch die mathematische Rechnung — freilich auf schwer begreifliche Weise — uns einige Kunde geben soll. Man sieht, daß hier mit derselben Consequenz der vollkommenste Skepticismus aus der Theorie der Wahrnehmung hervorgehen mußte, wie aus der Humeschen Theorie der Erfahrung überhaupt.

Im engen Anschluß an diese Ergebnisse im Gebiet der Physiologie des Gesichtssinnes hat nun Helmholtz die Mathematik selbst, zunächst die geometrischen Axiome, auf Thatsachen der Erfahrung zurückzuführen versucht, d. h. auf sinnliche Wahrnehmungen und unsere Uebung und Gewohnheit in der Verwerthung derselben. Das Resultat der Untersuchung, welches theils in den wissenschaftlichen Vorträgen, theils in einem Aufsatze der englischen Zeitschrift „The mind“ niedergelegt ist, mußte consequenter Weise wieder der Skepticismus sein, d. h. der Zweifel an der unanfechtbaren Sicherheit der geometrischen Axiome, welche ebenso wie sie nur durch Beobachtung von Thatsachen entstanden sein sollten, auch möglicher Weise durch neue Thatsachen der Beobachtung verändert werden könnten. Damit war Helmholtz aber zu einem schroffen Widerspruch gegen Kants Theorie der Erkenntniß gekommen, welche,

wie wir erwähnten, auf der Grundlage beruht, daß der Raum als die nothwendige Form unserer Anschauungen der Erfahrung voraufgehe und daher seine Gesetze unerschütterlich fest über allen Thatsachen der Erfahrung stehen. Nach Kant beherrschen die Gesetze des Raumes alle Thatsachen möglicher Erfahrung, nach Helmholtz beherrschen umgekehrt die Thatsachen der Erfahrung die Gesetze des Raumes, d. h. die Axiome der Geometrie sind allein abstrahirt aus den Thatsachen der Beobachtung und müssen sich ändern, wenn, was wir niemals genau vorauswissen können, neue, bisher noch nicht beobachtete Erfahrungen gemacht werden.

Es ist nun interessant zu sehen, mit welcher Schärfe Krause die Gegensätze beider wissenschaftlichen Richtungen formulirt und einander gegenüberstellt, und mit welcher unerbittlichen Logik er, wie uns scheint, den Beweis führt, daß Helmholtz auf seinem Wege eine falsche Richtung eingeschlagen habe. Der Ton, der durch die polemische Schrift durchklingt, ist zwar sehr entschieden und schneidend und mag auf den ersten Eindruck hie und da verletzend scheinen. Aber niemals blickt ein anderes Motiv hindurch als der Feuereifer des Vertheidigers einer großen Sache, der Kantschen Erkenntnißtheorie, mit welcher viel andere geistige Besitzthümer stehen oder fallen. Wenn der Skepticismus in allen Wissenschaften zum herrschenden Princip erhoben wird, so folgt daraus noch vieles Andere, von dem sich die Vertreter der empiristischen Richtung nichts träumen lassen. Kann uns die Wissenschaft in keinem Gebiete einen unwiderleglich festen Halt gewähren, so haben wir überhaupt keine Waffen, geistige Freiheit gegen den Dogmatismus zu vertheidigen, und der Gang unserer Culturgeschichte, anstatt fortschreitend höhere und edlere Formen des Daseins auszubilden, kann nur von einer Tyrannei zur anderen hin und wieder taumeln. A. E.

Eine sonderbare Armee.

Ums Jahr 1663 und noch lange Zeit hernach war in Wien seitens des dänischen Hofes ein Herr von Liliencron als Ministerresident beglaubigt, welcher zugleich vorübergehend die Geschäfte eines Vertreters des Königs Friedrich III., als Herzog von Holstein, beim Reichstage in Regensburg mit zu versehen hatte. In der Hauptsache freilich scheint der herzoglich gottorfische Secretarius Burchard Niederstedt auch für den Dänen haben miteintreten müssen. Jener war nämlich zur Stelle, der königliche Antheil von Holstein hingegen hatte zur Zeit gar keinen speciellen Gesandten bei jener anspruchsvollen und complicirten Versammlung, welche das Interesse des Reichs überall so eigensüchtig zu wahren verstand.

Wenn man die im Schleswiger Staatsarchiv über viele Jahrgänge trefflich erhaltenen Reichsfürstenrathprotokolle und die Relationen des obigen Gesandten durchstudirt, kann einem das geschäftige Nichtsthun, was diese Leute da trieben, kaum verächtlich genug erscheinen. Jeder suchte das Seine, und so quälte die Holsteiner besonders die unabhängige Stellung Hamburgs, welches sie am liebsten völlig ihrer Souveränetät wieder unterworfen hätten. Darüber correspondirten denn gelegentlich der Däne in Wien und der Gottorfer in Regensburg. Ersterer aber, augenscheinlich ein humoristischer Kopf, bemerkte noch in einem Schreiben vom 7. October obengenannten Jahres: „Es scheinet, daß besagte Stadt ihrer Gewohnheit nach mit guldenen Kugeln schießen und dahero andere mit ihren papiernen relationibus und remonstrationibus dawider nicht aufkommen lassen will." Wir wollen übrigens diese Angelegenheit nicht weiter verfolgen, sondern nur kurz bemerken, daß demselben Briefe ein Blatt beiliegt, dessen Inhalt wir in Folgendem mittheilen wollen. Es ist dies eine Satire auf den in Aussicht genommenen Türkenkrieg, um den sich, alter Gewohnheit gemäß, wieder mancher liebe Reichsstand gern drückte. Da müssen nun die Willigen sehr herhalten, indem locale Eigenthümlichkeiten derselben, oder doch solche, welche dafür galten, an fingirten Contingenten in scherzhafter, stellenweise aber auch sehr derber Art vorgeführt werden. Der Baron von Liliencron schließt seinen (festinanti ignoscas calamo) eiligen Brief mit den Worten, daß er anstatt weiteren Berichts die Beilage gebe. Also rührt dieses Flugblatt, obwohl von anderer Hand geschrieben, vielleicht von ihm selbst her?

Es bezeichnet sich selbst als „warhaffte und kurtzweilige neue Zeitung der gantzen neuen Verbündtnuß etlicher vornehmer Länder und Reichs Stätt wider den Türcken gar starckh Widerstandt zu thuen". Nun ist „neue" oder „newe Zeitung" um diese Zeit freilich durchaus ein bestimmter Begriff für jene geschriebenen anonymen Mittheilungen von Neuigkeiten, welche damals unsere Zeitungen in gewissem Grade und für gewisse Kreise zu ersetzen im Stande gewesen sein mögen, aber hiermit läge uns das Specimen einer Art Witzblatt jener Tage vor, welches, sei es nur unter intimeren Bekannten der besseren Gesellschaft colportirt worden, oder aus der größeren Masse hervorgegangen, gleich so vielen anderen humoristischen Versuchen nur auf die erste Nummer beschränkt geblieben ist. Eine Ordnung ist bei der Aufzählung der verschiedenen Staaten und Stände, welche hier als zum Türkenkriege geneigt verspottet werden sollen, anscheinend weiter nicht beobachtet, als daß einige ausländische an den Anfang gesetzt und die Reichsstädte ziemlich zuletzt folgen. Es beginnt mit Hispania, von welchem gesagt ist, daß es zu diesem Kriege 16,000 geharnischte Spieler und „Leutherschröcker" schicken werde. Frankreich, folgt dann, schickt 1800 Singer und Musicos, England 1100

übelfliehende Piloten und Schiffsleute. Hollands und Brabands Contingente werden in weiterem Verfolg auf 4000 Käß- resp. 800 Butterfresser angeschlagen, während Seeland sich nur „erbeuth sein Lebenlang nichts guts zu thuen". Das Schweizerland schickt „freywillig" 1500 Kühmelcker und 300 Milchfresser. Italien sendet 300 Scheerenschleifer und Polen weiß nicht weniger als 2000 hurtige Dieb und 3000 leichtfertige Krieger, 2000 Sackpfeifer aufzutreiben. Von dem damals selbständigen Siebenbürgen aber wird die arge Verleumdung ausgesprochen, daß es sich erboten, „das gantze Veldtlager mit ansehnlichen stattlichen (sit venia verbo) Leussen zu versehen".

Noch schlimmer kommt der Papst weg, dem nachgesagt wird, daß er „6000 tolle verh .... Thumbherrn zu Befelchshabern, item 800 ungelährte grobe Dorff Pfaffen, so den Kranken im Nothfall zusprechen sollen", schicken wolle. Die papstische Liga kann dementsprechend nicht zurückbleiben und sendet „16,000 faule gefräßige Kuttenhengst auß allen Klöstern, desgleichen 2000 arglistige Jesuiter, so zu Kriegs-Räthen müssen gebraucht werden". Aeußert sich hierin scheinbar eine sehr große Animosität gegen die Katholiken und ihre Einrichtungen, so wird doch bei der Pfalz, um dies vorweg zu nehmen, auch von den „2000 Zwinglischen Pfaffen", welche deren Contigent bilden sollen, gesagt, daß sie der Stummen Feldprediger sein müssen, „weil sie selbsten nicht wissen, waß sie glauben". Woraus der specifisch lutherisch-dänische Ursprung dieser Glossen nur um so wahrscheinlicher wird.

Wir kommen jetzt zum Deutschen Reiche, an dessen Spitze Oesterreich mit dem harmlosen Contingent von 8000 Weinhauern nebst ihren Flaschen figurirt. Von den übrigen habsburgischen Landen schickt Kärnthen 1500 Nudelfresser und 500 Pintzger Bauern mit großen Kräften, „die man zu den Stucken gebrauchen kann". Tyrol sendet je 800 Mausfallen- und Hechelmacher. Böhmen folgt mit 200 Schneidersknechten und — sehr schlimm — „2000 Rauber und Maußköpff". Schlesien producirt gar 800 Esel, welche „mit Narrenköpffen wohl beladen" sind. Dazu gehört „Preslaw" mit 200 Eselfressern. Bayerland, um erst die süddeutschen Fürstenthümer zu erledigen, sendet, seinem kirchlichen Charakter gemäß, 2000 Meßner und Ampelschmierer, auch 2 Regimenter Hüterbuben und ein Fähnlein Stuhlbrüder und Kirchenhüter, „sambt 30,000 faiste wohlgeschmache Schweinrüßel". Salzburg schickt 3000 starke Krautschneider, während, zu Schwaben übergehend, Würtenberg 800 böse zänkische Weiber als Contingent aufzutreiben in der Lage gewesen sein soll. Aber noch schlimmer ist es, was von dem ganzen schwäbischen Kreis gewagt wird zu behaupten, nämlich, daß er das ganze Feldlager mit wohl versuchten H .... zu versehen sich erboten habe, „und sind noch bei 6000 in den Lehr Jahren auff den Nothfall auch zu gebrauchen". Das um diese Zeit noch äußerlich zum Reich gehörige „Saphoy" oder Savoyen ver-

mag alten Traditionen gemäß nur Kindlfeger und Winckelkrämer, jedoch 2000 an der Zahl, aufzubringen. Letztere sollen auch „für schwartze Kürisser" gebraucht werden können. Die Fürsten im Algäu verfügen über 2000 ungehobelte Floßleute sammt 6000 Flößen mit lauter Tannenzapfen beladen. Der Markgraf von Ansbach bietet 200 gottloser Juden und „Leuth Peiniger". In Mittel- und Norddeutschland haben wir Thüringen mit 600 Häringsnasen, Sachsen mit 2 Regimentern guter „Bierprewer", desgleichen 3000 „Bierpäntscher" zu erwähnen, Braunschweig mit 400 Geigern und — Zahnbrechern, Pommern mit 2000 Trommelschlägern, 200 „Aschenklopffer" und 100 Bachfischer.

Nun bleiben uns noch eine hübsche Anzahl Reichsstädte übrig, deren Eifer, gegen den Erbfeind der Christenheit zu kämpfen, nach dem vorliegenden Papier sie auf nicht minder sonderbare Römermonate hat fallen lassen, als bisheran im Heiligen Reich üblich gewesen. Da senden die Hansestädte Hamburg und Lübeck, ihrem praktischen Sinne gemäß, zusammen 1500 Fuder Stockfisch und je 1000 „Wendehoyken und Schweintreckher". Das ehrwürdige Speier als Reichskammergerichtssitz präsentirt sich in passendster Weise durch ein Fähnlein Procuratores und 2000 „Brockenspeyer", welches letztere wohl nur des Wortwitzes halber (gleich Brockenspeien, einer der Brocken speit) zugesetzt ist, und nicht, um den ehrbaren Proceßgang an „des Kayserlichen und des Heyligen Reichs Cammer Gericht" zu verunglimpfen. Aber bei dem Passus über die Stadt Straßburg möchten wir Verfasser fast verdenken, daß er daselbst außer 200 Gärtnern, 2000 Rettichfressern und Taubenschützen „auch etlich wohlversuchte Straßenrauber" auftreten läßt. Solche Leute gab es im eigentlichen „Reich", wo die meisten kaiserlichen freien Städte von je ihr Blühen und Gedeihen gefunden haben, und die alle auf der schwäbischen Bank saßen, glücklicherweise nicht. Ein solides Bürgerthum war hier zu Hause. So ist Nürnberg in der Lage, eine recht hübsche Auswahl vom Besten, was es vermag, für diesen Krieg zu spenden, als da sind: 400 Steckenknechte und Schützen, 1500 Sandhasen und 1100 Brotkörb, 400 Crocodillenstecher und dann auch „der Edelsten 150 außerlesen Auerhanen Schützen". Sollten jedoch hierunter eine Art Nürnberger Spielwaaren verstanden gewesen sein, so fanden die ernsthaften Türken gewiß hieran weniger Vergnügen, falls sie in ihre Hände kamen, als an der Sendung der Nördlinger, welche ihnen „700 faiste und gerupffte Gänß mit sambt dem Ingeräusch" zur Morgengabe präsentiren wollten. Auf die „100 Lohgerber so gern Bier päntschen", welche als Zugabe in Aussicht gestellt wurden, wäre es ihnen dann hintennach auch nicht angekommen. Da ist ferner Augsburg. Ein Heer von 3000 Webern und „Rufenschneller", desgleichen ein ansehnliches Fähnlein „verdorbener Kauffleuth", die nun jedenfalls um so besser zu

Soldaten taugen werden, und — 7000 Froschmörder will es auf die Beine bringen. 4000 Leinenweber mit langen Kitteln, 200 Parchntscherer und 3000 wohlarmirter Spatzenschützen ziehen aus Ulm daher. Memmingen bringt seine 400 Kornkeuffler und 200 Roßteuschler. Schwäbisch-Gmünd „erbeuth sich mit schlechter Berlmutter und Aggstein behülflich zu sein", wobei mit schlecht natürlich (im Sinne der Zeit) einfach, aber gut gemeint ist. Neuburg kann mit 600 Goldwechslern, doch leider auch „etlich vordorbene Juden und Müntzmeister" aufwarten. Ravensburg schickt lediglich 200 wohlprobirte Weinsäufer. Dafür Aalen 200 Paternostermacher, „damit das Betten nicht vergessen wird". Zu den Aerzten scheint Verfasser nicht das gleiche Vertrauen zu haben, denn „Göppingen im Sauerbronnen", was damals ein vielbesuchter Quellort war, dictirt er 100 „übel informirte Doctores der Artzney" zu, welche im Nothfall nichtsdestoweniger der Kranken Feld-Medici sein sollten. Von Costnitz, der altberühmten Universitätsstadt, spricht er, als wenn „400 Studenten und Stocknarren" jemals dasselbe sein könne. Die schrecklichsten Menschen müssen aber schließlich im damaligen Deutschland die Kemptener gewesen sein; der Scribent unseres Blattes nämlich läßt dieselben leibhaftige Mäuse fressen, wenigstens 200 unter ihnen sollen sich einer derartigen sparsamen Kriegsverpflegung zu unterwerfen Willens gewesen sein.

Solchermaßen waren also die Truppen beschaffen, welche die Phantasie eines unintereſſirten Beobachters bei den Orientkriegen des siebzehnten Jahrhunderts sich aus den allgemeinen europäischen und deutschen Verhältnissen zurecht legte. Man weiß ja, daß dem die Wirklichkeit nicht ganz entsprach, daß Oesterreich speciell auf diesem Felde Erfolge errungen hat, welche es im Reiche selbst und für das Reich anzustreben nicht einmal Miene machte. Nirgendswo zeigte sich aber auch umgekehrt die Philisterhaftigkeit einer prätentiösen Kleinstaaterei in hellerm Lichte, als bei der sogenannten Reichshülfe und der Türkensteuer, so daß dieselben füglich zum Gegenstand des Spottes werden konnten, ohne tiefergehende politische Tendenzen hiermit zu verfolgen.

R. Goecke.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Oesterreich. Das Ende der Ministerkrisis und die parlamentarische Krisis. — Nach beinah dreivierteljähriger Dauer soll die Ministerkrisis jetzt nur mehr nach Tagen zählen. Haben wir uns so lange gedulden müssen, so werden wir auch diese letzte Frist des Interims überstehen, sollten selbst noch Wochen aus den Tagen werden. Die Neugier der Zeitungen plagt sich ab wegen der Namen der Personen, welche jetzt auf die Ministerbank sich setzen oder auf derselben sitzen bleiben sollen, an der Sache kann dadurch wenig geändert werden, daß der oder jener Statthalter oder

Sectionschef anstatt eines anderen ein Portefeuille erhält. Und über die Sache, über den Charakter des nächsten Cabinets war ja Jedermann längst im Klaren, nur unsere liberalen Politiker nicht, deren Naivetät schon so bekannt ist, daß sie nur naive Menschen noch überraschen könnte. Das Stück ist wieder einmal abgespielt, welches zuerst „Schmerling", ein zweites Mal „Bürgerministerium" und jetzt „Verfassungstreues Ministerium" hieß. Die Zuschauer kennen Exposition und Peripetie des Dramas bereits nur zu genau und sagen deshalb auch die Katastrophe mit aller Sicherheit voraus, aber die Verschworenen, welche, nicht ohne Grund, sich von dem Helden lossagten, welchen sie selbst auf den Thron geleitet hatten, sind verblüfft und klagen, wenn sie bei Seite geschoben werden, nachdem sie die Arbeit gethan, für welche sie gut waren. Oder ohne Gleichniß. Auch dieses Ministerium hat versäumt, die Zeit auszunutzen, in welcher es unentbehrlich, also mächtig war. Freiheitsrechte besaß Oesterreich zur Genüge, die Concordatsfessel war gesprengt, bevor Auersperg II. und Lasser ans Ruder kamen, ihre Aufgabe war, die Verwaltung zu reformiren, Ordnung im Staatshaushalt anzubahnen. Aber der Autonomieunsinn und manches Andere steht nach wie vor in Blüthe, die Militärlasten sind gewachsen, die Lasten, welche der Dualismus gebracht hat, nicht minder. Und die Partei dieses Ministeriums folgte demselben gehorsam, um hinterher pathetisch zu verkünden, zu welchen unverantwortlichen Schritten sie sich habe mißbrauchen lassen. Wo sie hätte Unheil verhindern können, blieb sie unthätig oder schrak doch vor dem Entschlusse zurück, aber wo nichts mehr zu ändern war, da ließ sie ihre Theaterdonner rollen. Der Regierung machte sie die Existenz unmöglich, und zugleich entwickelte sie den größten Eifer, um zu beweisen, daß weder sie über die Capacitäten, um eine Regierung zu bilden, noch auch ihre Führer, wenn man mit ihnen einen Versuch wagen wollte, über einen genügenden Anhang verfügen würden — als ob beides noch eines Beweises bedurft hätte! Was in aller Welt konnten die Herren erwarten, als daß der Kaiser sich nach Männern umschauen würde, welche außerhalb des Parteigetriebes stehen, in den Geschäften erfahren und gewillt sind, gut zu administriren? Was sie erwartet haben, wissen wir nicht, aber diese Wendung nehmen sie höchst ungeberdig auf. Und sie hätten doch nach allen früheren Erfahrungen sogar auf ein klerical-reactionäres Regiment gefaßt sein müssen. Kommt das nicht, so haben sie es wahrscheinlich demselben Grafen Andrassy zu danken, gegen welchen sie selbst den tschechischen Acheron in Bewegung setzen wollten, und auch Andrassy wird sie nicht schützen können, falls Neuwahlen, wie sehr möglich, eine ultramontane Phalanx bringen sollten, welche mit den Föderalisten und den von der Verfassungspartei gehätschelten polnischen Schlachzizen leicht im Abgeordnetenhause die Mehrheit erlangen würde.

Einen unglaublich trostlosen Anblick gewährten diese letzten Wochen parlamentarischer Kämpfe. Was in der Delegation, was im Reichsrathe gesprochen worden, kann das Gedächtniß unmöglich gesondert halten, und es wäre der Mühe nicht werth, deswegen in den Sitzungsberichten nachzusuchen. Größtentheils waren es ja dieselben Kämpfe, jedenfalls dieselbe Kampfmethode. Daß der Zug nach Bosnien vor einer ernsthaften Kritik einen schweren Stand haben würde, sieht Jedermann. Vorbereitet mußte das Unternehmen von langer Hand sein, ob nun die Occupationsabsicht schon damals, als die Reise des Kaisers in die Grenzgebiete die Gemüther in Aufregung versetzte, bestanden hat oder nicht. Die Eventualität mußte eine Politik ins Auge fassen, welche die Weltgeschichte der Gegenwart unter anderem Gesichtspuncte betrachtet, als die guten Kleinbürger im Parlament. Aber es war nichts vorbereitet, man war wieder schlecht unterrichtet über die Beschaffenheit des Landes und die Stimmung der Bevölkerung, man war wieder unglücklich in der Wahl des Obercommandanten, man opferte, wie alle Militärs einhellig versichern, wieder ohne Noth die Menschenleben, nachdem für einen solchen Feldzug schon die Reservisten aus ihrem bürgerlichen Berufe herausgerissen worden waren. Genug, der Opposition fehlte es nicht an Material. Aber alles das ging ihr wenig nahe, dem Kriegsminister gab sie ein unverlangtes Vertrauensvotum, um den Minister des Auswärtigen zu ärgern. Jemand ärgern, das versteht ihr Führer, der Staatsmann Herbst! Sie hatten doch von dem Grafen Andrassy verlangt, daß er ihnen seine geheimsten Pläne vorlege, er hatte sich angestellt, als ob er ihnen den Willen thue, und nachher war alles nicht wahr — wie das einen Biedermann kränken muß. Dafür „sagten sie es ihm" aber, ihm und den diesseitigen Ministern, die seine Mitschuldigen oder Dupes gewesen! Welche rabulistischen Kunststücke wurden von der Minister- wie von der Oppositionsbank zum Besten gegeben, wie emsig mußte in den Staatswörterbüchern nachgesucht worden sein, um all' die Fälle zusammen zu bringen, in welchen für einen Staatsvertrag die Genehmigung des Parlaments eingeholt oder nicht eingeholt worden ist. Das war das Thema der Disputation, ob der Berliner Vertrag Gültigkeit habe oder nicht ohne die Zustimmung der österreichischen Volksvertretung. Sie schlugen sich um ihre Privilegien wie die Brüsseler Spießbürger im Egmont. „Der Vertrag ist Ihnen vorgelegt worden, meine Herren, aber Ihrer Genehmigung bedarf er nicht," sagte der Minister Unger in zweistündiger Rede. „Er bedarf unserer Genehmigung und wir versagen ihm dieselbe im Princip, ertheilen sie aber de facto, weil uns nichts Anderes übrig bleibt," entgegneten die Führer der Opposition. Ein Einziger war in der ganzen Partei, der sich consequent blieb und die Zurückziehung der österreichischen Truppen aus Bosnien und der Herzegowina forderte, den aber lachten seine eigenen Ge-

nossen aus. Sie hätten weinen sollen über sich selbst. Diesmal war es dem Herrn Weiß von Starkenfels leicht gemacht, den Regierungsvertreter und die Redner der Linken zugleich mit seinem Hohn zu überschütten, indem er beiden freundlich Unterricht im ABC der politischen Geschäfte ertheilte. Die Ehre der liberalen Partei wurde durch den Grafen Coronini und den jüngeren Plener, Sohn des früheren Finanzministers, gerettet, welche sich in dieser Frage von ihren sonstigen Fractionsgenossen trennten.

Ueberhaupt hat dieser Verhandlungsgegenstand die völlige Zerrüttung der Parteien bloßgelegt. Nicht für den Moment, für den einzelnen praktischen Fall sind die Bande der Parteien gelöst, zerrissen sind sie in heftigster Leidenschaft, und mit dem größten Ingrimm befehden einander Diejenigen, welche ein Jahrzehnt Schulter an Schulter gestanden waren. Herbst und Giskra blieben in ihrer Fraction in der Minderheit und zogen aus, um einem programmlosen Club beizutreten, welchen sie nun beherrschen. Graf Coronini war der Stolz des Fortschrittsclubs und wird von diesem jetzt umso gründlicher gehaßt. Aus Herbsts einstiger Partei erhob sich ein Ankläger gegen ihn, dessen Rede den größten, nachhaltigen Eindruck gemacht haben würde, hätte er sich nicht zu einer Anspielung verleiten lassen, durch welche er dem Angegriffenen Unrecht that, und zwar so eclatantes Unrecht, daß dessen Position die vortheilhafteste wurde. Es war wohlthuend, daß endlich einmal im offenen Parlament jenem gefährlichen Parteimann ins Gesicht gesagt wurde, er bringe seine früheren Verdienste in Vergessenheit durch die Rechthaberei, den Mißbrauch seiner bis vor kurzem großen Macht zu Gunsten einer rein persönlichen Politik, die Lust am Regiren, daß ihm das Recht bestritten wurde, über die schlechte Finanzwirthschaft den Stab zu brechen, da er selbst ja das Zeichen gegeben habe zum Hinauswerfen des Geldes durch Unterstützung lebensunfähiger Bahnen u. dgl. m. Alles das wurde vom ganzen Hause mit großer Genugthuung angehört, denn auch diejenigen Mitglieder, welche nicht wagen, sich gegen Herbst aufzulehnen, seufzen insgeheim über die Dictatur dieses Mannes. Leider hob der Redner (Auspitz) eine und nur eine Bahn namentlich hervor, diejenige, welche über das Landgut Herbsts in Böhmen führt. Nun hat dieser wohl seinem Eigensinne oft genug ernste Interessen geopfert, aber Niemand kann ihm nachsagen, daß er seine politische Stellung zu seinem persönlichen Vortheil ausgebeutet habe. Selbstverständlich bemächtigte sowohl er selbst wie seine jetzigen politischen Freunde sich dieser einen Stelle in der Auspitzschen Rede, um mit aller Entrüstung die Verdächtigung zurückzuweisen und — den übrigen Inhalt zu ignoriren. Kaum minder heftig war ein häuslicher Zank auf der Rechten des Parlaments. Der unlängst zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Abgeordnete Hausner, welcher sein Polenthum um so koketter zur Schau trägt, je jüngeren Datums das-

selbe ist, hielt seine zweite große, abermals sehr sorgfältig ausgearbeitete und gut memorirte Rede, welche selbstverständlich wieder in dem Dogma gipfelte, daß es für alle europäischen Schmerzen nur ein Heilmittel gebe, die Wiederherstellung des polnischen Reiches. Nun würden seine Landsleute zu anderer Zeit weder gegen diese Deduction, noch gegen seine Ausfälle auf den Autokratismus etwas einzuwenden gehabt haben, denn die Herren aus Galizien sind bekanntlich stets sehr liberal, so lange nicht von den Rechten der ruthenischen Bevölkerung die Rede ist. Aber augenblicklich finden sie es in ihrem Interesse, mit dem Grafen Andrassy gute Freundschaft zu halten, und da Hausner sich gegen den Berliner Vertrag erklärte, verkündete ihr Führer, Herr von Grocholski, in ganz officieller Form die Ausstoßung des Redners aus ihrer Partei. Die Abgeordneten aus Galizien dürfen keine eigene Meinung äußern, sagte er, sie betrachten sich nicht als Vertreter einzelner Wahlbezirke, einzelner Interessen, einzelner Anschauungen, sondern als Vertreter „des ganzen Kronlandes Galizien". So war von beiden polnischen Rednern wieder aufs deutlichste ausgesprochen, daß sie dieses „Kronland" gut polnisch zu erhalten trachten, bis es dereinst wieder eine polnische Krone geben wird. Aber wie oft haben sie bereits diesen innersten Gedanken verrathen, und trotzdem liebäugelt man immer wieder mit ihnen, giebt ihnen die ländliche Bevölkerung Preis, die nichts anderes verlangt, als österreichisch zu sein, und die man auf diese Art mit Gewalt Rußland in die Arme treiben wird!

Daß das Ende der langwierigen Debatte die Genehmigung des Berliner Vertrages sein werde, wußte Jedermann voraus. Um nun aber der Regierung noch andere Ungelegenheiten zu bereiten, verkündete plötzlich die (auch nur in Wien denkbare) große Zeitung, welche zu gleicher Zeit und mit Stolz den Herren Herbst, Gambetta, Midhat Pascha, verschiedenen Finanzgrößen als Organ dient, daß zwischen der zersprengten Verfassungspartei und — den Tschechen Unterhandlungen schweben. Man hat es erlebt und glaubt es dennoch kaum! So oft ein Ministerium die Absicht verrieth, durch Entgegenkommen die Tschechen wieder zur Theilnahme am politischen Leben zu bestimmen, waren es die deutschböhmischen Abgeordneten und deren Blätter, welche über Verrath an der Verfassung, an der Freiheit, am Deutschthum schrieen. In Uebereinstimmung mit dieser Partei hatte die jetzige Regierung das „Wir können warten" den Tschechen gegenüber zur Anwendung gebracht und wirklich schon einige Erfolge damit errungen. Die Jungtschechen unter Führung von Sladkowsky und den beiden Gregr erschienen wenigstens wieder im Landtage, im alttschechischen Lager selbst brach Rebellion aus, schon stand der Protestant Rieger mit den stockkatholischen Edelleuten ziemlich vereinzelt da, und allgemein wurde die Frage discutirt, ob die Tschechen nicht durch ihre Unthätigkeit sich selbst mehr als die Deutschen schädigen; — und in diesem Moment läßt sich Herbst durch seine verletzte Eitelkeit und Rachsucht dazu hinreißen, den Feinden Cooperation zum Sturze Andrassys anzutragen! Der Erfolg war des Unternehmens würdig. Den Führern in Prag schwoll sofort wieder der Kamm, sie gaben hochfahrenden Bescheid und setzten das Thema des Eintritts in den Reichsrath von der Tagesordnung ab. Die Frucht langer Jahre war zerstört! Und wer will voraussagen, wie bitter die Deutsch-Oesterreicher diesen böswilligen Schachzug ihres parlamentarischen Führers werden büßen müssen?

Lange Zeit hindurch gab sich der bisherige Finanzminister Herr von Pretis Mühe, ein neues Cabinet aus der Verfassungspartei selbst zu bilden. Dem Vernehmen nach scheiterten seine Anstrengungen, weil die von ihm Befragten ihm zumutheten, an ihrer Spitze dem Minister des Auswärtigen den Krieg zu machen. Jetzt ist Graf Taaffe zum Ministerpräsidenten designirt. Bei der Nennung dieses Namens überläuft es die Liberalen. Man kennt seine conservativen Neigungen, seine Schwäche für die ultramontanen Separatisten Tirols, denen mit einiger Energie entgegenzutreten ihm als Statthalter in Innsbruck sichtlich recht schwer fiel. Aber höhnisch reibt die officiöse Presse der oppositionellen unter die Nase, daß das erste Bürgerministerium, als Fürst Karl Auersperg diesem nicht mehr präsidiren mochte, selbst den Grafen Taaffe zu dessen Nachfolger machte. Weshalb das geschehen ist, das behalten freilich beide Parteien für sich. Die guten Freunde, welche damals im Ministerium beisammen saßen, Herbst, Giskra, Plener sen., Hasner, Berger, hatten einander so lieb, daß der zuletztgenannte College den Witz machte: „Wir sollen für einander einstehen und können einander nicht ausstehen"; und da keiner dem anderen die Präsidentschaft gönnte, schoben sie Taaffe vor, den sie für ungefährlich hielten. Derselbe scheint nun zuerst den Versuch gemacht zu haben, mit den bisherigen Ministern Stremayr (welcher seit zehn Jahren nur mit der kurzen Unterbrechung durch das Cabinet Hohenwart stets das Portefeuille des Cultus und Unterrichts besessen hat), Horst (Krieg), Mannsfeld (Ackerbau) und einigen Abgeordneten der liberalen Partei, welche in der bosnischen Angelegenheit zur Regierung gehalten haben, eine neue Regierung zu bilden. Auch er soll sich Körbe geholt haben, und nun dürften wir ein sogenanntes Beamtenministerium erleben, — gewiß nicht das schlimmste, wenn sich in dessen Mitte wenigstens eine staatsmännische Natur findet.

Aus Berlin. Artikel V des Prager Friedens, sein Entstehen und Vergehen. Arbeiten des Landtags. Maulkorbgesetz. Getreide- und Viehzölle. Die Breslauer Nachwahl und die Socialdemokratie. — Das politische Hauptereigniß der verflossenen Woche ist die Aufhebung des famosen Artikels V des Prager Friedens, welcher, nachdem er zwölf Jahre und darüber existirt und gelegentlich auch gewisse Beunruhigungen hervorgerufen hatte, nunmehr hoffentlich endgültig mit Allem, was darum und daran hängt, vom Schauplatze verschwindet. Es ist nicht ohne Interesse, jetzt, wo der Artikel seine Laufbahn vollendet hat, sich zu vergegenwärtigen, daß Oesterreich seiner Zeit nicht das geringste Interesse daran gehabt hat, denselben in das Friedensinstrument aufzunehmen, sondern daß dies einzig und allein auf Betrieb Frankreichs, und zwar aus leicht ersichtlichen Gründen geschehen war. Kaiser Napoleon gab dadurch der Welt einen neuen Beweis von der Schiedsrichterrolle Frankreichs in Europa; daneben behielt er eine sehr bequeme Handhabe, sich gelegentlich mit einem Scheine von Recht in deutsche Verhältnisse einmischen zu können. Daß man in Paris die Entstehungsgeschichte jenes Artikels noch nicht ganz vergessen hat, beweist die schroffe Beurtheilung, welche dieser neueste Schritt der deutschen Regierung bei einigen französischen Blättern erfahren hat. Spricht man doch selbst davon, diese Angelegenheit auch jetzt noch vor das Forum Europas zu ziehen. Es sind namentlich die Agitationen des bekannten dänischen Agenten Hansen, durch welche der Sache ein über ihre Bedeutung weit hinausgehendes Relief

gegeben werden soll. Man dürfte sich indeß weder hier, noch in Wien, noch endlich auch in den amtlichen Kreisen von Paris, die, wie es heißt, bereits vorher von der Sache unterrichtet waren, irgendwie dadurch beeinflussen lassen. Der deutsche Reichskanzler hat, so oft der Gegenstand zur Sprache kam, den überaus concreten Standpunct festgehalten, daß außer Oesterreich keine Macht ein Recht habe, über diese Sache mitzureden, und daß namentlich Dänemark absolut kein Rechtsanspruch daraus erwachse. Die beiden nordschleswigschen Abgeordneten Ahlemann und Krüger haben sich bekanntlich lange Zeit durch die bei jeder Parlamentseröffnung wiederholte Comödie bemüht, den Beweis zu liefern, daß auch die nordschleswigsche Bevölkerung das Recht habe, den gegenwärtigen Zustand als einen nur vorübergehenden zu betrachten. Das ist nun hoffentlich gründlich vorbei; die beiden Paciscenten des Prager Friedens haben als die alleinberechtigten Factoren sich über eine Aenderung desselben verständigt; Oesterreich hat sich eines Rechtes freiwillig begeben. Damit ist die Sache endgültig erledigt und Niemand hat das Recht dabei hineinzureden. Daß der ganze Act in keinerlei Causalnexus mit den jüngsten welfischen Demonstrationen in Kopenhagen stehen könne, ist schon mit Rücksicht auf das Datum des Abschlusses, der 11. October 1878, mit Recht geltend gemacht worden. Beiläufig bemerkt sei, daß hier der in unseren Tagen seltene Fall vorliegt, daß ein derartiger politischer Act fast volle vier Monate secret gehalten werden konnte. Es darf als ziemlich fraglich erscheinen, ob man in Dänemark sich aller Schritte enthalten wird, welche die Frage wieder auf das Tapet bringen könnten; jedenfalls thäte man besser, solche zu unterlassen. Einmal sind die Conjuncturen dazu so schlecht wie möglich; dann hat man in Kopenhagen wohl kaum noch auf eine erwünschte Realisirung der Frage gehofft; endlich aber hat es, wie ich zu wissen glaube, schon lange eine Partei in Dänemark gegeben, die in der Abtretung der nordschleswigschen Bezirke kein sonderliches Glück für ihr Land sehen, einmal, weil sie endlose Conflicte mit Deutschland wegen der Stellung der deutschen Bevölkerung in jenen Bezirken fürchteten, dann aber, weil sie vielleicht nicht ohne Grund annahmen, die Verbindung der stark mit Deutschen durchsetzten Theile Nordschleswigs mit Dänemark werde nur eine sehr unerwünschte, aber nicht aufzuhaltende Germanisirung Jütlands zur Folge haben. Da Dänemark im Wiener Frieden vom 30. October 1864 die Elbherzogthümer bis zur jütischen Grenze an Oesterreich und Preußen abgetreten hatte, so stand es uns gegenüber einzig und allein auf diesem Standpunct, und wenn es sich zwölf Jahre hindurch in allerhand Illusionen gewiegt hat, so ist das eben nur eine Consequenz napoleonischer Staatskunst, der jetzt die Ernüchterung folgt. Die ganze Sache ist ein schöner und anerkennenswerther Erfolg deutscher Politik, besonders werthvoll durch die erneute Besiegelung der deutsch-österreichischen Entente, durch die hierdurch jedenfalls etwas abgekühlten Beziehungen Oesterreichs zu den Westmächten. Es ist vielfach die Frage aufgeworfen, welche Gegenconcessionen Deutschland Oesterreich für diesen Liebesdienst gemacht habe. Wir können uns dieselben nicht so sehr bedeutend denken, da Oesterreichs Opfer denn doch bei dem, was es aufgab, kein irgendwie erhebliches war. Man will wissen, daß Deutschlands Gegengabe bereits zur Congreßzeit in Zahlung gegeben sei; auch ist die Rede davon, daß des Reichskanzlers Entgegenkommen in der Frage des deutsch-österreichischen Handelsvertrages von derartigen Rücksichten dictirt gewesen sei. Mag dem sein, wie ihm wolle, wir glauben nicht, daß das Zugeständniß Oesterreichs von Deutschland allzu

theuer, am wenigsten aber, daß es durch Preisgeben irgend welcher deutschen Interessen erkauft worden ist. Wenn man indessen, wie aus diplomatischen Kreisen verlautet, aus der soeben bekundeten deutsch-österreichischen Freundschaft auf eine gewisse Erkaltung des deutsch-russischen Einvernehmens schließen will und gar annimmt, daß bei der weiteren Entwickelung der orientalischen Complicationen Deutschland nur an der Seite Oesterreichs zu erblicken sein werde, so scheint uns das, bei der Wucht der Factoren, auf denen das deutsch-russische Verhältniß ruht, doch sehr weit am Ziele vorbeigeschossen und eine etwas allzu sanguinische Auffassung.

Die Arbeiten des preußischen Landtags finden ziemlich geringe Beachtung und sie sind in der That, abgesehen von gelegentlichen Ermunterungen, wie am letzten Sonnabend, von einer kaum erlaubten Langweiligkeit; eine derartig in die Länge gezogene Budgetberathung, wie sie uns diesmal allerdings wesentlich durch die Schuld der Ultramontanen zu Theil wurde, kann freilich auch eine hochgradige Geduld erschöpfen. Jeder aufrichtige Freund des Parlamentarismus hat allen Grund zu wünschen, daß unsere parlamentarischen Versammlungen sich davor hüten, jene Gleichgültigkeit, selbst Geringschätzung ihrer Berathungen hervorzurufen und zu befestigen, die sich den ohne wirklichen Grund in die Länge gezogenen Budgetberathungen gegenüber geltend zu machen beginnt. Die Hauptschuld daran trägt, wir wiederholen es, die unfruchtbare Nörgelei der Ultramontanen, die es darauf abgelegt zu haben scheinen, den Parlamentarismus zu discreditiren.

Auch das nunmehr vom Bundesrath angenommene Maulkorbgesetz tritt mehr und mehr in den Hintergrund, seitdem im Wesentlichen durch die Initiative der süddeutschen Regierungen wenigstens die gehässigsten Bestimmungen getilgt und fortgeschnitten sind. Doch auch in der jetzigen Gestalt erscheint die Annahme des Gesetzes im Reichstage noch ziemlich fragwürdig, und es wäre in der That kein schlechtes Auskunftsmittel, wenn, wie ein hiesiges größeres Blatt räth, der Reichstag in dieser Frage das Prävenire spielte und aus eigener Initiative seine Geschäftsordnung derartig regelte, daß die in der That jetzt vorhandenen schweren Uebelstände, die aus dem Mißbrauch der Redefreiheit fraglos hervorgegangen sind, auch wirklich beseitigt werden.

Das Hauptinteresse in unseren inneren Fragen concentrirt sich auf die Arbeiten der Tarifcommission, die nunmehr, nachdem sie bald sechs Wochen zusammengetreten ist, glücklich ihre dritte Sitzung abgehalten hat, in der die so überaus controverse Frage der Getreide- und Viehzölle zur Sprache gekommen ist. Die allgemein coursirenden Angaben über die von der Commission angenommenen Zollsätze und zwar pro 50 Kilo Roggen 25 Pfennig, Weizen, Gerste, Hafer 50 Pfennig, für Rindvieh 20 Mark und für Pferde 10 Mark pro Stück scheinen richtig zu sein. Die Beschlüsse haben eine gewaltige Opposition hervorgerufen und dürften im Reichstag sehr wenig Glück machen. Ganz besonderes Aufsehen macht eine kleine gegen die Getreidezölle gerichtete Arbeit, die von dem Verein zur Förderung der Handelsfreiheit dem Präsidenten der Tarifcommission übersandt worden ist, und den früheren Präsidenten des Reichskanzleramts, Staatsminister Delbrück, zum Verfasser haben soll. Die Schrift, die den Titel führt: „Deutschlands Getreideverkehr mit dem Ausland", ist nur 19 Seiten lang, giebt aber ein äußerst gewichtiges Material, an dessen Hand der Verfasser zu dem Resultat gelangt, daß Deutschland ohne Getreidezufuhr vom Auslande nicht mehr bestehen könne, und Getreidezölle demnach eine erhebliche Vertheuerung der Lebensbedürfnisse

zur Folge haben werden, deren Kosten der Staat als einer der Hauptconsumenten selbst mit zu tragen haben werde. Der Verfasser schließt damit, daß er den Zoll auf Getreide als das Ideal einer Abgabe darstellt, wie sie nicht sein soll. Jedenfalls wird sich hieran noch eine sehr umfangreiche Polemik anschließen. Mit einer Autorität wie Delbrück ist in solchen Dingen schwer fertig zu werden. Was die Viehzölle angeht, so wird von den Freihändlern geltend gemacht, daß die Tarifgesetzgebung von 1818, die ja als die mustergültige vom Reichskanzler bezeichnet wird, dieselben nur in Höhe von 3 Mark für Pferde und 1 Mark 60—80 Pfennig für Rindvieh kennt. Genug, die Wogen des Kampfes um den Tarif gehen sehr hoch, und Fürst Bismarck, der übrigens wesentlich erholt von Friedrichsruh zurückgekehrt sein soll, wird einen sehr harten Stand haben, um auch nur einen bescheidenen Theil seiner Desiderien durchzusetzen.

Viel besprochen wird das Resultat der letzten Nachwahl in Breslau, bei der es den Socialdemokraten gelang, ihren Candidaten zur engeren Wahl zu bringen. Es heißt die Augen gewaltsam verschließen, wollte man darin nicht einen höchst bedeutsamen Beweis für die noch fast ungebrochene Wucht der Socialdemokratie sehen, der um so gewaltiger ist, als eine Partei, die keine Mittel zur Agitation mehr besitzt, solches erreichen konnte. Unter solchen Umständen hat man wahrlich keinen Grund, von den Erfolgen des Socialistengesetzes den Mund schon jetzt allzuvoll zu nehmen und sich in falsche Sicherheit einzuwiegen.

8. Februar. R.

Literatur.

Luca Signorelli und die italienische Renaissance. Eine kunsthistorische Monographie von Robert Vischer. Leipzig, 1879. — Robert Vischers Buch über den berühmten Vorläufer Michelangelos ist die Frucht ehrlicher und ernster Arbeit. Ein genaues Studium der Werke des Meisters, eine umfassende Literaturkenntniß spricht aus jeder Zeile desselben. Die Anerkennung dieser Verdienste wäre wahrscheinlich rascher und uneingeschränkt erfolgt, wenn nicht eine gewisse Sprödigkeit der Form den vollen Genuß so manchem Leser verzögerte. Kein Zweifel, daß jeder Schriftsteller das Recht auf die Forderung hat, man müsse seine Eigenart achten und nicht nach einer literarischen Schablone beurtheilen. Aber auch wenn man dieses zugiebt, entsteht die Frage, ob nicht zunächst eine andere Anordnung des Stoffes dem Gegenstande angemessener oder wenigstens wirkungsvoller gewesen wäre? Der Verfasser stellt am Anfange seines Buches die Städte, in welchen sein Held thätig auftrat, zusammen und schildert in kurzen Zügen die historische und kunsthistorische Bedeutung derselben. Er läßt in einem zweiten Kapitel Signorellis Lehrer und Vorbilder folgen, und beginnt dann erst das Leben desselben zu erzählen. Diese drei Kapitel hätten nach meiner Ansicht, unbeschadet der Gründlichkeit der Forschung, verschmolzen werden können. Isolirt, wie das erste Kapitel (Localhistorisches), dasteht, enthält es eigentlich zu wenig oder zu viel. Von Rom und Florenz z. B. empfängt man doch kein vollständiges Bild und auf der anderen Seite hört man wieder zu viel von ihnen, wenn es sich blos darum handelt, nachzuweisen, welche Rolle die beiden Städte in Signorellis Entwickelungsgang und Leben spielten. Freilich herrscht in unserer Literatur noch keine Uebereinstimmung über das Maß, in welchem der historische Hintergrund bei Künstlerschilderungen ausgeführt werden soll. In der Regel wird auf

die Darlegung der politischen und religiösen Verhältnisse ein zu großes Gewicht gelegt, aus der allgemeinen Weltgeschichte ein Kapitel herausgeschält und der Biographie vorangestellt. Und doch wird meistens der Künstler, ein echtes Volkskind, von den großen Ereignissen gar nicht berührt, lebt gewöhnlich in engen Kreisen, deren eingehende Beschreibung allerdings ein scharfes Licht auf seine Persönlichkeit und seine Thätigkeit zu werfen im Stande ist. Von den Römerzügen, von den großen Geisteskämpfen der Scholastiker führt keine Brücke zu den Bauhütten des Mittelalters und wer Dürer und seine Schule im Lichte der Reformation schildern will, thut gut daran, diese nicht in ihrem weltgeschichtlichen Glanze darzustellen, sondern bei dem Parteitreiben in Nürnberg zu verweilen und die Wellen, die sich von der großen Strömung bis an die Ufer der Reichsstädte fortpflanzten, vorzugsweise zu beobachten. Noch schwieriger ist das rechte Maß für die vielfach beliebten culturgeschichtlichen Einleitungen zu treffen. Uns sind vorwiegend nur die großen Vorstellungskreise, welche die einzelnen Zeitalter bewegten, gegenwärtig, wir kennen gewöhnlich nur die höchsten Lichter und die tiefsten Schatten der jeweiligen Cultur. Aber das Auge der Zeitgenossen sah auch die Mitteltöne und wurde gerade von diesen, die in unserer Erinnerung verwischt sind, am meisten berührt. Und ihre Bildung holten sich die Künstler fast durchgängig nicht aus unsterblichen Werken der Dichter und Denker, die uns als epochemachend und ihre Zeit beherrschend vorschweben, sondern meistens aus abgeleiteten Quellen. Giotto und Dante spricht sich so leicht in einem Athemzuge aus und doch wird man Mühe haben, die unmittelbare Inspiration, welche der Maler aus der göttlichen Komödie schöpfte, nachzuweisen. Alle Heldengedichte des Mittelalters zusammen helfen nicht so viel zur Erklärung des Gedankenkreises, welchen die Künstler des Mittelalters verkörperten, wie ein paar Predigten, Kirchenhymnen und jene volksthümlichen Dichtungen, in welchen das Schicksal der Menschheit von Adam und Eva bis zum jüngsten Tage erzählt wird. Diese Erörterung hat mich weit weg von dem vorliegenden Buche Vischers geführt. Die Gelegenheit war lockend, einmal auch diese Dinge, wenn auch nur flüchtig, zur Sprache zu bringen. Zugleich soll der Verfasser entschuldigt werden, wenn auch bei ihm die Verknüpfung zwischen dem allgemeinen historischen Hintergrunde und der speciellen kunstgeschichtlichen Scenerie nicht überall fest und natürlich erscheint.

Robert Vischer hat von der Biographie auch die Beschreibung der Werke abgetrennt. Diese Ausscheidung läßt sich rechtfertigen, da auf diese Art der Faden der Erzählung nicht fortwährend unterbrochen und dem Verfasser die volle Freiheit, eingehend bei jedem einzelnen Bilde zu verweilen, gegeben wird. Konnte auch Vischer im Ganzen und Großen nur die Resultate der Forschung, welche Crowe und Cavalcaselle in ihrem Meisterwerke durchgeführt haben, bestätigen, so gab er sich doch ehrlich Mühe, die einzelnen Werke auf das genaueste zu beschreiben und ihre Liste noch vollständiger als seine Vorgänger aufzustellen. Namentlich die Fresken in Orvieto sind erschöpfend geschildert. Der Schwerpunct des Werkes liegt aber offenbar in den beiden Abhandlungen, welche unmittelbar auf die Biographie Signorellis folgen und eine wesentliche Ergänzung derselben bilden: „Signorellis Kunst und seine Phantasie in ihrem Verhältniß zur Renaissance überhaupt“ und „Entwickelung der Terribilità und Signorellis Antheil“. Es gehörte Muth dazu, den kunsthistorischen Leib in eine schwere philosophische Rüstung zu kleiden. Denn geleugnet kann nicht werden, daß bei dem gegenwärtigen Stande der kunsthistorischen Literatur die strenge philosophische Forschung auf einen ungünstigen Boden stößt. Ehemals suchte man von ästhetischer Seite her den Zugang zur Kunsterkenntniß zu gewinnen; heutzutage gilt das technische Studium

und die archivalische Forschung als der einzig sichere Weg, die Aufgaben der Kunstgeschichte zu lösen. Die Vertiefung in die Welt der philosophischen Begriffe, niemals leicht, erscheint gegenwärtig als besonders mühsame Arbeit. Und unser Autor entkleidet dieselbe nicht der Mühe. Sei es, daß er zuweilen noch mit dem Ausdrucke ringt, sei es, daß er auch die feinsten Gedankennuancen und Empfindungsspitzen in Worten wiedergeben möchte, er gebraucht nicht selten dunkle, den Leser verblüffende Redewendungen. Dennoch verdient sein Streben, eine engere Beziehung zwischen der Kunstgeschichte und der philosopischen Wissenschaft anzubahnen, volle Beachtung. So lange man bei der kritischen Einzelbetrachtung verweilt, wird der Mangel philosophischer Begründung nicht vermißt; sobald man aber zu allgemeinen Erwägungen emporsteigt und den Antheil des Künstlers an der Bildung seiner Zeit genauer feststellen will, kann man die Hülfe ästhetischer Begriffe nicht entbehren. Die alte Methode der philosophischen Kunsterkenntniß, aus dem Reiche der Kunstgeschichte einzelne Beispiele zur Erläuterung der ästhetischen Ideen heranzuziehen, darf freilich auf keine Zukunft hoffen. Aber ein anderer fruchtbarer Weg öffnet sich: die Untersuchung, wie sich in der lebendigen Kunst die ästhetischen Begriffe allmählich entwickelt, und welchen Wechsel sie nothwendig und zwar zumeist durch die schöpferische Phantasie der Künstler im Laufe der Jahrhunderte genommen haben. Diesen Weg ernstlich in das Auge gefaßt zu haben, bleibt ein unbestreitbares Verdienst Robert Vischers. Nach seinem ganzen Bildungsgange und nach dem Eindruck, welchen sein Buch über Signorelli zurückläßt, erscheint der Verfasser vor Vielen befähigt, ein Problem der italienischen Kunstentwickelung des fünfzehnten Jahrhunderts zu lösen: die Wechselbeziehung zwischen der philosophisch-mathematischen Wissenschaft und der praktischen Kunst. Piero degli Franceschi und Luca Pacioli würden die Haupthelden der Darstellung sein. Möchten wir den Verfasser bald bei dieser Arbeit erblicken. A. S.

Replik.

Im letzten Blatt (Nr. 6) dieser Zeitschrift macht mir Herr Professor Schmoller zum Vorwurf, daß ich bei Anzeige einer von ihm geleiteten Sammlung socialwissenschaftlicher Schriften (in Nr. 3) mir „ein gänzlich ungenaues Citat" aus seiner bekannten Streitschrift gegen von Treitschke habe zu Schulden kommen lassen. Wer aber meine Anzeige gelesen, wird erkannt haben, daß ich eine einzelne Aeußerung des Herrn Schmoller überhaupt nicht habe citiren, vielmehr ganz nebenbei einen der in jener Schrift durchgeführten Grundgedanken in eigener Wortfassung habe wiedergeben wollen. Dies aber glaube ich nach Herrn Schmollers eigener Entgegnung ganz richtig gethan zu haben. Ich hatte gesagt: „er (Schmoller) wird sich vielleicht (durch Untersuchungen wie die in jener Sammlung veröffentlichten) noch überzeugen, daß es ein weder mögliches noch auch nur erstrebenswerthes Ziel unserer Entwickelung sein kann, allen Menschen an allen Erzeugnissen unserer Cultur Antheil zu verschaffen." Herr Schmoller hält mir entgegen, er habe als seine Meinung ausgesprochen: „es scheine Ziel der historischen Entwickelung, alle Menschen nach und nach zu den höheren Gütern der Cultur heranzurufen." Zwischen beiden Fassungen scheint mir kein wesentlicher Unterschied des Sinnes obzuwalten; nach beiden wird eine Utopie als Ziel unserer Entwickelung hingestellt. Ohne es damals selbst zu wissen, bin ich bei der Wiedergabe des Schmollerschen Gedankens sogar dem Wortlaut in der mir entgegengehaltenen Aeußerung ziemlich nahe gekommen.

Auf die von Herrn Schmoller zugefügte persönliche Bemerkung gegen mich habe ich geglaubt richtiger privatim zu antworten. Keinen Leser dieser Zeitschrift wird es interessiren zu erfahren, wie ich zu der von Herrn Schmoller gerühmten „Kapitularien-controverse" stehe, und ob ich die „Socialpolitik", wie sie heute betrieben wird, für eine Domäne des „zünftigen Handwerks" oder für ein Gebiet „freier Pürsch" halte.

Alfred Boretius.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 13. Februar 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Joh. Georg Schlosser, Lavater, Goethe und Cornelia Goethe.

Von Ludwig Hirzel.

Johann Georg Schlosser, der Schwager Goethes, der Mitherausgeber der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", in denen Goethes kritische Jugendarbeiten erschienen sind, könnte das Interesse des Publikums heute noch auch ohne diese Verbindung mit dem großen Dichter in Anspruch nehmen.

Schlosser war einer der ersten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, durch welche die pädagogischen Bestrebungen und die pädagogische Literatur ihren großen Aufschwung erhielten. Sein 1771 erschienener „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" nimmt unter den besten Volksbüchern des verflossenen Jahrhunderts eine der ersten Stellen ein und die zahlreichen übrigen Schriften, die er veröffentlichte (und von denen die Schrift „Xenocrates oder über die Abgaben" seinem Schwager Goethe gewidmet ist), zeigen ihn als einen tief denkenden, vielseitigen, gründlich und fein gebildeten Mann, der in allen Fragen öffentlichen Lebens, in Politik und Religion, in Erziehung und Unterricht, in engerem und weiterem Kreise anregend und befruchtend wirkte.

Die äußeren Umstände seines Lebens und seine literarische Thätigkeit hat Alfred Nicolovius (Bonn 1844) geschildert, seinen schriftstellerischen Charakter Gervinus im Allgemeinen treffend gezeichnet und in „Dichtung und Wahrheit" Goethe von den Beziehungen, in denen er zu Schlosser stand, ziemlich ausführlich gehandelt.

Trotz aller dieser Erörterungen ist zu einem vollständigen Bilde Schlossers noch manches hinzuzufügen. Die folgenden Mittheilungen wollen eine Ergänzung zu dem sein, was bis heute über Schlossers Verhältniß zu Goethes Schwester und Goethe selbst bekannt ist. Die Goethekenner werden vieles wichtige darin finden.

Die mitgetheilten Briefe sind sämmtlich aus dem Nachlaß Lavaters, den die innigste Freundschaft mit Schlosser verband, und über dessen Vertrautwerden mit dem Frankfurter Kreise man diesen Briefen einige neue und interessante Thatsachen entnehmen wird.

Hochwürdiger Herr,
Hochverehrtester Herr Diaconus.

Euer Hochehrwürden werden durch Herrn Rathsschreiber Iselin zu Basel einige Exemplare des Basedowschen Agathokratos erhalten, welche der Herr Prof. Basedow mir zu weiterer Beförderung zugeschickt hat. Ich bediene mich dieser Gelegenheit Ihnen das Geständniß der ehrfurchtsvollen Gesinnungen vor Augen zu legen, welche ich Ihnen widmete, sobald ich aus Ihren Schriften den warmen Freund der Religion und der Menschheit kennen lernte. Ich würde mir diese Erlaubniß schon lange genommen und Ihnen zum Beweis meiner Verehrung zugleich den Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk übermacht haben, wenn ich nicht gehört hätte, daß ein Freund dieser kleinen Arbeit sie Ihnen schon zugeschickt hätte. Ich lasse mich also lieber Ihnen an Herrn Basedows Hand vorstellen, und hoffe in dieser Gesellschaft eher einen Antheil an Ihrer Gewogenheit zu erhalten. Ich wünsche mir dieselbe nicht aus der lächerlichen Absicht meiner eigenen Unwichtigkeit durch eine erbettelte Bekanntschaft mit großen Männern ein Gewicht zu schaffen, sondern bloß deswegen, weil ich fühle, daß ich ohne solche Verbindungen weder der Welt auf die Art nutzen kan, wozu ich mich geneigt und nicht ganz unfähig finde, noch selbst im Stand bin, diejenige Weisheit und Tugend zu erwerben, nach welcher ich zu streben anfieng, sobald ich sie kennen lernte. Erlauben Sie mir deswegen, verehrungswürdiger Menschenfreund, in der Zukunft Ihres gütigen Rathes und Beystandes mich bisweilen in wichtigen Angelegenheiten bedienen zu dürfen. Alles was ich denke und vermag, stehet Ihnen dafür zu Diensten und eine jede Gelegenheit wird mir kostbahr seyn, bey welcher ich Beweise von der ehrfurchtsvollen Ergebenheit an den Tag legen kan, mit welcher ich unaufhörlich verharre

Euer Hochehrwürden
ganz gehorsamster Diener
Schlosser, Dr. und Pr. Würtemb.
Frankfurt d. 9 Nov. 1771. Hofrath.

Es beginnt nun eine lange, meist religiöse Fragen behandelnde Correspondenz. Lavater bittet Schlosser um Durchsicht seiner Predigten, die er eben drucken zu lassen gedenkt und denen er in sprachlicher Beziehung die rechte Correctheit geben möchte und Schlosser erwiedert unterm 23. December 1771 aus Frankfurt: „Ich habe meine Sprache durch einen Aufenthalt vieler Jahre in den niedersächsischen Provinzen durch Zusammenhaltung beyder Dialekte zu verbessern gesucht und mein Nachdenken nebst einiger Lectüre haben sie noch mehr gereinigt, aber mit allem dem ist bey dem Schwanken

unserer Schriftsteller und Sprachlehrer hier nie etwas mit Sicherheit zu wagen. Doch werde ich nebst dem Herrn Hofrath Deinet, der Ihnen bekannt ist, wenn Sie es erlauben, das Mscr. durchgehen und in Kleinigkeiten verändern, in wichtigen Sprachzweifeln aber Ihnen unsere Bemerkungen zuschreiben. In Ansehung des Inhalts bin ich zu gering zu urtheilen, aber mit der Freymüthigkeit, die jedem denkenden Leser zusteht, werde ich mir die Erlaubniß nehmen, Ihnen alle meine Einfälle mitzutheilen."

Das Versprochene geschieht in einem langen Schreiben Schlossers vom 8. Februar 1772: Der Buchhändler Brönner hat Schlosser, der zu Anfang seines Schreibens Lavater seine Gedanken über die beabsichtigte Fortsetzung der „Aussichten in die Ewigkeit" mittheilte, mittlerweile das Manuscript von Lavaters Predigten gebracht und Schlosser geht nun einläßlich auf die Besprechung dieser Predigten nach Form und Inhalt ein.

Auch die folgenden Briefe Schlossers sind noch demselben Gegenstande gewidmet: Es handelt sich um den Druck von Lavaters Predigten, den Brönner verzögert und von dem Schlosser gewünscht hätte, daß ihn Deinet übernommen, es wird über eine Menge von Einzelheiten dieser Predigten gesprochen. Dabei kommen auch eigene Herzensangelegenheiten der beiden Männer, die rasch Freunde geworden sind, zur Sprache und bezeichnend für Schlossers inneres Leben ist es gewiß, wenn er in Folge der Nachricht von der Geburt eines Söhnchens Lavaters an diesen unterm 7. März 1772 schreibt: „Ich finde keine Glückseligkeit auf Erden gröser als die, welche uns eine häusliche Gesellschaft schenkt, die wir nach unsern Einsichten und unserm Geschmack bilden können. So lang ich in dem Zustand bleiben muß, in welchem ich mir zu wenig gefalle, als daß ich mich daran fesseln sollte, so lange muß ich mir diese Glückseligkeit versagen; aber wenn es Gott je gefällt, mir den Platz anzuweisen, wo ich gerne stehen kan, so wird dieses eine mit meiner ersten Sorgen seyn. Mein Herz muß etwas haben, auf welchem es ganz ruhen, dem es sich eröffnen kan, etwas worauf ich meine flatternden Wünsche einschränken kan."

Schon in einem vorhergehenden Briefe (vom 16. Februar) hat Schlosser die Ankunft Leuchsenrings, des aus Goethes Pater Brey bekannten, gemeldet, an dem er einen „außerordentlichen Mann" gefunden, dem er wünscht, daß er „die Glückseligkeit sich selbst zu leben besser als er (Schlosser) genießen können möge", und von dem er in dem angeführten Briefe vom 7. März schreibt: „das Originelle in seiner Denkungsart ist mir sehr ehrwürdig." Am 14. April 1772 hat der „Kraftapostel" Kaufmann aus Winterthur Schlossern das Porträt Lavaters überbracht; am 6. Juni setzt Schlosser die Betrachtungen über Lavaters Predigten fort und setzt am Ende hinzu: „Sie werden vermuthlich schon wissen, daß Wieland eine Regierungsmoral unter dem Titel

„der goldene Spiegel" geschrieben hat. Ich hätte gewünscht, daß er ein wenig tiefer geschöpft, mehr Laune und weniger Worte und Umschweife gebraucht hätte. Seine Erzählung von den Kindern der Natur und von Feuer Proben und blauen Affen sind angenehm, sie liegen aber unter vielen gemeinen Sachen, die nicht einmal den Firniß der Neuheit haben, und Gebal ist kein Schach Baham, obgleich Danischmende weit besser als der Visir ist. Ich liebe indessen Wieland sehr, weil er sein vortreffliches Talent so fleißig und eyfrig zum besten der Menschen anzuwenden sich bestrebt."

Am 22. August hat Schlosser durch Deinet einige neue Schriften von Lavater erhalten. Er schreibt: „Die Fragen zur Erziehung haben meinen Beyfall gar nicht. Die Anwendung ist zu schwer und jeder Geist will auf seine eigene Art entwickelt werden, so wie jedes Herz auf seine geführt werden will. Meine Gedanken von der Physiognomik werden Sie im 66. Blatt der hiesigen Zeitung finden.

Ihr Urtheil von der hiesigen Zeitung macht den Verfassern derselben Ehre; es ist aber auch nicht zu leugnen, daß der Tadel über die Flüchtigkeit einiger Recensenten gegründet ist. Die Haupt-Absicht dieses Blattes ist, wenigstens so viel ich Antheil daran habe, nicht sowohl Bücher-Kenntniß mitzutheilen, sondern (den) Gesichtspunct zu zeigen, in welchem die Wissenschaften gesehen werden sollen. — Daher kommts, daß man oft blos mit dem Autor, blos über seinen Gegenstand räsonnirt und seinen Gang nicht verfolgt, und dieses und die sorglose Freymüthigkeit und Ehrlichkeit, womit die Verf. zu Werk gehen, giebt ihnen einen Ton der Neuheit, der freylich seyt den Litteratur-Briefen nicht viel gehört worden ist, und den die Clotzische Schule in ihren Zänkereyen und schlechten Absichten verlieren muste."

Im Schreiben dieses Briefes, der nach der vorliegenden Mittheilung über die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" alsbald wieder in die geschäftlichen Angelegenheiten Lavaters überlenkt, wird Schlosser unterbrochen. Er setzt ihn am 31. August fort und sagt: „So weit war ich schon am vergangenen Sonnabend gekommen, als die Ankunft eines lieben Freundes mich auf das angenehmste unterbrach. Ich bin kurz hernach auf einige Tage mit ihm von hier weggegangen und habe eine vortreffliche Woche meines Lebens genossen; sonst hätten Sie diesen Brief eher erhalten."

Man wird nicht irre gehen, wenn man in dieser Notiz die Erwähnung jenes Besuches in Gießen findet, den Schlosser, Merk und Goethe dort bei Höpfner machten und den Goethe am Schlusse des zwölften Buches von „Dichtung und Wahrheit" so anmuthig erzählt. Der Freund, der Schlosser vom Schreiben abgeholt, wird Merk gewesen sein, Goethe, damals noch in Wetzlar, traf mit den beiden Freunden von dort aus in Gießen zusammen. Goethes selbst erwähnt der eben genannte Brief am Schlusse. Lavater hat

Schlosser seine Schweizerlieder gesendet und ihn um sein Porträt gebeten. Schlosser schreibt: „Nennen Sie diese so schöne so rühmliche Dinge nicht Sünden Ihrer Jugend. Wie stolz würde ich auf mein Herz seyn, wenn ich so frühe Patriotismus empfunden hätte, wie stolz auf **mein Vaterland, wenn da Patriotismus möglich wäre.** — Ich habe kein Porträt von mir; aber wenn mein Freund Goethe, ein vortrefflicher junger Mann, wieder aus Wetzlar zurückkommt, dann sollen Sie wenigstens einen Schattenriß haben."

Es folgt in einem Briefe vom 13. September 1772 eine längere Auseinandersetzung über die in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" erschienene Recension der „Kinder-Fragen", d. h. der von der asketischen Gesellschaft in Zürich herausgegebenen Schrift: Fragen an Kinder. Eine Einleitung zum Unterricht in der Religion. 1772. Schlosser bekennt sich als den Verfasser der Recension, wobei er jedoch bemerkt, daß er, mit Ausnahme der lateinischen Uebersetzung des Basedow, keines von den übrigen Erziehungsbüchern in den Anzeigen recensirt habe, er spricht über die Haltung der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" überhaupt, indem er Lavater zugiebt, daß der Ton derselben wohl überspannt werden könne, daß aber die „Ueberschwemmung von elenden Schmierereien", in denen man bald ersaufen werde, den lebhaften Spott, nicht gegen die Autoren als Männer, sondern nur als Autoren, den Anzeigen bisweilen enthielten, gerechtfertigt und wirksam erscheinen lasse. „Mit alledem", setzt er hinzu, „wollte ich, daß meine Freunde mich bey diesem Blatte nicht mehr brauchten. Ich schreibe warrlich nur daran um ihnen einen Dienst zu thun, aber der Zeitverlust und der Ekel bey Lesung schlechter Bücher macht mir den Dienst ein wenig theuer."

Und am Ende desselben Briefes steht folgendes Herzensbekenntniß Schlossers:

... „Ich habe das Glück endlich gefunden, mit einigen guten Menschen zu leben, die den Werth der Menschheit kennen. Noch mehr! Ich habe ein Mädchen gefunden, das mich liebt, und das ich liebe, wie mein Leben. Der Genuß dieser Glückseligkeiten hat mich viele Dinge als Kleinigkeiten ansehen gelehrt, auf die ich vielleicht sonst einen großen Werth gesetzt hätte. Ich fühle daß das Glück des Menschen im Begränzen besteht und wenn mein Mädchen einmal ganz mein ist, dann hoffe ich erst ganz den Zaun um meine Wünsche, Hoffnungen und Begierden zu ziehen, in welchem ich zufrieden leben und meiner Familie und meinen Nebenmenschen wahrhaftig nützlich seyn kann. Ich schreibe Ihnen dieses als einem vertrauten Freund, in der Ergießung meines Herzens; schreiben und sagen Sie aber Niemand etwas von meiner Liebe. Sie ist so rein, so von Tugend und Vernunft gebilligt, daß ich sie

unter guten Menschen nicht geheim halten würde, aber es stehen um mich herum noch so viele verdorbene Menschen, daß ich noch immer verbergen muß, was ich stolz wäre, öffentlich Gott und seiner Vorsicht zu verdanken. Beten Sie für mich, lieber Freund, und auch für meine Geliebte, für unsere Liebe, unser Glück. Ich umarme Sie."

Auf diesen Brief folgt ein Schreiben Schlossers, es ist vom 30. October 1772, worin er, am Schlusse, des bevorstehenden Erscheinens der Recension von Lavaters „Aussichten" durch Goethe — aber noch ohne dessen Namen zu nennen — Erwähnung thut (vergl. diese Zeitschrift 1878 II, S. 598, Goetheana). Dieses Schreiben mit seinem geschäftlichen Inhalte — Schlosser hatte jetzt Lavaters Predigten alle Brönner zugestellt — und seinen weiteren religiösen Erörterungen ist gemeint, wenn Schlosser bald darauf, am 27. December 1772, sagt:

„Meine Geliebte ist mir noch immer so theuer als mein Leben. Ich habe von Ihr Ihnen neulich nichts geschrieben, weil ich zu viel zu schreiben fürchtete. Die Liebe, mein Theuerster, gibt meiner Seele eine eigene Energie. Seitdem ich sie fühle, im innersten der Seele fühle, seit dem erst habe ich meinem Leben Zwecke auf dieser Seyte des Grabs gesetzt. Vordem flatterte ich wie ein Vogel herum, der überall eine Decke im Baum, überall ein zerstreutes Körnlein findet; nun suche ich Nest und bewahre es Gott vor zu hellem Sonnenglanz und zu heftigem Sturm! Ich umarme Sie."

Im April 1773, wie es scheint, war Schlosser nach Carlsruhe übergesiedelt. Die Gründe dieser Uebersiedelung und die Hoffnungen, die sich ihm an die dortige Anstellung knüpften, enthalten die folgenden Briefe, deren erster Carlsruhe den 20. Juni 1773 datirt ist:

„Ich habe verschoben, verehrtester Herr und Freund, Ihnen zu schreiben. Ich wollte warten bis mir erlaubt würde Ihnen alles zu sagen, aber noch müßte ich vielleicht einige Wochen verziehen und das leidet meine Liebe nicht. Lassen Sies also genug seyn, Ihnen zu sagen, daß die Vorsicht für mich unendlich viel thut und daß ich fühle, daß ein Leben, ganz ihrem Dienst geweiht, dafür ein zu geringer Dank seyn würde. Ich habe in meinem Leben viele widrige Zufälle erfahren, unter hundert Plänen, die ich machte, ist keiner mir eingeschlagen, als mein letzter, unter tausend Wünschen keiner erfüllt worden als mein letzter! Und wie fühl ichs daß der letzte der allein mich glücklich machen kann, unmöglich erfüllt werden konnte, wenn einer von den vorhergehenden erhört worden wäre. Nie, würdiger Freund bin ich von der alles sehenden, alles regierenden Vorsicht so überzeugt worden. Ich hoffe,

daß ich mich nicht betrüge, sie auf socratisch mir vorzustellen als eine Kraft Gottes, die da uns und alles um uns lenkt, wo die Kräfte, die wir haben zu kurz sind. So lang ich sie mir so dachte, begnügte ich mich zu wirken. Ich wirkte oft und lang umsonst, denn es fehlte noch ein Faden in meinem Schicksaal, den ich nicht sehen oder wenn ich ihn sahe, nicht anknüpfen konnte. Doch mußt ich wirken, um nicht meine Kräfte zu verlieren. Itzt ist er geknüpft der Faden, von unsichtbarer Vater-Hand geknüpft, und bald wird das Gewebe fertig seyn, ein langes einfaches Gewebe, nicht glänzend, aber fest und sicher!

Ich danke Ihnen für Ihr Geschenk. Noch aber ist mein Herz zu unruhig, mit Ihnen davon zu reden, und nicht allein mein Herz sondern auch meine Umstände. Ich habe noch einige Wochen eine Art von Nomaden Leben und meine Seele, die nach Ruhe strebt, ist zu sehr aus ihrer Lage gerissen, zu dem, mein Freund, bin ich nun im fünften Monat fern von allem was ich liebe auf Erden!

Unser Freund Deinet hat eine gute Handlung gethan. Der verstorbene Senior Plitt zu Frankfurt hat ihn sehr gedrückt, aus dummem Eyfer, der aber wohl gemeint war. Kaum schloß er die Augen, so sammelt Deinet Geld zu seiner Begräbniß und wirbt Subscribenten zu einer Pension für die armen Hinterlassenen. Der Mann sollte glücklicher seyn, würde es auch unter besseren Menschen. Er ists aber nicht.

Leben Sie wohl! Wenn ich reden darf, so sollen Sie der erste seyn unter meinen Freunden, dem ich sagen werde, wie glücklich über alle Hoffnung meine Wünsche erfüllt worden sind. Ich umarme Sie von Herzen und bin immer Ihr aufrichtigster ergebenster Freund

Schlosser."

Und als Ergänzung zu vorstehendem wieder ein Brief aus

Frankfurt, den 17. October 1773.

„Mein Freund und künftiger Bruder Göthe hat Ihnen glaub ich schon geschrieben, daß ich bald mit seiner liebenswürdigen Schwester mich auf ewig verbinden werde. Sie, mein Theuerster, ist eben die, wovon ich Ihnen vor einem Jahr schriebe; um ihrentwillen hab ich mich wieder in die Welt geworfen, aus der ich längst zu weichen entschlossen war, und um ihrentwillen allein ist mir das Leben unter Menschen, die so wenig mit mir sympathisiren als ich mit ihnen, nicht allein erträglich, sondern erwünscht und werth des wärmsten Dankes gegen den, von woher es mir gekommen ist, es, und alle die Reihe von Seligkeiten, die mir nun vorbereitet werden.

Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben und mein letzter Brief war

dunkel, aber ich durfte nicht alles sagen. Nun darf ich Ihnen gestehen, daß ich mein Vaterland in der Absicht verlies, auswärtige Dienste zu suchen, weil ich hier keine hoffen darf und weil der Vater meiner Braut mich erst wo fixirt sehen wollte, ehe er mir seine Tochter überließ. Ich hatte wenige Empfehlung in Karlsruhe, aber der Preis, der auf meinen Fortgang stunde, war herrlich. Ich strengte alle Kräfte an und schon vor einem halben Jahr hatte ich was ich suchte. Doch durft ichs noch nicht bekannt machen und muste deswegen so eine unendliche Zeit von meiner Geliebten weg seyn! — Doch alles ist nun vergessen und nichts als der Gedanke, ewig mit der schönsten Frauenseele vereinigt zu werden, der allein herrscht in mir und überströmt mich mit einer Freude, die neues Leben in jede meiner Kräfte gießt. Und, Freund, gewiß kein unfruchtbares Leben! Alle Bilder der Zukunft, die in meiner Phantasie zu tausenden täglich aufstehen, sind so schön, daß ich sie selbst Ihnen vorzulegen wagte und gewis Ihren Beyfall ebenso erhalten würde, als mein Herz mir ihn ertheilt. Gottlob, mein würdigster Freund, ich sehe noch, da alles, alles mir nach Wunsch geht, nicht eine einzige glänzende Aussicht, nach der ich streben möchte, nicht eine einzige Hoffnung auf Größe, Ansehn, Reichthum, selbst Wollust; kein Wunsch nach mehr entsteht in mir, kein Gedanke von Möglichkeit einer größern Glückseligkeit, alles was ich mir verspreche und hoffe, ist nur Genuß dessen was ich habe und Erwartung dessen was der Todt mir giebt! Meine Geliebte glücklich zu machen; schenkt Gott mir Kinder, aus ihnen Geschöpfe zu bilden, die sich ihres Daseyns nach ihrer, nicht nach meiner Weise freuen; in meinem Amte Gerechtigkeit zu fördern und, giebt Gott mir Verstand genug und im Rath meines Fürsten Gewicht genug, seine Unterthanen so nahe an die Gränzen von Glückseligkeit zu führen, als Menschen hingelangen können, und dabey so im Stillen zu arbeiten, so wenig zu leuchten, daß ich nie über meine Familie hinauswachse und nie so vest gebunden werde, mich nicht einmahl bey herannahendem Alter mich losreißen und ganz allein mit mir leben zu können und mit meinen Freunden. — Sehen Sie hier mein Freund — meine Schwärmereyen — doch warum will ich sie so nennen? Ihre Freundschaft ist mir nöthig, meinem Plan zu folgen, denn das ist dabey meine Hauptsorge, mich mit den besten der Menschen zu associiren, um, wenn doch mein Herz einmahl bloß des Beyfalls wegen arbeiten sollte, zu haben, wo ich ihn suchen kann, ohne Gefahr und inzwischen Rath bey ihnen zu erholen.

Ich freue mich, daß mein lieber Goethe Ihr Freund ist. Sein Herz so edel als eins. Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, so wird er tausende glücklich machen; und wird ers nie, so wird er immer ein Meteor bleiben, an dem sich unsre Zeitgenossen müde gaffen und unsere Kinder wärmen werden. Lieben Sie ihn ferner, ich sage Ihnen aber voraus, es gehört

eine gewisse Stärke der Seele dazu, sein Freund zu bleiben. Er mahlt schon lange, oder er zeichnet vielmehr an meinem Profil. Er sagt aber er könne mich nicht herausbringen und noch kenn ich mich auch an keinem seiner Versuche. Morgen werd ich ihm wieder sitzen, vielleicht geräths ihm besser. — Leben Sie wohl, mein vortrefflicher Freund. Wenn ich in Carlsruhe ganz in Ordnung bin, werde ich Ihnen regelmäßig schreiben, denn ich muß über einen Hauptplan mit Ihnen communiciren! einen Plan der Ihrer und eines Herzens werth ist, das einen Goethe liebt. Meine Braut liebt auch Sie, o Freund, wer weis besuchen wir Sie das künftige Jahr. Der Gedanke verdoppelt meine Freude."

Schlosser.

Im October 1773 noch war Schlossers Hochzeit mit Cornelia Goethe. Lavater hatte zu der Feier ein Gedicht gemacht, das zuerst im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1774 gedruckt (und in Nicolovius' Leben Schlossers, Seite 36, wiederholt worden) ist.

Auf diese Verhältnisse bezieht sich Schlossers Brief aus

Frankfurt, den 6. Nov. 1773.

Meine Geliebte ist nun meine Frau! Die schönste Weiber-Seele, die ich mir wünschen konnte: Edel, zärtlich, gerade! Eine Frau, wie ich sie haben mußte, um glücklich zu seyn, wie mein Lavater selbst sie mir gewählt hätte! — Mein Hochzeittag ist durch viele Wünsche feyerlich gemacht worden, keine waren mir lieber als Ihre, mein Freund, mein edler fühlbahrer Freund. Ich bin bey Ihnen über den Verdacht der Schmeicheley erhaben und Ihre Wünsche sind mir auch nur deswegen so kostbahr, weil sie aus einem reinen, warmen, vollen Herzen flossen, das ich höher schätze als tausend andere. — Sie haben ganz das Herz meiner Frau gewonnen! Sie trug mirs in einer zärtlichen Umarmung auf, Ihnen — nicht zu danken für Ihr Gedicht, das würde sie thun, wenn sies aus Eitelkeit schätzte — sondern Ihnen zu sagen, daß Sie Seele genug habe, zu empfinden, was Sie mir und ihr sagen, und daß sie wünscht eben den Antheil an Ihrer Freundschaft zu haben, den Sie mir schenken. — Versagen Sie ihr das nicht, Sie ist es werth! — Ich werde Ihr Gedicht unter meinen liebsten Sachen aufheben und vielleicht bin ich in meinem Leben noch so glücklich Sie selbst zu sehen! . . . .

Und am 13. Februar schreibt Schlosser wieder aus Carlsruhe: „Meine Wahl der besten Frau wird mich hier gewiß so glücklich machen, als ich hoffte. Ihre Seele ist so rein, so zu allen guten Empfindungen fähig!"

Man sollte nach solchen Aeußerungen denken, daß Schlosser durch seine Heirath wenigstens die Befriedigung seiner gemüthlichen und Herzensbedürfnisse

gefunden hätte. Aber mit Erstaunen sieht man aus dem folgenden Briefe, daß gerade sein Hang zu religiöser Schwärmerei dies unmöglich machte:

Carlsruhe den 27. Febr. 1774.

Hier, mein Freund, haben Sie das Project zur Veränderung des öffentl. Gottesdienstes, von dem ich Ihnen neulich schriebe. Einige Stellen darin sind nicht nach meinem Geschmack, im Ganzen gefällt mirs außerordentlich. Ich bitte Sie, prüfen Sies und schreiben Sie mir bald Ihre Gedanken davon. Ich wills nicht als müßige Toletten [sic] Speculation betrachtet haben. Ich werde Hand zur Einführung anzulegen versuchen, wenn wir eins werden, daß es gut ist, denn ich kan den kalten trägen Gottesdienst nicht mehr ausstehen, womit man uns warrlich von Gott und Religion mehr entfernt als alles. — Erst neulich war ich in der Kirch, man sang ein schlechtes Lied, aber mitten in dem Lied kam ein Zug, der mich zu Thränen rührte. Im sterben, sagt Schmolk, der das Lied gemacht hat — vermach ich Euch o Ihr Engel meine Thränen, ich weis ihr sehnt euch nach mir. — Sie müssen wissen, daß kein Gedanke mir schmeichelhafter ist, als die Freundschaft reiner höherer Wesen; ich finde auf der Welt nichts das mich liebt, wie ich wollte — Menschen könnens nicht, sonst würdes meine Frau, aber auf der Welt ist das nicht. Denken Sie nun wie der Zug, die Idee zu fliegen in die Arme der Engel, die nach mir, nach meiner Freundschaft sich sehnen, die mich ganz rein, ganz warm lieben, überall mit mir zusammen fließen [?] werden, wie der mich rühren muß! Weibliche Thränen drangen mir zum Aug und ich hätte ich weiß nicht was darum gegeben, wenn ich in der Empfindung hätte bleiben können. Aber kaum war der Vers gesungen, so trat der Geistliche auf und dogmatisirte mir etwas daher — so frostig, so schief, so halb, daß aller Eindruck des Liedes weg war und ich aus der Kirch gehen und von lateinischen Vocabeln reden konnte. Ich weis, mein Freund, das geschieht den besten tausend mahl! Sie sind ein Priester Gottes, dienen Sie damit Gott und der Welt, daß Sie den Dienst Gottes auf bessern Fuß setzen helfen! . . . . .

Zu dem Einblick in Schlossers innere Verhältnisse, den der eben mitgetheilte Brief gewährt, kommt in dem Briefe vom 18. März ein Einblick in die äußeren:

„Meine Umstände wollen Sie wissen! Hören Sie. Ich bin hier [der Brief ist noch aus Carlsruhe] wirklicher Hof- und Regierungsrath. Entscheidung der Processe und Beyrath zum Besten des Landes und der Glückseligkeit der Unterthanen, das sind meine Geschäfte. Ich kan viel gutes stiften, aber wenig Zeit bleibt mir übrig. Vor izt ist mein Haupt-Zweck, einen

Versuch eines neuen bürgerlichen Gesätzbuches in Vorschlag zu bringen. Der Weg ist mir durch einen Auftrag in dem Collegio gebahnt. Aber die Zeit ist mir unendlich kostbahr. Ich stehe gewöhnlich um 6 im Winter, um 5 im Sommer auf. Wenns die Witterung erlaubt, so bin ich dann ein Viertelstündchen im Garten; dann arbeit ich, wenn ich nicht in die Amtssession gehn muß, biß um 1 Uhr; aber dreymahl die Woche muß ich in die Sessionen, wo ich von 8—1 auch 2 Uhr sitzen muß. Um 1 Uhr eß ich, dann arbeit ich entweder in meinem Garten oder auf meiner Drechselbank biß 4 Uhr! Um 4 oder 5 muß ich zweymahl die Woche wieder auf die Canzley biß um 8 Uhr; bleib ich zu Hause so arbeite ich auf meiner Stube biß 7 Uhr. Um 7 les ich griechisch biß um 8, die übrige Zeit lebe ich mit meiner Frau, biß ich um 11 Uhr zu Bette gehe! Meine Wohnung, mein Tisch, meine Kleidung so simpel als möglich! Ich wohne gern bequem, habs aber noch nicht; so bequem daß ich auch gastfrey seyn kan; bins aber noch nicht! Eine falsch verstandene Erziehung hat mir ich weis nicht was für eine dumme Zurückhaltung gegen andere gegeben, die diese von mir scheucht, so sehr ich mich ihnen nähere. Ich arbeite vornehmlich an dem Fehler, ich werde aber vergebens arbeiten, biß ich mit —? mehr gelebt habe. Mein Gehalt beläuft sich auf 800—1000 fl. weil viele Naturalien unbestimmt sind, meine eigenen Einkünfte auf 600 fl. Meine Haushaltung schränkt sich auf zwo Mägde ein, und wenn wir einmahl die erste Zeit, die am schwersten ist, ausgestanden haben, können wir sehr bequem leben; wir könntens schon, aber meine Frau ist auf einem besondern Fuß erzogen worden. Sie beklagts, hilft sich so viel sie kann, und ich lebe gern ein wenig unbequemer, biß ich nach und nach den Fehler ihrer Erziehung verbessert. Ich wünschte ihr etwas mehr Wirksamkeit und weniger Gefühl körperlicher Leiden. Jeder Wind, jeder Wassertropfen sperrt sie in die Stube und vor Keller und Küche fürchtet sie sich noch zu viel. Aber, Freund, sobald sie das Gute erkennt, strebt sie danach! Ich wünschte ihr nur mehr Umgang — doch hier ist niemand für sie — Freunde für mich auch nicht! Ich hoffe sie ist geseegnet! Warrlich Sorgen! Denn ich bin gewiß, daß wir keine bessern Lehrmeister haben werden, als unsere Kinder!"

Auch Goethe war nicht im Stande, das Freundschaftsbedürfniß Schlossers zu befriedigen. Er schreibt aus

Carlsruhe, den 5 May 1774.

. . . .

„Ich habe über nichts mich gegen die Vorsicht beklagt, als daß sie nun schon achtzehn und mehr Jahre mich Freunde suchen läßt, die es der Mühe werth achteten mich zu bessern und die Geschick dazu hätten. Alle, die ich noch

kannte, waren an Verstand oder an Herz unter mir, oder entfernt von mir. Göthe allein würde es gekonnt haben, wenn er männlicher gegen Beyfall und gegen Leiden gewesen wäre. Aber es ist noch nicht die Zeit, daß er Freund sein könnte!"

Und ähnlich aus

Emmendingen, den 10 Juni 1774 (dorthin war Schlosser eben versetzt worden).

. . . .

„Göthe ist mir zu stark. Sie haben recht, er ists weiblich. Wenn er aber in den nächsten Jahren nicht ganz zerbricht, so werden wir uns gewis nähern!" . . . . .

Goethes Werther war erschienen. Schlosser sendete das Buch an Lavater. Mit der Mittheilung des Briefes, welchen Schlosser als Begleitschreiben an Lavater schickte, und ein paar undatirten späteren Zeilen Schlossers sollen die vorliegenden Reminiscenzen geschlossen sein; ein paar Lenziana, die in den folgenden Briefen Schlossers noch enthalten sind, wird Herr von Maltzahn wohl bald zur Kenntniß der Freunde dieses Dichters bringen.

Emmendingen, den 4. Nov. 1774.

Ich schicke Ihnen hier ein Buch von Göthe, über dem Sie seine andern Sachen vergessen werden. Ich habs Ihnen vorenthalten, meine unglücklichen Geschäfte lassen mir selten das Herz frey genug solche Dinge zu lesen, und mich dünkt ich profanire sie wenn ich sie nicht mit ganz freyer Seele aufnehme. — Aber der arme Werther! fühlen Sie nun bald alles Leiden, das unsern Freund ganz zerbrechen wird; die große nach vollkommenerem Seelen-Genuß schmachtende Seele, die auf Erden nichts findet sich zu sättigen, mit Hoffnungen nicht gesättigt wird, in der Verzweiflung nach einem Schattenbild greifen will und sich verzehrt, wie es das nicht erreicht. — Und doch, Freund, wollte ich Göthe schwärmte noch um ein solches Schattenbild. Eine wirksame Seele, die zuviel umfaßt, oder nichts zu umfassen hat, muß vergehen, besser das sie an einem Ding hängt es sey leer oder voll, — wenns nur was ist.

Göthes Porträt ist noch lang nicht, was es seyn soll. Man sagt mir, es soll vor den Musen-Almanach eins kommen. Ich hoffe er ist über solche Sachen hinaus!

Meiner Frauen Entbindung wissen Sie nun! Ich weiß und hab lang gewußt, daß sie ein Versprechen gethan hat, das sie nicht gehalten hat — aber hoff ich halten wird, wenn sie wieder kann! Ich arbeite was ich kan, sie communicativer zu machen. Ich bin gewiß, wenn sies wird, ihre Seele

und ihr Herz wird sich besser befinden. Ich soll Sie von ihr und den beyden Mädchen, die bey uns sind, grüßen. Sie erwarten Ihre Predigt — wie ich — ach Freund! wie selten hört man auf der Canzley etwas gutes. Ich fange jetzt an in meinem Oberamt auf den Kirchen herum zu reiten und zu hören. In der Stadt höre ich wenig gutes . . . . .

N. S. Zum Werter gehört noch eine Zuschrift an Lenz, meine Frau und Sie. Wir wissen Sie izt, da meine Frau noch liegt, nicht zu finden. Sie soll aber noch kommen.

Undatirt.

Mein Weib ist bald wohl, bald halb, doch gehts noch. Sie singt mir alle Abend, und die goldne Regel, die ich endlich annehmen muß: Mach was du kannst und schier dich nicht um andere, wird mir nach und nach ein wenig wieder aufhelfen.

Undatirt.

Lieber Lavater, lieber Lenz, lieber Pfenninger — Unsre Hoffnung und Freude war umsonst. Mein armes Weib ist gestern gestorben! Ich kann euch die Geschichte Ihres Leidens nicht erzählen! Es thut mir zu weh! Auf ein andermal. Schlosser.

Die Kriegswissenschaft und die polytechnischen Schulen.

Die Militärorganisation der schweizerischen Eidgenossenschaft, welche am 13. Wintermonat 1874 im Anschlusse an die revidirte Bundesverfassung vom 29. Mai desselben Jahres erlassen wurde, bestimmt in ihren Artikeln 94 und 95 (amtliche Sammlung der Bundesgesetze und Verordnungen der schweizerischen Eidgenossenschaft, Neue Folge, I. Band, Seite 287) Folgendes:

„An dem eidgenössischen Polytechnikum sind eigene Kurse für allgemein militärwissenschaftliche Fächer (Tactik, Strategie, Kriegsgeschichte u. s. w.) einzurichten, und es werden überdies die nöthigen Anordnungen getroffen, um den Unterricht in den Fächern, die sich ihrer Natur nach dafür eignen, für die militärische Bildung nutzbar zu machen, insoweit dies ohne Beeinträchtigung des gesetzlichen Lehrganges und Endzweckes der Schule geschehen kann.

Der Bund wird eine entsprechende Einrichtung des Unterrichtsganges in den höheren kantonalen Lehranstalten veranlassen und unterstützen.

Diejenigen Zöglinge, welche sich durch eine Prüfung über den guten Erfolg dieses Unterrichts ausweisen und ihre Militärinstruction mit Auszeichnung bestehen, können mit Oberlieutenantsgrad in das Heer eingereiht werden."

Die Ausführung dieser Bestimmungen hat mehrere Jahre auf sich warten lassen. Theils zeigte sich in den entscheidenden Behörden mancherlei Abweichung der Ansichten über die Zweckmäßigkeit und angemessene Durchführbarkeit derselben, theils schien es fortdauernd mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft zu sein, die geeigneten Lehrkräfte zu finden. Als endlich im Jahre 1876/77 der Bundesrath begann, in den Finanzetat zwei ordentliche Professuren für Militärwissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum aufzunehmen, ergab sich ein bemerkenswerthes Schwanken innerhalb der Kreise der Bundesversammlung, derart, daß der Vorschlag des Bundesrathes von der einen Seite genehmigt, von der anderen Seite wieder verworfen wurde. Inzwischen war ein Versuch gemacht worden, der Erledigung der für sich schon sehr schwierigen Personalfrage näher zu treten, indem man den (seitdem verstorbenen) Militärschriftsteller Oberst Rüstow, der seit Jahren in Zürich lebte, provisorisch mit einem Lehrkursus über Kriegswissenschaft betraute. Aber dieser Versuch war gründlich mißlungen, und zwar deshalb mißlungen, weil die Persönlichkeit, mit welcher der Versuch gemacht wurde, trotz der Gunst, die ihr bei dieser Gelegenheit zu Theil ward, eine fernere Berücksichtigung schlechthin unmöglich machte; ja der mißlungene Versuch trug dazu bei, die Abneigung gegen die Ausführung des ganzen Planes zu vergrößern, namentlich in denjenigen Kreisen, welche der polytechnischen Schule nahe standen. Nichtsdestoweniger brachte es der Eifer für die Sache, welcher in einflußreichen Kreisen herrschte, endlich dahin, daß bei den Budgetberathungen für das Jahr 1878 wenigstens eine Professur in den Etat aufgenommen wurde, die dann im Laufe des Jahres auch ihre Besetzung aus den Kreisen des schweizerischen Offiziercorps fand und mit dem Wintersemester 1878 auf 1879 wirklich ins Leben und in Wirksamkeit trat.

Mit diesem Augenblicke richtete sich die Aufmerksamkeit von deutscher Seite nach dem neuen Vorgange hinüber, und es wurde erwähnt, daß man bei den deutschen Polytechniken hie und da mit ähnlichen Absichten umgehe, daß unter Anderen beim königlich württembergischen Polytechnikum in Stuttgart zunächst ein Privatdocent für Kriegswissenschaften sich habilitirt habe. Wieweit diese Absichten sonst gediehen sein mögen, wissen wir nicht; aber es mag wünschenswerth sein, die Bedeutung und den Zusammenhang des schweizerischen Vorganges kennen zu lernen, welche derselbe in seinen heimischen Verhältnissen hat, um danach zu würdigen, wieviel Nachahmungswerthes für deutsche Verhältnisse darin liegen kann.

Das schweizerische Polytechnikum ist durch die elementaren Vorschriften seiner Verfassung darauf eingerichtet, neben den Fachschulen für die verschiedenen Zweige der technischen Studien eine besondere Abtheilung von allgemein wissenschaftlichem Charakter zu besitzen, welche, im Gegensatze zu den mathe-

matisch und naturwissenschaftlich begründeten, auf vorzugsweise praktische Ausbildung gerichteten Fachkursen, eine historische, staatswissenschaftliche, literarische und philosophische Ausbildung in ergänzender Weise zu gewähren bestimmt ist. Neben den Fachschulen für Ingenieurwissenschaften, für Maschinenbau, für Architektur, für technische Chemie, für Land- und Forstwirthschaft, endlich für die Ausbildung von Lehrern in mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen ist ursprünglich in relativ großem Stile eine Facultät philosophisch-historischer Fächer angelegt, die noch mehr nach dem Gedanken ihrer Gründung als nach dem, was sie geworden, eine Stätte eidgenössischer Universität neben dem eidgenössischen Polytechnikum sein sollte. Es handelte sich nämlich in jenen Jahren des neu geschaffenen Bundes, dessen erste Verfassung schon in ihrem zweiundzwanzigsten Artikel versprochen hat: „Der Bund ist befugt, eine Universität und eine polytechnische Schule zu errichten" — es handelte sich gegenüber den Hindernissen einer eidgenössischen Universität, welche auch bei der neulichen Verfassungsrevision der ersten siebziger Jahre, die doch sonst in centralistischem Sinne vorwärts schritt, unüberwindlich blieben, um eine Abschlagszahlung, es handelte sich um ein erreichbares Stück von dem Ganzen, das man nicht erreichen konnte. Zugleich waren die maßgebenden Ueberzeugungen in ausgesprochenem Dissense von der Einseitigkeit der Pariser technischen Hochschulen, die man sonst mit Eifer als Vorbilder studirte. Der schweizerische Entwurf zu einem Reglement für die polytechnische Schule vom 17. März 1854 verlangt neben je einem Lehrstuhl für deutsche, englische, französische, italienische Literatur zwei Lehrstühle für allgemeine und Schweizergeschichte, einen Lehrstuhl für Kunstgeschichte und Archäologie, zwei Lehrstühle für Nationalökonomie und Statistik, einen Lehrstuhl für Handelsrecht, Privatrecht und administrative Gesetzgebung, endlich einen Lehrstuhl für Staatsrecht. Und die Commission constatirt in ihrem erläuternden Berichte zu diesem Entwurfe, daß durch den Artikel 2 des Gesetzes selber über die polytechnische Schule, als dessen Ausführung jene Lehrstühle sich ergeben, die Absicht des Gesetzgebers ausgedrückt sei, den Schülern nicht nur eine technische Fachbildung zu geben, sondern auch Gelegenheit zu einer umfassenden Ausbildung zu gewähren. Es wird dabei namentlich hervorgehoben, daß Nichts geeigneter sei, die bekannten socialistischen und communistischen Verirrungen, die leider oft gerade von ehemaligen Schülern der polytechnischen Schule in Paris ausgingen oder unterstützt wurden, im rechten Lichte erkennen zu lassen, als gesunde Kenntnisse im Gebiete der Nationalökonomie, der politischen Geschichte und des Staatsrechts; er weist auf den allgemein bildenden Charakter der poetischen Literaturen hin und kann sich hierbei auf einen französischen Bericht vom Jahre 1850 stützen, welcher für die Pariser polytechnische Schule gleichfalls eine größere Ausdehnung des lite-

rarischen Unterrichts fordert. „Wenn auf diese Weise," sagt die Commission der schweizerischen Bundesversammlung, „an der Schule keine Kraft der Jünglinge ganz unentfaltet bleibt, so ist zu hoffen, daß die letzteren während ihres Aufenthalts an derselben außer den nöthigen Kenntnissen für ihren Beruf auch jene Begeisterung zur praktischen Ausübung desselben gewinnen werden, welche dem jungen Manne so ermuthigend in die Zukunft leuchtet, und daß diese Begeisterung einer Lebensanschauung zur Grundlage dienen werde, welche auch dem reiferen Manne stets ein offenes Auge und eine bereitwillige Hand zur Wahrnehmung und Förderung aller wahren materiellen und ideellen Interessen der Gesellschaft erhalten wird."

Eben dieser Commission lag damals schon eine Petition der schweizerischen Militärgesellschaft vom 3. Brachmonat 1854 vor, betreffend Errichtung eines Lehrstuhls für Militärwissenschaften an der eidgenössischen polytechnischen Schule, und sie erstattete über diese Frage einen besonderen Bericht, welcher die Ablehnung der Petition empfahl. Die schweizerische Militärgesellschaft sagte in ihrer Bittschrift, die polytechnische Schule könne zugleich eine Militärschule für die Schweiz werden, wenn man — etwas Weiteres sei dazu nicht nöthig — eine Professur für specielle kriegswissenschaftliche Vorlesungen mit der Verpflichtung zu etwa zwölf wöchentlichen Lehrstunden errichtete. Die übrigen Studien der Schüler würden bei einer gleichmäßigen Vertheilung der militärischen Vorlesungen auf zwei bis drei Jahre nicht gestört, die sonstige Vorbildung derselben für ihre technischen Studien reiche auch für diese militärischen Studien aus, und es würde damit die nothwendige Basis gelegt, ohne welche der höhere militärische Unterricht in den Militärschulen für höhere Officiere ungenügend sei. In formeller Hinsicht aber widerspreche dieses Ansinnen dem Gesetze über die polytechnische Schule nicht, weil man die Militärwissenschaften dem weiten Begriffe der philosophischen und staatswissenschaftlichen Disciplinen, von denen das Gesetz spreche, unterordnen könne. Hierauf erwiderte der Bericht jener Commission Folgendes: Vor allem stehe das Verlangen durchaus im Widerspruche mit dem Gesetze, da dieses in den Lehrgegenständen kein einziges militärisches Lehrfach aufzähle, während es doch jedes Fach, das wirklich gelehrt werden solle, bei seinem Namen nenne. Obenein sei eine Ausdehnung des Begriffes der „philosophischen und staatswirthschaftlichen Fächer" auf die Militärwissenschaften auch an sich eine höchst gewaltsame und gegen jeden Sprachgebrauch verstoßende. Und wenn man vollends auf den Sinn und Zweck der vom Gesetze gewollten Lehrstühle für genannte Gruppen von Fächern eingehe, die dazu bestimmt seien, die höhere technische Ausbildung durch allgemein wichtige Fächer zu ergänzen, so könne man wohl sagen, ein gebildeter Techniker müsse mathematische, naturwissenschaftliche, nationalökonomische und Sprachkenntnisse,

er müsse als gebildeter Schweizer einige staatsrechtliche Kenntnisse besitzen: aber die theoretische militärische Bildung sei für ihn nur dann nöthig, wenn er sich zum höheren Officier ausbilden wolle, als gebildeter Techniker könne er sie gänzlich entbehren. Die Richtigkeit dieser von der Commission behaupteten Deutung des Gesetzes war schon durch die Discussion des gesetzgebenden Rathes bei Erlaß des Gesetzes über jeden Zweifel erhoben worden; denn im Nationalrath kam ein Antrag für Aufnahme militärischer Disciplinen beim Polytechnikum zur Sprache und wurde durch förmlichen Beschluß abgelehnt. Weiter aber hebt der Bericht jener Commission, unabhängig von dem Willen des Gesetzgebers, also de lege ferenda, hervor, wie zweifelhaft es sei, ob selbst mit Errichtung eines Lehrstuhles für Militärwissenschaften am Polytechnikum der Zweck der petitionirenden Militärgesellschaft, das Polytechnikum zugleich zu einer Militärschule für die Schweiz zu machen, erreicht würde; da der Unterricht für jede praktische Berufsart, wenn er fruchtbar sein solle, nicht nur ein theoretischer, sondern auch ein praktischer sein solle, und daher ohne Erledigung der Frage, ob, wie und welche militärischen Uebungen für die Schüler der polytechnischen Schule angeordnet werden sollen, mit der einseitigen Errichtung eines Lehrstuhls die Angelegenheit keineswegs abgemacht sei. Auch das von der schweizerischen Militärgesellschaft angerufene Beispiel der Pariser polytechnischen Schule könne, so sagt der Bericht, die Commission in dieser ihrer Beurtheilung des Werthes eines blos theoretischen kriegswissenschaftlichen Unterrichts für Jünglinge nicht wankend machen; man überschätze die Wichtigkeit des Militärunterrichts in derselben, da doch nach dem Programm vom Jahre 1850 dort nur ein gedrängter Kurs über Fortification mit flüchtiger Berührung strategischer und sonstiger Gegenstände gelehrt werde, und die militärische Bedeutung dieser Schule weit weniger in ihrem speciell militärischen Unterrichte, als in ihrer guten Vorbildung zu demselben bestehe. Wenn man behaupte, daß es wenige tüchtige französische Officiere gebe, die nicht aus der polytechnischen Schule hervorgegangen seien, so sei das wahr, aber nur in dem Sinne, daß ein jeder derselben diese Schule als Vorbereitungsanstalt besucht habe, nicht aber in dem Sinne, daß er dort seine volle militärische Ausbildung erhalte; letztere erhalte er nicht an der polytechnischen, sondern an der Militärschule in Metz.

Angesichts solcher Ueberzeugungen, welche nicht verfehlten, die Oberhand zu behalten, blieb der Wunsch der schweizerischen Militärgesellschaft Jahrzehnte lang im Gebiete der frommen Wünsche. Erst mit der neuen Militärverfassung des Jahres 1874 drang er in Gestalt des Eingangs angeführten Paragraphen durch und trat, nach abermaligem Schwanken während mehrerer Jahre, ins Dasein. Es wird seit dem Herbste 1878 ein Kurs über Kriegswissenschaft gehalten, daneben werden militärische Specialfächer, wie Waffen-

lehre und Ballistik, vorgetragen. Es ist geschehen, was die Petition des Jahres 1854 wünschte, jene Fächer sind den „philosophischen und staatswirthschaftlichen" Fächern eingereiht; aber nicht dieses allein, sondern, wie uns der Wortlaut des Gesetzes vom Jahre 1874 lehrt: „Diejenigen Zöglinge, welche sich durch eine Prüfung über den guten Erfolg dieses Unterrichts ausweisen und ihre Militärinstruction mit Auszeichnung bestehen, können mit Oberlieutenantsgrad in das Heer eingereiht werden." Das heißt, auf den Besuch der Vorlesungen, oder, was praktisch das Richtigere sein dürfte, auf Belegen der Vorlesungen mit dem Erfolge einer bestandenen Prüfung ist der Preis eines leichteren Avancements in der Armee gesetzt. Es ist also nicht nur in dem Sinne jener militärgesellschaftlichen Wünsche aus den militärwissenschaftlichen Fächern ein neuer Bestandtheil der siebenten Abtheilung des Polytechnikums, das heißt der „philosophischen und staatswirthschaftlichen" Fächer gemacht worden, sie sind nicht blos zu „allgemein bildende" Wissenschaften im Widerspruche mit allen sonstigen Gewohnheiten ernannt worden, so daß gegenwärtig der Studirende des eidgenössischen Polytechnikums, außer den schönen Literaturen, der politischen Geschichte, der Nationalökonomie, dem Staats- und Handelsrecht, auch die Kriegsfächer zur Ergänzung seiner Fachbildung benutzen kann: sondern sie sind in eine bevorzugte Stellung gegen alle diese bisherigen Wissenschaften gebracht worden, da sie besondere Vortheile bieten, welche sich an den Besuch der anderen Vorlesungen nicht knüpfen.

Es wäre vorschnell, wenn man heute schon über das Ergebniß dieses Experimentes etwas aussagen wollte; denn es ist von einem Ergebnisse überhaupt noch nicht zu reden. Aber Folgendes darf schon heute gesagt werden. Erstens ist die Ansicht, welche in dem Commissionsberichte vom Jahre 1854 zur Bekämpfung der militärischen Petition niedergelegt worden, noch gegenwärtig in ansehnlichen und umfangreichen Kreisen die herrschende. Sie ist es in der Schweiz, sie ist es noch mehr, wie wohl behauptet werden darf, in Deutschland. Das Studium der Kriegswissenschaften ist eine Aufgabe specieller Studien und Uebungen, in analoger Weise wie das Studium der Ingenieurwissenschaften und der anderen Fachschulen eines Polytechnikums. Nicht zu einer allgemeinen Ergänzung kann das erstere für die anderen Berufsstudien dienen, sondern es kann, wenn es, wie diese anderen, ernsthaft und fachmäßig betrieben werden soll, nur parallel als eine Militärakademie, als eine Militärfachschule organisirt werden. Die Praxis der großen Staaten, Deutschlands zumal, bestätigt das auch. Eine nebenher laufende, allgemein bildende Behandlung kriegswissenschaftlicher Fächer mag immerhin, wenn man auf ernsthafte Erfolge verzichtet, nützlich und interessant sein, wie mancherlei Anderes, was „allgemein bildend" ist; aber man soll nicht meinen, daß dadurch irgend etwas Wesentliches für die kriegstechnische Ausbildung der künf-

tigen Officiere erreicht wird. Dieses namentlich nicht unter den besonderen Umständen, unter welchen der Versuch in Scene gesetzt ist. Denn neben einem auf das denkbare Minimum der Semesterzahl zusammengedrängten Studium der technischen Fachschulen, welches so ziemlich den ganzen Tag die jungen Leute in Anspruch nimmt, tritt unter einer Menge von allgemein bildenden Fächern, die als eine wohlgemeinte, aber praktisch selten genießbare Zumuthung sich darbieten, nun diese neue Zumuthung mit eigenthümlichen Reizmitteln und Ansprüchen auf. Unter all der bisher verfügbaren allgemeinen Bildung, die gegenüber dem von den technischen Studien ermüdeten jungen Manne in den Abendstunden eine wenig verlockende Concurrenz mit Bierstuben und Theatern eröffnet, erhebt sich mit dem Versprechen einer officiell-militärischen Extraprämie ein neues allgemein wissenschaftliches Fach. Unter dem Drucke einer Nothwendigkeit, welche ihr hartes Gebot so oft den ideellen Bestrebungen auf Erweiterung der Studien, Erhöhung ihrer Ziele, auf Verlängerung der Studienzeit entgegensieht, ist erfahrungsmäßig leider bisher schon dasjenige verkümmert und verkürzt worden, was in dem Geiste der Gesetze und Reglements der polytechnischen Schule bei Gründung jener „philosophisch-staatswirthschaftlichen Abtheilung" gelegen hat. Keiner Persönlichkeit, keiner besonderen Maßregel ist hierfür ein Vorwurf zu machen, es ist die schwer zu ändernde Consequenz von schwer zu ändernden thatsächlichen Verhältnissen. Dasjenige, wofür Semester und Jahre frei sein sollten, wenn es fruchtbringend wirken sollte, muß sich mit einigem dürftigen Stundenabfall begnügen; dasjenige, was Voraussetzungen zu dem schon vorhandenen Bildungsgrad der jungen Leute erfordert, soll umgekehrt, mangels eines entsprechenden Bildungsgrades, ergänzend wirken für das, was füglich die vorbereitende Schule gegeben haben sollte und nicht gegeben hat, und kann diese Lücke niemals ergänzen.

Nun tritt in diese Bedrängniß der „allgemeinen Bildung" das Studium der Militärwissenschaften hinein. Kämen sie ohne besonderen Stempel und ohne besondere Ansprüche, so könnte man immerhin noch sagen, sie kommen nicht gerade zur Ausfüllung eines tiefgefühlten Bedürfnisses. Aber so wie sie kommen, überfüllen sie nicht nur, wo schon Ueberfülle herrscht, sondern durch die Art und Weise, wie sie eingeführt werden (von allem Persönlichen wird hier durchaus abgesehen), nähren sie mit eigenthümlicher Kraft das leider schon so mächtige Vorurtheil, es könne eben Alles in irgend einer abgekürzten popularisirten Form für Jedermann so zurecht gemacht werden, daß es des fachmäßigen Fleißes und des eindringenden fachlichen Studiums nicht mehr bedürfe. In den Militärstaaten des deutschen oder des französischen Reiches glaubt man nicht, daß man auf diese Weise im abgekürzten Verfahren Officiere bilden könne; in diesen Ländern glaubt man auch nicht,

daß diese Fächer zur allgemeinen Bildung gehören. Einfach deshalb, weil die militärtechnische Bildung hier zu ernsthaft aufgefaßt wird, um einerseits der strengen Fachschule entzogen, andererseits unter die allgemein bildenden Fächer verpflanzt zu werden. Die glücklichen Verhältnisse eines neutralen Mittelstaates, wie es die Schweiz ist, gestatten es vielleicht, die militärische Technik nicht eben so streng aufzufassen; aber der Geist der neuen Militärorganisation vom Jahre 1874 ist das doch wohl nicht, und wenn er das nicht ist, so wird auch dieser neueste Versuch im Laufe der Zeit als ein unzulänglicher erkannt werden, man wird sich überzeugen, daß mit dieser „allgemein bildenden" Behandlung für ernsthafte militärische Studien zu wenig erreicht wird. Von einem anderen Standpuncte her könnte freilich gefunden werden, daß am Ende die besonderen Vortheile, durch welche das neue Fach den Studirenden angepriesen wird, sich geziemender solchen Gebieten des Studiums zuzuwenden hätten, welche den Bürgern eines neutralen Freistaates wichtiger sein sollten, als alle Künste des Krieges. Wir meinen, wenn schon durch besondere Reizmittel auf gewisse allgemeine Studien hingewirkt werden soll, so wäre eine dringendere Anforderung gegeben in den Staatswissenschaften der friedlichen Geschäfte jedes Tages: hier sollte der Schwerpunct sein, hier sollte man principielle Einblicke suchen; denn hier sind die Angelegenheiten, welche den Mann und Bürger mit seinem Eintritt ins Leben verlangen, ihn unfehlbar verlangen, gleichviel wie der Lauf der Welt da draußen sich gestalte, und da wird dann nicht gefragt, ob er es gelernt oder nicht, er muß entscheiden, und er entscheidet so gut oder so schlecht, wie er es gelernt hat.

In dieser kurzen Darstellung des Zusammenhanges, in welchem die neue Errichtung eines militärwissenschaftlichen Lehrstuhls am eidgenössischen Polytechnikum sich historisch und praktisch befindet, glauben wir unmittelbar das Urtheil für etwaige Nachahmungen im Deutschen Reiche an die Hand gegeben zu haben. Die Militärverfassung des Deutschen Reiches bürgt dafür, daß die Verwirklichung des gleichen Gedankens dort in hinreichender Ferne liegt. Indessen auch nur theilweise und nicht so weit gehende Täuschungen über den Erfolg dieses neuesten Experimentes des souveränen Dilettantismus sind nicht zu wünschen, aber sind leider zu befürchten in diesem Zeitalter, da allerhand Experimente dieser Art lebhafte Neigungen für sich zu erwecken pflegen.

Noch ein Wort über das Kanzlerprogramm
vom 15. December 1878.

Ein Wort über den Gegenstand der Ueberschrift mag immer noch an der Zeit sein. Die parlamentarische Debatte und Entscheidung darüber ist kaum vor einigen Wochen zu erwarten. Vielleicht gewähren die nachfolgenden Bemerkungen dem einen und dem anderen Leser einige Orientirung für diese Debatten.

Ist das Kanzlerschreiben vom 15. December vorigen Jahres an den Bundesrath ein Finanzprogramm oder ein zollpolitisches, enger ausgedrückt ein schutzzollpolitisches Programm? Viele haben diese Frage aufgeworfen, Viele sie bald in dem einen, bald im anderen Sinne beantwortet. Entscheiden läßt sie sich nicht, da Niemand der Herzenskündiger sein kann, der in Bismarcks Seele mit Sicherheit erkennt, welches Ziel ihm die Hauptsache ist. Entschieden abweisen müssen wir die Ansicht, als sei die Absicht bestimmend gewesen, einen Zankapfel materieller Interessenpolitik in die politischen Parteien zu werfen, sie damit zu verwirren und zu zersprengen, damit aus ihren Trümmern eine gefügige Kanzlerpartei hervorgehe. Wenn leider diese verwirrende und zersetzende Wirkung vielfach zu spüren ist, so ist doch solche Wirkung, die freilich unschwer vorauszusehen war, himmelweit verschieden von einer darauf gerichteten Absicht, die unterzuschieben wir für unerlaubt halten. Aber was auch die Absicht war, sicherlich ist die Wirkung eingetreten, einmal daß die Schutzzollhoffnungen und Bestrebungen zu den äußersten Anstrengungen sich ermuthigt fühlen, und zum andern daß der angefachte leidenschaftliche Interessenkampf verderbliche Verwirrung erzeugt in den politischen Parteien und allzu sehr ablenkt von großen politischen Aufgaben, so daß nicht oft und dringend genug die Mahnung wiederholt werden kann, insbesondere an die nationalliberale Partei, sie möge dessen eingedenk bleiben, daß Uebereinstimmung der Ansichten auf politischem Gebiete, nicht auf dem Zollgebiet sie zusammengeführt hat, daß sie deshalb eben so wie bisher das Detail der Zollfragen außerhalb des Parteiprogramms lassen müsse, um nicht zersprengt zu werden. Der vielfach laut gewordene Zweifel aber, ob das eigentliche Ziel des Bismarckschen Programms in der Finanzreform oder in der Zollreform zu suchen sei, beweist, daß hier eine Unklarheit, eine Schwäche liegt. Es sind zwei Ziele mit einander vermischt, die nicht auf einem Wege erreicht werden können, Beschaffung höherer Reichseinnahmen und Zollschutz für die heimische Industrie. Der Finanzzoll braucht einen reichlichen Eingang der zollpflichtigen Waare, damit er seinen Zweck steigender Reichseinnahmen erfülle, der Schutzzoll braucht einen sinkenden, möglichst geringen Eingang der zollpflichtigen

Waare, damit er seinen Zweck, Schutz des heimischen Fabrikats durch Beschränkung der ausländischen Concurrenz, erfülle. Das liegt so klar auf der Hand und ist so oft schon ausgesprochen, daß dieser Irrthum nicht neuer Widerlegung bedarf. Eben so wenig können Kampfzölle als Factoren einer Finanzreform benutzt werden, die nur dazu dienen sollen, einen Druck auf die Nachbarstaaten auszuüben, um sie zu bessern Zugeständnissen an uns zu vermögen, Kampfzölle also, die ihrer Natur nach nur auf eine vorübergehende Dauer berechnet sind, während eine Finanzreform selbstverständlich dem Staat dauernde Einnahmequellen sichern soll. Diese Vermengung also des finanzpolitischen Zieles mit der Schutzzolltendenz scheint ein Widerspruch und eine Schwäche im Kanzlerprogramm; wenn sich dabei nicht ermitteln läßt, welcher von beiden Tendenzen der Verfasser das Hauptgewicht beilegt, so wird man doch nicht vagen Conjecturen über seine angeblichen Intentionen folgen dürfen, sondern dem Wortlaut des Kanzlerschreibens selbst. Und dieser Wortlaut stellt allerdings die Finanzreform durchaus in den Vordergrund. Denn unmittelbar nach den einleitenden Zeilen stellt das Schreiben den klaren und bestimmten Gedanken an die Spitze:

„In erster Linie steht für mich das Interesse der finanziellen Reform: Verminderung der directen Steuerlast durch Vermehrung der auf indirecten Abgaben beruhenden Einnahmen des Reichs."

Wenn Jedermann das Recht hat zn verlangen, daß seine Absichten nach seinen klaren unzweideutigen Worten beurtheilt werden, so wird Deutschland die Absicht des Kanzlerprogramms zunächst in diesen ganz klaren Worten finden müssen und wenn wir leider in manchem andern seinem Gedankengange uns nicht anschließen können, sollen wir doch recht nachdrücklich betonen, daß in diesem Schwerpunct des Ganzen eine zunehmende Uebereinstimmung der Ansichten sich herausstellt. In dem was der Kanzler hier „in erste Linie" stellt, erklären wir uns ganz und voll mit ihm einverstanden, im Reichstag hat Herr von Bennigsen bereits im vorigen Frühjahr im Namen der nationalliberalen Partei genau denselben Gedanken als das Ziel seiner Partei entwickelt, in dessen Verfolgung dieselbe die Regierung zu unterstützen bereit sei, viele andere tonangebende Redner haben sich in gleichem Sinne ausgesprochen und die bisherigen Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhaus haben bewiesen, daß eine Verständigung über die geforderten Bürgschaften wegen des Budgetrechts der Vertretungskörper nicht so unüberwindlichen Schwierigkeiten begegne, wie damals Manche fürchteten. Nicht minder hat in der ganzen öffentlichen Meinung und zwar im Gegensatz zu einer die Jahre vorher beherrschenden Strömung derselbe Plan, der für den Kanzler „in erster Linie" steht, mehr und mehr Terrain gewonnen, nicht etwa, weil man heute blind geworden wäre gegen die Mängel gehäufter indirecter Steuer oder weil

man die letztere heute für die absolut bessere Steuerform hielte, sondern weil die herrschende Schulmeinung von der alleinseligmachenden Kraft der Einkommensteuer vor der Macht der Thatsache zurücktreten muß, daß in vielen Gebieten der Einzelstaaten und der communalen Verbände eine Deckung der gesteigerten Bedürfnisse durch noch weitere Hinaufschraubung der directen Steuern zur absoluten Unmöglichkeit geworden ist und daß eine Abhülfe nur möglich ist durch Anwendung mehrfacher Steuerformen, wodurch am ehesten eine Ausgleichung der einer jeden Steuerform anhaftenden Unvollkommenheiten zu erwarten ist. In einzelnen Gebieten des Reichs sind die Deckungsmittel für die gesteigerten Bedürfnisse so ungenügend und eine weitere Steigerung der directen Abgaben so unmöglich, daß, wenn nicht durch Beschaffung eigener Reichseinnahmen die Matricularbeiträge überflüssig gemacht werden und deren Betrag den Einzelstaaten zur heimischen Verwendung disponibel wird, kaum eine andere Aussicht bleibt, als vom Schuldenmachen zu leben. Je brennender also diese Ersetzung der Matricularbeiträge durch indirecte Reichsabgaben für uns geworden ist, um so mehr müssen wir uns freuen, daß in diesem, dem Kanzler in erster Linie stehenden Puncte zwar nicht eine ausnahmslose, aber doch eine sehr weit gehende Uebereinstimmung der Ansichten eingetreten ist, die einer Durchführung dieser finanziellen Reform ohne allzu große Schwierigkeiten die sicherste Aussicht eröffnet. Denn wenn über dies Ob so viel Uebereinstimmung erzielt ist, wie es in der That der Fall, so bietet das Wie heute entfernt nicht mehr die Schwierigkeiten, wie noch im vorigen Frühjahr, wo die Frage des Tabaksmonopols die Entscheidung erschwerte. Im Gegentheil wir möchten sagen, die indirecten Reichsabgaben, die wir zum Ersatz unserer Matricularbeiträge im Betrage von 80 bis 100 Millionen Mark brauchen, liegen auf dem Präsentirteller, man braucht nur zuzugreifen, und um diesen Plan auszuführen, brauchen wir nicht den Gang unserer bisherigen Entwickelung zu verlassen und Deutschland als Versuchsfeld zu betrachten für Experimente mit neuen Gedanken. Wir betrachten nach dem Ausfall der Enquête die Frage des Tabaksmonopols heute als erledigt und die Frage, ob es ausführbar und räthlich gewesen wäre, bleibt daher hier unberührt. Wir wollen nur dem viel geplagten Tabaksgewerbe, das wie jede Industrie vor allem leidet durch die Ungewißheit und Unruhe, durch immer neue Projecte in jeder stetigen Entwickelung gehemmt zu werden, wünschen, daß es endlich einmal zu längerer Ruhe kommt durch wirkliches Zustandekommen eines Tabaksteuergesetzes. Wir können mit der beabsichtigten Tabaksgewichtssteuer nach dem Urtheile aus den Interessentenkreisen selbst ohne diese Industrie zu schädigen dem Reiche recht wohl eine Mehreinnahme von 50 bis 60 Millionen Mark zuführen, und wir können durch eine Petroleumsteuer, deren Zulässigkeit heute ganz anders beurtheilt wird als vor zehn

Jahren, ebenfalls nach dem Urtheil aus Interessentenkreisen eine weitere Mehreinnahme von 15 bis 20 Millionen erzielen. Wenn auch für beide Steuergesetze, in deren Detail hier nicht näher eingegangen werden kann, noch Schwierigkeiten zu überwinden sind, so liegen doch gegenwärtig die Dinge so, daß, wenn man die Frage auf diesem Wege wirklich lösen will, ein Zustandebringen dieser Gesetze noch auf dem gegenwärtigen Reichstag die beste Aussicht für sich haben würde. Damit würde das Hauptziel, die Matricularbeiträge dauernd durch indirecte Reichssteuern zu ersetzen, zwar noch nicht zum vollen Betrag, aber doch annähernd erreicht sein. Zur weiteren Ersetzung bleibt, abgesehen von Erhöhung der Finanzzölle auf einzelne Colonialwaaren wie Kaffee und Thee, ein Weg, auf den wir doch schließlich noch kommen müssen, wenn er auch durch das Eingreifen in bisher ertragreiche Einnahmequellen von Einzelstaaten mehr Schwierigkeiten darbietet, das ist die Unificirung der Branntwein- und der Biersteuer für das Reich, während für beide Objecte der Norden und der Süden bisher getrennte Steuergebiete bildet.

Hiernach dürfte so viel klar sein, daß die finanzielle Reform, die der Kanzler in erste Linie stellt, mittelst Ersetzung der Matricularbeiträge durch indirecte Reichssteuern ohne große Schwierigkeit erreicht werden kann und alle Aussicht haben würde, seinem größten Betrage nach schon auf gegenwärtigem Reichstag erreicht werden zu können.

Aber der Kanzler bringt seine Finanzreform in eine freilich sehr unklare und wie oben gesagt unausführbare Verbindung mit der Nothwendigkeit von Schutzzöllen für die deutsche Industrie einschließlich der Landwirthschaft und hier beginnt die Scheidung der Ansichten und wir beklagen mit Vielen, diesem Theil des Projects unseres großen Kanzlers entgegentreten zu müssen, der, wie kürzlich Disraelis Organ bemerkte, die vorübergehende Verdunkelung seines Ruhmes auf innerem Gebiete wett zu machen suche durch seine stets meisterhafte Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und durch den Schachzug, den er soeben durch den Pact mit Oesterreich wegen Verzichts auf Artikel 5 des Prager Friedens gethan. Wir meinen eine Scheidung der Ansichten nicht insofern als Bismarck Berücksichtigung heimischer Industrie als eine von der Zollpolitik mit zu verfolgende Aufgabe hinstellt, sondern insofern, als er aus der Entwickelungsbahn, auf welcher unsere Industrie einen sichtbaren Aufschwung genommen hat, überspringen will in das gerade Gegentheil und in Experimente mit völlig ungewissem Erfolg, daß damit eine schwer schädigende Verwirrung, ein Ueberwiegen der Einzelinteressen in die Politik des jungen Reiches getragen wird, das solche Störungen noch nicht so leicht vertragen kann wie ein altes, längst consolidirtes Reich, und daß er vor allem an die Spitze seiner Zollpolitik den Gedanken einer allgemeinen Zollpflicht aller eingehenden Waaren und der Getreidezölle stellt, wodurch

weder das Reich vermehrte Einnahmen, noch die deutsche Industrie einen Schutz erhält, wohl aber unsere gesammte Production den härtesten Stoß erleidet.

Unsere Zollpolitik entwickelte sich bisher in dem durch unsere Verhältnisse uns angewiesenen Geleise. Durch unsere continentale Binnenlage und durch die Beschaffenheit unserer Industrie, die über den heimischen Bedarf hinaus producirt und deshalb auf den Export und auf auswärtige Absatzgebiete angewiesen ist, sind wir bei einer nationalen Zollpolitik, wie jetzt ein beliebter Ausdruck lautet, hingedrängt auf einen möglichst freien Güteraustausch der Nationen. Sehr vorsichtig und langsam hat unsere Zollpolitik in diesem Sinne uns weitergeführt und hat dies namentlich gethan seit dem Anfang der sechziger Jahre durch die seitdem abgeschlossenen Handelsverträge, deren Reigen eröffnet zu haben eines der dauernden Verdienste Napoleonscher Politik ist. Heute scheint eine traurige Verirrung der Geister in einem allgemeinen Zollkrieg der Staaten unter einander eine bessere Gewähr unseres Wohlbefindens erblicken zu dürfen, als in einer vertragsmäßigen Regelung des gegenseitigen Güteraustausches, und verfehmt deshalb das System der Handelsverträge. Es ist wohl möglich, daß diese Meinung, der so starke Machtmittel zur Seite stehen, auf eine Zeitlang in der Gesetzgebung Deutschlands und in Folge dessen alsdann auch anderer Staaten den Sieg davon trägt. Auch der siegreiche Irrthum wird aber noch nicht zur Wahrheit. Wir würden dann, nachdem wir ein paar Jahre lang diesen Irrthum schwer gebüßt hätten, nach großen Schäden und Verlusten froh sein, in die jetzt verurtheilte Bahn der Handelsverträge wieder zurückkehren zu können. Eine eingehende Prüfung der heutigen Leistungen unserer Industrie im Vergleich mit ihrem Zustande zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre früher führt unabweislich zu dem Resultat, daß dieselbe in diesem Zeitraum, abgesehen natürlich von den durch krankhafte Entwickelung der ersten siebziger Jahre bedingten Rückschlägen, in einem Umfange sich entwickelt hat, wie wohl noch nie zuvor, und daß sie vor allem der Concurrenz des Auslandes ebenbürtiger und exportfähiger geworden ist. Zu solch eingehender Prüfung ist natürlich hier kein Raum, wir sollten aber meinen, die Aussprüche auf der vor wenigen Tagen in Berlin gehaltenen Handelskammerversammlung, sämmtlich herrührend von Interessenten der betheiligten Industrieen, wären doch ein entscheidendes Zeugniß dafür, daß die deutsche Industrie unter der in der Thronrede leider so ungünstig beurtheilten Aera der Handelsverträge nicht gelitten, sondern prosperirt hat und nicht einer sprungweisen Umkehr davon, sondern einer besonnenen Fortentwickelung bedarf. Nur auf ein Beispiel sei verwiesen aus der Reihe beweisender Zahlen, die eine Vergleichung unserer Ein- und Ausfuhren in den letzten fünfundzwanzig Jahren darbieten, und

zwar entnommen aus einer der wichtigsten Industriebranchen, aus der Textilindustrie. Im Jahre 1854 bei einer Bevölkerung des Zollgebietes von 32,559,173 führten wir an Baumwolle zum Bedarf für unsere Fabrikation ein 1,033,272 Centner, im Jahre 1877 bei einer Bevölkerung von 42,337,798 dagegen 3,262,410 Centner. Die Bevölkerung des Zollgebietes hatte sich also in diesem Zeitraum um circa 30 Procent, der Bedarf und die Productionsfähigkeit unserer Baumwollengewerbe dagegen um circa 300 Procent vermehrt. Im Jahre 1854 führten wir vom Auslande 545,154 Centner baumwollne Gespinste ein, und wir exportirten dagegen nur 35,829 Centner. Und im Jahre 1877 war unsere heimische Industrie so weit erstarkt, daß wir nur noch 362,691 Centner dieser Gespinste vom Auslande einführten, dagegen 208,013 Centner exportirten. Ist diese beispiellose Entwickelung der heimischen Industrie, dieses Zurückdrängen der früheren Ueberlegenheit ausländischer Concurrenz ein Verdienst oder ein Verschulden, ist es dem Freihandel oder dem Schutzzoll in unserer Zollpolitik zuzuschreiben? Wir haben ja kein Freihandelssystem in unserer deutschen Zollpolitik, wir haben nichts als ein sehr vorsichtiges, langsames Fortschreiten zu der durch unsere Gesammtverhältnisse uns unerläßlichen freien Güterbewegung mit allmählicher Abminderung der Schutzzölle, aber doch mit solcher Aufrechthaltung derselben, daß sie noch heute eine wesentliche Rolle in unserem Zolltarif spielen. Die bisherigen Erfahrungen haben dies System bewährt — ob in einzelnem Falle ein Fehler begangen und gut zu machen ist, ändert nichts am System — und unser Gesammtinteresse verlangt die Beibehaltung und besonnene Fortentwickelung dieses Systems. Das Kanzlerprogramm stellt es in Frage oder richtiger, bricht mit demselben durch Proclamirung der allgemeinen Zollpflicht aller Waaren und der Einführung der Getreidezölle. Noch vor ein paar Jahren empfahl der Kanzler selbst mit vollem Recht als das, was uns noth thue, die Vereinfachung unseres Zolltarifs auf eine geringere Zahl zollpflichtiger und möglichst einträglicher Gegenstände. Es ist nicht angegeben, welche Thatsachen so schnellen Wechsel seiner Ueberzeugung herbeigeführt haben. Die allgemeine Zollpflicht und die Getreidezölle erreichen keinen der beiden Zwecke, die das Kanzlerschreiben in eine wenn auch dunkle und schwer verständliche Verbindung bringt, weder hohe Reichseinnahmen, noch Schutz der heimischen Industrie. Ihre wesentliche Wirkung würde nur sein allgemeine Vertheuerung aller Bedürfnisse und damit auch der Arbeitslöhne, und in Folge dessen Erschwerung der Productionsbedingungen für unsere Industrie und Verminderung ihrer Export- und Concurrenzfähigkeit, gleichzeitig aber nicht nur Erschwerung unserer producirenden, sondern auch unserer distributiven Gewerbe, d. h. unseres Handels, denn Handel und Industrie sind so mit tausend Fäden in einander verschlungen und verkettet, daß die dicta-

torische Wegreißung der Lebensbedingungen, unter denen sie sich bisher thatsächlich entwickelt haben, beiden verderblich werden muß. Das Kanzlerschreiben geht mit großer Leichtigkeit über die technischen Schwierigkeiten einer allgemeinen Zollpflicht hinweg mit der Annahme, die bestehenden Einrichtungen an der Zollgrenze und im Innern würden auch für Verzollung aller jetzt zollfreien, künftig zollpflichtigen Gegenstände ausreichen oder doch nicht in sehr erheblichem Maße zu erweitern sein. Diese Annahme verliert an Glaubwürdigkeit gegenüber der Thatsache, daß jetzt circa 15 Millionen zollpflichtige und nahe an 300 Millionen Centner zollfreie Gegenstände über die Grenzen eingehen, so daß hiernach doch eine recht erhebliche Erweiterung aller Einrichtungen für Zollabfertigung nothwendig würde (die jetzt zollfreien Gegenstände, meist Massengüter, stehen dem Werthe nach meist unter, dem Volumen und Gewicht nach aber bedeutend über den zollpflichtigen). Weit schwerer aber als diese technische Schwierigkeit wiegt die Belästigung und Erschwerung, die in der Thatsache der Zollpflichtigkeit und der damit verbundenen Aufwendung von Zeit und Mühe liegt, auch wenn die Abgabe selbst nur gering ist. Der geringe Gewinn, womit sich bei vielen Artikeln der Handel begnügen und deshalb seinen Ertrag in schnellem und häufigem Umsatz suchen muß, zwingt ihn zu peinlichstem Calcul, zu sorgsamer Vermeidung jeden Aufwandes auch an Zeit, die ebenfalls Geld ist, und zu rascher Benutzung jeder kleinen Chance. Nur bei Freiheit der Bewegung ist dies möglich, und gerade bei den minderwerthigen Massenproducten wird diese Freiheit der Bewegung schon durch die Zollpflicht wesentlich beeinträchtigt. Freilich will das Kanzlerschreiben unentbehrliche Rohproducte (eine Parenthese führt als erläuterndes Beispiel nur die Baumwolle an) von dieser allgemeinen Zollpflicht ausnehmen. Indeß der Trost dieser Ausnahme wird wieder aufgehoben durch die Wahrnehmung, daß von dieser Ausnahme wieder eine Ausnahme gemacht werden soll in Bezug auf das Getreide, dessen Zollpflichtigkeit im Fortgange der öffentlichen Discussion mehr und mehr zum wesentlichen Zielpunct gemacht zu werden scheint. Wenn dies allerunentbehrlichste Rohproduct von der Ausnahme der Zollfreiheit wieder ausgenommen werden soll, was werden denn dann neben der namentlich genannten Baumwolle noch für Rohproducte bleiben, die man als unentbehrlich und deshalb zollfrei bezeichnen möchte? Wer kennt denn von jedem Gegenstande seine heutige Verwendung und Verwendbarkeit für einzelne Industriezweige, und wer kann hiernach die Unentbehrlichkeit des betreffenden Gegenstandes, wenn der betroffene Industriezweig in seiner Exportfähigkeit nicht geschmälert werden soll, richtig beurtheilen? Die beispiellose hierin liegende Schwierigkeit zeigt sich schon in der Thatsache, daß die Tarifcommission bisher noch keinen einzigen Beschluß gefaßt hat, unter den tausenden in Frage kommenden Artikeln

kennt von sehr vielen nur der Interessent der betreffenden Industrie seine Verwendung und den Grad seiner Unentbehrlichkeit, und deshalb würde die Ausarbeitung eines Tarifes mit dem Grundsatz allgemeiner Zollpflicht eine Arbeit sein, die nicht nach Wochen, sondern nach vielen Monaten zählen müßte, deren Entwerfung aber eine noch längere Enquête über alle Industriezweige vorausgehen müßte. Nicht nur Rohproducte, sondern auch viele Halbfabrikate sind für manche Industriezweige „unentbehrlich", wenn sie exportfähig bleiben, wenn sie ihr Absatzgebiet im Auslande behaupten sollen, und das ist es ja, was wir brauchen. Was für die eine Branche unentbehrliches Rohproduct ist, ist für die andere eigenes Product, das sie durch Zollpflicht gegen die fremde Concurrenz geschützt sehen will. Und so entbrennt in dem Augenblicke, wo an Alle mit der Aussicht auf eine Schutzprämie die Einladung ergeht, sich unter dies Panier zu stellen, ein wüthender, unser politisches Leben vergiftender Interessenkampf: Jeder verlangt die Schutzprämie für sich und protestirt dagegen, daß sie dem Nachbar zu Theil werde; diese allgemeine Zollpflicht verfehlt eben vollständig das Ziel, schützend für die Industrie zu wirken. Die Land- und Forstwirthschaft wünscht ihre Producte, wozu Holz und unter anderem auch Gerberlohe gehört, zollpflichtig zu sehen, und die Lederindustrie kann doch die 2,084,683 Centner Gerberlohe, die sie 1877 zollfrei einführte, nicht entbehren und kann keinen Zoll darauf vertragen. Auf der schon erwähnten neulichen Handelskammerversammlung in Berlin ward unter anderem angeführt, daß der in Leipzig concentrirte russisch-amerikanische Pelzhandel mit einem Umsatz von 25 bis 30 Millionen nur etwa 20 bis 25 Procent seines jetzt zollfreien Imports für den inländischen Verbrauch, dagegen 75 bis 80 Procent für den Handel mit dem Auslande bezeichnen kann, der natürlich bei jeder Zollbelegung unrentabel und deshalb unmöglich würde. Und gerade dieser Handel hat in der dortigen Gegend eine Industrie herangezogen, die Tausende beschäftigt mit Zurichten, Färben und sonstiger Behandlung der Pelze, so daß amerikanische Felle, die in London für den französischen Markt gekauft sind, nach Leipzig kommen, um zubereitet zu werden und dann an ihren Bestimmungsort zu gehen, und daß russische Pelze in gleicher Weise nach Leipzig und dann nach Rußland zurückgehen. So eng und mannichfach verschlungen mit tausend, den meisten Augen unsichtbaren Fäden sind Handel und Industrie des fleißigen, jeden kleinen Vortheil sorgsam ausnutzenden Deutschland, und wie in diesem Falle eine Zollpflicht der Pelze den europäischen Pelzhandel aus Deutschland verdrängen und eine davon abhängige Industrie vernichten würde, so würde es in hundert ähnlichen Fällen sein, wenn durch allgemeine Zollpflicht die unentbehrlichen Objecte einzelner Industrieen vertheuert würden. Daß nun aber auch das Getreide, wovon wir zum eigenen Bedarf nicht

genug erzeugen, so daß wir, um den Hunger zu stillen, noch ungefähr 10 Procent, d. h. 25 bis 30 Millionen Centner vom Auslande kaufen müssen, durch Zollpflichtigkeit in die Reihe der nicht ganz unentbehrlichen Gegenstände verwiesen werden soll, das schädigt nicht einzelne Industrieen, sondern alle, und nicht nur die gesammte Industrie, sondern uns Alle. Denn die nothwendige Folge müßte sein eine Preissteigerung des Getreides, unseres nothwendigsten Nahrungsmittels, das als Regulator dient für beinahe alle Preise, Steigerung des Arbeitslohnes, damit Erschwerung der Concurrenz- und Exportfähigkeit für die gesammte Industrie, Preissteigerung aller Bedürfnisse. Bei einem allgemeinen Zoll von 50 Pfennig pro Centner Getreide (früher war wenigstens der für deutsche Nahrung viel unentbehrlichere Roggen niedriger besteuert als Weizen) müßte natürlich alles Getreide entsprechend im Preise steigen, denn sonst wäre ja der einzige Zweck, Schutz der Landwirthschaft, völlig vereitelt. Damit also der Reichscasse 12½ bis 15 Millionen Zolleinnahmen zufließen, müßten die gesammten Consumenten den ganzen Consum von 250 bis 300 Millionen Centner um je ½ Mark theurer bezahlen, d. h. sie würden behufs einer Reichseinnahme von 12½ bis 15 Millionen mit einer Mehrausgabe für ihre Nahrung von 125 bis 150 Millionen belastet. Der Landwirthschaft würde kaum irgend ein Vortheil bleiben, denn der höhere Preis für ihr Product, den sie erzielt, würde ihr unter der Hand wieder verschwinden in Gestalt höherer Arbeitslöhne und höherer Preise für ihren Bedarf an Fabrikaten. In schlechten Erntejahren würde gegenüber der dann natürlich verstärkten Agitation gegen die Vertheuerung der Lebensmittel die Zollpflicht eben so, wie dies früher der Fall war, suspendirt werden müssen und damit wieder der Schutz der Landwirthschaft illusorisch werden, und der ganzen arbeitenden Classe, an deren Beruhigung zu arbeiten wir so dringende Pflicht haben, würde ein willkommenes Agitationsmittel in der Klage über Vertheuerung des Brodes an die Hand gegeben. Für jede Industrie würden die Productionsbedingungen, mithin die uns unentbehrliche Exportfähigkeit erschwert, einzelne würden noch unmittelbarer getroffen. Unser Brauereigewerbe z. B., das seinen Export von 54,063 Centner im Jahre 1854 bis auf 1,682,356 Centner im Jahre 1877 (also auf mehr als das dreißigfache) gesteigert hat, kann die circa 7 Millionen Centner ausländische Gerste, deren Qualität in Deutschland nicht gebaut wird, nicht entbehren und würde durch deren Zollpflichtigkeit wesentlich geschädigt gegenüber der starken Concurrenz österreichischer Brauereien. Und wenn unsere Forstwirthschaft durch Zoll auf Bauholz geschützt werden soll, so ist nicht abzusehen, wie hoch die Eisenbahnen ihren Bedarf an Holzschwellen bezahlen sollen, der so groß ist, daß schon jetzt bei zollfreier Einfuhr die Befürchtung bedenklicher Abnahme deutscher Waldungen laut ge-

worden ist, wenn nicht Surrogate geschafft werden. Wir unterlassen, über die Getreidezölle noch ein Wort zu sagen, nachdem durch die Delbrückſche Schrift dieser Gegenstand mit gewohnter Meisterschaft behandelt worden. Im Ganzen aber fassen wir uns dahin zusammen:

Wir können, indem wir uns ganz und voll auf den vom Kanzler als sein erstes Ziel bezeichneten Standpunct der Finanzreform stellen, Ersetzung der Matricularbeiträge durch indirecte Reichssteuern, bei der oben nachgewiesenen leichten Möglichkeit, diese Reform ins Leben zu führen und zwar jetzt, keinen einzigen Grund finden, der zu dem gefährlichen Experiment der allgemeinen Zollpflicht und der Getreidezölle zwingen könnte, wohl aber, wohin wir auch sehen, nichts als dringende Gründe dagegen. Denn für diese allgemeine Zollpflicht und für diese Getreidezölle bietet die Erwägung keinen Grund, daß unsere Zollgesetzgebung überhaupt auf die Bedürfnisse und etwa nöthigen Schutz der Industrie Rücksicht nehmen müsse. Diese Anschauung erkennen wir als eine vollberechtigte an und theilen keineswegs eine solche Freihandelsansicht, die etwa heute jeden Schutzzoll verurtheilen wollte. Im Gegentheil wir meinen, daß bei heutiger Sachlage an eine Aufhebung oder Herabsetzung bestehender Schutzzölle nicht gedacht werden kann, daß wir im Gegentheil wohl zu erwägen haben, ob an der einen oder anderen Stelle die heutige Lage die Wiedereinführung eines Schutzes nothwendig mache. Das wird für jeden einzelnen Fall zu erwägen und wird bejahend zu entscheiden sein, wenn, wie die Thronrede so trefflich ausdrückt, es mit unseren Gesammtinteressen vereinbar ist. Aber dieser richtige Gedanke drängt uns nicht darauf hin, den Gang unserer bisherigen Entwickelung zu verlassen und kopfüber uns in Experimente zu stürzen, denen der am Freihandel so viel gescholtene Doctrinarismus genau eben so anhaftet, nur mit dem Unterschied, daß ihnen bis jetzt nicht nur die Erfahrung der Praxis, sondern auch die wissenschaftliche Begründung noch fehlt.

Möge der Reichstag den Theil des Kanzlerschreibens, den er als sein erstes Ziel bezeichnet, bereitwillig unterstützen und zur That machen, möge er auch, „soweit es mit unseren Gesammtinteressen vereinbar ist", der durch schwere Jahre und durch die neuen überraschenden Projecte so schwer beunruhigten Industrie den mäßigen Schutz nicht versagen, der dem Geist unserer bisherigen Gesetzgebung entspricht. Aber möge er uns auch bewahren vor dem unsern Handel und unsere Industrie auf das allerschwerste schädigenden Experiment der allgemeinen Zollpflicht und der Getreidezölle. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Sachsen. Die Strafgewalt des Reichstages über seine Mitglieder. — Die erste Aufregung, welche der von dem Reichskanzler dem Bundesrath vorgelegte Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Strafgewalt des Reichstages über seine Mitglieder, hervorgerufen, hat sich gelegt und einer ruhigeren Erwägung Platz gemacht. Zur Beruhigung der Gemüther hat wesentlich die Nachricht beigetragen, daß von dem Ausschuß des Bundesraths für Justizwesen bedeutende Abschwächungen des ursprünglichen Entwurfes vorgenommen worden seien, und es bleibt also wohl nur die Frage, ob der Reichstag das in dieser milderen Form im Plenum des Bundesraths zur Annahme gelangte Gesetz in Berathung ziehen oder mit Beseitigung desselben eine Verschärfung seiner Geschäftsordnung beschließen wird. Denn daß das eine oder das andere eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden ist, darüber werden wohl die gemäßigten Parteien des Reichstages einig sein. Ihnen kommt es zu, einen Fehler gut zu machen, der ihnen mit Recht in der jüngsten Zeit vielfach vorgeworfen ist, den Fehler nämlich, daß sie nicht längst aus eigenem Antriebe eine derartige Ergänzung der Geschäftsordnung durchgesetzt haben, welche den Reichstag vor manchem unwürdigen Auftritt bewahrt haben würde. Mit staunendem Unwillen haben von jeher besonnene Männer so manche Verhandlung des Reichstages in den Zeitungen gelesen und sich gefragt, wie es möglich sei, daß Reden, wie sie insbesondere von Mitgliedern der socialdemokratischen oder der ultramontanen Partei vielfach gehalten worden sind, geduldet werden konnten. Aber dieser Mangel an thatkräftiger Initiative scheint nun einmal allen Mittelparteien erblich anzuhängen. Wer gedächte nicht mit Schmerz daran, daß der Reichstag nach dem Hödelschen Attentat die erste Gesetzesvorlage gegen die Socialdemokratie einfach verwarf und nicht einmal den Versuch machte, den Entwurf in seinem Sinne zu verbessern und der Reichsregierung die dringend verlangte Nothwaffe zu liefern!

Möge der Fehler, welchen der Reichstag damals begangen hat, zur Warnung dienen bei der jetzigen Vorlage! Die Neuwahlen nach der Auflösung des vorigen Reichstages im Sommer 1878 haben hinlänglich bewiesen, wie sehr die nationalliberale Partei durch ihre ablehnende Haltung an Boden verloren hat. Eine nochmalige Auflösung des Reichstages würde mit größter Wahrscheinlichkeit zu den gehabten Verlusten neue hinzufügen. Denn darüber wird sich Niemand täuschen, daß durch unser ganzes Volk seit den schmachvollen Erlebnissen des letzten Sommers eine starke conservative Strömung geht, daß man an juristischen Spitzfindigkeiten und Nörgeleien immer weniger Gefallen findet, daß man die Reichsregierung durchaus mit der nöthigen

Macht ausgerüstet zu sehen wünscht, um den begonnenen Vernichtungskampf gegen die socialdemokratische Wühlerei mit allem Nachdruck fortzusetzen.

Es ist eine alte Schwäche der liberalen Mittelparteien, daß sie vorzugsweise die bedrohten Rechte und Freiheiten betonen, von den Pflichten aber, durch welche jene Rechte bedingt sind, fast gar nicht reden. So ist jetzt mit dem Schlachtrufe: „Die Redefreiheit, das heiligste Palladium einer Volksvertretung, ist bedroht" — ein ungeheurer Lärm verführt worden, und doch muß sich jeder Unbefangene sagen, daß die wahre Redefreiheit hierbei gar nicht im Spiel ist, daß es sich nur darum handelt, eine unwürdige Redefrechheit zu unterdrücken, welche den Reichstag in den Augen der eigenen Nation wie der übrigen Völker geradezu schändet.

Und soll etwa, nachdem durch das Socialistengesetz der unheilvollen Wühlerei berufsmäßiger, bezahlter Agitatoren die Axt an die Wurzel gelegt ist, den Führern dieser Partei unter dem Schilde der „Redefreiheit" noch länger das Vorrecht gewährleistet bleiben, von der höchsten Tribüne der Nation alles Gift, welches sie gesammelt und unter den jetzigen Verhältnissen so lange zurückhalten müssen, mit verdoppelter Wuth unter die bethörten Massen zu spritzen?

Zudem stellt sich heraus, daß die für nothwendig erkannten Ahndungen rednerischer Ungebühr in dem Musterlande des echten Parlamentarismus, in England, noch in viel schärferer Form zu Gebote stehen, daß dort ein Mitglied bis zur demüthigen Abbitte vor versammeltem Parlament ausgeschlossen werden kann, daß dort dem Präsidenten ein bewaffneter Wächter, der sergeant at arms, zur Verfügung steht, welcher nöthigenfalls jedes Mitglied sofort verhaften und in das Parlamentsgefängniß abführen kann. Ja, es stellt sich heraus, daß die Bestimmungen des Bismarckschen Entwurfes fast völlig übereinstimmen mit § 83 der sächsischen Verfassung vom 4. September 1831, welcher ebenfalls gegen rednerische Excesse Widerruf, zeitliche oder gänzliche Ausschließung aus der Kammer, endlich auch eventuelle Verfolgung vor dem ordentlichen Richter vorschreibt. Und ähnliche Bestimmungen waren auch in die württembergische Verfassung aufgenommen. Zwar sind dieselben im Jahre 1873 und jener § 83 der sächsischen Verfassung 1875 aufgehoben worden, aber es geschah dies nur nach dem Muster der Redefreiheit des Reichstags, man wollte sich in den altconstitutionellen Ländern Württemberg und Sachsen von dem Reichstage nicht an parlamentarischen Rechten und Freiheiten übertreffen lassen. Und doch haben die württembergischen Kammern fast sechzig und die sächsischen über vierzig Jahre unter diesen jetzt als „freiheitsmörderisch" verschrieenen Bestimmungen gestanden, ohne daß man von einem parteiischen Mißbrauch derselben oder auch nur von einer Bedrückung der Redefreiheit gehört hätte.

Den besten Beweis für die Nothwendigkeit derartiger Einschränkung haben die jüngsten Debatten des preußischen Abgeordnetenhauses über den Etat des Cultusministers geliefert, bei welchen von den Gegnern desselben in Schmähung dritter, außerhalb des Hauses stehender Personen das Unglaublichste geleistet worden ist. Die Abgeordneten von Meyer-Arnswalde und Franssen hätten dem Entwurf des Reichskanzlers nicht besser vorarbeiten können als durch diese maßlosen Beleidigungen wehrloser Personen, und der faule Punct der jetzt geltenden parlamentarischen Geschäftsordnung konnte nicht besser beleuchtet werden als durch die Erklärung des Präsidenten von Bennigsen, daß er keine Befugniß habe, Personen, welche dem Hause nicht angehören, gegen Beleidigungen in Schutz zu nehmen. So mußte denn der mit Gewalt in die Debatte gezogene Oberlehrer Dr. Müller in Lippstadt, trotzdem er von dem Cultusminister selbst in Schutz genommen und für einen sehr befähigten Lehrer erklärt wurde, die „Frechheit", welche ihm vor ganz Deutschland ins Gesicht geschleudert worden ist, und der Bonner Professor die „Frechheit", „Niederträchtigkeit" und „Unverschämtheit", welche ihm der Abgeordnete Franssen angehängt hat, ruhig auf sich sitzen lassen. Zwar hat sich seines Bonner Collegen der Abgeordnete Professor Dr. Hasse sofort angenommen, indem er mit Anwendung eines Guizotschen Wortes den Herren des Centrums zurief: „Häufen Sie nur das Maß Ihrer Injurien, Sie werden das Maß unserer Verachtung nicht erreichen." Aber ist es nicht betrübend, wenn solche Reden vor dem ganzen Volke von seinen Vertretern gewechselt werden? Und entspricht es dem allgemeinen Gefühl von Recht und Ehre, daß ein unbescholtener Mann, welcher daheim, in irgend einem verborgenen Winkel Deutschlands, ruhig seines Amtes wartet, unvermuthet wie ein abscheulicher Bösewicht vor allem Volke gleichsam auf die Tribüne gezerrt und zum Gegenstand eines öffentlichen Skandals gemacht wird? Welcher ehrliebende Mann wird sich das ruhig gefallen lassen? Selbst der Ordnungsruf des Präsidenten, der obendrein jetzt nicht einmal möglich ist, wäre für solche in der denkbar größten Oeffentlichkeit zugefügten Beleidigungen keine genügende Sühne. Nimmt der Beleidiger auf erfolgte Aufforderung seitens des Beleidigten nicht durch eine förmliche Abbitte vor versammeltem Haus die Beleidigung zurück, so muß es nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen dem Beleidigten unbedingt möglich sein, sein gutes Recht vor dem ordentlichen Richter zu suchen. Das Privilegium eines oft sehr obscuren Abgeordneten, sich gegen dritte Personen jeder ihm beliebenden Verbalinjurie „straflos zu erfrechen" — dieses Privilegium widerstreitet dem vielgepriesenen Grundsatz der Gleichheit Aller vor dem Gesetze schnurstracks und ist auch als nothwendige Ausnahme parlamentarischer Freiheit in keiner Weise zu rechtfertigen. Sollte dieses Privilegium noch fernerhin aufrecht erhalten bleiben, nun, dann

tritt bei Beleidigungen, wie sie im preußischen Abgeordnetenhause vorgefallen sind, für jeden Mann von Ehre der Stand der Nothwehr ein, dann wird er seinen Beleidiger fordern und, falls dieser Forderung nicht entsprochen würde, ihn nach Gebühr züchtigen müssen. Das ist die unausbleibliche Consequenz — das nackte Faustrecht — zu welcher die bisherige schrankenlose Redefreiheit führt. Und zur Verhütung solcher Selbsthülfe ist die gerichtliche Verfolgung parlamentarischer Privatbeleidigungen eine unbedingte Nothwendigkeit geworden, damit die guten Sitten ehrliebender Männer nicht in der immer wachsenden Rohheit eines maßlos leidenschaftlichen Parteitreibens untergehen.

Aus dem Elsaß. Constitutionelle Wünsche. — Bekanntlich hat die constitutionelle Entwickelung Elsaß-Lothringens mit der Einsetzung des Landesausschusses durch kaiserlichen Erlaß vom 29. October 1874 ihren Anfang genommen. Inzwischen ist ein zweiter Schritt gethan worden: Landesgesetze für Elsaß-Lothringen können mit Zustimmung des Bundesraths und ohne Mitwirkung des Reichstages erlassen werden, wenn der Landesausschuß denselben zugestimmt hat. Neuerdings nun drängen diejenigen Kreise, welche in Elsaß-Lothringen als die politisch führenden anzusehen sind, zu einem weiteren Schritt auf der betretenen Bahn, zur Umwandlung Elsaß-Lothringens in einen constitutionellen Staat mit einer eigenen Verfassung, Volksvertretung und mit den übrigen constitutionellen Institutionen. Bei der Schöpfung des Reichslandes hat man dieses Endziel wohl nicht vor Augen gehabt; allein jetzt drängen die Verhältnisse selbst darauf hin, es wird früher oder später erreicht werden, und schließlich steht ja die Idee eines Reichslandes nicht im Gegensatz zu einem Verfassungsstaate.

Wie es heißt, gehen die Mitglieder des Landesausschusses und die elsaß-lothringischen Reichstagsabgeordneten einig in dem Verlangen, daß dem Lande eine Verfassung verliehen werden müsse, und sie beabsichtigen, diesem Verlangen auf parlamentarischem Wege Ausdruck zu geben. Man kann darauf einigermaßen begierig sein, wie dasselbe im Einzelnen dargestellt und begründet werden wird; denn darüber, daß die Klericalen und die Autonomisten, welch letztere sich wiederum aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzen, sich über präcise Detailvorschläge einigen werden, darf man berechtigte Zweifel hegen, und diese können nur bestärkt werden, wenn man drei bei Beginn der gegenwärtigen Session des Landesausschusses von hervorragenden Mitgliedern desselben gemachte Aeußerungen zusammenhält.

„Auch ich gebe mich der Hoffnung hin," sagte Alterspräsident Kempf bei Eröffnung der Session, „daß Sie sich Ihrem Alterspräsidenten anschließen und die Regierung ersuchen, doch endlich einmal die entmuthigende Periode

der Zurückhaltung und des Zögerns zu schließen und entschlossen Elsaß-Lothringen jene autonome Verfassung zu bewilligen, die den Gegenstand und das Endziel seiner beständigen und berechtigten Forderungen bildet, eine Verfassung, die dem Lande definitiv die ihm von Rechtswegen unter den Bundesstaaten des Reiches zukommende Stellung sichern soll."

Dagegen äußerte der Vicepräsident des Landesausschusses, Baron Zorn von Bulach, in der dritten Sitzung bei Gelegenheit eines Gesetzentwurfes über Beschränkungen der Baufreiheit in den neuen Stadttheilen des erweiterten Straßburg: „Ich glaube, wir hegen Alle einstimmig den Wunsch, die Stadt Straßburg möge sich vergrößern und verschönern. Aber bevor dieser unser Wunsch in Erfüllung gehen kann, muß eine andere Frage ihre Lösung gefunden haben. Wir müssen zuvor die so oft begehrte Constitution erhalten, Straßburg muß der Sitz einer constitutionellen Kammer werden und seinen Stadtrath wieder erhalten. Dies sind die Vorbedingungen für die Verschönerung und Vergrößerung der Stadt Straßburg ..... Ich muß anerkennen, daß unsere unmittelbare Verwaltung unsere Wünsche und Anträge in dieser Hinsicht unterstützt; es ist in Berlin, wo wir auf Widerstand stoßen. Hoffen wir, daß derselbe nicht mehr von langer Dauer sein wird."

In derselben Sitzung, bei der Berathung eines anderen Gesetzentwurfs, nahm auch der dem Reichstage angehörige Abgeordnete Grad Gelegenheit, diesen Punct zu berühren; er sagte: „So lange das Land keine Verfassung und freigewählte Vertretung hat, werde ich mich nicht an einer Maßregel gegen die Befugnisse der Bezirkstage betheiligen können."

Eine Constitution wollen also die leitenden Kreise Elsaß-Lothringens für ihr Land, d. h., wie wir nach anderen Auslassungen und Mittheilungen erläuternd hinzufügen können, constitutionelle Institutionen und eine staatsrechtliche Stellung im Reich, wie sie etwa Baden besitzt. Diese Bestrebungen wird man indessen, auch wenn man ihnen nicht feindlich gegenübersteht, nicht ohne Reserve unterstützen können. Was die staatliche Gleichstellung Elsaß-Lothringens im Reiche anbetrifft, so wird sie in der Praxis eigentlich schon längst anerkannt, und Elsaß-Lothringen würde sicher auch im Bundesrathe vertreten sein, wenn nicht die dazu erforderliche Verfassungsänderung, die Verschiebung gleichzeitig des sorgfältig aufrechterhaltenen und überwachten Stimmenverhältnisses der deutschen Staaten im Bundesrath und personelle Fragen geradezu unübersteigliche Schwierigkeiten bereiteten. Dieselben werden auch vorläufig nicht zu beseitigen, die Wünsche der Elsaß-Lothringer daher in diesem Puncte nicht zu erfüllen sein.

Eng damit verbunden ist das fernere, von Herrn Kempf und Herrn Baron von Bulach angedeutete Verlangen nach Verlegung der obersten Regierung von Berlin nach Straßburg. In den ersten Jahren nach der Wieder-

besitzergreifung des Landes lag offenbar der Schwerpunct der Verwaltung desselben in Straßburg, durch die inzwischen erfolgte Errichtung eines Reichsamtes für Elsaß-Lothringen in Berlin sind indessen die Befugnisse der obersten Berliner Behörden mehr oder minder erheblich erweitert worden. Darin liegt, wenn die Sache nicht übertrieben wird, kein Nachtheil für das Land, dessen locale Verwaltungsbehörden eine Oberaufsicht von Berlin her keineswegs ganz unentbehrlich gemacht haben. Auch in diesem Puncte wird sich schwerlich etwas ändern lassen, der Sitz der Reichsregierung ist eben Berlin, Elsaß-Lothringen ist Reichsland und die oberste Behörde desselben kann nicht außerhalb der Reichsregierung fungiren.

Anders verhält es sich mit der vom Abgeordneten Grad aufgestellten Forderung einer frei gewählten Vertretung für Elsaß-Lothringen. Diese Forderung ist, gegenüber der zweifelhaften Competenz des Landesausschusses, allerdings berechtigt, sie ist aber auch zugleich erfüllbar. Man ersetze ohne Bedenken den Landesausschuß durch eine frei gewählte Volksvertretung und unterbreite derselben eine Landesverfassung und sonstige Vorlagen, wobei freilich eine Voraussetzung für jetzt und noch für lange Zeit nothwendig vorhanden sein müßte, jene Bestimmung nämlich, wonach Landesgesetze für Elsaß-Lothringen nicht nur der Zustimmung des Landesausschusses und der Landesregierung, sondern auch der Genehmigung des Bundesraths bedürfen, und im Falle ein Uebereinkommen zwischen diesen Factoren nicht zu erzielen gewesen, dem Reichstage zur endgültigen Entscheidung zu unterbreiten sind. Unter solchen Cautelen wird man auch mit einer klerical gefärbten Volksvertretung in Elsaß-Lothringen auskommen, und je früher man sich an maßgebender Seite dazu bequemt, umso zwangloser und leichter wird sich das immer dringender geforderte Zugeständniß gewähren lassen.

Von einschneidenden praktischen Folgen wird die Schaffung einer elsaßlothringischen Landtagskammer in Straßburg unseres Erachtens nicht begleitet sein — weit wichtiger erscheint es, wenn man auf eine Reform des auf dem Verordnungswege erlassenen Verwaltungsgesetzes für Elsaß-Lothringen vom 30. December 1872 hinwirken wollte. Selbst abgesehen von dem höchst bedenklichen und noch immer gehandhabten Dictaturartikel (§ 10) finden sich in diesem Gesetze Bestimmungen, welche mit deutschen Rechtsanschauungen in schroffem Widerspruche stehen.

Aus Berlin. Thronrede. Zur Wirthschaftsreform. Schluß der orientalischen Krisis. Pest. — Die Thronrede zur Eröffnung des Reichstages hat noch einmal die hohe Bedeutung der Lösung der wirthschaftlichen Frage vor Aller Augen gestellt. In sehr bestimmter und entschiedener Weise betonen die kaiserlichen Worte die Absicht, diese Lösung in

der Richtung anzubahnen und durchzuführen, daß der nationale Markt der heimischen Production erhalten werde und daß die Zollgesetzgebung zu diesem Zwecke den Grundsätzen wiederum näher trete, auf welchen die Wirksamkeit des Zollvereins bis zum Jahre 1865 beruht hat. Zugleich wird der Wille ausgesprochen, durch Beschaffung neuer Einnahmequellen für das Reich die einzelnen Regierungen in den Stand zu setzen, auf die Forterhebung derjenigen Steuern zu verzichten, welche sie und ihre Landesvertretungen als die am schwersten aufzubringenden erkennen. So stellt also die Thronrede die beiden bekannten Zielpuncte der vom Reichskanzler inaugurirten Zoll- und Steuerreform von neuem vor dem Reichstage und vor der Nation auf.

Inzwischen ist der Reichstag schon zusammengetreten, und wenn er es auch wegen mangelnder Beschlußfähigkeit bisher noch nicht einmal bis zur vollständigen Wahl seines Präsidiums hat bringen können, so deutet doch Alles darauf hin, daß die schweren Kämpfe in seinem Schoße sehr bald beginnen werden. Zwar wird es noch einige Zeit dauern, bis die auf die Tariffragen bezüglichen Vorlagen an den Reichstag gelangen, da die Tarifcommission ihre einschlägigen Arbeiten noch nicht beendet hat, und sich auch der Bundesrath vorher noch mit diesen Fragen zu beschäftigen haben wird, doch wird wohl schon bei einem anderen näher liegenden Anlasse der Streit der wirthschaftlichen Gegensätze entbrennen. Der österreichisch-deutsche Handelsvertrag liegt dem Parlamente zur Sanction vor, und es kann nicht fehlen, daß die Discussion über denselben sich zu einem handelspolitischen Vorpostengefechte entwickelt, bei dem die Gegner ihre Kräfte versuchsweise ein wenig erproben. Seit dem Erscheinen der dem früheren Minister Delbrück zugeschriebenen Broschüre über die Getreidezölle ist keine weitere Manifestation in der einen oder anderen wirthschaftlichen Richtung erschienen, und es wird nun wohl vorerst aus der Nation heraus sich keine Stimme erheben, da man zunächst mit Recht dem Reichstage das Wort zu lassen wünscht. Uebrigens hat es ja auch an Kundgebungen aus dem Volke heraus wahrlich nicht gefehlt, und wenn auch in den Einzelfragen die Meinungen wirr durcheinander gehen, so kann man doch die Stellung der wirthschaftlichen Gruppen gegenüber dem gouvernementalen Reformplane im Ganzen klar übersehen. An der Seite der Regierung finden wir die Großindustrie und einen Theil der Landwirthschaft, auf der gegnerischen Seite stehen die Seehandelsplätze und der andere Theil der Landwirthe. Weniger klar ist die Stellung jenes großen Theiles der Nation, den man unter dem Namen der Consumenten zu begreifen pflegt, wie auch die Frage noch völlig ungelöst ist, wie sich die Interessen dieser Classe zu den Reformprojecten verhalten. Die stärkste Opposition dürfte von den Seehandelsplätzen ausgehen, in denen man insbesondere

sehr energisch gegen die Kornzölle protestirt. Die Theorie, welche man von Seiten der Industriellen den Exporteuren der Seestädte zur Rechtfertigung der Kornzölle entgegenhält, daß die Seehandelsplätze überhaupt als Stapelplätze ihre Bedeutung verloren und sich lediglich auf das Speditionsgeschäft zu verlegen hätten, wird von den Seestädten auf das lebhafteste bekämpft. Man stellt von Seiten derselben auf das bestimmteste in Abrede, daß der Getreideverkehr die Stapelplätze entbehren könnte, und prophezeit im Falle der Einführung der Kornzölle einen empfindlichen Rückgang des Getreidegeschäftes, wenn nicht dessen völligen Ruin. Es empfiehlt sich heute, dicht vor der Eröffnung der parlamentarischen Debatte, nicht näher auf die einzelnen wirthschaftlichen Controversen einzugehen, werden wir doch in kurzem die berufenen Wortführer für die Interessen der verschiedenen Wirthschaftskreise eintreten sehen. Sehr gespannt ist man auf die parlamentarischen Beiträge, die Delbrück ohne Zweifel zur Lösung der vorliegenden Probleme geben wird. Die entschiedene Verurtheilung, welche seine Handelspolitik zur Zeit in den Kreisen der Regierung findet, wird ihn ohnehin veranlassen, seinen Standpunct in der Vergangenheit und in der Gegenwart darzulegen. Daß seine Auslassungen für viele Fragen sehr entscheidend in das Gewicht fallen werden, ist ohne Weiteres ersichtlich.

Sehr erfreulich ist, daß inmitten aller der bangen Sorgen um die Gestaltung der Zukunft und inmitten der allgemeinen Unsicherheit der Meinungen über den Ausgang des wirthschaftlichen Kampfes wenigstens eine Frage schon jetzt eine wenn auch nur principielle, so doch sichere und ausreichende Lösung gefunden hat, die Quotisirungsfrage. Diese Lösung erfolgte durch die jüngste Erklärung des Finanzministers Hobrecht im Abgeordnetenhause. Derselbe sagte, er sei durch eine Allerhöchste Cabinetsordre ermächtigt, das Einverständniß der Staatsregierung damit zu erklären, daß, insoweit eine Steuerreform des Reiches, sei es durch Herabminderung der Matricularbeiträge unter den im Etat von 1878/79 vorgesehenen Satz, sei es durch directe Ueberweisung verfügbarer Einnahmen vom Reiche, für den preußischen Staat einen Betrag disponibel macht und insoweit über diese Mehreinnahmen nicht mit Zustimmung der Landesvertretung behufs Ueberweisung eines Theiles der Grund- und Gebäudesteuer an die Communalverbände oder auf andere Weise Verfügung getroffen ist, ein entsprechender Betrag der Classen- und classificirten Einkommensteuer zu erlassen ist. Durch diese mit großem Beifalle von der Landesvertretung aufgenommene Erklärung ist der Gefahr vorgebeugt, daß sich aus der wirthschaftlichen Frage ein Conflict über constitutionelle Gerechtsame entwickeln könnte, denn durch diese principielle Darlegung des Standpunctes der preußischen Regierung ist volle Garantie dafür gegeben, daß die Durchführung der Steuerreform im Reiche keine Beeinträchtigung des Budgetrechtes des preußischen Abgeordnetenhauses nach sich ziehen wird.

Es ist eine sehr glückliche Fügung, daß in demselben Augenblicke, in dem unsere heimischen politischen Angelegenheiten unsere volle Aufmerksamkeit erfordern, die so lange brennend gewesenen Fragen der auswärtigen Politik ihre endliche Erledigung gefunden haben. Nachdem in diesen Tagen auch der russisch-türkische Separatfrieden unterzeichnet worden ist, ist fast der ganze Kreis der orientalischen Streitfragen geschlossen. Nur die Regulirung der griechischen Grenze steht noch aus, Alles Andere ist nach den Beschlüssen des Berliner Congresses vollzogen worden. Die Welt hat den Frieden und wird ihn hoffentlich lange behalten.

Auch die Pestgefahr rückt immer mehr in die Ferne. Die russische Regierung ist in voller Arbeit, um der Epidemie wirksam entgegenzutreten. Die letzten Nachrichten über den Stand der Krankheit lauteten fortgesetzt so günstig, daß die deutsche Thronrede sogar schon auf die eventuelle baldige Wiederherstellung des regulären Grenzverkehrs hindeuten konnte. Auch seit der Verkündung der Thronrede sind die eingegangenen Nachrichten fortdauernd günstig gewesen. So weicht allmählich das schreckende Gespenst. Wie sich immer klarer herausstellt, hat nicht zum wenigsten die sensationslüsterne russische Presse dazu beigetragen, um es vor Europa heraufzubeschwören. Diese Blätter haben sich dadurch ein trauriges Denkmal gesetzt. Natürlich waren ihre drastischen Schilderungen der Pest meistens begleitet von den Ausfällen gegen die deutsche Politik und das deutsche Wesen, die nun einmal zu den nothwendigen Requisiten der turbulenten slavophilen Journalistik gehören. Denn gerade die Slavophilen waren auch hier am rüstigsten bei der Arbeit. Glücklicherweise hat dieses Treiben nun wohl sein Ende erreicht. Die Thatsachen straften die Sensationsberichte Lügen und was die Haltung Deutschlands gegenüber der Pestgefahr anlangt, so mußte schließlich selbst dem hitzigsten Slavophilen klar werden, daß sie keinen Anlaß für die nationale Empfindlichkeit bieten konnte, wie die gemäßigten und gut orientirten russischen Organe dies auch stets betonten. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß jüngst in Petersburg eine neue Zeitschrift „Otgoloski" erschienen ist, welche sich redlich und erfolgreich bemüht, dem russischen Publikum ein richtiges Verständniß des deutschen Wesens und der deutschen Politik zu erschließen. Eine sehr erfreuliche Erscheinung, denn bei der leidenschaftlichen Erregung, mit der die panslavistischen Blätter die deutschen Zustände und die Tendenzen Deutschlands gegenüber Rußland sehr zum Nachtheile des guten nachbarlichen Verhältnisses beider Länder zu besprechen pflegen, ist es für die Fortdauer dieser guten nachbarlichen Beziehungen sehr wesentlich, daß in der Petersburger Presse die Partei verstärkt wird, welche klares und gesundes Verständniß für unsere Verhältnisse und unsere Politik hat und Werth darauf legt, die gegenseitigen Beziehungen freundlich zu gestalten.

17. Februar. F.

Literatur.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Achter Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878. — Seitdem Riehl (1871) die Herausgabe dieses in engeren Kreisen rühmlichst, in weiteren Kreisen leider noch nicht genügend bekannten Unternehmens übernommen hat, scheint es an Interesse und Frische gewonnen zu haben. Schon früher hatte das „Taschenbuch" die Culturgeschichte mit Vorliebe gepflegt, von unseres ersten Culturhistorikers kundigem Sinne erfüllt, hat es nun in erhöhtem Maße die Geschichte der Gesammtgesittung der Völker, wie sich dieselbe nach Riehls wichtiger, weiter Auffassung der Culturgeschichte in Kunst, Literatur und Wissenschaft, im wirthschaftlichen, socialen und politischen Leben und in den Privatalterthümern darstellt, gepflegt. Riehl wendet sich mehr als sein Vorgänger auch an die Aufmerksamkeit des gebildeten, nicht eigentlich zunftgelehrten Publikums und in erster Linie sind es seine Beiträge, welche das lebhafteste Interesse jedes Gebildeten erwecken. Zeitgemäße Aufsätze, zeitgemäß im weiteren Sinne, füllen auch den neuesten Band. Hans Prutz' „Studie über Christenthum und Islam während des Mittelalters und die culturgeschichtlichen Ergebnisse der Kreuzzüge", sowie „Die Molokenen, ein Beitrag zur Sectenkunde und Kirchengeschichte Rußlands" von Traugott Pech wären in erster Reihe zu nennen, aber auch Georg Rosens Aufsatz über die Beziehungen des Serbenvolks zu Rußland (bis 1806), Gerson Wolfs Darstellung kirchenpolitischer Fragen aus der Josephinischen Zeit, Adolf Sterns Schilderung des Musenhofs der Königin Christine von Schweden fesseln und regen an. Riehls nur zu kurzes Vorwort erweckt allerdings den lebhaften Wunsch in uns, ihn selbst, den großen Gelehrten und Schriftsteller, mit eigenen Beiträgen recht oft vertreten zu finden. D.

Die Brieftaube „schneller als der Blitz, flüchtiger als die Wolke", von M. Sabbagh, aus dem Arabischen, nebst einem Anhange: Beiträge zur Geschichte der Taubenpost von C. Löper. Straßburg, Carl Trübner. 1879. — Der deutsche Leser wird hier mit einem arabischen Schriftsteller bekannt gemacht, der ein kurzes Lehrbuch der Taubenpost geschrieben hat, eine Art Anleitung zur Auswahl, Züchtung und Abrichtung dieser im Orient seit alten Zeiten zum brieflichen Verkehr benützten Vögel. Der Gegenstand hat ein culturhistorisches Interesse, und dieses wird noch erhöht durch die beigefügten prosaischen und poetischen Stellen älterer orientalischer Gelehrten über das Brieftaubenwesen. Welcher Zeit der arabische Verfasser angehört, hat der Ueberseter vergessen mitzutheilen. Im Jahre 1805 wurde die Schrift mit gegenüberstehendem arabischem und französischem Text von Silvestre de Sacy veröffentlicht und aus dem Französischen ist jetzt die deutsche Uebertragung bewerkstelligt. Im Anhang theilt der belesene Uebersetzer noch eine Reihe von geschichtlichen Notizen über die Taubenpost mit, die zuerst von dem Khalifen Nureddin-Mahmud im Jahre 1171 n. Chr. förmlich eingerichtet worden sein soll, während im Uebrigen die Angaben von einer Abrichtung der Tauben zu diesem Zweck in ein weit höheres Alterthum hinaufreichen. Eine große Zukunft verspricht der Verfasser im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen dieser mühsamen Art des Verkehres nicht, obwohl es, wie die Belagerung von Paris in den Jahren 1870—71 beweist, immer noch Fälle giebt, wo die Benutzung der Brieftaube praktisch werden kann. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 20. Februar 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Fischhofsche Handschrift.

Ein Beitrag zu Beethovens Leben.

Es wurde in „Beethovens Musikgräferl"*) auch ein Stück der auf der Berliner Bibliothek befindlichen „Fischhofschen Handschrift" mitgetheilt. Dieselbe ist nach ihrem biographischen Inhalte werthvoll genug, um dem Wesentlichen nach den Freunden des Meisters — und wer wäre dies heute nicht? — in einer Weise vorgelegt zu werden, die das Unwahre oder Halbwahre genau bezeichnet und so dem Wahren erst sein volles Gewicht giebt.

Der Anlaß dieser Aufzeichnung und Sammlung war das Erscheinen der allerdings sehr „elenden" kleinen Schrift: „Ludwig van Beethoven. Eine Biographie von J. A. Schlosser" in Prag im Jahre 1828, also ein Jahr nach Beethovens Tode, die seltsamer Weise „zur Erwirkung eines Monuments für dessen Lehrer Joseph Haydn" dienen sollte. Denn dieselbe ist eben so lückenhaft wie reich an unrichtigen Daten. So erläßt denn der Vormund von Beethovens Neffen eine öffentliche Aufforderung zu Beiträgen für „eine der großen Kunsttalente Beethovens würdige Biographie" und dabei wird zugleich das Wenige, was an Papieren aus dem Nachlaß noch vorhanden war, und was damals schon gedruckt vorlag, gesammelt. Eine Anzahl werthvoller Papiere, Briefe Beethovens und seiner Freunde, wie anderer Documente ist uns dadurch erhalten. Denn der Vormund ließ dieselben copiren und diese Copie kam in die Hände des Clavierprofessors J. Fischhof in Wien, der ein fleißiger Sammler war, während die Originalien sämmtlich entweder verloren oder doch in der Welt verzettelt sind. Den Namen der „Fischhofschen Handschrift" erhielt sie, weil elf Seiten der Aufzeichnung von ihm selbst abgeschrieben sind, und als solche befindet sie sich heute unter den so zahlreichen Beethovenrelicten der Berliner Bibliothek. Einen besonders wichtigen Theil machen dabei eben die Mittheilungen Zmeskalls aus, ohne Zweifel von ihm selbst eben zu diesem Zwecke einer „würdigen" Biographie aufgeschrieben.

*) Siehe Im neuen Reich 1878 II, S. 821.

Wo derselbe thatsächlich irrt, ist es die lange Zeit eines Menschenalters, was die Erinnerung geschwächt hat: seine Aeußerungen über Beethovens Wesen und Charakter dagegen zeigen, wie sicher ihm das Bild des großen Freundes in der Vorstellung und im Gemüthe fortlebte.

Nach einer kurzen Einleitung über Zweck und Verlauf der öffentlichen Ankündigung beginnt er unter der Ueberschrift „Charakter" mit dieser biographischen Materialiensammlung in dem uns schon bekannten Stile, doch in sehr richtiger Schilderung so:

„So schwer es ist, ein vollständiges Charakterbild Beethovens zu liefern, da er selten im allgemeinen Leben sich geäußert, und so wenig er Anlaß gab, seinen Charakter denen zu zeigen, die ihn verstanden hätten, und um zu einer richtigen Kenntniß desselben zu gelangen, er selbst das größte Hinderniß war, so interessant ist es aber auch, einem so verschlossenen Charakter durch bewiesene Eigenheiten einestheils auf die Spur zu kommen, da wo ein Faden sich zeigt, der uns in diesem Labyrinthe leitet. Dergleichen Fäden jedoch sind nur zu oft abgerissen und wir müssen sie einestheils durch Aeußerungen über sich selbst und die Welt wieder anknüpfen und dann durch die erlebten praktischen Erfahrungen jener ihm in seinem Leben ergebenen Freunde und Beförderer seiner Geschäfte fortführen."

„Um dem unsichtbaren Gewebe, das die inneren Regungen des Herzens umspinnt, und den zarten Fäden desselben nachzuspüren, welche mit der Entwicklung des Geistes zugleich mitfortarbeiten, müßte man sein zweites Ich und stets um ihn und ihm unentbehrlich gewesen sein. Da ferner die Beziehungen von außen einestheils nur nach seinem Innern sich gestalteten, so konnte man eine wahre Lebens- oder Menschenansicht seiner schwer erkennen, da er größtentheils (in der letzten Zeit beinahe ausschließlich) nur in sich lebte."

Jetzt folgen die Stellen, die sich auf die Art seiner Freundschaftsanforderungen beziehen und dann heißt es weiter: „Doch ein wahrhaftes Denkmal seines inneren hohen Werthes, seiner wahren Größe finden wir in seinem Testamente von 1802 und seinem Tagebuche und in allen seinen hinterlassenen Schriften, die theils nur Bruchstücke, Einfälle oder hingeworfene Gedanken sind." Das sogenannte Heiligenstädter Testament, von dem weiter unten noch die Rede ist, findet man in den „Briefen Beethovens" (Stuttgart 1865), das sog. Tagebuch von 1812—18 in der Schrift: „Die Beethovenfeier und die Kunst der Gegenwart" (Wien 1871), die Auszüge seiner Lectüre dagegen in „Beethovens Brevier" (Leipzig 1870). Darauf fährt nun unser Gewährsmann wieder sehr wahr und bezeichnend fort:

„Selbständigkeit war das wesentlichste, nach dem er trachtete, ohne Egoist zu sein. Doch wie viele Opfer hat es ihn gekostet, dieselbe zu erringen! Und ob er sie errang? In Beziehung auf seine Kunst, die ihm das höchste

war, hat er es erreicht, wenn es sich darum handelte, seine idealen Eigenheiten bei Dichtung eines Tonstückes, besonders in späterer Zeit, darzustellen, die Ausführbarkeit desselben in Hinsicht des Effectes blieb aber zu bezweifeln."

„Natürlich ist es, daß sein Ideenschwung durch den Verlust des Gehörs schon darum einen ungewöhnlichen Flug außer dem Gebiete des gewöhnlichen Verstandes nehmen mußte, als er mit den Jahren vorgerückt und nur sich selbst lebte; diese ganzen ungewöhnlichen Ideen bleiben dem gewöhnlichen Menschen verschlossen. Beethoven konnte es nur genügen, in den Regionen einer höheren Welt sich anzusiedeln, da wo der praktischen Kunst in ihrer höchsten Aeußerung nur ein Spielraum mehr gewährt wird, wo ein Arkadien sich ihm aufschloß, in welchem wenige ihm folgen konnten, ein Meer von Wonne, welches wenige nur zu beschiffen verstehen, nur solche, die von Natur mit jener himmlischen Gabe betheilt sind, die sich nur empfinden läßt, ohne mittheilbar zu sein. Diese hat Beethoven mit in sein Paradies geführt und ihnen den Vorgeschmack des Himmels bereitet."

Jetzt folgen die biographischen Nachrichten, denen wir also unsere berichtigenden oder erläuternden Bemerkungen anzuschließen haben:

„Ludwig van Beethoven, Großvater unseres Beethoven und sein Taufpathe, war von Geburt ein Niederländer, wo fast jeder ein van vor seinem Namen führt. Von Geburt war er nicht von Adel, besaß aber den Seelenadel als ein würdiger Mann."

Dies letztere bezieht sich auf den Vorgang bei den „Landrechten", wo Beethoven, der seit seiner Ankunft in Wien durch sein van ebenfalls für adelig gegolten hatte, um sein Adelsdiplom gefragt, auf Kopf und Herz zeigend geantwortet: sein Adel sei hier und hier! (Beethovens Leben. 3. Band.)

„Seit 1766 [1763] war er Kapellmeister bei der kurfürstlichen Hofkapelle in Bonn, wo er bei der Direction die in den Messen vorkommenden Baßsolos mit einer schönen und biegsamen Stimme sang. Auch bei dem im Jahre 1773 errichteten Nationaltheater, wo auch italienische Opern gegeben wurden, spielte er, und [zwar] in der Oper L'amore artigiano die Solos des Schusters, sein Sohn Johann die Rolle des Schwimmers."

Irrthümlich ist hier jedenfalls die Bezeichnung „Nationaltheater", da in Bonn ein solches erst mehrere Jahre später errichtet ward. Auch mag die Jahreszahl nicht genau sein, da der alte „Hofkapellmeister" in demselben Jahre starb. Die Thatsache selbst aber wird auch von Dr. Wegeler erwähnt, der gute Bonner Traditionen zur Seite hatte.

„Der Alte starb 1774 [1773]. Dessen Sohn Johann, Vater unseres Beethoven, war Tenorist in der Hofkapelle, hatte eine rauhe Stimme, war ein guter Musiker, aber kein so guter Vater. Unser Ludwig van Beethoven wurde 1770 am 17. December zu Bonn geboren. Hier der Taufschein:

Departement de Rhin et de Moselle, Mairie de Bonn. Extrait du registre de naissances de la paroisse de St. Remy à Bonn. Anno millesimo septingentesimo septuagesimo, die decima septima Decembris baptizatus [!] Ludovicus, Parentes D. Joannes van Beethoven et Helena Keverichs conjuges, Patrini: D. Ludovicus van Beethoven et Gertrudis Müller dicta Baums. Auf der Rückseite dieses Taufscheins steht eigenhändig von Beethoven geschrieben: „Es scheint dieser Taufschein nicht richtig zu sein, da noch ein Ludwig vor mir; nur Baumgarten war glaub' ich mein Pathe 1772. Ludwig v. B."

Der Taufschein ist dennoch richtig. Beethoven ging aber damals, wo er ausgestellt war — im Jahre 1810 — auf Freiersfüßen und mochte demnach nicht gern bereits im Schwabenalter angelangt sein, hatte sich in der That auch immer für 1772 geboren gehalten. Dagegen stellt dieser Schein nur die Taufe fest, nicht auch den Geburtstag. Da dieser auch von anderer Seite nicht mehr festgestellt zu werden vermag, so muß es bei dem stets angenommenen 17. December als Beethovens Geburtstag sein Bewenden haben.

„Er zeigte schon früh wie jedes vorzügliche Genie Spuren eines originellen und bedeutenden Charakters und einer hohen Excentricität. Sein Vater begriff sehr wohl, daß ein großes Talent in seinem Ludwig keime, ohngeachtet dessen [er] aber den Knaben von dem Spielen mit Kindern, was er sehr liebte, gewaltsam verjagte und nur mit Ohrfeigen zum Clavierspielen aufmunterte. Ermahnungen und Bitten unter vier Augen an den Vater von seinen Freunden, den armen Knaben mit Liebe zu behandeln, waren vergeblich."

Die Härte der Behandlung durch den Vater wird auch von anderen Seiten bestätigt, und wenngleich die bedürftige Lage der Familie es einigermaßen entschuldigt, daß der Vater hier mit so unerbittlicher Strenge verfuhr, wo er hoffte, mit einem solchen „Wunderkinde" der Familie bald eine Unterstützung zu verschaffen, so hat doch unser Gewährsmann Recht, wenn er sagt: „Die Verschlossenheit seines Charakters, die sich in späteren Jahren immer mehr entwickelte und worunter er sein tiefes Gefühl gewaltsam verbarg, mag wohl ihre erste Nahrung aus dieser Behandlung in seiner Kindheit gesogen haben."

Darauf fährt die Erzählung fort:

„Der Musikhändler Simrock [Hornist] besaß schon damals ein großes Musiklager, meist französische Ausgaben. Er war Freund [und College] von Beethovens Vater und lieh diesem für seinen Knaben alle Musikwerke Haydns, vieles von Clementi und endlich von Mozart, wovon der Knabe in seinem neunten Jahre manches sehr gut auf einem elenden alten Forteflügel vortrug."

Von Haydn ist dies auch für diese 1770er Jahre sicher wahr, von Mozart und Clementi aber wohl erst für eine spätere Zeit. Damals war es vielmehr, wie wir hören werden, vor allem Bachs Wohltemperirtes Clavier, an dem der Knabe seine Uebungen machte.

Die Handschrift fährt fort:

„Jetzt erhielt Beethoven auf Veranlassung des Kurfürsten von Köln, Maximilian [Friedrich], der das Talent des Knaben erkannte, von dem Organisten van den Eeden nach dem Vater Beethovens den ersten Unterricht im Clavierspiele."

„Im zehnten Jahre seines Alters, ohne noch Unterricht in der Composition erhalten zu haben, schrieb Beethoven Variationen über ein Thema von Dreßler in Cmoll, die zuerst in Mannheim bei Götz aufgelegt wurden, und einige Lieder. Im Jahre darauf mußte er auf Befehl seines Vaters drei Solosonaten für das Clavier componiren, welche dem Kurfürsten zugeeignet sind. Sie sind zuerst bei Boßler in Speyer verlegt."

Der Irrthum der Altersangabe mag wohl mit Beethovens eigener langen Unkenntniß seines Geburtsjahres zusammenhängen, denn ihm verdankte ja der Erzähler solche Erinnerungen. Doch steht auch auf den Variationen selbst „agé dix ans" und auf den Sonaten „alt 11 Jahre". Lieder aus dieser Bonner Zeit sind z. B.: „An einen Säugling", „Erhebt das Glas mit froher Hand" und „Der freie Mann". Ob sie aber so früh fallen, steht nicht fest. Und jedenfalls war Beethoven damals nicht ganz ohne „Unterricht in der Composition" gewesen. Ueber einen solchen fährt nun unsere Handschrift fort:

„Von dem Organisten Neefe, der ein guter Clavierspieler und tüchtiger Musiker war, bekam Beethoven nach dem Tode des van den Eeden Unterricht sowohl im Spiele als auch im Generalbaß und machte solche schnelle Fortschritte, daß er im elften Jahre schon das Wohltemperirte Clavier von J. S. Bach spielte und kurze Zeit darauf sich auf der Orgel auszeichnete, so daß ihn der neue Kurfürst zum Nachfolger Neefes bestimmte und ihm im Jahre 1791 [?] auch den Titel eines Hoforganisten ertheilen ließ."

Der neue Kurfürst war Maximilian Franz von Oesterreich und die Ernennung geschah schon 1785 und zwar neben Neefe.

„Um seine fernere Ausbildung, die in Bonn nicht stattfinden konnte, besorgt, ließ ihn der Kurfürst auf seine Kosten zu Ende des Jahres 1792 nach Wien reisen": das heißt, er bezog sein Hoforganistengehalt auch dort weiter, und auch dies nur kurze Zeit. Denn Max Franz ward bald selbst seines Thrones entsetzt und so blieb Beethoven damals ganz und für immer in Wien. Von Bonn aber giebt die Handschrift noch folgende bemerkenswerthe Notizen:

„Unter den vielen Freunden und Gönnern seiner Heimath, die ihn liebten und schätzten, waren vorzüglich Malchus [österreichischer Gesandtschaftssecretär], die Kochsche Familie, besonders die der Breunings, Richter, Eichhoff [kurfürstlicher Mundkoch], Degenhardt [vermuthlich Wachtschreiber], der Arzt Crevelt, Klemmer [kurfürstlicher Unterbereiter], Simrock, Wegeler, [Graf] Waldstein. Letzterer zeichnete sein Porträt und nachstehende Zeilen in Beethovens Stammbuch:

‚Lieber Beethoven! Sie reisen jetzt nach Wien zur Erfüllung Ihrer so lang bestrittenen Wünsche. Mozarts Genius trauert noch und beweint den Tod seines Zöglings. Bei dem unerschöpflichen Haydn fand er Zuflucht, aber keine Beschäftigung. Durch ihn wünscht er noch einmal mit Jemand vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie: Mozarts Geist aus Haydns Händen.

Bonn den 29. October 1792.

Ihr wahrer Freund Waldstein.'"

„Ein ebenfalls zartes freundschaftliches Band schien sich in der Breuningschen Familie zwischen Beethoven und dem Kinde Lorchen entwickelt zu haben, welcher Beethoven Unterricht im Clavier gab und von welchem Hause er sich am schwersten trennte. In Beethovens Brieftasche fand sich nach seinem Tode ein mit gemachten Blumenkränzen eingefaßtes Briefchen mit folgenden Zeilen:

Glück und langes Leben
Wünsch' ich heute Dir
Aber auch daneben
Wünsch' ich etwas mir!
Mir in Rücksicht Deiner
Wünsch in Deine Huld,
Dir in Rücksicht meiner
Nachsicht und Geduld!

1790. Von Ihrer Freundin und Schülerin
Lorchen von Breuning."

Das jetzt auf der Wiener Bibliothek befindliche Stammbuch ist herausgegeben in der Schrift „Beethoveniana" von G. Nottebohm (Leipzig 1872). Das dort befindliche Porträt wird dort nur als „wahrscheinlich" den jungen Grafen Ferdinand Waldstein-Dux darstellend bezeichnet, wir erfahren also oben die sichere Thatsache. Wir erfahren ferner aus obiger Aufzählung, daß Beethovens „Freunde und Gönner" durch alle Stände gingen. Lorchen von Breuning aber schrieb ihm noch in dieses Stammbuch:

„Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatten
Bis des Lebens Sonne sinkt.
(Herder.)

Bonn den 1. November.
1792.

Ihre wahre Freundin Eleonore
Breuning."

„Von Deiner Lorchen habe ich noch die Silhouette, woraus zu ersehen, wie mir alles Liebe und Gute aus meiner Jugend noch theuer ist," schreibt Beethoven am 7. October 1821, also ein halbes Jahr vor seinem Tode. Und eine ebenfalls in die Fischhoffsche Handschrift aufgenommene Notiz lautet: „Seine Oper Fidelio, früher unter dem Titel Leonore (ob dieser Name nicht in Beziehung als Andenken der Lorchen Breuning genommen werden könnte, steht dahin) hat er aus der Ursache später umgetauft, weil Paer auch eine Oper unter dem Namen Leonore geschrieben hat." Gewiß ist, daß Beethoven von Anfang an diesen letzteren Titel für sein Werk wollte, das die edelste weibliche Treue in herzergreifender Schönheit feiert.

Jetzt folgt die Erzählung, wie Zmeskall ihn zu Haydn geführt, dessen Unterricht ihm aber nicht zuzusagen geschienen habe, und so heißt es weiter:

„Als Haydn 1795 nach England reiste, wurde Beethoven Schüler des Albrechtsberger, von welchem er auch seine Zweifel gelöst fand, die ihm stets so sehr am Herzen lagen. So trocken der Vortrag und selbst die Compositionen dieses Meisters manchem scheinen mögen, so gründlich sind sie aber auch, und Beethoven wußte diese Gründlichkeit zu schätzen und hat Albrechtsberger die Eröffnung seiner Bahn einestheils zu danken, die er mit rastlosem Bestreben verfolgte, um zu dem Ziele jenes großen Ruhmes zu gelangen, das er erreichte."

Man findet dieses Unterrichtsverhältniß im zweiten Bande von Beethovens Leben nach seinem wahren Werthe gewürdigt. Weiter berichtet Zmeskall, wie er den jungen Hoforganisten zu den Musikfreunden der Kaiserstadt geführt und fügt hinzu: „die ihm in der Folge von großem Vortheil für sein Leben waren, in der früheren Zeit aber in alle jene classischen Zirkel von Künstlern und Gebildeten der Hauptstadt brachten, wo sein Talent bald in dem vortheilhaftesten Licht erschien." Dann heißt es: „Als Virtuose hatte er also daselbst sein Ansehen schon geltend zu machen gewußt. Als Componist jedoch ging es schwerer. Pleyel, Vanhall, Clementi, Kozeluch mußten noch studirt werden, und Mozarts Compositionen übte man gern, weil sie so dankbar waren." Dazu die Vermittlung des Verlags der Zauberflötenvariationen für Cello (Op. 66)! Darauf heißt es: „Deßhalb hielt es schwer, noch andere seiner Kunstproducte für eine ihm vortheilhafte Art ans Tageslicht zu fördern. Doch sein immer mehr zunehmender Ruf als Virtuose

bahnte ihm nach und nach den Weg, seine Compositionen erscheinen zu lassen. Die drei Trios für Pianoforte, Violine und Violoncello Op. 1 (diese Perlen aller Sonaten) eigentlich aber das 6. [?] Werk, erregten mit Recht Bewunderung, obwohl sie in wenigen Zirkeln noch vorgetragen werden konnten; wo aber dieses stattfand, hatten sie bei Kennern und Musikfreunden ungetheilten Beifall, der stets auch bei seinen folgenden Werken zunahm, je mehr man sich an das frappant Originelle dieses Meisters nicht vielmehr gewöhnte, als seinen Geist aufgefaßt hatte und den hohen Genuß, ihn zu verstehen, auch zu erwerben sich bemühte."

Ich schalte hier zur Bestätigung der obigen Angabe Zmeskalls ein, daß den Verlag des Trios Op. 1 kein Geringerer als der Fürst Lichnowsky vermittelte, und zwar indem er obendrein auf seine Kosten dem Componisten ein vermeintliches Honorar von ein paar hundert Gulden vom Verleger Artaria auszahlen ließ. So hat mir der Sohn dieses letzteren selbst erzählt. Das Werk selbst ist auch dem Fürsten gewidmet. Die Handschrift aber fährt fort:

„Nun schrieb er die zwei herrlichen Sonaten für Pianoforte allein (Op. 2), welche er aus Dankbarkeit seinem ersten [?] Lehrer Haydn widmete. So konnte er natürlich auch ein kleines Publikum für sich enthusiasmiren, während die Menge weniger Theil an seinen Geistesproducten (als unausführbar) nahm und ihn mehr als Virtuosen schätzte. Letzteres war er zugleich in einem sehr hohen Grade. Denn seine Phantasie riß jeden, der nur den mindesten Sinn für Tonkunst hatte, dahin. Das Feuer seines Vortrages, die frappanten Wendungen und Contraste, die er durch tief gefühlvolle Melodien schnell auf abenteuerlich erhabene Ideen zu bauen wußte, geleiteten die Zuhörer in ein noch wenig bekanntes Land der Empfindungen."

„Sein angeborenes Talent im freien Phantasiren, der größte Zeuge seines Genies, gab ihm häufig Gelegenheit sich hören zu lassen. (Anekdote): In dem Hause eines reichen Kaufmanns spielte Beethoven einst eine freie Phantasie, wozu er gebeten wurde und auch eine ansehnliche Gesellschaft, deßwegen geladen, zugegen war. Er hatte die Gewohnheit bei solchen Gelegenheiten in einem Nebenzimmer der Gesellschaft zu spielen, ohne gesehen zu werden. Einer der Anwesenden war kühn genug zu Beethoven hineinzugehen und ihn beim Spielen zu beobachten. Sogleich stand Beethoven vom Pianoforte auf, nahm seinen Hut und eilte schnell fort, ohne sich durch Zureden und Bitten aufhalten zu lassen."

Solcher jähen Störungen eines hohen Geistesgenusses durch täppische Neugier gab es leider manche in Beethovens Leben und oft noch mit drastischen Zuthaten durch eine gesunde Grobheit, die dem Niederländer dann rechtzeitig einfiel. Wer ahnt aber auch den erhöhten Zustand des Seelenlebens,

der allein zu den wunderbaren Visionen befähigt, die solchen Phantasien zu Grunde liegen? Die Musik ist den meisten Menschen eben — Musik. Um so mehr haben wir einen solchen Freund und Zeugen seines Genius zu schätzen wie unseren Erzähler hier.

Das Folgende ist eine beachtenswerthe Entstehungsgeschichte von Beethovens tragischem Geschick des Gehörleidens:

„Im Jahre 1796 kam Beethoven an einem sehr heißen Sommertage ganz erhitzt nach Hause, riß Thüren und Fenster auf, zog sich bis auf die Beinkleider aus und kühlte sich am offenen Fenster in der Zugluft ab. Die Folge war eine gefährliche Krankheit, deren Stoff sich bei seiner Genesung auf die Gehörwerkzeuge setzte, von welcher Zeit an seine Taubheit successive zunahm. Wenn dieses Uebel jedoch nicht beweislich genug diesem Umstand zugeschrieben werden könnte, so ist eine zu große Reizbarkeit der Gehörwerkzeuge die wahrscheinlichste Ursache jener unglücklichen stets zunehmenden Taubheit, sowie bei Naumann und Anderen dies der Fall war.“

Auch gegen Andere hat Beethoven selbst einen Typhus als Ursache seines Leidens genannt, der ja leicht gerade solche Verletzungen der Sinnesorgane zurückläßt. Andererseits ist freilich der Sommer 1796 in keiner Weise als von einer so heftigen Krankheit unterbrochen constatirt. Und doch wieder stimmt zu dieser Jahreszahl Beethovens eigene Angabe in dem Heiligenstädter Testament von 1802, die sich auch von anderer Seite her im wesentlichen bestätigt, so daß unser Bericht doch in der Hauptsache Recht behalten wird. Denn auch Beethovens Neigung zum Umherschweifen in Wald und Feld, von seiner schönen rheinischen Heimat her zeitlebens seine liebste Gewohnheit, ist bekannt, ebenso seine fast titanisch trotzig-übermüthige Abneigung gegen alles was Zwang oder nur Abwarten und Sichfügen heißt. Andererseits wieder die Eigenthümlichkeit der glühend heißen Glacis von Wien und dagegen die kühlen großen Räume der Häuser in den engen Gassen der damaligen inneren Stadt! So bleiben wir denn gern bei dieser Begründung als der annehmbarsten und am meisten auf natürlicher Erklärung beruhenden und vernehmen also weiter, wie sich der arme Kranke zu helfen suchte und auch hier nach seiner Ungeduld und Unbehülflichkeit nicht zu helfen wußte. Zunächst ist von einem der auf der Berliner Bibliothek befindlichen vier Hörrohre die Rede, die ihm, allerdings erst viele Jahre später, der Mechanicus Mälzl, der Erfinder des Metronoms, construirte, und die Handschrift schaltet denn hier vorerst den bekannten Brief an Hofrath Mosel über denselben (Briefe Beethovens Nr. 165) ein, der ins Jahr 1817 fällt. Dann heißt es weiter:

„In dieser Zeit und da sich die Gelegenheit darbot mit Mälzl über eine Maschine sich zu besprechen, die für sein Gehör von Vortheil sein könnte, war er besorgter als sonst für den Krankheitszustand dieses für ihn so wich-

tigen Organes. Es wurde auch von diesem geschickten Mechaniker eine Maschine erfunden, die aber den Erwartungen Beethovens nicht entsprochen haben mußte, da er sie nur kurze Zeit und dann nur selten benutzte."

„Früher hatte er eine Gelegenheit verabsäumt, die, wenn er sie mit allem Eifer benutzte, ihn vielleicht von seinem Uebel befreit haben würde. Er beklagte jetzt, seinem Freunde Zmeskall damals nicht gefolgt zu sein. Es lebte nämlich in der Metropolitankirche zu St. Stephan ein Geistlicher mit dem wohlverdienten Rufe, Gehörkranke zu heilen, der auch viel bewährte Zeugnisse von solchen Personen aufzuweisen hatte, die durch seine Mittel genesen waren. Herr von Zmeskall bewog mit vieler Mühe Beethoven mit ihm dahin zu gehen. Anfangs befolgte er auch den Rath des Arztes; da er aber täglich zu ihm gehen mußte, um sich eine Flüssigkeit in die Ohren träufeln zu lassen, so war ihm dieses um so unangenehmer, als er bei seiner Ungeduld noch wenig oder gar keine Besserung zu spüren glaubte, und blieb aus. Der besorgte Arzt verständigte Herrn von Zmeskall davon, welcher ihn jedoch bat, sich zu dem eigensinnigen Kranken selbst zu verfügen, um seiner Bequemlichkeit entgegenzukommen. Der Geistliche, gutmüthig besorgt, Beethoven zu helfen, ging in dessen Wohnung. Aber ebenso war seine Bemühung in wenigen Tagen schon vergebens, indem Beethoven sich verleugnen ließ und so eine vielleicht mögliche Hülfe oder mindestens Linderung seines Zustandes vernachlässigte. Wenn auch schon damals Dr. Maurices akustisches Oel gegen Taubheit erfunden gewesen wäre, hätte Beethoven vielleicht einen ebenso nachlässigen Gebrauch davon gemacht."

Letzteres ist unzweifelhaft. Denn ganz abgesehen davon, daß er bei seinem künstlerischen Schaffen in ein Meer versunken war, wo er nichts sah und hörte als den erhabenen Reihentanz seiner musikalischen Ideen und daher auch ein Sinneswerkzeug, das zum täglichen Leben so unausweichlich nothwendig erscheint, nicht vermißte, weil er es eben nicht brauchte, — abgesehen davon, daß ihm das leibliche Gehör also in der weitaus größeren und bedeutenden Hälfte seines ganzen Daseins, wie er selbst einmal vom Adel sagt, eine „unbedeutende Bedeutenheit" war, stand er ja leider ebenso in der zwingenden rein äußeren Nothwendigkeit, stets „schreiben" zu müssen, um nur zu leben, und wie konnte er da zu einer bestimmten Zeit stets richtig irgendwo sein, etwas regelmäßig thun und sich überhaupt um sich selbst bekümmern? Es gehörte dies nun einmal möchte man sagen, zu seiner Existenz, und die tiefe Abgeschiedenheit von aller Welt, die durch das Leiden des Gehörs nur befördert werden mußte, ließ ihn um so innerlich beseligter in der Welt seiner erhabenen Gesichte sein.

Von dieser seiner eigentlichen Existenz bekommen wir denn auch hier noch einige wohlbegründete Nachricht:

„Beethoven hatte außer diesem Uebel eine starke Natur und war gewohnt jeden Sommer auf dem Lande zuzubringen, wo er tagelang und sogar des Nachts bei Mondenschein in den Wäldern und rauhesten Gegenden herumirrte und componirte. Sein Lieblingsaufenthalt war die Brühl [bei Mödling], eine für seine Empfindungen angemessene erhabene Gegend. Im Jahre 1802 überfiel ihn jedoch eine ernstliche Krankheit, die bis in den Winter hinein anhielt und es ihm unmöglich machte, Heiligenstadt, seinen damaligen Sommeraufenthalt, wo er die Bäder brauchte, zu verlassen. In seinem Nachlasse wurde das bereits bekannte Testament vorgefunden, das er in Heiligenstadt eigenhändig aufgesetzt, und wovon Niemand wußte, das auch von keinem Zeugen unterfertigt war."

Nicht eigentliche Krankheit, aber anhaltend tiefste Verstimmung des gesammten physischen Organismus war es, was jenes so ergreifende Schriftstück erzeugte, das, so oft abgedruckt, uns in der That fast wie die Worte zu Beethovens tiefsten Seelenmelodien klingt. Nur der Brief an die unbekannte „unsterbliche Geliebte": „Mein Engel, mein alles, mein Ich!" hat eine ähnliche ergreifende Macht auch in der Sprache.

Jetzt folgen einige allgemeinere Notizen:

„Nach dieser dauernden Krankheit war sein Geist wieder thätig und sein Genius rührte die Fittige gewaltiger als früher [Eroica, Fidelio, Fünfte und Sechste Symphonie!]. Sein Ruhm verbreitete sich jetzt allgemein. Er wurde im August 1809 correspondirendes Mitglied des königlichen Institutes der Wissenschaften, Literatur und Kunst zu Amsterdam. Der König von Westfalen [Hieronymus] bot ihm eine Capellmeisterstelle an seinem Hofe an und es stand zu befürchten, daß durch noch andere Anerbietungen Beethoven Wien wohl verlassen könnte. Dieses zu verhüten bot man alles auf, ihn zu fesseln. Da aber Beethoven wirklich bis 1809 noch keinen sicheren Lebensunterhalt hatte, als was er sich durch seine Kunst allein erwarb, so wurde ihm durch folgende Urkunde ein fester jährlicher Gehalt zugesichert."

Man findet das „Decret" der drei österreichischen Edlen — es sind Erzherzog Rudolf, Fürst Lobkowitz und Fürst Kinsky — in der Biographie Beethovens. Was aber in Amsterdam damals die Augen einer königlichen Akademie gerade auf den bescheidenen Wiener Musiker gelenkt hatte, mögen wohl J. F. Reichardts „Vertraute Briefe" aus diesem Frühjahr 1809 gewesen sein, die schon recht viel Rühmendes wenigstens von manchen seiner Werke zu sagen wissen. Wenigstens sind dieselben in Amsterdam erschienen.

Jetzt folgen jene Species facti über des Fürsten Kinsky's Zusage der vollen Auszahlung des Gehalts auch nach dem Finanzpatent von 1811 und die darauf fußende Eingabe an das Prager Gericht, bei der wohl Zmeskall mithelfend gewesen: sie stehen ebenfalls in den „Briefen Beethovens". Weiter

heißt es: „Im Jahre 1812 fing Beethoven sein Tagebuch an (s. Beilage).“ Ich habe das so höchst bedeutsame Schriftstück, von dem sich auch eine alte Copie in meinen Händen befindet, in der Schrift: „Die Beethovenfeier und die Kunst der Gegenwart“ mit den nothwendigen biographischen Feststellungen und Erläuterungen herausgegeben. Es bildete den weitaus werthvollsten Theil der ganzen Fischhoffschen Handschrift, denn das Original ist heute ebenfalls in seine einzelnen Blätter zerstückt in der Welt verstreut. Es enthält neben vielen Notizen biographischer oder musikalischer Natur wahre Seelenausrufe des unglücklichen großen Mannes.

Sodann kommt ein liebenswürdiger Zettel vom Erzherzog Rudolph vom Jahre 1813, man findet ihn im zweiten Bande Beethovens Leben. Ein alter Zeitungsbericht über jene beiden Concerte in demselben Jahre 1813 aber, die, vor allem durch die Aufführung der „Schlachtsymphonie“, zuerst Beethovens allgemeine Popularität begründeten, ist hier ebenfalls mitzutheilen, weil ihn in dieser Uebersicht der ganzen für Beethoven so folgenreichen Begebenheit keine der Sammlungen und Schriften, die Beethoven betreffen, enthält:

„Mälzl, durch seinen erfundenen Metronomen „Panharmonikon“ und andere Kunstwerke sehr berühmt geworden, stand im Begriff mit einem Theil seiner Kunstwerke eine Reise nach England anzutreten. Er wollte aber vorher dem hiesigen Publicum noch einen Beweis seiner Verehrung geben und damit zugleich einen patriotisch wohlthätigen Zweck verbinden. Beethoven, dem dieser Anlaß, ein Opfer seiner Kunst bei dieser Zeit auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, sehr willkommen war, machte Mälzl mit der von ihm ganz neu verfaßten großen vollstimmigen Instrumentalcomposition „Wellingtons Sieg bei Vittoria“ ein freundliches Geschenk, und auf Mälzls Ansuchen zeigten die auserlesensten Künstler dieser Kaiserstadt, von gleichen Gesinnungen beseelt, sich ebenso bereitwillig, ohne Anspruch auf den ihrem Ruhme und ihrer Kunstfertigkeit gebührenden Rang, jeden auch untergeordneten Part anzunehmen und das Ganze der Composition unseres berühmten Tonsetzers in seiner Vollkommenheit vorzutragen. So wurde mit der Bestimmung des Ertrags für die in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen österreichischen und baierischen Krieger am 8. December 1813 im Saale der Universität ein Kunstfest gegeben, das durch die hinreißende Schönheit der Beethovenschen Composition, durch die vollkommene Ausführung von mehr als 100 Virtuosen vom ersten Range (wobei der k. k. Hofcapellmeister Salieri es nicht unter seiner Würde fand, den Tact den Trommeln und Kanonaden zu geben, ein Ludwig Spohr und Mayseder, jeder durch Kunstfertigkeit der obersten Leitung gewachsen, zweite und dritte Stellen nahmen, ein Hummel die große Trommel schlug, ein Siboni, Giuliani und andere berühmte Künstler an ganz untergeordneten Plätzen standen), das durch Mälzl Kunsttrompeter und

endlich durch den einstimmigen enthusiastischen Beifall aller Zuhörer in seiner Art einzig war."

„Die Aufführung bestand in der von Beethoven ganz neu componirten großen Adursymphonie, nach welcher Mälzl seinen mechanischen Trompeter hören ließ, zu dessen Spiel das Orchester die eigens von Dussek und Pleyel verfaßte Begleitung aufführte, und den Beschluß machte das oben erwähnte Beethovensche Instrumentalstück in zwei Abtheilungen, wovon die erste Wellingtons Schlacht, die andere dessen Sieg bei Vittoria zum Gegenstande hatte."

„Der Beifall, den Beethovens kraftvolle Compositionen, von ihm selbst dirigirt und durch die aus Eifer für Kunst und die Sache des Vaterlandes zu diesem Feste der Kunst und patriotischen Wohlthätigkeit vereinigten ersten Künstler der Kaiserstadt, bei allen Zuhörern fanden, stieg bis zur Entzückung. Von mehreren Sätzen der Beethovenschen Compositionen wurde durch anhaltendes Klatschen die Wiederholung und endlich die nochmalige Aufführung dieser musikalischen Unterhaltung verlangt. Der Künstlerverein, immer von denselben Gesinnungen belebt, ließ sich dazu bereit finden, und so wurde am 12. desselben Monats die Wiederholung vor einer noch zahlreicheren und ansehnlicheren Versammlung von Kunstliebhabern gegeben und mit gleichem einstimmigen Beifall aufgenommen."

„An der Spitze der ersten Violine stand der rühmlichst bekannte Herr Schuppanzigh, unter den übrigen mitwirkenden Künstlern bemerkte man mit Vergnügen die Herren (wir geben nur die bekannten Namen) Dragonetti [Contrabassist], Dreßler, Friedlowsky, Gebauer, Gering, Gottlieb, Hensel, Hauschka, Hummel, Kraft, Vater und Sohn, Lieber, Linke, Mayseder, Meyerbeer, Moscheles, Pechatschek, Pixis, Romberg, Salieri, Schlesinger, Siboni, Sina, Spohr, Weiß und andere vollkommene Künstler, welche alle zu nennen der Raum nicht erlaubt. Die reine Einnahme von 4000 Gulden wurde dem hohen Kriegspräsidio zu der angegebenen Bestimmung ehrfurchtsvoll überreicht."

Man sieht, es sind erste Meister der Zeit, die Beethoven hier vor den Siegeswagen seiner Kunst spannt, ein wahrer Triumphzug! Der alte Salieri repräsentirte die Epoche Mozart, zu ihr gehörten auch Hummel und Spohr. Meyerbeer deutet auf die Zukunft der Oper. Die Geiger Mayseder und Pixis sind bekannt, Sina und Weiß aber standen wie Schuppanzigh in Beethovens Generalstabe, ebenso wie die Cellisten Linke und Kraft. Romberg ist Andreas, der Componist der Glocke. Moscheles kennt jeder Clavierspielende und von den übrigen betonen wir nur noch den Namen Dragonetti: es ist jener große Contrabassist, dessen Spiel eine solche Höhe erreicht hatte, daß Beethoven 1823 für ihn und seine Genossen die gewaltigen Recitative wagte, die im Finale der Neunten Symphonie vorkommen. Denn sie war, wie wir noch hören

werden, für London geschrieben und Dragonetti dort im Orchester. Der Ruhm des Wiener Congresses hatte auch ihn wieder einmal nach der Kaiserstadt geführt.

Der Erfolg dieser Abende brachte denn auch Freunde wie Fremde dem in solchem Weltruhm strahlenden Meister näher und bewirkte sogar die persönliche Einladung nach London. Mit Notizen über solche Begebenheiten schließt unsere Handschrift. Zunächst heißt es da also:

„Auf Veranlassung einer seiner Freunde Dr. B**i schrieb Beethoven 1814 eine Cantate, die bis jetzt nicht bekannt und Privateigenthum ist und bei Gelegenheit des Namensfestes des Herrn Dr. Malfatti, der Beethoven damals behandelte, des Abends bei B. aufgeführt wurde. Der Text war von Abbe Bondi italienisch gedichtet. Beethoven schrieb diese Cantate mit großer Freude und Fleiß in kurzer Zeit und war am Abend der Aufführung ungewöhnlich heiter und lustig, wie ihn seine Freunde noch nie gesehen. Eben diesem Freunde B**i vertraute er einst, daß er bald in Geldverlegenheit zu gerathen fürchte."

Dr. Bertolini war Assistent jenes Dr. Malfatti, der noch an Beethovens Todesbette eine Rolle spielen sollte, und selbst „vertrauter Arzt" des Meisters in jener Zeit. Die zahlreichen Billets von ihm hat er jedoch verbrannt. Die Cantate (Un lieto Brindisi $^6/_8$ Bdur) wurde am 24. Juni jenes Jahres in Weinhaus bei Wien aufgeführt.

Weiter folgt eine für Beethovens Künstlerstolz und Künstlerruhm gleich bezeichnende Anekdote aus dem Herbst 1816:

„Zu derselben Zeit war ein englischer General K[yd] in Wien, der sich für die Werke Beethovens besonders interessirte und ein thematisch-chronologisches Verzeichniß seiner Werke wünschte. Sämmtliche bis damals erschienenen Clavierwerke Beethovens hörte er bei und von Carl Czerny. B[ertolin]i kam hier mehrmals mit K* zusammen und dieser wünschte, entzückt von Beethovens Werken, daß er ihm eine Symphonie, jedoch verständlicher als die bereits componirten und einfacher, zur Aufführung in London schreiben sollte, wofür er augenblicklich ihm 200 Ducaten und die Versicherung geben würde, solche durch die Philharmonische Gesellschaft in London zu Beethovens Vortheil aufführen zu lassen. Zugleich ließ er Beethoven durch B**i aneifern, mit ihm nach England zu reisen, wo er ihm eine brillante Existenz versichern zu können glaube u. s. w. Als B**i dies alles seinem Freunde mit theilnehmender Freude vortrug, nahm Beethoven es jedoch ganz anders auf. Er äußerte, daß er sich nichts vorschreiben lasse; er brauche kein Geld, verachte solches und werde um die halbe Welt sich nicht in die Laune eines Andern schmiegen, um so weniger aber etwas schreiben, was nicht in seinem Sinne,

in seiner Eigenthümlichkeit liege. Auch war er von derselben Zeit an kalt gegen B**i und blieb es."

Die Sache mußte in der That ihn gerade in diesem Zusammenhang der Umstände um so empfindlicher treffen, als es so den Anschein gewann, als wolle der Freund Bertolini auf diese Weise sich seiner eigenen Hülfeleistung in Beethovens damaliger bedrückten Lage entschlagen, und wir können darauf vielleicht Beethovens Wort in dem obenerwähnten Tagebuch von damals beziehen: „Von heute an nie in das Haus — o Schande über dich, von einem solchen — — — etwas zu verlangen!" Die Freundschaft war denn auch für immer zu Ende. Und was den General Kyd anbetrifft, so klingt seine Empfindung bereits aus dem Billet an den getreuen Freund Zmeskall von dem Jahre 1814 hervor: „Ich reise nicht, wenigstens will ich mir hierin keinen Zwang auflegen, — will man mich, so hat man mich, und dann bleibt mir noch die Freiheit ja oder nein zu sagen. Freiheit!!!! was will man mehr!!!" — „Selbständigkeit war das Wesentlichste, wonach er trachtete," hörten wir Zmeskall selbst oben von ihm sagen.

Die jetzt folgenden Mittheilungen beziehen sich eben auf diese projectirte Londoner Reise und wir sehen hier zu guterletzt noch einmal sicher bestätigt, daß der entscheidende Text der Fischhoffschen Handschrift von unserem „Musikgräferl" herrührt. Er schreibt nämlich in Bezug auf jenes Project, das allerdings nicht zur Ausführung gelangte, dem wir aber eine entscheidende That in Beethovens Schaffen, nichts geringeres eben als die Neunte Symphonie verdanken, Folgendes:

„Als Mälzl in England angekommen, gab er Beethovens Schlacht, welche auch dort mit dem größten Beifall angehört wurde. Seine früheren Compositionen wurden aber schon so allgemein bewundert, daß es keiner ferneren Anregung mehr bedurfte und seine dort anwesenden Freunde, Ries, Neate, K*, Smart und viele andere wünschten Beethoven dahin und arbeiteten zu diesem Zwecke, bis Beethoven endlich 1817 folgenden Brief aus London erhielt."

„London 9. Juni 1817.

Mein liebster Beethoven.

Sehr lange bin ich wieder ganz von Ihnen vergessen, obschon ich mir kaum eine andere Ursache denken kann als Ihre zu häufigen Beschäftigungen und wie ich durch andere Leute leider hören muß, eine bedeutende Krankheit sogar. Wahrlich, lieber Beethoven, die Dankbarkeit, die ich Ihnen schuldig bin, ewig schuldig bleiben muß, — und ich glaube mit offenem Herzen sagen zu können, nie aus meinen Augen gelassen habe, obschon ich manchmal bei Ihnen durch meine Feinde als

neidisch und undankbar dargestellt wurde, — ist unveränderlich, und so hatte ich immer den heißesten Wunsch, Ihnen mehr als durch Worte Beweise zu geben. Dieser sehnliche Wunsch ist nun endlich (so hoffe ich) in Erfüllung gekommen und ich hoffe in meinem alten Lehrer auch meinen alten liebevollen Freund wiederzufinden! — Die Philharmonische Gesellschaft, wo nun auch unser Freund Neate ein Director ist und wo man Ihre Compositionen allen andern vorzieht, wünscht Ihnen einen Beweis der großen Achtung und Erkenntlichkeit zu geben für die so schönen Augenblicke, die wir durch Ihre außerordentlichen genialen Werke so oft genossen haben, und ich fühle es wirklich als das schmeichelhafteste Compliment für mich selbst, mit Neate beauftragt zu sein an Sie zuerst deswegen zu schreiben. Kurz, lieber Beethoven, wir möchten Sie gern nächsten Winter unter uns hier in London haben. Freunde werden Sie mit offenen Armen empfangen, und Ihnen einen Beweis davon zu geben, habe ich den Auftrag Ihnen im Namen der Direction 300 Guineen unter folgenden Bedingungen anzutragen:

1) Sollen Sie nächstkommenden Winter hier in London sein.

2) Sollen Sie für die Philharmonische Gesellschaft zwei große Symphonien schreiben. [!]

3) Müssen Sie sich verbindlich machen keine Composition für großes Orchester für irgend ein Concert in London herzugeben noch selbst zu dirigiren, bevor oder während unserer 8 Concerte, ohne Erlaubniß der Philh. Gesellschaft, die gewiß nicht schwer sein soll.

Verstehen Sie nicht, daß wir Ihnen die Hände binden wollen, — nur um im Falle der Noth vielleicht, wenn ein Oppositionsconcert, das wir schon einmal niedergeschlagen haben, wiederaufstehen sollte, da diese Herren den Plan machen könnten, Sie gegen uns statt für uns zu besitzen; und zugleich könnte es Ihnen eine große Menge Feinde machen etwas persönlich zu verneinen, wo auf diese Art alles auf uns Directoren fallen würde, und wir haben uns nicht daran zu kehren. Wir alle sind Ihnen herzlich zugethan und ich glaube jede Gelegenheit Ihnen in Ihren Planen nützlich zu sein, würde uns eher Vergnügen machen als Sie im mindesten einschränken zu wollen."

Die ferneren drei Bedingungen sind uns hier unwesentlich, ebenso die weiteren Vortheile, die ihm, wie es dabei heißt, durch Verleger und eigene Concerte werden könnten. Der Brief schließt:

„Neate und ich freuen uns wie Kinder Sie hier zu sehen, — auch kenne ich England und zweifle keinen Augenblick an gutem Erfolg. Gestern abend wurde Ihre schöne Symphonie in Adur mit außerordent-

lichem Beifall gegeben, es macht einen furchtsam nur an Symphonieschreiben zu denken, wenn man solch Werk sieht und hört. Ich bleibe ewig Ihr dankbarer aufrichtiger Freund Ferdinand Ries."

Schon am 9. Juli erfolgt Beethovens Annahme, die dort ebenfalls mitgetheilt wird und die man in seinen Briefen findet. Allein Freund Zmeskall, dem von Ries ein Gruß geboten war, meldet aus eigenster Anschauung der Sache:

„Ungeachtet des ernstlichen Vorhabens, das sich sowohl in dieser Antwort als in Beethovens Tagebuch ausspricht, seine Reise nach England anzutreten, fanden dennoch wichtige Hindernisse statt, wovon eines der wichtigsten die Unmöglichkeit war, die für ihn annehmbaren Reisegefährten zu finden. Seine Gehörlosigkeit selbst war ihm noch weniger ein Hinderniß als diese Wahl. Drei Individuen wurden mindestens dazu erfordert, nämlich sein Arzt, noch ein Freund und ein Diener. Da ihm aber Vorschläge von allen seinen Freunden gethan wurden, die gemäß ihrer Besorgtheit für ihn eine Wahl trafen, auch sein Bruder ihn zu begleiten sich anbot, Freund Zmeskall einen höchst verläßlichen Mann ihm anempfohlen hatte, er aber nichts genehmigte und lieber allein zu reisen vermeinte, was eben so unmöglich war als ihn in Hinsicht einer Begleitung zu befriedigen, so unterblieb die Wanderung."

Nicht so die entscheidende Einwirkung auf sein Schaffen durch diese Einladung gerade von Seiten der Engländer! Und in dieser Beziehung ist von Bedeutung, was hier weiter gesagt wird:

„Doch stets hatte der Wunsch in seiner Seele gehaftet nach England zu gehen und sein Freund Ries hatte nur die Sehnsucht aufs neue und gewaltsam angeregt, die nun wie viele andere bescheidenere Wünsche in das dürre Stoppelfeld der Resignation sich begeben mußte. Er glaubte, daß ihm nirgends jene Auszeichnung, wie es sein ungeheures, für viele Jahrhunderte vorauseilendes Genie verdiente, zu Theil werden könnte als in Großbrittannien. Er wußte, daß der Geist [!] seiner Compositionen nirgends besser verstanden wurde als eben dort, und daher die ganz natürliche Neigung für dieses Land, die sein stolzes Selbstgefühl mit Recht hegen konnte. Die Auszeichnung der Britten war ihm mehr werth als was ihm das ganze übrige Europa geben konnte, da sie ihn zu jeder Zeit verstanden und gefühlt, denn dort ist die Kunst nicht der Mode Spiel. Aber unwillkürlich drängt sich uns doch die Bemerkung auf, daß Beethoven seinen besonderen Eigenheiten nach, wie ihn die Wiener kennen zu lernen genug Gelegenheit hatten, sich dem englischen Nationalcharakter sich so sehr anschmiegte. Dieses Selbstgefühl mag wohl zur Vorliebe für diese Nation beigetragen haben, da sie ihm selbst so auszeichnend entgegenkam."

So ist es in der That, und die Briefe und übrigen Aeußerungen von

ihm bezeugen, daß er sich die Engländer als Volk groß und frei, als Individuen ebenso voll Geist wie von dem männlichsten Charakter dachte. Solchem Wesen gab er denn auch in der Symphonie Ausdruck, die er damals „für England" auszuarbeiten begann und 1823/24 beendete. Es war eben die Neunte, die letzte eigentliche Symphonie! Den Preis des charaktervollen Manneswillens singt ihr Lied, und ihre gesammte Conception ist allgemein poetisch, sozusagen geistig, nicht aber speciell musikalisch. Daher ihr, was an wirklich Selbständigem geschaffen wurde, auch nur poetische Gebilde wie die „Symphonische Dichtung" Liszts und die dramatischen Instrumentalstücke R. Wagners folgen konnten! Um so werthvoller sind uns die obigen authentischen Belege des Einflusses dieser Engländer, „die meistens tüchtige Kerle sind", wie Beethoven einmal selbst schreibt, auf sein weitaus bedeutendstes künstlerisches Schaffen.

Was in dem Manuscripte selbst jetzt noch aufgezählt wird, sind zunächst die wenigen weiteren Ehrenbezeugungen, die Bestellung des Oratoriums durch die Gesellschaft der Musikfreunde und die Ursachen, die deren Ausführung hemmten, endlich im Herbst 1824, als die Neunte Symphonie in London angekommen, eine erneute Einladung dorthin durch seinen einstigen Schüler Neate, sowie ein Schreiben von Ries vom Jahre 1825 über die Aufführung der Symphonie auf dem Musikfest in Aachen und Beethovens Testament vom Jahre 1827 — man findet dieselben in den beiden Sammlungen der „Briefe Beethovens" — und endlich die kleine eigenhändige Notiz in Betreff Londons: „Die Gesundheitsumstände Beethovens waren nun aber schon von so trauriger Art, daß von einer so weiten Reise nicht mehr die Rede sein konnte, und Beethoven fühlte dies selbst nur allzu sehr. — Seine letzte große Arbeit waren die Messe Op. 123 und die Symphonie mit den Chören zu Schillers Lied an die Freude [eben die Neunte], deren Aufführung er im Mai 1824 im k. k. Redoutensaale noch selbst dirigirte."

Den Schluß der ganzen Handschrift machen jedoch die Briefe, die gerade die allerletzte Arbeit Beethovens, seine großen Letzten Quartette (Op. 127, 131, 130, 132 und 135) hervorriefen, — sie, die Briefe des russischen Fürsten Gallizin sind jedoch für unsere Mittheilungen hier so wenig von Bedeutung wie die ebenfalls hier copirte alte Recension der großen Sonate Op. 106, die also noch von Beethoven selbst gekannt war. Angehängt sind noch ein paar Anekdoten, von denen die eine zum erheiternden Abgange und als Beethovens Charakter nach einer anderen Seite hin kennzeichnend ebenfalls noch folgen möge: „Wenn Beethovens Dienstmagd ihm das Küchenbuch mit der Rechnung brachte, wo gewöhnlich nächst der zu viel angesetzten Quantität auch noch die Summe zum Vortheil derselben unrichtig addirt war, so schrieb er zur Summe ‚Esel', bezahlte aber ohne Abzug." Ludwig Nohl.

Die Ausführung des Berliner Friedens.

Die ungeheure Erschütterung, die der Orient in Folge des letzten Krieges erfahren hat, wird durch nichts einleuchtender illustrirt, als durch den schwerfälligen, mühevollen Gang, den das Friedenswerk seit dem Berliner Congreß nimmt. Zwar ergreift die Diplomatie jede Gelegenheit, ihre Befriedigung über den ungestörten Fortschritt der Friedensarbeit auszudrücken, aber zu Ende ist diese noch immer nicht. Nur langsam glätten sich wieder die aufgepeitschten Wogen. Stufenweise, in einzelnen Abschnitten, die in sich selbst ein schweres Stück Arbeit einschließen, vollzieht sich das Werk der Beruhigung und Neuordnung. Ein wichtiger Abschnitt ist wieder erledigt, seitdem der russisch-türkische Friede, der an die Stelle des übermüthigen Vertrags von San Stefano zu treten hatte, unterzeichnet ist; wichtig nicht sowohl seines Inhalts willen, der nur den Rest der in Berlin nicht berührten Puncte begreift, als weil die Räumung des türkischen Gebiets durch die Russen von seiner Unterzeichnung abhängt. Erst mit dem Abzug der Russen erhält unser Welttheil ganz die Empfindung wieder, daß die kriegerischen Gefahren vorüber sind. Man darf, nachdem Lobanoff und Karatheodory Pascha ihre Namen unter den russisch-türkischen Pact geschrieben haben, die Beruhigung schöpfen, daß, was noch übrig ist, nicht im Stande sein wird, die friedlichen Absichten der Mächte zu durchkreuzen. So erheblich diese Puncte zum Theil noch sind, so stehen sie doch zurück gegen das, was seine Erledigung gefunden hat: über schwierigere Puncte ist die Friedenskunst der Mächte Meister geworden. Es ist so, wie die deutsche Thronrede versichern konnte, daß man mit Vertrauen der weiteren Entwickelung der Dinge im Orient entgegensehen darf.

Der Friede von Constantinopel, im Anschluß an die Festsetzungen des Berliner Congresses, fügt zu den Merkzeichen in der Geschichte des orientalischen Problems ein neues hinzu. Seit bald zweihundert Jahren sind ihm ungefähr ein Dutzend russisch-türkischer Friedensschlüsse vorangegangen. An ihnen mißt sich das Fortschreiten des Auflösungsprocesses, dem das Osmanenreich in Europa verfallen ist. Wir gewinnen das rechte Vertrauen zum jüngsten Frieden, wenn wir ihn in die Reihe seiner Vorgänger stellen. Wir überzeugen uns, daß er das Werk derselben fortsetzt. Es ist eine gerade Linie, in der sich dieser unaufhaltsame Proceß vollzieht. Die Logik der Weltgeschichte kann man nicht besser studiren, als in einem Ueberblick über die Friedensschlüsse von demjenigen von Carlowitz an bis zu dem, der am 8. Februar 1879 auf der hohen Pforte unterzeichnet wurde. Wahrhaft kunstgerecht vollzieht sich dieser Proceß. Unentwirrbar erschien den Mitlebenden

zuweilen der Knäuel der Orientfrage; blickt man zurück, so löst er sich langsam, doch einfach und mit unwiderstehlicher Logik. „Zwar noch ist der Besitzer nicht verblichen, und im Veilchenduft bithynischer Lüfte sind die Agonien lang.“ Aber seitdem der geistreiche Fragmentist diese Worte schrieb, hat, das Ende ankündigend, der Moderduft begonnen, stark mit dem der Veilchen sich zu vermischen.

Auch der Krimkrieg hat diesen natürlichen Gang der Dinge nicht aufzuhalten, am wenigsten ihm eine entgegengesetzte Richtung zu geben vermocht. Er hat Rußland gedemüthigt und zurückgeworfen, doch für das Schicksal des Osmanenreichs sind seine Opfer werthlos geblieben. Nicht nur ist die Kräftigung des Reiches, die von den Reformen des Hatt-i-Humayum erhofft wurde, ausgeblieben, auch die allmähliche Zerbröckelung desselben ist gerade durch den Pariser Frieden, in einem Puncte wenigstens, nur gefördert worden. Die Mächte haben die Donaufürstenthümer aus der russischen Umarmung gerettet, aber nicht um sie der Fremdherrschaft der hohen Pforte zurückzustellen. Vielmehr ist ihnen eine unbestimmte Selbständigkeit verliehen worden, aus der sich binnen kurzer Zeit die Vereinigung und die volle Selbständigkeit entwickeln mußte. Die Entscheidung über die Donaufürstenthümer gehörte zu den preiswürdigsten Beschlüssen des Pariser Congresses. Von jetzt an war, wenn die Schöpfung des Königreichs Griechenland noch nicht überzeugte, kein Zweifel mehr, in welcher Richtung sich die Entwickelung der Dinge auf der illyrischen Halbinsel bewegen würde. Das Problem war nunmehr so gestellt, das unter fortwährender Sollicitation Rußlands zusammenbrechende Staatswesen der Türken vor der einseitigen Ausbeutung dieser Macht zu bewahren und zu diesem Zweck den sich ablösenden christlichen Völkerschaften unter dem Schutze Europas Raum zu schaffen zu einer selbständigen politischen Existenz. Für die Integrität der Osmanenherrschaft die Kräfte des Abendlandes einzusetzen, war ein lediglich negatives und dazu vergebliches Bemühen gewesen; jetzt sah sich die europäische Diplomatie vor der positiven Aufgabe, den Auflösungsproceß nicht zu stören, aber zu reguliren, zu verlangsamen, ihn von Stufe zu Stufe in dem Maße sich vollziehen zu lassen, als die einzelnen Völkerschaften annähernd die Reife zu eigenem politischen Dasein erlangt hätten. Es galt nicht, die zu einer menschenwürdigen Existenz sich emporringende Rajah niederzuwerfen und an die Botmäßigkeit der Osmanen wieder auszuliefern, sondern ihre Erhebung zu lenken, zu mäßigen, ihr hilfreich zu sein.

Eben damit ist der Grundgedanke des Berliner Friedens ausgesprochen. In diesem Sinne ist die vollständige, längst vorberreitete Befreiung Rumäniens, Serbiens, Montenegros von ihm verkündigt, diejenige Bulgariens vorsichtig begonnen worden. Die Befürchtung, daß mit diesen neuen Staatsgebilden

blos russische Satrapien geschaffen würden, hat immer nur so weit Grund, als sie ihre volle Unabhängigkeit noch entbehren. Denn da Rußland das sollicitirende Element auf der Balkanhalbinsel bildet, die anderen Mächte naturgemäß das retardirende, so haben die Völkerschaften begreiflicherweise ihr Auge nach dem Befreier gerichtet, sie fühlen sich an dessen Interessen gekettet, folgen seinen Fahnen und lassen von seiner Staatskunst sich benützen, wie sie wieder von dieser ihren Nutzen erwarten. Das Verhältniß wird aber, wie die Erfahrung lehrt, sofort ein anderes, wenn sie am Ziel ihrer Wünsche angelangt sind. Vom Drange wirklicher Selbständigkeit sind alle beseelt. Sie neigen Demjenigen zu, der ihnen dazu verhilft, sie sind eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit auch dem Befreier gegenüber, und es hängt lediglich von den Mächten selbst ab, die Stellung derselben derart zu befestigen, daß sie für den Ehrgeiz einer einzigen Macht, anstatt eine Brücke zu sein, vielmehr ein unüberwindliches Hinderniß werden. Die Geschichte des Königreichs Griechenland und was heute in Rumänien vorgeht, sind hinlängliche Beweise, daß diese neuen Gemeinwesen, sobald sie von den anderen Mächten nicht preisgegeben werden, nichts weniger als Anhängsel der russischen Politik sind. Russisch sind sie nur so weit, als das abgünstige Verhalten der anderen Mächte sie dazu nöthigt. Bei den Rumänen und den Hellenen hat allerdings die Verschiedenheit des Volksthums mitgeholfen, die sie zum Voraus trennt von der großen slavischen Macht. Aber auch bei den Bulgaren ist es wesentlich in die Hand der Mächte selbst gelegt, dem allerdings gefährlicheren Einfluß Rußlands entgegenzuwirken, dadurch, daß sie die Einrichtung eines nationalen Staatslebens begünstigen und ihm eine Zukunft sichern.

In der berühmten Unterredung mit dem britischen Gesandten Sir H. Seymour am 21. Februar 1853 sagte Kaiser Nicolaus: „Die Donaufürstenthümer sind thatsächlich ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz. Dies könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten. Auch Bulgarien, und es scheint kein Grund vorhanden, weshalb nicht diese Provinz einen selbständigen Staat bilden sollte." Man kann aus diesen Worten geradezu das russische Programm auch für den jüngsten Krieg herauslesen. Der Czar sprach deutlich aus, welches die Berechnung war, von der Rußland hierbei geleitet wurde: es glaubte die neuen von ihm betriebenen Staatenbildungen dauernd unter seinem Schutze halten zu können. Allein, ob diese Rechnung gelingt oder fehlschlägt, liegt ganz in der Hand der anderen Mächte: sie machen dieselbe am besten zu nichte — nicht wenn sie diese Staatenbildungen hindern, was nur die Bevölkerung tiefer in die Arme Rußlands treibt, sondern, wenn sie das, was Rußland im eigenen Interesse zu schaffen beflissen ist, an das europäische Interesse zu knüpfen verstehen, das mit dem eigensten Interesse und Streben der Völkerschaften zu-

sammenfällt. Daß diese neuen Staaten, wenn sie wirklich selbständig gestellt werden, aus der russischen Machtsphäre alsbald herausfallen, hat man in Rußland selbst sehr frühe erkannt. Deutlich ist es z. B. in einer Depesche ausgesprochen, die Nesselrode am 12. Februar 1830, also nach dem Frieden von Adrianopel, an den Großfürsten Constantin schrieb. „Die Türkei," heißt es hier, „darauf beschränkt, nur unter dem Schutze Rußlands zu existiren, nur Rußlands Wünschen hinfort ihr Ohr zu leihen, war nach des Kaisers Ansicht unseren politischen und Handelsinteressen angemessener, als irgend eine neue Combination, die uns gezwungen hätte, entweder unsere Herrschaft durch Eroberung auszudehnen, oder an die Stelle des osmanischen Reiches Staaten treten zu lassen, die bald genug mit uns an Macht, Bildung, Kunstfleiß und Reichthum gewetteifert haben würden. Da wir den Umsturz der türkischen Regierung nicht gewollt, so suchen wir die Mittel, sie in ihrem jetzigen Bestande aufrecht zu erhalten." Das war ohne Zweifel aufrichtig gemeint; es würde dem russischen Interesse am meisten zusagen, wenn ein solcher Zustand indirecter Beherrschung auf die Länge sich behaupten ließe. Allein es ist außer dem russischen Ausdehnungsdrange noch ein zweiter Factor, der den Bestand des Osmanenreichs unterwühlt: die Volksindividualitäten, die von ihrem eigenen Boden Besitz zu ergreifen wünschen. Und das Zusammenwirken beider Factoren ist es, was die in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrenden Katastrophen verursacht.

Was der Berliner Congreß über Bulgarien und Ostrumelien beschlossen hat, sieht keineswegs einem Meisterstücke gleich. Daß diese Ordnung nur eine vorläufige ist, nur halbe, unklare Verhältnisse schafft, liegt auf der Hand. An sich ist dies kein Fehler; gerade mittelst solcher halber Lösungen, die einen Haltepunct bilden, aber in sich selbst den Antrieb zu völligerer Lösung enthalten, bewegt sich der orientalische Proceß stetig und gefahrlos von einer Etappe zur anderen. Die Geschichte der Donaufürstenthümer ist ein lehrreiches Beispiel, wie viel mit solchen langsam vorbereitenden, der Reife Zeit lassenden Entwickelungsstadien ausgerichtet werden kann. Die Diplomatie hat jeweils die Schranken abzustecken, innerhalb deren eine unvermeidliche Evolution sich bewegen kann, ohne dem Frieden Europas bedrohlich zu werden. Nur darf sie sich von solchen Schranken nicht mehr versprechen, als sie zu leisten im Stande sind. Sie darf nicht gemeint sein, damit für alle Zeit ein unübersteigliches: Bis hieher und nicht weiter aufgerichtet zu haben. Nichts wäre mehr zu wünschen, als daß die Bestimmungen des Berliner Friedens wirklich sich ausführen ließen und die provisorischen Abmachungen einige Dauer versprächen. Aber läugnen läßt sich nicht, daß gerade der jetzige Zustand wie dazu geschaffen ist, Anzettelungen über den Balkan hin und her herauszufordern und zu begünstigen. Inwieweit das nationale Be-

wußtsein unter den Bulgaren heute schon eine Macht ist, läßt sich schwer erkennen; daß es sich aber entwickeln wird, ist außer Zweifel. Die bulgarischen Kundgebungen, welche zur Zeit gegen den Berliner Frieden gerichtet sind, mögen von Rußland oder von der panslavistischen Partei angestiftet sein; ist es aber der unzweifelhafte Wille der Bulgaren, die Trennung ihres Landes in zwei mit ungleichen politischen Rechten ausgestattete Territorien aufzuheben, so wird es nicht im Interesse Europas sein, diesem Wunsche hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen. An dem Tage, an welchem die Balkangrenze verschwinden und, dem Beispiel der Donaufürstenthümer folgend, die Bulgaren ein gemeinsames Oberhaupt und eine gemeinsame Verfassung erlangen werden, wird Europa mehr gewonnen haben, als der russische Staat.

Daß die Organisation dieser beiden Schöpfungen des Berliner Congresses mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hat, liegt unter diesen Umständen in der Natur der Sache. Andere Schwierigkeiten aber, die sich der Durchführung des Friedens entgegengestellt haben und nur eine mühsame, langwierige Abwickelung erlauben, liegen ausschließlich in dem üblen Willen der Pforte. So war es der Fall mit den Gebietsabtretungen an Montenegro, so ist es noch heute der Fall mit der Grenzberichtigung nach Seite Griechenlands. Da das europäische Interesse an beiden Vereinbarungen ein mäßiges ist, erlaubte sich die Pforte ihre alten Künste spielen zu lassen. Beide Male gebrauchte sie dasselbe Mittel. Die Uebergabe von Spucz und Podgoritza an den Herrn der Schwarzen Berge, betheuerte sie, sei unmöglich durchzuführen, weil die albanesische Bevölkerung selbst mit Feuer und Schwert sich dawider auflehnen würde. Das trieb sie so lange, bis Rußland die Vereinigung dieses Handels zur Bedingung seiner Unterschrift unter den definitiven Friedensvertrag machte. Jetzt erfolgte die Uebergabe, und sie geschah so glatt und friedsam, so ohne Anstand, daß die Nichtigkeit des ganzen von der Pforte erhobenen Lärms erhellte. Dasselbe Spiel wurde dann mit Janina abermals aufgeführt. Auch hier sollten die Albanesen zum blutigen Widerstand entschlossen sein und über eigenmächtiger Gewaltthat brüten. Inzwischen wurden die hellenischen Bevollmächtigten mit eitel Hohn tractirt, ein Hohn, der unmittelbar auf die Herren des Berliner Congresses zurückfiel. Da diese fortwährend zu der strengen Durchführung des Friedenswerkes sich bekennen, werden sie nicht umhin können, zu Gunsten der Griechen sich ins Mittel zu legen und unter Vorantritt Frankreichs, dem die Initiative in dieser Angelegenheit überlassen ist, irgend ein Ende zu schaffen. Man kann sagen, die Sache ist minder erheblich für die Griechen, als für die Ehre des Berliner Friedens; denn jene erlangen im günstigsten Falle doch nur ein kleines Stück von dem Erbe voraus, das ihnen einmal zufallen

muß. Wie dieses Stück zugeschnitten wird, daran liegt wenig. Was ihnen der Congreß zubilligte, war im Grunde mehr nur ein Wechsel auf die Zukunft, eine vorläufige Anerkennung ihres Erbrechts. Für jetzt leer ausgehend, sollten sie vertröstet werden auf die nächste Katastrophe. Bulgarien, so hieß der eben abgespielte Act; der nächste wird wieder Hellas heißen, wie der erste.

Eine nicht unwichtige Wirkung des letzten Krieges ist noch wenig beachtet worden: die starken Wanderungen, die aus einzelnen Theilen des Reiches in andere stattfanden. Wieder schienen sich jene Völkerzüge zu erneuern, unter denen vor Jahrhunderten dieser Welttheil von Zeit zu Zeit erzitterte. Aber während diese immer erneuten Wanderschwärme in früheren Zeiträumen ihre Schichten über und neben einander ablagerten und so die ethnographischen Verhältnisse verwirrten, dienen die jüngsten dazu, diese Verhältnisse wieder zu vereinfachen. Eine erste Wanderung begann mit der Flucht der Tscherkessen aus der Dobrudscha und Bulgarien, ihnen folgten Schaaren von Koranglaubigen aus Mittelbulgarien. Nach dem Falle von Plewna begann ein zweiter Abschnitt der Wanderungen: die Türken flohen südwärts nach dem Sandjak von Sofia und nach Südbulgarien. Im Jahre 1878 setzte sich diese Bewegung in stärkerem Umfange fort. Tscherkessen und Türken flohen aus dem mittleren und südlichen Thrakien, aus den Bezirken von Philippopel, Slivno und Adrianopel, während umgekehrt die christliche Bevölkerung jetzt an die Sohlen der abziehenden russischen Truppen sich heftend, aus dem Süden nach Ostrumelien und Bulgarien einwanderte. Schon jetzt wird in diesen beiden Provinzen die muhamedanische Bevölkerung eine unbeträchtliche Minderheit sein, nur in der Gegend von Schumla, Rasgrad und Eski-Djuma scheinen die Türken geschlossen in ihren Wohnsitzen geblieben zu sein. Ein höchst schwieriges Moment für die Schaffung neuer Zustände an Stelle des zusammenbrechenden Alten war bisher eben das zufällige Durcheinander christlicher und türkischer, griechischer und bulgarischer Bevölkerungselemente. Eine Scheidung nach Volksart und Bekenntniß erschien schlechterdings unmöglich. Die Schwierigkeit wird durch jene freiwilligen, übrigens zum Theil von der Pforte und andererseits von den Russen begünstigten Wanderungen natürlich noch nicht aus dem Wege geräumt, aber doch bedeutend gemildert. Das Problem wird in der That vereinfacht. Es läßt sich ein Ende absehen. Und was vom Gesichtspuncte der Menschlichkeit als besonders hoffnungsvoll gepriesen werden darf: dadurch, daß die schlechterdings unverträglichen Bevölkerungstheile räumlich auseinander treten, wird am besten der Wiederkehr jener grauenvollen Massenbestialitäten vorgebeugt, deren periodischer Ausbruch nach der Lehre der Geschichte unvermeidlich erscheint, wo Türken und Christen zusammenwohnen. Auch in dieser Hinsicht darf man

wohl der Hoffnung sein, daß das Schwerste und Entsetzlichste der Vergangenheit angehört, und daß in Zukunft mehr und mehr eine Art friedlicher, schrittweise sich vollziehender Ablösung an die Stelle der bisherigen Blutarbeit treten werde. W. Lang.

Ueber die Arbeiterverhältnisse in den Vereinigten Staaten.

Nicht mit Unrecht weist Professor Dr. von Holst in seiner „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" darauf hin, daß eine genaue und gründliche Kenntniß der Zustände in der nordamerikanischen Union für uns Deutsche in mancher Hinsicht wichtiger sei, als die Bekanntschaft mit englischen Verhältnissen. „Die Berichte fast durchweg incompetenter Zeitungscorrespondenten und die Schilderungen noch incompetenterer belletristischer Touristen," sagt der genannte Autor, „sind die einzige Quelle, aus der die große Mehrzahl der Gebildeten unseres Volkes ihre Kenntnisse von der großen Republik schöpft." Mag dieses Urtheil immerhin ein sehr scharfes, ja vielleicht ein etwas zu scharfes sein, darin stimmen wir Herrn von Holst unbedingt bei, daß die politischen und socialpolitischen Experimente und Erfahrungen der Amerikaner gerade für uns Deutsche ganz besonders lehrreich und verwerthbar sind. Diese Ansicht findet nun auch ihre Bestätigung, namentlich in socialpolitischer Beziehung, durch ein vor kurzer Zeit im Druck erschienenes Werk von Arthur von Studnitz, welches in ausführlicher Weise die „nordamerikanischen Arbeiterverhältnisse" behandelt.*)

Der Verfasser, der bereits durch andere werthvolle Arbeiten auf volkswirthschaftlichem Gebiete sich einen achtungswerthen Namen erworben hat, unternahm im Jahre 1876, demselben Jahre, in welchem zur Feier der hundertjährigen nationalen Existenz der Union die Weltausstellung zu Philadelphia stattfand, auf Veranlassung des „Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen" und mit Unterstützung des preußischen Handelsministeriums eine Studienreise in die Vereinigten Staaten; seine Beobachtungen und Erfahrungen hat er in dem in Rede stehenden Buche niedergelegt. Durch Vermittelung des Fürsten Bismarck und anderer einflußreicher Persönlichkeiten mit zahlreichen Empfehlungen an die deutschen Consuln, an amerikanische Staatsbeamte, an Congreßmitglieder und kundige Geschäftsleute versehen, bereiste Herr von Studnitz verschiedene Unionsstaaten, wie Pennsylvanien, New-York, New-Jersey, Connecticut, Rhode-Island, Massachusetts u. s. w., und suchte und fand Gelegenheit, Einblicke in sociale Verhält-

*) „Nordamerikanische Arbeiterverhältnisse", von Arthur von Studnitz. Leipzig, Duncker und Humblot. 1879.

nisse zu bekommen, die einem gewöhnlichen Touristen meistens verschlossen bleiben. Die Presse kam dem deutschen Forschungsreisenden überall freundlich entgegen, und Behörden, Vereine und Sachverständige beeilten sich, die ihnen zugesandten Fragebogen und Circulare auszufüllen und zu beantworten. Auf diese Weise gelangte der Autor in den Besitz eines ungeheuren Materials, dessen Bewältigung nicht leicht war, die ihm aber doch in anerkennenswerthem Maße gelungen ist. Eigentliche literarische Hülfsmittel, welche über die amerikanischen Arbeiterverhältnisse, namentlich im Detail, Auskunft geben konnten, standen dem Verfasser, einige Ausnahmen abgerechnet, nur in geringer Anzahl zu Gebote. „Ein Volk," sagt er in dieser Beziehung, „welches so colossale Erfolge in seinem Erwerbsleben erzielte, wie das der Vereinigten Staaten, hat bis jetzt nicht die Ruhe gefunden, um seine überdies fortwährend in der Schiebung begriffene Wirthschaft detaillirten Untersuchungen zu unterziehen." Die beregten Ausnahmen bilden einige ausführlichere Berichte des Büreaus für Arbeiterstatistik der Staaten Pennsylvanien, Connecticut und Massachusetts.

Das Werk des Herrn von Studnitz enthält nun außer einem orientirenden Vorworte, einer Einleitung, umfangreichen Beilagen und einem genauen Inhaltsverzeichnisse einundzwanzig Capitel, in welchen die Arbeiterverhältnisse der nordamerikanischen Union von den verschiedensten Gesichtspuncten aus beleuchtet werden. Die Einleitung schildert die Reise und die Methode der Untersuchung. In Baltimore gelandet, verschaffte sich der Autor einen Ueberblick über die Entwickelung des Straßennetzes, die Verkehrsmittel, das Wohnungssystem, die Baugenossenschaften, die hauptsächlichsten Erwerbsthätigkeiten, die Arbeitslöhne in einigen Berufszweigen, die Preise der Lebensmittel und die Arbeitervereine dieser belebten Handels- und Industriestadt. Von Baltimore begab er sich nach Philadelphia, wo er während mehrerer Wochen einerseits die auf die Lage der amerikanischen Arbeiter bezüglichen Theile der Weltausstellung studirte, andererseits aber die Verhältnisse der Arbeiter in der größten Fabrikstadt der Vereinigten Staaten und in deren Umgebung untersuchte. In Philadelphia machte er die Bekanntschaft verschiedener bedeutender Persönlichkeiten, denen er mannichfache Anregung und Belehrung verdankte; er lernte u. A. Henry Charles Carey und Professor Walker kennen; letzterer leitete im Auftrage der amerikanischen Regierung den Census der Vereinigten Staaten vom Jahre 1870 und zählt zu den hervorragendsten Statistikern Amerikas. Die kurze Zeit, welche Herrn von Studnitz zur Verfügung stand, veranlaßte ihn, auf eine Reise nach dem Westen und Süden der Union zu verzichten und seine Aufmerksamkeit auf den Osten, den Sitz der hauptsächlichsten Culturstätten der Vereinigten Staaten, und namentlich auf Massachusetts, den Hauptindustriestaat, zu concentriren. Indessen ge-

währte ihm eine achttägige Excursion, welche die Pennsylvaniaeisenbahn den Preisrichtern und mehreren Gästen zu Ehren veranstaltete, die Gelegenheit, wenigstens bis zu den westlichen Grenzen von Pennsylvanien und dem Eriesee vorzudringen. Er besuchte die großen Werkstätten der Pennsylvaniaeisenbahn in Altoona, besah in Jonestown die Cambriaeisen- und Stahlwerke und begab sich auch nach dem rauchigen Pittsburg und den sehr interessanten Petroleumdistricten. Von hier reiste er nach Erie, fuhr am See entlang bis Buffalo, erfrischte sich an den Niagarafällen, wandte sich nach Rochester, um die Benutzung der großen Wasserkräfte kennen zu lernen, welche die Geneseefälle liefern, besah in Williamsport die großartigen Sägemühlen und besuchte schließlich die Stahlwerke in der Nähe von Harrisbury. Interessant ist, was er über die Geschäftszustände in Philadelphia sagt. „Ich glaube beobachtet zu haben," heißt es Seite 19, „daß sich die Geschäftsschwüle in Philadelphia bei weitem weniger empfindlich geltend machte, als in New-York und Massachusetts. Beim Besuch der Fabriken von Philadelphia sah ich, daß die große Mehrzahl derselben mit ungeschwächter Kraft arbeiteten, während dies in den schon genannten Staaten nicht der Fall war. Worin lag die Ursache? Lag sie in der Mannichfaltigkeit der Gewerbe (diversification of labor), auf welche Herr Carey so sehr großes Gewicht legt, und welche in der That in Philadelphia im Verhältnisse zur Einwohnerzahl wahrscheinlich mehr ausgebildet ist, als in irgend einer anderen Stadt? Befolgen doch die Einwohner von Philadelphia mit Bewußtsein das Princip, die Glieder der Familie verschiedene Gewerbe erlernen zu lassen, damit, wenn ein oder das andere Gewerbe ruht, dennoch die Existenz der Familie gesichert sei! Oder lag die Ursache der oben gedachten Erscheinung in der Thatsache, daß sich in Philadelphia die Actiengesellschaft bei weitem geringere Bahn, als in Massachusetts und New-York, gebrochen hat?" Der Verfasser beantwortet keine der aufgeworfenen Fragen; Thatsache aber ist, daß die meisten Fabriketablissements in Philadelphia einzelnen Besitzern gehören, die um so fester mit ihren Fabriken verknüpft sind, als sie die letzteren in der Regel mit sehr kleinen Anfängen und sehr geringen Capitalmitteln geschaffen, ja oft persönlich in denselben gearbeitet haben.

Um sich im Großen und Ganzen ein annähernd richtiges Bild von den amerikanischen Arbeiterverhältnissen machen zu können, ist es, wie Herr von Studnitz mit Recht hervorhebt, vor Allem nothwendig, einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf die Vertheilung der hauptsächlichsten Wirthschaftszweige des Landes zu werfen. Was die physische Beschaffenheit Nordamerikas anlangt, so sind in der Union vorzugsweise vier große Regionen zu unterscheiden, in welchen die wirthschaftliche Entwickelung der Gegenwart und noch vielmehr diejenige der Zukunft durch die Natur selbst bedingt ist. Die erste

dieser Regionen umfaßt den größten Theil derjenigen Unionsstaaten, die zuerst von einer arbeitsamen Einwanderung bevölkert wurden und schon aus diesem Grunde in culturgeschichtlicher Beziehung einen gewissen Vorsprung vor ihren Schwesterstaaten haben. In dieser zuerst bevölkerten Region giebt es zahlreiche und bequeme Buchten und Häfen, in die sich schiffbare Flüsse ergießen, an denen bald volkreiche Städte, wie New-York, Boston, Philadelphia und Baltimore entstanden. Dieses Gebiet ist durch eine Menge wichtiger commercieller und industrieller Vorzüge ausgezeichnet, es besitzt fruchtbaren Boden, Holz, Kohlen, Mineralien und Wasserkraft in hinreichendem Maße, weshalb sich hier, namentlich im Osten und Nordosten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit Industrie und Handel zur schönsten Blüthe entwickelt haben. Die zweite Region dehnt sich zu beiden Seiten der mächtigen Stromgebiete des Mississippi und des Missouri vom Golf von Mexiko bis zu den canadischen Seen hinauf aus. Diese weiten Flächen, die sich ebenfalls durch Fruchtbarkeit des Bodens, durch leichte Wasserverbindungen und alle Schätze der Natur auszeichnen, dürften in nicht zu langer Zeit den eigentlichen Mittelpunct des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens der Union bilden. War doch schon wiederholt davon die Rede, daß St. Louis in Missouri, an der großen Wasserstraße vom Norden nach dem Süden gelegen, über kurz oder lang die Hauptstadt der Union werden müsse. Die große Mehrzahl der zu dieser Region gehörigen Staaten gewährt neuen Ansiedlern noch hinlänglich Raum, obschon der im Jahre 1880 stattfindende neue Census ein glänzendes Zeugniß von der überraschenden Zunahme der Bevölkerung von Staaten, wie Kansas, Minnesota, Nebraska, Colorado u. s. w., während des letzten Decenniums ablegen wird. Die dritte Region, von der wir hier zu reden haben, erstreckt sich über die Ebenen, welche sich von den Felsengebirgen bis an den mittleren Lauf der rechten Nebenflüsse des Mississippi ausbreiten; jetzt noch unter den anderen Unionsstaaten am meisten in der Cultur zurück, werden sie dies noch lange, vielleicht stets sein. Die wirthschaftliche Bedeutung dieser Gegenden, die zumeist noch Territorien und keine eigentlichen Unionsstaaten sind, beruht vorwiegend darauf, daß sie auf ihren Weideplätzen die Erzeugungsstätten des sich von Jahr zu Jahr wegen der zunehmenden Bevölkerung der Union und wegen des Exports nach Europa steigernden Fleischbedarfs bilden. Die vierte große Wirthschaftsregion endlich umfaßt die Pacificstaaten längs des westlichen Fußes der Felsengebirge, welche seit etwa drei Jahrzehnten der Welt in reichstem Maße die kostbarsten Mineralschätze, wie Gold und Silber, zugeführt haben, in ihren westlichen Abhängen aber auch die fruchtbarsten Agriculturstriche aufweisen. Californien z. B. bringt nicht nur die vorzüglichsten landwirthschaftlichen Producte, Obst und Getreide, hervor, sondern wird auch als das beste Weinland der Vereinigten Staaten angesehen. Die mit Hülfe

chinesischer Arbeiter erbaute Pacificeisenbahn verbindet bekanntlich den Osten der Union mit dem fernsten Westen. In jüngster Zeit will man sogar in dem sonst so unwirthlichen Alaska reiche Silberminen entdeckt haben.

Die historische Entwickelung des Landes ließ leider schon in frühester Zeit zwischen den Nord- und Südstaaten der ersten und zweiten der genannten Regionen in wirthschaftlicher und politischer Beziehung einen verhängnißvollen Unterschied ins Leben treten, und zwar durch das Institut der Negersclaverei. Dieses Institut hat einen so starken politischen und socialen Antagonismus entstehen lassen, daß derselbe trotz der durch den vierjährigen, blutigen Secessionskrieg herbeigeführten Aufhebung der Negersclaverei auch jetzt noch lange nicht überwunden ist. Der durch freie Arbeit stark gewordene Norden steht dem Süden, dessen wirthschaftliches System so viele Jahre auf Sclavenarbeit basirt war und der deshalb die früheren Zeiten noch immer nicht ganz vergessen kann, noch heute vielfach äußerst schroff gegenüber, während der Westen der Union eine getheilte Stellung einnimmt und theils zum Norden, theils zum Süden hält. Die mit Negersclaven betriebene Cultur von Baumwolle, Tabak, Zucker, Reis u. s. w. rief im Süden die jetzt allerdings dort mehrfach in Abnahme befindliche, sogenannte Plantagenwirthschaft hervor, die fast nur auf Gewinnung von Rohproducten abzielte und nicht selten in Raubbau ausartete. Letzteres war auch der Grund, weshalb der sclavenhaltende Süden so eifrig die Gewinnung neuer, fruchtbarer Territorien anstrebte, während im Norden und Nordosten der Ackerbau hinter der Pflege der Industrie immer mehr zurücktrat. Eine Folge dieses wirthschaftlichen Unterschiedes war u. A. die, daß der Süden fast stets für Freihandel, der Norden aber und der Osten für Schutzzoll in die Schranken traten. Der Westen nahm auch hier wieder eine Mittelstellung ein, indem er, je nachdem die Agricultur- oder die Industrieverhältnisse in den einzelnen Staaten es dort erforderten, dem Freihandel oder dem Schutzzoll sich zuneigte. In neuester Zeit beginnt übrigens auch in einzelnen Südstaaten die Industrie ihr Haupt zu erheben.

Aus den Notizen, welche der Verfasser über die einzelnen Industriezweige giebt, heben wir folgende hervor: Der Kohlenbergbau hat seinen Hauptsitz in Pennsylvanien, wo demselben an 70,000 Arbeiter obliegen, welche Kohlen im Werthe von 52 Millionen Dollars jährlich fördern, und zwar der Quantität nach 8 Millionen Tonnen bituminöse Kohlen und etwa doppelt so viel Anthracitkohlen. Bedeutende Quantitäten Kohlen (bituminöse) werden außerdem gefördert in Illinois, Ohio, Missouri, Maryland und West-Virginien. Die Baumwollindustrie hat ihren Hauptsitz in Massachusetts, wo sie über 40,000 Arbeiter beschäftigt und Producte im Werthe von mehr als 50 Millionen Dollars liefert. Sie ist ferner sehr stark vertreten

in Rhode-Island (16,000 Arbeiter), in Pennsylvanien, in New-Hampshire, in Connecticut und auch in Maine und New-York. In den Südstaaten ist sie erst im Entstehen begriffen. Das Conserviren von Fleisch, Früchten und Gemüsen ist namentlich in Illinois, New-York und Pennsylvanien, aber auch in sehr vielen anderen Staaten heimisch. Diese Industrie beschäftigt in den Vereinigten Staaten gegen 100,000 Arbeiter. Bierbrauereien, deren Producte sich von Jahr zu Jahr mehr verbreiten, existiren namentlich in den Staaten mit einer zahlreichen Bevölkerung deutscher Abstammung. Wie der neueste Bericht des amerikanischen Finanzministers, John Sherman, auf den Präsident Rutherford B. Hayes in seiner Congreßbotschaft vom 2. December 1878 wesentlich Bezug nahm, darthut, zeigten sämmtliche der Binnensteuer in den Vereinigten Staaten unterworfenen Artikel, mit einziger Ausnahme des Bieres, in dem letzten Finanzjahre eine Verminderung. Die Biersteuer brachte nämlich 7,504,875 Dollars ein, d. h. 456,262 Dollars mehr, als die schnapsartigen Getränke. Die Eisenindustrie in ihren verschiedenen Zweigen hat ihren Hauptsitz in Pennsylvanien, wo sie an 50,000 Arbeiter beschäftigt und Producte im Werthe von jährlich über 122 Millionen Dollars liefert. Nach Pennsylvanien folgt dem Range nach New-York (22,000 Arbeiter), Ohio (14,000 Arbeiter), Massachusetts (8000 Arbeiter) u. s. w. Die Möbelfabrikation hat ihre Hauptsitze in New-York, wo sie an 11,000 Arbeiter beschäftigt, welche Producte im Werthe von 18½ Millionen Dollars schaffen, in Massachusetts (10,000 Arbeiter, Werth der jährlichen Producte 13 Millionen Dollars), in Pennsylvanien (6000 Arbeiter, Werth der jährlichen Producte 9 Millionen Dollars). Das Schuhmachergewerbe blüht vorzugsweise in Massachusetts, giebt über 50,000 Arbeitern Lohn und Brot und producirt Waaren von etwa 88 Millionen Dollars Werth. In der Stadt Lynn werden namentlich Damenstiefel, in Millord Männerstiefel fabricirt. Auch in den großen Städten New-York und Philadelphia ist selbstverständlich das Schuhmacherhandwerk sehr vertreten. Die Teppichweberei wird am meisten in Philadelphia (5000 Arbeiter), aber auch in New-York (3000 Arbeiter), Massachusetts (2000 Arbeiter) und Connecticut (1000 Arbeiter) gepflegt. Wollwaaren werden von 20,000 Arbeitern im Staate Massachusetts, von 12,000 Arbeitern in Pennsylvanien, von 8000 in New-York, von 7000 in Connecticut, von 6000 in Rhode-Island gefertigt. Es würde uns zu weit führen, in der bisherigen Weise noch länger die einzelnen Industriezweige durchzugehen, es mag genügen zu constatiren, daß außer den genannten Gewerben noch folgende in besonderer Blüthe stehen: Cigarren- und Tabakfabrikation, Gerberei, Kofferfabrikation, das Kürschnergewerbe, Maschinen- und Werkzeugfabrikation, das Sattlergewerbe, die Uhrenindustrie, der Wagenbau, die Glasindustrie u. s. w. Seit

einiger Zeit hat sich auch die Seiden-Industrie wesentlich gehoben, namentlich in New-Jersey, wo sie 2000 Arbeiter beschäftigt. Wir vermissen Angaben über die großen Schweineschlächtereien in St. Louis, Chicago, Cincinnati u. s. w.

Von nicht geringem Interesse ist, was der Verfasser über die amerikanischen Wohnungsverhältnisse mittheilt. Die amerikanischen Städte sind durch die Anlage von Festungen nicht in ihrer Entwickelung behindert, noch weniger als die englischen; sie sind durchschnittlich sehr regelmäßig gebaut, wodurch ein leichter und schneller Verkehr nach allen Seiten hin, vornehmlich durch Pferdeeisenbahnen, ermöglicht wird. Da man rasch nach allen Puncten der Stadt gelangen kann, so monopolisirt das Centrum der Stadt nicht in gleichem Maße, wie in europäischen Städten, das Geschäft. Zwar erringen auch in Amerika gewisse Stadttheile, sei es als Platz des Geschäfts oder der Wohnung, den Vorrang vor den übrigen; indessen charakterisiren sich die amerikanischen Städte im Gegensatze zu den europäischen dadurch, daß, während bei uns gewisse Complexe von Straßen und Plätzen bevorzugt sind, in den amerikanischen Städten einzelne lange Straßen sich eines Privilegiums erfreuen. Diese bevorzugten Straßen erstrecken sich aber in der Regel durch einen sehr großen Theil der Stadt, daher macht sich ihr Monopol weniger fühlbar. In einzelnen Städten, z. B. in Philadelphia, ist für die Wohnungen der Arbeiterclassen in musterhafter Weise gesorgt; im Allgemeinen aber sind, nach der Ansicht des Verfassers, die Wohnungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten nicht günstiger als im alten Europa. In der Stadt New-York sind die Kasernenwohnungen, namentlich durch deutsche Einwanderer, eingeführt und die sogenannten „Tenementshäuser" gehören zu den höchsten, bevölkertsten, schmutzigsten, am meisten stinkenden und in der Miethe theuersten in der Welt. „Man muß," sagt der Autor, „diese Schmutzhöhlen selbst gesehen haben, um zu verstehen, daß das Arrangement von Wasserexcursionen auf großen Dampfern für Mütter mit kleinen Kindern, wie es in New-York im Sommer üblich, in der That einem Bedürfniß der unteren Classen entspricht." Beachtenswerth ist, daß unter den Hausbesitzern von Massachusetts die Classe der Handarbeiter reicher vertreten ist, als diejenige der Kopfarbeiter; auch ist der Procentsatz der Zahl der kopfarbeitenden Hausbesitzer in Massachusetts, welche mit Hypothekenschulden belastet sind, größer, als der analoge Procentsatz der Handarbeiter.

Der Autor erklärt in Bezug auf Nahrung und Kleidung die Behauptung des Amerikaners Edward Atkinson, daß der amerikanische Arbeiter nicht nur nicht besser wohne und gekleidet sei, als der westeuropäische, sondern auch nicht besser esse, für unbegründet.

Was die viel ventilirte Frage der Arbeitszeit anlangt, so dauert die-

selbe in den Regierungswerkstätten gesetzlich nur 8 Stunden; in einigen Gewerben ist die achtstündige Arbeitszeit auch bei Privatunternehmungen die Regel geworden, und zwar nicht zum Nachtheile der Arbeitgeber. In Massachusetts aber beträgt die Arbeitszeit der Handarbeiter nach einer Berechnung des Büreaus für Arbeitsstatistik noch immer 10,21, der Handarbeiterinnen 10,49 Stunden. In Zeitungssetzereien ist die Arbeitszeit durchschnittlich sehr lang.

In Bezug auf die Höhe der Löhne wählte der Verfasser die Lohnangaben, denen die Autorität des statistischen Büreaus in Washington City zur Seite steht. Dieselben stammen aus einer Zeit, welche zwischen hoher Geschäftsblüthe und sehr gedrücktem Geschäfte in der Mitte steht. Darnach wurden an Tagelohn in den dem Kriegsministerium unterstellten Werkstätten im Sommer 1876 den Handwerksmeistern 4,25 bis 6 Dollars gezahlt, den Gesellen 2 bis 4, den gewöhnlichen Arbeitern 1 bis 2 Dollars. Der erfahrene Landarbeiter erhielt im Sommer 1874 mit Kost und Wohnung durchschnittlich 1,17, ohne Kost und Wohnung 1,56 Dollars, im Winter 0,88 resp. 1,26. Im Jahre 1874 erhielt der Schmied durchschnittlich 2,79 Dollars Tagelohn, der Maurer 3,33, der Zimmermann 2,69, der Kunsttischler 2,78, der Böttcher 2,51, der Maler 2,66, der Stuckaturarbeiter 3,14, der Schuhmacher 2,25, der Steinhauer 3,26, der Schneider 2,57, der Lohgerber 2,32, der Klempner 2,55 und der Stellmacher 2,59. In den Pacificstaaten und in den Territorien war der Lohnsatz wesentlich höher. Die in den Vereinigten Staaten üblichen Löhnungsmethoden variiren nach dem Orte und Gewerbe in hohem Grade; bald ist Zeitlohn, bald Stücklohn, bald eine Combination von Zeit- und Stücklohn in Gebrauch.

Betheiligung der Arbeiter am Geschäftsgewinne ist bei der Fischerei gewöhnlich, beim Handel und bei der Gerberei nicht unbekannt, beim Fabrikbetriebe aber sehr selten. In der Landwirthschaft besteht in mehreren Theilen der Union eine Antheilswirthschaft (Share Farming), die den Charakter eines Arbeitsverhältnisses auf der Basis der Gewinnbetheiligung trägt.

Das Jahresbudget von 124 verheiratheten Handwerkern des Staates Massachusetts stellte sich im Jahre 1874 durchschnittlich so: Der Familienvater nahm ein 746 Dollars 15 Cents, er gab aus 729 Dollars 60 Cents, und zwar für Miethe 138, für Heizung 45, für Colonialwaaren 275, für Fleisch und Fische 92, für Milch 18, für Kleider und Schuhe 83, für Schnittwaaren 22, für Bücher, Zeitungen und Vereinszwecke 22, für Verschiedenes 32 Dollars.

Von hohem Interesse ist das Capitel, welches über die Frauenarbeit handelt. Die amerikanische Frau macht im Ganzen höhere Ansprüche, als die europäische. Nicht überall ist die Frau in der Minorität; ihre Zahl

sinkt, je mehr man sich dem Westen nähert, im Osten ist durchschnittlich ein ebenso großer Ueberschuß der Frauen über die Männer vorhanden, wie in Europa. Es ist daher wohl erklärlich, daß im Osten und Westen der Vereinigten Staaten die Stellung der Frau eine wesentlich andere ist. Uns interessirt hier namentlich, daß die Frauen im Osten einen viel größeren Theil der Arbeiterbevölkerung ausmachen, als im Westen. Dagegen dürfte die Zahl neuer Zweige der Frauenarbeit im Westen größer sein, als im Osten. Und wie im Allgemeinen für die Vereinigten Staaten gilt, daß die Frau größeren Antheil an den Geschäften des Mannes nimmt, als in Europa, so ist dies für den Westen im Besonderen der Fall. Die Frauen werden in Amerika auch häufig in Berufsarten angetroffen, wo wir sie in Europa selten oder gar nicht finden. Im Bundesschatzamt zu Washington City dominiren sie in einzelnen Beschäftigungszweigen, wie denn z. B. die Revision der einlaufenden Banknoten auf Fälschung ausschließlich in den Händen einiger Damen von außerordentlicher Uebung und Geschicklichkeit liegt; auch beim Zählen des Papiergeldes sollen sie sich zuverlässiger gezeigt haben, als die Männer. Dagegen will man die Erfahrung gemacht haben, daß die Arbeit der Telegraphisten und der Setzer für weibliche Personen auf die Dauer zu anstrengend ist. Eine eigenthümliche, in besonderen Verhältnissen begründete Industrie für Frauen auf dem Lande in weniger bevölkerten Gegenden ist die, daß sie Männerkleider für Geschäfte nähen. Der Krämer, der dort häufig nicht mit Geld, sondern mit Landesproducten bezahlt wird, macht den Vermittler zwischen den Bekleidungsgeschäften und den Frauen der Landleute; jene senden die Stoffe zugeschnitten ein, und diese verschaffen sich durch das Nähen derselben baares Geld zur Bezahlung ihrer Krämerrechnungen. — Es giebt eine große Anzahl von Frauengewerbvereinen und Frauengewerkvereinen. Aus einer tabellarischen Uebersicht der nordamerikanischen Frauenarbeit heben wir folgende Puncte hervor: Weibliche Aerzte und Wundärzte zählt man 525, Advocaten 5, Geistliche 67, Lehrer (ohne nähere Bezeichnung) 84,047, Bildhauer 4, Barbiere und Friseure 1,179, Orgelbauer 8, Jäger und Fallensteller 2 (in Jowa), Journalisten 35, Bibliothekare 43 u. s. w.

Hinsichtlich der Kinderarbeit ist zu bemerken, daß dieselbe in mehreren Einzelstaaten der Union gesetzlich geregelt und für gewisse Altersstufen verboten ist, doch konnte sich der Verfasser davon überzeugen, daß die betreffenden Gesetzbestimmungen häufig umgangen werden, und zwar ähnlich wie in Europa auf Veranlassung der Eltern selbst, die oft nicht nur unter dem Drucke der Noth, sondern aus verwerflichem Eigennutz die Kräfte der Kinder übermäßig ausbeuten und sogar einen wahrheitswidrigen Eid schwören, daß die letzteren das zur Aufnahme in eine Fabrik erforderliche Alter erreicht haben. Es wird von officieller Seite behauptet, daß im Staate Massachusetts nicht weniger als 60,000 Kinder keinen Schulunterricht genießen, weil

sie zum Erwerbe angehalten werden. Wie in Massachusetts, so findet sich auch die Ausnutzung der Kinderarbeit in den übrigen Industriestaaten. Ganz abgesehen von den Erwerbsarten, welche den Kindern z. B. auf den Straßen der Stadt New-York obliegen (Zeitungsverkauf, Schuhputzen, Schwefelhölzerverkauf, Blumenverkauf u. s. w.), sollen in den Fabriken jener Stadt über 100,000 Kinder — unter denen viele im Alter von 5 bis 7 Jahren — arbeiten. Hierunter gehören 10,000 Tabakabripper, 8000 Couvertmacher, 12,000 Verfertiger künstlicher Blumen u. s. w. Uebrigens schien dem Verfasser die Behandlung der Kinder durch die Aufseher in den Fabriken, die er besuchte, im Allgemeinen durchaus human zu sein; indessen wird von officieller Seite berichtet, daß körperliche Züchtigung der Kinder in den Fabriken nicht unbekannt sei.

Auch in Amerika befindet sich das Handwerk der Großindustrie gegenüber in einer üblen Lage, „es verfällt jedoch nicht, weil es an Lehrlingen fehlt, sondern die Lehrlinge fehlen, weil das Handwerk verfällt." Zur Ausbildung von Lehrlingen wird der kleine Handwerker immer weniger geeignet, weil er zu wenig Arbeit hat, um einen Lehrling das ganze Jahr hindurch zu beschäftigen; häufig hält er ihn nur während der Monate, wo sein Geschäft am besten geht, und entläßt ihn dann bis zum nächsten Jahre, falls er sich wieder einfinden will oder kann. Unter diesen Umständen wird das Einhalten einer strengen Lehrzeit immer seltener, und man hört nicht, daß der Bruch eines Lehrcontractes gerichtlich verfolgt wird, obschon die Gesetzgebungen einzelner Unionsstaaten denjenigen mit Geldstrafe oder Gefängniß bedrohen, der einen Lehrling zum Verlassen des Meisters verleitet. Man hat indeß, um das Lehrlingswesen zu heben, angefangen, schon in den Schulen die Knaben mit den Werkzeugen und den einfacheren Methoden der Handarbeit bekannt zu machen, und viele Gewerkvereine verpflichten ihre Mitglieder, nur in solchen Werkstätten zu arbeiten, wo die Aufnahme von Gehülfen nur nach Absolvirung einer gewöhnlich mehrjährigen Lehrzeit stattfindet.

Wohlfahrtseinrichtungen, wie sie in Europa von den Arbeitgebern zu Gunsten der Arbeitnehmer hier und da getroffen werden, also Fabrik-Lesezimmer, -Küchen, -Waschanstalten, -Bäder, -Hospitäler, -Sparcassen u. s. w., kommen in Amerika fast gar nicht vor. Die Ursache hiervon ist theils in der starken Fluctuation der Arbeiterbevölkerung, theils darin zu suchen, daß das Verhältniß zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber ein rein geschäftliches ist; letzterer darf ersterem in der Regel gar nicht zumuthen, von sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen Gebrauch zu machen. Das sogenannte Trucksystem, welches früher in England grassirte und längst durch die öffentliche Meinung gebrandmarkt worden ist, existirt noch mehrfach in den Vereinigten Staaten. Bei Anwendung dieses Systems bekommen bekanntlich in vielen Fällen die Arbeiter niemals Geld zu sehen, weil der Lohn auf die dem Fabrikbesitzer

schuldige Miethe und die Berichtigung der Rechnung im Magazine, ja zuweilen sogar auf Bezahlung eines Sitzes in der Kirche aufging. Die Arbeiter sind in diesem Falle wirklich nicht viel mehr als Sclaven ihrer Herren, von denen sie gerade genug erhalten, um ihre Lebensnothdurft zu bestreiten. Dies sind allerdings keine beneidenswerthen Zustände im freien Amerika! „Das ganze Trucksystem,“ so heißt es deshalb auch in einem Berichte des Arbeitsbüreaus von Connecticut, „ist darauf berechnet, die Arbeiter in vollständige Abhängigkeit von ihren Arbeitgebern zu bringen. Nach diesem Systeme werden die Arbeiter wie Kinder behandelt, welche ihre Einnahmen verschleudern, oder wie Schufte, welche Jedermann, mit dem sie zu thun haben, mit denselben betrügen würden.“ Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß das Trucksystem nur von kurzsichtigen Arbeitgebern angewandt wird; denn ein Arbeiter, der sich seinem Arbeitgeber gegenüber in einem beständigen Schuldverhältniß befindet, kann keine rechte Freude an seinem Berufe haben und wird viel weniger leistungsfähig sein, als derjenige, welcher Ersparnisse zu sammeln und hierdurch sein Leben zu verschönern im Stande ist. Die sanitären Interessen der Arbeiterbevölkerung sind fast durchweg, Philadelphia vielleicht ausgenommen, sehr mangelhaft gewahrt. Die Haftpflichtgesetzgebung liegt in den Vereinigten Staaten ganz im Argen.

Die Hülfsgesellschaften und das Genossenschaftswesen behandelt der Verfasser sehr ausführlich. Unter den Arbeitern selbst und auch in anderen Schichten der Bevölkerung sind Vereine zu gegenseitiger Unterstützung sehr verbreitet, welche vielfach als Geheimbünde organisirt erscheinen. Der auch in Deutschland bekannte Orden der „sonderbaren Brüder“ (Odd Fellows) hatte von 1830 bis 1874 eine Einnahme von 55 Millionen Dollars und vertheilte während derselben Zeit etwa 20 Millionen Dollars an Unterstützungen. Auch an Consumgenossenschaften fehlt es nicht, doch geht der Zweck derselben oft dadurch verloren, daß man sich bestrebt, lieber hohe Gewinne unter die Mitglieder zu vertheilen, als Waaren zu möglichst billigen Preisen und in möglichst guter Qualität zu verkaufen; der Trieb zu erwerben ist eben unter den Amerikanern stärker, als der Trieb zu sparen. Unter den sonstigen Arten von Genossenschaften sind die Bauvereine besonders beliebt und nach der Ansicht des Autors auch vortheilhaft. Diese Vereine floriren am meisten in Philadelphia, wo sie im Jahre 1875 gegen 60,000 Mitglieder zählten und Millionen Dollars einnahmen. Ihre eigenthümliche Geschäftspraxis scheint in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt zu sein. Da sie bei einer für hinreichend erachteten Sicherheit im Stande sind, 10 Procent Zinsen zu gewähren, fangen sie an, die Sparcassen zu verdrängen, welche nur 5 Procent geben können.

Es bestehen ferner mehrere communistische Gemeinden, welche indeß, mit Ausnahme der „Perfectionistensecte“, die von John Humphrey Noyes ge-

gründet wurde, nicht besonders gedeihen und, da sie vorzugsweise einen schwärmerisch-religiösen Charakter haben, für unsere communistischen Socialdemokraten nichts beweisen. Auch Herr Noyes erkennt, daß seine Secte, wenn sie in materiell guten Verhältnissen bleiben will, nicht allzu groß werden darf.

Die Zahl der Gewerkvereine in den Vereinigten Staaten ist sehr groß; nichtsdestoweniger befindet sich das amerikanische Gewerkvereinswesen noch in seiner Kindheit. Was der Verfasser auf Seite 280 bis 326 über die Geheimbünde und Strikes, namentlich über die „Molly Maguires" und den großen Eisenbahnaufruhr des Jahres 1877 erzählt, ist von hohem Interesse und wirft die grellsten Schlaglichter auf die socialen Verhältnisse der Vereinigten Staaten.

Der Vergleich, den der Verfasser zwischen den Leistungen des amerikanischen und des deutschen Arbeiters anstellt, fällt nicht immer zu Gunsten des letzteren aus. Deutsche Ingenieure, welche die Arbeiter beider Länder kannten, haben ihm versichert, daß sie im Allgemeinen den Amerikaner wegen seines Ernstes, seiner Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit vorziehen. Herr von Studnitz weist darauf hin, daß der Mangel an Arbeitskräften, welcher bei gewöhnlichem Geschäftsgange der amerikanischen Wirthschaft einen eigenthümlichen Stempel aufpräge, bei gleichzeitiger hoher Ausbildung der Arbeitstheilung von jeher den Einzelnen gezwungen habe, sich auf verschiedenen Arbeitsfeldern zu versuchen. Einen wesentlichen Vorzug des amerikanischen Arbeiters vor dem deutschen sieht der Verfasser mit Recht darin, daß jener fast immer die für seine Arbeit erforderlichen Werkzeuge selbst besitzt, indem er sie sich selber anpaßt, während der deutsche Arbeiter nur zu oft gezwungen ist, seine Hand den Werkzeugen anzupassen. Das amerikanische Werkzeug ist überhaupt wohl das handlichste und zweckmäßigste in der Welt. Der Verfasser bezeugt ferner, daß das bei uns beliebte Rauchen und Schwatzen bei der Arbeit in Amerika nicht Sitte ist, und daß der Arbeiter, namentlich der Handwerker, übernommene Verpflichtungen mit einer Pünctlichkeit erfüllt, die wir in Deutschland leider nur selten finden.

Was der Verfasser über die chinesische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten sagt, ist nach unserer Ansicht nur mit gewissen Einschränkungen richtig; er schließt sich im Wesentlichen den Ausführungen von Dr. Fr. Ratzel an. Die chinesische Einwanderung hat aber in der That bei manchen Lichtseiten auch sehr viele Schattenseiten, was schon u. A. daraus hervorgehen dürfte, daß Präsident Hayes und seine Minister kürzlich den Entschluß gefaßt haben, daß der Staatssecretär Evarts förmliche Unterhandlungen mit China behufs des von Anson Burlingame seiner Zeit geschlossenen Vertrags eröffnen solle. Es wird nämlich bezweckt, der Chineseneinwanderung wesentliche Beschränkungen aufzulegen. Dieser Schritt geschieht in Uebereinstimmung mit den im Congresse stattgefundenen Verhandlungen und Beschlüssen.

Aus den Abschnitten über die Arbeiterbewegung der Gegenwart heben wir hervor, daß die socialdemokratische Arbeiterpartei in der nordamerikanischen Union gegen 100,000 Köpfe zählt und sich bedeutend aus französischen und deutschen Einwanderern recrutirt; die Zeitschriften dieser Partei erscheinen zumeist in deutscher Sprache, und zwar in großen Fabrikcentren, z. B. in New-York, in St. Louis und Chicago. In jüngster Zeit ist man mit Erfolg bemüht gewesen, die Ueberzahl der Arbeitsuchenden aus den größeren Städten, den Fabrikcentren, hinweg und der Colonisation in westlich gelegenen Staaten zuzuweisen; auf diese Weise hofft man zur Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Industrie- und Ackerbauarbeitern beizutragen.

Das 21. Capitel, das letzte des Studnitzschen Werkes, ist sicherlich eins der mühsamsten gewesen. Der Verfasser hat hier mit großem Fleiße die von der Union und von deren Einzelstaaten erlassenen Gesetze gesammelt, welche sich auf die Arbeiter im engeren Sinne beziehen. Ein solches Unternehmen ist neu, denn in den Vereinigten Staaten selbst hat bisher sich noch Niemand an diese schwierige Arbeit gewagt. Uebrigens ist die amerikanische Arbeitergesetzgebung noch jung und wenig entwickelt; erst im Staate Massachusetts sind verdienstvolle Anläufe in dieser Beziehung gemacht worden.

Das Vorstehende mag genügen, um auf die Reichhaltigkeit und den Werth des Studnitzschen Werkes hinzuweisen. Dasselbe füllt entschieden eine bisher empfindliche Lücke in unserer volkswirthschaftlichen Literatur aus. Beachtenswerth ist schließlich noch, was der Verfasser über die Schwierigkeit der von ihm zu lösenden Aufgabe sagt. Er läßt dahin gestellt sein, ob es nicht die Kraft eines einzelnen Menschen übersteigt, die Arbeiterverhältnisse eines Landes, wie die nordamerikanische Union es ist, gründlich und allseitig zu erforschen und in einem Buche zur Darstellung zu bringen; auch die naturwissenschaftliche Erforschung eines Landes sei bisher noch niemals von einer Kraft, sondern vielmehr von verschiedenen Fachmännern unternommen worden. „Die Bedeutung," heißt es Seite 17, „welche Forschungsreisen auf dem Gebiete der Wirthschaft beizumessen ist, wird glücklicher Weise nicht mehr unterschätzt. Wäre es aber nicht bald an der Zeit, nicht nur geographische, sondern auch wirthschaftliche Expeditionen auszurüsten? Man verwendet ungeheure Summen, um den Nordpol, die Steppen von Asien und den Kern von Afrika zu erforschen. Würden nicht aber Expeditionen nach den leichter zu erreichenden Culturländern, Expeditionen, deren Aufgabe es wäre, die wirthschaftlichen Verhältnisse jener Länder nach bestimmten Richtungen zu erforschen, der Gegenwart viel schönere Früchte tragen? Man wende nicht ein, daß man bereits in den Consulaten wirthschaftliche Observatorien geschaffen habe. Ein Consul wird durch seine Beziehungen sehr wohl befähigt, laufende Berichte über die Lage der wichtigsten Geschäftszweige, des Arbeitsmarktes u. s. w. zu verfassen. In demselben Grade aber, in welchem er sich

in die neuen wirthschaftlichen Verhältnisse einlebt, verliert er den Blick für die Unterschiede zwischen der Wirthschaft des fremden Landes und der Heimath." Wer längere Zeit, wie der Schreiber dieser Zeilen es gethan, im Auslande gelebt und beobachtet hat, wie ihm allmählich alltäglich und ganz natürlich wurde, was in den ersten Wochen oder Monaten seines Weilens in der Fremde den Geist nicht ruhen ließ, der wird die letztere Bemerkung des Herrn von Studnitz nur bestätigen können. Zu Entdeckungen oder wenigstens zu eminent fruchtbaren Wahrnehmungen ist daher auch auf dem Gebiete der Volkswirthschaft in der ersten Linie der Forschungsreisende berufen.

Rud. Doehn.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Handelsvertragsdebatte im Reichstage. Landtagsschluß. Graf Roon †. — Die Annalen des Reichstags haben bereits mehrere sehr bewegte und wichtige Sitzungen zu verzeichnen. Es war dem Parlamente beschieden, seine Thätigkeit mit der Berathung eines Regierungsantrages zu eröffnen, der von vorne herein in der Presse wie in politischen Kreisen überhaupt eine fast übereinstimmende Opposition gefunden hatte. Das Schicksal dieses Antrages im Hause, des Antrages auf strafrechtliche Verfolgung und Verhaftung der Abgeordneten Fritzsche und Hasselmann, war daher im voraus entschieden, und es hat sich auch der allgemeinen Annahme entsprechend gestaltet. Der Reichstag versagte nach einem von dem Abgeordneten Rickert eingebrachten Gegenantrage die Genehmigung zur strafrechtlichen Verfolgung und zur Verhaftung der genannten Abgeordneten fast einstimmig und beschloß gleichzeitig mit großer Majorität zu erklären, daß der Reichstag mit dem § 28 des Gesetzes vom 21. October nicht den Sinn verbunden habe, daß ein Mitglied des Reichstages durch eine polizeiliche Ausweisung in seiner verfassungsmäßigen Obliegenheit, an den Verhandlungen des Reichstages Theil zu nehmen, verhindert werden dürfe. So hat das Parlament sich in sehr unumwundener Weise ausgesprochen. Die Vertheidigung, mit welcher die Vertreter der Regierungen ihren Antrag zu stützen suchten, hat weder im Hause noch im Lande einen Eindruck hervorgebracht. Das Haus hörte sie an und stimmte geschlossen gegen sie. So endete diese Episode.

Von höchstem Interesse waren die Debatten der folgenden Tage, welche sich um den deutsch-österreichischen Handelsvertrag bewegten, der nach dreitägiger Redeschlacht in erster und zweiter Lesung genehmigt wurde. Wie wir erwartet hatten, entwickelte sich die Discussion zu einem Recognoscirungsgefecht für den bevorstehenden wirthschaftlichen Kampf, und bildete gewissermaßen die parlamentarische Einleitung desselben. Die streitenden Theile marschirten auf und rückten in ihre Positionen ein. Der Reichskanzler selbst trat auf den Kampfplatz, ihm gegenüber erschien sein langjähriger Amtsgenosse Dr. Delbrück. Bedeutsamer konnte die parlamentarische Behandlung der wirthschaftlichen Frage nicht eingeleitet werden als durch das persönliche Hervortreten dieser beiden um das Reich so unendlich hochverdienten Männer, die so lange durch gemeinsame Arbeit verbunden waren und jetzt sich anschicken, auf wirthschaftlichem Gebiete in thatsächlichen Gegensatz zu treten. Sehr erfreulich und wohlthuend berührte wohl jedes patriotische Gemüth die

warme, fast herzliche Art, mit der der Reichskanzler der hohen unvergeßlichen Verdienste Delbrücks gedachte und nicht minder schön war die Empfindung, die in den Worten Delbrücks sich kundgab, mit denen er seine tiefe unauslöschliche Verehrung für den leitenden Staatsmann ausdrückte. Aber darüber konnte man sich nicht täuschen, daß in Bezug auf die schwebenden Fragen ein tiefer Gegensatz zwischen beiden Männern besteht, der sich demnächst praktisch geltend machen wird. Einige Blätter sehen Delbrück bereits an der Spitze einer politischen Opposition und zwar einer Opposition, die regierungsfähig sein und uns dadurch dem Ideal des parlamentarischen Regimentes erheblich näher bringen würde. Diese Erwartungen scheinen uns indeß doch sehr übertrieben. Man weiß noch nicht einmal, wie weit die Opposition Delbrücks gegen die wirthschaftlichen Reformvorschläge des Reichskanzlers reichen wird und da scheint es uns doch völlig müßig, über die politische Haltung Delbrücks derartige Combinationen aufzubauen. Ueberdies beweist seine bisherige Haltung im Reichstage so ziemlich das gerade Gegentheil, denn in der vorliegenden Frage des deutsch-österreichischen Handelsvertrages trat er, abgesehen von dem Puncte der Dauer des Vertrages, fast durchweg für die Politik der Regierung ein. Auf alle Fälle ist anzunehmen, daß ein Staatsmann von so umfassender praktischer Erfahrung und so hoher politischer Einsicht nicht die Wege einschlagen wird, welche die Tagespolitik ihm vorschreibt, sondern diejenigen, zu denen seine vielleicht sehr eigenartige Anschauung der Dinge ihn führen wird. Die beiden großen Reden, welche Delbrück im Laufe der Debatte über den Handelsvertrag hielt, haben eine zwiefache große Bedeutung. Erstens enthalten sie eine überaus feine fachmännische Darlegung aller Momente, die für die Beurtheilung des Werthes des deutsch-österreichischen Handelsvertrages in Betracht kommen, und sodann ist in ihnen ein geradezu meisterhafter Beitrag zur Geschichte des Zollvereins und seiner Principien sowie eine Geschichte der Entstehung des deutsch-französischen Handelsvertrages vom Jahre 1862 gegeben, zwei Bereicherungen unseres historischen Quellenmaterials, für die der Geschichtsschreiber wie der Politiker dem Redner außerordentlich dankbar sein werden.

Fürst Bismarck hat in seiner großen Rede eine zusammenhängende Darstellung seines Reformprogramms noch nicht gegeben und konnte dies auch wohl nicht thun, weil das Programm noch nicht als solches zur Discussion stand und weil die bezüglichen gesetzgeberischen Vorlagen in dem Stadium der Vorbereitung sich befinden. Indeß hat er es doch nicht an Aufklärungen über einzelne wichtige Puncte fehlen lassen. So hat er erklärt, daß er es noch immer für das Beste halte, den Zolltarif auf einige wenige Finanzzölle zurückzuführen und so hat er sich erneut als einen Anhänger des Tabaksmonopols bekannt. Der interessanteste Theil seiner Rede war aber ebenfalls der historische. Die Darstellung, die er von seiner Politik Frankreich gegenüber vom Jahre 1862 bis zum Jahre 1866 gab, war vielleicht so meisterhaft wie diese Politik selbst. Der Kanzler ließ uns hier einen Einblick in seine diplomatische Technik thun, der ebenso lehrreich als geradezu frappant war. Nicht minder gewichtig war seine Schilderung seines Verhältnisses zu Delbrück. Der ehrenden Anerkennung, die er ihm zollte, haben wir schon gedacht. Hier haben wir noch Bismarcks Bekenntniß hervorzuheben, daß er der Autorität Delbrücks in wirthschaftlichen Dingen so lange gefolgt sei, als er diese zur Seite gehabt habe. Erst als Delbrück seine fernere Mitwirkung an der Leitung dieser Dinge versagt habe, habe er sich verpflichtet gefühlt, hier eine eigene Meinung zu haben und er stehe keinen Augenblick an zu erklären, daß seine Meinung, jetzt wo er auf sich selbst gestellt sei, eine

andere sei als diejenige, der er bisher gefolgt wäre. Dieses Bekenntniß ist natürlich für die Beurtheilung der augenblicklichen Lage von höchster Wichtigkeit. Vielleicht daß die morgen stattfindende dritte Lesung des Handelsvertrages wieder neue wichtige Beiträge zur Klärung der Situation liefert.

Inzwischen ist der Landtag der preußischen Monarchie geschlossen worden. Die Anerkennung seiner Thätigkeit, welche die königliche Thronrede aussprach, wird ihm gewiß vom ganzen Lande ebenfalls gezollt werden. Er hat sich große Verdienste um das Land erworben durch die glückliche Durchführung der mühevollen Berathungen der Einführungsgesetze zu den Reichsjustizgesetzen und er hat vor allem mit der Regierung ein Einverständniß über die Veränderungen erzielt, welche in Folge der Finanzreform im Reiche in der Finanzpolitik Preußens einzutreten haben. Wir haben schon vor acht Tagen die hohe erfreuliche Bedeutung dieser Verständigung hervorgehoben.

Am Sonntage um Mittag ist hier nach schwerem Krankenlager ein großer Mann zur ewigen Ruhe eingegangen, Feldmarschall Graf v. Roon. Vor wenigen Tagen kam er von seinem Gute hier an, erkrankte und erlag nach kurzer Zeit seinem schweren Leiden. Zwei Tage vor seinem Tode, kurz ehe ihn das Bewußtsein verließ, besuchte ihn der Kaiser. Es war ein ergreifender Abschied. „Ich habe Ihnen Viel, Viel zu danken", das waren die Worte, mit denen der Kaiser seinen sterbenden Feldmarschall verließ, die auch zugleich am besten das Gefühl kennzeichnen, das die Nation bei der Nachricht von seinem Tode überkommen wird. Ja, wir haben ihm Viel zu danken! Wir verehren in ihm den großen Reorganisator der preußischen und deutschen Armee, die unsere nationale Einheit begründet hat, wir blickten mit Stolz auf ihn, einen der drei großen Männer, die in langer gemeinsamer schwerer Arbeit die Schöpfung des geeinten Vaterlandes vorbereiteten und in den entscheidenden Stunden die großen entscheidenden Thaten vollführten. Er war ein großer Organisator, ein tiefer Gelehrter, ein glänzender parlamentarischer Redner, ein Mann von hoher militärischer und politischer Begabung, einer der treuesten Diener seines Königs und seines Vaterlandes. Sein Name wird in hohen Ehren und dankbarer Erinnerung bleiben überall und immerdar.

24. Februar. F.

Literatur.

Die Disciplinar- und Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen über ihre Mitglieder von Dr. R. Schleiden. Berlin, Springer. — Eine in diesem Augenblick sehr dankenswerthe, dem Verfasser durch seine früheren amtlichen Stellungen erleichterte Uebersicht über das parlamentarische Disciplinar- und Strafrecht anderer Staaten — von Großbritannien und den Vereinigten Staaten Amerikas bis zu den deutschen Kleinstaaten — zum Vergleich mit demjenigen des Deutschen Reichs, wie es besteht und wie es nach dem Entwurf der preußischen Regierung beabsichtigt ist. Der Verfasser läßt objectiv das sorgfältig und vollständig gesammelte Actenmaterial reden und hält mit dem eigenen Urtheil zurück, giebt aber zu verstehen, daß er die Forderung einer Unterwerfung der Parlamentsmitglieder unter das gemeine Recht weder durch die Beispiele anderer Länder noch durch die Autorität deutscher Staatsrechtslehrer gerechtfertigt hält. Andererseits wird man den Eindruck aus der ganzen Darstellung empfangen, daß das Deutsche Reich bei seinen parlamentarischen Einrichtungen mit einem Idealismus zu Werke gegangen ist, den der Erfolg leider nicht gerechtfertigt hat. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 27. Februar 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Friedrich Carl von Savigny.*)

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann ein noch heute lesenswerther Aufsatz Johann Georg Schlossers mit den Worten: „Wenn etwas von unseren Zeiten wenig zu erwarten gewesen ist, so war es, daß in ihnen das reine römische Recht wieder aufleben sollte.“ „Es kann dieses Studium,“ so fährt er fort, „weder bürgerliche noch auch nur literarische Ehre geben und das eleganteste Werk über das reine römische Recht wird kaum Käufer finden.“ Wenige Jahre nach dieser Erklärung erschien ein unmittelbar aus dem Studium der römischen Quellen erwachsenes, einem einzelnen Institute des römischen Rechts gewidmetes Werk von fünfhundert Seiten, welches mit einem Schlage seinen Verfasser, einen bis dahin unbekannten, kaum vierundzwanzigjährigen Marburger Docenten, zum berühmten Manne machte, welches binnen drei Jahren eine zweite, binnen dreiundzwanzig eine fünfte Auflage erlebte und noch über sechzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen von Neuem — zum siebenten Male ausgegeben wurde.

Jenes in unserer juristischen Literatur einzig dastehende Werk ist Savignys „Recht des Besitzes“, und wenn wir heute seines Verfassers hundertjährigen Geburtstag feiern, so würde auf die Frage nach der Berechtigung solcher Feier schon die eine Thatsache entscheidende Auskunft geben, daß noch heutzutage, nach dreiviertel Jahrhunderten, jenes Buch als ein classisches dasteht inmitten der zahlreichen durchweg von ihm ausgehenden Bearbeitungen seines Gegenstandes, unter denen auch die bedeutendsten des Savignyschen Werkes fundamentale Bedeutung stets von neuem hervortreten lassen.

Unmöglich aber hätte eine die Grenzen ihres speciellen Gegenstandes nirgends überschreitende Monographie so zündend wirken können, wäre nicht der Boden, auf den sie fiel, zu ihrer Aufnahme vorbereitet gewesen. Zwei Richtungen waren es, welche wesentlich die bisherige deutsche Jurisprudenz beherrscht hatten, die der Praktiker und die des Naturrechtes. Von den prak-

*) Rede zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages durch die Universität Greifswald.

tischen Juristen, so schildert der Wahrheit gemäß Schlosser, haben einige sich eine gewisse Concordanz von römischen, canonischen und statutarischen Gesetzen und von Responsis, Consiliis, Meinungen, Thesen u. dergl. in den Kopf gebracht, die sie auf alle Fälle anwenden, sie mögen sich hinschicken oder nicht; ein anderer Zweig läßt zwar Corpus juris, Decretalen und Statuten in guter Ruhe, aber er hängt desto gewisser an dem usu et observantia fori. Diesen Männern der Praxis standen gegenüber die des Naturrechtes, welche anstatt der von jenen blindlings verehrten Tradition die Vernunft auf den Thron erhoben. Beide Richtungen aber litten an demselben Grundfehler, dem Mangel an Kritik; beide unterließen es, die Sätze und Begriffe, aus welchen sie ihr System erbauten, auf ihre Herkunft zu prüfen. Weder fiel es den Praktikern ein, den Strom der Tradition, in welchem sie wohlgemuth schwammen, aufwärts zu verfolgen bis zu seinen Zuflüssen und Quellen, noch sahen die anderen für die Conceptionen ihrer Vernunft sich um nach den sie erzeugenden Elementen. Als Savigny auftrat, war die durch Kant wissenschaftlich zu Fall gebrachte Aufklärungsphilosophie dem Gemüthe der Deutschen vollends entfremdet durch die während der französischen Revolution mit der Göttin der Vernunft gemachten schlimmen Erfahrungen. War aber so das Naturrecht entwurzelt, so war auch jene andere Richtung schon stark erschüttert durch den Göttinger Rechtslehrer Gustav Hugo. Er war es, welcher die deutsche Rechtswissenschaft zu den Quellen zurückrief, welcher unermüdet die Wahrheit verkündigte, daß ein wahres Verständniß unseres aus verschiedenen Wurzeln erwachsenen Rechtes unmöglich sei ohne Bloslegung dieser Wurzeln, daß daher eine wahre Wissenschaft unseres Rechtes undenkbar sei ohne gründliche Kenntniß des reinen römischen sowohl als germanischen Rechtes. Hugo war ein heller und scharfer, aber kein productiver Kopf. Ihm war es gegeben, jene Forderung zu formuliren und zu verfechten, sowie ihrer Erfüllung durch Edition von Quellen und skizzirende Compendien den Boden zu bereiten; ihre glorreiche Durchführung zu eröffnen durch eine für die späteren vorbildliche, sie in dieselbe Bahn zwingende Leistung, dazu bedurfte es eines Größeren. In der That, wenn Savigny selbst jederzeit Hugo als seinen Vorgänger in hohen Ehren hielt, so ist das Verhältniß beider doch wesentlich dieses, daß Savigny geleistet hat was Hugo forderte. Darum ist Hugo der Vorläufer und Verkündiger, Savigny aber das Haupt der historischen Schule. Daß die Betrachtung eines Rechtsverhältnisses von römischem Ursprunge ausgehen müsse von den römischen Quellen, daß seine Kenntniß voraussetze die Ergründung seiner römischen Gestalt und die Ableitung der heutigen Gestalt aus jener oder die Constatirung der beide verknüpfenden geschichtlichen Entwickelung; das sind Sätze, welche Savignys Buch nicht aussprach, aber bewährte. Nicht jedes, sondern nur dasjenige Zeigen eines fernen Zieles weckt

den Eifer zu seiner Verfolgung, welches den Glauben an seine Erreichbarkeit weckt, und darum eröffnet Savignys Besitz die Aera der deutschen geschichtlichen Rechtswissenschaft als Probestück der historischen Methode, das als unleugbares Meisterstück ihre Fruchtbarkeit unwiderleglich bewies und damit ihren Sieg entschied.

So ging unserem Vaterlande in der kläglichsten Zeit deutschen Staats- und Rechtslebens, im Jahre des Reichsdeputationshauptschlusses, derjenige Stern auf, durch dessen Glanz Deutschland an die Spitze der rechtswissenschaftlichen Bewegung trat. War auch sein Name welschen Klanges und entstammte auch sein Geschlecht — eins der ältesten Rittergeschlechter Lothringens — dem französischen Sprachgebiete, so hatten doch seit anderthalb hundert Jahren seine Ahnen sich Deutschland zugewendet und seitdem unserem Vaterlande dieselbe Treue und Wärme der Gesinnung bewiesen, die unser Friedrich Carl von Savigny stets bewährt hat. Wohl aber mag ein romanisches Erbtheil unseres großen Romanisten gesehen werden in seiner gänzlichen Freiheit von dem dem deutschen Gelehrten vielfach noch heute anhängenden Schulzopf. Keinen Geschmack hat er darum dem damaligen hölzernen Rechtsunterricht abgewinnen können, den der früh Verwaiste unter der Leitung seines Vormundes, des Kammergerichtsassessors von Neurath, schon mit fünfzehn Jahren durchgemacht hatte. Zusagendere Nahrung hatte sich dann seinem lernbegierigen Geiste auf der Universität Marburg dargeboten, durch seinen Lehrer Weis, einen Juristen der eleganten Schule. So hieß damals die philologische durch Ausartung zur Mikrologie unfruchtbar gewordene Richtung. War aber die Thätigkeit der eleganten Juristen eine wesentlich sammelnde, wie denn Weis ein Mann von wahrer Sammelwuth war, so konnte für Savignys durch inneres Bedürfniß auf geistige Durchdringung des Stoffes hingewiesene Natur der Einfluß gerade eines solchen Lehrers nur wohlthätig sein; durch ihn ward er frühzeitig angeregt zur unermüdlichen Herbeischaffung eines möglichst reichen Materiales, welche darum nicht weniger die erste Bedingung der Wissenschaft ist, weil deren letztes Ziel darüber hoch hinausliegt. Nachdem Savigny am 31. October 1800 in Marburg promovirt hatte, eröffnete er daselbst seine Lehrthätigkeit mit Vorlesungen über Strafrecht, dem auch seine Dissertation entnommen war, wandte sich jedoch schon im nächsten Semester dem seiner Natur weit gemäßeren Civilrechte zu; war doch nicht zum Rechtsphilosophen oder Politiker, sondern zum Juristen κατ᾽ ἐξοχήν und damit in erster Linie zum Civilisten der Mann geschaffen, an dem schon während seiner Studienjahre neben dem Ernste und dem fast Feierlichen seines Charakters das Positive auffiel, was er in Leben und Wissenschaft offenbarte. Imponirt hat Savigny schon als Student den Zeitgenossen namentlich dadurch, daß er „ein junger reicher Mann von Adel, der auf die ersten Stellen in jeder Be-

ziehung Anspruch machen konnte, nur den Wissenschaften und sich selbst leben wollte". Daß aber der junge Rechtsgelehrte voll und ganz nicht nur der Wissenschaft, sondern mit ihr ihren Jüngern lebte, und wie der in seiner Wissenschaft Lebende belebend auf die akademische Jugend wirkte, wissen wir aus dem Munde eines seiner ältesten Schüler, Jacob Grimms. Was kann ich, bekennt dieser, von Savignys Vorlesungen Anderes sagen als daß sie mich aufs Gewaltigste ergriffen. Und nach nahezu fünfzig Jahren schreibt er: „Dieses Mannes freundliche Zurede, handbietende Hülfe, feinen Anstand, heiteren Scherz, freie ungehinderte Persönlichkeit kann ich nie vergessen; wie stand er vor uns auf dem Catheder, wie hingen wir an seinen Worten." Keiner Erwähnung bedarf es, daß eines solchen Mannes verschiedene Universitäten sich zu bemächtigten suchten, nachdem die Kraft und Anmuth seines Wesens durch sein Werk sich offenbart hatte; doch hebe ich gerne hervor, daß unsere Hochschule noch im selben Jahre, in dem das Recht des Besitzes erschienen war, seinen Verfasser zu gewinnen versucht hat. Wie selten vereinigen sich doch die äußeren Mittel mit der inneren Befähigung zur Führung eines durchaus unabhängigen in seinem Gange nur durch selbstgesteckte Ziele bestimmten Lebens. In Savigny traf Beides aufs Glücklichste zusammen. So sehen wir ihn unter Ablehnung der an ihn ergangenen Rufe im Jahre 1804 eine zweijährige Reise unternehmen, um die civilistischen Schätze verschiedener Bibliotheken auszubeuten. 1808 vertauschte Savigny die Universität Marburg mit Landshut. In kurzem Zwischenraume hatte dieser junge Musensitz das Glück jeden der beiden Männer, freilich nur auf kurze Zeit, den seinen zu nennen, durch welche der Wendepunct des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zu einem Wendepuncte der deutschen Rechtswissenschaft geworden ist: vor vier Jahren war in Landshut eingezogen der vier Jahre vor Savigny geborene und vier Jahre vor ihm berühmt gewordene Anselm Feuerbach, dessen Vaterstadt Frankfurt a. M. zugleich Savignys Geburtsort ist. Es wäre eine lohnende Aufgabe, dem Gegensatze jener beiden Größen nachzugehen, dem Gegensatze ihres Seins und ihres Wirkens, Feuerbachs rastlos leidenschaftliches Wesen gegenüber zu stellen Savignys vornehmer Ruhe, die schneidende Schärfe Feuerbachscher Deduction und Formulirung zu vergleichen mit Savignys klarer Analyse und plastischer Anschaulichkeit. Aufs Prägnanteste tritt uns der Gegensatz ihrer wissenschaftlichen Art und Richtung entgegen in ihren bahnbrechenden Jugendwerken, in des vierundzwanzigjährigen Savigny historisch-kritischer Revision der Vorstellungen über ein bestimmtes einzelnes Privatrechtsverhältniß und des vierundzwanzigjährigen Feuerbach philosophisch-kritischer Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des peinlichen Rechtes. Hatte Savigny zur Philosophie überhaupt kein Verhältniß, berührte er sich mit der Kantischen Philosophie nur

in der Negation vorkantischer Aufklärungsweisheit, so war dagegen Kants Vernunftkritik Feuerbachs Ausgangspunct. Daß aber seine Bedeutung für die Gegenwart der Savignys nicht entfernt gleichkommt, beruht neben der Verschiedenheit ihrer Ziele namentlich darauf, daß Savigny Feuerbachs so lebendigen, schneidigen und vielseitigen Geist hoch überragt hat an Objectivität.

Als Preußen seine Befreiung vom französischen Joche vorbereitete durch die Gründung der Universität Berlin und damit eine Schätzung geistiger Mächte bewies, die kein Staat je übertroffen hat, da war es neben Fichte und Schleiermacher namentlich auch Savigny, von dem man sich die erfolgreichste Mitwirkung versprechen durfte zur Erfüllung der an jene Gründung sich knüpfenden Hoffnungen. Fürwahr eine imponirende Trias; imponirte doch jeder dieser drei Männer vor allem durch das Innerste seines Wesens, durch seine Persönlichkeit. Und doch wie grundverschieden diese Persönlichkeiten; neben dem rücksichtslos schroffen Idealisten der Mann, welcher die größte Schärfe der Dialektik mit der größten Zartheit des Gefühles verband, und neben Beiden derjenige, dessen ganzes Wesen Gemessenheit war, dessen ganzes Streben dem geschichtlich Gewordenen galt. In Berlin war es aber auch, wo mit Savigny neben jenen an Geistesgröße ihm gleichen, an Geistesrichtung ihm fremden Männern solche sich zusammenfanden, mit welchen die Gemeinschaft derselben wissenschaftlichen Bestrebungen ihn verband. Da war vor allem Niebuhr, welcher durch den Vortrag seiner im Entstehen begriffenen römischen Geschichte das Feuer seiner Begeisterung einem eben so zahlreichen als erlesenen Publicum mittheilte und an ihm entzündete. Es giebt eine Begeisterung, so schließt die Vorrede seines Werkes, die von der Gegenwart und dem Umgang geliebter Personen ausgeht, eine unmittelbare Einwirkung, wodurch sich uns die Musen offenbaren, Lust und Kraft wecken und den Blick erhellen; der ich in meinem ganzen Leben das Beste was ich war verdankte. Und daß Savigny, den Niebuhr unter jenen ihn begeisternden Freunden nennt, noch in unmittelbarerer Weise sein Werk gefördert hat, zeigt Niebuhrs nach fünfzehn Jahren ausgesprochene Erinnerung an das einst genossene Glück, wo im Gespräch mit Savigny der entscheidende Punct licht hervortrat. Wohl mochten Beide gar mächtig sich anziehen nicht allein durch die gemeinsame Liebe zum römischen Alterthum, sondern namentlich durch die Verschiedenheit sowohl als die Verwandtschaft ihres Wesens. Denn gemeinsam war dem feurigen und kühnen niedersächsischen Plebejer mit dem so viel an sich haltenderen Sprößling fränkischer Ritterschaft die einheitliche Geschlossenheit, die schlichte und doch vornehme Wahrheit des Charakters. Gleichmäßig gilt von Savigny selbst, was er von Niebuhrs Wesen und Stil bezeugt: Nie ist so etwas Gemachtes, Erkünsteltes, was uns entgegentritt, überall nur der Aus-

druck dessen, was als Denken und Fühlen wirklich in ihm vorgeht, so daß auch hierin die Reinheit seiner sittlichen Natur sich bewährt.

Das Jahr 1811 führte Savigny auch den Genossen zu, welcher seine eigensten rechtswissenschaftlichen Bestrebungen vollkommen theilte, indem er sie auf das germanische Recht anwandte und so dem Romanisten Savigny ergänzend zur Seite trat: Carl Friedrich Eichhorn. Die diesen Bestrebungen zu Grunde liegenden Ansichten über das Wesen und Werden des positiven Rechtes zu formuliren bot sich Anlaß und Aufforderung im Jahre 1814. In diesem Jahre der Befreiung vom französischen Joche hatte Anton Justus Thibaut, derselbe geistreiche Rechtslehrer, welcher Savignys Besitz sofort als Meisterwerk begrüßt hatte, recht aus der vollen Wärme seines patriotischen Herzens die Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches für ganz Deutschland gefordert. Gegen diesen Vorschlag wandte sich sofort Savignys berühmte Schrift vom Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Sie geht davon aus, daß der eigentliche Sitz des Rechtes das Volksbewußtsein sei, daß aber mit fortschreitender Cultur und Arbeitstheilung das Bewußtsein der Juristen jenes vertrete, so daß zu unterscheiden sei das technische oder wissenschaftliche und das nun in den Hintergrund getretene politische Element des Rechtes. Handle es sich nun um Codification, so sei dies wesentlich eine technische Arbeit, und ihr sei einerseits nur eine wissenschaftlich hochstehende Zeit gewachsen, während andererseits gerade sie durch gesetzliche Fixirung des von der Wissenschaft gefundenen nur in ihrer Entwickelung gehemmt werde. Wie Savigny persönlich seine Zunftgenossen an Höhe und Weite der Bildung überragte, so hat er aufs Energischste den Zusammenhang des Rechtes mit dem ganzen Volksleben betont. Wie aber sein eigenes Lebenselement nicht sowohl das Handeln als das Erkennen war, so hat er auch das Recht wesentlich als eine Sache nicht des Willens und der That, sondern der Ueberzeugung und Erkenntniß erfaßt. So entspringen die beiden so verschiedenen Züge seiner Lehre, daß er das Recht als Sache einerseits des allgemeinen Volksbewußtseins und andererseits eines juristischen Standesbewußtseins erfaßt, aus demselben idealistischen Grundzuge derselben, kraft dessen ihm die Gesetzgebung nicht als politische That, sondern als Werk der juristischen Kunst erscheint. Zu Werken der juristischen Kunst aber, darin ist Savigny durchaus Recht zu geben, fehlt der Gesetzgebung jeder Beruf, während keiner Zeit der Beruf abgesprochen werden kann ihre praktischen Bedürfnisse durch Gesetzgebung zu befriedigen. Verlegt aber Savigny mit Unrecht den Schwerpunct des ganzen Rechtes in die juristische Technik, so beweist er dagegen in ihrer Erfassung eine von keinem Gleichzeitigen erreichte, von keinem Späteren übertroffene Höhe des Verständnisses, indem ihm aus seiner Vertrautheit mit den römischen Juristen die anschaulichste Vorstellung von ihrer Methode er-

wachsen war. Haben sie einen Rechtsfall zu beurtheilen, so zeichnet er ihr Verfahren, so gehen sie von der lebendigsten Anschauung desselben aus und wir sehen vor unseren Augen das ganze Verhältniß Schritt vor Schritt entstehen und sich verändern. Es ist nun als ob dieser Fall der Anfangspunct der ganzen Wissenschaft wäre, welche von hier aus erfunden werden sollte. In jedem Grundsatz sehen sie zugleich einen Fall der Anwendung; in jedem Rechtsfall zugleich die Regel, wodurch er bestimmt wird, und in der Leichtigkeit, womit sie so vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Besonderen zum Allgemeinen übergehen, ist ihre Meisterschaft unverkennbar.

Vielfache und heftige Anfechtungen hat jene Schrift erfahren; unmöglich konnte sie populär sein angesichts ihres ungünstigen Urtheiles über die juristische Befähigung der Zeit sowie nicht minder ihrer Bezeichnung der Juristen als der Vertreter des allgemeinen Rechtsbewußtseins; auch dem umgekehrten Loose ist sie nicht entgangen wegen demokratischer Tendenzen denuncirt zu werden.' Ihrer Publication folgte auf dem Fuße die mit Eichhorn und Göschen unternommene Gründung der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, in deren Vorrede Savigny die von ihm vertretene Richtung als die geschichtliche Schule proclamirte im Gegensatze zur ungeschichtlichen. Während diese lehre, daß jedes Zeitalter sein Dasein willkürlich selbst hervorbringe nach dem Maße seiner Einsicht und Kraft, so thue es dieses nach der geschichtlichen Ansicht in unauflöslicher Gemeinschaft mit der ganzen Vergangenheit. Indem hier Savigny den geschichtlichen jedem positiven Rechte wesentlichen Charakter als ausschließliches Eigenthum seiner Schule darstellte, mußte er seine Zeichnung in einer Weise zuspitzen, daß die geforderte Geschichtlichkeit ins Ungeschichtliche umzuschlagen drohte. Ist doch jede Gegenwart als Kind der Vergangenheit zugleich der Träger eines eigenen Lebens; wie der Sohn trotz aller vom Vater ererbten Eigenschaften nach seinen eigenen Anschauungen und Bedürfnissen sein Leben führt, so setzt auch jedes Zeitalter kraft seiner eigenen Triebe nicht nur das Dasein der Vorzeit fort, sondern strebt auch über jenes hinaus und regiert gegen dasselbe. Es beruht auf einer Verwechselung des wirklichen Lebens mit seiner geschichtlichen Betrachtung, wenn Savigny aus dem dieser sich aufdrängenden Zusammenhange der Gegenwart mit der Vergangenheit die Forderung an jenes ableitet, der Vergangenheit die Motive seiner Gestaltung zu entnehmen. Den geschichtlich gegebenen Stoff zu durchschauen, zu verjüngen und frisch zu erhalten, darauf soll nach ihm die Thätigkeit jeder Zeit sich richten, als ob es nicht namentlich darauf ankäme, jenen gegebenen Stoff in die dem Bedürfnisse der Gegenwart entsprechenden durch die Vergangenheit nicht gegebenen Formen zu gießen.

Nirgends tritt es klarer hervor, wie sehr die Welt, in welcher Savigny

sich heimisch fühlte, nicht die der praktischen Interessen, sondern die des Gedankens war. Denn, wunderbar, dieselbe Abhandlung, welche für die Rechtsbildung das Recht des Lebenden so wenig anerkennt, fordert es aufs Energischste für die Wissenschaft. Fordert sie doch für die Wissenschaft jeder Zeit neben offenem Sinn und freudiger Bewunderung für jede Größe ein sicheres Gefühl des eigenthümlichen Berufes. Und erinnert sie doch an des Paracelsus Wort vom Verhältnisse der Schüler zu den Lehrern: Ehrlich und löblich ist es solchen, daß sie die Alten aus den Nestern stoßen. So zeigt uns Savigny ein Janusantlitz: er, welcher wissenschaftlich die Gemeinschaft mit der vorhergehenden Epoche aufgehoben und das Joch der Tradition mit der größten Geistesfreiheit abgeschüttelt hat; für das wirkliche Leben hat er die Unauflöslichkeit jener Gemeinschaft verlangt. Jener Savigny des wissenschaftlichen Fortschrittes ist es, welcher hoch über seine Zeit sich erhob, während er in diesem Cultus der Vergangenheit seiner Zeit den Tribut entrichtete, der Zeit der Reaction gegen die Ueberhebung des achtzehnten Jahrhunderts und gegen den Freiheitsrausch der französischen Revolution.

Vom Jahre 1815 an erschien dasjenige Werk, welches der Welt den Gelehrten Savigny in seiner vollen Rüstung vorführen sollte: die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Auch wer keine Augen hatte für die im Rechte des Besitzes sich offenbarende Größe des Juristen, dem mußte die erstaunliche Fülle des hier aufgespeicherten Wissens, dem mußte der eiserne Fleiß und die geistige Kraft Respect abzwingen, womit hier ein riesiger Stoff gesammelt und bewältigt war. Es sind die in Marburg durch Weis in Savignys empfängliche Seele gesenkten Keime, aus welchen der stattliche Baum jenes Werkes erwuchs; Keime, welche Savigny durch viele Jahre mit hingebendster Liebe und Beharrlichkeit gepflegt hat. Ursprünglich nur auf Gelehrtengeschichte angelegt ist das Buch in der That vorwiegend Gelehrtengeschichte, was den Umfang des in ihm verarbeiteten Stoffes betrifft. Der Zeichnung des vom Ende des elften Jahrhunderts an aus der Rechtsschule zu Bologna erwachsenen wissenschaftlichen Betriebes geht aber in den zwei ersten Bänden voran der Nachweis, daß auch im früheren Mittelalter das römische Recht keineswegs, wie man bisher angenommen hatte, völlig verschwunden war aus der Reihe der geschichtlichen Mächte, daß vielmehr von seiner in der Theorie nie erloschenen Geltung auch im Rechtsleben die mannichfachsten Spuren sich erhalten hatten. Mit einem vom elegantesten Gelehrten nicht zu übertreffenden Sammeleifer verband sich hier nicht nur die volle Herrschaft über den wohl disponirten massenhaften Stoff, sondern zugleich die Behandlung desselben aus allgemeinen in der Fülle des Details sich bewährenden Gesichtspuncten. Daß das Werk nicht alle an eine Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter sich knüpfende Erwartungen erfüllt,

versteht sich von selbst, da ein bahnbrechendes Werk nicht zugleich ein abschließendes zu sein vermag; theilweise aber war dies auch durch des Verfassers Individualität gegeben. Im Einklange mit seiner Ansicht vom Verhältnisse der Gegenwart zur Vergangenheit schildert uns Savigny das reale und literarische Fortwirken des römischen Rechtes, ohne daß jedoch in gleicher Weise zur Anschauung käme die Rück- und Gegenwirkung der dem Mittelalter eigenen Triebe und Anschauungen.

Vielfach hat man die Frage aufgeworfen, warum Savigny es nicht auch unternommen habe die eigene Entwickelung des römischen Rechtes in ihrem Gesammtverlaufe darzustellen. Theils in seiner Zeitschrift, theils in den Abhandlungen der Berliner Akademie, welcher er seit 1811 angehörte, hat er eine Reihe der werthvollsten Untersuchungen aus der römischen Rechtsgeschichte veröffentlicht, unter ihnen auch solche, welche die ganze geschichtliche Entwickelung gewisser Rechtsverhältnisse verfolgen; Untersuchungen von hoher Bedeutung namentlich durch die Besonnenheit, mit welcher sie von den geschichtlich hellsten Puncten aus die dunkleren aufzuklären suchen. Zu einer Gesammtgeschichte des römischen Rechtes dagegen war vielleicht Savigny, der vorsichtige, der Ausfüllung geschichtlicher Lücken durch bloße Hypothesen durchaus abgeneigte Forscher, nicht der Mann; jedenfalls aber eignete sich dazu nicht die Zeit, in welcher die im Reformationszeitalter erstmals erstandene rechtsgeschichtliche Forschung eben wieder ihr Haupt erhob, und in welcher eben wieder wie damals die wichtigsten Quellenfunde zur rechten Stunde gelangen, um den erwachten geschichtlichen Sinn zu belohnen und zu stärken. Schon im dritten Bande seiner Zeitschrift konnte Savigny Niebuhrs Entdeckung der einzigen uns vollständig erhaltenen Schrift eines classischen Juristen, der Institutionen des Gajus, verkündigen; eine Entdeckung, welche insbesondere das Verständniß des römischen Civilprocesses und damit so zu sagen der Formenlehre des römischen Rechtes uns erst erschloß und so die von Savigny stets geforderte Anschaulichkeit unseres Wissens gewaltig förderte. Welche Freude ihm diese Entdeckung machte und welcher Eifer für ihre Verwerthung ihn beseelte, läßt sich denken; er war es, welcher die Berliner Akademie zu der seinen Schülern Göschen und Bethmann-Hollweg anvertrauten Publication des Gajus veranlaßte.

Wie wenig aber Savigny im Gelehrten aufgegangen ist, das zeigt am schönsten seine Größe als Lehrer, wie sie einstimmig bezeugt ist von allen, welche zu seinen Füßen zu sitzen das Glück genossen haben. Was gerade der wissenschaftlich Hochstehende so selten versteht, den Ausdruck seiner Gedanken so durchsichtig zu gestalten, daß sie dem Zuhörer einleuchten gleich selbstgefundenen, darin war Savigny Meister. War dadurch seinem Vortrage die sicherste Einwirkung auf das dem Lichte der Erkenntniß sich erschließende

Gemüth gegeben, so ist uns nicht weniger einmüthig bezeugt die Tiefe dieser Einwirkung, welche weit hinausreichte über die Einführung in die besondere Wissenschaft des positiven Rechtes. Durch das Wehen Ihrer milden Lehre, sagt Jacob Grimm, weckten Sie meinen Geist, daß er wissenschaftliche Stimmung annahm. Von dem durch Savigny ihm erschlossenen juristischen Verständniß aber bekennt Bethmann-Hollweg nach fünfzig Jahren, was er in Savignys Pandecten empfangen habe, das habe er nie wieder vergessen können, das sei die Grundlage seines juristischen Denkens und Thuns geblieben bis auf den heutigen Tag. So hat Savignys Vortrag im höchsten Grade die Geist und Leben weckende Kraft bewiesen, welche er selbst in seiner schönen Abhandlung über Wesen und Werth der deutschen Universitäten vor allem fordert. Mit der Kraft des Gedankens verband sich aber die Würde des Auftretens und die Anmuth der Rede. Schon der äußere Adel der Erscheinung, bekundet Rudorff, die classische vornehme Ruhe, der milde Ernst seiner Persönlichkeit mußten ihm selbst und der Wissenschaft, die er lehrte, die Herzen gewinnen. Getragen von dem tiefen klangvollen Ton seines Organs floß der völlig freie und dennoch sofort druckfertige Vortrag in zauberischer Leichtigkeit, Klarheit und Eleganz dahin. Wenn von anderer Seite unter voller Anerkennung dieser Eigenschaften die Gemessenheit des Savignyschen Vortrages, das Fehlen jeder heftigen den Hörer fortreißenden Bewegung betont und deshalb Wärme vermißt wird, so beweist dies nur was keines Beweises bedarf, daß jede Größe ihre Grenzen hat; nicht an Wärme, wohl aber an Feuer kann und muß es einem Manne wie Savigny gebrochen haben; unmöglich konnte plötzliches Auflodern, konnte das von Ihering vermißte Sprudeln und Schäumen des Gebirgsbaches seine Sache sein.

Das Jahr 1840, das zweiundsechzigste seines Lebens, brachte von dem vermeintlich ganz in die Erforschung des Alterthums und seiner gelehrten Ueberlieferung versenkten Savigny den Anfang eines Werkes, das an Größe des Umfanges der Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter zur Seite steht, aber im Gegensatze zum eminent gelehrten Charakter jenes Buches einen eminent juristischen Charakter an sich trägt: vom Systeme des heutigen römischen Rechtes erschienen in jenem Jahre drei Bände, denen im nächsten zwei weitere folgten. Mit diesem Buche kehrte Savigny zu demjenigen Berufe zurück, in dessen Erfüllung er schon das Recht des Besitzes geschrieben hatte, zum Berufe historisch-kritischer Revision der überlieferten Rechtsbegriffe. Von ihr hatte das Recht des Besitzes eine Probe gegeben; jetzt sollte sie an der ganzen Masse des privatrechtlichen Stoffes römischer Ueberlieferung durchgeführt werden. Was aber beide Arbeiten unterscheidet, das ist nicht nur die Verschiedenheit des Lebensalters mit ihren Consequenzen, das Ursprüngliche und Frische der älteren, das Ausgereifte und die behagliche Breite der späteren

Production; das ist namentlich die Verschiedenheit der Ergebnisse, zu welchen jene partielle und diese Totalrevision führte. Hatte es dort gegolten die Begriffe des römischen Rechtes zu reinigen von ihrer Verunstaltung durch die Ueberlieferung, so führte jetzt die Prüfung der römischen Rechtsbegriffe auf ihre heutige Geltung massenhaft zu ihrer Ausweisung aus dem Bestande unseres Rechtes. Trotz der großen Fortschritte, welche in den letzten Jahrzehnten die Rechtswissenschaft unter Savignys Führung gemacht hatte, bezeichnet doch das System einen ganz entscheidenden Fortschritt durch die großartige Unbefangenheit, mit welcher sein Verfasser sich dem römischen Rechte gegenüber stellte, nicht, wie seine Gegner wähnten, von seiner Größe gefangen genommen, sondern es frei beherrschend. Unmittelbar vorher hatte Kierulff den gleichen Versuch freier Behandlung des römischen Rechtes vom Standpuncte der Gegenwart aus gewagt; sein geistreiches Werk hatte aber den Boden des geschichtlich Gegebenen verlassen, während Savigny auf dem eigenen Boden des positiven Rechtes es unternahm, die auf abgestorbenen Principien beruhenden und darum selbst abgestorbenen Stücke einer Ueberlieferung auszuscheiden. Wie Savigny in der Vorrede den Parteinamen der historischen Schule beseitigt wissen will, so hat er durch die That des Systemes bewiesen, wie wenig sein Geist gefangen lag in den Banden der Vergangenheit, deren Cultus er einst, wenngleich nie durch seine Behandlung concreter Stoffe, so doch in abstracto proclamirt hatte.

Keinen schöneren Abschluß konnte Savignys Wirken finden als durch die Vollendung des Werkes, durch dessen Ausarbeitung er wieder ungetheilt seinem eigensten juristischen Berufe sich ergeben hatte. Statt dessen sollte er diesem Werke sowohl als dem Lehramte 1842 entzogen werden durch seine Berufung zum Justizminister für Gesetzrevision. In der That eine grausame Ironie des Schicksals, zu einer unfruchtbaren — übrigens nach Lage der Zeiten in jeder Hand unfruchtbaren — Rolle ihn jetzt zu verdammen, da er die Summe seines Wirkens zu ziehen gedachte. Zugleich ist die Uebernahme jenes Amtes der schwerste Tribut, den Savigny der Einseitigkeit seiner Natur hat zahlen müssen, konnte doch nur diese ihn hindern in der Gesetzgebung eine Sache mehr juristischer Kunst zu sehen als politischer That, deren Mann er nicht war. Bei Ihrer Ernennung zum Minister, erzählt Jacob Grimm, erschraken Ihre alten Freunde; die innerliche Weise Ihres ganzen Wesens stand nicht im Einklang mit der vorschreitenden Kühnheit, dem wagenden Entschluß, welchen die öffentliche Lenkung verlangt.

Nachdem 1848 die Bürde jenes Amtes von Savigny gefallen war, drückte den beinahe Siebzigjährigen schon zu sehr die Last des Alters, um seinem Werke die Vollendung zu gestatten. Schon 1846 war ein sechster Band erschienen; 1848 brachte der siebente und achte Band die allgemeinen

Lehren zum Abschluß. Der letzte dieser Bände behandelt im zeitlichen und räumlichen Geltungsbereich der Gesetze ein Verhältniß, für dessen Feststellung das römische Recht nur wenige Anhaltspuncte bietet; die selbständige Ergründung jenes Verhältnisses ist von Savigny mit einer Umsicht und einer Weite des Gesichtskreises vorgenommen, durch welche dieser letzte Band des Systemes des heutigen römischen Rechtes am besten beweist, wie wenig in ihm über dem römischen das heutige Recht zu kurz gekommen ist. Nachträglich ließ sich Savigny noch zur Herausgabe zweier weiterer, 1851 und 1853 unter dem besonderen Titel des Obligationenrechtes erschienener, Bände bestimmen.

Nachdem Savigny schon 1850, im Jahre seines glänzend gefeierten fünfzigjährigen Doctorjubiläums, seine vermischten Schriften gesammelt hatte, war jetzt seines Lebens Arbeit abgeschlossen. Noch war es ihm beschieden den sechzigsten Jahrestag seiner Promotion wehmüthig bewegt zu feiern. Im nächsten Jahre, am 25. October 1861, verschied der nahezu Dreiundachtzigjährige in den Armen seiner Gattin, welche ihm durch siebenundfünfzig Jahre treu zur Seite gestanden hatte. Wie wir aber heute seiner nicht vergessen durften, so wird unsere Jurisprudenz ihn nie vergessen, den Erneuerer der geschichtlichen Rechtswissenschaft, den Begründer ihrer deutschen Aera.

E. Hölder.

Gedichte von Heinrich Leuthold.

„Wieder ein neuer Lyriker? — Ich lese keine modernen lyrischen Gedichte!" sagte ein Freund zu mir, als ich ihm die soeben erschienenen Gedichte von Heinrich Leuthold*) vorlegte. Mein alter Genosse war fast verstimmt darüber, daß ich ihm zumuthen zu wollen schien, in einer Sammlung moderner Lyrik etwas wirklich beachtenswerthes oder gar einen Genuß zu finden.

Ich konnte dem Freunde so ganz Unrecht im Grunde nicht geben, und ich glaube, daß vielleicht manchem Leser der Ueberschrift dieser Zeilen ähnliche Worte auf die Lippen kommen werden.

Die lyrische Poesie ist in Deutschland beim gebildeten Publicum etwas in Verruf gekommen. Nicht ohne Grund. Wie viele von den alljährlich neu erscheinenden Erzeugnissen der lyrischen Muse wiederholen nicht tausendmal gesagtes, empfinden schwach oder schwächer nach, was tausendmal empfunden worden ist, treiben sich in leeren Allgemeinheiten herum und bieten die paar Gefühlchen, die sie enthalten, nicht einmal in correcter Form und

*) Frauenfeld, J. Huber. 1879.

in irgend einer neuen Wendung! Unsere Lyrik leidet zumeist an der jugendlichen Unerfahrenheit ihrer Vertreter, welche die allerersten Erfahrungen des Herzens und die ersten Wallungen des Gefühls für ebenso bedeutungsvoll für Andere halten, wie sie es für die Verfasser selbst gewesen sind; wie selten spricht aus unseren modernen Alltagslyrikern eine tiefere Innerlichkeit und Individualität, wie selten die Kraft, in die Sprache des Bewußtseins heraufzuheben, was die Tiefen verwandter Seelen, ohne dort Ausdruck finden zu können, durchzieht, und am seltensten ist es vielleicht, daß Leben und Stimmungen der gegenwärtigen Zeit durch sie zu treffendem Bild und Wort gelangen! Aus diesem Grunde darf man wohl sagen: Nicht alle, die sich gegen die große Menge der Erzeugnisse moderner deutscher Lyrik ablehnend verhalten, gehören zu den prosaischen Naturen.

Bei diesem bedenklichen Zustande der modernen Lyrik muß eine wirklich bedeutende und interessante Dichternatur als eine um so erfreulichere Erscheinung begrüßt werden; und in der That, aus der Masse dessen, was uns die letzten Jahre an neuer Lyrik gebracht haben, ragen die Gedichte Leutholds als künstlerische Leistungen hervor, die auch dem gereiften und erfahrenen Manne in hohem Grade Genuß und Anregung zu gewähren vermögen und denen daher auch in diesen Blättern ein Wort der Anerkennung gewidmet werden darf.

Der Verfasser dieser Gedichte ist ein deutscher Schweizer. Er ist am Zürcher See geboren. Wir wissen aus seinem Leben nichts, als daß er lange Jahre in München gelebt hat und daß ihn heute schwere Leiden heimgesucht und in sein Vaterland zurückgeführt haben. Bereits im Jahre 1862 war sein Name in der Oeffentlichkeit genannt worden: als Emanuel Geibel im Verein mit Leuthold die schönen Uebersetzungen, „Fünf Bücher französischer Lyrik" herausgab, in welchen die Berücksichtigung der vielen beachtenswerthen Lyriker der französischen Schweiz wohl wesentlich Leutholds Verdienst war.

Man kann zwar nicht sagen, daß Leutholds Dichtungen nicht vielfach an die von andern Dichtern erinnerten: In den „Vermischten Gedichten" und den „Zeitgedichten" sind viele Anklänge an Heine, in den „Liedern von der Riviera", den „Ghaselen" und „Sonetten" an Platen, in den antiken Elegien an Hölderlin und in den „Trinkliedern" voll kernigen Humors an Scheffel. Aber man kann auch, ja man muß hinzusetzen, sie erinnern immer nur an das Beste aus den genannten Dichtern und sie sind in mehr als einer Beziehung durchaus originell.

Der deutsche Schweizer, der neidlos und bewundernd der plötzlichen Entwickelung Deutschlands zum einigen mächtigen Reiche gefolgt ist und der seiner Sympathie für das wiedererstandene Reich unumwunden Ausdruck giebt, ist vielleicht eine ebenso seltene Erscheinung als der Schweizer, der

einmal über die gewöhnliche gedankenlose Schwärmerei für Schweizer-Berge und Schweizer-Freiheit hinaus kommt, die öffentlichen Zustände scharf ins Auge faßt und es namentlich — bei aller Liebe zu seinem Vaterlande — einmal über sich bringt, der in materiellen Genuß versunkenen Menge und den politischen Phrasenmachern mit dem rechten Worte öffentlich aufzuwarten. Aber auch der moderne Pessimist, den die Kunst immer wieder mit dem Leben versöhnt und den die Begeisterung für das Schöne immer wieder zum Idealismus emporreißt, ist keine alltägliche Erscheinung, so wenig, wie der moderne Lyriker, den Unglück, Gefühl verfehlten Lebens, Mangel an Anerkennung, vielleicht auch tiefes Schuldbewußtsein drücken und der doch den dadurch hervorgerufenen schmerzlichen Empfindungen nicht in sentimentalem Gewinsel, sondern stets in männlicher Kraft, in entsagungsfähigem Stolze Ausdruck giebt:

„Richte dich empor, in strammer
Haltung schlage deine Klinge!
Kämpfe, tobe . . . . aber singe
Nicht in solchem Katzenjammer!

Hast du allzutief die Sorgen
Und die Noth der Zeit empfunden,
O, so halte deine Wunden
Vor dem Spott der Welt verborgen!

. . . .

Biete deine Brust, die bloße,
Trotzend ihrem Hohngelächter,
Als ein eleganter Fechter
Stolz und schön dem Todesstoße!"

Leuthold hat mit wenigen Ausnahmen alle seine Gedanken in sehr schöner und correcter Form ausgesprochen. Die Form des Liedes ist ebenso glücklich getroffen, wie seine antiken Oden correct und schwungvoll sind. Die anapästischen Rhythmen, in denen die am Schlusse der Sammlung fragmentarisch mitgetheilte epische Dichtung „Penthesilea" geschrieben ist, sind, als Strophenformen, die ja immer den fortlaufenden Strom epischer Erzählung stauen und abdämmen, vielleicht nicht am besten gewählt, aber sie sind von origineller Wirkung und auch diese epische Dichtung Leutholds zeigt glänzend das Formtalent des Dichters, seinen Bilderreichthum, seine Kraft und Gedrungenheit, seine Gedankenfülle und seinen Schönheitssinn.

Doch einen Dichter läßt man am besten selber sprechen. Und so möge es gestattet sein, den Lesern dieser Blätter einige von Leutholds Gedichten im Abdruck vorzulegen, damit das oben gegebene Urtheil entweder eine Widerlegung oder aber seine Bestätigung finden könne.

Vielleicht tritt Leuthold dem deutschen Leser gerade durch einige Proben aus seiner dem neu erstandenen Reiche gewidmeten Dichtung am nächsten. Er singt in dem Gedicht: „Das Eisen":

„Lang genug als Dichter und Denker priesen
Oder höhnten andre das Volk der Deutschen;
Aber endlich folgten des Wortes Thaten
Thaten des Schwertes.

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab dir alles, wiedererstandnes Deutschland ....
Ruhm und Einheit, äußere Macht und Wohlfahrt
Dankst du dem Eisen!

Laß die Harfen tönen von Siegesgesängen!
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorberzweigen und Myrthenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Denn die Zeit ist ehern und Feinde dräun dir
Wie am Hofe Etzels den Nibelungen;
Selbst zur Kirche nur in den blanken Brünnen
Giengen die Helden.

Andre Zeiten, andre Geschlechter kommen ...
Und dem späten Enkel, der deine Thaten
Dankbar segnet, werden des Krieges Waffen
Wieder zur Pflugschaar."

Und ähnlich die ebenfalls 1871 geschriebenen Strophen:

„Kaum senkt der müde Krieg die Sichel,
Steht für ein stattlich Völkerhaus
Das Baugerüste da; der Michel
Trat seine Knabenschuhe aus.

Und Süd und Nord, so lang geschieden,
Erkennen froh, seit sie gesellt,
Daß dieser deutsche Völkerfrieden
Den Frieden sichert aller Welt!"

So spricht Leuthold in der Begeisterung über die Ereignisse der Jahre 1870—71 in Deutschland selbst; aber diese Stimmung begleitet ihn auch in die Heimath, und an den Ufern des Genfer Sees, wo „die busenförmigen Hügel alle triefen vom Segen goldenen Weines", singt er:

„Wem zur Last geworden die Welt, er schweife
Hier entlang die blühenden Seegestade,
Daß am Zauber dieser Natur das kranke
Herz ihm genese.

. . . .

Wo des Tiguriners gewalt'ge Streitaxt
Römeradler fällte, da schießt der Weinstock
Ueppig auf, gedüngt von dem Blute jener
Söhne der Wölfin.

Gib uns nun der, römischem Blut entsproßnen,
Goldnen Traube feurigsten Saft, o Schenke!
Deutscher Einheit bring ich dies Kelchglas, Deutschlands
Wachsender Größe!"

Und doch ist Leuthold, wie auch aus den eben angeführten Strophen ersichtlich ist, über der Begeisterung für Deutschlands Größe kein Verächter seines engeren Vaterlandes geworden. Das zeigt das Sonett „Im Süden", in welchem die Sehnsucht nach den heimischen Gauen mit aller Macht und trotz aller Genüsse, welche die Schönheit der Kunst ihrem begeisterten Jünger gewährt, hervorbricht:

„Doch dies gewaltge Meer, die goldnen Auen,
Die Kunst mit Meisel und mit Farbenstiften,
Nichts stillt mein Heimweh nach den Alpentriften,
Nach all den theuern wohlbekannten Gauen.

Im Hochland siehst du dort noch stets die derben
Urenkel Tells; das reiche Land der Tiefe
Bewohnt ein Volk mit blühenden Gewerben;
Ein Volk, wenn heut das Horn von Uri riefe,
Bereit, mit seinem Herzblut aufzufärben
Die blasse Schrift der alten Freiheitsbriefe."

Aber freilich ein Schönfärber der heimischen Zustände ist Leuthold nicht. Das „Volk mit blühenden Gewerben" sieht er in Materialismus versunken, ohne Sinn für die Kunst, ohne Pflege des Schönen, ein anderes Geschlecht als das früherer Jahrhunderte. Leuthold hat diesen Wahrnehmungen in den Gedichten: „Dem Schweizervolke", „Die alten Schweizer", in einem der „Spielmannslieder" und an vielen anderen Orten Ausdruck gegeben, am schönsten wohl in der Ode „Der Zürchersee", die wir hier folgen lassen:

„O Heimatsee! den einst mit beredtem Lob
Der Sänger pries, der odengewaltige,
Berauscht von Glück, im Arm der Freundschaft
Seines unsterblichen Ruhmes sicher . . . .

Nach langer Trennung kehr ich aus fremdem Land,
Das Weh der Sehnsucht stillend, zu dir zurück,
Und grüß euch all', ihr wohlbekannten
Wellenumplauderten Fruchtgelände!

Wie einst den Knaben lacht ihr noch heut mich an,
Dorfreiche Ufer, rebenumlaubte Höhn . . . .
Fernhin, wie alles Große einsam,
Ragt ihr zum Himmel, ihr ewgen Alpen!

Ihr bliebt dieselben; aber das Eden rings
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem Göttlichen
In Kunst und Leben abgewendet,
Nur noch den Götzen des Tages huldigt.

Wo sind die Enkel jener Gefeierten,
Die dir den Namen, Limmat-Athen, verliehn,
Und die zum Ruhm der freien Heimat
Kronen getragen im Reich des Schönen?

. . . .

Du frägst umsonst; setz weiter den Wanderstab!
Den Sänger nährt der heimische Boden nicht . . . .
Zugvögel mögen dich geleiten
Ueber die Berge nach fernen Zonen!"

Wohl mag bei Gedichten wie das vorstehende persönliche Mißstimmung über den Mangel an Anerkennung in der Heimath mitgewirkt haben, welche Mißstimmung der Dichter nicht immer so zu überwinden wußte, wie in dem Gedichte „Entsagung", wo es heißt:

Zwar ist es nicht das Land der Hottentotten,
Wo einst die Wiege meiner Jugend stand,
Doch theilnahmloser fast, als jene Rotten,
Empfieng mich mein gefeiert Vaterland.

Und dennoch hemm ich nicht das heiße Lodern
Der Brust, die immer für die Heimath schlug;
Gib ihr, doch lerne, nichts von ihr zu fodern!
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Wohl mag der Dichter, der bis zum Erscheinen der vorliegenden, von Freundeshand veranstalteten Sammlung fast immer nur mit einzelnen Proben seines Talentes in langen Zwischenräumen und in wenig verbreiteten periodischen Schriften, schweizerischen Almanachen 2c. hervorgetreten war, mit seiner Forderung besonderer Anerkennung ungerecht gewesen sein; wohl mag endlich der Materialismus und die Theilnahmlosigkeit gegenüber künstlerischen Bestrebungen auch in Deutschland erschreckend überhand genommen haben, wahr ist es doch, daß in der erwähnten Beziehung in Leutholds specieller Heimath viel zu wünschen übrig bleibt. Vor dem Forum der gebildeten Welt darf dies rückhaltlos ausgesprochen werden. Ich halte es deshalb nicht für richtig, wenn die schweizerische Kritik gerade über diese Partien in Leutholds Dichtungen vielfach schweigend hinweggeht, oder verstimmt wird und sich merken läßt, daß sie eigentlich keinen andern Dichter als nur den von Lob überfließenden als einen patriotischen Dichter anerkennen will. Gerade diese Gedichte Leutholds machen ihren Verfasser vielen Schweizern werth, denen der Dichter in seinen Versen das Wort von der Zunge genommen. Es giebt Fälle, „wo der Patriotismus aufhört eine Tugend zu sein". Besonders wenn dieser Patriotismus darin bestehen soll, Uebelstände unwahr zu beschönigen.

Daß ein Dichter mit so großem inneren Antheil an den politischen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit die modernen kirchlichen Wirren nicht

theilnahmlos betrachtet, versteht sich von selbst. Die Ode „Gegen Rom", das Gedicht „Feudaler Jammer" sind in dieser Beziehung zwar sehr verschiedenartige, aber sprechende Belege; das kleine Stück „muntere Alternative" mag sich hier selbst produciren:

„Du Mann der doctrinären Zunft!
Entscheide dich . . . klar stehn die Dinge:
Hier brennt die Fackel der Vernunft,
Dort sind die dreißig Silberlinge.

Hier dräut der Bann des Vaticans,
Dort ist der Hammer, ihn zu sprengen;
Hier winkt das Kreuz des Pöbelwahns —
Und dort der Strick, dich dran zu hängen."

Auch aus den anderen „Zeitgedichten" bricht oft ein recht ergötzlicher, freilich auch bittrer Humor hervor. Der Verfasser widmet einige dieser Gedichte den literarischen Zuständen der Gegenwart. Es sei nur das treffende „Auf Gegenseitigkeit" hervorgehoben:

„Wir leben in einer praktischen Zeit
Und alles treibt sich gewerblich,
Vermittels Gegenseitigkeit
Wird jeder Lump unsterblich.

Drum, wenn du meinem Stern vertraust,
So wollen wir uns vereinen,
Und wenn du meinen Juden haust,
So hau ich dir den deinen.

Wofern du recht emsig darüber streichst,
So ähnelt dem Golde das Messing;
Und wenn du mich mit Goethe vergleichst,
Vergleich ich dich mit Lessing."

In den „Trinkliedern" aber ist Leutholds Humor vielleicht am originellsten. Es sollte mich Wunder nehmen, wenn nicht eins oder das andere derselben bald seinen Componisten finden und in den Kreisen der Studenten sich einbürgern würde. Etwas derb, aber gewiß vortrefflich gelungen ist „In der Schenke":

„Nicht auf den Schülerbänken,
Hier hören wir Colleg,
Es führt allein durch Schenken
Zur Wissenschaft der Weg.
Vom Professorenstuhle
Ist jede Lehre blaß . . .
Hier ist die hohe Schule . . .
In vino veritas!

Das hergebrachte Wissen
Schlagt, Freunde, aus dem Sinn
Und bessert die Prämissen:
Ich trinke — Schluß: ich bin!
Entlauft den Fuchtelruthen,
Schwört allem Schlechten Haß
Und haltet euch am Guten! . . .
In vino veritas!

‚Geh hin', sprach mein Herr Vater,
‚Werd ein gelehrtes Haus
Und sauf der alma mater
Die Milch der Weisheit aus!'
Doch find ich höh're Klarheit
In diesem goldnen Naß . . .
Kommt, die ihr forscht nach Wahrheit! . . .
In vino veritas!

Hier quillt, euch auszurüsten
Mit ächtem Mannesstolz,
Des Geistes Milch aus Brüsten
Von deutschem Eichenholz.
Und leeren sich die Krüge
Legt euch ans Mutterfaß!
Trinkt, bis vertilgt die Lüge! —
In vino veritas!"

Zu den starken, derben Tönen aber gesellen sich auch zarte, weiche, weh-

muthvolle. Die Gedichte „Die zerfallene Vigne", die „Lieder von der Riviera" u. A. enthalten solche in sehr schönen Accorden:

Ave Maria.

„Mit ihren Wonneschauern naht sie sacht,
Auf leichten Sohlen wandelt sie einher,
Die sanfte Zauberkönigin, die Nacht,
Und ihres Sternenmantels stille Pracht
Ausspannt sie langsam übers Mittelmeer. —
Vom Kirchlein einsam auf dem Fels am Strand
Weht leises Läuten über Meer und Land;
Sonst alles still; — nur durch das Schilf spielt lind
Der Abendwind
Ave Maria.

Ich aber steure lässig meinen Kahn;
Des Weltengeistes Odem lausch ich stumm,
Und meine Seele taucht, ein weißer Schwan,
Sich in der Sehnsucht stillen Ocean;
Die Liebe sei mein Evangelium . . . . .
Im Norden fern im engen Kämmerlein
Weint jetzt ein blondes Kind und denket mein. —
Die jedes Glück, die mir den Frieden lieh
Und Poesie,
O sei gegrüßt, Marie!"

Und der kleine „Roman":

„Da liegt im Schatten der Linden
Einsam das Gotteshaus . . . .
Glockenklang mit den Winden
Zittert ins Land hinaus.

Es sprudeln und plätschern die Bronnen
Wohl um die alte Abtei . . . .
Im Klostergarten die Nonnen
Wandeln zwei um zwei.

Die eine, die mich betrachtet,
Senkt tiefer den Schleier aufs Kleid; . . . .
Doch tiefer noch umnachtet
Die Seele mir Reu und Leid."

Doch es ist fast unmöglich, aus diesen stimmungsvollen schönen Bildern eine Auswahl zu treffen. In demselben Momente, in welchem man eines gewählt hat, fällt der Blick auf ein anderes der Gedichte und man findet, daß man besser noch dieses als jenes hätte wählen können. Das ist das beste Kennzeichen der Vortrefflichkeit des Dichters; ich will darum einfach hinzufügen: man nehme die Sammlung selbst zur Hand und wähle sich selber aus. Es wird Niemand gereuen; es wird Jedermann etwas für sich finden; und es wird Jedermann sagen, daß er in den zwar meist einem tiefen Schmerzgefühl entströmten, aber immer kraftvollen und schönen Weisen Leutholds einen der besten Dichter unserer Zeit kennen gelernt habe, über den Deutschland sich freuen und auf den, trotz allen Elends, das er erfahren mußte, die Schweiz mit gerechtem Stolze, als einen ihrer Söhne, blicken darf.

L—l.

Die Engländer in Südafrika.

Allein von allen europäischen Staaten — ausgenommen Scandinavien — hat England bisher sich einer Steigerung seiner Wehrkraft durch die Heerespflicht sämmtlicher tauglichen Staatsbürger entzogen. Seit Jahren wächst die Schwierigkeit, die erforderliche Anzahl Männer für den Lohndienst im Heere anzuwerben, und Gesindel ist es meist nur, welches sich bereit erklärt, seine Arbeit bei den Soldaten zu verdingen. Die Fahnenflüchtigen beziffern sich daher zu Tausenden.

Die Ergänzung der Truppen auf eine höhere Stärke zum Zwecke kriegerischer Unternehmungen konnte nur auf Kosten des überhaupt vorhandenen Aufgebots der Angeworbenen erfolgen, denn statt auf zwölf Jahre, wie früher, genügte eine Verpflichtung zum Dienst bei der Fahne auf sechs Jahre, sobald der Betreffende sich für den Rest als Reservemann bereit stellt. Letzthin erwiesen sich noch weitere Kunstgriffe für die Erhöhung des Ausrückestandes der Truppen als nothwendig. Trotz allem blieb jeder Versuch, Einrichtungen zu schaffen, welche eine allgemeine Dienstpflicht mit den Verkehrsbedürfnissen des englischen Volkes in Uebereinstimmung bringen könnten, ein vergeblicher.

Diese geworbenen englischen Heere haben wiederholt mit großer Auszeichnung gefochten und Rückschläge, von denen sie betroffen wurden, wieder ausgeglichen, allein heute erscheint das Gebäude des britischen Heeres altmodisch in Anlage und Gliederung. England hat sich des Gedankens entwöhnt, gegen europäische Volksheere zu fechten, neben deren gewaltigen Massen die Truppenzahl verschwindet, die es aufstellen und mit derjenigen Geschwindigkeit zur See befördern kann, welche der kurzen Mobilmachung und dem schleunigen Eisenbahntransporte der Heere des Festlandes entspricht. Die Vertheidigung des heimischen Bodens wird durch die Natur und nationale Wehreinrichtungen unterstützt. Aus diesem Grunde glaubt man die allgemeine Heerespflicht im Inlande entbehren zu dürfen und für die auswärtige Verwendung der Truppen in den verschiedensten Himmelsgegenden und auf unbestimmte Zeitabschnitte hinaus ist ein Werbesystem wohl unerläßlich. Bisher hat in den meisten Colonialkriegen die Heeresmacht des reichen Mutterlandes im Verein mit dem Aufgebot eingeborener Truppen genügt. Unter diesen Umständen ist es in hohem Grade merkwürdig, daß englische Truppen zur Ueberraschung des fernstehenden Beobachters nunmehr stutzen vor der Kraftentfaltung eines Volksheeres von geschlossener Form und strammer Zucht, vor der Streitmacht eines Feindes, dessen politische Bedeutung im Verschwinden begriffen erschien.

In Indien und Afghanistan sind englische Heere wiederholt überfallen und von der Uebermacht aufgerieben worden, allein es konnten diese Vorgänge

einfach als ungünstige Zwischenfälle gelten, deren jeder Feldzug aufweist, und welche das Urtheil über den Werth der Heereseinrichtungen nicht berühren. Allein die Niederlage des 22. Januar ist überraschend und vielsagend, weil sie eine mit großer Zuversicht unternommene Offensive in ihrem Beginne vorläufig zum Stehen bringt und Streiflichter nach rückwärts wirft auf die Begebenheiten, welche die gegenwärtige Lage vorbereiteten.

Die Colonialmacht der Holländer schwand, weil das kleine Mutterland nicht den Nachwuchs aufbrachte, um die ausgedehnten Besitzungen zu bevölkern und der Heimath zu assimiliren. In der britischen Politik begegnen wir dem folgerichtigen Streben, die auswärtigen Ansiedlungen wirthschaftlich und militärisch auf die eigenen Füße zu stellen. Auf diese Weise ist die Abtrennung Australiens vollzogen. Die Colonie Neu-Süd-Wales verfügt über eine eigene Truppenmacht und ist im Begriff sich eine Flotte zu beschaffen. In gleicher Weise erwartete man in England die Emancipirung der Capcolonie allmählich durchgeführt zu sehen und klagte schon seit längerer Zeit über den geringen Eifer der Colonisten, durch Aufstellung von Freiwilligen die Regierung in der Vertheidigung des Gebiets zu unterstützen.

Seitdem die Auswanderung der Boers aus der Capcolonie in den nördlichen Gebieten neue Gemeinwesen begründet hatte, fanden Grenzstreitigkeiten zwischen diesen und den Kafferstämmen statt. Auch die Engländer hatten bereits in den dreißiger Jahren ernste Kämpfe mit denselben zu bestehen. Durch die Ansiedelung von Boers an der „Weihnachtsküste“ — Natal —, welche demnächst nach einer Reihe von Wechselfällen unter englischer Staatshoheit verblieb, schob sich ein trennender Keil in die Kafferlande. Es gelang im Laufe der Jahre die südlich Natal wohnenden Stämme in eine größere oder geringere Abhängigkeit von der Capcolonie zu bringen. Die Mehrzahl erhielt englische Gouverneure und im Jahre 1876 wurde das Land bis zum Keiflusse als british Kaffraria dem Caplande völlig einverleibt. Von Natal im Süden und im Norden von der in steter Ausdehnung begriffenen Boeren-Republik jenseits des Vaalflusses eingeschlossen, hatte das Reich des Zulukönigs seine Unabhängigkeit behauptet. Eine Reihe thatkräftiger und grausamer Herrscher hatte das wehrhafte Volk in straffer Zucht gehalten und es war altbekannt, daß diese Kaffern ein festgegliedertes Heer ins Feld zu stellen vermochten.

Seit dem Jahre 1876 hatten sich die Kaffernstämme zwischen Natal und der Capcolonie erhoben. Der „kaffre outbreak“ war den Engländern äußerst unbequem. Die Zahl der weißen Ansiedler hat sich weitaus nicht in gleichem Maße vermehrt, wie diejenige der Eingeborenen des Landes und aus der Colonie selber vermochte die britische Regierung nur geringe Kräfte zur Bekämpfung der Aufstände zu ziehen. Der lose Zusammenhang der

einzelnen Häuptlinge ward die Ursache, daß nach einer Reihe von Gefechten die Bewegung wieder ruhte, ohne daß die englische Herrschaft wesentlich angetastet worden wäre.

Die englische Machtstellung in Südafrika forderte eine fortschreitende Steigerung. Wenig beachtet von Europa vollzog sich dort eine bedeutsame politische Umgestaltung. Die Boeren-Republik Transvaal, welche sich weit west- und nordwärts ins Land hinein ausgedehnt hatte, entbehrte einer festen staatlichen Einheit. Für den Anschluß an England erhob sich die Stimme einer starken Partei und noch während des Orientkrieges wurde die Annexion vollzogen. Nur die Oranje-Republik bewahrte einstweilen ihre Unabhängigkeit. Das britische Gebiet umfaßte nunmehr das Zululand von zwei Seiten. Die Kämpfe mit den südlichen Kaffern hatten keinen merklichen Einfluß auf das gegenseitige Verhältniß der Nachbarn ausgeübt. Der König der Zulu erhob zwar Anspruch auf eine Landstrecke, welche ihm die Boeren in Transvaal streitig machten und ein unabhängiger Häuptling eines Stammes, welcher ein wenig besiedeltes Gebiet des Transvaal beherrscht, Sekukuni, lag auf eigene Hand in Fehde mit den Europäern. Ernstlich schien der Friede indeß nicht bedroht. Allein das Vorhandensein einer nach der geringsten Schätzung an 30,000 Mann zählenden Streitmacht in dem kaum 700 Quadratmeilen großen Zulugebiet erweckte das Gefühl einer steten Unsicherheit auf englischer Seite und diese Machtfrage drängte zur Entscheidung. Unverkennbar verbreitete sich eine starke Gährung durch alle eingeborenen Völkerschaften.

Die Zahl der britischen Truppen, welche zum Schutz des weiten Gebiets vertheilt stand, ist eine erstaunlich geringe. Nur etwa 5000 Europäer und eine gleich große Summe eingeborener Truppen waren dem Lord Chelmsford unterstellt und hiervon mußten im Fall eines Einmarsches in das Zululand Garnisonen in den Hauptorten von Natal und Britisch Kaffraria zurückbleiben.

Anscheinend ohne den Ausbruch der Feindseligkeiten zu wünschen, drängte England dennoch durch seine Maßnahmen zum Kriege. Einer Gesandtschaft Cettiwayo's wurde das Verlangen gestellt, der König solle das stehende Heer entlassen, denn diese Bedeutung hatte etwa die geforderte Auflösung der nur aus Unverheiratheten zusammengesetzten Truppenverbände und durch das Verbot der Ehe bis zur Erreichung eines höheren Lebensalters unterschied sich eben die Wehrkraft der Zulu von der allgemeinen Heeresfolge anderer halbwilder Stämme.

Aehnlich wie die holländischen Kaufleute seiner Zeit ihren Feinden in den Colonien Waffen verkauften, scheinen auch die britischen dies Geschäft nicht verschmäht zu haben, denn nur so erklärt sich das Vorhandensein guter Gewehre bei den Kaffern. Wären dieselben durch portugiesische Vermittelung

in die Hände derselben gelangt, so würde dies die englische Regierung sicherlich in der Frage der Delagoabay zu ihren Gunsten geltend gemacht haben.

Das Ultimatum der Engländer wurde mit Entrüstung abgelehnt, trotzdem in der Grenzfrage die Forderungen des Königs zugestanden waren. Es ist unwahrscheinlich, daß Cettiwayo den Krieg wünschte, denn ein dauerndes Uebergewicht über die englische Macht durfte er sich kaum versprechen. Seine bisherige Haltung und die Vermeidung jeden Versuchs, die Kafferaufstände in den südlicheren Küstenstrichen zu unterstützen, lassen keinen Zweifel über seine verständige Beurtheilung der Lage.

Der Krieg war unvermeidlich. Eine kühne Operation sollte den Engländern zu schneller Entscheidung verhelfen.

Auf weitem Bogen um die Zulugrenze sammelten sich im Transvaalgebiet und in Natal an vier Puncten die Truppen, welche concentrisch in das Kaffernland zum Hauptwaffenplatze des Landes, dem Kraal des Königs, vordringen sollten.

Die geringe Wegbarkeit bedingte eine weite räumliche Trennung der schwachen Colonnen, ihre Verbindung untereinander war nicht sichergestellt.

Die Colonne des rechten Flügels, welcher längs der Meeresküste eine leidliche Straße zur Verfügung stand, drang ziemlich schnell in Feindesland vor, die dritte Colonne, welcher der Obercommandirende sich zunächst anschloß, überschritt den Grenzfluß und erlitt unweit desselben die berühmte Niederlage, welche einem Detachement derselben die völlige Vernichtung brachte. Die schwächere Abtheilung, welche die Verbindung zwischen den genannten beiden Heereskörpern aufrecht halten sollte, vermochte anscheinend nicht zur Unterstützung heranzurücken und die vierte Colonne, welche von Utrecht in Transvaal einmarschirte, zog sich nach einem Gefecht über die Grenze zurück. Das Zuluheer war in solcher Ueberlegenheit geschlossen aufgetreten, daß die schwachen englischen Truppen in kurzer Zeit zurückgedrängt wurden. Nur die Colonne des rechten Flügels behauptete sich in vorgeschobener Stellung, erscheint indeß eingeschlossen in keiner günstigen Lage zurückgeblieben zu sein.

Der unheimliche Eindruck, welchen die Kunde von dem Unfall in England hervorgerufen, beruht zunächst in der Schädigung des Ansehns bei seinen Gegnern nicht in Afrika allein, denn der Telegraph trägt den Bericht im weiten Bogen schnell in das innere Asien. Aber auch die unmittelbare Gefahr im Caplande ist groß, was hindert König Cettiwayo seine Ueberlegenheit auszunutzen, so lange es noch Zeit! In den britischen Ansiedelungen sind Hunderttausende bewaffneter Stammesgenossen der Zulu, welche plötzlich ihrer Macht gegenüber dem weißen Manne bewußt werden.

Auf der Seite des Besiegten folgen der Niederlage die Anschuldigungen

gegen die Leiter der Unternehmung, auch hierüber ist es schwer zur Zeit schon ein Urtheil zu fällen. Man darf es billig den Feniern überlassen, mit beispielloser Rohheit über den Sieg der Zulu zu frohlocken. Sir Bartle Frere und der Führer der Truppen, Lord Chelmsford, sind Männer von erprobter Tüchtigkeit; wunderbar bleibt es freilich, warum sie den Gegner unterschätzt und den Kampf ungedrängt aufgenommen haben, ohne zuvor die verlangten Verstärkungen zu besitzen.

Mit athemloser Hast werden jetzt Truppen nach dem Caplande herangeführt. Aus Indien ist es möglich Truppen nach einer Fahrt von zehn bis elf Tagen zu landen. Kleinere Abtheilungen sind bruchstücksweise aus zerstreuten Colonien zu erwarten. Aus England selber gehen zunächst sieben Infanteriebataillone nebst einigen Batterien und Cavallerie ab. Die Ausrüstungen für die Versendung von Truppen, welche den drohenden Feindseligkeiten mit Rußland ihre Entstehung verdanken, erweisen sich jetzt nützlich. Um die Bataillone auf Kriegsstand zu setzen, mußten Freiwillige aus anderen Truppentheilen geworben werden, nur auf diese Art konnte man den unerwarteten Schwierigkeiten begegnen.

Die überraschte Welt der Zeitungsleser erfreut sich an den abenteuerlichsten Gerüchten über die neu entdeckte Streitmacht der Kaffern. In der That ist es eine eigene Ironie, daß durch eins jener Völker, welche der arabische Sprachgebrauch als Kafir d. h. Ungläubige*) in Bausch und Bogen bezeichnete, etwa wie die Griechen in Asien nur Barbaren kannten, dem Heere einer hochcivilisirten Nation eine unerwartete Niederlage bereitet wird. Aber es ist nicht wunderbar, daß ein kriegerisches Volk unter einem energischen Fürsten zu einer bedrohlichen Macht heranwächst und unaufgeklärt ist nur der Fehler, daß diese bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges auf englischer Seite unterschätzt wurde.

Zur ergötzlichen Mißstimmung der „Times“ hat ein deutsches Blatt eine reich ausgeschmückte Nachricht gebracht, daß preußische Organisationskraft die Heere der Zulu vorbereitet habe. Es ist richtig, daß eine Anzahl von Mitgliedern der Fremdenlegion durch die britische Regierung nach Beendigung des Krimkrieges an der Nordgrenze der Capcolonie angesiedelt wurden und daß dieselben nachher Grund hatten, über Nichterfüllung der Verpflichtungen zu klagen. Es heißt, sie haben sich dann zerstreut und man darf vermuthen, daß sie in dem Gebiet der Boers neue Wohnstätten fanden. Daß dieselben bei den Zulu als militärische Lehrmeister gewirkt haben, ist nicht beglaubigt. Ihre ursprüngliche Ansiedelung erfolgte überdies gegenüber dem Gebiet der-

*) Noch heute haben die arabischen Kaufleute, welche sich auf vereinzelten Niederlassungen tief im Süden behaupten, für die südlicher wohnenden Stämme keine andere Bezeichnung. Der Name Kafiristan in Centralasien hat den gleichen Ursprung.

jenigen Kaffernstämme, welche südlich von Natal wohnen, also ziemlich weit von den Zulu entfernt.

In dem, was bis jetzt über die militärischen Fähigkeiten der letzteren berichtet wurde, sind keine Spuren einer hervorragenden soldatischen Ausbildung zu erkennen.

Mit zäher Ausdauer und hervorragendem Muthe greifen sie in dichten Haufen die englischen Verschanzungen an und achten nicht der mörderischen Wirkung des Henry-Martini-Gewehrs. Daß sie selber die Feuerwaffe mit Geschick benutzen, wurde nicht erwähnt. Die Kriegskunst, welche König Cettiwayo bisher bethätigte, zeigt ein geschicktes Verbergen seiner Märsche und die Versammlung überlegener Massen auf einem Punct. Dies bildet allerdings die schwierigste Aufgabe einer jeden Heeresleitung; daß jedoch ein Kaffer sich hierin plötzlich einmal als Meister erweist, ist im Grunde nicht überraschender, als daß Hermann der Cherusker die Legionen vernichtete. Die Schwäche der englischen Truppenmacht konnte Cettiwayo nicht verborgen bleiben. Auf der anderen Seite ist auch nicht zu verkennen, daß das moralische Uebergewicht des weißen Mannes im Kampfe schwindet, seitdem der Wilde die Feuerwaffe selber gebrauchen lernte.

In Europa hat der englische Unfall ein gewisses Maß unverhohlener Schadenfreude hervorgerufen. Es wäre unbillig zu verkennen, welche Verdienste um die Gesammtheit England durch seine Colonisirung sich erwirbt. Allein man beobachtet nicht ohne Befriedigung, daß dem reichen Staate militärische Schwierigkeiten erwachsen, nachdem er bisher die persönlichen Lasten, welche das Heerwesen auf dem Festlande mit sich bringt, von sich abzuhalten wußte und eine Intervention auf Umwegen stets einer energischen Waffenentscheidung vorzuziehen schien.

Die Friedfertigkeit Leos XIII.

In seinem ersten Rundschreiben an alle Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe schilderte der Nachfolger Pius des Neunten die römisch-katholische Kirche weit eingehend ideal, so wie er wünschte, daß sie sich im Verlauf der Jahrhunderte gezeigt hätte, aber nicht wie sie in Wirklichkeit war. Er forderte die Fürsten und Völker auf, sich den Segnungen dieser Kirche nicht zu entziehen, da sie den Frieden bringe, obgleich sie mitunter auch das Schwert gebracht hat. An den deutschen Kaiser gerichtete Kundgebungen des freundlich lächelnden, sich aber oberpriesterlich überlegen dünkenden Italieners wünschten die Herstellung der guten Beziehungen, welche einst zwischen Preußen und der Curie bestanden, nicht durch sein eigenes Entgegenkommen,

sondern einzig durch die Nachgiebigkeit des Kaisers und der preußischen Regierung bewirkt zu sehen.

Dann hat Leo XIII. eine Zeit lang über die Berichte Masellas aus Kissingen nachgedacht und Gutachten, vielleicht von den noch im Amte befindlichen, gewiß von den gerichtlich abgesetzten preußischen Bischöfen entgegengenommen. Liegt das Ergebniß daraus in dem Schreiben vor, welches der Papst unter dem 24. December v. J. an Herrn Paulus Melchers richtete und worin er ihn unausgesetzt als das Haupt der Erzdiöcese Köln betrachtet, so lassen wir es uns zur Nachachtung dienen, um der übrigens aus dem Vatican verlautenden Friedenssehnsucht etwas schärfer in das Gesicht zu sehen.

Wie konnte man nur einen Augenblick daran zweifeln, daß der aus den Cardinälen Pio Nonos und durch sie einstimmig Erwählte vor allen Dingen Hierarch sein werde! Leo XIII. ist es eben so einseitig wie Pius IX. Das Dogma des Vorgängers, das die Selbstüberhebung des Papstes auf die Spitze treibt, hat er, klüglich ohne es zu erwähnen, aber mit allen übrigen Verordnungen Pius' IX. bestätigt. Um seine unfehlbare Herrschaft beglückend über die Menschheit auszubreiten, richtet er sein Augenmerk mit Recht besonders dahin, wo sein Ansehen und seine Ansprüche bisher die meiste Einschränkung erfuhren und sie ihnen voraussichtlich auch ferner bevorsteht.

Der hierarchische Feldzug gegen Deutschland wird fortgesetzt: vielleicht mit einer der Eigenthümlichkeit Gioachimo Peccis entsprechenden und nach den üblen Erfahrungen, die Pius IX. machte, etwas veränderten Kriegführung.

Zunächst greift Leo XIII. wie Pius IX. zu der Hauptwaffe des Priesters, zum Gebet. Beide handhaben dasselbe auf ihre besondere Weise. Wir hüten uns, hier Schleiermachersche Definitionen heranzuziehen, halten uns vielmehr ausschließlich an die eigene Auffassung Ihrer Heiligkeiten: dann nehmen sie, die Oberpriester und Statthalter Gottes auf Erden, sich gegen Gott den Herrn erheblich mehr heraus, als anderen Menschenkindern zusteht. „Auf Anrufen des obersten Hirten," äußerte Pius IX. einmal, und zwar im September 1875, als der Zudrang nach Lourdes besonders schwunghaft geworden, „auf Anrufen des obersten Hirten, auf das Gebet und die Dazwischenkunft der heiligen Jungfrau und der Heiligen wird Gott aus seinem Schlummer erwachen und unsere Bitten erhören." Höchst anthropomorphisch und bedenklich ausgedrückt, sollte der Unerforschliche also durch den Vaticaner und die, um eine Bezeichnung des P. Roh, des unvergleichlichen Kanzelredners der Jesuitenmission, zu gebrauchen, Hofstaaten am Throne des Höchsten einigermaßen zudringlich geweckt werden! Bekanntlich verwaltet Leo XIII. seinen Statthalterposten kaum ein Jahr, so daß ihm einige Bescheidenheit vor dem Herrn des Himmels und der Erde schön stehen würde,

aber er bleibt an Selbstvertrauen hinter Pius IX. nicht zurück. In seinem an Paulus Melchers gerichteten Briefe sagt er: „In heißem Flehen müssen wir Gott beschwören, daß er seinen Statthalter auf Erden und die Bischöfe mit himmlischem Licht erleuchte und den ruhmreichen und mächtigen Kaiser Deutschlands, sowie die ihm zur Seite stehenden einflußreichen Männer zu größerer Milde in ihren Maßnahmen bewege." Muß hier nicht das Wort „beschwören" befremden? „Da das Gebet der Gläubigen," fährt Leo unmittelbar fort, „der göttlichen Güte gewissermaßen Gewalt anthut, so wünschen wir die deutschen Bischöfe zu vermahnen, daß sie ihre Diöcesanen zu gemeinsamen Bitten anhalten." Zu der Ansicht des Papstes über die Weltregierung in Betreff Deutschlands soll der Allweise naiv gewaltsam bekehrt werden; und nur durch das eingefügte „gewissermaßen" wird die beabsichtigte Gewaltthat ein wenig abgeschwächt!

Es ist uns unbekannt, wie man es in Rom sich deutet, daß sämmtliche von Pius IX. und Leo XIII. verrichteten und veranlaßten Gebete bei dem Allmächtigen, bis jetzt wenigstens, geringen Erfolg gehabt haben. Sollte aber nicht, profan untersucht, mindestens theilweise die Erklärung dieser unleugbaren Thatsache in den Betern zu finden sein? Keinen Papst halten wir für so wenig Rechner, daß er von der Wirkung des Massengebets auf Gott spräche und die Wirkung desselben Gebets auf die betende Menge außer Anschlag ließe. Pius IX. wußte sicherlich genau, warum er nicht blos auf das Steinchen hindeutete, welches sich angeblich von der Höhe in Bewegung setzte, um den Koloß zu zerschmettern. So weit er vermochte, unterstützte er das Rollen des Steinchens, damit es zur Lawine werde. Auf seinen Wink um die Herstellung des Kirchenstaates und der bisherigen Grenzen Frankreichs flehend, vertieften sich die Franzosen klericaler Heerfolge in das von ihren Priesterblättern geschilderte Elend des heiligen Vaters und ihres Vaterlandes und steiften sich auf die Rettung. Die Menge begnügte sich nicht, im stillen Kämmerlein und der stattlichen Hauscapelle, in den Kirchen und Domen zu knieen. Sie setzte sich wie der Birnamswald in Bewegung, zunächst betende Bewegung. Bittgänge und Wallfahrten mit hochragenden Zeichen und Inschriften, unter unablässigen, weittönenden Ausrufen führten Schaaren auf Schaaren zu den besonders eingerichteten Gnadenstätten. Massendeputationen drängten sich in den Gemächern des Papstes. Schon griff die Bewegung, welche Andacht zur Schau trug, Fanatismus zeugte und Sturm brütete, nach dem Deutschland der Melchers, Brinkmann, Martin u. s. w. über. Die Herzogin von Magenta suchte das unverzeihlich vereitelte Werk der Kaiserin Eugenie neu aufzunehmen. Immer höher trugen die Klericalen von Rom, Paris und Münster das Haupt; nur die Perle von Meppen that ehrenwerth nicht mit. Nach dem von der Spree gekommenen

kalten Wasserstrahl mußte man sich zwar erst wieder trocknen. Aber Mac Mahon griff wiederholt nach dem Hute Napoleons III., nicht I., und setzte aus Versehen, wie Fürst Bismarck bemerkte, die Bischofsmütze Dupanloups auf, bis Dufaure ihn verbindlichst ersuchte, sie niederzulegen.

Wer kann wissen, welches Verfahren Leo XIII. Italien und Deutschland gegenüber eingeschlagen hätte, wenn bei seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl der Weizen Fourtous in Frankreich noch geblüht hätte! Indem er in dem Briefe an Paulus Melchers verordnet, Gott zu beschwören und durch Massengebet ihm gewissermaßen Gewalt anzuthun, hat er unstreitig im Sinne: nicht dein, sondern mein Wille geschehe. Ferner beabsichtigt der heilige Vater unverkennbar, daß die preußischen Bischöfe und ihre Diöcesanen sich zu Gunsten der Hierarchie gegen die Landesgesetze, wenn auch mäßig, doch unausgesetzt verhärten, damit die Gesetzgeber mürbe werden, der Vatican sich unwandelbar zeige und obsiege. Aber die von da an befolgte Methode, von den stärkeren Mitteln Pius' IX. zu gelinderen überzugehen, hat Leo XIII. nicht von den großen Gregoren und Innocenzen gelernt, nicht einmal von den kleineren Päpsten, die seine Encyklica aufführt, von den Clemens XII., Pius VI., Pius VII. und Leo XII. Wenn Leo XIII. nicht nur den Koloß, die „alte Schlange", den „Attila" seines Vorgängers ruhen läßt, sondern auch viel sorgfältiger als Pius IX. die übrigen Gesetze Preußens von den angeblich die Kirche verletzenden unterscheidet, wenn der preußische Klerus seiner Weisung gemäß den Gläubigen gemilderte und dem Strafgesetz sorgfältig ausweichende Gebetsformeln bietet, um ihnen abermals die schon lange geübte und vergebens gewesene Beharrlichkeit anzusinnen, so werden sich die Gemüther, wenn nicht alle Erfahrung trügt, gegen den Inhalt dieser Andachten bald eben so gleichgültig zeigen, wie gegen andere, Jahr aus und Jahr ein vorschriftsmäßig hergesagte, gedankenlos vernommene.

Indessen rückt Leo XIII. mit einem neuen strategisch-diplomatischen Verfahren hervor. Er hat einen gemeinsamen schlimmen Feind entdeckt, den der deutsche Kaiser allein nicht bewältigen wird. Wenn der Papst diesen Feind, mit der Kraft der Wahrheit versteht sich, niederwirft, wird der Kaiser nicht umhin können, sich dankbar zu zeigen. Leo greift den Feind an, ohne daß die von Berlin zu erwartende Gegenleistung schon irgendwie berührt worden wäre. Das ist Edelmuth. Nur darauf wird hingewiesen, daß die Pest der Socialisten, Communisten und Nihilisten niemals emporgekommen wäre, wenn die Fürsten und Völker die Lehren der römisch-katholischen Kirche und die Autorität der römischen Päpste immer gebührend in Ehren gehalten hätten, da hier allein die Mittel vorhanden, durch welche die ruchlose Pflanze des Socialismus mit der Wurzel ausgerottet werde. Die Januarencyklica des Papstes trägt ein vornehmes, ästhetisches Gepräge, das als das Kennzeichen

Leos XIII. gelten darf: „die Zierde des Lebens" soll gerettet werden. Für dergleichen sind wir nicht unempfänglich. Und dennoch kann das Schriftstück höchstens in einigen untergeordneten Partien Anerkennung finden. Es fehlt ihm, was in Deutschland den größten Eindruck machen würde, der Realismus, die durchgreifende historische und sachkundige Beweisführung. Gröbliche Irrthümer springen in die Augen.

Zunächst übertreibt die Encyklica, universellen Standpunct nehmend, den Nothstand, welcher der socialen Ordnung aus dem wüsten Treiben der Socialisten erwuchs, indem sie die „ganze Welt" von der „tödtlichen Pest", den „gräßlichen Stürmen", der „äußersten Gefahr" bedroht nennt, damit die Hülfe, welche der Papst anbietet, um so unentbehrlicher erscheine. Nach allgemeiner Wahrnehmung ist es der römisch-katholischen Kirche selbst da, wo sie den höchsten Einfluß behauptet, nicht gelungen, die ruchlose Pflanze des Socialismus mit der Wurzel auszureißen. In Frankreich ist das Schreckensregiment von 1792, auf welches das päpstliche Rundschreiben anspielt, nicht durch den Klerus, sondern die gemäßigteren politischen Parteien gestürzt. Die Pariser Commune vom März 1871 hat der Voltairianer Thiers besiegt. Nachdem die Wortführer der Socialdemokratie in Deutschland durch das Gesetz vom 21. October unschädlich gemacht, war längst vor dem Erscheinen des vaticanischen Schriftstückes Ruhe gestiftet, so daß wir nun ohne Gefahr und unbefangen das Berücksichtigungswerthe im vorzugsweise sich so nennenden Socialismus, wenn es auch wenig ist, von dem tollen Hetzen einiger literarischer und rhetorischer Häuptlinge unterscheiden dürfen.

Sodann fällt das päpstliche Schriftstück, trotz der ihm vorausgetragenen Palmen, gegen die protestantische Mehrheit des deutschen Volks, der die Minderheit römisch-katholischen Bekenntnisses ohne Zweifel brüderlich, aber auch unweigerlich angehört, so maßlos feindlich aus, daß damit alle Diplomatie und Feinheit Leos und seines Nina völlig dahin ist. Schon Pius IX. sah, ohne Verständniß für den weit über die kirchlichen Angelegenheiten hinausragenden Geist, der von Wittenberg und Genf ausging, in Luther und Calvin nur „Gotteslästerer". Leo XIII. bezeichnet das Reformationszeitalter als den „wahnsinnigen Krieg des sechzehnten Jahrhunderts gegen die römisch-katholische Kirche", der bis zum heutigen Tage immer heftiger entbrannte und das Sectenwesen erzeugte. Nicht Unrecht hat Leo, wenn er den deutschen Nationalismus im weitesten Sinne des Wortes aus jener wider die Hierarchie gerichteten Strömung herleitet. Allein einmal hat das Papstthum dieser nicht vorgebeugt, sie vielmehr durch die Mißbräuche der Kirche geradezu herausgefordert. Anderntheils wirft der Papst die Errungenschaften der Wissenschaft und der Humanität mit den Verirrungen und Mißverständnissen der Zeit so

unterschiedslos zusammen, daß es unausgesetzt unsere erste Sorge sein wird, uns der bevormundenden Zudringlichkeit des Hierarchen zu erwehren.

Mit allen akatholischen Christen räumen wir Leo ein, daß, wenn die Lehren des Evangeliums — doch zu unterscheiden von den Lehren der römisch-katholischen Kirche — immer und auf allen Seiten genügend beherzigt worden wären, die Herrschbegierde der Mächtigen — der Hierarchie mitbegriffen: „Nicht daß wir die Herren seien eures Glaubens, sondern die Gehülfen eurer Freudigkeit im Glauben." 2. Korinther, 1, 24 — gemäßigt, der Gehorsam befestigt, erleichtert, geadelt worden, die scharfen Gegensätze der Gesellschaft nicht entstanden wären. Doch ist nicht zu leugnen, daß die neutestamentlichen Schriften Sätze enthalten, die nicht, wie Leo behauptet, von den Socialisten „verdreht", sondern nur zu wörtlich genommen worden sind. Lukas 1, 52: „Er stößt die Gewaltigen von ihren Stühlen und erhebt die Niedrigen; die Hungrigen erfüllt er mit Gütern und macht die Reichen arm."

Wir pflichten bei, wenn Leo XIII. die Heilighaltung der Ehe verlangt, nur mögen wir nicht wie er übersehen, daß die Verächter derselben, überhaupt die Frevler gegen das weibliche Geschlecht weniger unter den social gesinnten Proletariern als unter ihren bemittelteren Gegnern zu suchen, und daß, was, beiläufig bemerkt, die Heiligkeit des Cölibats betrifft, es bis in neuere Zeiten selbst unter den hohen Würdenträgern der römisch-katholischen Kirche Aufsehen erregende Sünder gab.

Leo rühmt die Armenpflege der Kirche und wir widersprechen auf das entschiedenste. Wir erinnern nicht umständlicher an das ehemalige Eldorado der Priester und Bettler. Nur so viel sei bemerkt, daß die für den namhaft gemachten Zweck der Armen- und Krankenpflege in das Ungemessene angehäuften Kirchen- und Klosterschätze selten über das bloße Almosenspenden hinaus den Nothleidenden zu Gute kamen. Nicht aus Habsucht, wie klericaler Seits behauptet wurde, zog der Staat diese großen Vermögen ein, sondern weil die Verwaltung derselben und ihre Erträge nach Gunst und Willkür vergeben und vertheilt wurden, was, nationalökonomisch betrachtet, der Verwahrlosung und dem Mißbrauch eines ansehnlichen Theils des Nationaleigenthums gleich zu achten.

Damit wir positive Nachweise nicht schuldig bleiben, sei angedeutet, worauf es zur Versöhnung der durch die Gesellschaft gehenden schroffen Gegensätze gegenwärtig ankommt. Wenn die innerhalb des deutschen Reiches stehenden Religionsgemeinschaften als solche, unter Hinweis auf ihre Ideale, mit Lehre und Vermahnung darauf halten, sich aber auch darauf beschränken wollten, die Gesinnung, den guten Willen für das unter den gegebenen Verhältnissen Rechte und Billige, für den eigenen Nutzen ohne Eigennutz, für Bescheidenheit und Genügsamkeit, Mitleid und Barmherzigkeit zu beleben, so

hätten sie vollauf zu thun. Veranstaltungen aller Art, um Christenpflicht und allgemeine Menschenliebe zu üben, bestehen und entsprechen in protestantischen Kreisen gewöhnlich mehr den Ansprüchen der Zweckmäßigkeit, als in katholischen. Noch lange werden diese Veranstaltungen nicht zu entbehren sein. Aber die Staatsgesellschaft muß mehr erstreben. Wo die Kirchen den freien Entschluß Gutes zu thun an jedermann zu wecken suchen, dieser Entschluß aber erfahrungsmäßig, wenn es der That gilt, dem Billigkeitssinn so wenig wie dem Bedürfniß genügt, da legt der Staat durch Gesetze die Verpflichtung auf, Gemeinnützigkeit und Humanität zu üben. Der Staat hat dieserhalb nicht allein bestehende Rechte zu schützen, sondern das Recht auch weiterzubilden. Vermittelst stets wachsamer Gesetzgebung über Besitz und Erwerb, über gegenseitiges Rechts- und Pflichtverhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern hat der Staat für mehr und mehr Harmonisirung der Gesellschaft zu sorgen. Er hat, was mehr als alle Armenpflege besagt, der Verarmung vorzubeugen. Es handelt sich, wo die Kraft des Einzelnen nicht ausreicht, den erarbeiteten und ihm zu gönnenden Wohlstand zu behaupten, darum die aus einsichtigem Bemühen bereits vielfach gegründeten, hauptsächlich auf Gegenseitigkeit beruhenden Versicherungsanstalten für Wittwen und Waisen, für Invalidität und Alter, unter staatlicher Seits mehr technisch als finanziell geleisteter Nachhülfe, immer umfassender und bis zur Allgemeingültigkeit durchzuführen. Die aus der Kaiserspende hervorgegangene Anstalt und Behörde zur Vorbereitung solcher Einrichtungen in den weitesten Kreisen ist die würdigste Antwort auf die aus trübstem Weltverbesserungswahn entsprossenen Verbrechen des vorigen Jahres. Freilich erst ein sehr geringer Anfang. Einige deutsche Handbücher der Volkswirthschaft gehen bereits weiter und fordern unter dem Hinweis auf Unerläßlichkeit und Möglichkeit Anstalten für die Ausstattung Jedermanns mit einem, wenn auch noch so bescheidenen, Vermögenskeime: in erster Linie durch neue Verpflichtung der die Ehe Eingehenden oder der ohne sie Nachkommen Erzielenden zu beschaffen. Die heutigen Fortschritte in Aufstellung und Ausnutzung der Statistik, sowie der Finanzwissenschaft und Finanzkunst gestattet und verlangt es.

Das ist nur eine der Aufgaben des deutschen Reichs, von welchen Kenntniß zu nehmen dem vaticanischen Mönch nicht zugemuthet werden soll. Nicht ihm, sondern seinen, durch dogmatische Verpflichtung und die Lust an starrsinniger Kirchenpolitik ihm zugethanen Anhängern in Deutschland gilt auch unsere Schlußbemerkung.

Das deutsche Reich ist nicht geschlossenes Wissenschafts-, nicht Religionsgebiet in der Art wie es einheitlicher Militärstaat, geschlossenes Zoll-, Rechts- und annäherungsweise Arbeitsgebiet ist. Aber die Freiheit der Wissenschaft gegen jeden Syllabus zu schützen, den Frieden unter den verschiedenen

Religionsgesellschaften aufrecht zu halten, von denen jede behauptet, daß sie allein den wahren Glauben, die rechte Tugend bringe, hat das Reich die Pflicht, einem auswärtigen Obern, der, über die eigentlichen Religionsangelegenheiten weit hinaus, nach seinem und nicht nach des Reichs Ermessen in die einheimische Kirchengemeinde hereinzuregieren gedenkt, mindestens einige Bedingungen aufzuerlegen. Namentlich entspricht es nicht der Idee des deutschen Reichs, daß die vaterländische Geistlichkeit römisch-katholischen Bekenntnisses auf Weisung und Bestimmung des unfehlbaren Italieners sich und die ihrer Lehre und Erziehung anvertraute Jugend der Gesammtbildung unsers Volks bis zur Feindschaft entfremde. Das deutsche Reich kann nicht dulden, daß der ausländische Hierarch innerhalb unseres Rechtsgebiets ohne einheimische und unseren Behörden verantwortliche Vermittlung Verordnungen erlasse und Recht spreche. Als Territorialstaat hat Baiern schon vor Errichtung des deutschen Reichs im Sinne desselben seine Kirchengesetze erlassen; Preußen hat in den Maigesetzen nur Versäumtes nachgeholt.

Drum suchten wir schon vor einiger Zeit in diesen Blättern (1878, II. S. 358) darzuthun, daß die preußische Regierung sich in keine Unterhandlungen mit dem Vatican einlassen, vielmehr in ihrer trefflich begründeten Kirchenpolitik wohlwollend und geduldig, aber auch fest und ausschließlich an ihre Landesgeistlichkeit römisch-katholischen Bekenntnisses halten sollte, um Landeseinrichtungen nur mit ihr zu vereinbaren. Sache dieser Geistlichkeit ist es, sich, so weit sie sich zum Gehorsam gegen das auswärtige Kirchenhaupt verpflichtet hält, über ihre Schritte mit ihm zu verständigen. Sträube sich dieser Klerus noch eine Zeit lang, wie er wolle. Auf die Dauer wird er sich dem jeden von uns ergreifenden, stärkenden und veredelnden Reichsbewußtsein, den licht und kräftig werdenden nationalen Bedingungen unseres ganzen Denkens, Fühlens und Seins nicht entziehen.

Alle Bemühungen Leo XIII., die preußische Regierung, den deutschen Kaiser und seinen Kanzler von dieser Bahn abzulenken, werden, möge Nina sich noch so erfinderisch und unterrichteter, unbefangener, vorurtheilsfreier und — nach einer Bemerkung Bismarcks — an Worten sparsamer als bisher zeigen, mißlingen. Der Vatican wird staatsmännische Ueberzeugungen, welche alle politisch und national denkenden Kreise Deutschlands durchdringen, nicht umstoßen. Graf Arnim hat, wenn man es nicht schon den Maigesetzen entnommen hatte, als das Ziel Fürst Bismarcks bezeichnet, auf die Ideen Febronius-Hontheims, der Emser Punctationen von 1786 — daß sie damals scheiterten, hat sie nicht widerlegt — zurückzugreifen und für das Gedeihen der römisch-katholischen Kirche Deutschlands den Primat zu erstreben, der die Beziehungen des Episkopats zur Curie vermittle. Geht Leo XIII. auf diesen

Gedanken, als das einzige Auskunftsmittel sein Ansehn in Deutschland zu wahren, nicht ein, so thut es vielleicht sein Nachfolger.

Wahrscheinlicher und ungleich besser wird der deutsche Klerus sich mit diesem Wege vertraut und vertrauter machen. Vor der Hand ist er, wie Leo XIII. voraussetzt, noch einig in entrüsteter Ablehnung. Er wird sich die Sache weiter überlegen. Es wird ihm allmählich einleuchten, daß er vielfach ganz andere Aufgaben hat als der italienische, französische, spanische Klerus. Die Erkenntniß, daß die Synode älter als das Papstthum ist und daß die nationale Kirchenversammlung mehr als eines Menschen Unfehlbarkeit bedeutet, glaubte Pius IX. gründlich verstopft zu haben, und sie wird dennoch wieder durchsickern und zu fröhlichem Quell werden. Vielleicht stellt eine neue Versammlung der Bischöfe zu Fulda plötzlich etwas weniger zweideutige Hirtenbriefe auf, als damals, wo die hohen Prälaten sich zum vaticanischen Concil rüsteten. Sintemal auch der baierische Landtag, unerachtet der mächtigsten ultramontanen Einwirkungen, wider alles Erwarten und Verhoffen, einsichtsvoll und hochherzig dem Reichsgedanken im Jahre 1871 die Zweidrittelmehrheit gewährte und, mag ihm auch manches Zaudern und Schwanken nachträglich nicht erspart werden, das Reich und seine großen Aufgaben hoch zu halten lernt. Oder muß erst in der Breite der deutschen Bevölkerung, die bis jetzt treuherzig und gedankenlos dem ihr ganz unbekannten und fremden Inhaber des heiligen Stuhls zu Rom anhing, die hellere, anspruchsvollere und stolzere Auffassung heranwachsen, die dem Vatican mehr als den deutschen Primat zumuthen wird?

Aus dem Reichstag.

An Arbeitsstoff hat es dem Reichstag diesmal vom ersten Augenblick an nicht gefehlt. Außer dem Reichshaushaltetat, der ihm gleich vollständig zuging, wurden ihm gleichzeitig vorgelegt der Handelsvertrag mit Oesterreich, der aus der Herbstconferenz in Paris hervorgegangene erweiterte Weltpostvertrag, der Vertrag mit Oesterreich wegen Außerkraftsetzung der einen Bestimmung des Prager Friedens wegen Nordschleswigs, die Anwaltsgebührenordnung, ein Gesetz gegen Verfälschung von Nahrungsmitteln und einigen Verbrauchsgegenständen und das Gesetz über die Strafgewalt des Reichstags, neben einer weiteren Reihe minder bedeutender Vorlagen. Dies reiche Menu aber, das den fleißigen Reichsboten schon für geraume Zeit ausreichenden Arbeitsstoff darbietet, ist nur der Anfang des ganzen Pensums und schließt die hauptsächlichen Aufgaben noch gar nicht in sich, die erst noch kommen sollen und die in den schattenhaften Umrissen, in denen sie bisher sich ange-

kündigt haben, vielleicht eine größere Beunruhigung ganz Deutschlands erregt haben, als ihre spätere Vorlegung in fester Gestalt erzeugen wird. Wir hoffen, daß alsdann auch die Vorbedingungen für eine gedeihliche Erledigung der Aufgaben durch den Reichstag günstigere sein werden als bisher. Denn bisher lastete ein Druck auf allen Gemüthern, der jede productive Thätigkeit hemmte. War schon durch das Kanzlerschreiben vom 15. December, dessen allgemeine Sätze eine für die praktische Handhabung sehr entgegengesetzte Ausführung zulassen, eine weitgehende Beunruhigung hervorgerufen, so ward dieser Eindruck ganz ungemein gesteigert durch die Thronrede, die in so überraschender Weise die deutsche Zoll- und Handelspolitik der letzten vierzehn oder fünfzehn Jahre verurtheilte und damit aus der Bahn der Reform und der historischen Weiterentwickelung uns in die Bahn der Umkehr verwies und damit auch das Schreiben des Kanzlers vom 15. December in einem neuen Lichte erscheinen ließ. Im Dunkeln ohne Weg und Steg und ohne festes Ziel doch vorwärts zu kommen, das ist eine fast unmögliche Aufgabe und doch war einer solchen die des Reichstags nicht unähnlich, vor die er bei seinem Zusammentritt durch das vielberufene Kanzlerschreiben in Verbindung mit dem überraschenden Urtheil der Thronrede über das Falsche der bisherigen Bismarck-Delbrück'schen Zoll- und Handelspolitik gestellt wurde. Der Gedanke einer Finanzreform auf dem Wege indirecter Steuern war darin klar erkennbar, das Wie blieb im Dunkel, und noch mehr im Dunkel blieb die ganze Zoll- und Handelspolitik, für die nur die allgemeinen Gedanken: Umkehr, Schutzzoll, allgemeine Zollpflicht, Getreidezölle einigermaßen hervortraten, aber wohin eigentlich die Reise gehen soll, das erfuhr und erfährt auch heute noch Niemand. Das waren denn keine günstigen Bedingungen für den Beginn der Berathungen eines Reichstags, der ohnehin durch die letzten Wahlen so sehr in mannichfache Parteien zerspalten ist und so sehr des festen Gefüges entbehrt, daß dieser Mangel um so mehr eine Regierung erfordert, die mit klarem, festem Plan, der in seinen Einzelheiten erkennbar und greifbar ist, vor den Reichstag tritt, nicht aber mit allgemeinen, von der letzten Vergangenheit sich völlig lostrennenden Projecten, die durch ihre Unfertigkeit und Verschwommenheit nur noch mehr verwirrend und spaltend das Gefühl der Unruhe und des Mißtrauens bis zu der Befürchtung steigern: wenn heute die gesammte deutsche Zoll- und Handelspolitik der letzten vierzehn Jahre als ein verhängnißvoller Irrthum bezeichnet und zur Umkehr gemahnt wird, wer bürgt dafür, daß nicht nächstens dasselbe mit andern Gebieten der deutschen Politik geschieht und daß auch da zur Umkehr geblasen wird?

Wenn unter so ungünstigen Auspicien der Reichstag, dessen baldige Auflösung in der ersten Erregung als etwas ganz natürliches betrachtet ward,

seine Berathungen begann, so ist doch schon nach den ersten zwei Wochen seines Beisammenseins die Hoffnung wieder mehr befestigt, daß eine fortgesetzte offene Besprechung der schattenhaften Pläne Licht in das Dunkel bringen und dadurch die Möglichkeit gewähren wird, um festgestaltete Pläne zu rechten und zu kämpfen und zuletzt doch vielleicht sich zu einigen, und vielleicht finden wir uns dann in gegenseitiger stillschweigender Uebereinstimmung nicht auf dem Wege der Umkehr, sondern auf dem alten verbesserten Wege unserer bisherigen Entwickelung wieder zusammen.

Trotz aller Parteispaltungen, wie sie sich bei der zuletzt doch glücklich erledigten Präsidentenwahl gezeigt hatten, fand ein an den Reichstag gerichtetes Ansinnen eine beinahe einstimmige Abweisung: das Verlangen des Staatsanwalts, Genehmigung zu ertheilen zur Strafverfolgung gegen die Abgeordneten Fritzsche und Hasselmann, weil sie durch ihre Anwesenheit in Berlin ihrer auf Grund des Socialistengesetzes erfolgten Ausweisung zuwider handeln. Beide sind in der That polizeilich von Berlin ausgewiesen, beide sind aber durch die kaiserliche Berufungsordre zum pflichtmäßigen Erscheinen in Berlin zur Ausübung ihres Mandats im Reichstag einberufen. Man sollte meinen, daß bei solcher Collision von zwei verschiedenen Anordnungen die Lösung eben so zu finden sei, wie in hundert Fällen solcher Collisionen, nämlich in der Erwägung, daß die Anordnung der höheren Autorität die der niederen aufhebt, also hier die kaiserliche Berufungsordre die Anordnung des Berliner Polizeipräsidiums. Die Frage, ob man gern oder ungern socialdemokratische Abgeordnete im Reichstag habe, ob man ihre Tendenzen mißbilligt oder nicht, hat mit der Behandlung dieser Sache nicht das allermindeste zu schaffen. So lange sie gewählte Abgeordnete und als solche zum Reichstag einberufen sind, hat der Reichstag die zweifellose Pflicht, ihr Erscheinen sicher zu stellen gegen etwaige Behinderungen durch Ortspolizeibehörden, wenn nicht der Reichstag die erste Grundbedingung seiner Autorität, ja seiner Existenz, seine äußere Unabhängigkeit, preisgeben will. Die Einstimmigkeit, womit der Reichstag das Verlangen abwies, bietet wohl Zeugniß genug dafür, daß bis in die Reihen der äußersten Conservativen hinein das gestellte Verlangen als ein absolut unerfüllbares erschien. Es ist zu beklagen, daß die sichere Voraussicht dieses Ausgangs den Staatsanwalt nicht vermocht hat, solchen Antrag nicht zu stellen und daß auch das Justizministerium, das jede Betheiligung am Antrag ablehnte und sich nur als Briefträger betrachtet zu sehen wünschte, den Antrag nicht unterdrückt hat. Für den Reichstag war es peinlich, einen solchen Antrag zurückweisen zu müssen und der Erfolg des überflüssigen Antrags ist nur der, daß zu der Spannung im Reichstage noch eine peinliche Scene mehr hinzukam und daß, falls aus andern Gründen eine Auflösung des Reichstags angezeigt erscheinen sollte, eine günstige Stim-

mung für solche Auflösung vorbereitet ist durch einen mißliebigen Beschluß, zu welchem man den Reichstag gezwungen hat.

Der Schwerpunct der Debatten lag bisher in der mehrtägigen Berathung des österreichischen Handelsvertrags. Nicht als ob die Frage, ob derselbe zu genehmigen oder zu verwerfen sei, zweifelhaft gewesen wäre; es herrschte im Gegentheil völlige Uebereinstimmung darüber, daß der nur bis Ende dieses Jahres abgeschlossene Vertrag unbedingt genehmigt werden müsse, wenn man auch bedauerte, daß kein besseres Resultat erreicht worden ist. Aber der Zusammenhang dieses Vertrages mit der jetzt so bestrittenen Frage, ob unser Zollsystem lediglich auf einem autonomen Tarif beruhen oder wie bisher seine Regelung auch durch internationale Verträge finden soll, sein Zusammenhang mit der ganzen, auf allen Gemüthern lastenden Frage der gänzlichen Umkehr von unserem bisherigen Zoll- und Handelssystem, führte mit Nothwendigkeit eine allgemeine Debatte über die Zollpolitik herbei, die allerdings nur Vorpostengefecht blieb und zu einer sachlichen Entscheidung nicht führen konnte, aber doch vielleicht schon die eine gute Wirkung gehabt hat, die schwüle Gewitterluft wenigstens vorübergehend abzukühlen. Die eigentlichen Kämpfe werden später kommen, wenn dem Reichstag bestimmte Vorlagen zugegangen sind, die zu den allgemeinen Sätzen des Kanzlerprogramms erst die Ausführung darbieten sollen. Bismarck schob den Zeitpunct dieser Vorlegung bis April oder Mai hinaus und lehnte bis dahin jede eingehende Antwort ab. Wir glauben gern, daß trotz alles energischen Treibens durch den Kanzler die Tarifcommission nicht im Stande ist, einen Tarif auf dem unglücklichen Princip der allgemeinen Zollpflicht binnen wenigen Monaten auszuarbeiten. Jetzt muß diese kolossale Arbeit Hals über Kopf fertig gestellt werden, vielleicht ist in der Stille angenommen, daß es sich dabei mehr um einige wenige Artikel und die Erreichung einiger Ziele handelt, wobei das System der allgemeinen Zollpflicht nur dem Namen nach fortbesteht, sachlich aber geopfert wird.

Das Hauptinteresse in der Debatte werden für die Meisten Bismarcks und Delbrücks Erklärungen über ihre Stellung zum französischen Handelsvertrag und über ihre Auffassungen seiner Bedeutung und seiner Wirkung gehabt haben. Bismarck, der bei seinem Eintritt ins Ministerium im Herbst 1862 den Handelsvertrag mit Frankreich vom preußischen Abgeordnetenhause bereits genehmigt vorfand, hatte noch seine Genehmigung durchs preußische Herrenhaus zu erwirken und hatte in der Rede, die er dafür hielt, namentlich seine wirthschaftliche Bedeutung hervorgehoben und im wirthschaftlichen Interesse seine Genehmigung befürwortet. Jetzt erklärte Bismarck in seiner gewohnten Offenheit, daß die wirthschaftliche Beurtheilung der Sache ihm damals noch ziemlich fern gelegen, während er seitdem auf diesem Gebiete

Erfahrungen gesammelt habe, und daß damals wesentlich politische Gründe, deren Richtigkeit der spätere Gang der Dinge klar erwiesen habe, zur Durchführung dieses Vertrags ihn bestimmt hätten, politische Gründe, die sich freilich damals nicht öffentlich klarstellen ließen. Wir wollen weder die jetzige Erklärung noch das damalige Verhalten Bismarcks anfechten, nur ist es sehr erklärlich, wenn damals für den französischen Handelsvertrag politische Gründe in Wirklichkeit maßgebend waren, während in Parlamentsreden wirthschaftliche Gründe in den Vordergrund gestellt wurden, daß man jetzt fragt, ob vielleicht auch heute für die geplante wirthschaftliche Umkehr politische Gründe die eigentlich maßgebenden sind und ob die heutigen wirthschaftlichen Rathgeber Bismarcks, von Varnbüler an der Spitze, mehr Garantie gegen einen Irrthum gewähren, als sein damaliger Rathgeber Delbrück. Die Ausführungen des letzteren mußten natürlich das höchste Interesse erregen, war er doch gewissermaßen auf die Anklagebank gestellt als der moralische Urheber einer jetzt plötzlich als verderblich bezeichneten Zollpolitik. Delbrück führte in seiner ruhig sachlichen Weise, überall auf Thatsachen und Zahlen gestützt, aus, daß eine nationale Zollpolitik dahingedrängt habe, daß Deutschland als Durchfuhrland bedeutender Culturstaaten und gezwungen, sehr viel Rohstoffe, einschließlich eines bedeutenden Quantums von Nahrungsmitteln, von außen zu holen, in den Stand gesetzt werde, diese nothwendigen Rohstoffe leicht und billig zu haben und bezahlen zu können durch den Export seiner Fabrikate. Zollfreie Einfuhr der nothwendigen Rohstoffe und Halbfabrikate, mäßiger Schutz für einzelne Fabrikate und Exportfähigkeit der deutschen Industrie, Sicherung ihres auswärtigen Marktes, das sei deshalb das Ziel der deutschen Zollpolitik seit Anfang der Sechziger Jahre gewesen. In welchem Umfange die deutsche Industrie in diesem Zeitraum sich entwickelt habe und wie sehr ihr Export gestiegen, wie sehr sie mit dem Auslande concurrenzfähig geworden sei, das wies Delbrück mit so unwiderleglichen Thatsachen und Zahlen nach, daß der gegnerischen Seite nur der dürftige Einwand blieb, das sei nicht in Folge, sondern trotz unserer Handelspolitik geschehen und bei einer vernünftigen Handelspolitik hätte der Aufschwung noch ein ganz anderer sein müssen.

Unter den übrigen Rednern verdiente ein Neuling, der nationalliberale Oechelhäuser, die meiste Beachtung, der nicht im Auftrag aber wohl im Sinne der überwiegenden Mehrheit der nationalliberalen Partei auf Grund einer reichen praktischen Erfahrung einen vermittelnden Standpunct vertrat, von welchem aus er den Theil des Kanzlerprogramms, der die Finanzreform betrifft, so adoptirte, daß er zu Ablösung der Matricularbeiträge durch indirecte Steuern auf Tabak mit Ausschluß des Monopols und einige andere Artikel sich eben so bereit erklärte wie zur Gewährung mäßiger Schutzzölle namentlich für Eisen. Er warnte dringend vor der falschen Bahn der Kampfzölle,

wobei wir erfahrungsgemäß immer den Kürzeren gezogen und wies nach, daß wir weder Oesterreich noch Frankreich gegenüber hierbei Aussicht auf Erfolg hätten. Mit unserem Versuch von Kampfzöllen gegen Rußland haben wir ja früher starkes Fiasco gemacht. Diese Warnung ist um so bedeutsamer gegenüber der Annahme, daß der Kanzlerplan der allgemeinen Zollpflicht und starker Schutzzölle allerdings den Gedanken eines Druckes auf die Nachbarstaaten im Hintergrund habe, so daß hoffnungsvolle Gemüther hieraus noch in diesem Jahre den Abschluß günstiger Handelsverträge in Sicht stellen, womit dann der ganze jetzige Kampf seinen Abschluß finden solle. Wir fürchten vielmehr mit Herrn Oechelhäuser, daß wir mit solch hohem Spiel mehr verlieren als gewinnen können und daß unser Vorgang mit hohen Schutzzöllen leicht dahin führen kann, daß die Nachbarstaaten durch höhere Schutzzölle unserer Industrie ihren Export abschneiden.

Leider hat dieser vermittelnde Standpunct des Herrn Oechelhäuser für jetzt fast alle Aussichten verloren. Nachdem Allen eine Schutzprämie in Aussicht gestellt ist, die sich dem neuen Evangelium der „nationalen Zollpolitik" anschließen, ist die Fluth von Tag zu Tag im Steigen und wie der Spätwinter seine Schneemassen über uns ausschüttet, so regnet es förmlich Hülferufe nach Schutzzoll für Alles und Jedes, meist freilich mit starker Verwahrung gegen Schutz für einen Andern. Dieser wüste Interessenkampf, noch in starkem Anschwellen begriffen, hat binnen vierzehn Tagen die Lage schon so verändert, daß, was vor vierzehn Tagen noch unmöglich schien, heute schon als wahrscheinlich gilt. Diese steigende Fluth für Schutzzölle soll hohe, über den Betrag der Matricularbeiträge hinausgehende indirecte Reichssteuern, wenns Glück gut ist vielleicht sogar in Form des Tabaksmonopols, mit ans Land werfen, zu dem Behuf sollen aber Finanzreform und Zollreform nicht auseinander, sondern sorgfältig zusammengehalten werden, eines soll das andere decken, damit kein Schutzhoffender durch seine vorzeitige Befriedigung von der Coalition abfällt. Vor allem muß die ländliche Bevölkerung durch die schmeichlerischen Getreidezölle, obwohl ihr Befürworter ihnen jede Wirkung als Schutzzoll ableugnete, für das Gesammtsystem der Schutzzölle erwärmt werden, eine Erwärmung, die schon einen so hohen Temperaturgrad erreicht hat, daß heute in manchen Kreisen schon als Reichsfeind gilt, wer nicht für Getreidezölle stimmt. Während vor wenigen Wochen der Getreidezoll noch sehr bescheiden im Hintergrunde des Programms stand, bildet er jetzt dessen Mittelpunct und soll vor allem gesichert werden. Und wie er im Bundesrath gesichert scheint, so behaupten Manche, er sei sogar im jetzigen Reichstag schon gesichert, da Centrum und Conservative dafür gewonnen seien. Höchst auffallend war allerdings, daß das Centrum sorgfältig jede Betheiligung an der Debatte über den österreichischen Handelsvertrag, also jedes

Engagement in der Zollpolitik vermied, ein Beweis, daß seine Stellung noch nicht definitiv feststeht, daß noch Erwägungen und Verhandlungen fortdauern, ob und unter welchen Bedingungen es für das Programm des mächtigen Kanzlers eintreten solle. Wenn, wie behauptet wird, das Centrum für die jetzt in den Vordergrund gestellten Getreidezölle seine Stimmen abgiebt, woran sich dann folgerichtig eine Unterstützung der meisten übrigen Puncte knüpfen würde, dann wäre eine Auflösung des Reichstags für jetzt überflüssig, die widerstrebende Minderheit wäre machtlos und zum Schweigen gebracht, das bisherige Parteigefüge gesprengt und alles auf der Basis einer Interessenpolitik vereinigt zu einem zufriedenenen, gesättigten Ganzen, unter einem sichernden Staatsschutz für Alle, freilich nur so lange, als dieser allgemeine Schutz sich wirksam zeigt für Alle und nicht ein Interesse gegen das andere treibt, bis zuletzt wieder die beschämende Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß nicht die bisherige Handelspolitik, sondern die Umkehr von ihr der größere Fehler war.

Den Propheten spielen wollen wir aber nicht, wollen also auch nicht prophezeien, ob und welche Mehrheit durch Centrum und Conservative Getreidezölle und andere entscheidende Puncte des Kanzlerprogramms finden werden, nur referiren wollten wir, daß nach dem heutigen Stand der Dinge Centrum und Conservative eine solche Mehrheit in Aussicht zu stellen scheinen. Indes mögen noch Wochen vergehen, bis der Reichstag überhaupt durch bestimmte Vorlagen in die Lage kommt, sich hierüber schlüssig zu machen.

M.

Literatur.

Bulgarische Volksdichtungen, gesammelt und ins Deutsche übertragen von Georg Rosen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879. — Der im Osten wohlbewanderte Verfasser bietet hier einen Strauß bulgarischer Lieder und Gesänge, nach dem man gerne greifen wird in einer Zeit, welche wieder eine bulgarische Nationalität und einen bulgarischen Staat, zunächst freilich noch in engen Grenzen und mit zweifelhafter Selbständigkeit, in den Kreis der südöstlichen Staatsbildungen eintreten sieht. Am meisten erinnern diese Gesänge an die serbischen, sowohl in Stoffen und Gedanken als im Ausdruck und in einzelnen wiederkehrenden Wendungen. Allerdings wird dieser Anklang auch durch die gleiche trochäische Versform hervorgebracht, und diese kommt bei den serbischen wie bei den bulgarischen Liedern auf Rechnung der Uebersetzer, da die Poesie der Südslaven des rythmischen Tonfalls entbehrt und die Verszeile nur aus einer bestimmten Anzahl beliebig betonter Silben besteht mit oder ohne Cäsur, aber womöglich einen in sich geschlossenen Gedanken ausdrückend. Der Inhalt der Lieder, für welche dem Uebersetzer eine Reihe von neueren Sammlungen einheimischer Forscher vorlagen, ist mannichfaltig genug: es giebt Heldenlieder und Frauenlieder, heidnische Erinnerungen und christliche Legenden, Tanz- und Hochzeits-, Tafel- und Erntelieder. Eigenthümlich ist die Vorliebe für grausige, phantastische Er-

zählungen und Spuk aller Art; der Verfasser denkt hier an uralte, vorchristliche Ueberlieferung, worauf auch der eigenthümliche Sonnencultus mancher Lieder deutet. Auf die Frage, wie es um den Bildungsstand und die Bildungsfähigkeit des Bulgarenvolkes steht, darauf erhält man natürlich aus diesen Volksgesängen keinen Aufschluß. Hier tritt K. E. Franzos (Vom Don zur Donau. Leipzig, Duncker und Humblot. 1878, Bd. I, S. 127 ff.) in die Lücke, der gleichfalls an die Volksdichtung der Bulgaren erinnert, aber zugleich von dem geistigen Wiederaufleben dieses Volkes seit vier Jahrzehnten und von den Anfängen einer nationalen Literatur Kunde giebt. Bemerkenswerth ist aber doch der Umstand, daß, wie wir aus Rosen erfahren, die bulgarische Volkspoesie hauptsächlich in den Landestheilen südlich vom Balkan zu Hause ist, in Makedonien und Südthrakien, also in den Landschaften, welche die Diplomatie heute noch dem entstehenden bulgarischen Staate vorenthält. g.

Meisterwerke der Holzschneidekunst. — Der Herausgeber des altbewährten Hausfreundes, der „Leipziger Illustrirten Zeitung", Herr J. J. Weber, hat den guten Gedanken gefaßt, die in der Wochenschrift zerstreuten durch den Gegenstand oder die Ausführung hervorragenden Bilder zu sammeln und in einem periodisch erscheinenden Werke dem Publicum vorzuführen. Wir zweifeln nicht, daß die „Meisterwerke der Holzschneidekunst" auf die regste und allgemeinste Theilnahme stoßen werden. Die Theilnahme verbürgen der überaus billige Preis (die Monatslieferung mit acht Bilderseiten kostet nur eine Mark), die schöne Ausstattung und die Tüchtigkeit des Gebotenen. Die „Illustrirte Zeitung" darf sich rühmen, daß sie zu dem Aufschwunge der deutschen Holzschneidekunst wesentlich beigetragen hat und eine der tüchtigsten und besten Schulen unserer Künstler geworden ist. Sie hat, ohne jemals die Gediegenheit und den Ernst der Arbeit zu verleugnen, an allen Fortschritten der Holzschneidekunst theilgenommen und jeder der mannichfaltigen technischen Weisen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte aufkamen, eine reiche Vertretung in ihren Blättern gegönnt. Daß die Holzschneider der „Illustrirten Zeitung" auch jetzt auf der Höhe der Entwickelung stehen und in dem auf farbige Effecte zielenden Holzstiche keinen Vergleich zu scheuen brauchen, beweist das vorliegende Werk. In den zwei ausgegebenen Lieferungen werden wir mit Gemälden von Makart und Gabriel Max bekannt gemacht, die lebensvollen und inhaltreichen, durch Humor und frische Auffassung fesselnden Genrebilder von Grützner und Matthias Schmid werden uns treu und wahr vor die Augen geführt. Der Stichel des nachbildenden Künstlers giebt mit überraschender Treue die Stimmung einer Schleich'schen Landschaft wieder, die Reize der südlichen Natur und die Schönheiten des classischen Bodens, Amalfi und Athen, tauchen lebendig in unserer Phantasie empor, auch die elegant koketten Gestalten der modernsten Kunst fehlen in der Reihe der uns gespendeten Blätter nicht. So findet in dem vielköpfigen Publicum fast jeder seine Lieblinge. Nur einen Wunsch möchten wir zum Schlusse aussprechen, daß auch die Namen der Holzschneider in dem Texte, welcher die Sammlung begleitet und kurz und knapp die Darstellungen schildert, genannt werden möchten. Es ist ja in erster Linie ihr Ehrensaal, in welchen wir geleitet werden und ihr Anrecht, neben den Malern und Bildhauern erwähnt und fast ohne Ausnahme lobend anerkannt zu werden, gewiß unbestreitbar.

—r.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 6. März 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Wirkungsgrenzen der freien Discussion.

„Unbeschränkte Freiheit der Discussion!“ so antwortet ein Theil der englischen und deutschen Presse noch heute auf die Frage nach dem wirksamsten Mittel zur Bekämpfung der staats- und gesellschaftsfeindlichen Propaganda. Man lasse den Unsinn nur von den Dächern predigen, dann verliere er die Kraft zu schaden von selbst. Mit Repressivmaßregeln könne man nur die Symptome des Uebels treffen, nicht seine Wurzeln abgraben. Durch Unterdrückung der öffentlich betriebenen Agitation befördere man die Entstehung von Geheimbünden und Verschwörungen. Irrlehren müßten durch Widerlegung entkräftet werden. Nur auf dem Boden einer grenzenlosen Leichtgläubigkeit, einer völligen Urtheilslosigkeit der Massen, hätten die Umsturztheorien wuchern und sich in so erschreckender Weise verbreiten können: diese Leichtgläubigkeit, diese Urtheilslosigkeit gelte es durch Belehrung auszurotten, dann würde den Irrlehren mit ihrem Boden auch ihr verderblicher Einfluß entzogen werden. Die Lösung der Aufgabe, welche die freie Discussion begonnen habe, müsse dann die Schule in langsamer Arbeit vollenden.

Ist denn die Leichtgläubigkeit und Urtheilslosigkeit der Massen, die ja stündlich von neuem geboren wird, überhaupt auszurotten? Diese Frage wird Niemand von vorn herein bejahen, der sich daran erinnert, in welchem Umfange und in wie hohem Grade auch in den Klassen der Gesellschaft, deren Angehörige den besten Unterricht genossen haben, Leichtgläubigkeit und Urtheilslosigkeit fort und fort zu Tage tritt.

Um sich davon zu überzeugen genügt es schon, eine Zeit lang die Anzeigen der Zeitungen zu lesen, die für die socialen und Culturzustände jeder Periode ja in so vielen Beziehungen charakteristisch sind. Fürst Bismarck hat einmal in diesem Sinne auf die Anzeigeblätter des Kladderadatsch hingewiesen, und damit gezeigt, daß er auch für das Material, dessen der Culturhistoriker bedarf, einen guten Blick hat. Auch dort nehmen (neben Heirathsgesuchen, Anerbietungen von Darlehn „unter coulanten Bedingungen“, Anzeigen mit der Ueberschrift Doctor in absentia, Nachfragen nach spannenden Romanen

und Criminalgeschichten für Volkszeitschriften, vor allem aber überaus zahlreichen und mannichfaltigen Anerbietungen, die der Anstand näher zu bezeichnen verbietet u. s. w.) einen sehr breiten Raum die Anpreisungen von Wunder- und Geheimmitteln gegen Krankheiten ein, daneben (eine Zeit lang) Aufforderungen zu Capitalsanlagen mit der Versicherung eines lockenden Gewinnes.

Es ist bekannt, in welchem Umfange die erstern Anzeigen die Spalten aller öffentlichen Blätter noch heute füllen, und welch kolossale Einnahmen ihnen die letztern einige Jahre hindurch verschafft haben. Es ist noch in nur zu frischer Erinnerung, daß in der sogenannten Gründerperiode die Leichtgläubigkeit und Urtheilslosigkeit des Publikums in einem Maße und mit einem Erfolge ausgebeutet worden ist, der vielleicht die kühnsten Erwartungen derer übertraf, welche diese Ausbeutung in richtiger Berechnung menschlicher Schwächen unternahmen. Alles wiederholte sich damals, was sich in früheren Perioden eines ungewöhnlich hoch entwickelten Projecten- und Börsenschwindels ereignet hat. So 1699 in Schottland, wo Paterson's Project die Landenge von Darien zu colonisiren, eine ganze höchst intelligente, ruhige und vorsichtige Nation (nach Macaulays Ausdruck) verrückt machte, und jedermann, der 100 Lstr. besaß, sich herbeidrängte, um einen Antheil an einer der unsinnigsten Unternehmungen zu gewinnen, die je geplant worden sind. So 1719 in Frankreich, wo der Nennwerth der Actien der Law'schen Bank 80 Mal so viel betrug als das sämmtliche im Königreiche circulirende Metallgeld, und diese Actien auf das 20fache ihres Werthes stiegen, um bald darauf völlig entwerthet zu sein. So in England im Jahre des Actienschwindels 1825, und des Eisenbahnschwindels 1845. Vom ersten Jahre, wo die Actiengesellschaften gleich Pilzen aus der Erde schossen, und in einer Sitzung sich 438 beim Parlament um eine Privatbill bemühten, die 286 bewilligt wurde, heißt es in einem amtlichen Bericht: „leichtgläubige und argwöhnische, verschlagene und kühne, unerfahrene und gewitzigte, gebildete und ungebildete, Fürsten, Edelleute, Staatsmänner, Beamte, Advocaten, Aerzte, Geistliche, Philosophen, Dichter und Weiber aller Stände und Klassen, alte Jungfern, Ehefrauen und Wittwen, stürzten herbei, um in irgend einem Project, von dem wenig mehr als der Name bekannt war, ihr Glück zu versuchen." Der Rückschlag war ein furchtbarer. Noch vor Weihnachten 1825 hatten sich 73 Banken, darunter 7 hauptstädtische für insolvent erklärt, im Jahre 1826 stieg die Zahl der Bankerotte auf 2500. Ein großer Theil des Mittelstandes und der höhern Classen büßte sehr empfindlich für seine Leichtgläubigkeit und seine Begier sich schnell und mühelos zu bereichern.*) Im Jahre 1845 waren die Eisenbahnen der Gegenstand einer schnell zum Uebermaß gestei-

*) Pauli, Gesch. Englands. I. 348—354.

gerten Speculation. Neben 47 fertigen Eisenbahncompagnien waren 118 mit parlamentarischer Concession in der Bildung begriffen, und bewarben sich noch 1263 mehr um die nöthigen Mittel und Garantien. Die für die neuen Projecte erforderlichen Cautionen beliefen sich auf mehr als 59, die für die Ausführung als erforderlich veranschlagten Summen auf mehr als 590 Millionen Lstr. Auch diesmal begrub eine schnell eintretende Katastrophe Tausende unter Trümmern. Von den in Eisenbahnen angelegten Capitalien gingen 100 Millionen verloren, den Gesammtverlust des Jahres 1847 hat man auf 300 Millionen berechnen wollen. Auch diesmal hatte vor allem der Mittelstand schwer an den Folgen der Spielwuth zu tragen.*)

Wer möchte nun glauben, daß solche Calamitäten in Zukunft verhütet werden könnten, wenn etwa in den Schulen die Elemente der Nationalökonomie gelehrt würden? Die Geschichte würde überhaupt keine Schwindelperiode zu verzeichnen haben, wenn Jedermann zu allen Zeiten einen der elementarsten Grundsätze der Wirthschaftslehre beherzigte: nämlich daß die Sicherheit des Capitals im Verhältniß zur Höhe der Verzinsung abnimmt. Diesen Satz kennt jeder Bauer, wenn er auch das Wort Nationalökonomie nie gehört, ja nie eine Dorfschule besucht hat. Ohne Zweifel ist er auch den Tausenden nicht unbekannt gewesen, die in all jenen früheren Schwindelperioden, sowie in der kürzlich von uns erlebten dagegen gehandelt haben. Sie wollten ihn eben vergessen oder übertreten, weil sie der ansteckenden Kraft einer allgemeinen Spielwuth nicht zu widerstehen vermochten, und sich deshalb vorspiegelten, die Regel werde gerade in ihrem Falle eine Ausnahme erleiden. Nicht Unwissenheit war also der Grund ihrer Leichtgläubigkeit, ihrer Urtheilslosigkeit, sondern Selbstbethörung: und dieser vermag auch der beste Unterricht nicht vorzubeugen.

Doch damit die Leichtgläubigkeit auf wirthschaftlichem Gebiete in ungewöhnlichem Grade und Umfange Unheil anrichten könne, dazu bedarf es des Zusammentreffens zahlreicher Bedingungen, und Schwindelperioden treten daher der Natur der Sache nach nur in längern Intervallen ein. Dagegen auf einem andern Gebiet offenbart sich die Leichtgläubigkeit zu allen Zeiten in demselben Maße, nur in wechselnden Formen, auf dem der Heilkunde. Der medicinische Schwindel ist daher zu allen Zeiten erfolgreich betrieben worden. Das leidenschaftliche Verlangen zahlloser Kranken nach Genesung, ihr Bedürfniß zu hoffen und zu glauben, ihre Neigung sich täuschen zu lassen, haben stets der Charlatanerie und dem Betruge ein eben so willkommenes als unerschöpfliches Object der Ausbeutung geliefert. In dieser Beziehung ist zwischen der Gegenwart und der Zeit des Galenus kein Unter-

*) Pauli a. a. O. 3, 181 f., 285. 292 f.

schied wahrzunehmen. Vielleicht hat sogar dieser Schwindel in keiner Zeit so kolossale Dimensionen angenommen als in der unsern, weil ihm noch nie die Tagespresse so großen Vorschub geleistet hat. Daß die medicinische Charlatanerie ihre Gläubigen auch im Mittelstande und den höhern Classen in größter Anzahl findet, ist notorisch. „Täuschen wir uns darüber nicht, sagt ein Mann vom Fach: ein guter Theil Schamanenthums steckt in dem ärztlich nicht Gebildeten, möge er sonst auch eine hohe Stufe der Erkenntniß erstiegen haben. Krankheiten sind für die meisten, wenn auch unbewußt, übernatürliche Wesen, denen die Arzeneien mit gleichen Eigenschaften ausgerüstet, in persönlichem Kampfe gegenüberstehen."*) Der Aberwitz der von Charlatanen angepriesenen Heilmethoden ist oft ein so ungeheuerlicher, die Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes, die darin liegt, eine so grobe, daß man meinen sollte, nicht blos jeder Gebildete, sondern auch jeder Denkfähige müßte sich davon angewidert fühlen. Und doch haben der Drechsler Baunscheidt, der alle Krankheiten mit seiner Hautdurchlöcherungsmaschine, der Gerber Dittmann, der sie mit seiner Lohkur, der österreichische Bauer Schroth, der sie mit altbackenen Semmeln, der „Hygieist und wirkliche Gesundheitsrath" Jacobi, der sie mit seinem Königstrank heilte, und zahlreiche andere Charlatane begeisterte Anhänger zu Tausenden gefunden. Dem Schuster Lampe, dessen Universalmittel eine Kräuterabkochung war, soll die Stadt Goslar in Folge des Zuströmens der bei diesem Wundermann Hülfe suchenden Kranken eine Zunahme ihres Wohlstandes verdankt haben.

Auch hier könnte die Zahl der Gläubigen durch keine Belehrung vermindert werden. Auch wenn die Einführung eines Curses der Physiologie oder gar der Pathologie und Therapie in den Schulunterricht möglich wäre, würde dadurch der Marktschreierei kein wesentlicher Abbruch geschehen. Denn erstens will, wie gesagt, ein großer Theil der Kranken getäuscht sein, weil sie die Hoffnung auf Genesung um jeden Preis festhalten wollen. Sodann ist die Hauptursache des Irrthums hier ein falscher Schluß, dem jedoch niemals ein Collegium logicum abhelfen wird. Die ungeheure Mehrzahl derer, die nach dem Gebrauch eines Mittels geheilt oder gebessert sind oder es zu sein glauben, werden es sich nie nehmen lassen, daß die Heilung oder Besserung die Wirkung des Mittels ist. Man kann diesen Fehlschluß den Patienten um so eher verzeihen, da ja auch Aerzte ihn sich zu Schulden kommen lassen. Sollte dies jetzt nie mehr vorkommen, so muß es wenigstens in früheren Zeiten nur zu oft geschehen sein: sonst hätten so viele höllische Latwergen nicht als Heilmittel angesehen werden können.

*) Jürgensen, die wissenschaftliche Heilkunde und ihre Widersacher. Volkmann, Sammlung klinischer Vorträge 106, S. 915.

Wie innig und vielfach der medicinische Aberglaube auch in den Kreisen der Gebildeten mit dem religiösen zusammenhängt (von welchem letzteren hier nicht weiter die Rede sein soll), daran mag hier nur durch ein Beispiel erinnert werden. Im Herbst des Jahres 1848 pilgerten in Berlin ganze Züge von Kranken zu einem zwölfjährigen Mädchen, Louise Braun, „dem Wundermädchen in der Schifferstraße". Man sah unter der Masse der Fußgänger die elegantesten Equipagen, hochgestellte und angesehene Personen warteten in der Queue, welche die Polizei vor der Thür des Wundermädchens bilden ließ; oft reichten ihr die Schutzmänner Eingaben und Bittschriften packweise ins Haus. Louise Braun ertheilte weder Medicamente noch ärztlichen Rath, sondern betete nur mit den Kranken, oder versprach, daß ihre beiden Schutzengel Jonathum und Gerod für dieselben beten würden. Als sie im Jahre 1853 wegen Betruges vor den Geschwornen stand, ließ ihr Vertheidiger eine Anzahl von Briefen verlesen, in denen ihr Patienten für die von gelehrten Aerzten aufgegebene, durch sie vollbrachte Heilung der schwersten Uebel (wie Gicht, Taubheit, Blindheit, Schwindsucht u. s. w.) dankten; die meisten derartigen Dankbriefe hatte sie angeblich auf einer Reise nach Hannover verloren, wohin sie berufen worden war, um die Blindheit des damaligen Kronprinzen durch ihr Gebet zu heben.*)

Mit diesem Beispiel ist schon das dritte Gebiet gestreift, auf dem die Leichtgläubigkeit und Neigung sich täuschen zu lassen gerade jetzt sich in auffallendster Weise kundgiebt. Eben so unausrottbar wie der medicinische Aberglaube ist die Wundersucht, die in der unwiderstehlichen Anziehungskraft wurzelt, welche das Unerklärliche, das Geheimnißvolle auf den menschlichen Geist ausübt. Hier soll nur an die hauptsächlichsten Formen erinnert werden, die sie in den letzten hundert Jahren außerhalb des religiösen Gebietes angenommen hat.

Das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts war die Blüthezeit des Mesmerismus, die Zeit der Großkophthas und Geisterbanner. Im neunzehnten Jahrhundert folgte (unter anderem) der Glaube an die hellsehenden, mit dem Magen lesenden Somnambulen; die Geschichte der Seherin von Prevorst erlebte von 1829 bis 1846 vier Auflagen. „In allen Theecirkeln wurde mehrere Jahre lang von der höheren Geisterwelt, die in die unsrige hineinragen sollte, mit emphatischer Wichtigthuerei als von einer neuen Offenbarung gesprochen, welche jene Seherin vermittelt haben sollte.**) Diese Thorheit löste der noch viel beschämendere Glaube an eine übernatürliche Ur-

*) Neuer Pitaval 22, N. F. 10 (1854).

**) Rosenkranz, Zum Glauben der Gegenwart an Geister und Wunder. Neue Studien 3, 337.

sache des Tischrückens, an tischklopfende Geister und den Psychographen ab, der bereits längst in das Stadium des Mediumismus und Spiritismus getreten ist. Allerdings hat dieser seine weiteste Verbreitung in Amerika, wo seine Gläubigen mindestens nach Hunderttausenden zählen, und in England gefunden, wo er schon 1860 drei ständige Journale besaß, von denen eines 15,000 Exemplare absetzte. In Deutschland ist er freilich weniger verbreitet, aber immerhin verbreitet genug, um die Frage gerechtfertigt erscheinen zu lassen, ob wir uns wirklich der Fortschritte rühmen dürfen, die unsere Zeit in der Aufklärung gemacht hat? In der That gehört die Verbindung von Aberglauben und Unglauben, die man für die römische Kaiserzeit und die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts charakteristisch zu finden pflegt, in nicht geringerem Grade zur Signatur der Gegenwart. Die Absurdität der angeblichen Manifestationen des Geisterreichs (nach welchen man annehmen müßte, daß Kratzen, Klopfen, Umwerfen von Möbeln, Schlürfen und Seufzen die Hauptbeschäftigungen der abgeschiedenen Seelen sind), die Körperlichkeit der erscheinenden Geister, die trostlose Monotonie der Spukgeschichten — alles dies vermag die Gläubigen nicht irre zu machen. Und nichts kann unbegründeter sein, als die noch immer von vielen gehegte Ansicht, daß eine größere Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse diesem Aberglauben den Boden entziehen würde. Zu denjenigen, die den Spiritismus ernsthaft genommen haben, gehören gerade hervorragende Naturforscher: „wie der dem großen Darwin congeniale Wallace, ferner der bekannte Erfinder des Radiometers Crookes, der Chemiker Butlerow und der Astrophysiker F. A. Zöllner"; und der Entdecker des Kreosot und Paraffin, Freiherr von Reichenbach, ist auch der Entdecker des Od und seiner wunderbaren Wirkungen gewesen.*)

Wer sich der Erkenntniß des wahren Wesens all dieser Erscheinungen nicht verschließt, der wird auch nicht hoffen, daß die Leichtgläubigkeit und Urtheilslosigkeit auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiet durch Discussion und Unterricht wesentlich eingeschränkt, geschweige denn beseitigt werden könne. Denn auch hier ist der Aberglaube durch dieselben Ursachen bedingt, wie auf den in Betracht gezogenen Gebieten: durch die Neigung sich täuschen zu lassen, und diese wieder durch Affecte, die stets und überall die Richtigkeit des Urtheils am meisten beeinträchtigen. Das leidenschaftliche Verlangen sich zu bereichern ist der Grund der Leichtgläubigkeit der Opfer des Actien- und Börsenschwindels, das leidenschaftliche Verlangen der Kranken nach Genesung der Grund der Leichtgläubigkeit gegenüber den Verheißungen der medicinischen Charlatanerie, so wie des medicinischen Aberglaubens. Das leidenschaftliche

*) Preyer, Der thierische Magnetismus und der Mediumismus sonst und jetzt. Deutsche Rundschau VI (October 1878), S. 75 ff.

Verlangen, den eignen Wunderglauben durch Thatsachen bewiesen zu sehen und andere zu belehren, namentlich das Verlangen, die Unsterblichkeit durch Erscheinungen abgeschiedener Geister unwiderleglich erweisen zu können, ist der Grund der Leichtgläubigkeit auf dem Gebiet des Uebernatürlichen, der Wundersucht, die zu einer so großen Selbstbethörung geführt hat, daß Männer der Wissenschaft in Taschenspielerkunststücken die Wirkungen von Geisterhänden wahrzunehmen geglaubt haben. Wir werden hier an die tiefe Wahrheit eines Goetheschen Wortes erinnert: „Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst."

Daß Leidenschaft das größte Hinderniß des richtigen Denkens ist, zeigt sich aber am deutlichsten auf einem Gebiet, von dem sie ganz ausgeschlossen zu sein scheint, dem wissenschaftlichen. Wo immer der Wunsch, einen für wahr gehaltenen Satz zu behaupten und zu beweisen, einen für falsch gehaltenen zu entkräften, sich zur Leidenschaft gesteigert hat, da hat er zu allen Zeiten selbst die größten Denker zu handgreiflichen Irrthümern, zu groben Trugschlüssen verführt. Nimmermehr hätte Plato seine so äußerst schwachen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aufstellen können, wenn er nicht von dem leidenschaftlichen Verlangen erfüllt gewesen wäre, den begeisterten Glauben an diesen für sein ganzes System so unentbehrlichen Satz in eine wissenschaftlich begründete Ueberzeugung zu verwandeln. Die leidenschaftliche Gereiztheit Goethes in der Bekämpfung von Newtons Farbenlehre und der Vertheidigung seiner eigenen (in welcher er so weit ging, daß er Widerspruch nur durch Beschränktheit oder bösen Willen der Gegner erklären zu können glaubte), hat Helmholtz vortrefflich auf ihre letzten Ursachen zurückgeführt. Die physikalische Theorie, welche die unmittelbare Wahrheit der sinnlichen Eindrücke leugnete, stellte das Princip einer Naturanschauung in Frage, die ihm nach seiner ganzen Begabung aufzugeben unmöglich war. Sie erschien ihm undenkbar, namenlos absurd, und der sonst so gemäßigte Mann braucht zur Bezeichnung von Sätzen eines der größten Denker aller Zeiten Ausdrücke wie „baarer Unsinn, fratzenhaft, bis zum unglaublichen unverschämt".

In der Politik sind nun aber unsere Urtheile so gut wie niemals frei von Leidenschaft. Immer mischt sich hier, wenn auch uns selbst meist unbewußt, Sympathie und Antipathie, Liebe und Haß ein; ja oft genug drücken wir nur Empfindungen aus, wo wir glauben Urtheile abzugeben. Und wie leicht steigert sich die Leidenschaft zum verblendeten und verstockten Fanatismus! Wie oft macht man die Erfahrung, daß auch der höchste Adel der Gesinnung, die größte Freiheit der Anschauung auf anderen Gebieten nicht vor der schnödesten Ungerechtigkeit in der Beurtheilung politischer Gegner bewahrt. So fühlt man z. B. bei Macaulays Urtheilen über Walter Scott, daß ihm der Mann, den er als Dichter so hoch stellte, doch durch seine

toryistische Gesinnung etwas verleidet war; und der edle, milde Walter Scott selbst konnte, als ihm das Whigministerium zu seiner Reise nach Italien ein Kriegsschiff zur Verfügung stellte, sagen, es freue ihn, daß doch noch Gentlemen an der Spitze der Regierung ständen.

Es kommt aber noch hinzu, daß die ungeheure Mehrzahl derer, die berufen sind, wenigstens als Wähler ein politisches Urtheil abzugeben, ihr politisches Wissen aus Quellen schöpft, die bereits durch Affect getrübt sind. Bekanntlich ist die Zahl derjenigen, die in der Politik und Volkswirthschaft mehr sind als Dilettanten, verschwindend klein: bei weitem die meisten sind nicht einmal Dilettanten, da sie gar nicht den Wunsch oder die Zeit haben, ihrem Urtheil diejenige Richtigkeit zu geben, die nur die Benutzung von mehr als einer Quelle möglich macht. Fürst Bismarck soll gesagt haben, er fürchte den Mann, der nur eine Zeitung lese. Wäre dies wahr, so hätte er weit mehr als neun Zehntel aller Zeitungsleser zu fürchten. Da nun aber jede Zeitung nothwendig ein Parteiorgan ist, so erscheinen von dem Standpuncte einer jeden aus Dinge und Personen anders. Blickt man hintereinander in eine Reihe von Zeitungen, die friedlich neben einander auf demselben Tische liegen, so kann man schließlich in Zweifel gerathen, ob in allen wirklich von denselben Männern, denselben Maßregeln die Rede ist. Man durchläuft die ganze Skala der Auffassung von enthusiastischer Bewunderung durch warme Anerkennung, kühle Anerkennung, gemäßigten und herben Tadel bis zu leidenschaftlicher Verurtheilung und tödtlichem Hasse. Nach der einen Zeitung leben wir in einer großen, noch nie dagewesenen Zeit; nach der zweiten haben wir das Größte errungen und werden sicherlich auch das, was uns fehlt, noch erreichen; nach der dritten besitzen wir zwar vieles, aber eben so viel oder noch mehr bleibt uns zu wünschen übrig; nach der vierten sind all' unsere Errungenschaften wenig oder nichts werth; nach der fünften haben wir sogar Rückschritte gemacht; nach der sechsten und siebenten ist unsere Zeit eine erbärmliche oder entsetzliche. Die Frage: Wo ist Wahrheit? wirft der naive Zeitungsleser gar nicht auf; denn er liest eben nur eine Zeitung, und ist davon durchdrungen, daß diese die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit enthält. Zum Selbstdenken, Selbsturtheilen kommt er gar nicht; alles ist schon beurtheilt und bewiesen, alle Einwendungen widerlegt, und das alles so klar, so einleuchtend, daß er sich abweichende Ansichten nur aus Geistes- oder Charakterschwäche zu erklären vermag. Wer möchte sich über die mitleidige Geringschätzung wundern, mit welcher der gesinnungstüchtige, von dem felsenfesten Glauben an die alleinseligmachende Wahrheit seiner Parteianschauungen erfüllte Philister auf Andersdenkende herabsieht! Aber auch ein Mann wie Buckle, dem man bei all seiner Befangenheit in den Theorien des Radicalismus doch eine gewisse Weite des Horizonts nicht absprechen kann, ver-

mochte sich Burkes leidenschaftliche Verurtheilung der französischen Revolution nicht anders zu erklären als durch Annahme — einer Geisteskrankheit! Und auffallend ist es doch auch, daß Männer, die in ihrem eigenen Fach nur nach sorgfältigster Prüfung aller in Betracht kommenden Momente urtheilen und jedes nicht auf gleich sicherer Basis beruhende Urtheil als dilettantisch verwerfen, auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiet so oft nach einer ganz ungenügenden Kenntniß glauben absprechen zu dürfen, ja selbst mit Phrasen und Schlagworten die schwierigsten Fragen beantworten zu können.

Erweist sich die Parteianschauung oft genug als ein verzerrender Spiegel, in dem Personen und Ereignisse als Carricaturen erscheinen, so gleicht sie noch öfters einem Sehapparat, durch welchen man nur einen Punct eines Bildes, und zwar in greller Beleuchtung, erblickt, während alles übrige in halbem oder ganzem Dunkel bleibt. Denn jede Partei zieht an jedem Vorgange des Staatslebens vorzugsweise oder ausschließlich die Seite in Betracht, die eine ihren Bestrebungen günstige Seite zuläßt; jede sucht sich an allen erfreulichen Resultaten einen Antheil zu vindiciren, jede sucht Uebelstände auf Ursachen zurückzuführen, die aus der Nichtbefolgung ihrer Grundsätze entspringen, und ist daher in der Regel bemüht, einer andern Partei die Schuld an denselben zuzuschieben. Dies zeigt sich sogar bei Erscheinungen, die gar nicht politischer Natur sind, z. B. in den Erörterungen des vielberufenen Ausspruches von Reuleaux, daß die deutsche Industrie billig und schlecht arbeite; und kürzlich wieder, als die Criminalstatistik eine Zunahme der Verbrechen in Preußen für die Jahre von 1873 bis 1877 um vierzig Procent constatirte, und damit ein unzweifelhaftes Sinken des gesetzlichen Sinnes, wenn man auch einige Momente zur Abschwächung des Eindrucks dieser traurigen Thatsache hervorheben mag. Die Particularisten und Ultramontanen geben der jetzigen Regierung die Schuld, die nach den einen durch die Maigesetze, nach den anderen durch die Annexionen eine allgemeine Erschütterung des Rechtsbewußtseins hervorgerufen haben soll. Ein Theil der Demokratie will hier die Wirkungen der im Geiste der Mühlerschen Regulative geleiteten Volksschule erkennen. Die Conservativen machen den Liberalismus verantwortlich, der durch die Laxheit seiner Strafgesetzgebung dem Hange zum Verbrechen Vorschub geleistet habe. Die Socialdemokratie findet, wie selbstverständlich, auch hierin einen Beweis für die entsittlichenden Wirkungen der Herrschaft des Capitals. Und eben so verschieden wie die Diagnosen des Uebels sind die vorgeschlagenen Heilmittel.

Wir haben es doch nun in dreißig Jahren politischen Lebens genugsam erfahren, daß Erörterungen und Belehrungen, Debatten und Discussionen zwar wohl einzelne umzustimmen vermögen, den Bestand der Parteien aber niemals wesentlich alteriren, weder innerhalb noch außerhalb der Parlamente.

Jede Parteianschauung bildet ein Ganzes, dessen sämmtliche Theile innig mit einander zusammenhängen, und wovon ein Stück nicht aufgegeben werden kann, ohne das Ganze in Frage zu stellen. Jede Partei spricht in der Regel nur zu sich selbst, wenn auch jede behauptet, im Namen des Volkes oder des wahren Volkes oder der besten oder denkfähigen im Volke zu sprechen. Wesentliche, tief eingreifende Aenderungen der Parteiverhältnisse werden niemals durch Reden bewirkt, sondern immer nur durch Thatsachen. Nur diese vermögen weite Kreise umzustimmen, nur sie vermögen unwiderleglich darzuthun, daß das mit tausend Gründen als unmöglich erwiesene doch möglich, das mit tausend Gründen als schädlich dargestellte doch heilsam ist, und umgekehrt. „Ein gutes Blatt Geschichte ist mehr als tausend Gedichte", hat Scheffel an den Fürsten Bismarck geschrieben: es thut auch im politischen Leben mehr Wirkung als Millionen von Leitartikeln, Kathedervorträgen und Kammerreden.

Was nun von allen übrigen Parteien gilt, das gilt in noch höherem Grade von denen, die dem Staat und der Gesellschaft feindlich gegenüberstehen. Ihre leidenschaftliche Befangenheit ist die größte, ihre Neigung die eigenen Anschauungen durch fremde zu modificiren die geringste. Die besten Lehren, die die Schule ihren Zöglingen ins Leben mitgeben kann, werden in dem harten Kampf ums Dasein schnell vergessen sein. Ermahnungen und Rathschläge aber können mindestens so lange keinen Eindruck machen, als diejenigen, von denen sie ausgehen, als Feinde gehaßt und ihre Anerbietungen als Danaergeschenke zurückgewiesen werden.

Daß die freie Discussion das beste Mittel gegen die Gefahren der Umsturzparteien nicht ist, dafür giebt es auch bereits einen thatsächlichen Beweis. In Amerika, wo überdies die Bedingungen für eine zufriedenstellende Lage der arbeitenden Classe in sehr viel höherem Grade vorhanden sind als irgendwo in Europa, hat die freieste Discussion die Verbreitung einer communistischen Propaganda über einen großen Theil der Union nicht zu verhindern vermocht. Der große Eisenbahnaufruhr im Juli 1877 hat der amerikanischen Gesellschaft zu ihrem Schrecken offenbart, daß in ihrem Schooße eine geheime Regierung (gleichsam ein Staat im Staate) existirt, die einen großen Theil der Arbeiter theils mit unwiderstehlicher Macht in ihre Kreise bannt, theils gewaltsam unterjocht, zu sclavischem Gehorsam zwingt und zu blinden Werkzeugen ihres Willens macht. Das Vertrauen auf die Schutzkraft republikanischer Institutionen hat sich als ein irriges erwiesen. Was mit Recht das größte Erstaunen, die größte Bestürzung (auch bei Mitgliedern der Regierung) erregt hat, das ist die Thatsache, daß sich die Organisation eines den dritten Theil der Vereinigten Staaten umfassenden Aufruhrs im tiefsten Geheimniß vollziehen konnte; noch mehr freilich der augenblickliche und völlige Zusammensturz der gesetzlichen Ordnung bei seinem Ausbruch. Große Städte sind Tage

lang in der Gewalt der Aufrührer gewesen, von Brand und Plünderung verwüstet worden, Blut ist reichlich geflossen. General Sherman hat die Armee als den einzigen wirksamen Schutz bezeichnet, auf den die amerikanische Gesellschaft rechnen könne.*)

Wenn also England dasjenige Land ist, welches die Gefahren des Socialismus bisher am glücklichsten überwunden hat, so ist der Grund auch hier nicht (oder wenigstens nicht hauptsächlich) in der Freiheit der Discussion zu suchen, sondern darin, daß dort am meisten für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen geschehen ist. Einerseits haben diese selbst die meisten praktischen Versuche zu diesem Zwecke angestellt und theils bedeutende Erfolge erzielt, theils durch Mißerfolge je länger je mehr die Grenzen kennen gelernt, innerhalb welcher eine Verwirklichung ihrer Hoffnungen und Ansprüche überhaupt möglich ist. Auf der anderen Seite hat dort die Gesetzgebung schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts (die Moral and health act wurde 1802 erlassen) dahingestrebt, die berechtigten Forderungen der arbeitenden Classen zu erfüllen oder ihrer Erfüllung näher zu führen. Diese thatsächlichen Leistungen haben es bewirkt, daß die englischen Arbeiter sich von der autoritären Socialdemokratie im Großen und Ganzen eben so fern gehalten haben als von der anarchistischen. Wie aussichtslos dort die Propaganda auch der ersteren ist, beweist am besten der Ausspruch von Karl Marx, daß die englischen Arbeiter dem Ministerium verkauft seien.

Auf demselben Wege darf auch Deutschland hoffen dieselben Gefahren in friedlicher Entwickelung zu überwinden. Erfahrungen werden auch hier bewirken, daß weite Kreise, die utopistischen Theorien anhängen, die Unmöglichkeit ihrer Verwirklichung erkennen. Reformen werden sie allmählich von dem Willen und der Kraft des Staates und der Gesellschaft überzeugen, das Loos der Mühseligen und Beladenen so weit zu erleichtern, als es in menschlichen Verhältnissen möglich ist.

L. Friedlaender.

Moriz Haupt und Gustav Freytag.

Es herrscht in diesen Blättern nicht die Gewohnheit, über die werthesten Gönner und besten Freunde sich ruhmredig zu äußern. Ihr Lob, von fremder, unbefangener Seite gesprochen, hört sich doppelt angenehm an und gottlob es tönt laut und häufig genug. So haben sich die „gelben Blätter" mit ihrem verehrtesten und ältesten Freunde, mit Gustav Freytag, schon lange

*) Cucheval-Clarigny, La grève des chemins de fer aux états-unis. Rev. des deux mondes, 1 u. 15 octobre 1877.

nicht beschäftigt, es sogar über das Herz gebracht, über seine neueste Schöpfung zu schweigen. Und das war wahrlich ein schweres Opfer. Denn gerade „Die Geschwister" locken zu eingehender Betrachtung der Weise des Dichters, seiner künstlerischen Absichten und Mittel. Auf der Mittagshöhe seiner Entwickelung angelangt, im Vollbesitze gereifter Kraft, steht Freytag der poetischen Stoffwelt frei und durchaus objectiv gegenüber. Er weiß, wie alle hervorragenden Künstler, die eine reiche schöpferische Thätigkeit hinter sich haben, daß die Summe der Motive, über welche der erzählende Dichter gebietet, nur eine beschränkte sein kann und gerade hier eine weise Sparsamkeit geboten ist. Ihn fesselt nicht mehr in erster Linie der Stoffreichthum der Fabel; die breite, gleichmäßige Beleuchtung aller Theile der Erzählung dient nicht seinen künstlerischen Zwecken. Er zieht ein gewisses Halbdunkel vor, sammelt das Licht und läßt die Hauptscenen und Lieblingsgestalten gerade dadurch, daß sie sich von der in milder Dämmerung gehaltenen Umgebung abheben, in strahlendster Farbe erscheinen. Eine solche Composition ist nur möglich, wenn man die künstlerischen Mittel vollkommen beherrscht. Diese gewinnen überhaupt an selbständiger Bedeutung, sie werden der stofflichen Dienstbarkeit enthoben und in rein poetischem Interesse verwendet. So gelang es Freytag, in den „Geschwistern" Stimmungsbilder zu schaffen und farbenreiche Charaktere zu zeichnen, die um so höher entzücken, je öfter man sie betrachtet und je genauer man sie prüft.

Zu einer Schilderung des Dichters, seiner eigenthümlichen Natur und seiner inneren Entwickelung werden gewiß die treffendsten Züge aus den „Geschwistern" entlehnt werden. Dieses auszuführen ist hier nicht der Ort, aber wenigstens der freudige Dank über das jüngste Geschenk sollte in diesen sonst so schweigsamen Blättern ausgesprochen werden.

Wenn sie heute das Schweigen brechen, so haben sie dazu gute Gründe. Was über Freytag mitgetheilt werden soll, ist bereits gedruckt, allerdings an einem Orte, wo die Verehrer des Dichters es kaum suchen und finden würden. Dann aber soll nicht über Freytag geredet werden, er selbst spricht, und giebt uns fesselnde Enthüllungen über die Entstehung und einzelne intime Beziehungen in seinen bekanntesten Werken. Der Versuchung, ihn, wenn auch auf Umwegen als Mitarbeiter für das „Neue Reich" zu werben, konnten die alten Genossen nicht widerstehen.

Ein Berliner Philologe, Herr Christian Belger, hat soeben ein Buch über „Moriz Haupt als akademischer Lehrer" herausgegeben (Berlin 1879, W. Weber), und der biographischen Einleitung Proben aus dem Briefwechsel des berühmten Gelehrten, dann aber auch eine Schilderung des Verkehres zwischen Haupt und Freytag einverleibt. Diese Schilderung dankt der Herausgeber der Freundlichkeit Freytags. Sie lautet wie folgt:

„Ich war im Jahre 1848 als Miteigenthümer und Redacteur der „Grenzboten“ nach Leipzig übergesiedelt, und trat im Jahr darauf in den Kreis guter Gesellen, dem Haupt angehörte. Da ich aus der deutschen Philologie und als Zuhörer Lachmann's heraufgekommen war, gab schon dies viele Berührungspunkte, daß wir einander in der Politik nahe standen, förderte ein gutes Einverständniß. Haupt lebte — zumal seit er in Untersuchung war — sehr eingezogen. Aber er freute sich grade damals über den Besuch eines Gleichgesinnten, und es waren gute Stunden, die ich in der Abenddämmerung auf seinem alten Sopha in Gesellschaft seiner klugen und guten Frau verplauderte. Gern zogen wir andern den ernsten, in sich gekehrten Mann zu geselliger Unterhaltung in eine stille Weinstube, und bis zu seinem Abgange von Leipzig waren er, Otto Jahn, Theodor Mommsen, Julian Schmidt, Salomon Hirzel und ich treue Genossen bei manchem guten Trunk. Auch Lachmann wurde bei seinem letzten Besuch in Leipzig von diesem Kreise umzingelt und fröhlich begrüßt. Aus solchem Verkehr kam uns beiden ein gutes Vertrauen zu einander und endlich eine feste Freundschaft. Er war geneigt, von dem leichtlebigen Schlesier Gutes zu hoffen, und ich fühlte eine recht innige Hochachtung vor dem reichen Wissen und dem starken Ausdruck des gewissenhaften und schwerflüssigen Gelehrten. So lange er lebte, war mir an seinem Urtheil über meine poetische Schreiberei viel gelegen, zuweilen am meisten, und als er mit dem ersten Bande der „Ahnen“ einverstanden war, sorgte ich weniger noch als sonst um die Kritik Anderer.“

„Einige Jahre vor „Soll und Haben“ hatte er mich eines Abends beim Weinglase plötzlich aufgefordert, einen Roman zu schreiben. Dies stimmte zu stillen Gedanken, und ich hatte ihm zugesagt. Zu der „verlorenen Handschrift“ aber mußte er stärker beisteuern. Zwar in dem Charakter des Felix Werner ist nur soviel von Haupt's Art und Weise zu finden, als ein Poet von dem Wesen eines wirklichen Menschen aufnehmen darf, ohne sich die Freiheit des Schaffens zu beeinträchtigen, und ohne einem Andern durch Indiscretion und Unzartheit Unrecht zu thun. Eine gewisse, immerhin entfernte Aehnlichkeit hat Haupt selbst mit Behagen empfunden, und dieser Gemüthsstimmung gab er in seiner Weise dadurch Ausdruck, daß er sich zuweilen bei Zusendung seiner Berliner Programme auf diesen als „Magister Knips“ verzeichnete, zumal seit er über den Ammian gekommen war.“

„Aber in anderer Art hat er zu der Fabel des Romans geholfen, denn als wir einmal zu Leipzig, noch vor seiner Berufung nach Berlin, allein mit einander an einem kühlen Orte saßen, offenbarte er mir bei der zweiten Flasche im höchsten Vertrauen, daß in irgend einer westphälischen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses die Reste einer alten Klosterbibliothek lägen. Es sei wohl möglich, daß darunter noch eine Handschrift verlorener Dekaden des Livius stecke. Der Herr dieser Schätze aber sei ein knurriger, ganz unzugänglicher Mann, wie er in Erfahrung gebracht habe. Darauf machte ich ihm den Vorschlag, daß wir zusammen nach dem geheimnißvollen Hause reisen, und den alten Herrn rühren, verführen, im Nothfall exmittiren wollten, um den Schatz zu heben. Weil er nun zu meinen dramatischen Qualitäten einiges Zutrauen hatte und wohl wußte, daß ich ihm in der Bereitung von Bowlen und andern Verführungskünsten über war, so war er damit einverstanden und wir kosteten das Vergnügen, den Livius für die Mitwelt dicker zu machen, als er ohnedies schon ist, recht gewissenhaft und fröhlich durch. Aus der Reise wurde nichts, aber die Erinnerung an jene projectirte Fahrt hat zu der Handlung des Romans beigesteuert. Sonst hat Haupt zu den Situationen der Erzählung nirgend beigetragen, er hat keinen

Knips und keinen Fürsten zerknirscht, und die liebenswerthen Frauen, welche Licht in sein Hausleben trugen, hatten nichts mit Frau Ilse zu schaffen."

Führt uns diese Erzählung in die Geheimnisse der „Verlorenen Handschrift" ein, so gewährt der folgende Brief, von Freytag an Haupt am 30. November 1872 gerichtet, einen prächtigen Einblick in die Composition der „Ahnen" und die Grundsätze, welche den Dichter dabei leiteten und zeigt uns, wie frühe das Auge Freytags nach dem Schauplatze, auf welchem Marcus König sich bewegt, ausspähte:

„Es ist dumm, daß löbliche Buchbinderei mir den dürftigen Einband so lange verzögert hat, denn die Freunde sollen doch zuerst über den Autor zu Gericht sitzen. Diesmal ists also in historischem Stil. Vor Jahren, da ich mich mit den „Bildern" herumschlug, sagten Sie einmal, daß sie Studien sein sollten für einen historischen Roman. Es ist nun wohl so gekommen. Doch habe ich diesmal meinen lieben Lesern Hartes zugemuthet. Mich lockten Situationen und Farbe und vieles Originelle in der poetischen Empfindung der alten Knaben. Die Gefahr fremdartig zu bleiben und die größere, der festen Schranken für das Wahrscheinliche zu entbehren, habe ich während der Arbeit oft empfunden, ebenso die unablässige Entsagung, welche diese vergangenen Menschen dem Schildernden auferlegen. Doch ich war einmal warm für die Idee geworden, und da war nicht zu helfen. Ich habe mich seit 67 damit getragen, aber reif ist die Geschichte mir erst unter den Eindrücken des Feldzuges von 70 geworden, und ich darf wohl sagen, es sind meine Kriegserlebnisse. — — Ein Leidwesen ist bei dieser Schreiberei, daß die Geschichte einen fortwährend vexirt, d. h. die historische Treue. Bei der Schule, welche Winfried einrichtet, habe ich aber doch die Wachstafeln vergessen, sie kommen in die zweite Auflage, an welcher gedruckt wird. Dabei fällt mir eine alte Frage an meinen lieben Philologen ein. Weiß man, was aus den 12 Wachstafeln geworden ist, welche nach 1600 in der Bibliothek des evangelischen Gymnasiums zu Thorn waren, und, wie nach Zernecke scheint, noch 1724 dort existirten? Einige davon sollten unleserlich gewordene Briefe Cicero's enthalten. Nachsehen sollen Sie nicht, damit Sie nicht Zeit darauf verwenden, ich suche bei Gelegenheit die Stelle und sende sie Ihnen, falls ich nicht finde, daß der Verlust constatirt ist. Mir fiel voriges Jahr die Stelle auf, als ich die Flugschriften der Thorner Tragödie durchlas."

Aus Haupt's Antwort könnte noch die helle Freude des berühmten Germanisten hervorgehoben werden, mit welcher ihn die Kunst des Dichters, „die uralte Zeit in ihrer Herrlichkeit und Starrheit, in aller edlen und bösen Leidenschaftlichkeit lebendig zu gestalten", erfüllte. Moriz Haupt war vor vielen anderen berufen, den Umfang der Quellenstudien, welche der poetischen Gestaltung des Stoffes vorangingen, zu prüfen und zu würdigen. Aber gleichzeitig hebt Haupt hervor, daß auch, wer die tiefen Studien des Dichters nicht merkt, an die Wahrheit der Schilderungen glauben wird. Das ist und bleibt das Anziehendste der Poesie Freytags, daß in ihrem reinen, frischen Strome auch alle gelehrte Vorarbeit in Fluß kommt, durchsichtig wird und jede Gestalt und jede Scene das Gepräge unmittelbarer Schöpfung bewahrt.

Dodona, seine Ruinen und seine Geschichte.

Für die Kunde des classischen Alterthums ist eine neue Epoche angebrochen, seitdem Regierungen, Gesellschaften und Private wetteifernd begonnen haben, die Hauptstätten der alten Cultur in Griechenland planmäßig aufzusuchen und auszugraben. Den in raschem Wechsel sich ablösenden Entdeckungen an Ort und Stelle folgt langsameren Schrittes die wissenschaftliche Arbeit, welche das Gefundene sichtet, klärt und für das theilnehmende Verständniß weiterer Kreise herrichtet. Die Schätze an Kunstwerken und Urkunden, welche aus dem Boden aufsteigen, dienen zunächst zur Bereicherung der Wissenschaft, mittelbar zur Erweiterung und Vertiefung der allgemeinen Bildung, welche in der Wissenschaft ihre solide Grundlage hat.

Wir stehen heutzutage noch im Anfang dieser neuen und vielversprechenden Phase der Alterthumsstudien, welche an die glänzenden Zeiten der Renaissance erinnert. Auch das letztvergangene Jahr hat uns eine Reihe wichtiger archäologischer Entdeckungen und Publicationen hinterlassen. Unter diesen steht zweifellos in erster Linie das schöne Werk, durch welches Herr Karapanos, ein reicher Grieche aus Jannina in Epirus, die Früchte seiner Ausgrabungen an der Stelle des dodonäischen Heiligthums der Wissenschaft zugeführt hat.*) Das Orakel von Dodona hat im Alterthum eine so eigenthümliche Stelle eingenommen und einen so weitreichenden Einfluß ausgeübt auf das nationale und private Leben des griechischen Volkes, daß die Entdeckung seiner Ruinen auch in einer durch bedeutende Funde verwöhnten Zeit lebhaftes Interesse wachrufen mußte. Die Griechen selbst sahen seit den ältesten Zeiten, bis zu denen bei ihnen geschriebenes Wort zurückreicht, in dem dodonäischen Orakel eine ehrwürdige Stiftung der Vorzeit, deren einfache, von einer vergangenen Culturwelt zeugende Gebräuche die ausschmückende Phantasie des Volkes eben so sehr reizten wie den Scharfsinn der Denker und Forscher. Es würde vermessen sein, heute den Schleier vollständig lüften zu wollen, der über den Anfängen und Einrichtungen von Dodona ruht; aber die Entdeckungen des Herrn Karapanos haben uns nicht nur zuerst ein anschauliches Bild verschafft von der Lokalität und Anlage des Heiligthums in der Zeit vor seinem Verfall, sondern haben auch über die Geschichte dieser ältesten griechischen Cultstätte und ihre Beziehungen zu Staaten und Privaten neues Licht verbreitet.

Die Anfänge des Heiligthums von Dodona führen uns weit in vorhistorische Zeiten hinein. Die Anschauung, welche in der majestätischen Eiche

*) Dodona et ses ruines par Constantin Carapanos. Paris 1878. Der zweite Band enthält 63 Tafeln.

das Bild des höchsten Gottes erblickte und in dem geheimnißvollen Rauschen ihrer Blätter die göttliche Stimme zu vernehmen glaubte, wurzelt tief in der reinen Naturreligion und liegt noch weit ab von der menschlich gedachten Götterwelt der homerischen Gesänge. An keiner Stelle des griechischen Götterdienstes haben sich so ursprüngliche, aus innigstem Naturgefühl hervorgegangene Vorstellungen erhalten wie in dem Zeusdienst von Dodona. Von einem richtigen Instinct geleitet hat daher der griechische Volksglaube von jeher das dodonäische Orakel als das älteste von den griechischen Orakeln angesehen.

Oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Griechen das dodonäische Heiligthum von einer älteren, stammverwandten Bevölkerung überkommen haben oder ob um Dodona das älteste Hellas gelegen habe. Letzteres war die Meinung des größten Forschers des Alterthums. Mir scheinen, wenn ich es offen sagen soll, diese und ähnliche Fragen ziemlich müßiger Natur zu sein, da wir nicht hoffen können, je eine sichere Antwort darauf zu finden. Der Cult des dodonäischen Zeus gehört in den Kreis der Thatsachen, die wir im Beginn der griechischen Geschichte vorfinden, ohne ihre Genesis ergründen zu können. Den Dichtern der homerischen Lieder war das Heiligthum als ein in Nordgriechenland hochangesehenes bekannt, in der Ilias fleht Achilleus zu dem Zeus von Dodona und in dem jüngeren Epos befragt Odysseus das Orakel wegen seiner Heimkehr. Auch von den Dienern des Gottes ist die Rede, die in dem entlegenen Thale am Fuße des Tomaros ein primitiv einfaches Leben führen. Schon den homerischen Sängern, aufgewachsen in der entwickelten Cultur der ionischen Städte Kleinasiens, erschien der dodonäische Dienst als ein alterthümliches Institut, welches durch den Contrast der Sitten und Gebräuche auf ihre Einbildungskraft wirkte.

Die Stelle, welche das Orakel von Dodona in dem nationalen Epos der Griechen gefunden hatte, hat gewiß in der Folge viel zu der weiteren Popularisirung desselben beigetragen. Die Rhapsoden, welche von Stadt zu Stadt zogen und die Lieder von Ilion und dem göttlichen Dulder vortrugen, wirkten unbewußt als Apostel im Dienste des dodonäischen Zeus. Im Beginn der historischen Zeit steht das Orakel bereits anerkanntermaßen in der Reihe der griechischen Nationalheiligthümer. Ja, bevor die drohende Expansion der persischen Monarchie den unheilbaren Riß zwischen der östlichen und westlichen Culturwelt herbeiführte, der dann Jahrhunderte hindurch auf die Geschichte des griechischen Volkes bestimmend gewirkt hat, reichte sein Einfluß noch über die Grenzen des Hellenismus hinaus. Dies zeigt am besten das Beispiel des Krösos, der vor dem Entscheidungskampf um Krone und Leben seine Boten auch nach Dodona sandte, um den göttlichen Rath einzuholen. Die griechischen Hauptstaaten standen in der nachpersischen Zeit in unausgesetztem Verkehr mit der Priesterschaft; Theben, Athen, Sparta unter-

ließen nicht leicht in Dodona anzufragen, so oft sie für einen Act der äußeren oder inneren Politik die göttliche Sanction nöthig zu haben glaubten. Private von nah und fern consultirten das Orakel und hinterließen Spenden und Weihgaben. Denn nicht umsonst ertheilte Zeus seinen Rath: wer sich dem Gott von Dodona nahen will, heißt es in einer hesiodischen Dichtung, der muß sich mit Geschenken wohl versehen. Die von Weihgeschenken herrührenden Bronzen, welche Herr Karapanos in Menge aufgefunden hat, gehören zum Theil der archaischen Kunstübung an. Einer der merkwürdigsten unter diesen Funden ist die Aufschrift eines Weihgeschenkes, welches die Athener nach der Seeschlacht von Sybota gestiftet hatten, die dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges voranging: *Ἀθηναῖοι ἀπὸ Πελοποννησίων ναυμαχίᾳ νικήσαντες ἀνέθεσαν.* Der Bronzestreifen, welcher an einem monumentalen Tropäon befestigt gewesen sein mag, ist jetzt in zwei Stücke zerbrochen, von denen das eine den Weg in das Berliner Museum gefunden hat.

Indeß trotz des Ansehens, welches das Orakel von Dodona genoß, an äußerem Glanze und an Einfluß trat es gegen andere Orakelstätten, namentlich gegen das rasch aufgeblühte Delphi zurück. Dies hing mit der Lage des Ortes zusammen. Das älteste und ehrwürdigste griechische Heiligthum lag jenseits der Grenzen griechischer Gesittung und Sprache. Man muß sich erinnern, daß noch im fünften Jahrhundert für die Griechen der nordwestliche Theil der griechischen Halbinsel ein unbestimmter geographischer Begriff war, für den sie die allgemeine Bezeichnung *ἡ ἤπειρος*, das Festland, gebrauchten im Gegensatz zu den vorliegenden Inseln; und daß noch der Geschichtsschreiber des peloponnesischen Krieges die Bewohner dieser Landschaften den Hellenen als Barbaren gegenüber stellt. Allerdings ist die Bedeutung dieser Gegenüberstellung nicht ganz klar. Die Griechen, die auf so vielen Gebieten der Wissenschaft den Grund gelegt haben, auf welchem wir fortbauen, sind in Ethnographie und Sprachenkunde nie zu entwickelten Begriffen gelangt. Ihre ethnographischen Vorstellungen wurden beherrscht von der Unterscheidung zwischen Hellenen und Barbaren, die in dem stolzen Bewußtsein ihrer überlegenen Cultur wurzelte. Feinere Unterschiede der Nationalität und Sprache sind ihnen unfaßbar geblieben. Man kann daher zweifeln, ob der Ausdruck „Barbaren", den noch Thukydides von den Bewohnern von Aetolien, Akarnanien und Epirus gebraucht, eine den Griechen bluts- und sprachfremde Bevölkerung anzeigt oder einen verwandten, aber in der Cultur und der Ausbildung der Sprache zurückgebliebenen Volksstamm. Indeß ist es doch sehr wahrscheinlich, daß in Epirus wenigstens frühzeitig von Norden her illyrische Elemente eingewandert waren und daß dadurch ähnlich wie im benachbarten Makedonien eine Mischbevölkerung entstanden war von unbestimmtem ethnographischen Charakter. Man unterschied dort, ehe der epi-

rotische Name seine spätere geographische und ethnographische Bedeutung angenommen hatte, drei Völkerschaften: die Chaonen, die Molosser und die Thesproter, die unter ihren Häuptlingen und Stammesältesten theils in offenen Ortschaften zusammensaßen, theils als nomadisirende Hirten ein wildes und rohes Dasein führten; das heutige Thal von Tscharakovista, in welchem das alte Dodona lag, wurde zu dem Gebiete der Thesproter gerechnet. Epirus war für die Griechen ein rauhes und unwirthliches Land. Zwar waren an der Küste hellenische Colonien entstanden, aber diese hatten auf die Bewohner des inneren Berglandes keinen civilisatorischen Einfluß ausgeübt. Die Priesterschaft von Dodona muß, um sich behaupten zu können, ein gewisses Ansehen auch bei den umwohnenden Barbaren genossen haben, aber darüber hinaus scheint auch ihr Einfluß nicht gegangen zu sein. Es ist zu bedauern, daß Herodot, der im fünften Jahrhundert Dodona besuchte und sich von den Priesterinnen unglaubliche Dinge über die Entstehung des Orakels mittheilen ließ, seinem Geschichtswerk keinen Bericht über die realen Verhältnisse seiner Zeit, das Zusammenleben der Priesterschaft mit den Barbaren und den griechischen Colonisten, das Treiben der Pilger und Reisenden einverleibt hat, wir sind dadurch um eine anmuthige und pikante Schilderung des unvergleichlichen Erzählers gekommen. Eine Reise nach Dodona war unter den angegebenen Verhältnissen keineswegs eine einfache und gefahrlose Sache. Mochten die griechischen Staaten auch im Stande sein ihren Theorien sicheres Geleite von der Küste bis zum Heiligthume zu verschaffen, für Private war die Reise dahin ein Unternehmen, bei dem sie vor räuberischen Ueberfällen nie sicher waren und das leicht ein noch schlimmeres Ende finden konnte. Dadurch waren dem Andrang der Gläubigen und dem weiteren Aufblühen des Heiligthumes Schranken gesetzt und die Priesterschaft mußte besorgen, daß die alte Orakelstätte des Zeus neben dem leicht erreichbaren, im Herzen von Hellas gelegenen Delphi allmählich ganz in den Schatten treten werde.

Gegen Ende des fünften Jahrhunderts traten jedoch Verhältnisse ein, welche das drohende Schicksal der Vereinsamung von Dodona abwendeten und eine neue Epoche in der Geschichte des Heiligthums einleiteten. Um dieselbe Zeit, wo in Makedonien der König Archelaos, erfüllt von dem geistigen Aufschwung Athens, Dichter und Philosophen von dort an seinen Hof berief und sich mit ihnen über eine neue Organisation seines Reiches berieth, unternahm es ein Fürst der Molosser, Tharypas, der seine Jugend seiner Ausbildung wegen in Athen zugebracht hatte, griechische Sitten und Gesetze bei seinem Volke einzuführen. Es ist die athenische Bildung gewesen, welche die nördlichen Landschaften der griechischen Halbinsel dem Hellenismus gewonnen hat. Natürlich konnte die Hellenisirung nicht auf einmal durchgeführt wer-

den, in Epirus herrschten noch ein Jahrhundert später patriarchalisch-einfache Sitten, die von dem raffinirten Leben des damaligen Griechenlands seltsam abstachen. Tharypas selbst wollte für einen Hellenen gehalten sein; es wurde ausfindig gemacht, daß der Gründer seines Hauses ein Sohn oder Enkel des Achilleus gewesen sei. Durch diese Entdeckung wurde die Dynastie mit dem erlauchtesten Namen der griechischen Vorzeit in Verbindung gebracht, eben so wie früher schon in Makedonien das Königshaus durch eine ähnliche Fiction an die mythischen Herrscher von Argos geknüpft worden war. Tharypas' Nachfolger blieben der von ihm eingeschlagenen Richtung treu und gehörten sogar eine Zeit lang dem attischen Seebunde an.

Eine der nächsten Folgen der philhellenischen Tendenzen, welche Tharypas einführte, war die, daß die Priesterschaft von Dodona sich unter seinen Schutz stellte. Das Heiligthum wird im vierten Jahrhundert nicht mehr zu dem Gebiete der Thesproter, sondern zu dem der Molosser gerechnet, ein Wechsel, der sich in der angegebenen Weise erklärt. Für das Orakel brach damit eine neue Zeit an. Tharypas dehnte sein Gebiet bis zum Meere aus; wie sein Zeit- und Gesinnungsgenosse Archelaos es zu einer seiner Hauptaufgaben machte, Makedonien mit Straßen zu durchziehen und dem Verkehr zu öffnen, so wird auch der molossische Fürst diesen mächtigen Hebel der Civilisation nicht unbenutzt gelassen haben. Eine neue Durchforschung von Dodona wird ihr Augenmerk namentlich auch darauf zu richten haben, die Spuren der alten Straßen aufzufinden, welche von der Küste aus und von dem Binnenlande her nach Dodona führten. Die Gläubigen, die zu dem Heiligthum des Zeus wallfahrteten, konnten nunmehr relativ sicher und bequem reisen; wir können nicht zweifeln, daß in Folge davon der Besuch des Orakels bedeutend zunahm. Unter den Funden des Herrn Karapanos nehmen die zahlreichen Bleiplättchen eine hervorragende Stelle ein, auf denen Anfragen an das Orakel eingekratzt sind. Diese Täfelchen, welche der Zeit nach dem fünften Jahrhundert angehören, gewähren einen überraschenden Einblick in die Thätigkeit des Orakels. Während sich die Anfragen der Staaten meist auf internationale Verhältnisse, seltener auf innere Zustände beziehen, erstrecken sich die Consultationen der Privaten mit Ausnahme der rein geistigen auf alle Sphären und Interessen des menschlichen Daseins. Eigenthum, Handel und Wandel, Ackerbau und Viehzucht, Reisen, Gesundheit, Familienverhältnisse delicatester Natur, Alles findet darin seinen Platz, über Alles soll der Gott Auskunft geben. Man erstaunt, wenn man erwägt, wie tief und vielseitig das Orakel von Dodona und die Orakel überhaupt auf das antike Leben eingewirkt haben.

Die äußere Ausstattung des Heiligthumes müssen wir uns in dieser Zeit einfach denken. Es ist bezeichnend, daß keiner von den großen Namen

aus der Blüthezeit der griechischen Kunst mit Dodona verknüpft ist. Auch der Typus des dodonäischen Zeus, der auf Münzen und in einigen Werken der plastischen Kunst erkannt worden ist, scheint relativ späten Ursprunges zu sein. Das Heiligthum lag zu weit ab von den Centren griechischer Cultur und die Zustände im Lande selbst waren zu einfach, als daß große Kunstbauten mit reichem Sculpturenschmuck hätten entstehen können. Man konnte nicht eine ganze Kunstschule nach Dodona verpflanzen, wie etwa nach Olympia. Dem schmucklosen Heiligthume entsprach der einfache Cultus. Von glänzenden Festen und vielbesuchten Agonen, wie sie Delphi und andere Heiligthümer von national-griechischer Bedeutung in periodischer Wiederkehr verherrlichten, hören wir in Beziehung auf Dodona in dieser Zeit nichts.

Aber auch für Dodona sollte noch eine kurze Zeit äußeren Glanzes anbrechen. Diese vierte Epoche in der Geschichte des Heiligthumes fällt in die Zeit des Königs Pyrrhos, der nach einer an romantischen Wechselfällen reichen Jugend zuerst die verschiedenen Theile von Epirus unter seinem Scepter vereinigte. Es ruht ein unvergänglicher Zauber auf dem Gedächtniß dieses Fürsten, welchem sich noch kein Historiker zu entziehen vermocht hat. Durch seinen militärischen Ruhm und die hinreißende Macht seiner Persönlichkeit wußte er die bis dahin getrennten epirotischen Stämme zu einem Volke zu verschmelzen und dadurch dem neugegründeten Reiche die nothwendige innere Einheit zu verleihen. Es war mehr als das Jubelgeschrei triumphirender Truppen, als die unter Pyrrhos Feldzeichen vereinigten Epiroten ihn nach dem ersten Siege über die Makedonier auf dem blutgetränkten Schlachtfelde als ihren „Adler" begrüßten, es war der Jubelruf einer neuentstandenen Nation, die in dem sieggekrönten Kriegsherrn den Begründer und Repräsentanten ihrer jungen Einheit feierte. In dem stolzen Bewußtsein ihrer frischen Lorbeeren fühlten sich nunmehr die Epiroten den Makedoniern gleich, die seit den Siegen Philipps und Alexanders sich gewöhnt hatten, geringschätzig auf alle anderen Völker herabzusehen. Das Heiligthum in Dodona erhielt in dieser Zeit eine neue Bedeutung als Nationalheiligthum der geeinigten Epiroten. Der mit Eichenlaub gekränzte Kopf des Zeus, der schon auf Münzen der Molosserkönige erscheint, ist später das stehende Aufbild der epirotischen Münzen geworden. König Pyrrhos aber hatte einen politischen Grund, diese Auffassung zu begünstigen und der alten Orakelstätte seine Huld in reichem Maße zuzuwenden. Für die Begründer der hellenistischen Reiche, denen sich Pyrrhos anreiht, war es Regierungsmaxime, durch die Pflege eines angesehenen Heiligthumes ihrer Herrschaft in den Augen ihrer Unterthanen eine Art von religiöser Sanction zu geben. Dieser Tendenz verdankten die Heiligthümer des Sarapis in Alexandrien und des Apollo bei Antiochien ihren weltberühmten Glanz, mit dem

sie von den Ptolemäern und Seleukiden ausgestattet wurden; und auch die Nachblüthe des Mysterienheiligthumes von Samothrake hängt damit zusammen. Pyrrhos selbst stand in fortwährenden Beziehungen zu Dodona. Er consultirte das Orakel in allen entscheidenden Momenten seines Lebens und stiftete wiederholt Weihgeschenke in das Heiligthum. Die Aufschrift eines dieser Denkmäler ist bei den Ausgrabungen aufgefunden worden. Die Stiftung stammte aus der glänzendsten Zeit des Königs, als er, dem Rufe der Tarentiner Folge leistend, sich in den Kampf der Italiker gegen Rom gestürzt hatte, getragen von dem stolzen Gedanken, ein großes Westreich zu gründen, wie sein Vorbild Alexander sich einst den Osten unterworfen hatte. Die Aufschrift besagt, daß König Pyrrhos, die Epiroten und Tarentiner das Denkmal geweiht hatten aus der Beute von den Römern und ihren Verbündeten. Aus der Fassung der Inschrift ist zu schließen, daß das Denkmal nach dem ersten Siege errichtet war, welchen Pyrrhos im Jahre 280 bei Herakleia über die Römer erfocht. Später, als der italische Plan an dem festen Bau des römischen Staates gescheitert war und Pyrrhos, in neue Kämpfe mit Makedonien verwickelt, das Heer des Antigonos Gonatas in siegreicher Schlacht aufgelöst hatte, ließ er die erbeuteten Schilde der Makedonier am Tempel von Dodona befestigen mit einer metrischen Unterschrift, deren Wortlaut uns Pausanias überliefert hat. Es spricht vieles dafür, daß Pyrrhos, der die Stadt Ambrakia, die er zu seiner Residenz erhob, mit Bau- und Kunstwerken schmückte, auch in Dodona nicht blos Weihgeschenke gestiftet hat, und daß die ausgedehnten Anlagen, deren Reste kürzlich aufgedeckt worden sind, in dieser Zeit ihre letzte Gestalt erhalten haben. Die Ruinen sind noch zu wenig untersucht, als daß man aus dem Baustil die Entstehungszeit bestimmen könnte, auch hat hier die Zerstörung gründlicher gehaust, als anderwärts. Jedoch läßt sich wenigstens der Grundplan des Heiligthums erkennen.

In dem Thale von Tscharakovista springt von Norden ein Hügel vor, der sich terrassenförmig nach der Thalsohle zu abdacht. Auf dem Gipfel dieses Hügels lag, durch starke Mauern und Thürme wohl befestigt, die kleine Ortschaft Dodona, welche hervorgegangen war aus den Wohnungen der Priester und Dienerinnen des Gottes. Der heilige Bezirk schloß sich unmittelbar an die Ringmauer der Stadt an und nahm die terrassenförmige Abdachung ein. Der monumentale, durch Thürme geschützte Haupteingang lag im Süden. War man durch diesen eingetreten, so hatte man auf der obersten Terrasse den großen Tempel des Zeus Naios und der Dione vor sich, umgeben von anderen Cultgebäuden. Das Baumaterial war lokaler Tuffstein. Auch die Orakelstätte wird in dieser Gegend gelegen haben. Die untere Terrasse scheint für die Aufstellung der Weihgeschenke bestimmt ge-

wesen zu sein. Es waren fast ausschließlich Kunstwerke aus Bronze. Die Ausgrabungen in Dodona haben eine neue Bestätigung für die kunsthistorisch bedeutsame Thatsache geliefert, daß in Westgriechenland die Bronzetechnik vor der Marmortechnik vorherrschte. Längs der Umfassungsmauer des heiligen Bezirks liefen ringsum offene Hallen, vor deren Fundamenten noch jetzt in langen Reihen die Basen der zahlreichen Denkmäler stehen, die einst sich hier erhoben. Die Festungswerke und die dunkle Färbung der Gebäude und Monumente verliehen dem Heiligthum einen ernsten und düstern Charakter, der mit dem darin gepflegten Cultus harmonirte. Aehnlich wie in Delphi wurden die Gläubigen durch die Umgebung, in welche sie eintraten, in eine feierliche Stimmung versetzt, die sie darauf vorbereitete, die Willensmeinung des Gottes mit Andacht zu vernehmen. Von der Westseite des Tempelbezirkes führte ein Ausgang nach einem nahe gelegenen Theater. In der späteren Zeit ist auch in Dodona ein Agon gefeiert worden, an dem außer gymnischen Wettkämpfen, wie das Theater beweist, dramatische Aufführungen stattfanden. Als Schauplatz der gymnischen Kämpfe müssen wir ein Stadion voraussetzen, dessen Stelle nicht wiederaufgefunden worden ist. Auch diese Festspiele, welche in der älteren Zeit nicht erwähnt werden, scheinen mir zu den Stiftungen zu gehören, durch welche Pyrrhos dem alten Heiligthum seines Heimathslandes neuen Glanz zu verleihen suchte.

So entfaltete sich spät noch ein reges und bewegtes Leben um die Orakelstätte des Zeus. Es war der kurze Sonnenblick, der dem Sturme vorausgeht. Unter Pyrrhos Nachkommen brach blutiger Unfriede aus, der das Verhältniß zu dem epirotischen Volke lockerte. Ehe noch ein Menschenalter ganz verflossen war, erklärten die Epiroten die Dynastie für ihrer Rechte verlustig, um sich als Bundesstaat mit republikanischer Verfassung zu constituiren. Der Tempel von Dodona behielt seine Bedeutung als nationales Heiligthum auch in der republikanischen Zeit, die Beschlüsse des epirotischen Volkes wurden in dem Tempelbezirk aufgestellt, wo mehrere derselben sich noch vorgefunden haben; aus diesen Urkunden lernen wir zum ersten Male die Verfassung des Freistaates von Epirus kennen.

Die Epiroten sollten bald gewahr werden, was für einen Schatz ein Volk an einer kräftigen und patriotischen Dynastie besitzt, welche die Wehrkraft des Landes zusammenhält und pflegt. Eine Reihe von feindlichen Invasionen, denen die in unfruchtbarem Hader zwischen Volk und Regierung sich aufreibende Republik keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, knickten im Laufe des Jahrhunderts, welches auf den Sturz der Dynastie folgte, die Blüthe des Landes für immer. Kaum zwei Jahrzehnte nach der Errichtung des Freistaates brach der schreckliche Bundesgenossenkrieg aus, der durch die Verwilderung der Sitten, die er im Gefolge hatte, für Griechenland ver-

derblicher geworden ist, als durch den materiellen Schaden, den er anrichtete. In diesem Kriege drang ein ätolischer Heereshaufe bis nach Dodona vor und verwüstete das Heiligthum, dessen Schätze die Habgier reizten, mit Feuer und Schwert. Es gehört zu den eigenthümlichen Schicksalen Dodonas, daß das älteste griechische Heiligthum zuerst von griechischen Händen seines Schmuckes beraubt wurde. Ein halbes Jahrhundert später waren es römische Cohorten, welche mit der schonungslosen Consequenz, die die Römer zu allen Zeiten in guten wie in schlechten Dingen bewiesen haben, ganz Epirus verwüsteten, über siebenzig Ortschaften in Asche legten und viele Tausende der unglücklichen Bewohner in die Sclaverei schleppten. Dies war der Ruin des Landes. Das Orakel hat dann noch bis tief in die Kaiserzeit hinein ein glanzloses und einförmiges Dasein gefristet; seine letzten Schicksale verlieren sich im Dunkel der Zeiten wie seine Anfänge.

Die Betrachtung des Alterthums ist heutzutage aus der Einseitigkeit herausgetreten, in der sie noch vor wenigen Jahrzehnten befangen war. Wir vermögen nicht mehr uns in die Vergangenheit zu versenken, ohne zugleich der Gegenwart zu gedenken. Die Schicksale des alten Heiligthumes von Epirus erinnern uns daran, daß die politischen Ereignisse der letzten Jahre anarchische Zustände über dieses Land gebracht haben, unter denen es noch immer leidet; und es drängt sich uns der Wunsch auf die Lippen, daß bald Gesetz und Ordnung in Epirus hergestellt werden möge zum Segen seiner Bewohner.

Ulrich Köhler.

Die Pest in Manzonis Verlobten.

Thukydides beschrieb die Pest, welche Athen während des peloponnesischen Krieges heimsuchte. Er beschäftigt sich vorzüglich damit, die Symptome der Krankheit zu verzeichnen; er selbst war von ihr befallen gewesen, und eine seiner Absichten war es, seinen Leser vorsichtig zu machen für den Fall, daß das Uebel von neuem erschiene. „Ich werde," so schreibt er, „sagen, wie es sich zugetragen hat, und dasjenige angeben, woran man die Krankheit am besten zu erkennen vermöchte, wenn sie wiederum ausbrechen sollte." Jene Symptome werden angegeben mit einer Genauigkeit, welche sie noch heut' für die Medicin interessant macht. Aber doch wird auch eine andere Reihe von Phänomenen angedeutet, welche jene unmittelbaren des Uebels begleiten, nämlich die Einflüsse desselben auf die Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft. Die Bande der Familie lösen sich durch die Furcht; die Kranken bleiben ohne Pflege und sterben verlassen, und unter denen, welche sterben, sind gerade die besten; denn sie bringen es nicht über das Herz, ihre Ver-

wandten und Freunde im Stiche zu lassen, und indem sie die anderen pflegen, erliegen sie selbst der Ansteckung. Die Stadt bietet den traurigsten Anblick dar; die Landleute, welche des Krieges wegen in ihr Zuflucht gesucht haben und aus Mangel an Häusern in elenden Hütten zusammengedrängt wohnen, sterben in ungeheuerer Zahl mitten auf der Straße oder bei den Brunnen, die sie aufsuchten, ihren brennenden Durst zu löschen; voll von Leichnamen sind sogar die Tempel, in denen sie aus Noth herbergten; die Größe des Elendes läßt die Scheu vor den heiligen Dingen schwinden. Die Begräbnisse entbehren des Pompes und der in gewöhnlichen Zeiten üblichen Ceremonien; man bestattet die Todten in unziemlicher Weise, verbrennt sie auf Scheiterhaufen, die für andere bestimmt sind, oder wirft sie auf andere, welche gerade verbrannt werden. Die Wirksamkeit der Gesetze hört auf; jeder will genießen, so lange er kann, keiner sich mühen für eine ungewisse Zukunft. „Der Körper," sagt der Geschichtsschreiber, „wird ein ephemeres Ding wie die Reichthümer." Es giebt keine Furcht mehr, weder vor Göttern noch vor Menschen. Welche Strafe kann noch schrecken im Vergleiche mit jenem so viel größeren Uebel, das Alle auf dieselbe Weise bedroht?

Es sind bei Thukydides nur wenige Seiten, aber sie besitzen die ganze Wirksamkeit, welche den Historikern des Alterthums eigen ist. In kurzen und allgemeinen Zügen ist mit fester Hand das Wesentliche hingezeichnet ohne die Einzelheiten der Beschreibung. Deswegen ist jene Schilderung bewundernswürdig; sie giebt uns Alles das, was die Geschichte uns geben kann, da sie ja sich mehr damit beschäftigt, die Thatsachen in ihrer Vollständigkeit festzustellen und so wie sie geschehen sind, als sie auszumalen und die Wirkung auf den Leser zu suchen. Unsere Bewunderung für die Pest des Thukydides ist die Bewunderung für die Geschichte, für die Wissenschaft.

Boccaccio hält sich, wo er die Pest von Florenz im Jahre 1348 erzählt, nicht so lange bei den materiellen Phänomenen der Krankheit auf und wendet sich bald zum Einflusse derselben auf die Sitten. Hier breitet sich die Erzählung aus; der Verfasser will uns den elenden Zustand zeigen, in welchen jene große Calamität die Gesellschaft im Allgemeinen versetzte. Die Furcht vor der Ansteckung, sagt er, brachte verschiedene Wirkungen in den Geistern hervor; die einen hofften, sich vor dem Uebel zu bewahren, indem sie mit der größten Mäßigkeit lebten und sich in die Häuser einschlossen; die anderen gaben sich allen Genüssen hin, indem sie in der Stadt umherschweiften und das von seinen Besitzern vernachlässigte Eigenthum als Gemeingut behandelten. Die Gesetze und Obrigkeiten verloren jegliches Ansehen und jeglichen Zügel das Laster und die Unsittlichkeit. Andere wieder suchten die Rettung in der Flucht, und im Allgemeinen mied jeder die Kranken, welche so sich von den nächsten Angehörigen verlassen sahen, die Brüder von den Schwestern,

die Kinder von Vater und Mutter, und wenn sie überhaupt irgend eine Pflege empfingen, so geschah es von Dienstboten, welche dabei den Gewinn suchten und oft zugleich mit diesem den Tod fanden. Die Sterblichkeit war so groß, daß man die alten Gebräuche aufgeben und die Heiligkeit der Bestattungen und der Gräber verletzen mußte. Die Gestorbenen, welche früher durch langes Geleite geehrt und von den eigenen Freunden zur letzten Ruhestatt getragen wurden, gelangten jetzt zu Grabe auf den Schultern gemeiner Todtengräber mit wenig Begleitung und ohne den Pomp der Kirche. Die Gewalt des Uebels hatte eine allgemeine Gleichgültigkeit hervorgebracht, und man beerdigte die Menschen wie Thiere, ohne Feierlichkeit, ohne Thränen. Ja, da schon nicht mehr der Raum für so viele Gräber ausreichte, so machte man auf den Kirchhöfen umfangreiche Gruben, in denen die Leichen zu Hunderten Platz fanden. Die Stadt blieb verödet und leer: viele edle Familien erloschen, viele Reichthümer fanden sich ohne rechtmäßige Besitzer. „Wie viele tüchtige Männer," schließt Boccaccio, „wie viele schöne Frauen, wie viele anmuthige Jünglinge, welche Galenus, Hippokrates oder Aeskulap selber für ganz gesund gehalten haben würden, speisten am Morgen mit ihren Verwandten, Gefährten und Freunden, welche am folgenden Abend schon in der anderen Welt mit ihren Vorfahren zu Nacht aßen!"

Wir finden also bei Boccaccio mehr Wärme in dem gefühlvollen Theile; man sieht die Absicht, die Affecte des Lesers zu erregen, also eine künstlerische Absicht; dieselben allgemeinen Züge, welche Thukydides meisterhaft hingezeichnet, erweitern sich zu einem mehr ausgeführten Gemälde; aber es bleibt immer ein sociales Gemälde, eine Beschreibung, die der Geschichte näher steht als der Kunst.

Und auch Manzoni beginnt seine berühmte Erzählung der Pest von Mailand im Jahre 1630 wie seine beiden Vorgänger. Gerade dieses war sein ästhetisches Ideal, in sich den Geschichtschreiber mit dem Dichter zu versöhnen; aber er selbst mußte erkennen, daß in seinem Romane beide ein wenig zu sehr auseinanderfallen, und, wenn er sich daran macht, von der Hungersnoth, dem Kriege und der Pest zu berichten, so reißt er den Faden seiner Erzählung ab und überläßt seine Figuren sich selber. Ja, er ist nicht allein Geschichtschreiber, sondern kritischer Geschichtschreiber, und vielleicht war ein historischer Commentar zu den Verlobten nicht so nothwendig, wie Cesare Cantu glaubte; diesen Commentar hat sich Manzoni selbst mit größter wissenschaftlicher Genauigkeit geschrieben. Thukydides und Boccaccio schilderten das, was sie gesehen hatten*); Manzoni versenkt sich in eine ferne

*) Boccaccio war allerdings 1348 nicht in Florenz; aber, wo er auch war, allenthalben sah er dieselben Wirkungen des Uebels.

Vergangenheit und prüft die Documente und citirt die Quellen. „Indem ich," sagt er, „mit vieler Sorgfalt alle gedruckten Berichte, mehr als einen ungedruckten und (im Verhältniß zu dem Wenigen, was sich erhalten) viele sogenannte officielle Documente prüfte und verglich, habe ich gesucht, zwar nicht das zu leisten, was noth thäte, aber doch etwas, was noch nicht geleistet worden ist." Uebrigens zeigt er sich als moderner Geschichtschreiber darin, daß ihn besonders die psychologischen Thatsachen interessiren. Wie, fragt er, spiegelte sich in den Ereignissen der Geist des Volkes und der Zeit? Und er findet eine merkwürdige und lehrreiche Geschichte der öffentlichen Meinung: zuerst die absolute Ungläubigkeit, als man eben erst von der Theuerung und der Last des Kriegsvolkes befreit worden war, und keiner sich den Genuß der Ruhe stören wollte, was die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln verhinderte, um das Uebel zu umgrenzen und im Keime zu ersticken; darauf die Anerkennung des Daseins der Krankheit, aber unter anderem Namen, und indem man fortfuhr, den ansteckenden Charakter derselben zu leugnen, was als Bedrückungen und Vexationen alle Vorkehrungen der Sanitätsbehörden erscheinen ließ, wie die Ueberführung der Kranken in das Lazareth, das Verbrennen ihrer inficirten Sachen, das Vernageln der Thüren an den Häusern, die der Ansteckung verdächtig waren; endlich, als die nur zu augenscheinliche Wirklichkeit sich auch den widerstrebendsten Geistern aufdrängte, jenen traurigen Aberglauben, jenen berühmten Wahnwitz, wie Manzoni sagt, welcher, indem er das Uebel erklären wollte, sofort den Begriff desselben veränderte, den unseligen Zustand, welcher eine so große Calamität hervorgebracht, noch elender machte und Schuldlose zu grausamem Tode führte. In Athen glaubten nach Thukydides manche, die Pest sei durch Gifte verursacht worden, welche man auf Anstiften der Feinde in die Brunnen geworfen habe; in Mailand redete man von Untori, welche die Krankheit verbreiteten, indem sie gewisse Giftsalben auf die Mauern, die Kleider und die Personen selbst strichen. Die Folge war ein allgemeines Mißtrauen, eine gegenseitige Furcht, welche in noch traurigerer Weise, als die vor der Ansteckung, alle Bande des menschlichen Verkehrs löste. Jene Furcht richtete sich wie ein schreckliches Gespenst zwischen einem Freunde und dem anderen auf, zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Frau. Die Gelehrten wiederum suchten andere Erklärungen, indem sie die Astrologie herbeizogen. „Von den Erfindungen der Menge," sagt Manzoni, „nahmen die gebildeten Leute das an, was sich mit ihren Ideen vereinen ließ; von den Erfindungen der gebildeten Leute nahm die Menge das an, was sie verstehen konnte und wie sie es verstehen konnte, und aus alledem bildete sich eine ungeheure und verwirrte Masse öffentlicher Thorheit."

Dieses sind die Thatsachen, welche Manzoni bei seinen Forschungen am

meisten beschäftigten, und welche er vor den anderen hat besonders hervortreten lassen. Wenn hier seine Erzählung endete, so würde er wohl den Gegenstand in origineller Weise behandelt haben; er hätte eine von der des Thukydides und des Boccaccio verschiedene Arbeit gemacht, aber immer doch eine desselben Genres; hier könnte man noch keinen fundamentalen Unterschied suchen. Allein bei Manzoni ist es nur erst die Einleitung und gleichsam der Hintergrund des Gemäldes, welches sich entrollen wird. Wenn jenes die Beschreibung war, das Werk der Wissenschaft, so folgt nun die Darstellung, das Werk der Kunst. Die Pest verwandelt sich aus einem historischen Ereigniß in ein Ereigniß des Romans, tritt organisch in das Gewebe desselben ein und nimmt Theil an seinem Charakter. Der Faden der Erzählung wird wieder angeknüpft, und es treten wieder die uns schon bekannten und interessanten Personen auf, Renzo und Lucia, Agnese, Don Abondio, Don Rodrigo, der Pater Cristoforo. So erscheinen die Thatsachen, welche uns schon einmal, in wissenschaftlicher Untersuchung und Darlegung, vorgeführt worden, von neuem, aber nun lebendig und gegenwärtig mit allen den Affecten, welche sie in der Wirklichkeit begleiten. Jetzt ist es nicht mehr der Verfasser, welcher beschreibt, sondern es ist der Held seines Buches, welcher sieht und empfindet, und wir sehen und empfinden mit ihm.

Renzo, selbst von der Pest geheilt, kommt nach der unglücklichen Stadt, in welcher er seine Braut gelassen hat, ungewiß, wo und wie er sie finden werde, oder ob er sie überhaupt noch finden werde. Er gelangt zum Thore, und der erste Anblick, der sich ihm darbietet, ist der des erkrankten Steueraufsehers, welcher eben von den monatti fortgebracht wird. Dann ein Mann, welcher ihn mit dem Stocke von sich fernhält, in dem Glauben, er sei ein Untore, eine Frau, die, in ein vernageltes Haus eingeschlossen und von den Beamten vergessen, seine Mildthätigkeit anruft, um nicht mit den Kindern Hungers zu sterben. Er trifft Karren mit Leichen, welche nackt oder kaum mit einem Lumpen umhüllt die eine über die andere gehäuft liegen und von den Stößen des Wagens sich gräßlich hin- und herbewegen, und er muß sich fragen: wenn sie nun unter diesen wäre? Er findet die Straßen verödet, schweigsam, voll von traurigen und ekelhaften Dingen, von Lumpen, eiterigen Binden und auch von Körpern derer, welche auf dem Pflaster gestorben, oder die von den Karren gefallen, oder die man aus den Fenstern geworfen hat. Darauf sieht er andere stillstehende Wagen, und umher ein Gewimmel von Monatti, welche ihre traurigen Lasten ablegen und durcheinander schreien und fluchen, aber inmitten dieser düsteren Scene jene berühmte Figur der Frau, welche selber ihre kleine Todte herbeibringt, ihr die letzte Sorgfalt der Mutterliebe zu Theil werden läßt und den Monatto bittet, am Abend wiederzukommen, um auch sie zu holen und ihre andere

Kleine — ein Gemälde von unaussprechlicher Zartheit und Weichheit, welches der Verfasser mit ganz besonderer Liebe und Feinheit behandelt hat, eine Blume, welche die Magie der Kunst zwischen so vielen Schrecken erblühen ließ.

Es folgen andere rührende Scenen, Kranke, welche man nach dem Lazareth bringt, schmerzliche Scenen des Abschieds von den Lieben, des Widerstandes gegen die Führer, der finsteren Verzweiflung. Als er endlich zu dem Hause gelangt ist, welches er sucht, verwandelt sich die bange Spannung in eine neue, nicht weniger fürchterliche Ungewißheit; man sagt ihm, Lucia sei im Lazareth, und während er, verblüfft durch diese üble Nachricht, zaudert und den Thürklopfer aufhebt, um von neuem zu pochen, hält ein altes Weib ihn für einen Untore und hetzt das Volk auf ihn. Der verfolgenden Menge entzieht er sich, indem er auf einen jener Todtenkarren springt, welche gerade vorüberkommen, und Zuflucht unter den Monatti sucht, die, bereichert durch die Sachen der Verstorbenen, inmitten der Leichen mit Trinken und rohen Scherzen das öffentliche Unglück feiern, und sie nehmen ihn freundlich auf als einen jener Untori, die mit ihren Giften dafür sorgen, daß die Glückseligkeit der Monatti recht lange dauere. Abes auch aus dieser bösen Gesellschaft befreit, kommt er an die Pforte des Lazareths und beginnt in diesem Labyrinthe so vieler Leiden zu suchen, indem er fürchtet zu finden, was er sucht. Ein Zufall läßt ihn auf seinen Wohlthäter, den Pater Cristoforo, treffen, welcher, selber krank, seine letzten Augenblicke der Pflege der Anderen widmet; er führt ihn zu einem Bette, in dem er, fürchterlich entstellt, ohne Bewußtsein und dem Tode nahe, ihren gemeinsamen Feind Don Rodrigo findet, und der Geist des Jünglings, der wüthend aufgebraust ist gegen den Urheber all seines Mißgeschicks, muß sich beugen und demüthigen vor den heiligen Worten des guten Paters. Danach wohnt Renzo dem Vorüberzuge der Geheilten bei, welche das Lazareth verlassen, ängstlich prüft er alle Gesichter, und immer sucht er sie vergeblich. Die einzige Hoffnung, welche noch übrig bleibt, ist, daß sie krank sei, wenigstens nicht todt. Aber schon ist das Ende seiner Qual nahe; er findet sie endlich in einer Hütte, und auch sie ist schon geheilt und nur noch zurückgehalten durch die Pflege ihrer Leidensgefährtin, welche sich auf dem Wege der Besserung befindet.

Diese Andeutungen über den Gang der Erzählung werden genügen, um begreiflich zu machen, wie sehr sie voll Leben und Bewegung ist. Von den beiden Theilen, in welche, wie wir sahen, die Schilderung der Pest bei Manzoni zerfällt, besitzt historisch gewiß der erste mehr Realität; aber poetisch besitzt mehr Realität der zweite, obgleich er mit Erfindung gemischt ist, und so giebt uns die Phantasie, indem sie weit von dem Verfasser entfernte Thatsachen reproducirt, oder, besser gesagt, von neuem erschafft, dieselben lebendiger und frischer, als jene selber, die sie mit eigenen Augen geschaut haben.

Thukydides und Boccaccio waren Zeitgenossen der von ihnen geschilderten Ereignisse, Manzoni schrieb zweihundert Jahre nach der Pest von Mailand. Und doch, mögen die anderen alle Vorzüge besitzen, sie lassen sich nicht mit ihm vergleichen in der Lebhaftigkeit der Darstellung. Der Grund ist dieser, daß bei ihm auf die Thätigkeit des Gelehrten, auf die Durchforschung von Documenten und Chroniken, die spontane Thätigkeit des Künstlers folgte, für welche die Entfernung von Zeit und Ort nicht vorhanden ist.

Denken wir uns die Pest des Thukydides oder die Boccaccios, so wie sie sind, aber dargestellt mit großer Lebendigkeit, und der Eindruck würde im Allgemeinen das Entsetzen sein, und bisweilen vielleicht der Ekel; das, was sie vor dieser Wirkung bewahrt, ist gerade die relative Ruhe der Beobachtung, die lediglich beschreibende Manier. Und in der That, ist bei Manzoni nicht zum Beispiel das Ende Don Rodrigos entsetzlich? Er kehrt Nachts von fröhlichem Bankette heim, als er sich unwohl fühlt; er legt sich schlafen und hat jenen Traum voll Angst und Schrecken; er fühlt einen Schmerz unter der Schulter, als wenn ihn dort sein Degenknauf drückte, und erwacht fühlt er ihn noch, und als er sich betastet, findet er die ekelhafte Beule, das offenbare Kennzeichen der Pest. Er sendet Griso, seinen bis dahin so treuen Bravo, nach einem Aerzte, und jener bringt ihm statt dessen die verhaßten Monatti und beraubt ihn in Gemeinschaft mit diesen, während sein Herr, außer sich vor Wuth und Schmerz, vergeblich unter den Fäusten seiner Unterdrücker sich loszuringen sucht, bis er in Schwäche versunken, ohne Besinnung nach dem Lazareth fortgebracht wird, wo er im Delirium stirbt. Aber erinnern wir uns, wer Don Rodrigo ist, und unsere Erregung wird gedämpft durch den Gedanken, daß Alles das, was er leidet, nur die gerechte Strafe für seine vielen Abscheulichkeiten ist. Es ist der Gedanke einer göttlichen Gerechtigkeit, welcher hier und allenthalben den zu grellen Eindruck mildert, den so viele Scenen des Schreckens und Unglücks hervorbringen würden. Und Manzoni hat vielleicht sogar diesen seinen religiösen Ueberzeugungen einen etwas zu großen Spielraum verstattet; es ist etwas zu sichtlich die Hand Gottes, welche den verschlungenen Knoten seiner Geschichte löst; die Pest ist für seine Figuren wie ein wohlthätiges Gewitter, das die Luft reinigt; aber der Blitz fällt nur auf die Häuser der Schlechten. Die Guten werden vom Schmerze heimgesucht zu ihrem Heile; er ist für sie eine Schule der Demuth und Verständigkeit; die Bösen empfangen ihre Strafe und werden vernichtet. „Eine große Geißel ist diese Pest gewesen, aber auch ein Kehrbesen war sie," sagt Don Abondio. Und wirklich, was wäre aus Renzo und Lucia geworden ohne die Pest, welche in einem Augenblick sie von ihrem mächtigen Verfolger befreit? Renzo hat die Pest und wird geheilt, und es hat sie Lucia und wird geheilt, und geheilt wird von ihr Don Abondio, ein schwacher, jedoch

nicht schlechter Mensch. Aber es stirbt der Pater Cristoforo, welcher sich sehnt, im Dienste des Nächsten zu sterben, und es stirbt Griso, angesteckt von den Sachen, die er seinem Herrn geraubt hat, und es stirbt auf fürchterliche Weise Don Rodrigo, indem er zum Erben den Marchese läßt, einen vortrefflichen Mann, welcher die beiden Liebenden für die erlittenen Nachtheile schadlos hält und den gegen Renzo erlassenen Haftbefehl aufheben läßt.

Gewiß ist die Pest ein gefährlicher Gegenstand für die Dichtung; die lebendige Darstellung so gewaltiger Leiden, einer ekelhaften Krankheit, so vieler Leichen, so beständiger Schmerzen wird peinlich und bei gewisser Ausdehnung überschreitet sie den ästhetischen Eindruck. Das Entsetzen und der Ekel an und für sich sind außerhalb der Kunst, es sind Affecte, welche in ihr nur indirect dienen können. Und ich erinnere an das berühmte Gemälde von Gros „Die Pestkranken zu Jaffa". Dort findet sich die Krankheit abgebildet in ihrer ganzen schrecklichen Wahrheit; aber dieses war nicht der letzte Zweck des Werkes, und das Auge wird sogleich angezogen von jener einzigen Figur Napoleons, welcher, während seine Begleiter ängstlich sich fernhalten, mitten unter die Kranken tritt und sogar die Hand muthig ihren Wunden nähert; so hat das Entsetzen nicht Zeit, sich unabhängig zu entwickeln, und geht alsbald unter in einer anderen Empfindung. Manzoni ist ein sanftes Gemüth, und so auch bei der Schilderung des Furchtbarsten; es ist immer der gläubige Christ, der mit einem Blicke gen Himmel Ruhe und Tröstung findet. Die vorherrschende Empfindung in seiner Darstellung der Pest ist die des Mitleids, und die düsteren Scenen sind, wie von himmlischen Strahlen, erhellt von Bildern der Liebe und der Tugend. Neben dem Todtenkarren und seinen gehässigen Führern erscheint das Weib, die liebende Mutter, die zum letzten Male ihr todtes Kind küßt; der Schrecken und die Verzweiflung wandeln sich in Resignation; der Schmerz wird schön, das Schönste, was auf Erden sich findet. So erholt sich auch das von den peinlichen Eindrücken des Lazareths geängstigte Herz in der liebenswürdigen Schilderung des Geheges, wo die Säuglinge untergebracht und genährt werden, und die Frauen und die Ziegen, welche jene zu Hülfe genommen, sich bemühen, den armen Kleinen die Liebe und Sorgfalt der verlorenen Mütter zu ersetzen. Und die Größe des Uebels ist es, welche, wie sie einerseits das Laster und die Verworfenheit entfesselt, so auf der anderen Seite die Tugenden erhöht und heller leuchten läßt. Da ist der Pater Cristoforo, welcher selbst dem Tode nahe nicht an sich denkt und die Anderen pflegt und am Lager seines Feindes betet; da ist die edle Gestalt des Pater Felice, welcher mit seinen Mönchen muthig das Uebel bekämpft, und er selber erkrankt mehrmals, und der größte Theil der Mönche stirbt, alle zufrieden sich zu opfern in der Erfüllung ihrer heiligen Pflicht.

Ein große öffentliche Calamität, welche alle Dinge verkehrt, welche gewaltsam den regelmäßigen Beruf des Lebens unterbricht und die Grundfesten der Gesellschaft erschüttert, entwickelt auch im höchsten Grade alle verschiedenen Affecte des Menschen und läßt sie, in jener außergewöhnlichen Situation, lebendiger hervortreten und sich kundgeben. Dieses ist die Poesie der Pest, auf dieser Seite muß man ihre ästhetische Wirkung suchen. Lucrez nahm in sein Gedicht die Beschreibung des Thukydides herüber; allerdings schmückte er sie aus, machte den Ausdruck reicher, die Farben lebhafter an manchen Puncten; aber dieses genügte nicht, um ihren Charakter zu ändern; das Hauptinteresse bleibt wissenschaftlich; es ist die genaue Beschreibung aller materiellen und moralischen Phänomene; der Dichter hat das Werk des Geschichtschreibers gelassen wie es war, und wenn es sich um den poetischen Werth des Gedichtes „Von der Natur der Dinge" handelt, so muß man ihn nicht an Stellen suchen wie die Pest. Die Poesie giebt uns nicht die Pest, sondern die Wirkung der Pest auf den Menschen.

Aber, da die Kunst das Leben darstellt, und das Leben nur in den Individuen existirt, so wird sie ihren Zweck nur unvollkommen erreichen, wenn sie die Affecte generisch beschreibt, wie Boccaccio es thut. Das Handeln und Empfinden der großen Massen ist eine Allgemeinheit, eine Abstraction, gehört der Wissenschaft und der Geschichte an; die Kunst giebt sie uns nur indirect, so wie sie sich in den Individuen spiegeln; das historische Ereigniß wird poetisch, wenn es sich in einzelnen, vollendeten Persönlichkeiten, in Individuen reflectirt. Bei Boccaccio haben wir wohl die sieben Frauen, welche sich in der Kirche treffen, und Pampinea bemüht sich, in ihrer Rede die Empfindungen auszudrücken, welche ihr die Seele erfüllen; leider ist aber diese Rede nur ein hübsches Stückchen Rhetorik, und sehr wenig interessirt uns im Allgemeinen diese ganze vornehme Gesellschaft, die Lauretta und die Fiammetta und die Elisa und wie sie alle heißen mögen, mit ihren sehr ausgesuchten und höchst eintönigen Vergnügungen. Die Sache ist die, daß das wahre poetische Interesse des Decameron erst in den Novellen selber beginnt, noch nicht in der Einleitung; diese ist der Rahmen des Gemäldes, noch nicht das Gemälde.

Manzoni vergleicht die historischen Ereignisse, welche er schildert, „einem heftigen, weitkreisenden Wirbelwinde, welcher Bäume umbricht und entwurzelt, Dächer zerwühlt, Kirchthüme abdeckt, Mauern niederwirft und die Trümmer hier- und dorthin schleudert, welcher aber auch die im Grase verborgenen Hälmchen emportreibt, in den Winkeln die von einem schwächeren Winde dahin gewehten welken Blätter aufstöbert, sie in seinen Wirbel hineinreißt und im Kreise umherträgt." Und die Hauptfiguren seines Romans gehören eben in jene niederen Regionen, welche die Geschichte im Dunkel läßt. Aber die

Stürme dieser kreuzen ihren Weg, stören und verwirren ihre bescheidene Existenz und geben ihr diejenige Bewegung, welche sie in die poetische Sphäre erhebt, indem sie die Affecte lebendig hervorbrechen läßt. Sie werden zu Theilnehmern an dem großen universellen Schauspiel. So verwandelt sich das allgemeine Factum in ein persönliches und intimes. Das Leben, welches so arm ist in der generischen Beschreibung, erscheint in seinem ganzen Reichthum und seiner ganzen Fülle. Die Ereignisse, gespiegelt in jenen vollendeten und interessanten Individuen, gewinnen das Ansehen der Realität, die Wärme und Frische der gegenwärtigen Dinge und erwecken die Erregung, welche diese hervorzubringen pflegen. So hat sich in Manzonis Roman die Geschichte in Poesie verwandelt. Adolf Gaspary.

Pariser Plaudereien.

Niemals, soweit man zurückdenkt, hat man einen ärmlicheren Carneval gesehen als eben in diesem Jahre. Ich spreche gar nicht von dem Carneval auf den Straßen, denn der ist schon lange im Meer der Zeiten untergegangen und man muß steinalte Leute fragen, wenn man über komische Maskenaufzüge, lustige Kavalcaden, kurz, über eine Feier, wie sie in Rom, Mailand, Turin und Venedig zu sehen ist, etwas hören will. Daher auch werden jetzt alljährlich Extrazüge nach Nizza und Italien zu außerordentlich billigen Preisen eingerichtet.

Während der drei Faschingstage war das Wetter gut, d. h. trocken, jedoch kühl und windig, dennoch waren so viele Personen in Bewegung, daß die Verkehrsadern der Stadt trotz ihrer Breite kaum genügten, um die Spaziergänger und Fuhrwerke zu fassen, die immer noch regelmäßig erscheinen, um die paar albernen Masken, die Reclamewagen mit ihren bunten Insassen, die aufgeputzten und costümirten Kinder, sowie einzelne als kokette Bäbies gekleidete Mädel vor den Kaffeehäusern zu bewundern. Fehlen doch seit dem Kriege selbst die letzten Traditionen, die berühmten boeufs gras mit geharnischten Reiteraufzügen und den gewaltigen Fuhrwerken mit den Göttinnen darauf, sowie die drei Kerle, die sonst wohl von der Bastille zur Madelaine über die Boulevards zogen und dabei in etwas ungebundener Rede die Jahreszeiten travestirten. Feu le carneval ist also nur noch ein Kalenderdatum. Und da wage man zu sagen, daß Paris die Hauptstadt des Vergnügens, das moderne Babylon sei!

Der Fastnachtsspuk ist einzig auf die öffentlichen Bälle beschränkt, und auch nur einige dieser Bälle verdienen noch erwähnt zu werden. Die in der großen Oper, wo Métra mit seinem Orchester von 150 Personen, und die im Hippodrome, wo Strauß mit 200 Musikern vorzugsweise die Menge an-

lockt. Das Gaité- und Chatelettheater, deren gewaltige Säle sich ebenfalls ganz vorzüglich zum Maskenball eignen, haben in diesem Jahre ganz davon abgesehen; hatten sich doch schon im vorigen, trotz der spanischen Estudianta kaum mehr als siebzehn schöne Masken in ihren Hallen versammelt.

Vielleicht aber hat die „vornehme" Welt am Geschmack der Costüme, am Glanz der Privatbälle, an zahlreicher Betheiligung die Dürftigkeit des Volksfaschings wieder ausgeglichen?

Die vornehme Welt und die Fremden haben sich gleichfalls nie vollständiger zurückgezogen als dieses Jahr. Nicht ein einziger Ball hat jene prächtigen Soiréen, welche die Tuilerien, das Marineministerium, die fremden Gesandtschaften veranstalteten, ins Gedächtniß zurückgerufen. Bildeten sich vormals doch für jene Bälle förmlich historische Quadrillen, mythologische Aufzüge, zu denen sich die Blüthe der Eleganz drängte; da waren die Costüme aus allen Zeiten und Ländern zu sehen, selbst aus solchen, die nicht auf der Landkarte zu finden sind; und dazwischen tauchte hier und da wohl ein vereinsamter, einfacher Domino auf, dem man ehrfurchtsvoll Platz machte. Das eigentliche, sogenannte Costüm ist seinem Verfalle nahe, wie wäre es auch in unserem demokratischen Zeitalter anders möglich; zudem hat der Sommercarneval den des Winters lahm gelegt, und die exentrischen Sommertoiletten haben die ausgelassenen Faschingscostüme umgebracht.

Freilich sucht man die Toiletten zu vereinfachen, allein die neue Religion zählt mehr Apostel als Gläubige, und ihre Gegner machen es nur noch ärger. Bis jetzt hatte man meist nur einfarbiges Haar getragen — die Herren, die zu gewissen Zeiten Salz- und Kümmelbärte tragen, ausgenommen —, jetzt aber scheint die Frisur der Zukunft halb schwarz, halb blond, oder gar weiß und roth zu werden. Diese Locken, die also gemischt auf den Nacken herabfallen, werden durch Bandschleifen zusammengehalten. Auf jenes Gemisch kommt ein Hut, wie ihn die Abbés des achtzehnten Jahrhunderts trugen, und das Aeußerste von Eleganz und gutem Ton ist erreicht.

Doch genug von dem, lassen Sie mich zum Theater übergehen. Dumas, Sardou und Victor Hugo machen in diesem Jahre nicht gerade viel von sich reden. Das Theater des traditions classiques hat, von kleinen Stücken und Fourchambault abgesehen, wenig oder gar nichts Neues gebracht. Das Rundreisen kommt immer mehr in Aufnahme und dehnt sich schon über die Grenzen des Vaterlandes aus, indem die vortreffliche Künstlertruppe in diesem Sommer in London in einem Cyclus von dreißig bis sechzig Vorstellungen ihr Repertoire zum Besten geben wird; dagegen kommt im März und April die Londoner italienische Truppe nach hier. Die italienische Oper, jenes bekannte, prächtige Theater, ist jetzt unter den Hammer gekommen und wird

aller Wahrscheinlichkeit nach von einer Assecuranzgesellschaft in Wohnungen umgebaut werden. Was die Oper anbetrifft, so ist der Erfolg des „Polyeucte" von Gounod als bekannt vorauszusetzen; „Freischütz", „Robert" und „König von Lahore" wechseln mit einander ab, denen das neue dreiactige Ballet „Yedda" mit der leichten Musik von Métra als Anziehung beigegeben. Die prachtvolle Scenirung, sowie der pompöse Krönungszug des Mikado von Japan lassen fürs Auge nichts zu wünschen übrig, um so mehr, als alles Japanesische und Chinesische gegenwärtig sehr in Aufnahme ist. Zudem läßt sich wiederholt die Bemerkung machen, wie eine Tänzerin wie Mademoiselle Sangalli den Triumph über Madame Carvalho davon tragen kann. Wenn man Meyerbeer gesagt hätte, daß sein „Robert der Teufel" eines Tages seinen Erfolg wesentlich mit dem Nonnenballet verdanken sollte, der Maëstro würde billigerweise in nicht geringes Erstaunen gerathen sein. Im Odeon werden „Danicheff" und „Vie de Bohême" abwechselnd mit „Samuel Brohl" von Meilhac und Cherbuliez gegeben; im Gaité sieht man sich gemüßigt, nach den „Amants de Verone" wieder zur Feerie „Chat botté" zurückzugreifen; die komische Oper fährt mit ihrem alten wechselnden Repertoire fort; im Palais Royale hat „Le mari de la Debutante", im Renaissance Littolfs: „Héloise et Abelard", nachdem zuvor „Camargo" gut hundert Vorstellungen erlebte, wie im Folies Dramatiques nach den „Cloches de Corneville" jetzt „Madame Favart" großen Erfolg. Im Port Saint Martin erzielt Vernes „Enfants de Capitaine Grand" per Monat 225—250,000 Franken. Im Châtelet wechselt man mit Feerie und Spectakelstück.

Im Ambigutheater ist noch immer kein Platz zu haben, wenn man nicht einige acht Tage im Voraus denselben belegt. Die große Anziehung des Jahres ist der „Assommoir", mit dem sich der Naturalismus auch auf der Bühne jetzt Bahn gebrochen. Das Stück schildert das Leben des verkommenen, trunkfälligen Arbeiters in überaus drastischer Weise, und es ist in mancher Beziehung besser und weniger mit Argot gewürzt, als der Roman, in dem die beiden Verfasser Milderungen zuließen. Zola selbst hat mehrfach versucht, seine Arbeiten der Bühne zuzuführen, doch ohne Erfolg. In der Presse, wie besonders im Palais Royal-Theater, wo er es im letzten Sommer versuchte, seinen „Buton de rose" zur Aufführung zu bringen, hat er sich die herbste Kritik zugezogen. Das genannte Stück wurde der platten Volkssprache wegen, sowie durch Kabale geradezu ausgepfiffen und konnte nicht zu Ende gespielt werden. Es war aber auch eine arge Kühnheit, gerade in diesem Theater es nur zu wagen, dem Publicum solches zuzumuthen. Im Ambigutheater dagegen läßt sich's hören, das ist der Ort, wo immer nur nervenerschütternde Schauerdramen zur Aufführung kommen.

Zudem ist das Buch bereits in der achtzigsten Ausgabe erschienen und wohl von vier bis fünf Millionen Personen gelesen; kein Wunder also, wenn jetzt den Letzteren die Ersteren betreffs des fraglichen Schauspielgenusses den Rang streitig machen. Seit 1½ Monaten nun ist das genannte Theater, welches über einige zweitausend Plätze verfügt, wie die Oper, auf acht und für die Mittelplätze auf vierzehn Tage im Voraus belegt und ausverkauft. Aber was hilfts, acht Mal (in der letzten Woche, des Carnevals wegen, zehn Mal) wird in der Woche doch nur gespielt, und das macht einige achtzehn- bis zwanzigtausend Personen, was aber verschlagen die auf Millionen wüthend Neugieriger! Niemals hat jenes Theater einen solchen Cassenerfolg gehabt, denn fünfzigtausend Franken per Woche ist immerhin ein hübsches Sümmchen, besonders wenn's einige zwölf Monate fortgeht; doch ist es diesem Theater vor allen zu gönnen, da es seit vielen Jahren immer nur kleine und kurz vorübergehende Erfolge zu verzeichnen hatte, als ihm durchs Châtelet und Theater historique arge Concurrenz gemacht wurde, dem zur Folge es mehrfach die Direction wechselte.

Was nun das Stück selbst anbetrifft, so ist es übertriebener Realismus, doch jedenfalls moralisch besser wirkend, als Dumas Camelien-Damen-Stück; es ist hübsch in Scene gesetzt und wird überraschend wahr und durchweg brav gespielt. Das Wort „Assommoir“ will so viel als Schenke heißen; das Ganze ist eine Glorification des rechtschaffenen und Verurtheilung des lüderlichen und verkommenen Arbeiters. Viel, arg viel düsterer Schatten und wenig Licht. Die beiden Hauptpersonen gehen beide durch eigene Schuld und Lüderlichkeit, die eine im Delirium tremens, die andere durch Hunger und Kälte unter.

Wer jedoch in den Hauptpersonen des „Assommoir“ ein getreues Bild der Arbeiterbevölkerung von Paris vor sich zu sehen glaubt, der irrt, Gott sei Dank, eben so sehr, als wenn er nach Dumas', Augiers und anderer Demimondefrauen Schlüsse auf die Pariser Bourgeoisie zu machen sich erlaubt. Die französische und speciell Pariser Bourgeoisie ist von rationalistischer Beschränktheit, oft gar Engherzigkeit und vom politischen Dilettantismus abgesehen, eben so wie auch der Pariser Arbeiter in ihrer großen Mehrzahl besser als ihr Ruf, und lange nicht so windig, wie man glaubt. Hätte sonst das Land während der letzten Epoche seinem Schicksale gegenüber wohl eine so beachtenswerthe Elasticität beweisen und sich von seinem Unglück so leicht erholen können?

Die Schilderungen des „Assommoir“ sind nicht unwahr, aber glücklicherweise sind es die überall zur Erscheinung kommenden Ausnahmen. Der französische Arbeiter ist leichtfertig, aber Trunkenbold und Faullenzer ist er von Haus aus nicht. Die Belagerungs- und Communeepoche muß man als

völlig anomal erkennen. Wer anders als die Herren der Nationalvertheidigungsregierung hatte den Arbeiter dem Atelier entzogen und durch nichtsnutzigen Wachtpostendienst der Arbeit entfremdet? Kurz der „Assommoir“ dürfte sich meinem Dafürhalten nach in London gut naturalisiren, denn dort ist das Trinken mehr zu Hause, wie hier, obgleich Worte, wie diese, entschieden überall Beherzigung finden sollten: „Ihr Tagediebe und Faullenzer, die ihr das ganze Nest, Mutter und Kinder, in der Mansarde hungern laßt! Traurige Kumpane Ihr, die Ihr Euch schmutzig und zerlumpt in der Gasse wälzt. (Auf das Wirthshaus zeigend:) Seht, das ist die Quelle Eures Unglücks, die Euch Weib, Kind, Arbeit, wie jede Pflicht vergessen macht. Schönes Volk, das Ihr seid! Ihr schändet den Namen Arbeiter nur und euretwegen ists, daß das Volk verkannt und verachtet wird. Schließt jene Giftbuden! Hört auf zu trinken, alsdann erst seid Ihr Arbeiter, erst dann gehört Ihr zum Volk!“

Schließlich noch will ich einiger Verstorbener gedenken. Das herannahende Frühjahr fordert, wie dies gemeiniglich der Fall, seine Opfer; dem Professor Tardieu ist unerwartet und leider allzufrüh für die Wissenschaft der Dr. Chauffard gefolgt, diesem reihte sich der Carricaturenzeichner Daumier an, vom Jahre 1830 bis tief ins Kaiserreich hinein am „Charivari“ thätig, welches Blatt als Oppositionsorgan damals eben so europäisch war und eben so viel Einfluß besaß, wie das „Journal des Débats“ als Regierungsblatt, an dem der gleichzeitig verstorbene Sylvestre de Sacy nahezu ein halbes Jahrhundert thätig war. Daumier-Zeichnungen sind noch heute die besten Memoiren und das lebende Geschichtsbild der politischen und der socialen Zustände jener Periode und man darf wohl sagen, in seinem Bleistift war eben so viel Politik und Philosophie als in der polemisch schön schreibenden Feder des Herrn Akademikers. Mit dem 2. December begann der Verfall der politischen Carricatur und das „Journal des Débats“, das durch Herrn de Sacys tägliche Artikel, welche die Guizotsche Widerstandspolitik predigten und Thiers aufs Bestimmteste entgegentraten, viel mit zur Februarrevolution beisteuerte, kehrte zu seinen freiheitlichen Ueberlieferungen und zur Opposition gegen das persönliche Regime zurück, worauf de Sacy nur noch zeitweilig sich vernehmen ließ, dafür aber vom Kaiserreich 1865 in den Senat erhoben wurde. Er und Saint-Marc Girardin brachten in die Journalistik die akademische Sprache und den guten Stil, wodurch sich das „Journal des Débats“ ein europäisches Leserpublicum erworben. In der politischen Polemik überwog bei Sacy der Belletrist so sehr, daß sein Verdienst vorzüglich darin bestand, den ihm von der Redaction gelieferten Motiven und Argumenten ein classisches Gewand zu verleihen. Conservativliberal, oft gar reactionär beschränkt, kam er in der Literatur nicht über das

siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinaus; nur der Classicität huldigend ignorirte er mit wahrhaft ängstlicher Pedanterie alles Moderne, wie er vor Neuerungen geradezu scheu war, auch verstand er von lebenden Sprachen, wie alle Altfranzosen, so gut wie gar nichts. Das moderne Frankreich also hat an ihm keinen großen Verlust zu beklagen.

Der Zeichner Daumier war blind und arm; er wurde auf Kosten der Republik begraben, während seiner Frau eine Pension ausgesetzt wurde. Herr de Sacy ist als gewesener Senator des Kaiserreichs begraben, während die republicanische Presse ihm seine fünfzigjährige journalistische Thätigkeit ehrend anrechnete.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Aus dem Reichstag. Frankreich. Pest. — Den Verhandlungen des Reichstags über die staatsanwaltschaftlichen Verfolgungsanträge gegen die socialdemokratischen Reichstagsmitglieder Fritzsche und Hasselmann und über den deutsch-österreichischen Handelsvertrag, welche während der ersten und zweiten Woche der Reichstagssession das allgemeine Interesse in vorwiegendem Maße in Anspruch nahmen, hat sich in der dritten Woche als Hauptaction die Berathung über den Gesetzentwurf betreffend die Strafgewalt des Reichstags angeschlossen. Das schließliche Schicksal dieser Vorlage, die schon bei ihrer ersten Ankündigung das allgemeinste Aufsehen erregte und welcher, auch nach den wesentlich mildernden Abänderungen des Bundesraths, die öffentliche Meinung ein irgendwie erhebliches Maß von Liebe nicht entgegen zu bringen vermochte, konnte zwar schon zum Voraus als entschieden gelten; gleichwohl war die Spannung, mit welcher man den Verhandlungen des Reichstags darüber entgegensah, in- und außerhalb des Hauses eine gleich große. Man war begierig auf die Vertheidigung der Vorlage durch die Regierung, man erwartete eine große Rede des Fürsten Bismarck, besonders ängstliche Gemüther sahen die Debatte über die Vorlage wohl auch bereits als den Anfang vom Ende, d. h. von der Auflösung des Reichstags an. Durch die Tags vorher erfolgte Vertagung der baierischen und württembergischen Kammern war vielen süddeutschen Abgeordneten ermöglicht worden, ihre Sitze im Reichstage einzunehmen und so begann die erste Lesung in einem außergewöhnlich stark besetzten Hause.

Die Berathungen haben wider die von Vielen gehegte Vermuthung einen ruhigen und geschäftsmäßigen Verlauf genommen. Von den drei Sitzungstagen, welche die erste und zweite Lesung der Vorlage in Anspruch nahm und von denen zwei auf die erste Lesung kamen, tritt der erste Tag der ersten Lesung entschieden an Bedeutung hervor. An ihm ergriff neben dem die Debatte einleitenden Staatssecretär Friedberg auch Fürst Bismarck das Wort, um im Wesentlichen „die Würde des Reichstags, den Schutz gegen Beleidigungen und die Abschneidung von Agitationen, die auf dem Privilegium der unanfechtbaren Veröffentlichung beruhen", als Zwecke des Gesetzes zu bezeichnen und dabei ausdrücklich zu betonen, daß mit der Vorlage nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung der Autonomie des Reichstags beabsichtigt und daß der Gedanke an dieses Gesetz erst durch die gefährliche socialistische Agitation, die dazu auch sich des richterlich unanfechtbaren Mittels der Veröffentlichung der Reichstagsberichte bediene, angeregt worden sei. An diesem

ersten Tage der Debatte legten die Redner der größeren Reichstagsfractionen: von Helldorf und von Kleist-Retzow für die Deutschconservativen, Fürst Hohenlohe-Langenburg für die deutsche Reichspartei, von Heeremann für das Centrum und der Abgeordnete Lasker Namens der Nationalliberalen die Stellung dar, welche sie der Vorlage gegenüber eingenommen hätten. Ueber die weitere geschäftliche Behandlung der Vorlage konnte schon an diesem Tage kein Zweifel mehr sein, mit Ausnahme der Deutschconservativen hatten alle zum Wort gelangten Redner die Vorlage als unannehmbar bezeichnet, die Fortschrittspartei und die Socialdemokraten, deren Sprecher erst am zweiten Tage das Wort erhielten, hatten sich von vornherein der ganzen durch die Vorlage angeregten Frage gegenüber auf den Standpunct der unumwundensten und absoluten Negation gestellt — es war daher mit Gewißheit vorauszusehen, daß der Antrag der Deutschconservativen, die Vorlage zum Zweck der Amendirung an eine Commission zu verweisen, abgelehnt, daß dagegen der Antrag der Nationalliberalen, die zweite Lesung der Vorlage behufs ihrer Ablehnung alsbald im Plenum des Hauses vorzunehmen, angenommen werden würde. Es geschah dies am zweiten Tage der Debatte, nachdem die Abgeordneten Hänel und Bebel den Ansichten ihrer Fractionen Ausdruck gegeben und nachdem der Abgeordnete von Stauffenberg namentlich die Motive des Gesetzes noch einer Prüfung unterzogen und die in denselben wegen der bisherigen Handhabung der Disciplin gegen das Reichstagspräsidium geübte Kritik als unzutreffend zurückgewiesen hatte, mit einer überwältigenden Majorität, nur die Deutschconservativen und ein Theil der deutschen Reichspartei hatten für die Commissionsverweisung gestimmt. Für die am zweiten Tage darauf (am 7. März) stattfindende zweite Lesung hatten die Deutschconservativen zu den Paragraphen 3 und 4 der Vorlage Abänderungsanträge gestellt, die im Wesentlichen darauf hinausliefen, daß der Reichstag befugt sei, in seiner Geschäftsordnung zu bestimmen, daß ein Mitglied im Wege der Disciplin auf gewisse Zeitdauer, jedoch höchstens bis zum Sessionsschluß, und daß eine Aeußerung eines wegen dieser Aeußerung zur Verantwortung gezogenen Reichstagsmitgliedes von der Aufnahme in den stenographischen Bericht ausgeschlossen werden könne. Bemerkenswerth in diesen Abänderungsanträgen ist die auch von den Deutschconservativen betonte Autonomie des Hauses, die durch die Worte: „in seiner Geschäftsordnung" documentirt und in der gleichfalls von ihnen beantragten Ueberschrift des Gesetzes: Gesetz betreffend die „Disciplin" (anstatt Strafgewalt) des Reichstags gleichfalls zum Ausdruck gebracht wird. Ein seitens der deutschen Reichspartei durch den Abgeordneten von Schwarze eingebrachter Antrag lautete, „für den Fall der Ablehnung der Vorlage" die Geschäftsordnungscommission mit der Unterbreitung von Vorschlägen zu beauftragen, durch welche ein wirksameres Einschreiten als bisher gegen Verletzungen der Disciplin ermöglicht, namentlich außenstehenden Personen ein größerer Schutz gegen ehrverletzende Angriffe gewährt werden könne, ingleichen gutachtlichen Bericht an den Reichstag darüber zu erstatten, ob und in wie weit auf dem Wege der Gesetzgebung für die Dauer des Socialistengesetzes ein Verbot zu erlassen sei, durch welches die Verbreitung solcher im Reichstag gethanen Aeußerungen, in welchen auf den Umsturz des Bestehenden gerichtete Bestrebungen zu Tage treten, durch die Presse untersagt werden könne. Dieser Antrag der deutschen Reichspartei geht in seiner Basis, als welche „der Fall der Ablehnung der Vorlage" bezeichnet wird, schon weit über den Boden der Anträge der Deutschconservativen hinaus, die an der Regierungsvorlage festhalten wollen. Er unterscheidet sich aber auch immer noch wesentlich von dem durch den

Abgeordneten von Stauffenberg Namens der Nationalliberalen gestellten Antrage, der im Fall der Ablehnung der Vorlage und des Schwarzeschen Antrages die Geschäftsordnungscommission beauftragt wissen will, unter Vorsitz des Reichstagspräsidenten, die Frage, ob ein Bedürfniß zu Aenderungen der Geschäftsordnung vorliege, zu prüfen und im Bejahungsfalle formulirte Vorschläge an das Haus zu bringen. Der Antrag der deutschen Reichspartei hat die Nothwendigkeit von Aenderungen der Geschäftsordnung zur Voraussetzung und verweist auf den Weg des Gesetzes, um die Verbreitung agitatorischer socialistischer Aeußerungen durch die Presse zu verhüten. Der Antrag Stauffenberg will zunächst die Bedürfnißfrage von der Geschäftsordnungscommission entschieden und im Bejahungsfalle bestimmte Vorschläge gemacht wissen, a priori ist also die Bedürfnißfrage überhaupt nicht zugegeben, für etwaige Abänderungsvorschläge ist es, wie aus dem beantragten Vorsitz des Reichstagspräsidenten hervorgeht, lediglich auf eine Stärkung der Präsidialbefugnisse abgesehen. Die Entscheidung des Reichstags ist bekannt, die Abänderungsanträge der Conservativen und die Regierungsvorlage, sowie der Schwarzesche Antrag sind abgelehnt, der Antrag Stauffenbergs, für welchen auch deutsche Reichspartei und Centrum stimmten, ist angenommen. Wir haben in unserem Referate uns vorwiegend an die verschiedenen Anträge der Parteien gehalten und zur Hervorhebung ihrer Unterschiede nur wenige Striche hinzugefügt; unseres Erachtens kennzeichnen die Anträge aber die Stellung der einzelnen Parteien zu der Vorlage immer noch kürzer und genauer, als sich dies an der Hand der meist sehr langen und nicht überall ganz von Polemik frei gebliebenen Reden ermöglichen läßt. Uebrigens ist, wie verlautet, die Geschäftsordnungscommission bereits daran, dem ihr ertheilten Auftrage unter Vorsitz des Reichstagspräsidenten von Forckenbeck mit thunlichster Raschheit zu entsprechen und schon für einen der nächsten Tage ist eine Sitzung der Commission anberaumt. Man darf nicht daran zweifeln, daß sie gewissenhaft untersuchen werde, ob „ein gesunder Kern", wie er von Vielen für die Vorlage der Regierung in Anspruch genommen wurde, aus dieser Vorlage herauszuschälen ist.

Als wir vor kurzem an dieser Stelle des in Frankreich eingetretenen Regierungswechsels gedachten, hatten wir nicht erwartet, daß sich unsere Aeußerung, „uns scheine der Stein in das Rollen gekommen zu sein", so rasch bewahrheiten werde. Das Ministerium vom 4. Februar ist schon nicht mehr intact, der Minister des Innern de Marcère hat dem weiter nach links stehenden Lepère Platz machen müssen, auch die Stellung des Finanzministers Léon Say ist bereits stark erschüttert und nur mit Mühe wieder zu befestigen gewesen, und das ganze Cabinet Waddington ist gefährdet, wenn der Antrag der Commission für Untersuchung der Handlungen des Ministeriums vom 16. Mai 1877 auf Inanklagestandversetzung dieses Ministeriums am nächsten Donnerstag zur Annahme in der Kammer gelangen sollte. Das Cabinet Waddington würde nach der Natur der Dinge nur durch ein weiter nach links stehendes Ministerium ersetzt werden können: der Charakter der conservativen Republik, den der Präsident Grévy bei Uebernahme der Präsidentschaft für das Staatswesen Frankreichs so stark betonte, würde dem letzteren damit mehr und mehr verloren gehen. Dieser Einsicht scheint man sich denn auch in Frankreich selbst nicht zu verschließen, und von ganz vereinzelten Journalen rein radicaler Richtung abgesehen, predigt die französische Tagespresse im Augenblicke so ziemlich einstimmig die Ablehnung des Antrages auf Inanklagestandversetzung des Ministeriums Broglie. Selbst-

verständlich folgt man hier aufmerksamen Auges den Vorgängen in Frankreich und wünscht, daß dem Lande weitere innere Kämpfe erspart bleiben. Man verhehlt sich aber auch nicht, daß die höchste Gewalt in den Händen des Marschalls Mac Mahon, so milde und nachgiebig sie auch gehandhabt wurde, doch immer noch eine andere Bedeutung hatte, als diese Gewalt in den Händen seines nichtmilitärischen Nachfolgers. Auch die Rückkehr der Amnestirten, durch welche die Radicalen einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs erhalten werden und unter denen man jetzt auch Ranc, Elie, Brissy und Réclus nennt, sowie die Frage der Rückverlegung des Sitzes der Kammern nach Paris dürften leicht neue Verlegenheiten für die Regierung herbeiführen und weiteren inneren Kämpfen nur zu sehr förderlich sein.

In der Pestfrage ist bei dem Publicum in Folge der in den letzten Tagen eingetroffenen russischen officiellen Nachrichten eine sehr große Beruhigung eingetreten. Der angebliche Petersburger Pestfall ist zu einem wissenschaftlichen Professorenstreite geworden, und für die Dr. Botkinsche Diagnose kann sicher nicht die Thatsache verwerthet werden, daß der Thürhüter Prokoffjeff nahezu vollständig genesen und daß von den vielen Hunderten, die während seiner Erkrankung in seiner Nähe verkehrten, auch nicht ein einziger inficirt worden ist. Von Professor Dr. Hirsch liegt über seinen Befund in Wetljanka und in den von der Epidemie heimgesuchten anderen Orten ein eigener Bericht noch nicht vor. Die Reichscommission für Schutzmaßregeln gegen die Pest und das preußische Cultusministerium sind inzwischen unablässig mit Berathungen über Einrichtung von Quarantäne-, Kranken- und Desinfectionsanstalten beschäftigt, und neuerdings ist auch von der Entsendung einer Commission nach Italien zur Besichtigung der dortigen Quarantäneeinrichtungen die Rede. Wie sehr die Gesundheitsverhältnisse einen Gegenstand der Untersuchung und Erörterung für unsere diplomatische Vertretung bilden, zeigen die nicht wenig zahlreichen Veröffentlichungen von Consularberichten, die gegenwärtig fast täglich unser „Reichs- und Staatsanzeiger" bringt.

10. März 1879. F.

Literatur.

Der neue Plutarch, herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Sechster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879. — Der neueste Band dieses empfehlenswerthen Unternehmens bringt wieder vier Lebensbeschreibungen: der große Kurfürst von Bernhard Erdmannsdörffer, Arthur Herzog von Wellington von Reinhold Pauli, Johann Gottfried Herder von Fr. von Bärenbach, Graf John Russell von Friedrich Althaus. Es sind gediegene Arbeiten, die den Ertrag wissenschaftlicher Forschung in anziehender Form darbieten. Besonders verdienstvoll ist die Erneuerung des Gedächtnisses des Fürsten, der zu der Größe des preußischen Staates den Grund gelegt hat, dessen Lebenswerk es war, „daß aus den Kreisen des deutschen Territorialfürstenthums sich in dem protestantischen Norden eine neue Staatsbildung erhob, welche die Gewähr des Bestehens und Gedeihens in sich trug wie keiner der ihr vorangegangenen Versuche: fest in ihrem politischen Gefüge, durch jungen, im Fluge erworbenen Kriegsruhm geweiht, durch ihre ganze Stellung in der Welt hingewiesen auf die großen nationalen Aufgaben der deutschen Politik, denen sie mit Allem diente, was sie für sich selbst gewann."

g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 13. März 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Feldmarschall Graf von Roon.

Am 23. Februar dieses Jahres ist ein Mann aus dem Leben geschieden, welcher sich in weitesten Kreisen, über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt und hochgeehrt gemacht hat, vom bescheidenen Anfang ausgehend: der Feldmarschall Albert Graf von Roon.

Zu den Sitzungen des Herrenhauses, zu dessen Mitglied er schon vor Jahren durch das Vertrauen seines Königs berufen wurde, nach Berlin gekommen, erkrankte er bald nach seiner Ankunft an asthmatischen Beschwerden, welche ihn seit längeren Jahren häufig gequält und schon öfter lebensgefährlich bedroht hatten. Auch der jetzige Anfall war der sorgfältigen Behandlung seiner Aerzte bald gewichen und man hatte die Berechtigung, seiner baldigen vollkommenen Genesung entgegenzusehen, als der unerwartete Hinzutritt einer entzündlichen Affection der Lungen einen Rückfall zur Folge hatte, den die immerhin gering gewordenen körperlichen Kräfte des 76jährigen Greises nicht aushielten.

Das Leben des Feldmarschalls Roon ist ein typisch altpreußisches, aus jener Generation, welche, mit dem Jahrhundert gehend, in angeborener Liebe zu König und Vaterland die alte Kraft und Energie durch geistige Arbeit zu verstärken wußte. Geboren 1803 als Sohn eines durch die unglücklichen Geschicke des Vaterlandes verarmten pommerschen Gutsbesitzers, verlor er früh den Vater und fast gleichzeitig mit seinem Uebertritt aus dem Cadettencorps in die Armee auch die Mutter.

Er wurde im Frühjahr 1821 als Secondelieutenant im vierzehnten Infanterieregiment angestellt, ohne Zulage auf das damals spärliche Gehalt von 17 Thalern angewiesen. Die kleine Garnison Bromberg war nicht theuer, das Leben einfach und die Ansprüche Aller unglaublich bescheiden. Man freute sich damals der Ruhe und Sicherheit nach langer trüber Zeit, genoß das Ansehen, welches Europa den Anstrengungen des Staates und der Armee rückhaltlos zollte, mit dem Behagen, welches einerseits den Ehrgeiz befriedigte und andererseits zur Erhaltung der Eigenschaften antrieb, die allein die Be-

deutung des armen, immer noch so kleinen Preußens sichern konnten. Daneben herrschte eine gewisse Bitterkeit gegen die verbündeten Mächte, namentlich Oesterreich, deren Regierungen Preußen nicht den der allgemeinen Anerkennung entsprechenden Lohn hatten zu Theil werden lassen. Die Ansicht, daß dieser Sachlage bei nächster Gelegenheit Abhülfe werden müsse, war allgemein, wenn auch vorzugsweise in gewissen gesellschaftlichen Kreisen einflußreich. Bei solchen Anschauungen und Gefühlen bedarf man keiner rauschenden Vergnügungen und noch weniger besonderer materieller Genüsse.

Der schon von den Zeiten des großen Kurfürsten ins Blut gedrungene kategorische Imperativ wurde durch das vom Throne gegebene Beispiel in allen seinen Rechten erhalten.

Der Lieutenant von Roon that in guter Schule vier Jahre seinen Frontdienst tüchtig, ohne dabei die Studien liegen zu lassen, denn schon im Jahre 1825 wurde er nach gut bestandenem Examen zur allgemeinen Kriegsschule, der heutigen Kriegsakademie, einberufen und während des Besuches derselben 1826 in das fünfzehnte Infanterieregiment versetzt. Neben den kriegswissenschaftlichen Vorlesungen interessirten ihn besonders die geographischen und historischen Disciplinen, so daß er auch die Vorlesungen bei Ritter und Raumer auf der Universität hörte.

Unmittelbar nach dem beendeten Triennium, im Jahre 1828, wurde Roon als Erzieher in das Cadettencorps commandirt und bald darauf mit dem Unterricht in der Geographie betraut. Ritter, damals Studiendirector bei dem Cadettencorps, veranlaßte, daß dem jungen Lehrer die Abfassung eines Leitfadens für den geographischen Unterricht in den Cadettenanstalten übertragen wurde. Aus dieser Arbeit entwickelte sich mit Billigung und Unterstützung Ritters ein geographisches Lehrbuch, die bekannten und eine Reihe von Jahren vielfach benutzten „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Ein Leitfaden für höhere Schulen und den Selbstunterricht. Drei Abtheilungen", dessen erste 1832 mit einem Vorworte Karl Ritters erschien. Die zweite, die physische Geographie, folgte im Jahre 1834, und die politische erschien 1840—43. Eine zweite Auflage, mehrfach verändert und vervollständigt, wurde in den Jahren 1837—45 herausgegeben. Die letzte aber erst 1868, für deren Durchsicht und Verbesserung der damals so ernst und vielbeschäftigte Minister das größte Interesse zeigte. Dienstliche Abhaltungen hatten neben der Umarbeitung die raschere Beendigung des Werkes gehemmt. Ueberdies hatte der Wunsch vieler Lehranstalten nach einem abgekürzten Leitfaden den Verfasser veranlaßt einen solchen, auch für die Bedürfnisse der Gymnasien berechneten Auszug, der vorzugsweise nur für Schüler bestimmt war, zu verfassen. Dieses Werkchen, „Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde", ist in erster Auflage im Jahre 1834 erschienen

und unter dem Namen „der kleine Roon" so populär geworden, daß bis zum Jahre 1845 sechs Auflagen erforderlich wurden. Die letzte fiel mit der zweiten der „Grundzüge" zusammen und entsprach den Erweiterungen derselben. Beide Werke waren die ersten, welche die wahrhaft wissenschaftliche Behandlung der Geographie Ritters für die Schulen erleichterten und haben sich, vielfachen Nutzen stiftend, bis in die neueste Zeit erhalten. Mit diesen Arbeiten beschäftigt, wurde der Verfasser von dem Commando zum Cadettencorps entbunden, und bald darauf als Adjutant zum Obercommando des am Rhein seit 1830 zusammengezogenen (damals unter dem General von Müffling stehenden) Observationscorps commandirt.

Als dieses Corps nach der definitiven Constituirung Belgiens aufgelöst wurde, kam Roon zum topographischen Büreau des großen Generalstabs und war bei der Aufnahme Schlesiens beschäftigt. Während derselben lernte er die Familie des Predigers Rogge in Groß-Tinz bei Liegnitz kennen und als er nach Beendigung seines Commandos 1836 als Hauptmann in den Generalstab versetzt wurde, verheirathete er sich mit einer Tochter aus diesem Hause.

Es folgten hierauf glückliche Jahre, während welcher kleinere und größere Instructions- und Recognoscirungsreisen, vorzugsweise nach Oesterreich, den gewöhnlichen Dienst unterbrachen. Im Jahre 1842 wurde Roon als Major zum Generalstabe des achten Armeecorps versetzt, kehrte jedoch bald wieder nach Berlin zurück, um bei seinem früheren Schüler, dem Prinzen Friedrich Carl, als Militärbegleiter einzutreten. Er ging mit dem Prinzen nach Bonn, wo er sich eng mit dem Professor Perthes befreundete, und folgte später den verschiedenen Reisen des Prinzen. Im Jahre 1848 wurde er an Stelle des erkrankten Oberst von Höpfner zum Chef des Generalstabes des achten Armeecorps ernannt, weil die damaligen Verhältnisse dort einen energischen Berather des commandirenden Generals erforderten. Im Jahre 1849 bildete das damals vom General von Hirschfeld commandirte Corps einen Theil der Armee des Prinzen von Preußen, welche die revolutionären Haufen in Rheinhessen und Baden vernichtete.

Nach dem beendeten Feldzuge wurde Roon wieder in die Truppe versetzt und 1850 zum Commandeur des in Thorn stehenden dreiunddreißigsten Infanterieregiments ernannt, welches er bis 1856 führte. In diesem Jahre erhielt er die zwanzigste Infanteriebrigade in Posen und da in jenen Jahren die so lang angehaltene Stagnation in der Armee endlich gebrochen wurde, schon nach zwei Jahren die vierzehnte Division in Düsseldorf. Im Jahre 1859, zur Zeit, als die noch immer unklare Politik mehr oder weniger von Gefühlen beherrscht wurde und eine Parteinahme Preußens für Oesterreich in naher Aussicht stand, zu welcher man sich auch durch Verjüngung der höheren Stelleninhaber vorbereitete, wurde Roon zum Generallieutenant be-

fördert. Glücklicher Weise, eben sowohl in politischer als in rein militärischer Beziehung erlöste der Frieden von Villa franca Preußen von seinen mißverstandenen nationalen Pflichten und die Armee von dem höchst gefährlichen Experiment in der alten Organisation einen großen Krieg zu führen, so wenig furchtbar auch die französische Armee damals thatsächlich war.

Wenn auch bis zu dieser hohen Stellung in der achtunddreißigjährigen Laufbahn des Verstorbenen keine historisch denkwürdigen Leistungen desselben zu verzeichnen sind, so bietet dieselbe doch Seiten genug, welche seine vielseitige Brauchbarkeit, sein ernstes Streben, seinen Fleiß und seinen energischen und festen Charakter deutlich abspiegeln. Diese Eigenschaften aber sollten von nun an recht zur Geltung kommen.

Seit vielen Jahren schon hatte sich bei allen denkenden Officieren das Gefühl geltend gemacht, daß das einzige Organ des Staatskörpers, welches demselben wenigstens den Schein der Großmacht, wenn auch der kleinsten, verlieh, die Armee, nicht mehr eine solche war, mit der man große kriegerische Aufgaben siegreich lösen konnte, wenn solche früher oder später nicht wieder zu vermeiden wären.

Der Theil der Armee, welcher in den Befreiungskriegen unter ganz abnormen Verhältnissen sich fähig gezeigt hatte, die Kraft des Staates fast ungemessen zu vermehren, wenn auch seine Leistungen vielfach allzu glänzend ausgemalt worden waren, hatte sich wie alles in der Welt mit den Verhältnissen verändert.

Der lange Frieden, der Aufschwung, welcher, Dank demselben, in das wirthschaftliche Leben der Nation gekommen war, Sparsamkeitsrücksichten und vor allem die Scheu sich die Schwäche einzugestehen und wenigstens im Kleinen zu verbessern, hatte die Landwehr, das heißt zwei Drittel der Heeresmacht Preußens, in einen Zustand gebracht, welcher sie nicht mehr als kriegerisches Werkzeug ansehen ließ. Jedes sogenannte Königsmanöver, namentlich die in Schlesien 1841 und am Rhein 1842 gaben Gelegenheit sich davon zu überzeugen. Die verhältnißmäßig geringen Anforderungen, welche 1830 und 1831 die Aufstellung des Observationscorps am Rhein und in Posen an die Armee richtete, hatten nur mit großen Opfern befriedigt werden können. Die politischen Erwägungen fielen auch ins Gewicht, obgleich der alte militärische Geist des Volkes keine nachhaltigen Uebelstände hatte hervortreten lassen. Die wenigen Putsche bei einigen rheinisch-westphälischen Landwehrbataillonen wurden leicht unterdrückt und 1848 waren die fünfzig einberufenen Bataillone rasch und vollzählig formirt worden. Auch 1849 hatten sich die drei polnischen Bataillone, welche eigentlich aus den Reihen der Sensenträger einberufen waren, in Schleswig nicht unbrauchbarer erwiesen, als die politisch auch für unsicher gehaltenen westphälischen und rheinischen. In Baden war

es ähnlich gewesen. Geleistet wurde von ihnen wenig, und daß alle übrigen nicht besser sein konnten, weil die Gebrechen allgemein waren, durfte man annehmen. Natürlich war es in jener Zeit so gut als unmöglich an unmittelbare Abhülfe zu denken. Die Mobilmachung 1850, zu einem aller Wahrscheinlichkeit nach ernsten, ja für Preußens Existenz entscheidenden Kriege machte die eminente Gefahr, welche in der militärischen Schwäche des Staates lag, auch den Fachmännern klar, die bis dahin blind an der alten Organisation festgehalten hatten. Und nicht nur die preußischen Officiere erkannten den Zustand. Fast alle fremdländischen Officiere urtheilten, selbst ohne die inneren Mängel zu durchschauen, nur nach den äußeren Eindrücken ähnlich. Wahrscheinliche Feinde, wie alte und interessirte Freunde trafen sich in ihren Ansichten. Ein in jenen Tagen sehr bekannter Mann, der Legationsrath a. D. Köpfer, welcher auch Mitglied des Abgeordnetenhauses war und Verbindungen in allen Hauptstädten besaß, hatte sich Abschriften von Berichten fremdherrlicher Officiere verschafft, welche in dem Urtheile gipfelten, daß die preußische Armee, als Gegner oder Bundesgenosse, nur als Hülfskraft in Berechnung zu stellen wäre.

Diese Berichte blieben einflußreichen Officieren nicht unbekannt und bestärkten dieselben in ihren Bestrebungen. Trotzdem wenig Aussicht vorhanden war, daß der König Friedrich Wilhelm IV. sich zu großen Maßregeln in Bezug auf die historisch gewordene Landwehr, welche aber nicht immer ihren Leistungen nach vollständig geschäftlich richtig geschildert worden war, bereit zeigen würde, trotzdem, und trotz der anscheinenden Unmöglichkeit, die zu einer Umformung der Armee erforderlichen beträchtlichen Mittel bewilligt zu erhalten, fing man doch schon in den Jahren 1855—1857 an, im Kriegsministerium sich mit dem Plane zu einer Verstärkung der Armee zu beschäftigen.

Dem damaligen Oberstlieutenant von Clausewitz, Chef der Armeeabtheilung im Boninschen Ministerium, gebührt das Verdienst, aus eigenem Antriebe den ersten Plan zu einer solchen bearbeitet zu haben. Dieser beschränkte sich in Anbetracht der Bedeutung der Geldfrage nur auf die Infanterie, enthielt aber die Grundlage zu dem, was später wirklich ausgeführt wurde. Nachdem zunächst der Departementsdirector General von Schay und demnächst der Kriegsminister selbst für den Gedanken gewonnen waren, wurden nach und nach eine ganze Reihe von Einrichtungen angebahnt, welche, ohne Mehrkosten zu verursachen, die spätere Durchführung des Planes erleichterten.

In diesen Jahren nahm auch der damalige Prinz von Preußen, welcher in der Auffassung der Verhältnisse sich schon längst mit allen urtheilsfähigen höheren Officieren in völliger Uebereinstimmung wußte, Kenntniß von dem Detail der Pläne, welche er dann selbst nicht nur durchdachte, sondern auch

durcharbeitete und ihnen im Ganzen seinen Beifall schenkte. Deutete doch der Prinz als Stellvertreter seines erkrankten Bruders in der berühmten Rede an das Staatsministerium am 8. November 1858 seine Absichten schon klar an. Es tauchten nun nach und nach auch von anderen Officieren Vorschläge auf. Die Sache lag in der Luft und wurde von Fachkreisen immer wieder durchgesprochen. Im Kriegsministerium selbst arbeitete man aber fleißig weiter. An die Stelle des wieder in die Front zurückversetzten Clausewitz, in der Armeeabtheilung, war der damalige M. Hartmann (jetzt ebenso wie Clausewitz verstorben) getreten. Derselbe ergriff die Angelegenheit nicht nur mit Eifer, sondern erweiterte den Clausewitzschen Plan auch auf die Cavallerie, während gleichzeitig die besonderen Verhältnisse der Artillerie und der Pioniere in entsprechende Formen gebracht werden sollten.

Der Kriegsminister Bonin nahm die Vorschläge an und sie gingen fortan unter seinem Namen.

Auch Roon hatte sich, wie bei ihm natürlich, lebhaft mit solchen Reorganisationsplänen getragen und dieselben in einer Denkschrift niedergelegt, welche dem Prinzen von Preußen im Jahre 1858 eingereicht worden war. Welche Vorschläge diese Denkschrift enthielt, ist außerhalb des Cabinets des zum Regenten gewordenen Prinzen von Preußen und außer einzelnen Personen des Kriegsministeriums niemand bekannt geworden.

Im Frühjahr 1859 mußten alle Pläne bei Seite gelegt, alle Reorganisationsgedanken vertagt werden, denn die eingetretene Mobilmachung der Armee für einen wahrscheinlicher Weise sehr ernsten Krieg erforderte die höchsten Anstrengungen, um die nur zu gut gekannten Mängel der Armee auf das geringste Maß zurückzuführen.

Wie es naturgemäß war, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit die Heeresorganisation, trotz der wahrlich nicht ungünstigen politischen Verhältnisse, als durchaus ungenügend. Die Schwächen der Landwehr traten in erhöhtem Maße zu Tage und als die Demobilmachung der Armee bald befohlen werden konnte, war der Entschluß des Prinzregenten unabänderlich geworden, das Instrument, mit welchem seine großen Vorgänger den Staat gegründet hatten, in seiner Hand wiederum zu einem solchen zu machen, mit dem er den seit 1848 leider vielfach geschwächten Einfluß Preußens auf seine und Deutschlands Geschicke wieder herstellen konnte. Man hatte zwar, mit welchem Rechte ist nicht klar, damals geglaubt, daß der Prinz von Preußen dem sogenannten Boninschen Reorganisationsplan von Hause aus günstig gesinnt gegenüber gestanden, ihn in einzelnen Richtungen sogar verbessert habe, aber in der hohen Gewissenhaftigkeit, die ihm eigen, berief er im Herbste desselben Jahres eine Commission hochgestellter Generale nach Berlin, um unter seinem eigenen Vorsitz die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Die Verhandlungen

blieben geheim, nur so viel steht völlig fest, daß Roon, welcher die Details seines Planes damals im Kriegsministerium durchzuarbeiten bemüht war und dabei erst die ziemlich fertigen Resultate der Boninschen Vorarbeiten kennen lernte, sich von der Undurchführbarkeit der eigenen Ansichten überzeugte und sich offen zu denen des Ministeriums bekannte. Damit stimmt auch sein späteres Verhalten und die bei verschiedenen Gelegenheiten öfter ausgesprochene Hinweisung auf seine lediglich ausführende Thätigkeit der Allerhöchsten Pläne vollkommen überein. Die Commission ging, zunächst ohne bemerkbares Resultat, auseinander; aber schon am 5. December 1859 wurde Roon an Stelle Bonins zum Kriegsminister ernannt. Man vermuthete damals, durch verschiedene Gerüchte, wenig geschickte officiöse Mittheilungen rc. veranlaßt, mehr politische als militärische Gründe für diesen Wechsel, den ersten im Ministerium seit der neuen Aera.

Wie dem auch gewesen sein mag, so viel ist sicher, daß Bonin sich nicht im Gegensatz zu irgend welchen, die Verbesserungen im Heerwesen bezweckenden Maßregeln befand und wohl auch kaum etwaigen politischen Absichten Hindernisse bereitet haben würde. Andererseits bedarf es auch keiner politischen Motive, nicht einmal der Absicht, im Landtage der zu erwartenden Opposition einen schneidigeren Vertreter entgegenzustellen, als es Bonin gewesen, sondern nur der natürlichen Erwägung, daß die zu erwartende körperliche und geistige Arbeit von dem jüngeren, militärisch weit umfassender und gründlicher durchgebildeten Roon besser geleistet werden konnte, als von dem bejahrten, zwar genialen, aber oberflächlichen Bonin.

Ohne auf die Form der Reorganisation hier näher einzugehen, deren Gegner unter Anderem auch das Urtheil ausgesprochen haben, daß sie keine solche sei, sondern einfach eine Verdoppelung des Heeres, mag dies im Ganzen zugegeben werden. Aber das war zunächst die Hauptsache; die allgemeine Dienstpflicht, das Hauptpalladium wurde dadurch erst zur Wahrheit. Die Landwehr aber wurde ohne die Idee, welche den großen Stiftern derselben vorschwebte, mehr zu verändern als zur Schonung der Volkskräfte unbedingt erforderlich war, doch vollkommen neu organisirt.

Die ersten größeren Maßregeln zur Durchführung der Reorganisation wurden schon vor Roons Eintritt in das Ministerium getroffen. Nämlich die nach der Demobilmachung im Sommer 1859 befohlene Beibehaltung der Kriegsbereitschaft. Während derselben wurden aus den Reservemannschaften der Linientruppen und „den schon außerordentlich formirten combinirten Reservebataillonen", den Ersatzbataillonen und -Escadronen und den Landwehrmännern 10 Cavallerie- und 108 Infanteriebataillone formirt.

Im Jahre 1860 mußte Roon persönlich in den Kampf, welcher bis zum Kriege 1866 währte und formell erst durch die Indemnitätsbewilligung nach

demselben sein Ende fand. Nachdem der Prinzregent am 12. Januar bei Eröffnung des Landtags seinen festen Willen, die Wehrkraft des Landes mittelst einer durchgreifenden Reform auf den unbedingt, den europäischen Verhältnissen gegenüber, nothwendigen Standpunct zu bringen, erklärt hatte, wurde am 10. Februar der Gesetzentwurf über die veränderte Verpflichtung zum Kriegsdienst, und ein anderer für die zu der neuen Organisation erforderlichen Geldmittel eingebracht.

Die verschiedenen Phasen des unseligen Zwistes zwischen der Regierung und dem Lande, so muß man der großen Mehrheit der gewählten oppositionellen Vertreter nach wohl sagen, ist noch zu lebhaft in aller Gedächtniß, um auf die Einzelheiten desselben eingehen zu müssen. Der König blieb fest, und Roon, welcher auch in das 1862 neugebildete Ministerium überging, unterstützte seinen Kriegsherrn nicht nur durch seine eminente Arbeitskraft im Ministerium, sondern auch durch seine Reden im Landtage, hier leider ohne den gewünschten Erfolg.

Was alles an Studien, Erwägungen, Berechnungen, Anordnungen zu leisten war, um trotz der Einfachheit und Klarheit des Planes die neue Armee nicht nur zu formiren, sondern ihre Kriegstüchtigkeit für die längste Dauer eines großen Krieges sicher zu stellen, das können nur Fachmänner beurtheilen. Für Fernerstehende sei nur auf die fast verdoppelte Aushebung, den mindestens verdreifachten Bedarf an Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung, den ganz neu aufzustellenden Mobilmachungsplan unter Berücksichtigung des neu entstandenen Eisenbahnnetzes, die Verstärkung der Festungen, die eventuelle Sicherung der Küsten ꝛc. hingewiesen und daran erinnert, daß die wichtigsten Fragen über die neu einzuführenden Geschütze und Handwaffen noch ihre Entscheidung erwarteten, ehe an die Beschaffung gedacht werden durfte.

Und Alles das neben der Nothwendigkeit, sich auf die Kämpfe im Landtage vorzubereiten, um in diesen nicht weniger gewaffnet zu sein, als auf den späteren Schlachtfeldern. Roon war kein oratorisches Talent und bei seinem ersten Auftreten ganz ungeübt; aber er wuchs immer mehr in die ihm aufgedrungene Rolle hinein und wurde schlagfertig wie der Sicherste unter den parlamentarischen Koryphäen. Seine oft sehr langen Reden — einmal vier Stunden — fesselten stets das Haus. Zündende Wärme, fortreißende Phrasen hat er nie besessen, konnte sie nie gewinnen bei der Verbitterung, welche die Kampfesart erzeugte; aber große Klarheit und Bestimmtheit und, wo es erforderlich wurde, die schärfste Schneidigkeit, zur Abwehr ihm unberechtigt erscheinender Ansprüche oder persönlicher Angriffe, machte er sich mehr und mehr zu eigen. Politischer Erwägungen bediente er sich nicht, sondern hielt sich stets auf militärischem Gebiet in der einfacheren Stellung

eines Generals, welcher die Befehle des Kriegsherrn, die für das Ganze maßgebend sein müssen, nicht nur zu befolgen, sondern auch zu vertheidigen hat, wenn nothwendig auch mit seiner Person, in jeder Art des Kampfes. Die Streitigkeiten mit von Vincke, Gneist, von Sybel und dem Präsidenten von Bockum-Dolffs, welche mehrfach bis nahe an Duelle führten, sind bekannt. Wie fatalistisch Roon die ganze Lage ansah, geht aus einem Briefe an seinen Freund Perthes in Bonn aus der damaligen Zeit hervor. Er schrieb, daß er für sich seine bestimmte Ansicht und seine eng begrenzten Pflichten habe, nach denen er handle. Was die Vorsehung beschlossen, werde die Zukunft lehren. Er betrachte den Kampf als ein Gottesgericht.

Doch weder Talent, noch die oft mehr Erfolg habenden Charaktereigenschaften konnten den unseligen Streit schlichten. Wer kann heute den oder jenen von auf beiden Seiten gemachten Fehlern mit Bestimmtheit die Schuld an der Nichterreichung des Friedens zuschreiben? So viel ist sicher, daß die Charaktereigenschaften des Königs, Bismarcks und Roons, welche ihnen nicht zurückzuweichen gestatteten, zum Wohle des Vaterlandes dienten, denn das neuorganisirte, bewaffnete Volk folgte ihnen, und als die wirklichen Kämpfe begannen, vergaßen auch die Gegner die inneren Zwistigkeiten, und Aller Herzen waren, um mit dem alten Fortschrittler Ziegler zu reden, unter den preußischen Fahnen, als sie entfaltet wurden.

Das von Roon erwartete Gericht hat für ihn entschieden. Die victrix causa, welche Gott gefallen, war die seine. Es scheint menschlich, daß diese Wendung auch auf seine äußere religiöse Stellung, welche in den späteren Jahren strenger erschien, als früher, großen Einfluß hatte. Ein Kind aus der Zeit nach den Freiheitskriegen, war Roon unter dem Einfluß des religiösen Aufschwungs erwachsen. Da aber die rationalistische Richtung, aus welcher derselbe erblühte, in jenen Tagen noch von großem Einfluß war, so blieben selbst die Strengsten noch lange äußerst duldsam, namentlich in seiner Geburtsprovinz, wo neben großer Indifferenz die verschiedensten, selbst sectenartigen religiösen Richtungen entstanden. Man sah eben die Religion damals noch als etwas rein Innerliches und Individuelles an.

Und auch in viel späteren Jahren, als die „Frommen" im Lande sich schon, durch äußere Einflüsse begünstigt, enger aneinander anschlossen, blieb Roon sich gleich. Erst das Jahr 1848 und dessen Folgen, welche fast überall die politisch Conservativen mit den religiös Orthodoxen enge verbanden, erschien er äußerlich mehr als Parteimann, wohl ohne es, auf diesem Gebiete, innerlich zu sein. Natürliche Anlage und Jugendeindrücke sind da entscheidend.

Die Reorganisation der Armee ging trotz der Opposition vorwärts. Der kleine Feldzug 1864 zeigte klar, daß die Armee denn doch ein zuver-

lässigeres, schneidigeres Werkzeug zur Durchführung einer sich ihrer Ziele bewußten Politik geworden war. Trotz alledem wurde der innere Frieden nicht hergestellt, und die Regierung war genöthigt, sich durch allerlei Auskunftsmittel das erforderliche Geld zu dem Entscheidungskampfe mit Oesterreich zu schaffen.

Nach der glücklichen Beendigung desselben und der gewonnenen segensreichen Eintracht, als die Schöpfung des norddeutschen Bundes, die erste Etappe zu dem Ziele der Herstellung des Reiches, erreicht war, blieb es der Regierung nicht zweifelhaft, daß es noch großer kriegerischer Anstrengungen bedürfen würde, die Neuschöpfung zu erhalten. Die dem Kriegsministerium obliegenden Arbeiten waren riesig. Roon leitete sie mit gewohnter Einsicht und Energie. Die Organisation der drei neuen, durch die Erwerbung von Hessen, Hannover und Schleswig-Holstein zu bildenden Armeecorps, die Einreihung der Contingente der übrigen Bundesstaaten in die gemeinschaftliche Armee, der dadurch total umzuarbeitende Mobilmachungsplan erforderte eben so viel Energie, um das Ziel nicht außer Augen zu lassen, als Umsicht in den Bestimmungen, welche die Uebergangszeit erforderte, da in den neuen Theilen die preußischen Vorbedingungen fehlten.

Daneben ging das Retablissement der eigenen Armee und die Weiterführung der Einführung der neuen Feuerwaffen. Ebenso mußten die Festungen gegen die gezogenen Geschütze verstärkt werden. Alles das wurde geleistet, und wenn auch der Norddeutsche Reichstag dem Minister anders gegenüberstand, als der preußische Landtag, wenn man sich auch gewöhnt hatte, in demselben keinen Volksfeind, sondern einen hochbedeutenden Staatsmann zu sehen, mußte er doch noch oft genug eintreten, um seine Maßregeln zu erklären, seine Geldforderungen zu vertheidigen. Roon that dies trotz der veränderten Umstände in derselben ernsten Haltung, als früher, und keinem Parlamente gegenüber ist er in ein wärmeres Verhältniß getreten.

Als an dem denkwürdigen 15. Juli der König mit dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke und Roon, welche demselben wegen der drohenden Nachrichten aus Paris bis Brandenburg entgegengefahren waren, Abends auf dem Potsdamer Bahnhofe eintraf, ohne unterwegs Kenntniß von den Vorgängen erhalten zu haben, die an demselben Tage in der Kammer zu Paris stattgefunden hatten, war er überrascht, die Minister und Tausende in und vor dem Bahnhofe versammelt zu sehen. Die Nachrichten waren Nachmittags in Berlin bekannt geworden. Der König trat in den Wartesaal, um sich durch Bismarck die ihn erwartenden Depeschen vorlesen zu lassen. Der Kriegsherr erkannte, daß der Kampf unvermeidlich geworden, und sich zu Roon wendend, erklärte er, daß mobil gemacht werden sollte. Roon erwiderte: Eure

Majestät haben dazu nur eine Unterschrift zu vollziehen, welche ich in spätestens einer halben Stunde mir erbitten werde.

So geschah es, und am Morgen des 16. begann die Mobilmachung, welche in zehn Tagen beendet war, so daß der Aufmarsch des Heeres an der französischen Grenze in den ersten Tagen des August als ausgeführt betrachtet werden konnte, worauf die Operationen unverzüglich begannen.

Auch die süddeutschen Staaten wurden trotz mancher Schwierigkeiten fortgerissen, und die erforderlichen militärischen Verabredungen waren so zweckentsprechend getroffen, daß bei dem anzuerkennenden Eifer und der Tüchtigkeit der dortigen Kriegsministerien, welche die seit dem Jahre 1866 verflossene Zeit gut benutzt hatten, um sich nach preußischem Vorbilde kriegsbereit zu machen, baierische und badische Truppen während der ersten Tage in der Pfalz gefechtsbereit versammelt waren. Auch von diesem Verdienst darf Roon, der doch die Instruction der in das Ministerium commandirten süddeutschen Offiziere geleitet hatte, ein gutes Theil beanspruchen.

Die Erfolge des Krieges sind bekannt. Hier ist aber noch darauf hinzuweisen, welche unermeßliche Arbeit durch die verschiedensten Aufgaben, die der sich stets erweiternde Kriegsschauplatz der Armeeleitung und -Verwaltung stellte, erwuchs. Der Nachschub mußte, den riesigen Verhältnissen gegenüber, geordnet und vermehrt werden. Neue Formationen der zweiten, der Landwehrarmee, zur Bildung neuer Corps in Frankreich, wie zur Besetzung der Küsten und zur Bewachung der jedes bisher gekannte Maß überschreitenden Massen Gefangener wurden nöthig und prompt ausgeführt. Der Bedarf an Waffen, Ausrüstungsgegenständen, Bekleidung zeigte sich über jedes Erwarten groß. Die Verpflegungsbedürfnisse wuchsen, und enorme Belagerungstrains wurden beansprucht.

Wenn auch durch die Organisation des Ministeriums und der militärischen Landesbehörden die erforderlichen Arbeiten getheilt und sichergestellt waren, so ist auch diese Organisation größtentheils Roons Verdienst, und die ersten und letzten Anordnungen zu Allem mußten doch von dem mit auf dem Kriegsschauplatze befindlichen Minister getroffen werden, trotzdem derselbe noch während des Krieges (am 9. Januar 1871) sein Dienstjubiläum feierte, im Alter von fast 68 Jahren.

Die Anerkennung für alle diese Verdienste ist Roon in reichem Maße zu Theil geworden. Zweimalige Dotation, die höchsten Orden, die Grafen- und Feldmarschallswürden und die bei jeder Gelegenheit ausgesprochene Liebe und Dankbarkeit seines Königs und Kaisers geben davon Zeugniß.

Die ersten Jahre nach dem Frieden verliefen in altgewohnter Thätigkeit. Es wiederholten sich nach der Bildung des Reichs die Arbeiten in erweitertem Maßstabe, welche Roon von 1867 bis 1870 geleistet hatte. Dazu

kamen wiederum politische Geschäfte, als er nach Bismarcks theilweisem und vorübergehendem Rücktritt zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt wurde. Die Anstrengungen wurden dem kränklicher gewordenen Manne zu groß. Er erhielt zuerst noch einen Gehülfen, in einem zweiten Kriegsminister, aber schon 1873 war er genöthigt, den Kaiser um seine Enthebung von den Geschäften zu bitten. Verabschiedet wird kein Feldmarschall in Preußen, aber die Niederlegung seiner anderen Stellungen mußte genehmigt werden. Seit dieser Zeit lebte Roon zuerst in der Gegend von Coburg auf einer erworbenen Besitzung und siedelte später nach Schlesien auf ein Gut über, welches seinem Drange nach Beschäftigung noch Gelegenheit zur Thätigkeit bot.

Des Verstorbenen Familienleben war ein gesegnetes. Eine Wittwe und fünf Kinder überleben ihn, drei der Armee in verschiedenen Stellungen angehörende Söhne und zwei verheirathete Töchter. Mit einem 1870 gefallenen Sohne mußte der Vater sein Opfer dem Vaterlande bringen. Ein reiches, schönes Soldatenleben von echt altpreußischem Charakter liegt hinter ihm. Der schönste Lohn, weil von Herzen zum Herzen kommend, wurde ihm vor seinem Hinscheiden zu Theil. Welche Gefühle müssen den fast Sterbenden beseelt haben, als sein greiser, noch höher als er bejahrter Kaiser die Treppen zu seinem Gasthofszimmer hinaufgestiegen, an seinem Lager zum Abschiednehmen erschien, ihm zu danken und ihn zu küssen. Ein Seitenstück zu dem im Bilde verewigten Moment des Abschiedes von Preußens großem Friedrich vom alten Zieten, welchen er im Stuhle zurückhält.

Französische Perspectiven.

Wir sind in den letzten Zeiten gewöhnt gewesen, die Entwickelung der Dinge in Frankreich in günstigstem Lichte aufzufassen. Der glückliche Ausfall der Weltausstellung, der bei diesem Anlaß sich überall aufdrängende, schier unerschöpfliche Reichthum des Landes, der wenigstens bei oberflächlicher Prüfung sichtbare wirthschaftliche Aufschwung, im Gegensatze zu unseren eigenen Finanz- und Zollnöthen, vor allem aber der glatte Verlauf des Regierungswechsels ließen die Hoffnung auf eine dauernd friedliche Zukunft erstarken. Erst die Ereignisse der jüngsten Wochen, die Angriffe auf Marcère und Waddington, der drohende Ministerproceß haben diesen guten Glauben etwas erschüttert und den politischen Horizont wieder bewölkt gezeigt. Wir müssen aber zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß schon vorher einzelne Stimmen sich vom Chore der Hoffnungsvollen schieden und vor dem blinden Vertrauen warnten. Es liegt vor uns der Brief eines hervorragenden Politikers, der

lange in Frankreich gelebt hat, in günstigster socialer Stellung scharf und viel beobachten konnte und dessen Ansicht, wie wir anzunehmen guten Grund haben, in manchen einflußreichen Kreisen außerhalb Frankreichs getheilt wird. Wir heben die wichtigsten Sätze aus demselben hervor, indem wir zugleich bemerken, daß der Brief bereits in den ersten Märztagen geschrieben wurde:

„Mir erschien Mac Mahons Rücktritt vom ersten Augenblicke an als die Einleitung zur Wiederherstellung des Kaiserthums unter Napoleon IV., die aber selbstverständlich nicht auf geradem Wege, sondern erst nach vielen verhängnißvollen Wechselfällen stattfinden kann. Erinnern Sie sich der Worte Thiers', der sein Frankreich kannte: „la république sera conservative ou elle ne sera pas". Conservativ wird aber eine Republik Gambetta, Floquet, Rochefort ꝛc. gewiß nicht sein. Wohl erfolgte der Uebergang der Regierungsgewalt von Mac Mahon an die Republikaner ganz ruhig und ohne die geringste Reibung, aber nur, weil niemand so thöricht ist, einen verfrühten Staatsstreich zu unternehmen. Mac Mahon dankte ab, um einem solchen aus dem Wege zu gehen und bessere Chancen heranreifen zu lassen. Was weiter theils schon erfolgte, theils noch erfolgen wird, darüber denke ich so: die Communards werden amnestirt, sie kehren als gefeierte Märtyrer, eigentlich als Sieger zurück und gewinnen eine verhängnißvolle Bedeutung. Der neue Präsident der Republik gehört der Partei der gemäßigten Republikaner an; aber Grévy und die gemäßigten Republikaner werden rasch von Gambetta und den Radicalen überflügelt und verdrängt. Gambetta trat gegen Grévy aus keinem anderen Grunde zurück, als weil er wünscht, daß die gemäßigten Republikaner sich zunächst abnutzen und ihm, wenn er das Regiment übernimmt, nicht mehr als Opposition gefährlich werden können. Was irgend bezahlte Stellen im Lande hat, wird verdrängt und durch Radicale ersetzt unter dem Vorwande, daß die Regierung der Republik nur den Händen echter, gesinnungstüchtiger Republikaner anvertraut werden dürfe. Es handelt sich in den politischen Händeln in Frankreich nicht blos um Principien, sondern auch um Geld und Gut. Kein Franzose der activen politischen Parteien hält die Revolution für vollendet, so lange er nicht persönlich im Besitze von Geld und Macht ist. Das Corps législatif wird nach Paris versetzt, wo man es mit Hülfe der Communards und der Bevölkerung der Vorstädte terrorisiren, beherrschen und zu allen beliebigen Beschlüssen zwingen kann. Aber auch Gambetta und die radicale Republik werden sich keiner langen Herrschaft erfreuen, sondern von Mr. Floquet und der rothen Republik abgelöst werden und Mr. Floquet demnächst von irgend jemand, von dem die Welt noch nichts weiß. Das Corps législatif reißt alle Functionen der Regierung an sich und übt sie unmittelbar. Wohin das führt, das weiß England aus den

Zeiten des Rumpfparlaments her und Frankreich weiß es aus den Jahren 1792 bis 1794.

Es kommen dann Zustände, vor welchen dem französischen Bourgeois, der meistens ein armseliger Wicht ist, und was besonders entscheidend sein dürfte, auch seiner Frau, die mehr Charakter und Willen hat, in dem Grade angst und bange wird, daß beide bereit sind, sich blindlings in die Arme der ersten besten Macht zu stürzen, die sie zu schützen verspricht. Muß dann die Armee zu Hülfe gerufen werden, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, so wird sie das in ihrer Weise thun und die parlamentarischen Herren Frankreichs können abermals erleben, was ihnen schon vielfach begegnet ist, daß sie durch Grenadiere zu den Fenstern ihres Sitzungssaales hinausgeworfen werden und dieser salto mortale zum Fenster hinaus könnte wieder einmal das Ende der Republik in Frankreich bedeuten. Daß schon das Gambettaische Frankreich „Revanche“ suchen wird, daran zweifelt doch wohl in Deutschland Niemand. Es wird sie suchen und zwar auf Wegen unsauberer Art, welche eine andere Regierung gar nicht einschlagen könnte. Man braucht Verbündete zu einem solchen Beginnen und da ein Gambettaisches Frankreich anständige Verbündete nicht haben kann, so wird es bemüht sein, die Socialisten in Deutschland in Bewegung zu bringen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß es demnächst überall in Deutschland wimmeln wird von Agenten der Internationalen.“

Im Interesse des europäischen Friedens möchte man wünschen, daß der Verfasser zu schwarz sieht und zu dunkel malt. Zwischenfälle, welche alle Combinationen umstürzen, bleiben nicht ausgeschlossen, und vielleicht ermannt sich der bessere Geist in Frankreich früher, ehe es zu so extremen Zuständen gekommen ist. Immerhin darf, selbst wenn nicht die Zeichen der zunehmenden politischen Verwilderung in Frankreich zur Aufmerksamkeit aufriefen, die Stimme eines erfahrenen, ehrlichen Mahners nicht unbeachtet bleiben.

Aus der guten alten Zeit.

Um 1542 schrieb der ehrwürdige Leonhart Widmann, Vicarius im Collegiatstifte zu Regensburg in seine Chronik*): „Es ist so . . grausamlich

*) Chronik von Regensburg im fünfzehnten Bande der Chroniken der deutschen Städte, der die bairischen Zeitbücher von Regensburg, Landshut, Mühldorf und München enthält, und mit jener mustergültigen Akribie gearbeitet ist, die man an Prof. C. Hegel und seinen Mitarbeitern gewöhnt ist. Auch hier wieder fehlt es nicht an höchst werthvollen Erläuterungen, Noten, Beilagen, an einem instructiven Glossar und Register. Aus der Fülle des reichen Stoffes, den dieses preiswürdige Unternehmen deutscher Gelehrsamkeit bietet, erkennt man aufs Neue wieder die Kraft des deutschen Bürgerthums, aber auch die gährenden Zustände einer Uebergangszeit.,

übll, so zerstreut von abegin der welt, so iemerlich auff erden kaum ... gestanden, alls izo und sonderlich im teutschen land.“ Und hinwiederum 1543: „ich glaub für mich warlich, ich haltz gentzlich, das dy welt zu der Zeit Noe so pöß und arg nit gewesen sey, alls eben izo zu diser Zeitt.“ Seine ganze Aufzeichnung aber ist voll von Klagen über die Verworfenheit des gegenwärtigen Geschlechts, sehnsüchtig blickt er zurück auf die Zeit seiner Jugend, in der es lustige Fastnacht gab, man zum Bischof um Krapfen ging, und in der vor allem keine Prädicanten den katholischen Geistlichen die Lebensluft einengten. Doch wie Widmann machten und machen es seitdem Tausende, die von der Vergangenheit als von der „guten alten Zeit“ sprechen und die Gegenwart als die Zeit nie dagewesener Verderbniß beseufzen und anklagen. Dem Historiker ist diese Erscheinung vertraut, er weiß, daß es die „gute alte Zeit“ nie gegeben, daß gewisse Brutalitäten und Schändlichkeiten stets dagewesen und es eigentlich nichts Neues gebe auf Erden. Und jede Kunde aus vergangenen Tagen festigt diese Ueberzeugung. So auch ein Blick in des ehrlichen Widmann Aufzeichnungen, der eine der bewegtesten Epochen unserer Geschichte durchlebte und die Jahre von 1511 bis 1555 beschrieb. Widmann ist ein einfacher katholischer Priester, der mit großem Antheile alles in Regensburg Vorgefallene bemerkt, nicht blos das Eintreffen Karl V. und König Ferdinands, sondern auch all das, was wir heute in den Localnotizen unserer Tagesblätter zu lesen gewohnt sind.

Aber eben die letzteren Berichte zeigen, wie fern jene Tage von der erträumten paradiesischen Ruhe, wie zahlreich die Verbrechen, wie entsetzlich die Sitten der Zeit waren. Und welchen Beitrag liefert selbst der geistliche Berichterstatter für die Verderbtheit des Klerus, vor allem der stolzen Domherren! Da begeht Einer einen nächtlichen Scandal, muß auf zwei Jahre verbannt werden, ein Anderer wird beim Stehlen betroffen, er stahl in kurzer Zeit zweitausend Gulden; „was ein pfaff, in het alle Welt schön, niemand west, das er ein solch pöswicht was“. Ein Guardian der Barfüßer, wegen seines Lebenswandels zur Rede gestellt, schlägt den alten Prior beim Altare mit einem Engel beinahe zu Tode und entkommt nur durch seine Flucht der für viele Schandthaten verdienten Hinrichtung. Ein Domherr bricht Nachts bei einem Mädchen ein, wird dem Dechant ausgeliefert, sein Knecht aber mit Ruthen ausgehauen; ein anderer Priester geräth in Händel mit einem Riemergesellen und haut dabei der alten Riemerin den Kopf ab, ein Domherr erschlägt „muthwillig“ einen jungen Schreinergesellen „ganz unschuldig“, seine Strafe war Verbannung. Ein Pfarrer, stets betrunken, fällt in den Stadtgraben und ertrinkt, die reichen Geistlichen schenken Wein aus, kurz, man ist überall sehr weit vom geistlichen Wandel entfernt. — So wird es wohl begreiflich, daß auch hier für Luthers Werk ein empfänglicher Boden war. Widmann

schreibt 1518 von ihm: „Ungeferlich diß jar hatt Lutter angefangen zu schreiben, ist aber noch nichtz im druck ausgangen, dan er darft vor Kaiser Maximilian nit herfür, so aber der theur und wol zu sagen heilig fürst starb, brach er mit gewaldt herfür und machet vill unrue.“ Schon um 1523 begann diese Unruhe in Regensburg einen bedrohlichen Charakter anzunehmen, einige Bürger fielen dem Domprediger in die Rede, schon schrie man im wilden Lärmen: Schlag todt! Ein Blaufärber Hans sammt einem Genossen hatte ganze Fässer voll lutherischer Bücher hierher gebracht. Für den Klerus begann nun eine schwere Zeit, seine Autorität schwand zusehends, die gierigen Wünsche des Pöbels richteten sich auf sein Hab und Gut, er lebte in steter Besorgniß, die durch Aufhebung vieler alter Bräuche noch gesteigert wird. Das Verhältniß zwischen Laien und Pfaffen bezeichnet Widman gut mit den Worten: „Es war ein steter guter frid, schir wie zwischen hundt und kazen.“ 1524 konnte Regensburg den berühmten Eck im Dome predigen hören, Widmann giebt ihm das Attribut „der truncken“. Das nächste Jahr — 1525 — brachte Stürme und Bedrängnisse. Auch Widmann schiebt Luthern den Bauernkrieg zu, er habe die evangelische Freiheit so hoch gespannt, daß jetzt Alles frei sein wolle, so auch die Bauern, die man nach Tausenden niederschlagen müsse, anderes helfe nicht. Denn sie seien wie die Türken gewesen; so lange es nur über Pfaffen und Klöster ging, da lachte alle Welt, sobald sie aber die Schlösser brachen, da machte sich alle Welt gegen sie auf. Die gräßlichen Strafen, die über sie verhängt wurden, findet auch Widmann ganz am Platze: „es halff auf Erden nichz an in, dan nur würgen ... ir handlung was über den türken.“ Einige Jahre darauf machten auch die Wiedertäufer Sorgen, 1528 wurde einer zu Regensburg geköpft: „es füret in der Henker ewen wie ein mezker ein kalp, er redet nichz, so sprach im nimand zu ... starb ganz verstock.“ 1537 war die Wiedertaufe schon „heimlich eingerissen“, um 1539 stand es schon sehr besorglich mit ihnen, Widmann findet, daß man zu lange zugesehen.

Viele Aufmerksamkeit wendet der Chronist der Belagerung Wiens durch die Türken zu; charakteristisch für die feindselige Stimmung der Bevölkerung gegen den Klerus ist seine Bemerkung: „der pöfl trib vill pöser spitziger wort: wirt Wien verloren, so sehen sy dy pfaffen für!“ Wie viele andere Zeitgenossen sieht auch Widmann den Grund der mannichfachen Heimsuchungen in dem Zorne Gottes über die unerhörten Sünden jener Tage! Ein Lichtblick in seinem Leben sind dagegen die glanzvollen Reichstage, die in seiner Stadt 1532 und 1541 abgehalten werden, von ihnen entwirft er ein farbenfrisches Gemälde. Mit sichtlicher Freude beschreibt er den glanzvollen Einzug Karl V. mit all dem zahllosen Gefolge, den prächtigen Trachten, dem Krachen der Kanonen, dem Trompeten- und Glockengetön, er staunt die Ein-

fachheit, noch mehr die Frömmigkeit des Kaisers an, der wie im Kloster lebe. Dennoch ist es ihm gelungen, kaiserliche Majestät lachen zu sehen, als sich das Volk nach der Procession um die Bäumchen balgte. In der Umgebung des Kaisers ziehen besonders die Spanier die Aufmerksamkeit des Regensburger Vicarius auf sich, er findet viel Wunderbares an ihnen: sie haben den Brauch, meint er, bei Tage zu schlafen, bei der Nacht zu spazieren. Weniger billigt er ihre Raufsucht; er ist so sehr an ihre blutigen Händel gewöhnt, daß er in den Osterfeiertagen schreibt: „es sein nur vier Spanier erstochen worden, sy erstachen ananader, teglich fand man todt leut." Dagegen freut er sich der reichen Gaben, die sie in den Opferstock legen, und der vornehmen graziösen Art, mit der sie sich bei ihren Processionen bewegen. „Da hatt man andacht gesehen," fügt er hinzu, „wir groben püfflischen Teutschen sein mit unser, ja auch der alten religion lautter seu damit gegen diser andechtigen ceremonie gewesen." Aber freilich ist er genöthigt, von einer argen Scene in der Kirche zu erzählen, in der sich spanische Cavaliere den Nonnen nahe drängen, in Streit gerathen und vom Leder ziehen, und muß von ihrer Lüderlichkeit künden. Wahrlich ein grelles Bild, das uns Regensburg während der Reichstage bietet! Die glänzenden Fürsten und Herren, die übermüthigen Kriegsleute, deren Wehren rasch gegen einander aus der Scheide fliegen, die kirchlichen Feste und prachtstrotzenden Umzüge, über alle erhaben der bleiche, kranke Kaiser mit seinen Spaniern! Und dann wieder Regensburg zur Nacht! Hier schrecklicher Kampf aufgeregter Männer, dort viel schreckhafter eine Menschengruppe an der Donau, die bei schwankendem Fackellichte Delinquenten ertränkt! (Seite 123.) Vor der Stadt bei den Thoren aber hängt man an den Bäumen fleißig auf, „so es tag ward, schlug man sy ab, grubs ein." Aber auch Andere waren in unheimlicher Arbeit, die zu begraben, welche die Ruhr hinweggerafft, denn vor Tagesanbruch sollten, um Aufsehen zu vermeiden, die Leichen weggeschafft werden. Im Allgemeinen faßt auch Widmann seine Eindrücke in den Worten zusammen: „. . . nur schlahen, hauen, stechen und würgen tag und nacht." Doch es kamen für unseren Chronisten noch schlimmere Tage; sorgfältig fährt er fort, Fall für Fall alle Unthaten und Hinrichtungen zu erzählen, unschwer läßt sich daraus eine Verbrecherstatistik herstellen, die unserer gar nichts nachgiebt, die trotz der empörend grausamen Strafen nicht gemindert wird. Dabei ist besonders lehrreich, daß die bestraften Verbrecher stets wieder rückfällig werden und unter allen Verhältnissen dem Zuge ihrer Natur gehorchen. Widmann drückt dies kräftig durch den Satz aus: „es ist eben, wen man ein juden taufft und ein Wolff hainlich gewent (zähmt), so lassen sy doch irer tück nit."

Doch um die speciellen Verbrechen zu erwähnen, so sind es vor allem

mit sorgfältigem Gaunerraffinement ausgeführte Mordthaten an Priestern (Seite 129, 131, 134, 186), Todtschlag, selbst unter des Kaisers Trabanten, Einbruch, Falschmünzerei, Entführungen von Bürgerstöchtern durch neapolitanische Adlige, schwere körperliche Beschädigungen u. dgl. m. Entscheidend für die Eingangs gemachte Bemerkung, daß man auch damals die gute alte Zeit nicht finden könne, ist aber nicht blos das stete Vorkommen des Verbrechens, sondern vor allem die sinnlose Grausamkeit der Strafen. Da wird z. B. 1522 ein altes Weib wegen Diebstahls ertränkt, ein vierundzwanzigjähriger Mörder um 1529 von drei Henkern mit Zangen zerrissen, „vier Glieder abgestossen, gespießt, am Spieß 190 Schläge gethan, bis sie den Spieß durchgetrieben haben"; ein anderer Mörder wird, nachdem er mit Zangen gezwickt ward, gespießt, und als er da noch lebt, „stößt ihn der Henker mit dem Rath 11mal auf die Gurgel" u. s. w. Rossetäuschler, die sich gegen das Verbot Bescheid zutrinken, werden unter den Pranger gestellt und ihnen Zähne ausgebrochen, aus Gnade(!), denn eigentlich sollten sie geköpft werden. Ein Nachrichter, der um 1552 einen verurtheilten Landsknecht nicht geschickt hinrichtet, wird selbst gehenkt, die Körper der Gerichteten häufig bis Nachmittag auf dem Platze liegen gelassen. Mit den brutalen Gewaltthaten und abstoßenden Executionen, von denen Widmann erzählt, verbindet er Angaben über Selbstmord (147) und über leichtsinnige Weiber, sollten diese beschrieben sein, bemerkt er, es wäre ein ziemliches Register voll; allerdings ist die Notiz, daß um 1532 1500 Prostituirte in Regensburg gewesen — wenn nicht übertrieben — ein Beweis hierfür.

Trüber wurden die Zeiten, trüber auch die Aeußerungen Widmanns. Gegen Luther, Zwingli und die Reformation, die ihn und Seinesgleichen in jeder Weise bedrängte und schädigte, wird er immer verbitterter, seine Ausbrüche sind mitunter von nicht citirbarer Grobheit. Begreift man auch, daß die rohen Angriffe auf den Stand, der einstens so viel bedeutete, die brutalen Bilderstürmereien die Seele des alten Herrn erregen mußten, so stimmt uns sein Aerger über das gute Essen oder die reichen Heirathen evangelischer Prädicanten durch den schlecht verhehlten Brodneid eher heiter. Wie komisch klingt es z. B., wenn er anhebt, wie man die Pfaffen lange bezichtigt habe, der Wittwen Häuser aufzuessen, jetzo wolle man es ihnen nicht mehr vergönnen; die Verwalter der neuen Religion aber hätten neulich vom Besten auf fünf Tischen auf Gemeindeunkosten gegessen: gesottene und gesulzte Fische, Gesottenes und Gebratenes und den besten Win getrunken, das ir vil taumleten! Beim zweiten Regensburger Tage aber erregt Philipp von Hessen seinen Zorn, der zu Tische blasen ließ, als kaiserliche Majestät zur Kirche zog, „laß im einer das einen schenen evangelischen truz sein!" Gefahren brachten auch die fortwährenden Landsknechtszüge, die in ihren Folgen den

damals wieder niedergehenden Heuschrecken glichen. Widmann nennt sie Kistenfeger und meint, der Türke wäre Manchem so nützlich gewesen, wie sie, die vor ihm beschützen sollten. Besonders arg trieben es (1542) die aus Köln, Jülich und Cleve, sie zahlten Niemand und waren ein unruhiges, Angst erregendes Volk. Aber wie kamen sie wieder! „Um Martini kamen die ersten Knecht so armselig daher, daß viele Leute über sie weinten, von Wien an lagen sie krank, todt, leblos auf den Strassen, alle Spitäler voll, hätt der dreißigst kein Zehrung und war es so erbärmlich, daß es nicht genugsam beschrieben werden kann, es starben an jedem Tag hier im Spital, vor den Thoren und auf den Gassen 6, 8, 10 u. s. w., daß es zum erbarmen war." Aber bald hörte das Erbarmen auf, es nahten die Helfensteiner, fast lauter Doppelsöldner, „es war ein ruchloses Volk, es kam der hundertste Knecht in keine Kirche, aber den ganzen Tag würgten sie sich und schlugen auf einander wie die wüthenden Hund". Nur die Reiter aus der Mark thaten keinen Schaden, sie waren auch gar gut und wohl geputzt und gerüstet und waren züchtig, während die Bamberger den ganzen Tag sich in Gotteslästerungen ergingen, „so daß es kein Wunder gewesen wäre, die Stadt wäre mit uns allen versunken!" Das wandernde Volk war auch wegen contagiöser Krankheiten zu fürchten, oftmals war ein Sterben gewesen; 1552 trifft man wieder Vorkehrungen: „Wie es züpfet an der pesste", solle man in den Häusern nichts Stinkendes verwahren, nichts derartiges auf die Straße schütten, die Häuser sorgfältig kehren. Dies geschah auch wegen der großen Kriege in Ungarn und Frankreich, auch verbot der Magistrat alle Tänze, Mummereien u. dgl., „damit ein jeglicher Christenmensch es sich mehr zu Herzen nehme und betrachte, wie viele unserer Mitchristen jetzo umkommen, verbrennen, erfrieren, erhungern". Doch bald trat den Regensburgern selbst die Kriegsgefahr nahe, sie nehmen Landsknechte ein, die ganze Bevölkerung schanzt, man wirft Mauern auf, das alte Kloster von Weihenstephan fällt aus strategischen Gründen der Niederreißung anheim, für Widmann ein düsterer und wehmüthiger Anblick; er kann es sich aber nicht versagen, nach dem Spaziergange, auf dem er das liebe Klösterlein nicht mehr erschaut, die Bemerkung einzutragen: „Ich halt, wen unsere christliche, gotsferchtige, frume voreltern nit so vil kirchen gebaut hetten, so het man izo nit stein zu den pasteyen."

Auch diese Belagerung überdauerte der ehrsame Vicarius, der noch den Schmerz erlebte, seinen Sohn (!) sterben zu sehen, aber immer größer ward in ihm die Besorgniß über die ihm so widerliche Entwickelung der Dinge, er fürchtet für das Christenthum und betet: „O gott hilff und mere unsern glauben, das uns nit geschech, wie in Asia und Affrica geschehen ist, dan es schickht und lest sy wol also ansehen, das der christlich glaub wird aus dem

teutschen landt genumen und khomen wert, denn man bereytt je den Türckhen einen guetten, sichern und glatten weg in teutschen landen." Immer kürzer und düsterer werden unseres Chronisten Aufschreibungen; 1554 gesteht er: „Ich bin alt und verdrossen worden, merckh und schreib wenig mer, aus ursach: es ist alweg zehen böß gegen einem guetten, darumb so laß ich's bleiben, bevilchs gott, der schickts alles zum besten." 1555 brechen die Aufzeichnungen ab; am 30. März 1557 ist Leonhart Widmann gestorben. Die Verhältnisse, die ihn umgaben, waren ihm unverständlich und unhold geworden, nicht einmal die Erinnerung an die einstige gute Zeit machte ihm das Leben erträglicher.

Wir aber, die wir seine Chronik lesen, sehen aus ihr aufs Neue, wie ungerecht die Sehnsucht nach früheren Tagen ist und welchen Fortschritt trotz all' der großen Unvollkommenheiten auch unseres Daseins die oft bescholtene Gegenwart aufweist.

Wohlfahrtseinrichtungen.

Aus den wirren und verwirrenden Kämpfen um graue Theorien und unlösbare Probleme rettet sich der Socialökonom, und das sind wir im weiteren Sinne doch wohl Alle, gern einmal auf das gesündere Gebiet des praktischen Lebens, um mit eigenen Augen Noth und Elend kennen zu lernen, um zu erforschen, wie man ihnen abhilft, wie man ihnen vorbeugt, um mit der That zu helfen. Jeder thut da, wo Noth und Elend eingekehrt, wohl das Seinige, so viel er vermag und so gut es geht. Allein erfolgreich kann auf diesem weiten Gebiete menschlichen Strebens nur eine Vereinigung oder eine Gesammtheit wirken, werde sie nun durch einzelne Gesellschaften oder durch den Staat selbst repräsentirt. Auch hier ließe sich von einer Arbeitstheilung sprechen. Der Einzelne mag Almosen darreichen, Besuche bei Kranken und Armen, namentlich auch bei verschämten Armen, machen, Wohlthätigkeitspflege überhaupt üben, die Vereine mögen diese freiwillige Thätigkeit organisiren, Greise, Kranke und Kinder, Arbeits- und Obdachlose unterbringen und speisen, Schulen einrichten, Vorlesungen veranstalten, Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung, Credit-, Productiv-, Consum- rc. Vereine ins Leben rufen, der Staat endlich möge Hospitäler, namentlich auch gegen Epidemien, Pfand- und Arbeitshäuser erbauen, das Schul- und Unterrichtswesen organisiren, Spar-, Pensions- und Versicherungscassen hervorrufen und beaufsichtigen und durch eine gute Gesetzgebung Arbeit und Wohlstand fördern. Durch verständige Beihülfe, mehr noch durch zweckmäßig organisirte Präventivhülfe können Individuum, Gesellschaft und Staat wohl erfolgreich gegen Noth

und Elend, die nun einmal allerdings unzertrennlich mit dem Leben der Menschheit verknüpft sind, ankämpfen.

Wichtiger als die Beihülfe ist die Präventivhülfe; sie will nicht direct helfen, wohl aber allen schlimmen Eventualitäten vorbeugen; sie kann außerordentlich viel leisten, ob sie nun durch private oder staatliche Thätigkeit ausgeübt wird. Fast überall steht sie in größerem oder geringerem Grade unter der Aufsicht des Letzteren. In welch mannichfaltigen Formen diese Präventivhülfe sich bereits zeigt, haben die Anfang Juli 1878 stattgehabten Verhandlungen des Pariser Congresses für Wohlfahrtseinrichtungen aufs Befriedigendste dargethan. Dieser Congreß erörterte in drei verschiedenen Sectionen die drei Hauptformen der Präventivhülfe: 1) Sparcassen, insbesondere Post-, Schul- und Fabrikſparcassen; 2) Vereine zu gegenseitiger Unterstützung, Versicherungswesen, Alterversorgungscassen; 3) Consumvereine, Crediteinrichtungen, Volksbanken. Anträge und Resolutionen wollte der Congreß nicht fassen, er sollte nur Gelegenheit geben, Mittheilungen und Erfahrungen aus den verschiedenen Ländern auszutauschen, was denn auch in reichem Maße geschehen ist.

Ein erfreuliches Zeichen von Allem ist die große Entwickelung, welche das Sparcassenwesen neuerdings genommen. Es wird nicht nur mehr, es wird auch zweckmäßiger gespart. In Großbritannien waren die Gesammtbeträge der ersparten Summen von 968,632,450 Frcs. im Jahre 1865 auf 1,059,707,902 Frcs. im Jahre 1875 angewachsen, in Oesterreich während derselben Zeit von 714,266,722 Frcs. auf 1,473,147,517 Frcs., in Preußen von 334,817,591 Frcs. auf 1,390,096,759 Frcs., in Frankreich von 462,144,957 Frcs. auf 573,498,988 Frcs., in Italien von 224,942,827 Frcs. auf 527,201,383 Frcs. 2c. In Dänemark hatte durchschnittlich jeder Einwohner 16,6 Frcs. im Jahre 1875 gegen nur 9,3 Frcs. im Jahre 1865 auf der Sparcasse, in Sachsen 12,3 gegen 4,4 Frcs., in Baden 8,1 gegen 4,7 Frcs., in Oesterreich 6,8 gegen 3,5 Frcs., in Oldenburg 6,4 gegen 3,1 Frcs., in Preußen 5,4 gegen 1,7 Frcs u. s. f. Die Heimath der Sparcassen ist England; sie stehen jetzt in den meisten Ländern unter Aufsicht des Staates oder sie werden, wie z. B. in Belgien und Italien, vom Staate selbst verwaltet. Ueber ihre verschiedenen Organisationen und Geschäftsprincipien entspann sich auf dem erwähnten Congreß ein lebhafter Austausch. Die betreffenden interessanten Verhandlungen werden demnächst veröffentlicht werden. Postsparcassen bestehen in England, wo sie schnell beliebt geworden sind, in Belgien, Italien und, mit vorerst geringem Erfolge in Frankreich. Seitens der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung soll beiläufig dem Vorgange dieser Länder gefolgt werden; sie hat zu diesem Behufe bereits vor einigen Monaten dem Reichskanzler einen ausführlichen Plan zur Einführung des Postsparcassensystems für das deutsche Reich unterbreitet. Auch

über die in Deutschland noch nicht zur Einführung gelangten Schulsparcassen wurden interessante Mittheilungen gemacht. Diese Schulsparcassen stammen aus Frankreich, wo seit 1874 deren 8299 errichtet wurden, an denen gegenwärtig 173,000 Schüler mit einer Gesammteinlage von mehr als 3 Millionen Frcs. Theil haben. Auch in England, Holland und Belgien hat sich diese Institution bereits eingebürgert, während sie in Italien nur schwachen Anklang fand, in Deutschland aber vorerst nur kühler Zurückhaltung begegnete. Immerhin scheint die Sache noch weiterer Erörterung werth. Fabrikspar-cassen bestehen seit einiger Zeit in Frankreich, nicht ohne hübsche Erfolge zu erzielen, doch liegen sie noch zu sehr in den Anfängen, um ein entscheidendes Urtheil darüber zu gestatten.

Was die Hülfsvereine anbelangt, so besitzt vor allem England in dem Verbande der Friendly Societies ein mächtiges Institut für die Förderung von Wohlfahrtseinrichtungen aller Art. Von der umfassenden Thätigkeit der englischen Hülfsvereine kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß der große Hülfsverein zu Manchester 526,000 Mitglieder und 80 Millionen Mark Vermögen zählt. Hülfsvereine aller Art bestehen in den industriellen Bezirken Frankreichs wie namentlich auch im Elsaß in Folge des wohlthätigen Wirkens der Mühlhauser „Société industrielle". Die Einrichtungen derselben*) begleiten, wie der Geheime Oberpostrath Dr. Fischer, der Delegirte des Deutschen Reichs auf dem erwähnten Congreß, in seinem Bericht an das „Archiv für Post und Telegraphie" zutreffend resumirt, vorsorglich und umsichtig in Gestalt von Vereinen für Wöchnerinnen, Krippen, Kleinkinderbewahranstalten, Schul-, Turn-, Gesang- und sonstigen Unterrichtsvereinen den Arbeiter und seine Familie von der Wiege bis zum Grabe, sie sorgen durch die musterhafte Einrichtung von Arbeiterwohnungen für ein gesundes, trauliches, das Familienleben förderndes Heim, das gegen mäßige Abzahlung innerhalb voraus bestimmter Fristen in das freie Eigenthum des Arbeiters übergeht; sie schaffen dem Unverheiratheten bei soliden Arbeiterfamilien billige Unterkunft, in gemeinsamen Speiseanstalten gesunde Kost und passende Erholung, sie gewähren dem Kranken ärztlichen Beistand, Pflege und Krankengeld; sie erleichtern den Hinterbliebenen durch Begräbnißvereine die Sorge der Bestattung und durch Alters- und Wittwenversorgungscassen die fernere Aufrechterhaltung des Familienstandes, wobei sie im Wesentlichen auf die Beiträge der Arbeiter gestützt sind. Sie haben bisher die socialdemokratische Agitation im Elsaß wirkungslos gemacht. In Deutschland ist das Hülfsvereinswesen allzusehr zersplittert, als daß hier näher darauf eingegangen

*) Einen ausführlichen Bericht darüber erstattete ich im neuesten Hefte des „Arbeiterfreundes" (Jahrgang 1878, Heft 6, S. 413—426), auf welchen im Interesse der Sache aufmerksam zu machen ich mir hier gestatte.

werden könnte, es fehlt ihm nicht, obwohl im Einzelnen viel geleistet wird, an Mängeln in der Organisation. In Bezug auf das Versicherungswesen stehen England und Nordamerika allen übrigen Ländern voran, dagegen ist insbesondere Deutschland noch viel zu sehr zurückgeblieben. Es muß nach dieser Richtung bei uns mehr geschehen, wie in Bezug auf die Organisation von Altersversorgungscassen in den Culturstaaten überhaupt.

Die dritte Abtheilung der Wohlfahrtseinrichtungen umfaßt die Consumvereine, Creditgenossenschaften und Volksbanken. Da, wo sie, wie in England, ohne alle Vermischung mit Wohlthätigkeitszwecken auf dem Grundsatze der Selbsthülfe beruhen, haben sie die größten Erfolge erzielt, in Frankreich haben sie seltsamer Weise nur sporadischen Anklang gefunden, in Deutschland sind sie, speciell die Creditgenossenschaften, durch Schulze-Delitzschs Wirken zu hoher Blüthe gelangt, auch in der Schweiz und Italien sieht man sie prosperiren.

Wie hieraus ersichtlich, bleibt auf dem Gebiete der Wohlfahrtseinrichtungen, namentlich derjenigen, welche auf einer vorgeschritteneren Stufe der Selbsthülfe beruhen, noch viel zu thun und vor allem bei uns in Deutschland. Daran zu erinnern in einer Zeit, welche die Kluft zwischen Capital und Arbeit, zwischen Reichthum und Armuth, zwischen Ueberfluß und Noth sich immer mehr erweitern sieht, scheint dringend geboten.

Aus dem Reichstage.

Unter den neu eingegangenen Vorlagen befinden sich zwei, die insofern durch unschuldige Harmlosigkeit sich abheben von dem übrigen Material, als sie außerhalb des aufregenden zollpolitischen Kampfes liegen, nämlich ein internationaler Vertrag, gemeinsame Maßregeln gegen die Reblauskrankheit betreffend, und ein Gesetz zum Schutz nützlicher Vogelarten, das ebenfalls an internationale Verhandlungen über diesen Gegenstand sich anlehnt und eine Gleichmäßigkeit der Gesetzgebung hierüber in verschiedenen Staaten anbahnen soll. Es drängt sich bei diesen Vorlagen der Gedanke auf, wie stark die Anschauung, auf der sie beruhen, im Gegensatz steht zu der Anschauung, die in weiten Kreisen jetzt den Forderungen einer neuen Zollpolitik zum Grunde liegt. Beide Vorlagen gehen davon aus, daß das Leben und die Interessen der Nationen mit so vielfachen Fäden mit einander verknüpft und gegenseitig verflochten sind, daß nicht eine Isolirung der einen Nation von der anderen dem gemeinsamen Interesse entsprechen kann, sondern eine größere Annäherung und eine gemeinsame, vertragsmäßige Regelung mancher Ange-

legenheiten, die bisher von jedem einzelnen Staat ohne Rücksicht auf den anderen behandelt wurden. Die neue Zollpolitik dagegen will uns glauben machen, es sei eine nationale Politik, wenn Deutschland als geschlossener Handelsstaat sich isolire und auf sich selbst beschränke und an die Stelle internationaler Verträge einen rücksichtslosen autonomen Tarif treten lasse, dessen Nachahmung durch die Nachbarstaaten das theure Schauspiel eines permanenten Zollkrieges hervorrufen muß, der so lange dauern wird, bis man, durch unsägliche Verluste belehrt, in die jetzt verurtheilte friedliche Bahn der Verträge zurückkehren wird, die man jetzt bei Reblauskrankheit und Vogelschutz dem deutschen Interesse für entsprechend hält.

Wenn wir von so harmlosen Dingen, wie Reblauskrankheit und Vogelschutz, sprechen in dem Augenblick, wo ein leidenschaftlicher Kampf um wirthschaftliche Interessen tobt und alle Welt vom Reichstag eine baldige Lösung erwartet, so geschieht dies, weil der Reichstag selbst zur Zeit vergebens nach solcher Lösung verlangt, für die ihm noch alle Vorlagen fehlen, so daß er mittlerweile, wenig befriedigt von der peinlichen Rolle des Abwartens, mit minder wichtigen sich beschäftigen muß, ohne daß bei der herrschenden Stimmung für irgend einen Gegenstand sich ein rechtes Interesse und eine frische Stimmung gewinnen ließe, so lange die Ungewißheit über unsere Zukunft so bleischwer auf Allen lastet. Nur ein Gegenstand durchbrach diesen Damm und erregte ein lebhafteres Interesse, das war das Gesetz über die Disciplinargewalt des Reichstages, dessen schließliche Ablehnung eben so sicher vorausgesehen werden konnte, wie die Ablehnung des staatsanwaltschaftlichen Antrages wegen der Verhaftung des Abgeordneten Fritzsche. So brachte der Kanzler den Reichstag in rascher Folge zweimal hintereinander in die Lage, der Regierung eine Niederlage bereiten zu müssen, wir sagen ausdrücklich bereiten zu müssen, denn in beiden Fällen wäre eine Annahme der Regierungsanträge dem Abdanken des Parlaments gleich gewesen, eine Anschauung, deren Berechtigung durch die Thatsache wohl erhärtet wird, daß beide Vorlagen auch bei den conservativsten Regierungsfreunden theils entschiedenen Widerspruch, theils wenigstens keine Sympathie fanden. Trotz dieser sicheren Aussicht auf Mißerfolg, trotz der dringenden Abmahnungen seitens einzelner Regierungen gegen die Vorlegung des Disciplinargesetzes hat der Reichskanzler seinen Willen durchgesetzt, hat das Gesetz vorgelegt und dessen Vertheidigung in so kühler und resignirter Weise geführt, daß man zweifelhaft sein konnte, ob ihm die Annahme erwünschter sein werde als die Ablehnung. Man hat daraus gefolgert, daß beide Vorlagen nur gemacht seien, damit der Reichstag durch ihre Ablehnung für die Auflösung reif werde, damit außer in der Zollpolitik auch noch in ein paar anderen Puncten eine Spaltung zwischen Regierung und Reichstag sich ergebe. Wir mögen solche

Absicht nimmermehr voraussetzen, aber wenn auch unbeabsichtigt, sicher ist der thatsächliche Effect vorhanden, daß ohne alle Noth der Reichstag gezwungen ward, Verlangen der Regierung abzulehnen. Wir sagen ohne alle Noth, denn war denn wirklich das bisherige Verhalten der Redner im Reichstage so gefahrdrohend, daß die Verfassungsbestimmung, wonach der Reichstag selbständig seine Geschäftsordnung und seine Disciplin regelt, aufgehoben werden und die Regierung durch ein Gesetz in diese Selbständigkeit eingreifen mußte? War die Gefahr so groß und unmittelbar, daß nicht einmal abgewartet werden konnte, ob nicht der Reichstag selbst, der schon ein paar Mal seine Geschäftsordnung abgeändert und dem Bedürfniß entsprechend weiter entwickelt hat, etwaige Lücken darin ausfüllen und seine Disciplin verschärfen werde, mußte wirklich, ohne hierzu Raum zu lassen, durch solche Gesetzesvorlage dem Hausrecht des Reichstags so bedenklich zu nahe getreten werden? Denn abgesehen von einem Theil der sachlichen Bestimmungen der Vorlage, die weit über das nothwendige Maß hinausgehen, ward darin vor allem das Ungeeignete der Vorlage empfunden, daß durch dieselbe in das Verfassungsrecht des Reichstags, seine Disciplin selbst zu regeln, eingegriffen und dasselbe thatsächlich aufgehoben ward, da nach Annahme des Gesetzes der Reichstag Abänderungen der betreffenden Theile seiner Geschäftsordnung nicht mehr selbständig, sondern nur im Wege des Gesetzes, d. h. mit Genehmigung der Regierung hätte vornehmen können. Dieser Empfindung gab den unzweideutigsten Ausdruck der Fürst Hohenlohe-Langenburg, dessen entschiedene Zurückweisung solchen Eingriffs in das Hausrecht des Reichstags gerade aus dem Munde dieses loyalen und gemäßigten Mannes besonders wirkungsvoll sein mußte. Es ist nicht ganz richtig, wenn von manchen Seiten gesagt wird, der Reichstag habe die Vorlage zurückgewiesen, weil er die Bedürfnißfrage geleugnet habe. Ueber das letztere war kein volles Einverständniß vorhanden, wohl aber darüber, daß wenn eine Aenderung nöthig sei, der Weg des Gesetzes durch eine Regierungsvorlage hierzu nicht einzuschlagen sei, sondern der Reichstag aus seiner Initiative heraus im Wege der Geschäftsordnung die Aenderungen zu beschließen habe.

Manche leugneten, daß zu solcher Aenderung überhaupt schon ein Bedürfniß vorhanden sei, die Mehrheit der nationalliberalen Partei aber glaubte sich in keinem Falle einer näheren Prüfung dieser Revisionsfrage entziehen zu dürfen, und aus dieser Anschauung ging der Stauffenbergsche Antrag hervor, daß nach Ablehnung des Gesetzes die Geschäftsordnungscommission unter Vorsitz des Präsidenten mit Begutachtung der Frage wegen Revision der Geschäftsordnung beauftragt werden solle. Durch Annahme dieses Antrages hat der Reichstag der Sache die einzig richtige Wendung gegeben, er hat sein Hausrecht, seine Selbständigkeit gewahrt, er hat aber nicht auf diese

Negative sich beschränkt, sondern aus eigner Initiative Hand angelegt an eine Ergänzung oder Abänderung seiner Geschäftsordnung. Wir glauben nicht, daß man darin sehr weit zu gehen braucht, um dem jetzt vorgetretenen Bedürfniß, dessen Vorhandensein wir anerkennen, zu entsprechen. Es wird sich wesentlich nur darum handeln, die Gewalt des Präsidenten noch etwas zu erweitern, und zwar in der Richtung, daß er die Entziehung des Wortes, die jetzt nur nach vorheriger doppelter Verwarnung zulässig, auch schon früher aussprechen kann. Auf diese Weise wird die Vollendung gefährlicher „Brandreden" verhindert. Beschränkungen der Veröffentlichung gehaltener Reden halten wir für unausführbar und für unzulässig; die Thätigkeit des Reichstags beruht wesentlich auf dem Gesammteindruck der öffentlich-mündlichen Verhandlungen, dieser Gesammteindruck darf nicht dadurch verschoben und entstellt werden, daß ein einzelnes Glied daraus weggelassen oder unterdrückt wird. Die unvollständige Veröffentlichung würde in vielen Fällen schlimmer wirken, als die ganze Veröffentlichung, wenn auch leidenschaftliche und unweise Worte darin vorkommen, die doch in der Regel ihre Correctur in der Debatte selbst finden. Im Ganzen wird man wohl anerkennen müssen, daß kaum irgend eine parlamentarische Versammlung verhältnißmäßig so frei ist von leidenschaftlichem, scharfen Ton ihrer Redner, wie der deutsche Reichstag. Eben so erkennen wir aber auch an, daß seine Geschäftsordnung bis jetzt der scharfen Mittel entbehrt, die andere Parlamente haben, und die nothwendig sind, um beim stärkeren Hervortreten leidenschaftlicher Gegensätze die Ordnung und Würde aufrecht zu erhalten. Die Geschäftsordnung und Disciplin aber kann nur groben Verstößen und Excessen begegnen, den rechten Ton der Verhandlungen kann sie nicht erzeugen oder machen, der hängt vom Tact und Bildungsgrad der Mitglieder ab wie von dem Bildungsgrad und der Theilnahme und Kritik der Bevölkerung, die vom allergrößten Einfluß auf den Ton und die Haltung der Reichstagsredner ist. Recht wünschenswerth, um einen ruhigen Ton zu erhalten und vor häufiger Wiederkehr gereizter Scenen sicher zu sein, ist dabei das eine, daß die einzelnen Redner freibleiben von jener nervösen Reizbarkeit, die jeden Ton, der ein wenig abweicht von dem milden Adagio eines zahmen Pastorale, jede Kritik, die über diese sanfte Gangart hinausgeht, als persönlichen Angriff auffassen und mit vollem Pathos zurückweisen zu müssen glaubt. Ohne solche Reizbarkeit würde der Reichstag frei bleiben von peinlichen Scenen, wie sie eine der letzten Sitzungen darbot, Scenen, die recht bedauerlich sind, aber doch mehr durch Temperament und Individualität Einzelner bedingt werden, und noch keinen Anlaß geben, mit den Kanonenkugeln eines Ausschließungsgesetzes auf die Redefreiheit des Parlaments zu schießen, ohne welche ein Parlament nicht nur unwirksam, sondern gefährlich würde.

Die Etatsberathungen, die zum Theil direct im Plenum, zum Theil nach Vorberathung durch die Commission stattfinden, gehen bis jetzt so glatt von statten, daß Aussicht vorhanden ist, vor Ende März, also vor Ende des Etatsjahres, den neuen Etat fertig zu stellen. Durch einige Abstriche, namentlich im Marineetat, beabsichtigt man, die Matricularbeiträge so weit zu ermäßigen, daß sie nur wenig den vorjährigen Betrag zu überschreiten brauchen. Eine Enttäuschung erfuhr der Reichstag bei der ersten Berathung des Marineetats, insofern er erwartet hatte, bei dieser Gelegenheit irgend eine Aufklärung zu erhalten über das Resultat der Untersuchung wegen Untergangs des Großen Kurfürsten. Volle neun Monate sind seit jener schrecklichen Katastrophe vergangen, die circa dreihundert Angehörigen unserer Marine einen plötzlichen Tod bereitete und unserer jungen Marine eines ihrer besten und kostbarsten Schiffe raubte. Die Nation hat um so mehr ein Recht, Aufklärung über die Gründe jener räthselhaften Katastrophe zu verlangen, als von manchen Seiten weder ein unglücklicher Zufall, noch ein persönliches Verschulden, sondern Fehler des Systems, der Organisation als Ursachen bezeichnet wurden. Im Herbstreichstag ward eine Interpellation über die Sache dahin beantwortet, daß vor Abschluß der im Gange befindlichen Untersuchung kein Urtheil über die Gründe des Unfalls abgegeben werden könnte und der Reichstag mußte sich damals hierbei beruhigen. Jetzt erwiderte der Chef der Admiralität, von Stosch, daß das gesprochene Erkenntniß noch dem Kaiser zur Genehmigung vorliege, und daß, bevor dies geschehen, Mittheilungen hierüber unzulässig seien. Auf weiteres Drängen lehnte er aber eine bestimmte Zusage darüber ab, daß dem Reichstag künftig vollständige Mittheilungen über das Resultat zugehen sollten, da nicht er hierüber zu befinden habe. Der Reichstag, obwohl peinlich berührt hiervon, war im Augenblick nicht in der Lage, die Angelegenheit weiter zu verfolgen, sicher wird dies aber bei der dritten Lesung des Marineetats geschehen und wir wünschen sehnlichst, daß alsdann die Regierung nicht unterläßt, dem Reichstag unaufgefordert volle Mittheilungen über das unselige Ereigniß zu machen, die zu einem selbständigen Urtheile die Unterlage darbieten, ob die Gründe des Unfalls in Personen oder im System liegen. Unsere junge Marine kann sich nur weiter entwickeln getragen vom Vertrauen und der Sympathie der Nation; das würde erschüttert werden, wenn die Gründe jener traurigen Katastrophe in den dunkeln Schleier des Geheimnisses gehüllt bleiben.

Man hofft, daß die Anwaltsgebührenordnung und das Gesetz gegen Verfälschung von Nahrungsmitteln noch vor Ostern sich erledigen lasse und Manche glauben, daß alsdann die Sitzungen überhaupt so lange ausgesetzt werden könnten, bis die Regierung die Zoll- und Finanzvorlagen vorgelegt haben wird. Vor Mitte April ist dies kaum zu erwarten, vielleicht später,

irgend ein entscheidender Beschluß ist aber vorher gar nicht denkbar und jeder andere Gegenstand tritt neben diesen die Situation beherrschenden Fragen völlig in den Hintergrund. Einige Tage lang trug man sich mit der Hoffnung, daß dem allseitigen Wunsche entsprochen werde durch eine Trennung der Finanzvorlagen von den Zollvorlagen, wodurch die Schwierigkeiten sehr vermindert und der Finanzreform die Wege erleichtert würden. Jetzt ist diese Hoffnung wieder geschwunden und es scheint der von uns früher erwähnte Plan festgehalten zu werden, nur beide ungetrennt auf den Kampfplatz zu bringen, damit das eine das andere decke und durchbringen helfe. Als Fahnenspruch aber für das ganze System gelten mehr und mehr die Getreidezölle, die namentlich den Wählern gegenüber als Feldgeschrei dienen und in dieser Eigenschaft wohl bei künftigem Wahlkampf sich als recht wirksam erweisen werden. Die Gerüchte von Vermittlungsversuchen, die eine Zeit lang durch die Presse gingen, waren mehr der Ausdruck von Wünschen, als wirklichen Thatsachen entsprechend. An Neigung und Verlangen, einen Ausweg aus dem drohenden Conflict zu finden, fehlt es sicher im Reichstag nicht, aber bis jetzt fragt man vergeblich nach der möglichen Basis einer Vermittelung, wenn eine solche, wie sie z. B. der Abgeordnete Oechelhäuser in seiner Rede skizzirte, 80 bis 100 Millionen indirecte Steuern und daneben Eisenzölle, als unzureichend verworfen wird. Aber so unberechenbar würde uns der Nachtheil scheinen, den Deutschland erleiden müßte in jeder Richtung, in politischer eben so wie in wirthschaftlicher, wenn es die wirthschaftlichen Kämpfe in seinem Innern jetzt nicht durch einen friedlichen Ausgleich beilegen könnte, daß wir die Hoffnung noch nicht aufgeben, die allgemeine Gefahr werde den Rath und den Entschluß solchen Ausgleichs uns doch noch in die Hand geben. Vorher aber müssen die Vorlagen der Regierung fertig sein und dem Reichstag vorliegen, und vor Mitte April ist hieran wohl nicht zu denken. Weil vorher eine Entscheidung unmöglich und jede Berathung resultatlos ist, deshalb waren auch fast alle Parteien des Hauses darüber einig, daß man eine frühere Debatte im Reichstag durch Interpellation oder Initiativanträge unterlassen solle, weil sie absolut zu nichts führen könne. Nur die Fortschrittspartei dissentirt hierin und will durch Interpellation eine frühere Zolldebatte herbeiführen. Das sind anticipirte Wahlreden, in ähnlichem Sinne wie die conservativen Anträge auf Neubelebung der Innungen und die klericalen auf Wiedereinführung der Wuchergesetze.

Ein Antrag der Elsasser Autonomisten auf Gewährung einer größeren Selbständigkeit an die Reichslande dadurch, daß sie anstatt von Berlin aus künftig von Straßburg aus regiert werden, soll den Reichstag demnächst beschäftigen und hat bisher bei Bismarck eine sehr entgegenkommende Aufnahme gefunden, obwohl alle Gerüchte von bereits feststehenden Plänen in dieser

Richtung unbegründet waren. Wir wünschen sehnlichst ein innigeres Verschmelzen der Reichslande mit Deutschland dadurch, daß wir ihren berechtigten Wünschen entgegenkommen, und wir wünschen auch den autonomistischen Abgeordneten jeden guten Erfolg in ihren verdienstlichen Bestrebungen, auf diese festere Einfügung der Reichslande hinzuwirken, und vielleicht läßt sich ihr Wunsch, den eigentlichen Regierungssitz von Berlin nach Straßburg zu verlegen, ohne Gefahr erfüllen, wenn er eben streng hierauf beschränkt bleibt; ein sicheres Urtheil darüber wollen wir noch nicht abgeben. Aber möge man nur neben dem humanen Wunsche, die Sympathien der Reichslande zu erwerben, auch der Gefahren gedenken, denen wir uns möglicherweise aussetzen, wenn wir den Schwerpunct der Regierung der Reichslande so verlegen, daß diejenige Protestpartei der maßgebende Factor wird, deren Mitglieder wir im Reichstage sehen und so oft sie auftreten, immer von etwas ganz anderem erfüllt auftreten, als von deutschem Patriotismus. Sie sind fast immer die Genossen des Centrums und der Polen. Dies Symptom wolle man doch nicht außer Acht lassen. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Von der Saar, 14. März. Die Marpinger Sache. — Die Verhandlungen über die Anfang Juli 1876 in Scene gesetzten Marpinger Erscheinungen und Wunder sind noch nicht abgeschlossen, morgen sollen die Plaidoyers beginnen und das Urtheil wird wohl erst den 21. März gesprochen werden. Vorläufig kann also nur eine allgemeine Ansicht, ein Stimmungsbild gegeben werden. Das ist weniger zu bedauern, weil eine cause célèbre im juristischen Sinn nicht vorliegt. Die zwanzig Beschuldigten werden nur zum geringen Theil gefaßt werden können, und mit einigen Monaten oder Jahren bestraft zu werden, ist ihnen gar kein Gegenstand. Ein bezeichnendes Beispiel dafür erwähne ich im Voraus. Eine Frau Blies sagte in ihrer neuesten eidlichen Aussage ganz anders aus als in der Untersuchung bei ihrer ersten eidlichen Vernehmung. Gefragt, weshalb sie jetzt anders aussage, erwidert sie, sie habe früher die Sache nicht so hoch und theuer geachtet. Natürlich, es war ihr von ultramontaner Seite klar gemacht worden, daß zur Ehre der Kirche ihre Worte zu verbessern seien. Nun wurde sie in währender Sitzung wegen Meineids verhaftet, mit schlotternden Knieen folgte sie dem Gendarm, aber schon unterwegs gewinnt sie die fromme Fassung wieder und sagt zu ihm, das ist für mich der Weg zum Himmel. So denken die meisten der ungebildeten Bethörten. Eine Sühne wird allerdings dem öffentlichen Bewußtsein auch durch die Bestrafung gegeben werden, aber man glaube nicht, daß die nächsten Kreise dadurch eine Aenderung zum Besseren

erfahren. Wenn also juristisch die Sache von keiner großen Bedeutung ist, culturhistorisch ist sie werthvoll, nämlich als niederschlagendes Pulver für unsern Culturdünkel, denn hier haben wir das ganze Mittelalter mit der Geldgier der Neuzeit vereinigt vor uns. Unter den Beschuldigten und den mehr als 120 Zeugen finden wir vom Bauerburschen bis zur Gräfin und zum Doctor der Philosophie alle Stände vertreten und fast alle sind gläubig wie Bettelmönche.

Drei Kinder sind die Basis für den Schwindel. Erst glaubte man, sie hätten wirklich Visionen der Maria gehabt, wie sich das ja leicht begreifen ließe; denn die Erzählungen von Lourdes wurden hier viel verbreitet und die Elsässer Madonnen in den Aepfelbäumen waren wohl bekannt. Bilder von Madonnen und Teufeln finden sich auch im Bereich der Bauernkinder in Bilderbüchern und Kirchen. Man meinte also früher, die kindliche Phantasie habe wirklich etwas Wunderbares geschaut, das dann von interessirter Seite ausgebeutet sei. Auch diesen Rest der bona fides hat man im Verlauf der Zeugenvernehmung aufgeben müssen. Die drei Kinder haben im Walde etwas Weißes gesehen, etwas sehr Natürliches, und haben mit Bewußtsein gelogen, daß sie Visionen gehabt, die Maria gesehen mit dem Jesuskinde, die Taube des heiligen Geistes, auch den Teufel. Der Teufel wurde zuerst zurückgenommen, es war nämlich von außen her den Geistlichen geschrieben worden, daß die Erscheinungen des Teufels etwas Bedenkliches seien, dergleichen in Lourdes nicht vorgekommen. Zudem hatte das Teufelswesen einen komischen Beigeschmack bekommen, man hatte den Gottseibeiuns mit Stiefeln herausgejagt, ihn auch mit schlechten Aepfeln angeführt. Nachher bei der Isolirung der Kinder und ihrer Befragung haben sie alles widerrufen. Erst als dieselben wieder nach Hause zurückkamen und eine Mutter ihrem Wunderkinde erklärte, „wenn du wirklich widerrufen hast, so bist du mein Kind nicht mehr", als man noch in anderer Weise ihr die Hölle heiß machte, da kehrte die verschmitzteste der Mädchen zu ihrer ersten Lüge zurück und damit auch die anderen Mädchen, die ihr geistig nicht ebenbürtig waren. Die Mädchen machten auf zwei Untersuchungsrichter, einen katholischen und einen evangelischen, den Eindruck der entsetzlichsten Verlogenheit, und es ist ein Jammer, so zu sehen, wie jugendliche Gemüther für ihr ganzes Leben verdorben worden sind. Diese Mädchen wissen wohl, wie es gemacht wird; als eins selbst vorschlug, nicht weiter in dem Geschäft fortzufahren, man glaube es doch nicht mehr, sagte das andere, oh, Einige glaubten doch noch daran. Und es war sehr einträglich für die Kinder und ihre Eltern und die Kirche und die ganze Gemeinde.

Wer die Kinder dazu angeleitet hat, aus der weißen Erscheinung eine so einträgliche Vision zu machen, ist leider bis jetzt nicht ermittelt. Es soll

ein größeres, fremdes Mädchen gewesen sein, das diese Methode ihnen an die Hand gegeben hat. Dieses erste Glied des ganzen Schwindels ist leider undeutlich, auch unbekannt, ob noch ein allererstes Glied sich finden würde in einer geistlichen Behausung, wie einige meinen.

Nachher als die Sache im Zuge war, sahen auch einige erwachsene Bauernköpfe Wunderbares, es traten über ein Dutzend Concurrenzkinder in Marpingen und Umgegend auf, zum Theil skandalöser Art. Die Geistlichen traten nun gegen die Concurrenz in die Schranken, aber an die drei Wunderkinder glauben sie noch. Sind doch auch Heilungswunder verkündet, Heilungen durch Marpinger Wasser und durch Berührung der Stätte, wo die Füße der erlogenen Madonna gestanden und geschwebt haben. Von allen diesen Wundern ist nicht ein einziges bewahrheitet. Die geistige Aufregung des Glaubens an das Mirakulöse hat natürlich hier und da auch körperliche Affectionen hervorgebracht, die wie Heilung aussahen, aber es ist alles der gewöhnlichste Selbstbetrug. Aber was schadet das? Die gläubige Gräfin Spee hat selbst erfahren, daß ihre Tochter trotz Marpingen sterben mußte, aber sie ist doch gläubig geblieben. Und so ists recht.

Von den gebildeten Leuten, die als Schuldige in Betracht kommen, sind der Ortsgeistliche Neureuter, viele Confratres Eich, Schwab, Schulz, Schneider, Dicke und andere vielfach in dem Verhöre vorgekommen. Auch ein Dr. Thömes, katholischer Jurist und Redacteur eines ultramontanen Blattes, jetzt in Freiburg, spielt eine ziemliche Rolle; von ihm, wie von Dicke, sind Broschüren über Marpingen erschienen. Auch Majunke, Reichstagsmitglied, ist als ehemaliger Redacteur der „Germania" vorgeladen worden.

Die Geistlichen von Marpingen und Umgegend spielen eine vorsichtige Rolle. Der Ortsgeistliche Neureuter ist eine, wie es scheint, ehrliche Natur, glaubt alles, ist an Einsicht nicht der hellste und läßt sich gern berathen und leiten von Anderen; aber bisher ist sein Charakter nicht eben zu tadeln gewesen. Der Kirche hat er in Folge des Schwindels, der außerordentlich viele Gläubige und Neugierige nach Marpingen zog, viel Geld zugewendet. Das Geld, das geopfert wurde, wurde zum Theil scheffelweise und in Cigarrenkisten dem Kirchenrechner gegeben. Natürlich hilft das sehr bei der vorherigen Armuth der Kirche. Und wie nach dem artigen Beispiele Roschers die flüchtigen Töne eines Violinvirtuosen sich, wenn der Mann Eisenbahnactien kauft, in harte Schienen verwandeln und so Dauer erlangen, so wird die Schwindelleistung der Marpinger noch bis in die spätesten Tage dauern. Die Muttergottes liebt das Solide, so hatte sie gleich den Kindern offenbart, sie verlange eine Kapelle, aber nicht aus Holz, sondern aus Stein.

Beiläufig kam auch sonst viel Geld nach Marpingen. Bei den wenigen Wirthschaften wurde jedes Haus so zu sagen eine Herberge; Omnibus

führten von St. Wendel Tausende dahin. Das ist immerhin gewinnreich. Besonders die Eltern der Wunderkinder verdienten viel; ihre Häuser waren die begehrtesten. Es ist begreiflich, daß die eine Mutter, Frau Kunz, so sehr die kleine Tochter bedrohte, als sie widerrufen hatte. Das Geschäft hätte sofort aufgehört. Die ganze Gemeinde war interessirt dabei, daß es nicht so bald aufhörte. Nun ist es wieder öde. Der Gewinn ist wenig segensreich gewesen, die Steuerexecutoren kommen nicht mehr aus dem Dorfe. Rohheiten von Marpinger Reservisten bis zum Todtschlag einer alten Frau sind vom Schwurgericht bestraft; auch sonst ist der Ort wegen Gesetzesübertretungen bekannt. Kurz, der Segen des Schwindels ist negativ geworden.

Als gebildete Leute vor dem Präsidenten ihren Wunderglauben ausdrückten (auch den Glauben an die Teufelserscheinungen), da wollte der (altkatholische) treffliche Präsident auf die Kennzeichen des katholischen Wunders zurückgehen, daß es nützlich und Gottes würdig sein müsse. Aber er erreichte nicht viel damit, denn es ist ja nicht immer der augenfällige und gegenwärtige Nutzen erforderlich. Es ist überhaupt kindisch, wie es freilich der ganzen Sache entspricht, Gott vorschreiben zu wollen, welche Wunder er thun dürfe, sein Begriff vom Nutzen und der Würde wird sich wohl nicht nach dem unsrigen zu richten haben.

Ueber den ganzen Bildungsstand der Geistlichen in der Diöcese Trier hat man hier keine vortheilhaften Vorstellungen, man führt es darauf zurück, daß die meisten nicht die Universität, sondern nur ein Priesterseminar besucht haben. Ich kann darüber nicht urtheilen. Erzählt wird, daß einer von den betheiligten Geistlichen, wohl der einflußreichste, öfters die Gnade genießt, in seiner Sakristei mit dem aus der Hölle citirten Luther sich zu unterhalten. Die erschütternden Geständnisse, welche er dabei von dem Ketzerchef erhält, veranlassen die Bauern wohl zu der Frage, ob sie nicht auch den höllischen Anblick genießen könnten, aber er weist sie darauf hin, daß sie ja die Ordination nicht empfangen hätten. Ein anderes Factum vor Gericht war nicht ganz so schön. Nämlich über die Marpinger „Heilungen" waren viele Artikel in den ultramontanen Zeitungen erschienen mit der Namensunterschrift der betreffenden Bauern. Es war nicht überall bekannt, daß die Bauern, welche die so gut stilisirten Artikel schrieben, nicht einmal Druckschrift lesen konnten. Die Geistlichen hatten die Artikel meist von Anfang bis zu Ende gemacht, und die Bauern hatten manches nicht einmal verstanden, nur die Gott wohlgefällige Absicht war ihnen klar. So ein gelehrter Bauer wollte aber doch einmal seinen Verfasserruhm behaupten und blieb vor Gericht dabei, er habe es alles geschrieben und acht Tage daran geschafft. Erst als er noch das letzte Wort sagen wollte, um den Meineid zu begehen, erhob

sich Pastor Schneider und sagte, er habe den Artikel gemacht, nicht der Bergmann Jacob Kirsch. Das gab einiges Aufsehen, aber es ist nichts Apartes. Diese Geistlichen sind schon seit 1866 von der schlechtesten katholischen Literatur bedient. Bei einer Haussuchung fand man bei einem Geistlichen eine ganze Fülle von Broschüren gegen das protestantische Preußen, gegen die Regierung, gegen Alles, was den modernen Staat ausmacht, zum Theil sehr geschickt geschrieben. Das ist die Geistesnahrung der Aermsten. Auch da ist nichts zu bewundern, als der Scharfsinn, der schon im Kriege von 1866 alles diocletianische Unglück voraussah.

Der Dr. Thömes betrug sich vor Gericht sehr nervös, so daß selbst der Vertheidiger drohte, ihm sein Mandat zurückzugeben. Allgemein glaubt man, er werde bei dieser Aufgeregtheit das Licht des Geistes, das er jetzt noch leuchten läßt, nicht lange mehr behalten. Er wurde übrigens bei währender Verhandlung wegen einer Injurie gegen einen katholischen Zeugen Dr. Strauß zu 25 Mark, resp. 5 Tagen Haft verurtheilt. Die Strafe war so milde, weil Dr. Strauß ihn vorher gereizt hatte. Jeden Augenblick läßt Thömes eine Frage stellen, die die Verhandlung nur in die Länge ziehen kann, ohne etwas zu nützen, wie ihm der Vertheidiger selbst begreiflich zu machen sucht. Auch Dr. Majunke zeigte seine angeborne Unverfrorenheit einmal so stark, daß der Präsident ihm Entfernung aus dem Saal und Proceß in Aussicht stellen mußte.

So werde ich deutlich gemacht haben, daß uns das culturhistorische Resultat des Monstreprocesses mehr interessirt, als das juristische. Dem Staat erwachsen aus dem Handel mehrere Tausende Thaler Kosten, aber es läßt sich verschmerzen. Viele tragen den Schaden leichter, als Wenige. Gern möchten wir noch einen Begriff geben von der sachkundigen, gewandten, pflichttreuen Leitung der Verhandlungen durch den Präsidenten Cormann, aber es fehlt an der Muße und am Ende auch an dem Raum.

Aus Oesterreich. Die Pesther Delegationsverhandlungen. — Die Schwerfälligkeit des österreichischen constitutionellen Apparates trat während seiner ganzen, nunmehr bereits zwölf Jahre dauernden Wirksamkeit nie so deutlich zu Tage, wie in der diesjährigen gemeinsam-parlamentarischen Session. Zum ersten Male seit dem Bestand des Dualismus wurde die theoretisch häufig erörterte Möglichkeit eines Conflictes zwischen der Competenz der Delegationen, die Ausschüsse der Parlamente sind, und den Parlamenten selbst praktisch intensiv empfunden, und wenn der Competenzconflict auch nicht zum Ausbruche kam, ließ die unmittelbare Drohung desselben dennoch die österreichisch-ungarische Verfassung in ihrer ganzen, wenig beneidenswerthen Jammergestalt erscheinen.

Bisher hatten die Delegationen, wenn man von den Debatten, die dem Berliner Congreß vorhergingen, absieht, ein ganz ruhiges Dasein gefristet, — es kam wohl ab und zu zu politischen Auseinandersetzungen, die sich um die alljährlich wiederkehrende Frage drehten, ob die Erhaltung einer österreichischen Botschaft beim Vatican ein Postulat staatlicher Nothwendigkeit sei, man erörterte auch die Nothwendigkeit des allgemeinen Weltfriedens und erklärte Jahr für Jahr die Unmöglichkeit, die Militärlasten weiter zu ertragen, trotzdem man jährlich steigende Militärbudgets bewilligte; allein Angelegenheiten, welche das interne Recht der Monarchie berührten, kamen nicht zur Sprache und zur Entscheidung bis zu dem Augenblick, da den Delegationen ein Theil der Bilanz der österreichischen Orientpolitik zur genehmigenden Kenntnißnahme vorgelegt wurde.

Die Delegationen traten in Pest zusammen, nachdem der Wiener Reichsrath und der Pester Reichstag sich bereits mit den bekannt gewordenen Resultaten der Orientpolitik befaßt hatten. In Pest gelang es dem ungarischen Ministerpräsidenten Tisza, den Reichstag vor extremen Schritten gegen die Politik Andrassys zurückzuhalten, in Wien jedoch wurde diese Politik in der allerofficiellsten Weise vom Parlamente in Form einer Adresse an die Krone verurtheilt und ziemlich verständlich die Entfernung des Grafen Andrassy verlangt. Der Wiener Reichsrath hatte sich der Orientpolitik bemächtigt, ohne daß ihm von der Regierung eine Vorlage hierüber gemacht wurde, denn die cisleithanische Regierung hielt an der Meinung fest, das Parlament sei nicht berechtigt, Fragen der auswärtigen Politik in einer dem Minister des Aeußern unangenehmen Weise zu erörtern, eine Meinung, die zwar nicht direct ausgesprochen, deren Existenz jedoch durch die Handlungen und Unterlassungen des Cabinets Auersperg-Unger nachgewiesen erscheint. Der Minister des Aeußern kehrte sich auch nicht im geringsten an das Votum des Wiener Reichsrathes und ging getrost nach Pest, um durch die Delegationen, in denen er auf eine Mehrheit zählen konnte, da dieselben aus Mitgliedern beider Kammern zusammengesetzt sind und der Wahlmodus in dem österreichischen Abgeordnetenhause für die Delegation nicht durch die Mehrheit, sondern durch Curien vorgeschrieben ist, die Parlamente zu überwältigen.

Der Minister des Aeußern machte den Delegationen seine Creditvorlage und verlangte die auf Grund des Berliner Vertrages verausgabten Gelder, wobei ihm allerdings das kleine Versehen begegnete, daß er vergaß, daß die Parlamente die Bedeckung der von den Delegationen bewilligten Summen zu votiren haben, daß er somit, im Falle die Parlamente die Bewilligung verweigerten, wohl Gelder bewilligt, aber damit noch kein Geld hatte. Allerdings ist es nach der Verfassung controvers, ob das Länderparlament das Recht habe, den von den Delegationen bewilligten Summen die Bedeckung

zu verweigern und so die Bewilligung illusorisch zu machen, und die Regierung verneinte dieses Recht mit aller Entschiedenheit, allein in Pest erfuhr das gemeinsame Ministerium, daß das österreichische Parlament nicht geneigt sei, sich seine Competenz vom Minister des Aeußern umschreiben zu lassen, sondern daß es, dem Grundsatze jedes constitutionellen Rechtes entsprechend, die controverse Frage selbst, und zwar weniger vom Standpuncte des paragraphenmäßigen Rechts, als vom Standpuncte jener Rechtsidee, welche dieses Recht dictirte, entscheiden werde. Der Führer der damaligen Majorität des österreichischen Reichsrathes, Dr. Herbst, präcisirte als Delegirter seinen Standpunct in vollends deutlicher Weise, indem er zu verstehen gab, daß das österreichische Parlament keinen von den Delegationen außerhalb ihrer Rechtssphäre bewilligten Betrag bedecken werde, und ganz entschieden wurde von dieser Seite behauptet, daß eine Bewilligung von Geldern auf Grund des Berliner Vertrages von den Delegationen unstatthaft sei, da dieser Vertrag für Oesterreich insolange nicht existire, als er vom Reichsrathe nicht genehmigt sei.

Das österreichische Verfassungsrecht verlangt zur Gültigkeit von Verträgen, welche die Monarchie belasten, oder ihre Grenzen verändern, die Zustimmung des Parlamentes. Der Berliner Vertrag belastet sowohl die Monarchie, wie er auch, durch die Einverleibung Spizzas, die Reichsgrenzen verändert, und es schien deshalb zu seiner Gültigkeit die Zustimmung des Reichsrathes unbedingt nothwendig. Dr. Herbst beantragte deshalb auch im Budgetausschusse der österreichischen Delegation, vorerst über die auf Grund des Berliner Vertrages vom auswärtigen Amte und dem gemeinsamen Kriegsministerium gemachten Auslagen keinen Beschluß zu fassen, bis diesen Auslagen die legale Basis gegeben sei, und der Ausschuß, dessen Mehrheit gegen Andrassy war, trotzdem das Plenum unbedingt auf seiner Seite stand, stimmte dem auch zu. Daß der Ausschuß geradezu das Widerspiel der Ansichten Jener, die ihn wählten, bildete, ist bezeichnend für den „Parlamentarismus" in den Delegationen und erklärt sich durch die Thatsache, daß in der für Andrassy einstehenden Mehrheit sich nicht genug Intelligenz und Arbeitskraft zur Bewältigung der Aufgaben eines Budgetausschusses finden konnte, weshalb die Mehrheit genöthigt war, aus der Minderheit, aus ihren Gegnern die Vertrauensmänner zu ernennen.

Das Votum des Ausschusses mit der Drohung, daß das österreichische Parlament sich an die Beschlüsse der Delegationen nicht kehren werde, frappirte die gemeinsame Regierung; sie hatte eine solche Wendung nicht für möglich gehalten, was für den Leichtsinn charakteristisch ist, mit welcher die Delegationscampagne eingeleitet wurde, ein Leichtsinn, welcher der Einleitung der Occupationscampagne würdig zur Seite steht. Das Plenum der

Delegation würde ohne Frage, hätte Andrassy auf diesem Terrain den Kampf mit der Verfassungspartei aufgenommen, auf seiner Seite gewesen sein, man hätte bewilligt, was die Regierung verlangte, allein hiermit wäre der Conflict zwischen Reichsrath und Delegation zum Ausbruche gekommen, denn der Reichsrath hätte dasjenige nicht bedeckt, was die Delegationen bewilligt hätten, und kein Banquier würde auf Grund des Delegationsbeschlusses dem gemeinsamen Finanzminister die nöthigen Gelder vorgestreckt haben. Diese Erwägungen bestimmten die Regierung, ihre Vorlage bezüglich der auf Grund des Berliner Vertrages gemachten Ausgaben zurückzuziehen, bis dem Antrage des oppositionellen Ausschusses gemäß der Berliner Vertrag selbst die Rechtskraft durch Bejahung der Genehmigungsclausel von Seite der Volksvertretungen erhalte.

Allein diese Ueberraschung war nicht die einzige, welche das behagliche Dasein der gemeinsamen Regierung störte. Die Mehrheit des oppositionellen Ausschusses verstand es, dem Grafen Andrassy allerlei Verlegenheiten zu bereiten, führte namentlich dadurch einen gelungenen parlamentarischen Coup aus, daß sie in dem Berichte, in welchem sie die Bewilligung des regelmäßigen Budgets des auswärtigen Amtes dem Plenum vorschlug, die Politik desselben förmlich an den Pranger stellte. Berichte sind im Plenum kein Gegenstand der Abstimmung, weshalb dieser Bericht, formell wenigstens, da auf Grundlage desselben der Antrag des Ausschusses angenommen wurde, als der Ausdruck der Meinung der Delegation selbst erscheinen mußte. Andrassy wehrte sich vergeblich gegen diese Manöver und beschränkte sich darauf, als er sah, daß es ihm unmöglich sei, gegen dieselben aufzukommen, ein erhöhtes Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen, ein Selbstbewußtsein, das durch nichts gerechtfertigt schien.

Mit diesem Rückzug der Regierung war der erste Abschnitt der diesjährigen Delegationsverhandlungen beendigt, und der Wiener Reichsrath bemächtigte sich der auswärtigen Politik, beziehungsweise des Berliner Vertrages. Das Parlament, dessen Competenz man kurz vorher schlechtweg geleugnet hatte, wurde ersucht, dem Vertrage die Genehmigungsclausel beizusetzen, und nach langwierigen Debatten entsprach es auch diesem Ersuchen, wobei es höchst überflüssiger Weise die Gelegenheit wahrnahm, dasjenige, was es wenige Wochen früher in der feierlichen Form einer Adresse an die Krone als staatsgefährlich bezeichnet hatte, zurückzunehmen. Die Abstimmung über den Berliner Vertrag hatte eine volle Auflösung der Parteiverhältnisse im Parlamente zur Folge und bewirkte weiter den Strike einiger hervorragender Delegirten, an deren Spitze Dr. Herbst stand.

Mit dem genehmigten Vertrage von Berlin in der Hand und durch den Austritt mehrerer persönlicher Gegner aus den Delegationen ermuthigt,

erschien Graf Andrassy neuerdings vor den versammelten Delegationen in Pest, um seine alten Forderungen, die mittlerweile um einige Millionen angewachsen waren, zu vertreten. Sein Standpunct war diesmal ein bei weitem günstigerer, denn er bewegte sich auf einem unbestreitbaren Rechtsboden, allein trotzdem zeigte sich die gemeinsame Regierung ihrer Aufgabe in parlamentarischer Beziehung nicht gewachsen. Die Regierung besitzt in den Delegationen die unbestrittene Mehrheit, eine materielle Niederlage kann sie deshalb nicht erleiden, allein dafür sind die moralischen Niederlagen um so zahlreicher und vertheilen sich fast gleichmäßig auf sämmtliche Ressortminister. Da ist zunächst der Minister des Auswärtigen in Person, der jede Anfrage mindestens zweimal beantworten muß, da er gewöhnlich das erste Mal das Gegentheil von dem sagt, was er sagen will; da ist ferner der Reichsfinanzminister, der in Erledigung der Frage, wie die für Bosnien verausgabten Summen zurückerstattet werden sollen, pathetisch versichert, sie würden im Finanzministerium separat gebucht; da ist weiter der Kriegsminister, welcher auf die Anfrage, wie stark die Insurrectionsmacht in Bosnien war, erklärt, das wisse er nicht, allein er wisse, wie stark die österreichische Truppenzahl gewesen, was er übrigens, wie die von ihm angeführten Zahlen im Vergleiche mit den officiellen Ausweisen des Kriegsministeriums beweisen, auch nicht weiß.... Das gegenwärtige Reichsministerium müßte, würde es nicht die Carricatur eines Parlamentes vor sich haben, schon seiner parlamentarischen Unfähigkeit wegen, abgesehen von allem Anderen, zusammenbrechen; allein wie die Verhältnisse jetzt liegen, stehen ihm ungezählte Tage bevor: seine Position in den Delegationen wie durch dieselben ist uneinnehmbar, von außen hat es keine Erschütterung zu fürchten, nur von „oben" ist es faßbar.

Die ungarische Delegation verhält sich heuer ziemlich ruhig; sie war im Vorhinein für den Grafen Andrassy und überließ dem österreichischen Halbparlamente fast ausschließlich die Initiative. r.

Literatur.

Verschiedene Schriften zur Literaturgeschichte. — Die letzten Wochen des verwichenen Jahres und die ersten des laufenden haben eine ganze Anzahl neuer Schriften zur Kenntniß der Geschichte der deutschen Literatur im vorigen Jahrhundert gebracht. Wir stellen eine Anzahl derselben in folgender kurzen Uebersicht zusammen: Eine gründliche Monographie über Joachim Wilh. von Brawe, den Schüler Lessings, lieferte Aug. Sauer (im dreißigsten

Hefte der bei Trübner in Straßburg erscheinenden Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker), und zu dieser interessanten Arbeit kommt als eine weitere Ausführung und Ergänzung desselben Verfassers Abhandlung „Ueber den fünffüßigen Jambus vor Lessing" (Abhandlungen der Wiener Akademie, Mai 1878, Wien, Gerold). Brawe, der frühverstorbene Dramatiker, galt bekanntlich bisher als der erste, der, auf Lessings Antrieb, in seinem Trauerspiel „Brutus" den fünffüßigen Jambus angewendet habe, den dann Lessing selbst durch seinen Nathan in Deutschland eingebürgert hat. In den beiden vorliegenden Schriften Sauers erhalten wir nun einerseits eine erste genaue Erörterung des Lebens und der dichterischen Thätigkeit des einst gefeierten Brawe, andererseits eine Geschichte der Anwendung des jambischen Fünffüßlers in Deutschland, welche zeigt, daß schon lange vor Brawe diese Versart in Deutschland aufgekommen war, und daß Brawes Versuch, diesem Verse Eingang zu verschaffen, nur ein einzelner in einer langen Reihe früherer und späterer Versuche gleicher Art war. Die beiden lehrreichen Abhandlungen Sauers können dem Leser bestens empfohlen werden. Sie füllen eine Lücke in unserer literarhistorischen Literatur aus. Das gleiche kann auch von einer anderen Monographie behauptet werden: es ist die Schrift, welche Dr. Max Koch (ein Schüler von Bernays) über Helferich Peter Sturz hat erscheinen lassen (nebst einer Abhandlung über die schleswigschen Literaturbriefe, München, Kaiser). Der einst vielbewunderte, jetzt selbst von Literarhistorikern fast vergessene Sturz, dessen Denkwürdigkeiten über Rousseau Schiller die Anregung zum Fiesco verdankte und dessen philosophische, ästhetische u. s. w. Aufsätze zu dem Besten gehören, was die Prosa des vorigen Jahrhunderts aufzuweisen hat, lebt in dieser gediegenen Arbeit nach allen Seiten hin wieder auf: dazu sind im Anhange einige bisher ungedruckte oder in Zeitschriften verzettelte Fragmente, Briefe, Briefstellen zum Abdruck gebracht, das Buch ist auch in dieser Beziehung recht dankenswerth. Einige andere neue Schriften führen uns in die Literatur über die Stürmer und Dränger. Zunächst sei hier der trefflichen und als solcher schon bekannt gewordenen Schrift über Heinrich Leopold Wagner von Professor Erich Schmidt in Straßburg gedacht. Dieselbe ist soeben in zweiter völlig umgearbeiteter Auflage bei Ed. Frommann in Jena erschienen. Die erschöpfende Arbeit bedarf keiner weiteren Lobsprüche; aber als einen weiteren Beitrag zur Kenntniß der Sturm- und Drangperiode bringt derselbe Verfasser auch noch ein zweites Buch: „Lenz und Klinger. Zwei Dichter der Geniezeit" (Berlin, Weidmann). Es sind populäre Darstellungen des Lebens und Wirkens von Klinger und Lenz, populär insofern, als der Verfasser Quellenangaben und actenmäßiges Beiwerk bei Seite gelassen hat und uns blos die Resultate seiner gründlichen und umfassenden Studien giebt, die in geistbelebter Sprache und ansprechender Gruppirung zu Tage kommen. In der Beurtheilung der Lenzischen Dichtung und besonders seiner Lyrik wird allerdings Mancher anderer Meinung sein als Schmidt, dem auch wir, selbst in der Beurtheilung des Gedichtes „Die Liebe auf dem Lande" nicht beizustimmen vermögen. Mit dem unglücklichen Lenz beschäftigt sich übrigens auch eine andere neu erschienene Schrift: „Der Dichter J. M. R. Lenz in Livland. Eine Monographie nebst einer bibliographischen Parallele zu M. Bernays jungem Goethe von 1766 bis 1768, unbekannte Jugenddichtungen von Lenz aus derselben Zeit enthaltend." Herausgegeben von P. T. Falck (Winterthur, Westfehling). Die, wie schon der Titel zeigt, ziemlich wunderlich geschriebene Schrift bringt vielerlei Neues zur

Biographie von Lenz, besonders zur Geschichte seiner Jugend: auch unbekannte Jugendwerke des Dichters: Versöhnungstod Jesu Christi, eine formell sehr mangelhafte und poetisch unbedeutende, religiös-epische Dichtung, ein paar geistliche Lieder, ein ebenfalls recht mangelhaftes Gelegenheitsgedicht: wir zweifeln, ob diese Veröffentlichung geeignet ist, dem Dichter neue Freunde zu erwerben. Endlich ist auch die Goetheliteratur in letzter Zeit wieder bereichert worden. „Lillis Bild geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim. (Nördlingen, Beck)“ betitelt sich eine Monographie über Goethes Jugendgeliebte, Elisa Schönemann, die ein Enkel derselben von dem Vorwurfe der Koquetterie und Wankelmüthigkeit, den ihr die Biographen Goethes gemacht haben, reinigen will. Da neue Actenstücke über den Verkehr des Dichters mit Lilli aus den siebziger Jahren in der Schrift nicht beigebracht werden und die Darstellung vorzugsweise auf die späteren Schicksale der bereits Frau von Dürckheim Gewordenen Bezug nimmt, so bleibt die Frage, ob Goethe in Dichtung und Wahrheit, und nach ihm seine Biographen, das Bild Lillis wirklich unrichtig gezeichnet haben, noch immer wenigstens eine offene. Indessen wird man die spätere Geschichte Lillis, wie sie das vorliegende Buch giebt, immerhin mit Interesse lesen, besonders auch den Brief Goethes, den einzigen, den Lilli nach ihrer Verheirathung noch vom Dichter erhielt und den die Schrift auf Seite 69 im Abdruck enthält. Weit bedeutender an Werth, als die ebengenannte Schrift, ist eine neue Publication, die G. von Loeper soeben zum Besten des Goethedenkmals in Berlin herausgegeben hat: Briefe Goethes an Sophie Laroche und Bettina Brentano, nebst dichterischen Beilagen. (Berlin, Hertz.) Das Buch ist in mehr als einer Beziehung von Bedeutung. Zunächst enthält es vierundvierzig Briefe Goethes an Sophie Laroche, von denen freilich nur zwei neu sind, die übrigen bereits vor zwei Jahren in den „Goethebriefen aus Fritz Schlossers Nachlaß“ durch J. Frese zum Abdruck gekommen waren, indessen in den ungenauen Abschriften Schlossers einen Neudruck in der vorliegenden Sammlung wohl rechtfertigten. Dazu bringt diese letztere auch eine treffliche Commentirung der Briefe durch den auf diesem Gebiete besonders rühmlich bekannten Herausgeber. Es folgt dann ein bisher gänzlich verborgen gebliebener dramatischer Entwurf von Goethe: „Des Künstlers Vergötterung“, eine aus dem Jahre 1774 stammende dialogische Vorstudie zu „Künstlers Apotheose“, aber von letzterer in der Ausführung ganz verschieden, es folgt Goethes Uebersetzung des Hohen Liedes, aus dem Jahre 1775, ebenfalls hier zum ersten Male im Druck. Dann kommen Briefe Goethes an Bettina und ein Brief dieser letzteren an Goethe, dieser wie jene äußerst interessante Actenstücke zur Beurtheilung von Bettinas Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, welches bekanntlich von gewisser Seite lange als eine Fälschung Bettinas angesehen worden ist. Die vorliegenden Briefe zeigen eine meist wörtliche Uebereinstimmung dessen, was das „Kind“ als an dieses gerichtet bezeichnete, mit dem, was Goethe wirklich an Bettina geschrieben hat, wenn die letztere allerdings auch einzelne Weglassungen und Zusätze eigener Erfindung sich dabei erlaubte. Eine Einleitung des Herausgebers und ein Personenverzeichniß machen Anfang und Schluß des sehr schön ausgestatteten Buches. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß von demselben Herausgeber vor kurzem auch der erste Theil des Faust in zweiter Bearbeitung (Berlin, Hempel) erschienen ist.

L. H.

Wullenwever. Trauerspiel in fünf Aufzügen von H. Kruse. Dritte Auflage. 1878. — Auch in dieser neuen, theilweise völlig umgearbeiteten Auflage wird sich der gleich bei seinem ersten Erscheinen mit wohlverdientem Beifall aufgenommene „Wullenwever" neue Freunde erwerben und jedenfalls seine alten nicht darüber verlieren. Sind doch die meisten Aenderungen, auch abgesehen von der Absicht des Dichters, sein Drama dadurch bühnengerechter zu machen, als werthvolle Verbesserungen zu betrachten. So namentlich diejenigen, welche an die Stelle des unbekannten Junkers, der in den älteren Auflagen der arglosen Margaretha seine interessirte Liebe zuwendet, den Grafen von Oldenburg, und damit diesen zum Helden des Stückes in eine mehr persönliche Beziehung setzen. Auch einige Kürzungen sind als glückliche zu bezeichnen. So beispielsweise die im 2. Act, 5. Auftritt; während man bei einigen Aenderungen freilich auch im Zweifel sein kann, welcher von beiden Lesarten man den Vorzug geben soll; ob — um auch dies mit einem Beispiel zu belegen — dem schmerzlichen Seufzer über Metas Tod nach der zweiten oder nach der dritten Auflage? Jedenfalls vermissen wir in dieser die weggefallenen zwei Verse:

„Du warst mir wie der Kürbis des Propheten,
Der einer Laube gleich ihm Kühlung bot,"

und nicht blos des zutreffenden, gewählten Bildes wegen, ungern.

Der in demselben Jahre erschienenen „Rosamunde" des Verfassers ist erst kürzlich in dieser Zeitschrift gedacht worden. Sonst möchten wir gern ein Wort mehr darüber sagen. Statt dessen nur eine Bemerkung, die uns durch die eines unbekannten Recensenten dieses Dramas abgenöthigt wird. Dieselbe ging dahin, daß man in „Rosamuude" so bald merke: „es muß Alles kommen, wie's kommt." Wir unterschreiben unter gewissem Vorbehalt diese Bemerkung, nur in anderem Sinne, als wie sie gemeint war. Denn genau diesen Eindruck sollen wir über dem Lesen einer guten Tragödie, die uns nicht wie die Comödie überraschen wollen kann, weil sie an die unerbittliche Logik der sittlichen Weltordnung gebunden ist, gewinnen. Je deutlicher wir gleich im ersten Act — wenn auch erst handgroß, wie der Knabe Ahabs (1. Kön. 18) — die Wolke aufsteigen sehen, aus der sich unter den gegebenen Verhältnissen das Unwetter entladen muß, und je weniger der Gedanke Raum findet, daß es auch anders kommen könnte, wenn der Autor gewollt hätte, desto klarer ist sich dieser über seine Aufgabe als Tragödienschreiber gewesen; wir meinen, daß er als solcher nicht viel zu wollen hat.

Für die Bedeutung der Kruseschen Dramen, insbesondere seiner vaterländischen, denen neben Goethes „Götz" und Lessings „Minna von Barnhelm" ihre Stelle gebührt, ist freilich erst dann das rechte Verständniß zu erwarten, wenn unsere Bühne ihre sittliche und patriotische Aufgabe begreifen wird, beziehungsweise, wenn das Publicum sie dazu nöthigen wird, indem es sich von den ihm scheffelweise gebotenen Tendenzstücken — nicht zu gedenken der Narrenspossen, die nur durch elende Kalauer ihr Dasein fristen — mit Ekel abwendet. Möchte es endlich geschehen. δ.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 20. März 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

H. von Treitschke's deutsche Geschichte.*)

Einen Willkommgruß rufen die Blätter, die mit dem Namen des Neuen Reiches sich schmücken, dem Werke zu, das uns Deutschen den Untergang des alten Reiches und die Vorgeschichte des neuen mit ergreifender Wahrheit zu schildern unternimmt. Heinrich von Treitschke, der Ritter ohne Furcht und Tadel, der mit dem blanken Stahl seines Seherwortes die Siege mit erstreiten half, in denen unserem Volke endlich sein gutes Recht geworden ist, bringt hier, von den Freunden längst mit Verlangen erwartet, die vollgereifte Frucht treuer, in der Stille gepflegter Arbeit. Aus den Tiefen der Forschung heraufgeholt, steigt von Künstlerhand geformt das Bild unserer neuen Geschichte in ernster Hoheit und Größe vor uns auf, und daß es eben in diesen Tagen erscheint, macht es uns doppelt werth. Denn die erhöhte Stimmung, die in den Tagen der Erfüllung unser Volk durchdrang, und damals selbst die Widerwilligen mit fortriß, suchen wir heute vergebens, sie hat längst erneuten Sorgen und Kämpfen Platz gemacht. Kaum daß wir an den Gedenktagen ihren Abglanz zurückzurufen und auf kurze Augenblicke sie wieder festzuhalten vermögen. Nicht alle Früchte haben sich so eingestellt, wie ein berechtigtes Hochgefühl sie ungeduldig erwartete; nicht zum Genuß, sondern zu drangvoller Tagesarbeit hat uns die Wendung unserer Geschicke gerufen. Vielbestritten sind die Wege, die unsere Staatskunst zum Besten des Ganzen einzuschlagen hat, neue Kämpfe, geschürt von den alten Feinden, sind im Innern ausgebrochen, Mißmuth und Verzagtheit hat weithin um sich gegriffen, die mißgünstigen Urtheile des Auslandes finden in einem Geschlecht, das in den alten Zuständen aufgewachsen, in ihnen seine politische Einsicht sich erworben hat, allzu bereiten Boden, ungescheut macht die alte Lust an übler Nachrede sich wieder breit und droht dem Volke die Freude an seinem höchsten Gut, an dem unermeßlichen Erwerb seiner jüngsten Geschichte zu verkümmern. Inmitten dieses getrübten Dunstkreises verdient zwiefachen Will-

*) Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert von Heinrich von Treitschke. Erster Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Leipzig 1879.

komm die treue Arbeit des Forschers, der uns die vergangenen Zeiten der Noth und Schmach, des Sieges und der Herrlichkeit, und, inmitten der Täuschungen vorausgeeilter Hoffnungen, zugleich das stille und stetige Walten der geschichtlichen Mächte mit eindringlicher Beredtsamkeit vor Augen stellt. Aus diesen Blättern lernt ein kleinmüthiges Geschlecht wieder schätzen, was um kostbaren Preis unser Volk gewonnen hat, was es vordem gewesen und was es geworden ist, wie wunderbar und unwiderstehlich unsere Geschicke zu einem guten Ende gelenkt worden sind. Viel Noth und Bedrängniß, kümmerlicher Stillstand, hartes und scheinbar vergebliches Ringen, beständige Durchkreuzung durch Arglist und gutmüthige Verirrung, und doch im Ganzen ein erhebender Siegeszug, dessen Gedächtniß uns die höchste der Empfindungen schafft, die Freude am Vaterland.

Ein wesentlich neues Bild unserer Vergangenheit ist es, das uns in diesem bis zum Westphälischen Frieden zurückgreifenden Bande entgegentritt. Unerbittlich hat der Geschichtschreiber mit den mythologischen Gebilden aufgeräumt, die so lange den einfach edlen Prachtbau unserer Geschichte umsponnen hatten. Nie zuvor ist uns dieser Bau so durchsichtig, so verständlich in allen Theilen aufgezeigt worden. Das kommt einmal auf Rechnung der archivalischen Forschung, die im letzten Jahrzehnt unsere Kenntniß der diplomatischen Vorgänge während der napoleonischen Herrschaft und nach ihrem Sturze ganz erheblich bereichert, vielfach erst richtig gestellt hat. Mit der Oeffnung des preußischen Staatsarchivs hat eine unerschöpfliche Quelle historischer Erkenntniß zu fließen begonnen. Auch Treitschke hat aus dieser Quelle geschöpft, und wie H. von Sybel kürzlich geäußert hat (Prospect zu den Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven) „es giebt keine bessere Propaganda für das Ansehen Preußens in der Welt, als die authentische Kenntniß der preußischen Geschichte", so bestätigt dies Treitschke, wenn er, die Benützung des Archivs erwähnend, hinzufügt: „Ich habe dies Vertrauen nicht mißbraucht, weil ich es nicht mißbrauchen konnte. In der Geschichte Preußens ist nichts zu bemänteln noch zu verschweigen. Was dieser Staat geirrt und gesündigt hat, weiß alle Welt schon längst, Dank der Mißgunst aller unserer Nachbarn, Dank der Tadelsucht unseres eigenen Volks; ehrliche Forschung führt in den meisten Fällen zu der Erkenntniß, daß seine Staatskunst selbst in ihren schwachen Zeiten besser war als ihr Ruf."

Dieser Gewinn der wissenschaftlichen Erkenntniß und der Zuwachs politischer Bildung, der hieraus erwächst, ist nicht zu vergessen, wenn von den wohlthätigen Wirkungen unserer politischen Wiedergeburt die Rede ist. Doch in noch ganz anderer Weise, als durch die Eröffnung von Geschichtsquellen, ist die Aufrichtung des Reiches von entscheidendem Einfluß auf die Arbeit des Historikers. Die Geschichtsauffassung, auf welcher dieses Werk von Grund

auf ruht, obwohl längst allen Einsichtigen gemeinsam, hat doch bis dahin sich gefallen lassen müssen, als die Ansicht einer Partei ausgegeben zu werden. Jetzt hat sie durch den Gang des Schicksals ihre Besiegelung erhalten. Ein für allemal ist damit die unverrückbare Grundlage für die nationale Geschichtschreibung gewonnen. Nicht mehr mit seinen Neigungen und Abneigungen, mit Wünschen und Meinen hat hinfort der Geschichtschreiber die Begebenheiten unseres Volkes zu begleiten, nicht mehr mit Besorgnissen oder unsicheren Hoffnungen ihre Aufzeichnung abzuschließen: er darf einfach erzählen, was und wie es gekommen ist. Als ein Ganzes, Vielverschlungenes, doch in Ursachen und Wirkungen klar Uebersehbares liegt dem rückwärts gekehrten Blick das Buch unserer Geschichte aufgeschlagen. So lange es noch ungewiß schien, wohin der Lauf unserer Geschicke zielte, hat auch das Urtheil über die Vergangenheit ein unsicheres und bestrittenes sein müssen. Daß in unseren Tagen eine Entwickelung von Jahrhunderten ihren Abschluß gefunden, wirft jetzt ein zwingendes Licht auch in die Zeiten der Vorbereitung zurück. Deutlich legen sich die Fäden blos, die das verworrene Gewebe gesponnen, deutlich erkennbar sind die wirklichen Mächte, deren sieghafte Kraft zuletzt die Hemmungen und Irrungen überwand.

Und wie wunderbar einfach ordnet sich der Lauf der Dinge, der bis dahin ein wirres, fragwürdiges Problem geschienen. Die Freiheit des Denkens, welche die Frucht der Reformation war und unsere neue Wissenschaft und Dichtung schuf, und andererseits der junge preußische Staat, der aus dem Durcheinander verrotteter Reichsformen und unfertiger Territorien kraftvoll sich erhob, das sind die beiden Grundmächte, auf welchen unsere Einheitsbewegung ruht. Als diese beiden sich fanden, die protestantische Bildung und der protestantische Staat, da war der neue Tag über unserem Vaterlande aufgegangen. Eine der einschneidenden Stellen des Buches sei hier wörtlich mitgetheilt. Es ist von der Zeit Friedrichs die Rede. „Der preußische Staat vertrat noch immer nur die eine Seite unseres nationalen Lebens; die Zartheit und die Sehnsucht, der Tiefsinn und die Schwärmerei des deutschen Wesens gelangten in dieser Welt der Nüchternheit nicht zu ihrem Rechte. Der Mittelpunct der deutschen Politik wurde nicht die Heimath der geistigen Arbeit der Nation; das classische Zeitalter unserer Dichtung fand seine Bühne in den Kleinstaaten. In dieser folgenschweren Thatsache liegt der Schlüssel zu manchem Räthsel der neuen deutschen Geschichte. Der kühl ablehnenden Haltung König Friedrichs dankt unsere Literatur das Köstlichste, was sie besitzt, ihre unvergleichliche Freiheit; aber diese Gleichgültigkeit der Krone Preußen während der Tage, welche den Charakter der modernen deutschen Bildung bestimmten, hat auch verschuldet, daß es den Helden des deutschen Gedankens noch lange schwer fiel, den einzigen lebenskräftigen Staat unseres

Volkes zu verstehen. Nach Friedrichs Tode vergingen noch zwei volle Jahrzehnte, bis Preußen den geistigen Mächten des neuen Deutschlands eine gastliche Stätte bereitete; und dann sind nochmals lange Jahrzehnte verflossen, bis die deutsche Wissenschaft erkannte, daß sie eines Blutes sei mit dem preußischen Staate, daß die staatenbildende Kraft unseres Volkes in demselben starken Idealismus wurzelte, der deutschen Forschermuth und Künstlerfleiß zu kühnem Wagen begeisterte."

So dürfen wir hoffen, daß ein neues Band verheißungsvoll um uns Deutsche sich schlingen werde, das gemeinsame Bewußtsein unserer Vergangenheit, eine gemeinsame Geschichtsüberlieferung. Nichts hat den Unsegen der politischen Zersplitterung eindringlicher illustrirt, als der Umstand, daß wir die klägliche Parteiung des Tages in die Vergangenheit unseres Volkes zurückzutragen gewohnt waren; daß hier als ein Held verehrt wurde, der dort auf mißgünstige Schätzung, wo nicht Abscheu stieß, daß hier als einsichtiger Patriotismus gepriesen wurde, was dort als verwerfliche Selbstsucht galt. Jetzt tritt Ordnung und Licht in die weiten, dichtgefüllten Räume, willkürlicher Ausnützung wird das Heiligthum unserer Geschichte entrissen, auch für den Widerwilligen sind ihre leitenden Gedanken nicht mehr verkennbar. Stolz darf Treitschke sagen: „Dieses Buch will einfach erzählen und urtheilen." Es übt die gewaltigste Wirkung, einzig durch die Macht der Wahrheit.

Denn das ist der hervorstechendste Zug dieses Geschichtschreibers, daß er von einer unbestechlichen Wahrheitsliebe ist. Eine edle Leidenschaft waltet in seinem Buche, aber sie hat nur ein Ziel vor Augen, rücksichtslos die wirklichen Vorgänge in ihrem Zusammenhange aufzudecken. Allem Verlogenen, in Personen und Zuständen, ist er ein abgesagter Feind. Vielleicht daß eine spätere Zeit dieses und jenes Urtheil milder faßt — ungerecht wird keines erfunden werden, und wohlthätig ist unserer Zeit der stahlharte Griffel, der ohne Gunst einem Jeden das Seinige giebt. Denn freigebig wie mit dem Tadel ist er auch mit dem Lobe, und die Begeisterung weiß er ebenso zu wecken wie sittlichen Unwillen. Was alles die auszeichnenden Gaben dieses Schriftstellers sind: Adel der Gesinnung, Feuer der Ueberzeugung, hinreißender Vortrag, edle formvollendete Sprache, deren Strom einen Reichthum von Gedanken trägt, das Alles macht auch dieses Geschichtsbuch zu einem Kunstwerk eigener Art. Die Erzählung des Geschehenen wirkt mit dem vollen Zauber einer epischen Dichtung.

Das Epos aber hat seine Helden, und sie sind in diesem Bande, der zum großen Theil der Erhebung Preußens gewidmet ist, in Fülle vorhanden. Die künstlerische Mitgift, die Treitschke zu seinem Berufe bringt, zeigt sich nicht am wenigsten in der Galerie lebensvoller Bildnisse, die in die Erzählung eingestreut sind. Nur mit wenigen, doch überaus treffenden Strichen

sind diese Porträts gezeichnet, sie gewinnen sofort in der Phantasie des Lesers Fleisch und Blut. Wie sprechend tritt Gneisenau aus dem Rahmen heraus, „der erste Feldherr des verbündeten Europas", und Scharnhorst, das Ebenbild des großen Schweigers, der unsere zeitgenössischen Kriege gelenkt hat, und Blücher, York, oder Stein, Hardenberg, Humboldt; und dann wieder ein Kaiser Franz, ein Metternich, oder die kleinen Staatskünstler der rheinbündischen Vasallen — lauter Meisterstücke der Zeichnung und unverwischbar für alle Zeit hingestellt. Diese vollendete Kunst, die Persönlichkeiten wirken zu lassen, trägt besonders dazu bei, über die ganze Darstellung einen seltenen Reiz der Frische und Anschaulichkeit zu breiten.

Der vorliegende Band, dem vier andere folgen sollen, schildert im ersten, einleitenden Buche den Untergang des Reichs: die deutschen Zustände nach dem westphälischen Frieden, die Revolutionskriege, die Fremdherrschaft, die preußische Erhebung und den Befreiungskrieg — das Alles übersichtlich, in großen Zügen. Die ausführliche Erzählung beginnt mit dem zweiten Buche: Wiener Congreß, Feldzug von 1815, Vorgeschichte des deutschen Bundes bis zur Unterzeichnung der Bundesacte. Die letztere nennt Treitschke „die unwürdigste Verfassung, welche je einem großen Culturvolke von eingeborenen Herrschern auferlegt ward, ein Werk, in mancher Hinsicht noch kläglicher als das Gebäude des alten Reichs in den Jahrhunderten des Niedergangs. Ihr fehlte jene Majestät der historischen Größe, die das Reich der Ottonen noch im Verfalle umschwebte. Blank und neu stieg dies politische Gebilde aus der Grube, das Werk einer kurzlebigen, in sich selbst verliebten Diplomatie, die aller Erinnerungen des eigenen Volkes vergessen hatte; kein Rost der Jahrhunderte verhüllte die dürftige Häßlichkeit der Formen. Von Kaiser und Reich sang und sagte das Volk; bei dem Namen des deutschen Bundes hat niemals ein deutsches Herz höher geschlagen." Nur ein Ruhm bleibt diesem „lächerlichen Machwerk" unbestritten: der deutsche Bund „besaß nicht die Kraft, das Erstarken des einzigen lebendigen deutschen Staates zu hindern — eines Staates, der berufen war, dereinst ihn selber zu zerstören und diesem unglücklichen Volke eine neue, würdige Ordnung zu schenken."

Doch es ist nicht die Absicht, ins Einzelne zu gehen, und auch was zur Berichtigung älterer Urtheile von dem Geschichtschreiber Neues aus den Archiven beigebracht ist, mag von anderer Seite erhoben und aufgezählt werden. Hier sollte blos ein Wort der Freude und des Dankes einem Werke entgegengebracht werden, das bald allen Freunden des Vaterlandes werth und theuer sein wird, und von dem wir uns Gutes versprechen für die politische Bildung des nachwachsenden Geschlechtes. W. Lang.

Die heilige Straße nach Eleusis.

Herr Wassilios Kourvelis verzog heute sein breites Gesicht zu einem besonders glücklichen Grinsen. Nicht als ob er nicht stets von früh bis spät fröhlich und verbindlich gewesen wäre, wenn er hinter dem Zahltische seines Hôtels „zur Athena“ die Speisen und Getränke buchte, die seine Gäste verzehrten. Erhielt schon der Eintretende um seines Kommens willen einen dankbar freundlichen Gruß, so steigerte sich der Ausdruck der Freude und Zufriedenheit mit jedem Gerichte, das der Kellner für den Gast ansagte, und das Kyrios Kourvelis sammt dem zugehörigen Preise mit großen Lettern in ein ungeheures Buch malte. Seine Augenbrauen zogen sich alsdann hoch in die Höhe, und seine Stirn legte sich in sorgenvolle Falten, ein Zeichen, wie sauer ihm diese gewiß erst in vorgerückteren Jahren erlernte Arbeit ward; aber den Mund umspielte nichtsdestoweniger das unbeschreiblich süße, archaische Lächeln, das dem Gaste andeutete: „Ich bin mit dir zufrieden! Du hast mich verstanden! Ich danke dir!“ Kyrios Wassilis bevorzugte unter seinen internationalen Gästen augenscheinlich die Deutschen. Eines Tages führte er uns abseits und bat inständig: „Bringt doch nur alle eure ankommenden Landsleute zu mir, ich liebe Keinen so wie die Deutschen!“ „Und weshalb liebt Ihr sie so, Kyrie Wassili?“ „*Ἀξιότιμε κύριε, τρώγουνε τόσον!*“ „Hochverehrtester Herr, sie essen so viel!“

Herr Kourvelis also verdiente eingestandenermaßen gern, aber er that es rücksichtsvoll. Es genügte ihm, bei Jedem, was er gab, nur eine Kleinigkeit übrig zu haben, und so kam es, daß sein Frühstücks- und Mittagstisch immer leidlich gut besetzt war. Dazu half ihm noch der nicht hoch genug zu schätzende Ruf absoluter Redlichkeit. Trotz der Zahl ihm dem Namen nach meist unbekannter Gäste kannte er jeden persönlich, und nie kam eine Verwechselung bei den Rechnungen vor. Letztere wurden gewohnheitsmäßig gleich nach der Mahlzeit berichtigt, und Herr Wassilis machte dann einen dicken Tintenstrich durch das Conto. Wie er diesen Ueberblick gewann, dahinter kam ich eines Mittags, als ich einen Blick in die Riesenlettern seines Buches werfen konnte: Wir waren der Mehrzahl nach zu Tische Kunstwissenschaftsjünger und Philologen, wie aber standen wir in dem geheimnißvollen Buche! „*ῥάπτης*“ der Schneider, „*ἰατρός*“ der Arzt, „*καθηγητής*“ der Professor, „*διδάσκαλος*“ der Schulmeister, „*ὑελιά*“ die Brille u. s. w.; so führte jeder je nach seiner äußeren Erscheinung einen geheimen Namen, mit dem Herr Wassilis ihn mit unverkennbarer Anlage zu einem zweiten La Bruyères bei seinem ersten Auftreten getauft hatte.

Verursachte nun unser tägliches Erscheinen unserem biedern Gastgeber schon hohe Freude, so erglänzte sein Gesicht doch in besonders hellem Lichte, wenn ihm der Plan zu einem beabsichtigten Ausfluge in die Umgegend Athens oder zu einem nächtlichen Besuche der Akropolis im Mondenlicht mitgetheilt ward. Dann wurde ihm überlassen, einen geräumigen Korb mit allerhand begehrenswerther Speise, mit erlesenen Früchten und tiefdunklem Weine vom Parnes zu füllen und für weitere Ausflüge auch den Wagen zu besorgen. Und an Allem gab es eine Kleinigkeit zu verdienen!

Ein solcher freudiger Fall war heute eingetreten. „Die Brille" und ich wollten dem heiligen Eleusis unseren ersten Besuch machen und Kyrios Wassilis versprach, für alles hierzu Erforderliche bestens zu sorgen.

Punct 4 Uhr Morgens hielt denn auch ein bequemer Wagen in der Akademiestraße vor dem stattlichen, bisher freilich nur gemietheten Gebäude des deutschen archäologischen Institutes, der „deutschen Schule", wie die Athener sagen. Die Sonne ruhte noch jenseits des Hymettos in den Fluthen des Meeres, aber eine lichte Dämmerung lag über den stillen Straßen und umwob Nähe und Ferne mit einem gleichmäßigen Silberfädenschleier. An dem kleinen Platze bei dem bescheidenen Hause des Erzbischofs reinigte und sprengte bereits ein schlaftrunkener Junge die Hallen eines Kafenions und bald labte uns ein trefflicher Mokka zur duftenden Morgencigarrette. Dann rollten wir fort über den breiten Eintrachtsplatz und die lange Piräusstraße hinab bis zur kleinen Capelle der Aghia Triadha, der heiligen Dreieinigkeit.

Noch in grauen Schatten gehüllt standen sie hier, die stummen Zeugen vergangener Jahrtausende, die marmornen Grabstelen der jüngst aufgedeckten Todtenstadt vor dem Kerameikos, der wiedererstandenen, die schon Pausanias nicht mehr gesehen, denn Sulla hatte nach dem Sturme auf die Stadt hier die Mauer zerbrochen und mit ihrem Schutte und ihren Trümmern die Stätte der Todten überschüttet. Seit dem Jahre 1860, wo man durch Zufall die Gräberstätte entdeckte, ist sie mehr oder minder systematisch blosgelegt worden, leider erst in späteren Jahren mit dem Grundsatze, das Gefundene an Ort und Stelle zu belassen. Nun ist sie ein liebgewordenes und oft gesuchtes Wallfahrtsziel der in Athen weilenden Kunstjünger und Alterthumsforscher aller Nationen. Wer nicht nach des Tages Hitze zur Akropolis wallfahrtet, lenkt hierhin Abends gern seine Schritte und verweilt vor jenen schlichten, stillbewegten, liebenswürdigen Reliefs, Handwerkerarbeiten zumeist und doch von hohem künstlerischen Adelgeiste durchdrungen; oder er forscht auch nur unter der Fülle jener einfachen walzenförmigen Grabsäulen von bläulichem Hymettosmarmor, auf denen die bloßen Namen der Dahingeschiedenen eine Fülle sinniger Beziehungen enthüllen: Ὀπώρα Στάχυος Ἀκανθία, Μέθη Διονυσίου.

Heute rollten wir an ihnen vorbei und rechts, nach Norden von der Piräusstraße abbiegend, dem Oelwalde zu. Die neue, gut angelegte, leider nur zu bald endende, Fahrstraße folgt im Wesentlichen dem antiken Wege, der „Heiligen Straße" nach den eleusinischen Heiligthümern. Sie war im Alterthume zu beiden Seiten mit merkwürdigen Bauten, namentlich Grabdenkmälern, so dicht besetzt, daß der athenische Fremdenführer Polemon ein leider nicht auf unsere Tage gekommenes, eigenes Buch darüber schreiben konnte. Die Nachrichten, die uns über diese Anlagen erhalten sind, geben zusammen doch nur eine lückenhafte Vorstellung von der Fülle der hier vereinigten Denkmäler, und die Reste derselben, die heute noch davon übrig blieben, sind nur geringe. König Otto, der das ganze Gebiet von Eleusis und der heiligen Straße als Privateigenthum erwarb, legte die neue, gute Straße nach dem alten Festorte an. Dabei konnten denn die Niveauverhältnisse der alten heiligen Straße nicht immer beibehalten werden, und so wurde das alte Pflaster mit seinen angrenzenden Denkmälern theils überschüttet, theils abgerissen. Später, im Jahre 1861, wüthete in der Nähe der Stadt die barbarische Hand des französischen Ingenieurs Daniel, dem die attische Hauptstadt die moderne Umgestaltung ihrer Westseite, insbesondere die Herstellung des wüsten, geschmacklosen Theseionplatzes mit den angrenzenden Gärten verdankt. Reihenweise rasirte er an der Aghia Triadha die wohlerhaltenen Grabstelen, um sie zerbrochen wie Prellsteine um den genannten aufgehöhten Platz zu setzen. So kann man denn heutzutage die alte Anlage nur an denjenigen Puncten noch genügend erkennen, wo der neue Weg von ihr abweicht. Kein Einsichtiger wird verlangen, daß die Bedürfnisse der Neuzeit und die Entwickelung der zum modernen Leben nothwendigen Factoren unbedingte Rücksicht auf die vom Alterthume her auf uns gekommenen Denkmäler nehmen sollen. Sie müssen den neuen Forderungen weichen, so gut wie die Vorgänger, an deren Stelle sie selbst getreten sind. Aber das kann man wenigstens erwarten und verlangen, daß eine getreue Ueberlieferung von dem Gewesenen in Bild und Schrift uns erhalten bleibe. Herr Daniel fand es nicht für nöthig, Aufnahmen von dem hier Vorgefundenen zu hinterlassen, und so ist von dem, was seine Hand hier zerstörte, verhältnißmäßig nur zu weniges gerettet. Was gerettet ward, verdanken wir der unermüdlichen, aber von plötzlichem Tode abgebrochenen Thätigkeit Pittakis', des wackeren Gelehrten und beneidenswerthen Gatten der von Byron in seiner maid of Athens gepriesenen Schönheit.

So kommt es denn, daß über das, was bis 1840 hier an Alterthümern vorhanden war, die Berichte der früheren Reisenden weit vollständiger sind, als die der späteren, und daß Herr François Lenormant, der das Studium des heiligen Weges und der eleusinischen Heiligthümer zu einer Lebensaufgabe

sich gestellt hat, fast mehr auf älteren Nachrichten fußen muß, als auf selbstgefundenen Monumenten, trotzdem er diese Oertlichkeit Schritt für Schritt mit einem Eifer absuchte, der ihm bei dem verständnißlosen Volke den Namen eines τρελλόφραγκος, eines verrückten Franken, eintrug.

Gleich nach der erwähnten Scheidung der Piräusstraße und der eleusischen erhebt sich zwischen beiden über einer antiken Cisterne ein niedriger, hellschimmernder Hügel, von dem einige alte Windmühlen und die schmucklosen Tambours und Retortenhäuser der atheniſchen Gasanstalt herabschauen. Die antike Straße führte über ihn hinweg. Man meint hier den Flecken oder die Vorstadt Skiron zu erkennen, jenen Ort, an welchem der Seher Skiros aus Dodona begraben lag, und an den sich ein heiliges Orakel knüpfte, das mit Hülfe der Würfel befragt wurde. Was aber in älterer Zeit als ein heiliger Act vollzogen wurde, das artete später zu einer bloßen Unterhaltung aus, und Skiron wurde der Sammelplatz der Glücksspieler und Gauner, zu denen sich bald auch die Damen gesellten, die in dem angrenzenden Stadttheile des äußeren Kerameikos den Zutritt zu ihren Salons freigaben, auch ohne daß der Besucher zuvor seine Karte zu übersenden brauchte. Der Bach Skiros, der an dem Hügel vorüberfloß, und der diesen Namen ebenfalls von dem in der Schlacht gegen Erechtheus gefallenen Seher trug, war bis 1861 noch als eine frische Wasserleitung vorhanden, bis Daniels Hand ihn in eine Kloake verwandelte.

Zu derselben heißen Jahreszeit, in der wir heute diese Straße entlang rollten, bewegte sich in antiker Zeit nach dieser Stätte von der Akropolis aus der Festzug der Skirophorien, voran die Priester der Athena, des Poseidon-Erechtheus und des Helios mit der gesammten Familie der Eteobutaden, alle mit weißen Sonnenschirmen (Skirai) ausgerüstet, und man vollzog hier ein auf die erste Ackerbestellung bezügliches Opfer. Die Heiligthümer und Denkmäler an der heiligen Straße scheinen fast ausnahmslos in irgend einer Beziehung zu den eleusinischen Gottheiten gestanden zu haben, und wenn hier der Athena-Polias ein Opfer gebracht wurde, damit sie Fruchtsegen spende, so müssen wir diese Göttin schon mit der großen Deo von Eleusis, der Demeter, verschmolzen denken.

In den Mauern der freundlichen Landhäuser, die unsere Fahrt zur Rechten bis dicht an den Oelwald begleiten, sieht man zahlreiche Inschriftsteine verbaut. Mehr noch werden zu Tage kommen, wenn diese Häuser einstmals niedergelegt werden können.

Freier wird nun der Blick, nachdem die Häuserzeile uns im Rücken liegt, und deutlicher überschauen wir nun den Zusammenhang der Landschaft, die wir durcheilen. Vor uns erstreckt sich in langer Linie der Oelwald. Dahinter steigt in ziemlich steilem Hange der niedrige Höhenzug an, der die

attische Ebene von der thriasisch-eleusinischen trennt, von Nordost nach Südwest streichend, ein letzter Ausläufer des Parnesgebirges, mit dem er aufsteigend nordwärts zusammenwächst, während im Mittag sein Fuß von den Wellen der salaminischen Meerenge umspült wird, der Korydallos und Aigaleos der Alten. Zur Linken gleitet der Blick über den bunten Wechsel weinberankter Flächen und kahler Stoppelfelder hinab zum sandigen Strande der phalerischen Bucht und hinaus über die graue See nach der schattenhaften Pyramide von Aigina, zur Rechten wendet er sich aufwärts zu dem langen Höhenrücken des Hymettos, den der vorgeschobene Anchesmos — von hier wie ein einzelner Kegel ausschauend — mit keckem Umrißzuge unterbricht.

Hinter dem Hymettos aber wird es lichter und lichter, glänzender und glänzender. Immer schärfer zeichnet sich seine lichtgraue Silhouette von dem aufleuchtenden Morgen ab, und nun — plötzlich steigt der strahlende Feuerball über sein Haupt und schmilzt in einem Augenblicke den eben noch so harten Contour in eine zitternde, weißglühende Masse.

„Strahl des Helios, schönstes Licht,
Das der siebenthorigen Stadt
Thebe's nimmer zuvor erschien!
Du strahlst endlich, des goldnen Tags
Ausblick, herrlich herauf!"

Wie oft haben wir den wunderherrlichen Chor Mendelssohns gehört und gesungen, ihn, der in seinen ersten Tönen ansteigt wie das leuchtende Gestirn des Tages! Ach wie ganz anders klingt er hier in unserem Herzen wieder, auf der Straße gen Theben, die einst verwaist Antigone und Ismene zogen! Ueber die Zinnen des Parthenon gleitet der Strahl, über die schwanken Zitterkronen des Oelwaldes legt er seinen goldenen Schimmer, taucht hinab zum saronischen Golfe und klimmt drüben wieder hinauf zum breitgelagerten Rücken des Aigaleos, der uns das jenseitige Meer verdeckt.

Und ein erfreuendes Bild zeigt er uns an unserem Wegesrande zur Linken: Wohlgepflegte Beete, langgedehnte Pflanzungen junger Baumsprößlinge, von kundiger Hand geschnitten und gepflegt und auch im Sommer durch reichliches Wasser frisch und grün erhalten. Das ist der unter der trefflichen Leitung der Herren Orphanidhis und Theodor von Heldreich fröhlich gedeihende botanische Garten. Einst war er der Landsitz des energischen türkischen Woiwoden Hadji-Ali-Hasseki, dessen glänzende Vertheidigung der Hauptstadt gegen die Albanesen und die in neunzig Tagen vollendete Herstellung einer neuen Ringmauer Athens im Jahre 1778 — die bis 1835 bestanden hat — ihm einen bleibenden Namen in der neugriechischen Geschichte sichern. Daß in jener Zeit der höchsten Noth alles irgend bequem zur Hand liegende Steinmaterial als Mauerstein oder zu Kalk gebrannt verwendet

ward, wer wollte den Bedrängten daraus einen Vorwurf machen? Damals fiel der wohl erhaltene ionische Tempel oberhalb der Enneakrunosquelle am Ilissos, damals die antike Brücke über denselben und die Bogenreihe der Hadrianischen Wasserleitung. Ein Vierteljahrhundert zuvor hatten die ersten wissenschaftlichen Entdecker der griechischen Baudenkmäler, Stuart und Revett, mit Maßstab und Zirkel die Trümmerstätten Attikas und Joniens durchforscht, und so sind jene Bauten uns wenigstens in Zeichnung und Beschreibung erhalten. Aus dem Grün der Gartenbäume schaut des wackeren Mauererbauers Landhaus, jetzt die Beamtenwohnung, zu uns herüber; goldig-bronzene Patina bedeckt seine tüchtigen Quadern von pentelischem Marmor. Nicht ohne eine leise Wehmuth schauen wir diese Steine an dieser Stelle, die prachtvollen Werksteinblöcke — des Theseions.

Bei dem im Hochsommer schon am frühesten Morgen glühenden, gern gemiedenen Sonnenbrande war um so erfrischender die verhältnißmäßige Kühle, mit welcher uns nun der hier etwa zwei Kilometer breite, schattige und von hundert Wasseradern des Kephissos durchrieselte Oelwald aufnahm. Die zauberhafte Schönheit dieses Haines zu schildern, will ich bei einer anderen Gelegenheit versuchen; auch kommt sie in vollem Maße nur dem zum Bewußtsein, der nicht, wie wir heute, auf breiter Straße ihn auf kürzestem Wege zu Wagen durcheilt, sondern der sich in seinen durchsichtigen Laubgängen verliert, mit dem einzigen Zwecke, seine Schönheit zu genießen. Wir sind auf dem Gebiete des einstigen Demos Lake oder Lakiadai, dem die Familie des Miltiades entstammte. Hier, dem heiligen Wege nahe, befand sich das Heiligthum des Stammheros Lakios oder Rhakios, einer in den Sagenkreis des Apollon gehörigen Persönlichkeit. Daß neben den eleusinischen auch ein apollinisches Heiligthum hier lag, kann nicht befremden, denn die heilige Straße nach Eleusis war ja hier auch diejenige nach Delphi, und der Festzug nach dort und die Wallfahrer zu den pythischen Spielen zogen dieselbe Straße wie die eleusischen Mysten. Wie noch heute, so waren auch im Alterthume in dem einst weit umfangreicheren Oelwalde die zahlreichen Gärten verstreut, die dem Kephissos, dem „Gartenfluß", seinen Namen verliehen; und wie die heutigen Bewohner von Sepolia und Levi den Athenern das Gemüse bauen, scheinen die Lakiaden in gleicher Weise für die Mittagstafel der Hauptstadt gesorgt zu haben. Wenigstens wissen wir aus alten Zeugnissen, daß sie fleißig Rüben bauten, und daß aus der eigenthümlichen Rolle, die nach attischem Gesetze die Rübe bei der Bestrafung treuloser Eheherren spielte, der Name Lakiadai zu einem Spottnamen für diese Sünder wurde.

Von allen den Denkmälern, die hier noch diesseits des Kephissos in antiker Zeit gestanden, von dem Altare des Zephyros, dessen warmer Hauch die Frucht der Demeter aus der Erde lockt, von dem Grabmale des durch

seine Kunst eben so berühmten, wie durch üble Angewohnheiten berüchtigten und zur Zielscheibe nicht allzu reinlichen Witzes gewordenen Schauspielers Theodoros, von der Ruhestätte des berühmtesten Kitharöden der alten Zeit, des Tarentiners Nikokles und zahlreichen andern Denkmälern ist auch nicht einmal die Stätte mehr nachweisbar, bis auf die eines einzigen und zum Glücke gerade des interessantesten von allen. Dicht an dem ersten Hauptarme des Kephissos liegt die Capelle des heiligen Dhimitrios, umgeben von einigen unansehnlichen Kaffeehäusern und Weinschenken. Aghios Sabbas heißt dieser kleine Ort, ein Wallfahrtspunct der unteren Classen Athens an den Sonntagen und den zahlreichen Festen der Heiligen. Die Capelle ist gänzlich aus antiken Steinen gebaut, und alle Forscher sind darin einig, daß sie auf der Stelle des alten Heiligthums der Demeter und Kore steht, in welchem auch noch Poseidon und Athena verehrt wurden, und an dem der Zug nach Eleusis Halt machte, um Opfer zu bringen. Pausanias berichtet, daß dieser Tempel an der Stelle des Hauses errichtet ward, welches Phytalos bewohnte. Als Demeter, die verlorene Tochter suchend, schmerzvoll und in ihrem Grame jede Nahrung verweigernd nach Eleusis irrte, hatte Phytalos sie gastlich aufgenommen. Zum Danke dafür hatte er den Sprößling des veredelten Feigenbaumes aus ihrer Hand empfangen und vor seinem Hause an frischem Quell gepflanzt, den Stammbaum aller Feigenbäume. Ein Symbol außerordentlicher Fruchtbarkeit war die Feige der Demeter geheiligt, und ihre Cultur galt den Griechen als eine Führerin zu milderen und reineren Sitten, die den Menschen, der zuvor seine einfache Eichel- und Bucheckerkost in den Wäldern gesucht hatte, zu seßhafter Lebensweise und zur Pflege fruchtspendender Gewächse vermochte. Die Stätte, an der Phytalos die erste Feige gepflanzt, die Hiera Syke der Alten, ist noch heute kenntlich an der erwähnten Quelle, die zum Theil noch von dem ursprünglichen, antiken Mauerwerk eingefaßt ist, und die, wie sie einst zum Bewässern des geweihten Baumes diente, heute von den Sonntagswanderern zum Mischen des feurigen Kephissosweines und zu manchen anderen prosaischeren Zwecken benutzt wird. Bald nach dieser Stelle passirt man den zweiten Hauptarm des vieladrigen Kephissos, der sich mit dem ersten bald unterhalb dieser Stelle vereinigt und dann unter dem Namen Podhoniphti, „das Fußbädchen“, der phalerischen Bucht zueilt, ohne doch im Sommer immer das Meer zu erreichen. Dieser jetzt zweite Arm scheint im Alterthume der eigentliche Fluß gewesen zu sein, an dessen Brücke die eleusinische Procession wiederum Halt machte. Hier wurden die Wallfahrer von einer maskirten und kostümirten Schaar mit einer Fluth gemeiner Schimpfreden und derbster Späße empfangen: Eine alte Frau, oder wie andere Berichterstatter wollen, ein als solche verkleideter Mann, auf einem Schweine reitend, hielt mit einem bunt vermummten Gefolge den

heiligen Zug mit Drohen und Schimpfen auf. Es war dies eine Erinnerung an die Sage von der Jambe oder Baubo, von der auch Goethe in der Walpurgisnacht weiß:

„Die alte Baubo kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterschwein!"

Ihre Darstellung hat sich auf Vasenbildern und plastischen Funden mehrfach erhalten. Eben so dauernd wie in diesen lebt ihr Gedächtniß in dem Volksmunde der Neugriechen. Man kann eine alte Frau dort nicht ehrenrühriger schimpfen als mit dem Namen „Vavvo"!

Als Demeter, den kleinen Jakchosknaben an der Hand, trauernd und verzweifelnd durch den Oelwald irrte, saß auf jener Brücke ein altes Weib und empfing sie mit Schimpfreden und häßlichen Geberden. Das Jakchosknäblein aber fand diese Sache überaus ergötzlich und fühlte sich veranlaßt, in handgreiflichster Weise an den derben Späßen theilzunehmen. Bei diesem überaus komischen Duett zwischen der alten Vettel und dem unmündigen Knaben konnte sich selbst die verzweifelte Mutter eines Lächelns nicht erwehren: das starre Eis um ihr Herz war gebrochen, und seit ihrer Wanderung von den nysäischen Gefilden her zum ersten Male wies sie den Labetrunk nicht zurück, den ihr Phytalos in seinem nahen gastlichen Hause darbot.

Der wunderlichen Sage liegt ein tiefer Sinn zu Grunde: Die menschliche Natur muß wohl zu allen Zeiten so geartet gewesen sein, daß sie das Uebermaß einer excentrischen Stimmung nicht ertragen kann, ohne, auf Momente wenigstens, in das gerade Gegentheil dieser Stimmung in eben so excentrischer Weise zu verfallen. Die Alten scheinen es geliebt zu haben, dieser Wahrnehmung in durchaus unvermittelter Weise lebendigen Ausdruck zu geben. Mit dem tiefen Ernste sittlicher Anschauung paart sich bei Aristophanes ein uns unerträglicher Scherz, bei dem der wetterfesteste Wachtmeister erröthen kann. Das göttliche Kind der Vereinigung dieser beiden extremen Stimmungen, der köstlichste Hort der germanischen Völker, der Knabe Humor, ist den Alten noch nicht geboren, seine Gestalt ist ihrer Dichtung und ihrer Kunst fremd. Warum hat noch kein deutscher Bildhauer versucht, von diesem Götterknaben uns ein Bildniß zu schaffen, die Thräne im leidvollen Auge, um die frischen Lippen das Zucken neckischen Scherzes? Warum, ihr Gottbegnadeten, versucht ihr eure Kunst immer und immer wieder an den Gestalten der Antike, die die Alten nun doch einmal so wunderbar schön erschaffen haben, daß ihr sie darin nimmer erreichen werdet! Die Kunst hat dem Alterthume seine ethischen Begriffe zu fester Form kristallisirt; warum schafft sie uns heute nicht die bildliche Form für die von uns neugewonnenen Begriffe und Anschauungen. Und hier gälte es in der That für einen ganz neuen Begriff den künstlerischen Typus zu finden: dem Bunde von Lust und

Leid, der Verschmelzung von der Tragödie und dem Satyrspiel des Lebens, dem wunderbaren Genius, der in Jean Paul und Dickens gewaltet hat, von dessen Wesen aber weder Homer, noch die Tragiker oder auch Aristophanes eine Ahnung gehabt haben. Die beiden Faustseelen, oder, einen glücklich gefundenen neuen Ausdruck zu gebrauchen, der apollinische Trieb im Menschen und der dionysische, sie stehen im Alterthume unvermittelt neben einander. Und wie auf die weihevolle Trauerfeier am Hause des Phytalos die ausgelassensten orgiastischen und zotenhaften Scherze folgten, so tritt die von ihnen trunkene Wallfahrermenge nach wenigen Schritten unmittelbar vor den Opferaltar des Zeus Meilichios. Mit dem versöhnenden, süßen Schmeichelnamen ruft sie ihn an, den Schrecklichen, der kein Anderer ist, als Hades, der unerbittliche, furchtbare Todesgott. Als chtonische Gottheit, insbesondere aber in seiner mythologischen Verschmelzung mit Poseidon, als Vater des jungen Dionysos-Jakchos steht er in unmittelbarster Beziehung zur eleusinischen Demetersage. Vielleicht sind die antiken Fundamente, auf denen hart am Waldsaume die Capelle des heiligen Blasios erbaut ist, die Ueberreste dieses Altares.

Wir verlassen nun den Oelwald und fahren gegen den Höhenrücken des Korydallos zu auf staubigem, durch dürres Haideland leise ansteigendem Wege. Mehrere unbestimmbare Grabdenkmale begleiten ihn zu beiden Seiten. Dann gelangen wir zu einigen antiken Trümmerresten neben einem gleichfalls dem Alterthume entstammenden Brunnen, wo der Reisende Fauvel noch Anfangs dieses Jahrhunderts einen kleinen Tempel gesehen hat. Vermuthlich war es der des Kyamites, jener geheimnißvollen Gottheit, die den Menschen die Frucht der Bohnen schenkte, nach denen sie den Namen führt, und von der Pausanias wieder einmal behutsam verschweigt, was er davon weiß. „Ich habe nichts Gewisses über ihn zu sagen," schreibt er, „ob er etwa der Erste war, der Bohnen säte, oder ob man irgend einen Heroen so nannte, denn der Demeter kann man die Einführung der Bohnen doch nicht zuschreiben —; wer aber bereits die Weihe in Eleusis empfangen, oder wer die sogenannten orphischen Schriften gelesen hat, der weiß was ich meine." Diese überaus räthselhafte Stelle, in der offenbar auf eine tiefe, nur den Eingeweihten offenbarte Beziehung hingedeutet wird, als auf etwas Unsagbares, hat den Scharfsinn der Forscher vielfach in Bewegung gesetzt. Am Eingehendsten hat sich mit ihrer Bedeutung Fr. Lenormant beschäftigt, dessen eigenthümlich geartetes Naturell, wie es ihn das Studium der eleusinischen Mysterien als eine Lebensaufgabe ergreifen ließ, ihn, wie es scheint, zur Aufspürung geheimnißvoller Beziehungen in gleichem Maße reizt und befähigt. Ein warmer Anhänger Creuzerscher Symbolik und der Sohn Charles Lenormants, des geistvollen Erklärers der mythologischen Stoffe aus symbolischen

Beziehungen heraus, bietet er in seinen Combinationen, sie mögen nun zutreffend oder zu weit gehend sein, stets eine reiche Fülle geistiger Anregung, wenn man auch nicht leugnen kann, daß er oft mehr ins Dunkel hinein, als aus ihm heraus führt. Dabei müssen denn freilich psychologische Gebiete nicht nur gestreift, sondern durchforscht werden, die selbst ein Mann vorsichtiger Weise gern umgeht, und an welche sich wohl vor Eduard von Hartmanns kühn-rücksichtslosem Vorgange kaum die Philosophie gewagt hat.

Pausanias weist auch noch an einer anderen Stelle seines Werkes auf die geheimnißvolle Bedeutung der Bohne hin. Als die irrende Demeter nach Arkadien zu den Pheneaten kam, schenkte sie ihnen alle Hülsenfrüchte, nur keine Bohnen; „denn die Bohne wird für eine unreine Frucht gehalten: es steht ein heiliges Wort auf ihr." Dies „heilige Wort" ist der sammetartige, tiefschwarze Fleck in der Mitte der schneeweißen Blüthenflügel. Die Alten betrachten ihn als das Schriftzeichen des Todes und das Gewächs als den Göttern der Unterwelt geweiht. Der Kranz von goldenen Bohnenblättern, den wir noch häufig genug in antiken Gräbern um die Schläfen des Verstorbenen gewunden finden, ist ein Symbol des Todes, aber zugleich — der Auferstehung.

Denn der Gedanke an den Tod ist auch dem ganzen Alterthume unzertrennlich von dem an die Wiedergeburt.

Die Räthsel, mit denen unser eigenes Dasein, unsere Hoffnungen, unsere Leiden und Freuden so innig verknüpft sind, verlangten von jeher gebieterisch eine Antwort, eine Lösung.

So gipfelt der ganze eleusinische Cultus in diesen Ideen: der Raub der Persephone durch Pluton, der gewaltsame Ehebund zwischen Demeter und Poseidon uud seine Frucht, der junge Dionysos-Jakchos, dessen blutige Zerstückelung und endliche göttliche Wiederbelebung.

Aus dem Blute des Jakchos sind der Mysteriensage nach die Bohnen erwachsen. Die von Pythagoras verbotene Frucht ist ein Symbol der bevorstehenden Wiedergeburt; die ihr innewohnende, heimliche Kraft, um derentwillen anscheinend jener Weise sie seinen Schülern und Schülerinnen versagte, ist das Verdienst, für welches der Kyamites hier göttliche Verehrung empfing. Er ist, nach Lenormant, niemand anders, als Jakchos selbst, die Frucht gewaltsamer Umarmung, der Vertreter des geheimnißvollen Lebenselementes, das die Blüthe zur Frucht zeitigt:

> „Der zarte Punct, aus dem das Leben sprang,
> Die holde Kraft, die aus dem Innern drang,
> Und nahm und gab, bestimmt, sich selbst zu zeichnen",

sie ist es, welcher auf dem Altare des Kyamites geopfert wird, nachdem eben zuvor zu seinem Vater, dem Gott des Todes, gebetet ward.

Man sieht, wie in der Aufeinanderfolge der einzelnen Heiligthümer an der Feststraße auch der Gedankengang vorgebildet ist, der dem zum ersten Male nach Eleusis pilgernden Wallfahrer freilich noch nicht vollkommen klar war, den aber der Eingeweihte verfolgen konnte, von den beschränkteren Auffassungen der einfachen Volksreligion zu den geläuterten Anschauungen der geistig Begabteren, denen jene äußerlichen Zeichen und symbolischen Acte nur die Schale bedeuteten, in welcher der Kern göttlicher Weisheitslehre und einer gewissen Hoffnung auf ein seliges Jenseits verborgen lag.

Die Lage des Kyamitesheiligthums ist für einen Ruhepunct der Procession sehr glücklich gewählt, denn von nun an beginnt die Straße ziemlich steil gegen den Engpaß im Korydallos zu steigen.

Unsere Rosse verfielen sehr bald in ein langsames Tempo und gewährten uns Muße und Bequemlichkeit, dem Inhalte des von Herrn Wassilis wohlgefüllten Korbes näher zu treten. Den behaglichen Genuß des Frühmahls störte hier keine Ehrfurcht heischende Gedächtnißstätte. Nur links am Wege, unmittelbar vor dem Eintritt in die Engschlucht, welche die Ebene unserem Blicke entzieht, liegen die kümmerlichen Mauerreste zweier Grabdenkmäler, von denen das erste vielleicht einem reichen Rhodier, das zweite sicherlich der Pythionike angehört. Ein alter Schriftsteller berichtet, daß das Grab dieser Dame gerade an der Stelle gelegen habe, von wo der von Eleusis kommende Wanderer zum ersten Male die Zinnen der Akropolis erblickte. Die alten Berichterstatter sind darin einig, daß dieses Grabmal das reichste und prachtvollste sei, welches in ganz Griechenland überhaupt vorhanden. Und doch gehörte es einer Dame, welche kaum eine andere Tugend aufzuweisen hatte, als eine unvergleichliche, bezaubernde Schönheit. Kammerzofe war sie gewesen bei einer jungen Flötenspielerin, in deren Salons die lebensfrohe Jugend Athens sich zu genußreichen und langausgedehnten Gesellschaftsabenden versammelte, wo die Abenteuer des nun schon an siebzig Jahre im Grabe ruhenden Alkibiades wohl noch immer ein ergiebiges Gesprächsthema bilden und mannichfache Nachahmung finden mochten. Ihrer Reize bewußt, hatte sich Pythionike alsdann einen eigenen Salon geschaffen, zuerst in Athen und dann in dem reichen, wohllebigen Korinth. Da erschien in ihrem Gesichtskreise ein Mann, über dessen äußere Vorzüge uns die Alten keine, und über dessen sittliche Eigenschaften keine günstigen Nachrichten hinterlassen haben, der aber in den Augen der jungen Schönen unzweifelhaft der schönste und liebenswertheste Mann war, den die Erde damals trug, denn er besaß einen Reichthum, gegen den die Schätze der größesten modernen Gründer ein eitler Kupferpfennig sind. Harpalos, der verstoßene, wieder zu Ehren aufgenommene und endlich selbst ungetreue Günstling Alexanders des Großen, der sich in seiner Satrapie zu Babylon colos-

sale Schätze zusammengehäuft hatte, sah sie und faßte im selben Augenblicke eine so heftige und unbesiegbare Leidenschaft zu ihr, daß er nicht zögerte, ihr seine Hand anzutragen. So wurden sie vor dem Standesamt zu Athen in aller Form vereinigt. Das Glück des Ehebundes ward durch den Tod der Gattin zerstört, der überlebende Wittwer aber beschloß ihr ein Denkmal zu setzen, wie die Welt noch keines besaß. Hundert Talente Silbers gab er dazu her, das sind, wenn man den Werth des Silbers in damaliger Zeit auch nur viermal höher anschlägt, als den heutigen, in runder Summe eine und eine halbe Million Mark. Da er selbst fern von Athen weilte, beauftragte er Charikles, den Schwiegersohn Phokions, mit der Ausführung des Baues und zahlte ihm dafür ein Honorar von dreißig Talenten, ein Procentsatz der Bausumme, den die heutigen Architekten leider nicht liquidiren dürfen. Wie es möglich wurde, dem Denkmal eine so ausgezeichnete Stelle an der heiligen Straße anzuweisen, wie ferner, daß dies Denkmal ein wirklicher Tempel ward, auf dessen Altare der „Aphrodite-Pythionike" Opfer gebracht wurden, darüber fehlen die Berichte; da wir indessen wissen, daß selbst die Redlichkeit eines Demosthenes durch Harpalos Geld ins Wanken gerieth, so wird die Schlußfolgerung nicht schwer, daß dasselbe Mittel bei den maßgebenden Behörden seine Wirkung nicht verfehlte.

Ein paar Schichten zerbröckelnder Quadern sind die letzten Ueberreste des Denkmals der Frau, die einst die schönste und die reichste ihrer Zeit gewesen. Eine Spende purpurnen Parnesweines ergoß sich über diese myrthenumgrünten Trümmer, und ein stiller Anruf stieg hinab zu Aïdoneus, daß er sie, die das Leben sonnig und heiter erfaßte, wandeln lasse auf blumiger Asphodeloswiese und eine Gespielin sein der milden Persephoneia. Dann zogen unsere Rosse weiter, die steile Engschlucht hinauf, die den wichtigsten Paß bildete von der attischen Ebene nach Nordgriechenland und gegen die Landheere der Peloponnesier, denn die eleusinische Straße war ja die hauptsächlichste strategische und commercielle Ader Attikas, die Verbindung der Hauptstadt mit Theben und Phokis und über den Isthmus mit Korinth. Eine zum Theil noch erhaltene Mauer, welche den ganzen Rücken des Korydallos entlang läuft, deckte die Flanken dieses Passes. Von seinem engsten und höchsten Puncte begrüßt uns plötzlich bei einer Wegebiegung die verfallende Kuppel einer einst prächtigen Klosterkirche, ihr gegenüber, dem bekannten Sprichworte gemäß, das Fähnchen einer Schenke am Wege. Das ist Kloster Dhaphni, die Stätte des alten Apollonheiligthumes, von dessen Tempelhaine sich blühendes Lorbeergebüsch und der Name des heiligen Baumes durch aller Zeiten Stürme bis heute gerettet haben.

Selbstverständlich hielt unser kluger Automedon hier seine Thiere an — jeder andere Kutscher in jedem anderen Lande würde ein Gleiches gethan

haben —, natürlich nur um die Pferde zu tränken. Da nun Pferde, wie Jedermann weiß, nur sehr langsam trinken, und der Mastixschnaps von derjenigen Marke zu sein schien, die unser Kutscher zum Frühstück liebte — und er hatte wirklich dabei keinen verirrten Geschmack —, so hatten wir reichliche Muße, um uns die Oertlichkeit mit Ruhe zu beschauen.

Die Klosterkirche von Dhaphni nennt Fiedler in seiner Reisebeschreibung die älteste in Attika, leider ohne für diese Angabe einen Beleg zu bringen. Es ist äußerst schwer und bedenklich, falls nicht schriftliche Ueberlieferungen oder sonstige Quellen nachhelfen, die Erbauungszeit eines der älteren griechischen Gotteshäuser lediglich aus seiner Bauweise bestimmen zu wollen. Die byzantinische Kirche hängt hier seit einem Jahrtausend und länger peinlich an der alten Styl-Ueberlieferung fest, wie sie es in der kirchlichen Malerei und in den Formen ihres Gottesdienstes thut. Die kleinen Landkirchen der Peloponnes, die vor zehn bis zwanzig Jahren erbaut sind, sehen sammt ihrem inneren Schmucke genau so aus, wie ihre ältesten Schwestern aus dem neunten Jahrhundert. Dasselbe schlecht gefügte, mit ungeheuren Mörtelmassen zusammengeklebte Bruchsteinmauerwerk, dieselben dieser schlechten Bauweise wegen massigen Mauern, dieselben schlanken Tambours über der Kreuzung des Lang- und Querschiffes mit der bescheidenen Kuppel oder dem Zeltdache darüber, dieselben Ziegelornamente an der halbrunden Altarapsis heute wie ehedem. Und ebenso das innere Schmuckwerk, die reich gezierte Bilderwand mit ihren drei Eingängen und die Bilder, die darauf gemalt oder daran befestigt sind, sie sehen, so verschiedenen Jahrhunderten sie angehören mögen, alle vollkommen gleich aus. Immer und überall dieselben freundlich lächelnden Heiligenköpfe: lächelnd spießt der heilige Georg mit dem kindlichen Milchgesicht den scheußlichen feuerspeienden Drachen wie einen Frühstücksbissen, lächelnd zeigt uns St. Spiridion seinen schiefen Kopf mit dem durchschnittenen linken Halsmuskel, ein lächelndes Haupt trägt der schreitende Rumpf des heiligen Dionysios unter seinem Arme. Bei den allerheiligsten Bildern sieht man meist nur den Kopf und die Hände; alles Andere ist durch gediegenes mit getriebenen oder gestanzten Ornamenten verziertes Silberblech verdeckt. Da Silber keine natürliche Patina annimmt, die neuen, aus Rußland bezogenen Bilder aber durch das häufige Berühren mit den bei der Hitze bisweilen „abfärbenden" Stirnen und Lippen sich bald mit einer ebenso widerstandsfähigen Lasur überziehen, wie die alten, so kann man auch aus dem Alter der Bilder nichts errathen.

Daß Dhaphni indessen eine sehr alte Anlage ist, vermag man freilich aus der eigenartigen Disposition des Grundrisses zu schließen, der demjenigen einer der ältesten Kirchen Thessalonichs sehr verwandt ist. Aber wie in die byzantinischen Theile der Kirche mannichfache Reste des Alterthumes

verbaut sind, ja wie die ganze Anlage auf antiken Grundmauern ruht, so hat andererseits eine spätere Zeit, da die Abendländer Herren in Griechenland waren, den byzantinischen Bau vielfach verändert und mit einem gothischen Mantel umkleidet. Wunderlichere Wandelungen haben wohl nur wenige Bauwerke durchgemacht, verschiedenere Gottheiten sind wohl selten auf demselben Boden und innerhalb derselben Grundmauern verehrt worden, als es in den Gotteshäusern Attikas der Fall ist. Nur des Propheten Ruhm, der im Parthenon verkündet wurde, nachdem die Jungfrau Maria an Stelle der Athena getreten war, scheint in Dhaphni nicht gepredigt worden zu sein, sonst hat dieses Kirchlein dieselben Wandlungen erfahren, wie der Tempel auf der atheniscchen Burg. Ursprünglich ein Tempel des Apollon, von den einwandernden Nachkommen des Kephalos gestiftet, erweiterte er sich zu einem gemeinsamen Heiligthume dieses Gottes und der Demeter, Persephone und Athena. Historisch zu reden: Die das Land erobernden Jonier verpflanzten den Cult des Apollon Patroos nach Attika, die unterworfenen eleusischen Pelasger fügten sich den geistesüberlegenen Herrschern, die sich ihrerseits wiederum der Verehrung ursprünglicher Localgottheiten nicht verschlossen. So erhält die Stätte von Dhaphni die Bedeutung als Ausgangspunct der neuen heilbringenden Lehre für ganz Griechenland; von der Höhe der Bergscheide zwischen Eleusis und Kekropia strömt der Segen eines neuen Evangeliums in alle Gauen nieder, bricht mit dem Erscheinen des lichtglänzenden Gottes für Griechenland ein neuer Tag an. Ein antiker Heiland, verkündet der helfende Gott die tröstende Lehre, daß hinfort die Sünde der Väter nicht mehr gerächt werden solle an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, daß aller Frevel gesühnt werden könne durch die Gottheit, wofern nur der Mensch zu ihr flüchtet und seine Schuld gesteht; den mit dem Fluche des Muttermordes beladenen letzten Sprößling aus Pelops Geschlecht giebt er los und verleiht ihm den Bogen und die Geschosse, sich der Erinnyen zu erwehren. Auf dem Altare des pelasgischen Zeus fließt hinfort nicht mehr Menschenblut; das sühnende Thieropfer tritt symbolisch an die Stelle des Menschenopfers, und die Sage von der Vererbung des Fluches von Geschlecht zu Geschlecht flüchtet in das Reich der Dichtung und füllt das Herz des Hörers mit frommem Schauer und unbewußter Freude der gewonnenen Versöhnung.

Aus Delphi waren des Kephalos Nachkommen herübergewandert, der delphische Gott ist es, der hier einen neuen Wohnsitz aufgeschlagen hat, der Besieger des Python. Und wie daher im Oidipus auf Kolonos der Berg Poikilon, auf dem der Tempel lag, die pythische Küste genannt wird, so scheint das Heiligthum selbst den Namen Delphinion getragen zu haben. Aus dem Alterthume freilich sind meines Wissens keine Zeugnisse dafür vor-

handen, wohl aber nennt eine mittelalterliche Urkunde den Ort Delfina, was einen wahrscheinlichen Rückschluß auf jene frühere Benennung zuläßt. Es mag auch dahingestellt bleiben, ob nicht selbst der heutige Name Dhaphni nur eine Fortbildung des Namens Delfina bezeichnet, und nicht, wie die allgemeine Annahme ist, von dem Lorbeerhaine des Gottes entstand.

Die Menschen sind nicht Geschöpfe der Götter, gerade umgekehrt ist es. Als die Säulen des Apollontempels — vielleicht von Gothenhänden — zertrümmert und in den Staub geworfen waren und die Menschen sich einen neuen Heiland geschaffen hatten, da bauten sie auf den Grundmauern des alten Heiligthums eine Kirche und ein Kloster des heiligen Basilios. Später kamen die Franken ins Land und brachten wiederum einen neuen Heiland mit, — wenigstens hatte sein Kreuz einen etwas längeren Stamm, als das der Mönche des heiligen Basilios, und das war Grund genug, die letzteren hinauszuwerfen. Da brachte denn eine Schaar französischer Cisterzienser-mönche den lateinischen Cultus nach Delfina und setzte den heiligen Benedictus zum Schutzpatron dort ein. Wenn ich nicht irre, stammt dieser heilige Mann aus Nursia, der Stadt der Nekromantie und Wahrsagekunst, und da mag er sich wohl mit seinem einstigen Vorgänger, dem pythischen Apollon, bisweilen lächelnd unterhalten haben. St. Benedictus dauerte drei Jahrhunderte lang in Dhaphni aus. Dann kam mit den Rhomäern der heilige Basilios zurück, und der depossedirte Schutzpatron zog mit den Franken über das Meer nach Haus. Es scheint aber, als habe er den Segen, den er seinen Anhängern verleiht, auch hier an dem ihm liebgewordenen Orte zurückgelassen; warum hätte sonst der Schnaps von Dhaphni unserem Kutscher so gut gemundet!

Auch der heilige Basilios ist ausgezogen. Kein Mensch bewohnt mehr die verfallenden Zellen an den langen Corridoren. Bis zur halben Höhe der Schäfte stecken die Kreuzgangssäulen im Schutte. Nur hier und da, namentlich im Innern der Kirche, wo Forscherhand mit Hacke und Spaten gewühlt hat, sieht man noch den ursprünglichen Fußboden, schimmernde Mosaiken: die Auferweckung des Lazarus, die Flucht nach Egypten, fränkische Gräber in den Nebencapellen mit dem Wappen der la Roche, der Herzöge von Athen, die hier sich ihr St. Denis gegründet hatten; der letzte aus diesem wackeren Hause, Guido II. de la Roche, wurde, wie die Urkunde berichtet, am 6. October 1308 hier beigesetzt. Sein Grab ermittelte Buchon in einem noch unter dem Fußboden liegenden Gruftgewölbe im Jahre 1840. Vierzehn Jahre später, als die Engländer und Franzosen den Piräus sperrten, haben die Landsleute des wackeren Herzogs an seiner Ruhestätte ihre Krankenstation aufgeschlagen, die letzten Bewohner von Dhaphni. Sie waren es

auch, die in ihren Mußestunden die wenigen Reste jenes Denkmals der schönen Pythionike aus dem Berggeröll schaufelten.

Nun aber ist Dhaphni ein Heiligthum des großen Pan! Zu seiner Stunde, wenn die Mittagsglut über den Gefilden brütet, wenn die geängsteten Heerden lautlos die Köpfe tief an den Boden oder in die Gebüsche drücken, wenn es in diesen kahlen Felswänden so stumm und still ist, daß wenn wir allein, das Herz uns eng wird, und wir, um von der Einsamkeit nicht erdrückt zu werden, freundliche Namen rufen, die unser Ohr liebkosen, — dann schreitet der große Pan über die Höhe des Korydallos, dann wandelt er durch die Myrthengebüsche zu dem kleinen Pförtchen der Klostermauer, dann lugt er durch das dreitheilige Spitzbogenfenster in die stille Dämmerung des Kirchenschiffes hinein; da erblickt er seinen Diener, den wildlockigen braunen Hirten, schlummernd in der kühlen Vorhalle, das Haupt auf einen geborstenen Säulenschaft gelehnt, die Finger geschlossen um den langen Lauf der altväterischen Steinschloßflinte. Und flüstert der Gott ein leises Wort hinein, eins der „unaussprechlichen", das von den Hallen widerklingt und von der hohen Wölbung zurücktönt, dann fährt der Schläfer auf aus tiefem Traume und faßt die Flinte fester. Aber es war nichts! ein scheuer Blick schweift durch die verödeten Hallen und bohrt sich in die Dämmerung des Allerheiligsten: „Stichia", murmelt er, „Dhrakondes" die bösen Geister sinds, die ihn weckten, die Seelen Abgeschiedener, die hier unermeßliche Schätze hüten.

Nun sitzen wir wieder im Wagen und rollen bergab in frischem Trabe. Vier, fünf Minuten nur — da blitzt aus der Tiefe ein schimmernder Punct auf, — das Schaumhaupt einer Welle, dann ein blauer Schein, wie leuchtender Lazurstein; weiter und weiter dehnt es sich, kornblumenblau, silbergesäumt; aber nicht die weite, in unendliche Ferne verschwimmende See, eine stille umschlossene Bucht, wie ein hochbewegter Landsee, blickt er herauf der strahlende Golf von Eleusis. Zur Linken bildet der Aigaleos, zur Rechten der Korydallos den Rahmen, jenseits schließt ihn das Berggestade der Insel, deren Name klingen wird, so lange Menschen leben — Salamis. Kleine Bildchen nur gönnt uns der enge Weg zwischen den Felswänden. Hier mußte auch die alte Straße führen, es gab weiter keinen Paß. Links und rechts weisen vereinzelte Bautrümmer ihren Lauf nach. Zur Rechten sieht man dann, wo ein Weg nach Norden abbiegt, zahlreiche Löcher in die senkrechte Wand des Felsen gemeißelt. Es waren Nischen, zur Aufnahme von Weihgeschenken bestimmt; kleine Tauben aus weißem Marmor hat man in dem Schutte dabei gefunden. Hier stand einst der dorische Tempel, den Demetrios Poliorketes seiner Gemahlin Phile errichtete, und in welchem sie als Aphrodite-Phile göttliche Ehren genoß. Weiterhin noch einige Mauerreste

einer antiken Befestigung, und wir sind am Strande. Weit gebreitet der ganze Golf vor uns; jenseits schimmern die weißen Häuser von Lepsina-Eleusis. Quer vor den Golf gelagert ragt Salamis Felsküste aus den Fluthen. Und rings um uns die ins Meer abfallenden Hänge der Berge, deren Paß wir verließen, rechts des Korydallos, links des Aigaleos, wo Xerxes silberfüßiger Thron zusammenbrach, und drüben die „Kerata", die beiden Hörner, trotzig gereckt in das wolkenlose Blau, die Ausläufer des megarensischen Kandhiligebirges. Wie viel Bogen müßte man füllen, um dieses Landschaftsbild dem zu schildern, der es nicht selbst sah, und wie schwach würde diese Beschreibung ausfallen im Vergleich mit dem, was der Glückliche, der es geschaut, bei den zwei Zeilen empfindet, mit denen ein Dichtergenius dieses ganze Bild erfaßt und hingestellt hat:

„the mountains look on Salamis,
and Salamis looks on the sea!"

Ja! die Berge schauen auf Salamis, und Salamis schaut auf das Meer! Alles liegt darin, was nöthig ist, dies Stufenbild vom Berg zum Hügel und vom Hügel zum Seespiegel in uns wieder hervorzuzaubern. Man versteht Byron gar nicht eher, als bis man gesehen hat, was er dichterisch verherrlicht, dann aber wird jedes seiner Worte zu einem Capitel!

Nun fahren wir nordwärts immer den Strand entlang, an dessen hundert verstreuten Klippen und Klippchen die draußen ruhig schwingenden Wogen unaufhörlich aufbranden. Bald liegt zu unserer Rechten unterhalb des kleinen Gebirgsdörfchens Stephani ein künstlich eingedämmter Weiher. Zwei frisch strömende Salzwasserbäche brausen daraus unter morschen, moosbegrünten Mühlrädern hervor, die Rheitoi der Alten, bei denen zweimal der Kampf zwischen Sparta und Athen getobt hat, die einstige Grenze zwischen Eleusis und der attischen Hauptstadt. Pausanias leitet die Eigenthümlichkeit dieser kurzen Bachläufe aus einer sehr sonderbaren Hypothese her: „Die sogenannten Rheitoi," sagt er, „haben mit den Flüssen nichts gemein als das Fließen, denn ihr Wasser ist Meerwasser; man sollte daher glauben, daß sie von dem Euripos der Chalkideer (der Meerenge von Negroponte) unter der Erde fort dem niedrigeren Meere zufließen." Die Annahme ist kühn, kaum minder kühn, als die neuerer Archäologen, welche seit einem unglücklichen Mißverständnisse Leakes die Versandung der olympischen Ebene einer ungeheuerlichen Ueberschwemmungskatastrophe des unschuldigen Alpheios zuschreiben. Die wahre Entstehung solcher salzhaltiger Quellen aus unterirdischen, bis unter den Seespiegel reichenden Hohlgängen im Kalkgesteine habe ich bei einer anderen Gelegenheit bereits erwähnt. Die Fische dieser Rheitoi und des durch sie gebildeten kleinen Brackwasserteiches sind vortrefflich und werden den

meisten Seefischen vorgezogen. „Die Rheitoi," sagt Pausanias weiter, „sollen der Kore und Demeter heilig sein, und nur die Priester derselben dürfen in ihnen fischen." Herr Lenormant, der mit seiner umfangreichen monographie de la voie sacrée Éleusienne noch nicht bis zu diesem Puncte gediehen ist, wird gewiß sehr sinnige und tiefe mythologische Beziehungen zwischen diesen Fischen und den großen Göttinnen mit ihren Priestern entdecken, mir meinestheils genügt es zu erfahren, daß die geistlichen Herren in Eleusis schon einen so guten Geschmack besaßen, wie später ihre christlichen Amtsbrüder, und ebenso kluge Mittel fanden, wie diese, ihn zu befriedigen. Ja! die Kirche hatte allezeit einen guten Magen!

Zehn Minuten unterhalb der Rheitoi verläßt die Küste ihre nördliche Richtung und biegt in zwei großen Schwingungen nach Westen um. Der Weg folgt ihr in einigem Abstande, hier und da von Trümmern begleitet, von denen die einen vielleicht dem Demos Thria, nach welchem diese Ebene den Namen führte, die anderen Grabdenkmälern und Heroentempeln angehören mögen, deren Pausanias mehrere auf seinem Wege erwähnt. Links dicht am Strande liegt nachweisbar das Heroon des Eumolpos, jenes eleusischen Edlen, der mit Triptolemos und Diokles zuerst die Weihen von Demeter empfangen hatte, und in dessen Familie seither die höchste eleusinische Priesterwürde, das Amt der Hierophanten sich vom Vater zum Sohne und von der Mutter zur Tochter forterbte. Gerade im Norden dieses Denkmals zweigt die pythische Feststraße, der Weg nach Theben und Delphi ab, die heute noch den Verbindungsweg von Athen nach Böotien und Nordgriechenland bildet. Neben dem Chani, der bescheidenen Schenke, die sich selbstverständlich an dem Vereinigungspuncte zweier Hauptstraßen angesiedelt hat, liegen die Trümmer einer byzantinischen Capelle, die aus antiken Grabmonumenten zusammengebaut gewesen zu sein scheint. Eins der letzteren ist inschriftlich als die Familienruhestätte des Atheners Straton, aus dem Stadtviertel Kydathenaion bezeichnet. Von hier aus erhebt sich der heilige Weg über die Ebene; er liegt auf einem künstlich angelegten Damme, um gegen das Hochwasser eines starken, vom Parnes herabströmenden Gebirgsbaches geschützt zu sein, dessen Bett jetzt im Hochsommer vollkommen trocken unter uns lag. Noch nothwendiger wird dieser Damm weiterhin in der Nähe von Eleusis; hier theilt sich ein zweiter, am Kithairon entspringender Bach, der eleusinische Kephissos — heute der Sarandaporo — in mehrere Arme und setzt im Winter das umliegende Gelände fast alljährlich stark unter Wasser. An seinen Ufern lag, nach Pausanias, die Erineos geheißene Stelle, wo Pluton die Persephone zum Hades hinab entführte. Hier war auch die Stätte, an welcher Theseus den Wegelagerer Prokrustes überwältigte, dessen eigenthümlicher Sport bekanntlich war, die harmlosen Wanderer, deren er habhaft

werden konnte, durch gewisse orthopädische Uebungen, beziehungsweise durch Amputationen auf ein bestimmtes Normalmaß zurückzuführen. Wir passirten den Hauptarm dieses Baches auf der antiken Brücke, die Hadrian gebaut hat. Es ist wahrscheinlich, daß auch die ganze Dammanlage des heiligen Weges und die anderen Dämme, welche den Ort Eleusis selbst schützen, von diesem Kaiser herrühren, der Griechenland in so freigebiger Weise mit Nützlichkeits- und Kunstbauten ausgestattet hat.

Es war noch früh am Tage, als wir auf holprigem Pflaster in das bescheidene Dörfchen Lepsina einfuhren, aber die Sonne brannte mit sengender Gluth vom graublauen Himmel nieder. Wir faßten daher den Beschluß, ehe die Hitze aufs Höchste stiege, den Trümmerstätten einen ersten Besuch zu machen; dann sollte die Mittagszeit in dem freundlich aussehenden Chani des Dorfes zugebracht und, sobald es etwas kühler geworden, eine zweite Expedition nach den Tempeln und der Akropolis unternommen werden.

Ich weiß nicht, ob die Mysten der alten Zeit in feierlicherer Stimmung der glänzenden Tempelhalle entgegen zogen, als in der wir jetzt den in Staub gesunkenen Heiligthümern der großen Göttinnen zuwanderten.

Adolf Bötticher.

Eine neue Reichssteuer.

Die Mannichfaltigkeit der Steuern, durch welche ein Staat die wirthschaftliche Leistungskraft seiner Bürger für die öffentlichen Bedürfnisse hervorzuziehen sucht, ist das nothgedrungene Ersatzmittel jener einfachen Gerechtigkeit, welche in abstracten Programmen durch eine einzige allgemeine Einkommensteuer zu verwirklichen unternommen wird. Die heute weit verbreitete Ueberzeugung im deutschen Reiche, daß man bei dem gegenwärtigen Mehrbedarf an Steuern in der Entwickelung oder Erhebung der vorhandenen Einkommensteuern durchaus nicht die gewünschten Mittel zu suchen, sich dieserhalb vielmehr an die sonstigen Künste der Besteuerung zu wenden habe, ist ein abermaliger sprechender Beweis für die alte Wahrheit, daß jene Gerechtigkeit in den wirklichen Zuständen auf Umwegen und nicht auf dem in abstracto scheinbar so selbstverständlichen Wege zu suchen ist. Und zwar einfach deshalb, weil man nach der Erfahrung befürchten muß, durch eine einzige directe Steuer, ja selbst durch deren zu starke Ausbildung neben anderen Steuern, die gewünschte Gerechtigkeit noch schwerer zu erreichen, als durch eine Mannichfaltigkeit verschiedener Arten von Steuern, wenn diese in einer solchen Weise combinirt werden, daß möglichst die Fehler der einen Art die Fehler der anderen Art compensiren.

Wenn daher heute aus guten Gründen die Erhöhung der indirecten Steuern für das Reich von den verschiedensten Seiten her empfohlen wird, wenn es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß die allgemeine Tendenz der Reichssteuerreform hierauf gerichtet ist, so bleibt doch über die Einzelheiten noch ein weites Feld der Debatten offen, und es wird namentlich darauf ankommen, jene neue indirecte Besteuerung so einzurichten, daß sie sowohl in sich selber, als auch im Zusammenhange mit den sonst bestehenden Steuern nicht zu sehr den niemals zu verleugnenden Zielen der Gerechtigkeit widersprechen möge. Dieses wäre beispielshalber der Fall, wenn man das finanziell verführerische Project des Tabakmonopols zur einseitigen Erhebung großer Steuerbeträge benutzte, ohne zu gleicher Zeit in der sonstigen Besteuerung, zunächst anderer Consumtionsartikel, eine Compensation zu suchen. Es würde dadurch die Tabaksteuer aus dem, was jede Consumtionssteuer sein soll — nämlich die symptomatische Herausziehung der Steuerkraft in ihrer Kundgebung durch eine Art des Consums — geradezu eine Geldstrafe für den Tabakconsum, welche doch kaum Jemand heutzutage für gerechtfertigt ansehen möchte. Die also gestraften Tabakraucher würden dem Reiche in ihrer Gesammtheit große Summen zahlen, damit die Nichtraucher so viel weniger für die öffentlichen Lasten beizusteuern brauchten! Eine Tugendprämie für die Nichtraucher, eine schwere Buße für die Raucher. Das will die Besteuerung nicht, oder das soll sie nicht wollen. Ihr kommt es nur darauf an, ein richtiges Symptom der Steuerkraft zu finden und dieses in richtigem Maße zur Steuerleistung heranzuziehen; aber weil der Consum mannichfaltig geartet ist, so bedarf sie eines Kreises von solchen Symptomen, mit einem einzigen oder einigen wenigen kann sie niemals auskommen. Dabei ist es freilich ein nicht zu unterschätzender Vorzug, wenn auf diesem Wege der Steuererhebung die Leichtigkeit der Aufbringung großer Summen eine so verführerische ist, um zu solchen Ausschreitungen Versuchung zu geben; aber über die keineswegs zu verachtende Gunst der finanziellen Mittel soll man den finanziellen Zweck nicht vergessen, der nicht blos darin beruht, daß man eine gewisse Masse Steuern aufbringt, sondern auch darauf geht, daß sie möglichst im Einklange mit der Gerechtigkeit erzielt werden. Von einer idealen Verwirklichung der Gerechtigkeit wird man immer noch weit genug entfernt bleiben, aber um nichts weniger soll man sich vor einer flagranten Verletzung derselben hüten.

Wenn man unter dem Einflusse derartiger Erwägungen eine Combination verschiedener Steuerarten herzustellen sucht, wird man neue Gesichtspuncte der Betrachtung würdig finden, die geeignet sind, auf ein beachtenswerthes Stück in solchem Mosaik des Steuersystems hinzuweisen. An diesem Orte sei auf einen Gesichtspunct hingedeutet, welcher in den Vorgängen des

schweizerischen Steuersystems und namentlich in der neuesten Bundesgesetzgebung der Eidgenossenschaft enthalten ist. Wir meinen das Institut des Militärpflichtersatzes, welches seit einer Reihe von Jahren in den verschiedenen Cantonen der Schweiz besteht und nach der neuen Bundesverfassung vom Jahre 1874 durch Gesetz vom Jahre 1878 auf die Eidgenossenschaft übernommen worden ist. Der Gedanke einer solchen Steuer ist hie und da, zu verschiedenen Zeiten, auch in Deutschland aufgetaucht, ohne indessen durchzudringen. Uns will bedünken, daß er in den Steuerdebatten der nächsten Zeit früher oder später sich Geltung verschaffen wird, vermöge der Kraft seiner inneren Consequenz.

Zu allen Zeiten hat der Staat die Fähigkeiten seiner Bürger in Anspruch genommen, theils durch persönliche, theils durch sachliche Leistungen: das Maß jeder der beiden an sich und im Verhältnisse zu einander war zuweilen ein verschiedenes; je nach Culturstufe, Verfassungszuständen, Staatsaufgaben schwankte die Bedeutung der einen und der anderen; namentlich ist es eine Thatsache, daß ein lebendiges freiheitliches Staatsleben beide Categorien von Verpflichtungen erhöht, daß speciell der heutige Staat, mit schweren sachlichen Opfern zusammen, das Leben jedes waffentüchtigen Bürgers für die Militärzwecke in Anspruch nimmt. Der Staat verlangt hierfür eine regelmäßige jahrelange Einübung für den Dienst bei der Fahne, einen Dienst, welcher, so ehrenvoll er seiner Idee nach sein mag, zunächst ein weiteres schweres Opfer an persönlichen Vortheilen dem Bürger auferlegt neben den Steuern, welche dieser für die Aufgaben der Militärverwaltung zahlt derart, daß ein Bürger, welcher bei vollkommener Erwerbsfähigkeit oder in vermögender Glückslage aus irgend einem untergeordneten Grunde für waffenuntüchtig erklärt und dadurch vom Kriegsdienste befreit wird, einen persönlichen Vortheil genießt im Vorzuge vor den Dienstpflichtigen. Es ist wahr, daß in der Idee der Militäruntüchtige dafür auch der Ehre des Dienstes verlustig geht, aber in der Wirklichkeit — man sehe nur in das Leben hinein — tritt diese Ehre so sehr in den Hintergrund, die persönliche Last des Dienstes so überwiegend in den Vordergrund, daß die Befreiung von der Militärpflicht vor allen Dingen der Befreiung von einer Last gleichkommt. Das Moment der Ehre spielt eine Rolle etwa nur bei den Einjährigfreiwilligen, und auch bei diesen (ähnlich wie bei dem Offizierstande) ist es vielmehr die Ehre Einjährigfreiwilliger, als die Ehre Soldat zu sein: denn man lasse nur den Aspiranten zum Einjährigendienste durch verunglücktes Examen zum dreijährigen Dienste verurtheilt werden, und er wird von der Ehre nicht mehr viel wissen wollen.

Solche Ansicht der Dinge hat in den Cantonen der Schweiz seit Jahren Steuergesetze hervorgerufen, welche einen Ersatz in Gelde forderten von den

nicht zum Militärdienste tauglich befundenen Bürgern. Als die revidirte Bundesverfassung des Jahres 1874 das schweizerische Militärwesen in höherem Maße centralisirte, als die alte Bundesverfassung des Jahres 1848, erschien es angezeigt, auch die cantonalen Pflichtersatzsteuern, die unter sich wiederum sehr verschieden waren, in ein einheitliches Bundesgesetz zusammenzufassen und dem Bunde die Hälfte des Gesammtertrages auszuhändigen. Bundesrath und Bundesversammlung haben sich jahrelang damit beschäftigt, haben zweimal erleben müssen, daß die von ihnen gemeinsam mit vieler Mühe fertig gestellten Gesetze vom Schweizervolke in allgemeiner Abstimmung verworfen wurden, bis endlich Ende des Jahres 1878 ein Bundesgesetz in Kraft getreten ist, nach welchem in dem jetzt begonnenen Jahre zum ersten Male die Militärpflichtersatzsteuern erhoben werden sollen.

Die Grundzüge dieses Gesetzes sind die folgenden. Jeder im dienstpflichtigen Alter befindliche, innerhalb oder außerhalb des Gebietes der Eidgenossenschaft wohnende Schweizerbürger, welcher keinen persönlichen Militärdienst leistet, hat dafür einen jährlichen Ersatz in Geld zu entrichten. Diesen Ersatz haben auch die niedergelassenen Ausländer zu entrichten, sofern sie nicht infolge Staatsvertrages davon befreit oder einem Staate angehören, in welchem die Schweizer weder zu einer persönlichen Dienstleistung, noch zu einem Ersatz in Geld herangezogen werden. Befreit vom Militärpflichtersatz sind öffentlich unterstützte Arme, ferner die in Folge des Dienstes militäruntauglich gewordenen Dienstpflichtigen, sowie die von der Wehrpflicht befreiten Eisenbahn- und Dampfschiffangestellten, die Grenzzollwächter, Landjäger, Polizisten u. s. w.

Der Militärpflichtersatz besteht in einer Personaltaxe von sechs Franken und in einem dem Vermögen und dem Einkommen entsprechenden Zuschlage. Das Maximum der jährlichen Steuer eines einzelnen Pflichtigen soll aber dreitausend Franken sein. Als Zuschlag werden berechnet von jedem Tausend „reinen Vermögens" anderthalb Franken und von jedem Hundert „reinen Einkommens" ebensoviel. Beträgt das reine Vermögen weniger als tausend Franken, so fällt es außer Berechnung, und von dem Betrage des Einkommens jedes Pflichtigen werden sechshundert Franken nicht in Anschlag gebracht. Unter dem „reinen Vermögen" ist die unbewegliche und die bewegliche Habe nach Abzug der Schulden verstanden; außerdem aber wird das in landwirthschaftlichen Grundstücken und Gebäuden bestehende Vermögen nur zu drei Viertel seines Verkaufswerthes berechnet. Die nothwendigen Haushaltungs-, Handwerks- und Feldgeräthe werden gar nicht in Anschlag gebracht. Andererseits wird die Hälfte des Vermögens der Eltern, oder, wenn diese nicht mehr leben, der Großeltern, im Verhältniß der Zahl der Kinder, beziehungsweise der Großkinder, in Berechnung gebracht, ausgenommen den Fall, daß der

Vater des Steuerpflichtigen persönlichen Militärdienst leistet oder Ersatzsteuer bezahlt.

Wehrpflichtige, welche mindestens acht Jahre Dienst gethan haben und für den Rest des militärpflichtigen Alters dienstuntauglich werden, haben die Hälfte des für die betreffende Altersclasse festgesetzten Ersatzes zu leisten; und vom vollendeten zweiunddreißigsten bis zum vollendeten vierundvierzigsten Altersjahre haben die Pflichtigen stets nicht mehr als die Hälfte des vollen Ersatzes zu leisten.

Für Jahrgänge, in welchen der größere Theil der Truppen des Auszuges durch activen Dienst in außerordentlicher Weise in Anspruch genommen wird, ist die Bundesversammlung berechtigt, den Militärpflichtersatz bis auf den doppelten Betrag zu erhöhen.

Die alljährlich für alle Pflichtigen gleichzeitig vorzunehmende Ersatzanlage, sowie der Bezug des Ersatzes liegt der cantonalen Behörde ob. Die Cantone liefern die Hälfte des Bruttoertrages des bezogenen Militärpflichtersatzes nebst einem Ausweis darüber alljährlich spätestens bis Ende Januar des auf das Bezugsjahr folgenden Jahres dem Bunde ab. Dem Bunde steht über alle den Militärpflichtersatz betreffenden Verhältnisse zum Zwecke einer gleichmäßigen Durchführung des Gesetzes das Oberaufsichts- und Entscheidungsrecht zu.

Dies die Hauptbestimmungen des neuen Gesetzes.

Auf der Grundlage der älteren, particularen Gesetzgebung der Cantone wurden im Jahre 1877 in der Schweiz rund von 190,000 Männern Militärpflichtersatzsteuer erhoben, welche durchschnittlich etwa neun Franken per Kopf ergaben (Botschaft des schweizerischen Bundesraths an die Bundesversammlung zum Budget für das Jahr 1879. Bundesblatt Nr. 51, S. 92). Auf Grund der durch das neue Gesetz eingeführten Steuersätze wird ein Ertrag von etwa zwei Millionen für das Jahr 1879 erwartet, welcher einem Ertrage von dreißig Millionen Franken für das Deutsche Reich entspräche, wenn man lediglich die Proportion der beiden Bevölkerungsziffern in Betracht zieht. Andersartige Factoren wären hier freilich: einerseits die Verschiedenheit der Steuerkraft in der Mehrzahl der Bevölkerung, wenigstens in einem ansehnlichen Theile des Deutschen Reiches, namentlich im Nordosten; andererseits die viel größere Last des deutschen Kriegsdienstes verglichen mit dem schweizerischen. Diese beiden Momente sprechen aber zu einem gewissen Grade in einander entgegengesetztem Sinne; die Befreiung von der größeren Last rechtfertigt die Erhebung einer höheren Steuer, wenn die geringere Steuerkraft auf ihrer Seite zur Herabsetzung des niedrigsten Steuersatzes mahnt.

Beachtenswerth ist die, dem Geiste der cantonalen Einkommen- und Vermögenssteuer entsprechende schärfere Heranziehung des Vermögens verglichen

mit dem personalen Einkommen: denn indem jede tausend Franken Vermögen eben so viel Steuer zahlen als jede hundert Franken Einkommen, wird der Ertrag des Vermögens im Verhältniß zum Personaleinkommen eben so getroffen, wie wenn er durchschnittsmäßig zehn Procent betrüge, was doch weit über das Durchschnittsmaß der Wirklichkeit hinausgeht. Selbst die Erleichterung des landwirthschaftlichen Vermögens um ein Viertel setzt dessen Besteuerung noch nicht so weit herab, daß nicht auch diese Art des Vermögens ein Stück der schärferen Heranziehung im Vergleiche zum Personaleinkommen zu tragen hätte.

Die beiden älteren Entwürfe des Bundesgesetzes, welche vor der Volksabstimmung im Jahre 1876 und 1877 fielen, hatten obendrein das Princip der Progression enthalten und sich damit gleichfalls der cantonalen Einkommensteuer der Schweiz angeschlossen. Nach dem Entwurfe, wie ihn die Bundesversammlung im März 1877 fertig stellte (und wie er im selben Jahre vom Volke verworfen wurde) sollte der Pflichtsatz in einer Personaltaxe von sieben Franken bestehen, und außerdem in einem Zuschlage auf Vermögen und Personaleinkommen, welcher bei dem Vermögen aufstieg von einem halben Franken per Tausend bis zu zwei und einhalb Franken per Tausend, durch verschiedene Zwischenstufen hindurch (von 1000—20,000 Franken $^1/_2$ per Tausend, von 20,000—40,000 Franken $^3/_4$ per Tausend, von 40,000—60,000 Franken 1 per Tausend, und so weiter bei je 20,000 Franken um ein Viertel per Tausend aufsteigend, bis bei 160,000 Franken und darüber der Maximalsatz von $2^1/_2$ per Tausend erreicht war). Beim Personaleinkommen gestaltete sich die Progression derartig, daß dieselbe von einem Satze von Null für Einkommen bis 600 Franken, einem Satze von ein Sechstel Procent für Einkommen von 700 Franken, ein halbes Procent für Einkommen von 1000 Franken durch Abstufungen von je 100 Franken aufstieg zum Maximum von drei Procent, welches bei einem Einkommen, gleichviel wie hoch, zu entrichten war, wenn es 10,000 Franken überstieg.

Diese Progression, sowohl beim Personaleinkommen als beim Vermögen, ließ man bei der dritten Bearbeitung des Gesetzes fallen und selbiges gelangte dann zur Annahme; wobei es freilich nicht ganz sicher ist, ob gerade darin bisher der anstößige Punct gelegen hatte. Immer wäre diese progressive Gestaltung des Steuersatzes durch die verschiedenen Vermögens- und Einkommenstufen hindurch neben der schärferen Heranziehung des Vermögens, unabhängig von dem jetzt in der Schweiz zu Stande gekommenen Gesetze, ein höchst beachtenswerther Punct, wenn man im Deutschen Reiche daran gehen sollte, den Vorgängen der schweizerischen Gesetzgebung in dieser Richtung Beachtung zu schenken. Denn je bedenklicher und schwerer eintreibbar eine namhafte Minimalsteuer in großen Theilen des Deutschen Reichs sein wird,

um so wichtiger wird der an sich kaum anfechtbare Grundsatz der Progression für den Zweck der entsprechenden Besteuerung größerer Steuerkräfte sein. Und über den engeren Zweck dieser besonderen Steuer hinaus wird eine solche vernünftig abgestufte Scala dazu geeignet sein, in dem Rahmen des gesammten künftigen Reichssteuersystems ein billiges Gegengewicht zu bieten für die bei der indirecten Besteuerung kaum zu vermeidenden Härten gegen die mittleren und kleineren Einkünfte. Wir stimmen hier im Allgemeinen mit Manchem zusammen, was dieser Tage Professor Adolph Wagner in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft (im ersten Hefte des neuen Jahrgangs 1879) über „die schwebenden deutschen Finanzfragen" gesagt hat. Auch dieser Schriftsteller hält es für unvermeidlich die indirecte Verbrauchsbesteuerung des Reichs zu vermehren, weil er trotz seiner Sympathien für Einkommensteuer einsieht, die directe Besteuerung sei mit so großen steuertechnischen Schwierigkeiten verbunden, daß man die raschen und bedeutenden Erhöhungen nicht durchführen könne, weil die Gleichmäßigkeit der Besteuerung dann zu schreiend verletzt werde und ein großer Theil der Bevölkerung factisch nicht im Stande sei, die geforderten Mehrsteuern zu entrichten, wogegen sich bei der indirecten Verbrauchsbesteuerung die Last durch Vertheilung auf verschiedene Objecte und Zahltermine erträglicher machen lasse (a. a. O. S. 98). Aber die Gerechtigkeit werde doch wiederum durch indirecte Steuern in so unvollkommener Weise verwirklicht, daß man, namentlich für die Belastung der Masse kleiner Leute durch die indirecten Steuern, die erforderlichen Ausgleichungen in besonderen und entsprechenden Steuern auf die größere Wohlhabenheit eintreten lassen müsse; und hierzu können nur die directen Steuern dienen.

Unter den hierzu bestimmten Steuern könnte die Reichsmilitärersatzsteuer durch eine angemessene Progression ihrer Sätze sehr wohl eine nicht zu verachtende Bedeutung gewinnen. Ihr zu Grunde liegt, wie im Eingange angedeutet, der Gedanke, daß für die Befreiung von einer Last, die in persönlicher Leistung für den Staat besteht, ein Ersatz in sachlichen Leistungen gezahlt werden soll. Eine Abschätzung dieser Last in Gelde ist, wie auch die schweizerische Gesetzgebung beweist, kaum durchzuführen: Man verzichtet auf einen adäquaten Ausdruck des Werthes dieser Befreiung, weil diesen zu finden nicht möglich ist. Man erkennt nur an, hier sei ein Vorzug geschaffen, welcher der Person des Bürgers in einer Erleichterung von einer Dienstlast zu Theil werde, um derentwillen dem Staate eine Geldsteuer gebührt, welche nach dem allgemeinen Steuerprincip, nämlich nach der Leistungsfähigkeit jedes Bürgers zu bemessen ist. In diesem allgemeinen Steuerprincip ist aber die Progression der Steuersätze enthalten: es soll, gemäß der Gerechtigkeit, die Steuerlast der kleinen Einkünfte, sei es der persönlichen Einkünfte, sei es derer aus Vermögen, nicht in dem gleichen Verhältniß zu den öffentlichen Ausgaben beitragen, wie

die Steuerlast der mittleren und großen Einkünfte, deshalb weil die größeren Einkünfte zu einem höheren Satze, und nicht blos absolut sondern auch relativ höheren Satze, wirthschaftlich befähigt sind. Wenn nun freilich in jedem positiven Falle einer Steuergesetzgebung dieses Princip seine eigenartige Ausführung findet, wenn die festzustellende Gradation der auf- oder absteigenden Procentsätze nach den besonderen Umständen der sonstigen Steuern, der socialen Schichtung, der Staatsverfassung und mancher anderer Momente, eingerichtet werden muß, so kann in dem vorliegenden Falle über diese speciellen Dinge vor der Hand so lange noch hinweggegangen werden, bis man überhaupt für den Gedanken der hier angeregten neuen Steuer sich in hinreichendem Maße erwärmt hat. Früher oder später — dessen sind wir gewiß — wenn nicht in nächster Zeit, dann nach Verlauf etlicher Jahre wird man auf den Gedanken zurückkommen, weil derselbe in der Gerechtigkeit wurzelt und durch die Erfahrungen der schweizerischen Steuergesetzgebung seinen vollgültigen Stempel empfangen hat.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Oesterreich. Wassersnoth und Mummenschanz. — Schreiend, um nicht zu sagen: himmelschreiend, ist der Mißklang der Nachrichten, welche uns jetzt täglich von den Zeitungen der Hauptstadt vorgesetzt werden. Hier die Schilderungen des entsetzlichsten Unglücks, welches seit Menschengedenken über eine volkreiche Stadt hereingebrochen ist, und welches alle die anderen Schläge der letzten Zeit, die Verschüttung eines Theiles des Stadt Bleiberg in Kärnthen durch einen Lawinensturz und die Katastrophe in den Kohlenwerken und den Thermen von Teplitz, fast in Vergessenheit bringt; hart daneben die redseligsten Berichte über die Vorbereitungen zum Mummenschanz in Wien. Nach Pest ließ der Kaiser sofort die Weisung ergehen, alle Feierlichkeiten zu seiner silbernen Hochzeit einzustellen; an verschiedenen Orten des Reichs, selbst dicht vor den Thoren Wiens, hat man beschlossen, die für Illuminationen und dergleichen bestimmt gewesenen Summen den Hülfsbedürftigen in Bleiberg und Szegedin zuzuwenden; in Wien wagte wohl eine oder die andere Stimme schüchtern anzufragen, ob jetzt Zeit sei zu Banketten und Feiertagen? — ließ sich aber schnell zur Ruhe verweisen. Man ist übereingekommen als selbstverständlich anzunehmen, daß in Wien die Festanstalten bereits zu weit gediehen seien, um sie noch rückgängig machen zu können. Eine herrliche Logik! Weil hunderttausend Gulden umsonst ausgegeben sein würden, muß man das Zehnfache hinterdreinwerfen. Sich selbst beschwichtigen die Wiener damit; jeder Andere wird ihnen vorrechnen, daß von den Dingen, Stoffen oder was es sonst sei, welche bereits angeschafft worden sind, vieles wieder zu Gelde

gemacht, daß Aufträge, wenn auch mit Einbuße, rückgängig gemacht werden können; jeder Andere empfindet, daß es, sagen wir unschicklich ist, so viel eitlen Pomp zu entfalten in einem Moment, wo den vorläufigen Berechnungen zu Folge die Theißfluthen noch nicht einmal in ihr Bette zurückgekehrt sein werden. Aber der projectirte Umzug wird den Wiener Schneidern und Decorateuren, Wirthen und Bäckern zu verdienen geben. Und wer trägt die Kosten? Diejenigen, welche nichts übrig haben. Wir wissen aus langjähriger Erfahrung, wie es bei solchen Anlässen hergeht. Wir haben noch gut im Gedächtniß, wie vor einem Vierteljahrhundert dem Kleinbürger und dem letzten Beamten für das famose Nationalanlehen nicht nur der Sparpfennig abgenommen, sondern sie genöthigt wurden, viel mehr zu zeichnen, als sie je zu leisten im Stande waren. Und wehe dem, der sich der Schatzung widersetzt hätte, seine Loyalität, sein Patriotismus würden einen Makel behalten haben, wenigstens so lange der Absolutismus dauerte. Aehnlich wie damals von der Bureaukratie wird nun wieder von gutgesinnten Freiwilligen verfahren. Wer eine Rolle, eine Figur spielen zu können glaubt, etwas zu erreichen hofft, preßt die armen Teufel, und die für ganz andere Zwecke geschaffenen Genossenschaftsladen werden geleert, damit einige hundert eitle Leute costümirt auf der Ringstraße paradiren können.

Denn das ist der Kern der ganzen Sache, die Ursache, daß man nicht zurücktreten will. Als zuerst öffentlich davon gesprochen wurde, den fünfundzwanzigjährigen Jahrestag der Vermählung des Kaisers festlich zu begehen, gab der letztere seine Willensmeinung verständlich genug ab. Er wehrte Geschenke ab und sprach den Wunsch aus, daß etwa gewidmete Summen wohlthätigen Zwecken zugeführt werden möchten. Das deutete man denn nach eigenem Wunsche, und fand, daß ein Festzug dem kaiserlichen Willen nicht zuwiderlaufe. Man hatte so viel gelesen, vielleicht selbst gesehen von dem Aufzug zur Rubensfeier in Antwerpen und wieder erwachte jener echte Wienerstolz, der schon manches Unheil angerichtet hat: warum sollen wir das nicht auch haben können!

Und vergegenwärtigt man sich vollends die Gesinnungen, welche in der Bevölkerung, ganz besonders der Wiener, leben, so erhält diese Schaustellung etwas geradezu widerwärtiges. So beliebt der Kaiser persönlich ist, eine so große Entfremdung besteht zwischen der Kaiserin und den Deutschösterreichern. Das ist kein öffentliches Geheimniß mehr, Wiener Zeitungen, große und kleine, haben die Thatsache wiederholt besprochen. Wollte man den letzten Ursachen nachspüren, so müßte man sich in die Regionen höfischer und residenzlicher Medisance verlieren. Genug, die Kaiserin macht kein Hehl daraus, daß sie Wien nicht liebt, sich vorzugsweise als Königin von Ungarn fühlt, und nur höchst ungern sich den äußerlichen Pflichten ihrer Stellung in Wien fügt;

was Wunder, daß das Publicum hier zu Lande längst gleichgültig gegen die einst vergötterte Fürstin geworden ist, nicht mehr bedauernd sondern hämisch ihre noblen Passionen glossirt und sehr scharf und spitz die officielle Phraseologie zu kritisiren pflegt, welche losgelassen wird so oft, oder vielmehr so selten die Kaiserin sich öffentlich zeigt. Nun aber kommt die verspottete Schönrednerei zu Ehren in tausend Adressen und Ansprachen und Aufrufen und dergleichen mehr, ohne daß die Verfasser für sich die Entschuldigung der Hofpublicisten beanspruchen dürften: „Es ist der Dienst".

Um nicht ungerecht zu sein: etwas Gutes hat der Wiener Festeifer schon zu Tage gefördert. Hans Makart hat einige Dutzend Skizzen für den Zug componirt, wie man sagt, das Beste, was er überhaupt noch gemacht habe. Und das begreift sich wohl. Ein seinem Talente besser zusagender Stoff wäre ja nicht zu finden. In keiner Weise, nach keiner Seite eingeschränkt, konnte er seinem Farbensinn und seiner Lust an phantastischen Costümen, Festons 2c. freies Spiel lassen. Der löbliche Wiener Gemeinderath aber hat seinerseits dafür gesorgt, daß das Ding nicht etwa zu schön werde. Groß und lang muß der Zug sein, das versteht sich „eo gypso", aber gar zu theuer darf er nicht werden, folglich, wer die Mittel und die Lust hat, sich glänzend herauszuputzen, zieht seinen Zunftgenossen als „Gruppe" voraus, wem das zu kostspielig oder nicht anständig ist, geht im schwarzen Frack hinterher — Bal paré et masqué! Unglaublich aber wahr.

Doch haben wir ein Recht, einen solchen Schildbürgerstreich ernst zu nehmen gegenüber den entsetzlichen Illustrationen zum „Segen der Autonomie", welche dort unten im Alföld geliefert werden? Wie jedesmal nach einem großen Unglück schlägt jetzt Jeder reuig an — des Andern Brust, und aus den Anklagen kreuz und quer geht mit Sicherheit hervor, daß seit zwanzig Jahren Jedermann durch Thun oder Lassen gesündigt und am Ende nur das Militär seine Schuldigkeit in vollem Maße gethan hat. Die Häuser Szegedins bis auf den zwanzigsten Theil hinweggeschwemmt und auch von diesem Rest nur ein Theil bewohnbar, Tausende von Leichen, der Wohlstand der Gegend auf lange hin ruinirt; und das alles, weil die freien Magyaren unmöglich die von den deutschen Unterdrückern begonnenen Schutzarbeiten fortführen konnten, und weil sie über dem Kampfe für die avitische Verfassung und den Declamationen von Freiheit und Vaterland keine Zeit behielten, an die Sicherung ihrer Stadt zu denken, und weil, wenn ja eine Pause in der hochpolitischen Arbeit eintrat, eine Einigung der Sonderinteressen oder die Unterordnung derselben unter das gemeine nicht zu erzielen war. Man achte wohl auf die Zeichen der Zeit. Die jetzt zum Wort gelangende Generation kennt die Wirthschaft des Absolutismus mit ihrem ganzen Jammer aus Erzählungen, die Leistungen der Periode der Vielrederei und Vielregiererei und allgemeinen Unverantwortlichkeit aber aus eigener, täglich sich erneuender

Erfahrung. Heute ist die Jugend conservativ, nächstens wird sie reactionär sein.

Aus Ofen=Pest. Zur Nationalitätsfrage in Ungarn. — Am 1. März hat das ungarische Abgeordnetenhaus wieder eine Sitzung gehalten, die es tief bedauern läßt, daß die in magyarischer Sprache geführten Verhandlungen den deutschen Politikern nicht in einer europäischen Sprache zugänglich gemacht werden. Da es ein Beitrag zur Behandlung der Nationalitäten ist, so soll hier mitgetheilt werden, um was es sich in jener Sitzung handelte. Am 28. December 1877 sollte in Siebenbürgen, in Hermannstadt, das Vicegespansamt besetzt werden. Die Comitatsversammlung hat nach dem Gesetz denselben zu wählen aus den vom Candidationsausschuß vorgeschlagenen Candidaten. Der Candidationsausschuß besteht aus drei vom Obergespan ernannten und drei von der Versammlung gewählten Mitgliedern, wobei der von der Regierung ernannte Obergespan den Vorsitz führt, mit anderen Worten: das Gesetz giebt unter der Form der Wahl das Recht, die Beamten zu ernennen, der Regierung. Jener Candidationsausschuß muß wieder nach jenem Gesetz mindestens drei Bewerber vorschlagen, wenn sich geeignete melden. Die Eignung besteht nach demselben Gesetz (42: 1870, § 66) in der Unbescholtenheit, im Alter von 22 Jahren und natürlich in der ungarischen Staatsbürgerschaft. Zur Vicegespansstelle hatten sich drei gemeldet, die jene erforderlichen Bedingungen alle besaßen. Zwei davon aber, Sachsen mit ausgesprochener deutscher Gesinnung, standen dem Obergespan nicht zu Gesicht, — sie hätten sich nie zu Werkzeugen seiner Laune und dreisten Gesetzesverletzungen brauchen lassen — wurden vom Candidationsausschuß, d. h. vom Obergespan, von der Candidirung ausgeschlossen und ein einziger, der sich zum willigen Werkzeug des Obergespans erniedrigte, candidirt. Von den 150 in der Versammlung anwesenden Mitgliedern stimmten 27 für den Candidaten des Obergespans — und dieser wurde, trotz des Protestes der Majorität, zum „gewählten Vicegespan" ausgerufen. Dagegen hatte sich, zum Schutz ihres Rechts der Beamtenwahl, die Hermannstädter Comitatsversammlung an den ungarischen Reichstag gewendet mit der Bitte, die ungesetzliche Wahl zu cassiren und den Obergespan anzuweisen, dem Gesetz nach vorzugehen, nachdem der Minister früher schon die „Wahl" als rechtmäßig bestätigt hatte. Der sächsische Abgeordnete C. Gebbel wies an der Hand des Gesetzes die Ungesetzmäßigkeit des Vorganges nach und auf die Ungeheuerlichkeit, daß auf diesem Wege jede Wahl einfach illusorisch werde, wenn es dem Obergespan freistehe, nur einen, und zwar seinen, Candidaten vorzuschlagen, der selbst, wenn nur einer auf ihn stimmt, dann gewählt erscheint. Es fand seine Vertheidigung der Anklage gegen Obergespan und Minister bei den Mitgliedern des Reichstags, die nicht zur Regierungspartei gehören,

lebhafte Unterstützung. Der Abgeordnete Ugron wies auf die Zweischneidigkeit hin, eine derartige Abthuung eines verfassungsmäßigen Rechtes hingehen zu lassen, und traf den Nagel auf den Kopf, da er sagte: es komme oft vor, daß dem Hause in siebenbürgischen Angelegenheiten kecke Behauptungen entgegen gehalten würden, die jeder Wahrheit entbehrten, das Haus aber lasse sich durch jene verleiten, viele Mißbräuche dort ungerügt zu lassen. Es traf den Minister der Vorwurf, daß es im Lande Leute gebe, die sich dadurch populär zu machen versuchten, daß sie einzelne sächsische Municipien knechteten. Der Minister Tissa, ein Rabulist, dem der Abgeordnete Zay in einer früheren Sitzung sagen durfte, seine Waffe sei stets die Verläumdung und Verdächtigung Anderer, griff wieder zu dem bewährten Mittel, das im ungarischen Abgeordnetenhause noch immer „gezogen" hat. Er meinte, die beiden ausgeschlossenen sächsischen Candidaten seien ausgeschlossen worden, weil — das war der Kern seiner Rede — sie im Hermannstädter Comitat noch viele staatsfeindliche Zwecke verfolgten. Den Sachsen wird das lang schon vorgeworfen. Es ist ja die tägliche Waffe, mit der man gegen sie kämpft. Wenn sie mit der dualistischen Gestaltung der Monarchie unzufrieden sind — die Partei der Linken, der jener Vorwurf darum nie gemacht wurde, ist es auch. Wenn sie innerhalb der gesetzlichen Schranken und mit gesetzlichen Mitteln eine Lösung derselben anstrebt, so muß es den Sachsen doch freistehen, auch eine innigere Vereinigung zwischen Ungarn und Oesterreich zu wollen, mit gesetzlichen Mitteln natürlich — und von Reichsfeindlichkeit kann dabei keine Rede sein. Der Abgeordnete Zay wies darum auch jene Verläumdung als eines Ministers unwürdig zurück. Die Vertheidigung des Ministers, er habe sich vom Obergespan die Sache berichten lassen und die Wahl als gesetzmäßig bestätigt, richtete sich selbst; war doch der Obergespan der Angeklagte. Das Resultat war, daß das Haus die Wahl des von 27 Stimmen „gewählten" Vicegespans als gesetzmäßig ansah und die Petition des Comitates abwies. Es zeigte sich dabei eben aufs neue, daß die jetzige ungarische Regierung Recht und Gesetz mit Füßen tritt, wenn es gilt, deutschem Recht zu genügen, daß für die herrschende Partei kein Gesetz gilt.

Sie giebt sich übrigens die redlichste Mühe, durch solche Vorgänge die nichtmagyarischen Nationen immer unzufriedener mit dem Bestehenden zu machen. Die Regierung geht mit dem Gedanken um, einen Gesetzentwurf einzubringen, wonach in allen Volksschulen das Magyarische obligate Unterrichtssprache werden soll, also auch in den weitaus meisten confessionellen Schulen, die vom Staate nicht einen Pfennig Unterstützung erhalten. Die Absicht liegt zu Tage. Es soll auf diese Weise von der Volksschule auf magyarisirt und den magyarischen Schulen eine geistige Superiorität über die anderen gegeben werden, die unnütz viel Zeit auf die Erlernung der magyarischen Sprache verwenden müßten, die sie doch nie erlernten. Man vergißt

hier: ein solcher Zwang wäre nichts weiter als ein Mittel, Haß gegen das Magyarenthum in jede Schule, in jedes Haus zu verpflanzen. So machen natürlich alle Nichtmagyaren im Lande Front dagegen. Es berührt dabei eigenthümlich zu sehen, wie große deutsche Blätter, im Solde des Andrassy-schen Preßbüreaus, die Maßregel jenes Sprachenzwanges, der in Siebenbürgen auch gegen die bestehenden Religionargesetze ginge, als wünschenswerth für alle Nichtmagyaren darzustellen sich bemühen. In Berlin ist eben durch die hochherzige Stiftung Grimms eine Ausgabe der Volksmärchen von Jakob und Wilhelm Grimm erschienen „für die Kinder der fern von Deutschland angesiedelten deutschen Stämme“, und sollen alljährlich über ein halbtausend Exemplare an jene unentgeltlich vertheilt werden. Auch nach Siebenbürgen und Ungarn sind von der ersten Ausgabe welche geschickt worden — wie verträgt sich mit solchem Sinne die Hülfe, die die deutsche Presse den Magyaren gewährt bei der Unterdrückung der Deutschen in Ungarn?

Aus Berlin. Kaisers Geburtstag. Eine neue orientalische diplomatische Action. — Der Geburtstag unseres allverehrten Kaisers ist in diesem Jahre, was die Entfaltung äußeren Glanzes anlangt, etwas stiller als sonst gefeiert worden. Die Gratulationsempfänge der Generalität, des diplomatischen Corps, der Minister und der Präsidien des Reichstages und des Landtages waren fortgefallen und, abgesehen von der kaiserlichen Familie, durften nur die allerdings in stattlicher Anzahl hier eingetroffenen Fürstlichkeiten, der König von Sachsen an der Spitze, sowie Fürst Bismarck und Generalfeldmarschall Graf Moltke dem Kaiser persönlich ihre Glückwünsche darbringen. Der Gesundheitszustand des Kaisers macht in Folge seines kürzlichen Ausgleitens und Fallens noch eine gewisse Schonung und Ruhe nothwendig, obgleich das Allgemeinbefinden und die geistige Frische ganz ungetrübt sind. Das eigentliche Leiden ist ein rein locales, eine kleine Anschwellung in der Hüfte, die den Kaiser an den Lehnsessel fesselt und ihn am Stehen verhindert. Indeß wird auch diesem Uebel von den Aerzten keine große Bedeutung beigemessen. Von der Bevölkerung ist wohl dieser kaiserliche Geburtstag nicht nur in herzlicher Weise, sondern, wenn man so sagen darf, noch innerlicher gefeiert und empfunden worden als je. Niemand kann sich der schmerzlichen Erinnerung an die schweren Erlebnisse entziehen, die dieses zweiundachtzigste Lebensjahr unserem Kaiser gebracht hat, das Gedächtniß der furchtbaren Junitage lebt ganz und voll wieder auf und allüberall mischt sich in das Gefühl der tiefen Trauer über dieselben die Empfindung tiefsten Dankes, daß eine gütige Vorsehung das Schlimmste von unserem Kaiser und seinem Volke abgewandt und ihn uns in alter Frische und Rüstigkeit wiedergeschenkt hat.

Die hohe auswärtige Politik, welcher man in den letzten Wochen nur

sehr wenig Beachtung schenkte, da es schien, als ob der Orient der Diplomatie keinen Arbeitsstoff mehr liefern würde, ist in diesen Tagen wieder Gegenstand des allgemeinen Interesses geworden. Graf Schuwaloff ist wieder einmal von London nach Petersburg gereist und das ist schon an sich ein Zeichen, daß in der orientalischen Frage wieder etwas im Gange ist. Graf Schuwaloff ist hier von dem Kaiser empfangen worden und hat auch mit dem Fürsten Bismarck eingehend conferirt. Aber er war nicht der einzige Diplomat, der in Berlin vorsprach. Ziemlich gleichzeitig traf mit ihm hier Lord Dufferin ein, der neu ernannte Botschafter Englands in Petersburg und ihm folgte der General Chanzy, welcher künftig an Stelle des Generals Leflô Frankreich am russischen Hofe vertreten soll. Alle diese Diplomaten haben Gelegenheit gehabt, die Ansichten des Leiters der deutschen Politik genau kennen zu lernen und sind dann nach Petersburg weiter gereist. Es scheint, daß von dort jetzt die Entscheidung zu erwarten ist. Aber um was handelt es sich denn heute eigentlich? Weshalb ist die Diplomatie in solche Bewegung gerathen?

Die Antwort ist so schwierig nicht. Anfangs Mai sollen die Russen das ostrumelische Gebiet verlassen haben und sehr natürlicher Weise drängt sich der Diplomatie die Frage auf, was mit jenem Lande geschehen soll, wenn die russischen Truppen es geräumt haben werden. Allerdings hat der Berliner Congreß in dieser Beziehung die fundamentalen Bestimmungen bereits getroffen. Er hat im Allgemeinen die Grenzen Ostrumeliens festgesetzt, er hat bestimmt, daß das Land von einem christlichen Gouverneur regiert werden soll, er hat eine nationale Miliz verlangt und er hat endlich dem Gouverneur das Recht verliehen, im Nothfalle türkische Truppen in das Land zu rufen, die sich sonst nur in den Forts der Balkanpässe aufhalten dürfen. Solches und Anderes mehr hat der Congreß für das Land verfügt. Er hat dadurch zwar Viel gethan, aber er hat doch eigentlich nur die Grundlinien für die Gestaltung der zukünftigen Vechältnisse vorgezeichnet. Auch ist noch kein Gouverneur gewählt, keine Miliz geschaffen und keinerlei Gewähr für die fernere ruhige Entwickelung des Landes vorhanden. Es war wohl natürlich, daß die Russen vorzugsweise die Frage aufwerfen, was geschehen solle, wenn etwa nach ihrem Abzuge das bulgarische Element und das muselmännische in Ostrumelien in feindlichen Gegensatz geriethen und der Frieden des Landes gestört würde. Allerdings giebt es in Rußland eine starke Partei, welche diese Frage vorzugsweise zur Discussion stellte, um bei Gelegenheit derselben eine Abänderung des Berliner Vertrages zu Gunsten Rußlands zu erwirken. Man entsinnt sich der vielen versteckten und offenen Versuche, welche gemacht wurden, um eine Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens zu bewirken oder doch wenigstens vorzubereiten. Dieser Zweck ließ sich leichter erreichen, wenn man die Gefahren übertrieb, welche der bulgarischen

Bevölkerung nach dem Abzuge der Russen drohen und wenn man auf die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien als das sicherste Mittel hinwies, um dieser Gefahr zu begegnen. Die slawistische Partei in Rußland hat unzweifelhaft eine starke Agitation in dieser Richtung betrieben und eben so unzweifelhaft hat sie es auch versucht, die russische Regierung in die Bahnen dieser Agitation zu drängen. Es läßt sich zur Zeit nicht übersehen, ob solche Gedanken in den Petersburger Regierungskreisen vorübergehend Eingang gefunden haben. Sicher ist aber, daß die englische Regierung an eine solche Eventualität geglaubt hat und ihr energisch vorbeugen wollte. Daher jene scharfe Note des Marquis von Salisbury vom 26. Januar d. J., auf welche Fürst Gortschakoff Anfangs Februar in so geschmeidiger Weise antwortete.

Wie nun auch die Aspirationen Rußlands gewesen sein mögen, auf jeden Fall waren die Beziehungen des englischen und des russischen Cabinets in Folge jenes Notenwechsels nicht unerheblich gespannt. Außerdem rückte der Räumungstermin für die Russen immer näher und endlich ließ sich objectiver Weise wirklich nicht verkennen, daß die Verhältnisse in Ostrumelien sich nach dem Abzuge der Russen in der That sehr mißlich gestalten könnten. Bei dieser Lage der Dinge ist denn das Project einer Botschafterconferenz zur Lösung der schwebenden Fragen, wie es scheint von Rußland, in Anregung gebracht worden, aber nur, um sofort wieder wirkungslos zu Boden zu fallen. Auf keiner Seite war eine sonderliche Neigung vorhanden, die diplomatische Arbeit des letzten Sommers in irgend einer Form wieder aufzunehmen. Verschiedene Mächte machten wohl bemerklich, daß die Bestimmungen des Berliner Vertrages noch zum Theil der Ausführung harrten und daß vor dieser Ausführung von einer neuen diplomatischen Conferenz kein Heil zu erwarten wäre. Da ist man denn endlich in dieser steigenden Verlegenheit behufs Lösung der ostrumelischen Frage auf ein Project zurückgekommen, das schon auf dem Congresse in Berlin vorübergehend erörtert wurde, das auch später noch zwischen den Mächten discutirt wurde, dann aber in Vergessenheit gerieth, das Project einer Occupation Ostrumeliens durch Truppencontingente der Mächte. Graf Andrassy war es, der auf dem Congresse diese sogenannte gemischte Occupation als ein geeignetes Mittel bezeichnete, um nach dem Abzuge der Russen die Ruhe in Ostrumelien zu erhalten, bis daß die Zustände sich dort mehr und mehr consolidirt hätten. Auf dem Congresse wurde dieser Gedanke nicht weiter verfolgt, er tauchte aber später wieder auf, als die Mitglieder der internationalen Commission in Philippopel über die Zustände in Ostrumelien an ihre Regierungen berichteten. Seit jener Zeit ist es denn besonders England gewesen, welches diesen Plan gehegt und gefördert hat. Er wurde vielfach in vertraulichen Communicationen der Mächte besprochen. Rußland zeigte sich ihm natürlich abgeneigt, da es in Ostrumelien keine Genossen zu haben wünschte. Deutschland hielt

sich als unbetheiligte Macht ganz zurück. Die übrigen Mächte waren aber wohl nicht abgeneigt, auf den Gedanken einzugehen, auch die Pforte nicht, denn sie sieht natürlich lieber ein gemischtes Truppencontingent in Ostrumelien, als daß sie den russischen Einfluß dort selbständig und allein schalten lassen möchte. Nur eine recht schlaue Einwendung machte sie. Sie machte geltend, es sei doch bedenklich, eine gemischte Occupation zu beschließen, weil eine solche eine Abänderung des Berliner Vertrages involviren würde. Der Berliner Vertrag sichere der Türkei das Recht, ihre Truppen auf den Ruf des Gouverneurs in Ostrumelien einrücken zu lassen. Dieses Recht würde durch eine gemischte Occupation hinfällig werden, und das sei doch bedenklich für die Gültigkeit des Vertrages selbst. Indeß ließ die Pforte gleichzeitig durchblicken, daß sie ihr Bedenken fallen lassen werde, wenn die Mächte die Declaration geben wollten, daß diese gemischte Occupation und die durch sie bewirkte Alterirung des Berliner Vertrages für die Zukunft nicht als Präcedenzfall gelten sollte. Die Türkei hat in der That keine Veranlassung, sich der Occupation Ostrumeliens durch die Mächte zu widersetzen. Sie kann bei einer solchen nur gewinnen.

Die Verhandlungen über diese Frage haben dann lange geruht, bis sie zu Ende des vorigen Monats, als guter Rath sehr theuer war, wieder aufgenommen wurden. Ob England sie wieder in Fluß gebracht hat oder, wie Manche behaupten, Graf Schuwaloff, läßt sich jetzt noch nicht erkennen. Sicherlich spielte die gemischte Occupation aber bei der Reise des Grafen Schuwaloff die Hauptrolle, und eben so sicher ist, daß sich Rußland inzwischen mit dem Projecte bis zu einem gewissen Grade befreundet hat. Die Stellung der anderen Mächte zu demselben ist noch die oben entwickelte, Aenderungen sind, so weit bekannt, nicht eingetreten. So wie die Dinge augenblicklich liegen, muß man also annehmen, daß man beschließen wird, nach dem ersten Mai die Truppen der Mächte in Ostrumelien einrücken zu lassen. Ein solcher Beschluß würde jedenfalls der friedlichen Entwickelung der Dinge im Orient sehr zu Gute kommen.

24. März. F.

Literatur.

Italienisches Skizzenbuch, herausgegeben von Leopold Gmelin. Erste Serie. Leipzig, E. A. Seemann. — Dieses neue „Organ für das Studium architektonischer und kunstgewerblicher Denkmale der italienischen Renaissance" empfehlen wir nicht allein den zahlreichen Freunden der letzteren, sondern namentlich auch den Verehrern der deutschen Renaissance. Die Empfehlung mag paradox scheinen, ist aber durchaus ernst und ehrlich gemeint. Mit allem Rechte wird die Rückkehr zu der Väter Art als die Einkehr in die beste uns zusagende Kunstweise gepriesen und daß durch die Wiederbelebung der deutschen Renaissance unserer Kunst eine reiche Bahn geöffnet wurde, betont. Um so sorgfältiger müssen wir die junge, vielversprechende Blüthe vor der Gefahr des raschen Knickens und Verwelkens bewahren, und daß die Begeisterung für die deutsche Renaissance nicht

wie ein flüchtiger Rausch vergehe, verhüten. Die größte Gefahr droht derselben durch die Mode. Die Mode, unerbittlich tyrannisch und doch wieder launenhaft und wandelbar, hebt heute auf den Schild, was sie morgen mit Füßen tritt. Wir müssen alles aufbieten, um das Interesse an der deutschen Renaissance nicht zu einer bloßen Modesache herabsinken zu lassen. Das kann leicht geschehen, wenn das Publicum nur ein äußerliches Gefallen an den reichen, lebendigen, oft krausen Formen der deutschen Renaissance findet, sich nicht tief und vollständig in dieselbe hineinlebt. Das wird verhindert werden, wenn man das Publicum erzieht, auch das Gesetzmäßige und Organische in der Bildung der Kunstwerke und der Kunstgeräthe zu beachten und nur das als schön zu empfinden, worin sich, wenn auch noch so leise, das innere Gesetz und das Maß kundgiebt. Dann allein kann auf eine Stabilität des Geschmackes gerechnet und das Kunsthandwerk der Herrschaft der plötzlich und willkürlich wechselnden Mode entrissen werden. Bekanntlich ist aber das streng gesetzmäßige, durch die Regel gebundene Wesen nicht die stärkste, jedenfalls nicht die auffälligste Seite der deutschen Renaissance. Daß sie nicht zur schwachen Seite werde, dieses abzuwehren, ist die wichtigste Pflicht unserer im Stile der deutschen Renaissance arbeitenden Künstler und Kunsthandwerker. Das Studium der italienischen Renaissance erscheint als das beste Mittel, der Verwilderung der Phantasie und ihren Ausschreitungen in das Gebiet des Willkürlichen vorzubeugen. Die Werke derselben mögen oft durch eine vornehme Kälte zurückhaltend wirken, immer aber zeichnet sie ein Zug des Gesetzmäßigen, des Architektonischen aus und darum werden sie auch auf die Phantasie solcher Künstler einen befruchtenden Einfluß üben, die ihr Ideal in der deutschen Renaissance verehren. Gerade damit diese ein Ideal bleibe und nicht zum Idol herabsinke, empfiehlt sich ein steter Seitenblick auf die Glanzseiten der italienischen Kunst. Neben der Antike bleibt die italienische Renaissance doch immer die beste Schule des Geschmackes. Ihr Verständniß bändigt die sonst leicht überwuchernde Lebenskraft der nordischen Phantasie und lehrt Maß und Ziel halten. Aber auch abgesehen von diesem didactischen Zwecke wird die vorliegende Publication das Interesse der Künstler und Kunstfreunde fesseln. Noch jetzt besitzt Italien, besonders in den nicht an der großen Landstraße liegenden Städten eine Fülle der köstlichsten Schöpfungen des Kunsthandwerkes, welches im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert unter den Augen der größten Künstler arbeitete und unter der Zucht der monumentalen Kunst stand. Der Herausgeber des Skizzenbuches, der rühmlich bekannte Karlsruher Architekt Gmelin, hat sich mit mehreren Fachgenossen vereinigt, so daß nicht zu fürchten ist, es würden sich die Mappen, die sie aus Italien mitgebracht, rasch leeren. Die ersten Hefte halten die Probe vortrefflich aus und bilden einen vielverheißenden glücklichen Anfang des dem bekannten Ortweinschen Werke über die deutsche Renaissance würdig zur Seite stehenden Unternehmens. Das erste Heft giebt im Aufrisse die Eingangsthüre zu den Raffaelischen Loggien, die Thüren in der Stanza dell' Incendio und einen Fensterladen aus demselben Gemache. So werden wir alsbald in die glorreichste Zeit des Cinquecento eingeführt. Im zweiten Hefte lernen wir nach Aufnahmen O. Schulzes Antonio Rizzos Marmorfüllungen der Riesentreppe im Hofe des Dogenpalastes zu Venedig kennen. Es sind reizende Compositionen voll Leben und heiterer Anmuth, die gewiß auf die Phantasie Giovanni da Udinis befruchtend einwirkten. Dürerfreunde machen wir auf den Merkurkopf im ersten Blatte noch insbesondere aufmerksam. Da auch die decorativen und constructiven Details mit großer Genauigkeit gezeichnet sind, gewinnt das Werk für Künstler eine unmittelbare Brauchbarkeit.

A. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 27. März 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die wissenschaftliche Thätigkeit in den physiologischen Instituten.*)

Alle Einsicht, welche wir in das Walten der Natur gewonnen, verdanken wir der Erfahrung. Denn wäre uns auch, wie Kant und seine Jünger wollen, nicht blos das Vermögen angeboren, Vorstellungen zu bilden, wäre gleichzeitig mit dem Auftauchen unseres Bewußtseins uns Kenntniß gegeben von gewissen Eigenschaften des Raumes und der Zeit, so wäre doch die Summe dessen, was uns auf diesem Wege bescheert sein soll, nur allzu gering, um damit die vielgestaltige und rastlos schaffende Natur auch nur in ihren gröbsten Umrissen zu begreifen. Die Triftigkeit dieser Behauptung ist im Kreise der theoretischen und der praktischen Naturwissenschaften auch niemals bestritten worden; nicht einmal von den Schulen der sogenannten Naturphilosophen, welche im Verlaufe der Jahrhunderte zeitweilig den Ton in unserer Literatur angegeben haben.

Die Beobachtung und der Versuch allein bringen das Licht, welches uns die geheimnißvollen Wege der Natur beleuchtet, doch jedes von den beiden Mitteln in verschiedenem Grade. Alle Erkenntniß geht zwar von der Beobachtung aus, da sie uns über die Anwesenheit einer Erscheinung unterrichten muß, aber erst der Versuch giebt uns die Einsicht in das Wesen der Erscheinung und führt uns zu ihrer Beherrschung. Dieses leuchtet ein, denn der Versuch greift mit selbstgewählten Mitteln in den natürlichen Vorgang; er ändert dessen Bedingung bei seinem Entstehen und während seines Verlaufes und damit offenbart er uns die Abhängigkeit, in welcher der Naturproceß von den Stoffen und Kräften steht, die denselben hervorgerufen und unterhalten. Sind wir schließlich durch die Anwendung dieses Verfahrens dahin gelangt, jeden Erfolg vorauszusagen, der durch die Aenderungen bestimmter Bedingungen eintritt, so erklären wir die Theorie des Vorganges für erkannt und abgeschlossen. Daraus ergiebt sich denn, daß im Sinne der Naturwissenschaft die Theorie nicht ein Hirngespinnst ist, daß sie vielmehr den kürzesten

*) Vortrag, gehalten im kaufmännischen Vereine zu Leipzig am 27. März 1879.

und klarsten Ausdruck der Maßnahmen enthält, durch welche wir die Naturkräfte nach Gefallen zu lenken vermögen.

Alle Naturwissenschaften, die Physik, die Chemie, die Physiologie u. a. haben mit der Beobachtung begonnen und sind von ihr zum Versuche fortgeschritten, in zahlreichen Fällen mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt, in anderen aber auch noch weit vom Ziele entfernt. Dieses letztere gilt vor Allem von der Wissenschaft, welche sich mit den Erscheinungen des lebendigen Leibes beschäftigt. Wenn die Einsicht, welche uns die Physiologie von den Vorgängen im lebendigen Organismus verschafft hat, noch weiter als wir wünschen zurücksteht gegen diejenige, welche wir durch die Physik und Chemie vom Walten der Kräfte in der unbelebten Natur gewonnen, so liegt dieses zumeist darin begründet, weil die letzteren Wissenschaften früher als die erstere an die Stelle der Beobachtung den Versuch zu setzen vermochten. Denn ob auch hin und wieder in vergangenen Jahrhunderten der Versuch zur Erkenntniß des Lebens gedient hat, und ob auch dieser Weg erleuchteten Geistern zu allen Zeiten als der einzig fruchtbringende vor Augen stand, so sind es doch kaum fünfzig Jahre her, daß uns von Seiten der grundlegenden Naturwissenschaften die Mittel geboten wurden, nach den verschiedenen Richtungen hin fortzuschreiten, in welchen die Quellen des Lebens gelegen sind. In dieser Spanne von Zeit ist es selbstverständlich unmöglich gewesen, das Verständniß eines unsaglichen Reichthums zu erschöpfen, aber wie lange es auch noch dauern mag, bis wir eine vollständige Theorie des Lebens besitzen, eins ist erreicht, wir wissen, daß innerhalb des leiblichen Lebens das Gesetz und die Nothwendigkeit mit derselben Strenge wie in der unbelebten Natur gebieten, und deshalb wissen wir auch, daß das unabweisbare Bedürfniß, die Einsicht in den Lebensproceß und die Herrschaft über sein Wirken zu gewinnen, nur auf dem Wege des Experimentes befriedigt werden kann, aber auch sicher befriedigt werden wird.

Den medicinischen Facultäten deutscher Zunge gebührt das Verdienst, diesen Schritt im vollen Bewußtsein seiner Tragweite gethan zu haben. Sie waren es, welche die leitenden Ministerien zur Einrichtung von Anstalten zu bestimmen wußten, in welchen der Versuch am lebenden Organismus neben der bis dahin ausschließlich geübten Beobachtung treten sollte. Im Verlaufe der beiden letzten Jahrzehnte sind an allen deutschen Universitäten physiologische Anstalten gegründet und sie alle sind mit den Hülfsmitteln ausgerüstet worden, welche der messende Versuch bedarf, wenn er mit Erfolg in das Labyrinth des lebendigen Leibes eindringen soll.

Durchwandern wir eine solche Anstalt, z. B. unsere hiesige, so erkennen wir schon aus ihrem Bauplan und aus den in ihren Räumen vertheilten Instrumenten, auf wie vielfältige Arbeit sie berechnet ist. An eine ihrer

Abtheilungen, welche den Zwecken der physiologischen Chemie dient, schließt sich eine andere, welche die Gestalt und die Structur der nur mikroskopisch erkennbaren Organtheile untersucht, mit dieser in Verbindung stehen Räumlichkeiten, in welchen die physikalischen Eigenschaften der organischen Gebilde geprüft werden und endlich sehen wir in einigen wenigen Zimmern Einrichtungen für blutige Operationen am lebenden Thiere, für die sogenannten Vivisectionen.

So spannt denn die physiologische Forschung nach den verschiedensten Richtungen hin ihre Netze aus; sie beginnt ihr Werk mit der Aufdeckung der Eigenschaften, welche dem lebenden und dem todten Organismus gemeinsam sind; erst von dem sicheren Boden aus, den sie hierdurch gewonnen, schreitet sie zu dem fort, was allein dem Lebendigen angehört, doch auch hier nur allmählich. Wenn ein Thier sich verblutet, wenn mit dem letzten Athemzuge das Bewußtsein erlischt und selbst das Herz die Bewegungen einstellte, so sind noch keineswegs alle andern Organe so weit abgestorben, daß sich nicht, sei es durch künstliche Ernährung oder durch besondere Reizmittel aus ihnen eine Reihe von Aeußerungen hervorlocken ließen, die ihnen nur im lebendigen Zustand eigen sind. Diesen Zeitraum zwischen dem Tode des Gehirns und dem Eintritt der ersten Spuren von Fäulniß hat die Wissenschaft schon zum Erwerbe zahlreicher Erfahrungen benutzt, und sie ist auf das Eifrigste bestrebt, die Summe derselben zu vermehren; von Jahr zu Jahr wachsen die Hülfsmittel und es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß es gelingen werde, jeden einzelnen der Apparate, aus welchem sich der Leib des Menschen beziehungsweise der Säugethiere zusammensetzt, losgelöst von allen übrigen functionsfähig zu erhalten. Aber wären wir endlich auch dahin gelangt, jedes aus dem eben getödteten Thiere herausgenommene Stück zu lebendigen Aeußerungen zu veranlassen, wie das Herz zum Schlagen so auch den Magen zum Verdauen, die Niere zur Absonderung des Harns u. s. w., so könnten wir doch noch nicht bei den Resultaten, die wir hierdurch gewonnen, still stehen, denn immer bliebe es ungewiß, ob die Wirkungsweise des lebenden und des überlebenden Organs sich vollkommen decken, und noch weniger oft würden wir darüber belehrt sein, welches Ergebniß aus dem Ineinandergreifen der verschiedenen Organe hervorgeht; so kann also in vielen Fällen die Untersuchung der Leistungen nicht entbehrt werden, welche ein Körpertheil verrichtet, während er sich noch im vollen und lebendigen Verkehr mit seinen Nachbarn befindet. Ein Beispiel möge uns den Gang einer physiologischen Versuchsreihe verdeutlichen. Aus dem Magen des eben getödteten Thieres verschaffen wir uns leicht den zur Verdauung dienenden Saft. Die chemische Analyse macht uns bald mit einer Anzahl seiner Bestandtheile bekannt; setzen wir diese künstlich zusammen, Salze, Säuren und Wasser, so gewahren wir sogleich,

aus seinen Wirkungen, daß dieses Gemisch kein Magensaft sei. Wir kehren also zum Magen des getödteten Thieres zurück und versuchen, ob wir aus ihm nicht noch einen neuen, unserem künstlichen Gemisch fehlenden Stoff entziehen können; in der That dieses gelingt, wir extrahiren aus seinen Drüsen das Pepsin, den gegenwärtig schon vielgerühmten Handelsartikel, und wenn wir dieses zu jener künstlichen Mischung fügen, so ertheilen wir ihr eine stark verdauende Kraft. Damit öffnet sich dem Chemiker ein weites und fruchtbares Arbeitsfeld, alle Speisen in der mannichfachsten Zubereitung übergießt er mit dem künstlichen Magensafte und erkennt die Veränderungen, welche sie in der Verdauung erleiden. Nun erst kann er mit Erfolg die Producte der künstlichen mit denen der natürlichen Verdauung vergleichen, und zu diesem bleibt ihm kein besseres und schonenderes Mittel als die Anlegung einer Fistel am Magen eines lebenden Thieres. Aber der Versuch am lebenden Thiere kann den gesuchten Aufschluß nur dann im vollen Maße gewähren, wenn dasselbe im Wohlbefinden verharrt, wenn seine Freßlust, sein Körpergewicht, mit einem Worte, wenn alle von der Verdauung abhängige Functionen sich auf ihrer normalen Höhe halten, und in der That befindet sich das Thier trotz seiner Magenfistel gerade so wie unter ähnlichen Umständen der Mensch, im vollen Wohlsein. Aus den geringen Opfern, welche dem Thiere zugemuthet wurden, sind aber der Menschheit reichliche Früchte erwachsen, denn nun erst ergab sich, wie weit ab noch die Erkenntniß, welche uns die Verdauung in der Retorte gegeben, von einer vollendeten entfernt ist; erst mit der Auskunft, die uns das lebendige Thier verschaffte, reift die Lehre von der Magenverdauung ihrem Abschluß entgegen.

Den Gang, welchen die Forschung in dem mitgetheilten Beispiel nahm, verfolgt sie, wie viel sich auch im einzelnen anders gestaltet, in der Regel, ja sie kann, und wollte sie es auch, keinen anderen mehr einschlagen, denn alle Bestandtheile des thierischen Körpers sind mit achtunggebietender Ausdauer vom Anatomen, dem Chemiker und Physiker, durchforscht, so daß jedesmal der Versuch am lebenden Thiere von einer bestimmten Anschauung über den Verlauf des zu prüfenden Processes ausgeht, die eine einfache Antwort auf eine scharf zugespitzte Frage verlangt.

Mit dieser Darstellung berichtigt sich sogleich ein weit verbreiteter Irrthum über das Verfahren der operativen Physiologie, der durch das vielberufene Wort „Vivisection“ entstanden ist. Mit diesem Ausdruck verknüpft sich unwillkürlich die Vorstellung, der Versuch am lebenden Thiere gleiche der Section am Cadaver, welche in fortschreitender und unbarmherziger Zergliederung Stück um Stück zerfleischt, damit die unbekannte Ursache einer Aeußerung des gesunden oder kranken Lebens entdeckt werde. Wie weit entfernt von diesem falschen Bilde ist das Vorgehen des Physiologen; nicht ins

Ungewisse hinein, im Gegentheil nach sorgfältigem Erwägen tritt er an das lebende Thier, seine genaue Kenntniß der Anatomie lehrt ihn die Verletzung auf das kleinste Maß beschränken, mit Vorsicht umgeht er die schmerzhaften Orte und wo irgend thunlich hat er durch betäubende Arzneien die Empfindung abgestumpft, damit das Ergebniß seiner meist schwierigen Messungen nicht durch ein Ereigniß getrübt werde, welches der Schmerz des gequälten Thieres heraufbeschworen. In der Vivisection, wie sie heute geübt wird, tritt uns eine Kunst entgegen, die der Schüler, nachdem er ihre Regeln von dem erfahrenen Lehrer gelernt hat, fort und fort zu verfeinern bestrebt ist, weil er weiß, daß der ersehnte Erfolg um so gewisser erreicht wird, je geringer er die Summe der zufälligen Störungen zu machen versteht.

Doch, wie groß auch die Befriedigung des Vivisectors über die steigende Vervollkommnung seiner Kunst werden mag, das Thier, an dem sie geübt wird, und die theilnahmsvolle Seele des Menschen empfangen so lange keinen Trost, als noch ein gesundes und fühlendes Thier leider nicht zur Hebung der eignen Wohlfahrt verletzt wird. Wer giebt uns hierzu das Recht, wer vermag ein solches Thun, auch nur zu entschuldigen? Auf diese Frage wüßten wir keine andere Antwort als die Verdammung unseres Unterfangens, wenn wir uns nicht täglich und stündlich im Stande der Nothwehr gegen die Gewalten befänden, die uns bedräuen. Denn dieselbe Frage, die man unserer Kunst gegenüber erhebt, kann man an Tausende von Menschen, vor Allem aber an den Freund der Hausthiere richten. Wer giebt ihm das Recht, das feurige Pferd in den einsamen Stall zu sperren, seine Kraft in der Bewegung von Lasten zu ermüden, und von woher empfing er die Erlaubniß mit dem Thiere in das Gewühl der Schlachten zu stürmen, wo es unbarmherzig von den Geschossen der Feinde zerfleischt wird? Wie will es der Landwirth vertheidigen, daß er der Kuh die Milch nimmt, daß er mit dem Rinde den Acker pflügt, welcher diesem keine Frucht bringt, daß er es mästet, um sich durch den Verkauf des armen Schlachtopfers zu bereichern?

Und doch haben diese und tausend andere Vergewaltigungen des Thieres vor dem Gewissen der edelsten und feinfühlendsten Menschen Verzeihung und noch mehr, sie haben sogar den lauten Beifall gefunden. Daß dieses geschah, liegt nun einmal in der unabänderlichen Ordnung unseres Erdballs begründet, der mit unzähligen Wesen erfüllt ist, voll Begierde nach denselben Gütern dieser Welt und reich begabt mit allen Kräften ihre Wünsche zu erfüllen.

In dem Tummelplatz solcher Kräfte geht, wer sich nicht wehrt, zu Grunde; nicht weil er selbst edler und schöner als sein Feind ist, besiegt er diesen, sondern nur darum, weil er ihn an Stärke und Klugheit übertrifft. Es ist die Pflicht der höheren Organisation, sich den Platz für ihre Wirksamkeit zu schaffen, weil ohnedies, wo jetzt die Sitte waltet, die Rohheit hausen würde.

Und da auf unserer Erde nie die Wohlfahrt aller zu erreichen ist, so wird der Zustand den größten Anspruch auf sein Bestehen erheben dürfen, in welchem der Mensch zur vollsten Entfaltung seiner Kräfte gelangt. Von allen lebendigen Wesen ist er auf dieser Erde das einzige, welches nicht blos Rechte, welches auch Pflichten kennt und in treuer und dankbarer Gesinnung zu den Geschöpfen hält, die ihm bei der Verfolgung seiner höheren Ziele fördernd zur Seite stehen. Einer solchen Gesinnung ist es natürlich, jede unnütze Qual zu verabscheuen, zugleich aber zu verlangen, daß das Thier seine Kräfte und sein Leben einsetze, wenn nur hierdurch die Lösung einer Aufgabe gelingen kann, durch welche die sittliche und geistige Freiheit des Menschen gefördert wird. Von diesem Standpunkte aus ist ein Volk berechtigt, das Pferd in dem Kampf zu opfern, der zur Vertheidigung der Heimath geführt wird und von demselben Standpunkte aus wird es der Menschenfreund gestatten, sich des Thieres in dem stetigen Kampfe zu bedienen, welchen unser Geschlecht mit der Krankheit bestehen muß.

Von allen Gefahren, welche den Menschen umringen, bricht keine unverdienter über uns herein, keine ist heimtückischer und gewaltiger als die Krankheit, welche vorzeitig unsere Kräfte knickt. Wem, wie dem Arzte, täglich die markerschütternde Grausamkeit der Krankheit vor die Augen tritt, wer dem gleichen Jammer bei reich und arm begegnet und die Unschuldigsten und Besten mit einer Klugheit und List, die ihres Gleichen sucht, angefallen und dahingerafft sieht, dem müßte das Herz verdorrt sein, wenn er sich nicht feierlich gelobte, mit allen Kräften, die ihm zu Gebote stehen, solchem Elend zu steuern. So hat denn auch der Stand der Aerzte keinen Weg verabsäumt, auf dem sich nur ein Schimmer von Hoffnung für die Erfüllung seiner heißesten Wünsche erblicken ließ. Mit den Priestern im Tempel hat er den Göttern geopfert, die Dämonen hat er angerufen und beschworen, er hat in den Sternen gelesen, aber überall wo er anpochte rief es ihm entgegen: „Hilf Dir selbst.“ Beschränkt auf die eigenen Kräfte blieb ihm nur der einzige Ausweg, den natürlichen Ursachen der Krankheit nachzugehen und sich die Herrschaft über die Naturkräfte zu erringen, welche dem Uebel zu widerstehen vermögen. Wenn wir nun auf dieser schmalen Bahn, die uns das Geschick übrig läßt, zu dem Versuch am lebenden Thiere geführt werden, wer will uns tadeln, wenn wir sie wandeln? Wäre der alte Aberglaube im Rechte, daß der Dämon, welcher im Leibe des Kranken wüthet, durch das Schlachten eines Thieres versöhnbar und zum Abzug zu bewegen sei, wer würde anstehen für das Leben des geliebten Angehörigen das eines Thieres hinzugeben? Um wie viel mehr ist die ärztliche Kunst berechtigt, das Thier für den Menschen einzusetzen, denn sie gewinnt aus diesem Unternehmen feste Regeln, nach denen von nun an und überall auf dieser Erde die Heilung geschehen kann. Darum

trifft das Wort „durch jedes Thier, welches die Wissenschaft für ihre Zwecke opfert, sei ein Menschenleben gerettet" noch lange nicht die Wahrheit, denn hätte es auch Hunderter von Thieren bedurft, um das hülfreiche Naturgesetz zu ergründen, wer kann ermessen wie vielen Millionen von Menschen sein Segen zu Gute kommt.

Darüber aber, daß der Versuch dies leistet, kann Niemand im Zweifel sein, welcher den Fortschritten der ärztlichen Wissenschaft gefolgt ist. Sie knüpfen sich auf das innigste an die Erkenntniß des lebendigen Mechanismus und wie sollte es auch anders sein, wird jeder Techniker fragen, dem eine Maschine zur Ueberwachung anvertraut wird; wie könnte er sie vor Schaden wahren, oder den hereingebrochenen verbessern, wenn er nicht wüßte mit welchen Kräften, wo und wann jedes einzelne Stück in den allgemeinen Gang eingreift. Wer aber allen technischen Einsichten fern steht, der wird sich von der Nothwendigkeit der Vivisection für das ärztliche Bedürfniß überzeugen lassen durch die öffentliche Erklärung, in welcher die medicinischen Facultäten deutscher Zunge für sie einstanden und durch den mannichfachen Gebrauch, den die überwiegende Mehrzahl der klinischen Lehrer, gleichgültig ob sie auf dem Lehrstuhl der innern Medicin oder auf dem der Chirurgie Platz genommen, von dem Versuch am lebenden Thiere zu machen pflegen, worüber uns ihre Schriften belehren. — Einen weiteren Beweis für den Gewinn, welchen die Heilkunde aus dem Versuche am lebenden Thiere gezogen, und welchen sie sich in Zukunft noch von ihm verspricht, erbringt die Gründung der pathologischen Institute, welche sich mit den physiologischen in die Lösung der Aufgaben theilen, welche das gesunde und kranke Leben durch dieselben Hilfsmittel erforschen.

Und in der That was könnte uns bewegen noch neues Elend in die Welt zu bringen, sehen wir doch schon des Jammers viel zu viel und wären wir kalt gegen das Leiden des Thieres, warum sollten wir uns mit den unreinen und oft genug ekeln Geschäften befassen, da wir unsere Zeit doch auch mit weit reinlicheren nützlich ausfüllen könnten.

Die Beweiskraft aller dieser Gründe liegt denn auch so sehr auf der Hand, daß es nur wenige geben dürfte, welche die Nothwendigkeit der Vivisection bestreiten, wohl aber verlangen Viele einen Schutz des Thieres gegenüber dem übergroßen Eifer der ärztlichen Welt. In dieses Verlangen wird jeder freudig einstimmen, der selbst im Bewußtsein des Rechten die Hand an das Leben des Thieres gelegt hat, wer die Ueberwindung kennt, die ihm jede Vivisection gekostet und die Unruhe empfunden, welche eine verunglückte Operation hervorruft. Mit Sicherheit glaube ich verbürgen zu können, daß die weitaus größte Mehrzahl derer, welche sich mit unserer Kunst beschäftigen, dem allgemeinen Rufe nach Schonung und Schutz zustimmen. In dem

weiten Gebiete, wo deutsche Sitte und Sprache herrscht, gewiß, dieses lehrt die Betrachtung der Schranken, in denen unter uns die Vivisection geübt wird.

Lassen Sie mich den Umfang dieser letzteren an dem Beispiele erörtern, das ich auf das Genaueste aus eigener Erfahrung kenne. Als in Leipzig vor etwa vierzehn Jahren das Lehrfach der Physiologie von dem der Anatomie als ein selbständiges abgezweigt werden sollte, trat die Facultät, der ich jetzt anzugehören die Ehre habe, in Berathung mit dem damaligen Cultusminister, dem hochverehrten Herrn von Falkenstein. Das Ergebniß derselben führte zu dem Entschluß, mir die Stellung anzutragen, dessen wissenschaftliche Bestrebungen in zahlreichen Schriften dargelegt waren. In dem Schreiben, welches mir die Professur anbot, wurde mir auch namentlich die Aufgabe gestellt, an der Gründung und Einrichtung einer physiologischen Anstalt Theil zu nehmen. Nachdem ich eingewilligt, meinen ehrenvollen nnd ausgebreiteten Wirkungskreis in Wien mit der Stellung in Leipzig zu vertauschen, nachdem ich dann hierher übergesiedelt war, wurden die Pläne für die neu zu gründende Anstalt sorgfältig erwogen. In den drei Jahren, welche zur endgültigen Feststellung des Entwurfes nöthig waren, haben König Johann, der Cultusminister und seine Räthe wiederholt ihre Befehle und Wünsche gegen mich ausgedrückt, und ich selbst habe mit zahlreichen Sachverständigen Raths gepflogen. Als wir endlich nach Maßgabe unserer Mittel (150,000 Mark) das Beste gefunden zu haben glaubten, ist der Bau von den Behörden der Universität errichtet, mir aber der Auftrag geworden, die innere Einrichtung des Hauses nach den früher genehmigten Vorschriften zu besorgen, so daß sich kein Raum und kein Geräthe bis auf das Kleinste hinab ohne Vorwissen des Staates in dem Hause befindet.

Kaum aber hatte der Unterricht mit den neuen Mitteln begonnen, so beehrte auch schon der edle und menschenfreundliche Beschützer der Wissenschaft, unser unvergeßlicher König Johann die neue Anstalt mit seinem Besuche, um sich den Gebrauch der wesentlichsten Apparate vorführen zu lassen. Nachdem die Majestät in stundenlanger Anwesenheit den sehr verschiedenartigen, u. a. auch vivisectorischen Versuchen beigewohnt, schied sie mit dem treulich gehaltenen Versprechen, die Bestrebungen der Anstalt unter ihren besonderen Schutz zu stellen.

Füge ich jetzt noch hinzu, daß über jedes Bedürfniß des Institutes Jahr aus Jahr ein Rechnung zu legen ist, so daß kein Instrument und kein Thier ohne Genehmigung der vorgesetzten Behörde gekauft ist, und weiter, daß die Gelehrten, welche in unserer Anstalt gearbeitet, den Weg und das Ergebniß ihrer Forschung jedes Jahr in einer Druckschrift niederlegten, die unter dem Titel: „Arbeiten aus der physiologischen Anstalt zu Leipzig“

erschien, und von der je ein Exemplar Sr. Majestät dem Könige und dem Cultusministerium unterbreitet worden sind, so glaube ich, wird Jedem, der hiervon Kenntniß nimmt, die Ueberzeugung erwachsen, daß der Staat sein Aufsichtsrecht im vollsten Maße geübt und ich selbst aber nur den Verpflichtungen, welche ich bei meiner Berufung übernommen, genügt habe.

Und damit ist die Aufsicht, unter welcher wir arbeiteten, noch weitaus nicht erschöpfend dargestellt; eine Staatsanstalt kann natürlich nicht verschlossen bleiben, jeder Freund und jeder Gegner unserer Wissenschaft darf sie durchwandern, soweit es ohne Störung des in ihr gepflegten Berufes nur irgend möglich. Der Zutritt ist mit um so größerer Zuvorkommenheit gestattet worden, als es den in der Anstalt thätigen Lehrern zur Freude gereichte, dem Einheimischen wie dem Fremden zu zeigen, in welch' würdiger Weise die Lenker des sächsischen Unterrichtswesens für unsere Wissenschaft gesorgt hatten. Von dem Eindruck, welchen die Besucher empfangen, legen die in den Zeitschriften Deutschlands, Amerikas, Frankreichs, Englands u. a. niedergelegten Aeußerungen Zeugniß ab; wiederholt empfehlen die Berichterstatter das werkthätige Wohlwollen der sächsischen Regierung ihren eigenen Behörden als leuchtendes Vorbild. Wenn wir also Jahre hindurch vor den Augen gebildeter Laien und vor urtheilsfähigen Fachmännern unser Werk verrichteten und wenn trotzdem von den Vielen, die sich mit Ernst und in Wahrheit von ihrem Thun überzeugten, sich auch kein einziger mißbilligend oder gar anklagend geäußert hat, so wird sich jeder Verständige mit diesem Ergebniß zufrieden stellen.

Wie nun der Staat durch seine Freigebigkeit gegen die von ihm errichteten Anstalten dem physiologischen Versuche wesentlichen Vorschub geleistet, so hat er ihn, wenn auch nicht monopolisirt, doch wesentlich eingeschränkt; dieses gilt namentlich von der Vivisection. Gegenwärtig hat sich ihr Betrieb mit kaum nennenswerthen Ausnahmen aus der Privatwohnung des Gelehrten in die öffentlichen Institute zurückgezogen. Als ein unwiderlegliches Zeugniß für diese Behauptung lassen sich die Abhandlungen vorführen, welche in den Zeitschriften physiologischen und pathologischen Inhaltes niedergelegt sind. Wird dort über Versuche an lebenden Thieren berichtet, so ist auch ausnahmslos angegeben, daß sie in einem öffentlichen Laboratorium, also mit Vorwissen des verantwortlichen Vorstandes ausgeführt sind.

Wie könnte es auch anders sein, denn wie wenige von uns Gelehrten befinden sich in der Lage, aus eigenen Mitteln den Apparat zu beschaffen, der zu seiner wissenschaftlichen Untersuchung nothwendig ist, und wer dieses vermag, warum sollte er die zahlreichen Anregungen verschmähen, die ihm ungesucht in einer Werkstätte entgegentreten, in welcher gleichzeitig mehr als ein Berufener zu demselben Ziele strebt.

Wenn man nun trotz alledem von verschiedenen Seiten her der Staatsgewalt das Treiben in den physiologischen Laboratorien denuncirt und gleichzeitig den Antrag stellt, ihnen Einhalt zu thun, so hat dieses etwa denselben Sinn, als ob man der Polizei anzeigte, die Soldaten haben geschossen, darum sei es dringend geboten, ihre Gewehre zu confisciren.

Auf diese Bemerkung wird man antworten, daß ja auch der englische Staat der Physiologie in den Arm gefallen und ihr das grausame Handwerk gelegt hat. Diese, wie es scheint, in Deutschland weitverbreitete Meinung entspricht jedoch keineswegs den Thatsachen. Um das Vorgehen des Parlaments gegen die Vivisection zu verstehen, hat man sich daran zu erinnern, daß die überwiegende Mehrzahl der medicinischen Unterrichtsanstalten in England, welche unseren Facultäten entsprechen, vom Staate nahezu unabhängig sind. Nur in äußerst seltenen Fällen gebührt dem Staate ein Antheil an der Wahl der Lehrer, er übt keinen Einfluß auf den Studienplan und auf die Verwaltung des Vermögens, wie er denn auch keine Zuschüsse zur Herstellung der Unterrichtsmittel liefert. Als sich aus Kreisen der höchsten Gesellschaft und der Geistlichkeit gegen den Gebrauch lebendiger Thiere in jenen Anstalten eine Agitation erhob, hielten es Regierung und Parlament für ihre Pflicht, eine Untersuchung anzustellen. — Ueber ihren Verlauf belehrt uns ein Blaubuch, welches im Jahre 1876 erschienen ist; alle Gründe für und wider sind unparteiisch dargelegt, und es kommen im gleichen Maße die Vertheidiger wie die Gegner der Vivisection zum Wort. Unter den Zeugen, welche sich für die Vivisection erklären, welche ihre Unterdrückung für den Tod der Arzneiwissenschaft und für grausam gegen die menschliche Gesellschaft erklären, befinden sich ausnahmslos alle bedeutenden Aerzte der vereinigten Königreiche. Durch das schlagende der Gründe und das Gewicht ihres Urhebers leuchten die Aussagen des großen Chirurgen Lister hervor; er liefert der tagenden Commission den Nachweis, daß es ihm ohne Vivisection unmöglich gewesen sei, die Grundlagen für seine Methode der Wundheilung zu schaffen, für ein Verfahren, das heute fast ausnahmslos, wenn nur irgend thunlich, in Anwendung kommt, dem, obwohl es erst seit kaum zehn Jahren geübt wird, Tausende ihr Leben und Hunderttausende eine rasche Heilung verdanken. Außer den hervorragenden Aerzten treten auch alle Naturforscher, welche Gelegenheit hatten, von der Art und Weise Kenntniß zu nehmen, wie die Vivisectionen geübt werden, für dieselbe ein, nicht minder stellt der Secretär des Londoner Thierschutzvereins, Herr Colam, nach seinen Beobachtungen den englischen Physiologen und Aerzten das beste Zeugniß aus, und endlich der Leibarzt der Königin Sir Thomas Watson, der wegen seiner amtlichen Stellung besondere Erwähnung verdient, erklärt, obwohl er

nie eine solche ausgeführt, die Vivisection für ein unbedingtes Erforderniß zum Fortschritt der Arzneiwissenschaft.

Unter dem Gewicht solcher Thatsachen und Stimmen faßte die Commission eine Anzahl von Beschlüssen, welche nach ihrer Sanction durch das Parlament nun auch in England den Zustand herbeiführten, wie er factisch schon lange bei uns besteht. Im Princip ist die Vivisection gestattet, doch mit Beschränkungen; so dürfen u. A. die Professoren der Physiologie nur narkotisirte Thiere zu ihren Vorlesungen benutzen, wobei sie zugleich gehalten sind über die Zahl der Opfer Buch zu führen. Für alle übrigen Mitglieder unseres Standes, gleichgültig, ob Professoren oder Aerzte, ist die Erlaubniß zur Ausführung von Vivisectionen an die Bedingung geknüpft, daß sie von ihrem Vorhaben an den Minister des Innern Anzeige erstatten und abwarten müssen, ob dieser seine Zustimmung ertheile. Auch gegen diese Beschränkung würde kein Einwand zu erheben sein, wenn dem Minister des Innern ein technischer Beirath zur Seite stünde, der ihn bei der Ertheilung von Erlaubnißscheinen unterstützte. Da dieses nicht der Fall, da ein Laie über fachmännische Fragen entscheiden soll, so kann es an Mißgriffen nicht fehlen, selbst wenn, wie gegenwärtig, ein menschenfreundlicher, für die Wissenschaft mit Hochachtung erfüllter Mann in dem Ministerium amtirt.

War es wesentlich nur der letztere Grund, aus welchem die weitaus überwiegende Mehrzahl der Naturforscher und Aerzte in England sich mit dem neuen Gesetze nicht vollkommen einverstanden erklärte, so fanden sich dagegen die Feinde der Wissenschaft durch dasselbe im hohen Grade getäuscht. In ihrem Fanatismus hatten sie ein Anathema gegen unsere Fachgenossen erwartet, und ihr Unmuth machte sich jetzt in Schmähungen Luft, welche gedruckt an allen Placattafeln hängen und in vielen Kirchen ertönen. Wenn man von glaubwürdigen Zeugen gehört hat, was die geistlichen Herren, z. B. Reverend Baldwin Brown in Stockwell zu London, von der Kanzel predigen, so glaubt man sich in die Zeit der Hexenprocesse versetzt; denn es werden für Dinge, die sich niemals ereignet haben, ganz bestimmte Gruppen von Personen verantwortlich gemacht und ihnen Diesseits und Jenseits mit den schwersten Strafen gedroht. Man würde die erhitzten Gemüther gewähren lassen, ihre Abkühlung ruhig abwarten, wenn für die englischen Bildungsanstalten nicht ein ernstlicher Schaden aus den Wirkungen der Geistlichkeit erwüchse. Fast alle Hospitäler, an welche sich die ärztlichen Schulen anlehnen, sind von den Geschenken abhängig, die sie aus wohlthätigen Händen empfangen. Viele derselben drohen sich zu schließen, wenn die Wissenschaft und ihre Lehrer dort sich noch des Versuchs am lebenden Thiere bedienen. Ueber diese Hemmung ihrer eigenen Ausbildung und die Verstümmelung des Unterrichts herrscht in allen wissenschaftlichen Kreisen Großbritanniens Trauer und Besorgniß.

Welch ein unersetzlicher Verlust es für die Arzneikunde wäre, wenn England, dem wir so viele große und unmittelbar praktische Entdeckungen verdanken, aus der wissenschaftlichen Bewegung ausfiele, bedarf keines Wortes.

Noch eine andere Besorgniß als die um den Schmerz der Thiere bedrückt viele brave Herzen, wenn sie an Vivisection denken, sie befürchten, daß bei dieser Arbeit sich das Mitleid des jungen Arztes verflüchtige, und sie beschwören deshalb die Professoren der Medicin, wenigstens aus ihren Vorlesungen die Demonstrationen zu entfernen. Wären ihre Befürchtungen berechtigt, so müßte der verderbliche Samen längst aufgesproßt sein, und es hätte sich im gleichen Maße die Rohheit des ärztlichen Standes entwickeln müssen, in welchem von Staatswegen die physiologischen und pathologischen Institute begünstigt würden. Ist nun aber nicht thatsächlich das Gegentheil eingetreten? Haben nicht überall die Aerzte mit einer früher unbekannten Sorgfalt darauf hingewirkt, die Spitäler zu verbessern, alle unnöthigen Härten aus dem Heilverfahren zu entfernen, durch die Anwendung der Anaesthetica dem Messer den Schmerz zu nehmen, durch die Ausbildung der Hygieine nach der Verhütung der Krankheiten zu streben, drängen sie sich nicht hinzu, wo Krieg und Seuchen wüthen? Wer möchte einen Stand, der so viel opfermuthige, so viel zur Hülfe bereite Männer zählt, verdächtigen. Unser Mitleid freilich zeitigt keine Thränen, wohl aber schärft es unseren Blick und steigert die Geschicklichkeit der Hand.

Ehe der Arzt auf die Stufe gelangt, ist bei der Uebung seines Berufs die Ruhe der Seele zu bewahren, hat er einen Kampf zu bestehen, dessen Schwere nur der ermißt, welcher ihn selbst durchlebte. Tritt der Jüngling aus dem gemüthvollen Kreise der Familie und dem sorglosen der Freunde in den Krankensaal und wird ihm unter dem zergliedernden Worte des Lehrers erst das namenlose Elend, welches ihm dort in tausend Gestalten entgegenstarrt im ganzen Umfang und in voller Tiefe offenbar, wie kann er sich dann des Schauders erwehren und die Fragen bannen, die aus dem Innersten seines Gemüthes herauf dringen: wie sind soviel unverschuldete Schmerzen und die ungezählten Arten ausgesuchter Qual mit einer gütigen Ordnung der Welt vereinbar?

Niemand, und wäre er selbst mit den härtesten Nerven begabt, würde es ertragen seinen Geist und sein Auge mit diesen Bildern zu erfüllen, wenn er zum trägen Zuschauer verdammt wäre. Nur wer die Ueberzeugung gewinnt, daß in den Kräften der Natur nicht blos die Mittel zum Erzeugen, daß in ihnen auch die Waffen zum Besiegen der Krankheit gelegen sind, wird unserem Stande und dem Glauben an ein höheres Gesetz getreu bleiben. Wem die innere Wahrheit dieses Satzes nicht einleuchtet, der kann sich von ihr durch die Erfahrungen überzeugen lassen, welche der ärztliche Stand in

den Jahren zu durchleben gezwungen war, in welchen das Zutrauen an die hergebrachten Systeme zu wanken begann und damit zugleich der freilich unberechtigte Zweifel auftauchte an dem Werth der seit Jahrhunderten aufgespeicherten Schätze der Heilmittel. Nichtig erschien damals ihren Jüngern eine Kunst, die nicht weiter dachte, als die Krankheiten zu erkennen und die erkannten zu classificiren. Damals als in vielen Hörsälen dem ärztlichen Nihilismus gehuldigt ward, sind die zahlreichen Auswüchse der Heilkunde entstanden, die vor allem in unserem Vaterland gediehen, weil das deutsche Gemüth immer nach dem Strohhalm noch eher als in das inhaltsleere hilflose Nichts griff. Daß der ärztliche Stand die schwere Prüfung siegreich überstanden, daß ihm heute die Freude an seinem Beruf und der Glaube an eine höhere und sittliche Ordnung der Welt gerettet ist, das verdanken wir zu nicht geringem Theil den wissenschaftlichen, den pathologischen und den physiologischen Anstalten mit ihren Versuchen. In ihnen ward die Herrschaft der hohlen Begriffe gestürzt und an ihre Stelle setzten sie die lebendige Anschauung vom Verlauf der organischen Processe. Aus dem lebhaften Bewußtsein, welche Sicherheit der Versuch und seine unbestreitbaren Resultate dem ärztlichen Handeln gewähren, entspringt die Treue, welche alle Männer von Fach den Stätten bewahren, wo er gepflegt wird. Wenn lange das Thier, das zum Versuche gedient, aus seinem Gedächtniß geschwunden, bleibt ihm die Anschauung dessen, was er aufzeigte: das Wissen und Können, die sich auf ihn gründet und das stärkende Bewußtsein, daß er die Hilfe, welche er schon oft gespendet, in steter Bereitschaft neuen Uebeln entgegenträgt.

Woher mag es nun kommen, daß trotz des offenkundigen Segens, welche unsere Anstalten dem Wohle des Kranken und der sittlichen Kraft des Arztes bereiten, sich gerade aus den höchsten Regionen der menschlichen Gesellschaft die Anklage gegen sie erhebt? Gewiß nur weil aus dem Wohlleben, welches der ererbte Reichthum großzieht und aus der Noth, die mit dem täglichen Bedürfniß kämpft, die gleiche Verdunkelung des Verstandes erwächst. Denn reichen nicht der Bischof und der Nabob, die über den mäßigen Schmerz des Thieres das unabsehbare Leid der Menschheit vergessen, dem Socialisten die Hand, welcher in dem Vertheidiger des Vaterlandes nur den Mörder sieht?

Wenn dieses richtig, wenn aus der Störung des Gleichgewichts in den seelischen Kräften, wenn das Uebermaß an Empfindsamkeit und der Mangel an ruhiger Erwägung den Boden bilden, auf welchem die Angriffe gegen die Vivisection erwachsen sind, so ist nicht zu fürchten, daß sie in Deutschland festen Fuß fassen.

Uns fehlen mit den Schätzen Indiens auch die Tausende von überreichen Müssiggängern, denen bei dem Gedanken an den kleinsten eigenen Schmerz

das Blut in den Adern erstarrt, und die trotzdem, um die Langeweile zu verscheuchen, auf die Erzählung von Schauderthaten horchen, mögen sie wahr oder erdacht sein. Nicht von Pol zu Pol erklingen die Befehle des Herrschers in der deutschen Sprache, dafür aber sind bei uns um so seltener die rücksichtslosen Gestalten, welche, weil sie glauben, daß sich die Welt um sie und ihr Haus dreht, von dem Gedanken an die Unbehaglichkeit ihres Hundes schwerer betroffen werden als von dem wirklichen Leiden des einfachen Bürgers. Wir vermissen die strenge Zucht der politischen Parteien, aber dafür leben wir auch nicht unter dem Banne der Gebräuche, die am Hofe und in der Aristokratie kommen und gehen.

Und vor allem uns fehlt der Glaube, daß der Eintritt in den Himmel mit Gold zu erkaufen sei. Ein Volk mit einer Geschichte, auf einem Boden und unter einem Himmel wie das unsere wird täglich daran erinnert, daß ihm die Gegenwart und die Zukunft nur dann gesichert ist, wenn seine Handlungen durch eine Ueberlegung bestimmt werden, die den Bestand der irdischen Dinge in sich aufnimmt wie sie sind, nicht aber wie sie sein könnten. In der Bethätigung dieser gesunden Gesinnung haben sie auch diesmal die langjährige Erfahrung des Fachmannes in die Schranken gerufen, als es sich um einen Wahrspruch in einer Frage handelte, die nun einmal, wenn auch ohne Noth, aus den stillen Räumen der Wissenschaft auf den offenen Markt gezerrt ist. An unserem unentwegbaren Entschluß, der Menschheit ihren Schatz an unvergänglichen Gütern zu erhalten und zu mehren, und an dem festen Bande des Vertrauens, das im Bewußtsein gleichen Strebens den deutschen Bürger und Gelehrten umschlingt, wird auch diesmal der Wortschwall einer gemachten Emfindung wirkungslos zerschellen. C. Ludwig.

Nachklänge von Marpingen.

Ueber Wundererscheinungen von Madonnen und Teufeln und dergleichen wird jetzt so viel gesprochen. Es ist darum gut, sich über einige Puncte darin zu verständigen. Am leichtesten sondern sich die Fälle aus, wo solche Erscheinungen nur erdichtet werden, sei es aus Gewinnsucht oder aus Eitelkeit, oder aus sonst einem Motiv. Da ist eben keine Erfahrung von Erscheinungen, sondern ein moralischer Betrug, der juristisch leider erst strafbar wird, wenn Gewinnsucht vorliegt.

Nun kann man aber nicht alle Fälle von Wundererscheinungen als erdichtet darstellen. Zunächst sondern sich die Traumzustände aus, die ihre aparte Betrachtung nöthig haben. Es handelt sich jetzt nur um das wache Leben und die dabei vorkommenden Erscheinungen wunderbarer Art. Von dem

schweren Problem des Wahrnehmens überhaupt müssen wir schweigen. Aber das ist klar, daß wir in allem Sehen, Hören u. s. w. nie die „Dinge an sich" erfassen, sondern nur, was die menschliche Seele aus ihnen zu machen gezwungen ist, nach den Einrichtungen von Körper und Geist. Sogar die Frage nach dem, was die Dinge an sich sein mögen, ist sinnlos. Denn würden sich uns die „Dinge an sich" offenbaren, so würden sie doch sofort anders werden dadurch, daß wir sie mit unserem Denken erfassen wollten. Das einfachste Sehen und Betasten geschieht schon unter dem Einfluß unseres menschlichen eigenthümlichen Wesens und ist darum nicht ein Ergreifen der Dinge selbst. Wir machen uns auch nicht viel daraus. Wir sind damit zufrieden, wenn uns die Dinge so erscheinen, wie den anderen gesunden Menschen um uns her.

Nun hat man gefunden, daß man sich auf drei Hauptarten täuschen kann, d. h. anders wahrnehmen kann, als die anderen gesunden Menschen. Es kann mir ein gesundes Auge das Bild eines Baumes zeigen, ich halte den Gegenstand aber für einen Menschen, ein Thier, ein Gespenst, kurz für etwas anderes, als er bei näherer Betrachtung oder nach dem Urtheil der Verständigen ist. Dies wird Illusion genannt. Oder zweitens, es ist gar keine äußere Veranlassung zu einer Wahrnehmung da, kein Licht, keine Schallwelle; aber in meinem Innern sind meine körperlichen Theile, die Nerven, die sonst zum Sehen und Hören dienen, krank und krankhaft erregt. Dies tritt zum Beispiel bei Fieber ein, bei Blutstockungen, man sieht flimmerndes Licht, man hört brausende Töne, das Licht wird zu Gestalten, das Brausen wird zu einer zusammenhängenden Rede oder Melodie. Sterbende hören zuweilen Melodien sanfter Art, als wenn Engel riefen, zuweilen andere Reden, sehen den Himmel offen oder die Hölle. Ein Berliner Buchhändler sah während einer Krankheit in seinem Zimmer 14 Tage lang Gestalten, von deren Nichtwirklichkeit er überzeugt war. Das nennt man nun Hallucination. Welche Form die Hallucination annimmt, hängt nicht blos von dem kranken Nervencomplex, sondern auch von dem ganzen geistigen Leben des Kranken ab.

Eine letzte Form, wie wir uns täuschen können, und zwar die wichtigste, ist die Vision. Da fehlt der Gegenstand, den wir etwa sehen könnten; es ist auch kein kranker Nerv in uns thätig. Die Vision geht von der seelischen Vorstellung aus. Der Weg der Vorstellung, der sonst von Außen nach Innen geht, geht nun umgekehrt von Innen nach Außen. Ein Beispiel mag es zeigen. Ein Mann bekommt einen Brief, daß sein Freund gestorben ist. Er geht auf die Straße, noch ganz von dem Gedanken an den treuen Freund erfüllt; plötzlich sieht er ihn vor sich, in demselben Costüm, in dem er ihn zuletzt oder meistens gesehen. Erst eine Besinnung auf die Lage der Sache,

eine Kritik seiner Wahrnehmung bringt ihn in die Wirklichkeit zurück. Die Vision ist also verwandt mit der lebhaften Wiedererinnerung. Bei dieser aber sind wir uns bewußt, daß wir es nur mit Vorstellungen zu thun haben, die Vision spiegelt uns Wirklichkeit vor, nämlich äußere Veranlassungen zu Wahrnehmungen, die doch nicht da sind, wie wir uns überzeugen. Sehen wir doch ein, daß der visionäre Gegenstand nicht die Beziehungen zu den anderen Dingen und Personen hat, die er haben müßte. Der visionäre Freund läßt sich nicht umarmen, die Anderen sehen ihn nicht, gehen ihm nicht aus dem Wege u. s. w. Und da alles Sein ein in Beziehung stehendes ist, so ist in der Vision kein Sein für uns Menschen, und ein anderes Sein kennen wir nicht.

Die katholischen Wundererscheinungen sollen nun weder Illusionen, noch Hallucinationen, noch Visionen sein, denn sie sollen ja keine Täuschungen der Sinne sein, sondern etwas weit Besseres. Man sagt, es seien geistige Wirklichkeiten, sonst den Menschen unsichtbar, ausnahmsweise aber Einigen sichtbar, auch unhörbare Reden werden dabei gehört, zuweilen wird auch ein Geruch erwähnt, besonders beim Teufel. (Pordaga 1651: „Die bösen Geister erregten einen abscheulichen Geruch, einen abscheulichen Geschmack von Schwefel, Ruß und Satz, die Engel verbreiteten Wohlgeruch, welcher wie Labetrank den Leib stärkte" rc.) Solche Erscheinungen können nun nicht gut solche Dinge und Personen betreffen, die nicht existiren oder nicht mehr existiren. Kommen solche vor, so gehören sie unfehlbar in die anderen Formen, insbesondere zur Vision. Wenn also ein Jesuskind irgendwie in Marpingen und sonst erscheint, so ist das eine Täuschung, denn ein Jesuskind existirt nirgend mehr als in der Kunst. Das Kind ist nicht mehr, wenn der Mann ist. In solchen Dingen zeigt sich also ein schwindelhafter Bestandtheil der angeblichen Realitäten aus dem Himmel und der Hölle.

Die katholische Kirche hat stets den Glauben gehegt, daß himmlische und dämonische Wesen einzelnen Gläubigen erschienen seien, besonders die Madonna. So erschien nach dieser Ansicht einst dem heiligen Jakobus, Zebedai Sohn, in Spanien, die Jungfrau, um ihm den Ort zu zeigen, wo ihr eine Kirche erbaut werden solle, wahrscheinlich von Stein, wie in Marpingen. Ueber hundert Erscheinungen dieser Art sind für echt erklärt. Es fragt sich, ob diese kirchliche Erklärung für uns erheblich ist. Sie rühren aus Zeiten her, wo alle, mit Ausnahme einiger Menschen, von Gesetzen der Natur, von Kritik des Denkens so wenig wußten wie die Kinder, die die Thiere sprechen lassen und den Himmel nicht ohne Puppen denken können. Die irdische und die ideale Welt liefen durcheinander. Engel und Teufel waren ganz gewöhnliche Erscheinungen. Wer nicht an Teufel und Hexen glaubte, war kein Christ und verleugnete Gottes Wort. Bischöfe, Juristen,

kurz alle Classen theilten diesen Wahnglauben, der unzählige Menschen unglücklich machte und einen qualvollen Tod über Tausende brachte. Dies dauerte auch noch in das 16. und 17. Jahrhundert hinein fort, und nicht allein bei den Katholiken, sondern auch bei Protestanten. Denn diese sind nicht der Reformation theilhaftig geworden, weil sie gebildeter und freisinniger waren, sondern sie sind es erst allmählich in Folge der Reformation geworden. Luther war beständig von Teufelserscheinungen umgeben, wie die Anderen. Sie machten auch Lärm um ihn her, z. B. in der Nacht, so häufig, daß wenn er einmal wieder von ihrem Lärm gestört wurde, er sich einfach mit den Worten, es sind nur Teufel, auf die andere Seite legte. Noch im 17. Jahrhundert hielten protestantische Weiber, als einmal eine Katze sich während des Gottesdienstes zeigte, dafür, daß in der Katze der „unhöfliche Satan" zugegen wäre. Was sollen uns also aus solchen Zeiten für Belehrungen über „Wundererscheinungen" erwachsen? Wir werden nur sagen, weil diesen Menschen nach ihrer Bildung der Kopf voll war von Teufeln und Hexen, so sahen sie dergleichen auch, und es war nur zu natürlich, daß ihre Visionen diese Gestalt annahmen und eben so natürlich, daß sie dieselben nicht für subjective Visionen, sondern für objective Dinge und Personen hielten. Sie stritten nur in einzelnen Fällen, ob diese objectiven Erscheinungen von Gott oder vom Satan gewirkt waren. Eine Zeitlang glaubte man, daß die Erscheinung eine Gotteswirkung wäre, wenn sie Zukünftiges offenbare, oder sonst geheime Gedanken (wie in der Schillerschen Jungfrau von Orleans diese Probe angestellt wird), aber doch mußte man bald die Ueberzeugung gewinnen, daß die Teufel dergleichen auch leisten. Der heilige Augustin und Cyprian haben sich selbst davon überzeugt, denn sie fanden, daß ein Heide und daß eine ketzerische Frau auch Sehergabe besaßen und doch konnten sie dieses Wunderbare nur durch den Teufel wissen. Also es ist sehr wohlgethan, wenn die Kirche auch heutigen Tages sich vorbehält, über die Echtheit und Göttlichkeit von so außerordentlichen Dingen zu Gericht zu sitzen. Denn es ist nicht Jedermanns Sache.

Fragt man nun, warum heutiges Tages gebildete Menschen die alten kräftigen Formen des Hexenglaubens, die eclatantesten Fälle der Wahrnehmungen von Teufeln, ihren Hörnern, Pferdefüßen, ihrem Gestank, von Madonnen in Bäumen und Wäldern, von in der Luft schwebenden Heiligen und dergleichen mit Achselzucken und Spott behandeln, warum nur ganz Ungebildete solche Erscheinungen haben, keine Geistlichen, keine Professoren, keine Gräfinnen, obwohl sie noch wohl dergleichen zu glauben scheinen, so ist der Grund kein erhöhtes Wissen aller Einzelnen unter diesen sogenannten Gebildeten. Wie die meisten Menschen nicht aus eigener Einsicht wissen, daß die Erde sich um die Sonne bewegt, sich aber doch vor der Lächerlichkeit

hüten, das Umgekehrte zu behaupten, so gehts auch mit den Erscheinungen aus der „jenseitigen Welt“. Durch Einflüsse historischer Art ist dieser Glaube in Mißcredit gekommen, man schämt sich, dergleichen Absurdes zu glauben. Der Volksgeist übt also eine gewisse Macht über die Einzelnen aus. Dabei braucht man gar nicht einmal den Glauben zu verwerfen, daß die jenseitige ideale Welt möglicherweise körperlich werden, in blauen oder goldigen Kleidern den dafür geeigneten Menschen, oder sogar Thieren, wie Bileams Eselin, sichtbar, fühlbar, hörbar werde. Wir wissen zwar nicht, wie das gemacht wird, aber das ist an sich kein Grund dagegen. Diese Art von Möglichkeit ist harmlos, wir nennen sie eben „leere Möglichkeit“, bis uns selbst zureichende Beweise gegeben werden, daß aus der leeren Möglichkeit eine concrete Wirklichkeit geworden ist. So ist es mit allen Wundern. Die allgemeine Möglichkeit des Wunders, das heißt, eine Veränderung der Natur eines Dinges, die ihm nun andere Gesetze vorschreibt als vorher, ist nicht anzugreifen von irgend einem religiösen Standpuncte. Die größten Philosophen stimmen darin zusammen mit dem Glauben. Das ist keine Schwierigkeit, an Wunder im Allgemeinen zu glauben. Erst wenn schlechthin gefragt wird, ist ein heute geschehenes Ereigniß ein Wunder, dann werden Alle kritisch und ungläubig und schämen sich so etwas zu glauben. Das ist ein allgemeines Factum. Es giebt Menschen, die sich für verpflichtet halten zu sagen, Gott könne, wenn er wolle, jeden Augenblick die Welt zerschlagen, die Erde spalten, eine neue Sündfluth kommen lassen. Dabei aber thun sie factisch, als ob es nicht von praktischer Bedeutung sei, sie setzen ruhig einen Fuß vor den anderen, ohne an eine plötzlich entstehende Erdspalte zu denken, richten sich häuslich ein, bauen keine Archen, sondern feste Häuser u. s. w., und doch ist jene allgemeine Möglichkeit nicht anzufechten. Sie bleibt eben eine leere Möglichkeit. Unser Leben giebt uns einen so entschiedenen Eindruck von der festen Natur der Dinge, die selbst in schrecklichen Erscheinungen sich unverändert erhält, daß wir den allgemeinen Wunderglauben nur im Hintergrunde der Seele festhalten, aber im Leben keine Wunder erwarten, sondern dem Zusammenhang der Dinge unverbrüchlich treu bleiben. So ist es factisch. Es steht zu erwarten, daß diese Gesinnung, denn es ist mehr Gesinnung als Einsicht, immer stärker werde und allgemeiner verbreitet. Die Gesellschaft hat hier eine Pflicht zu erfüllen gegen ihre jüngeren Glieder, sie hat den Blick derselben zu schärfen für den wirklichen Lauf der Welt, der übrigens voll Wunder in unserem Sinne ist. Sie hat Gott zu entlasten von der Verpflichtung, in die Welt wunderbar einzugreifen. Sie hat es einzuschärfen, daß wer nicht das Religiöse glaubt auf alte deutliche Gottesstimmen hin, auch nicht glaubt, wenn Jemand von den Todten, Madonnen oder Heiligen zu ihm käme. Man bestreitet dies Wort zwar, das mehr Autorität

besitzt als alle Kirchen zusammen, man sagt, daß in unseren ungläubigen Zeiten solche Wundererscheinungen von Lourdes-Marpingen-Mettenbuch eine tiefsinnige Veranstaltung Gottes seien, aber es sind nur Reste des einstigen herrlichen „Glaubens". Als der katholische Glaube in höchster Blüthe stand, da waren solche Mirakel alltäglich. Sie sind überall nicht Ursache des Glaubens, sondern Wirkungen — nicht des Glaubens, sondern des jammervollsten Aberglaubens. Und so lange dieser sich hält, wird es auch Orte wie Marpingen und Leute wie Neureuter geben.

Die Pariser Polizei.

Paris, Mitte März.

Da in letzter Zeit das so überaus gefürchtete und angefeindete Institut der Pariser Polizei wiederum viel von sich reden gemacht, so wird es nicht unpassend sein, eine Schilderung des öffentlichen Sicherheitsdienstes und der Polizeipräfectur der Weltstadt zu versuchen, um die mancherlei, oft phantastischen Vorstellungen, die über sie verbreitet sind, ein wenig zu berichtigen.

Die Pariser Polizei, von der Leben, Eigenthum und Sicherheit von mehr als zwei Millionen Menschen wesentlich mit abhängt, ist in zwei große Sectionen, die administrative und executive Polizei, getheilt, die, obgleich sie zu demselben Zweck mitwirken, in Form und Inhalt von einander verschieden sind. Die administrative Polizei ist nicht uniformirt und hat, wie andere Civilbehörden, eine bureaumäßige Organisation, während die executive, die meist aus ehemaligen Militärs besteht, bewaffnet und einer dem entsprechenden Disciplin unterworfen ist. Die allgemeinen Anordnungen und Befehle gehen von der administrativen Polizei aus und werden von der executiven vollstreckt. Erstere ist sozusagen der Kopf, die andere der Arm dieses großen Institutes. Die administrative Polizei, deren Action sich meist den Blicken entzieht, und die nur durch ihre Wirkungen fühlbar ist, unterscheidet sich nicht wesentlich von Einrichtungen ähnlicher Art in andern Ländern, während die executive von eigenthümlicher Art ist und dazu beiträgt, dem öffentlichen Leben in Paris einen besonderen Charakter zu verleihen.

Unter der Julimonarchie trug die Pariser Garnison zur Erhaltung der inneren Ruhe bei und ging gewissermaßen mit der Polizei Hand in Hand; unter dem Kaiserreich jedoch überzeugte man sich allmählich von der Unzulänglichkeit dieser Einrichtung, indem der Beruf und die Aufgabe des Soldaten wesentlich von der des Polizeiagenten verschieden sind und die Verwechselung dieser Bestimmung immer offenbarer werdende Uebelstände mit sich brachte. Man beschloß daher, die schon bestehende, aber in geringer Anzahl vorhandene

Polizeimannschaft, Sergents de Ville genannt, ansehnlich zu vermehren, und ihr den eigentlichen Polizeidienst ausschließlich zu übertragen. Das kaiserliche Decret vom 17. September 1854 brachte dieselbe auf 3864 Mann und befahl außerdem die Errichtung eines besonderen Corps von 250 Mann, gewissermaßen eine Reserve der Sergents de Ville, welche die wichtigsten und schwierigsten Obliegenheiten zu erfüllen und die Posten bei den Hallen, den Theatern, den Champs-Elysées, bei den Militärrevuen und anderen öffentlichen Festlichkeiten zu stellen hatten und die sich dieser ihrer oft schwierigen Obliegenheit besonders während des Ausstellungsjahres 1867, sowie auch im unruhigen Jahre 1869 und im Winter und Frühjahr 1870, zur allgemeinen Zufriedenheit, wenn man von Rochefort und den Communisten absieht, bestens entledigten. Das erwähnte Corps d'Elite trug nicht die gewöhnlichen Abzeichen der Sergents de Ville, sondern auf dem Kragen der Uniform ein in Silber gesticktes Schiff, das uralte Emblem der Stadt Paris, von dem man glaubt, daß es schon unter den römischen Kaisern üblich war.

Nach dem 4. September, dem Todestage des kaiserlichen Regimes, ging die Polizei aus der allgemeinen Desorganisation als das Institut der Gardiens de la Paix wesentlich verändert und in Zahl verringert hervor. Man erinnert sich, welche untergeordnete Rolle die ganze Corporation schon während der Belagerung und nun gar erst während der Commune spielte, wo es nach Assis famosem Ausspruch hieß: Assommer un sergent de Ville ou un gendarme heißt nicht einen Menschen tödten, vielmehr ein Princip ausrotten.

Im Frühjahr 1871 waren die meisten der alten Polizisten dem Versailler Hülfscorps oder gar der Gendarmerie einverleibt, in welcher Function sie sich bei der Einnahme von Paris wesentlich nützlich machten.

Seitdem nun sind sie unter Thiers' Regime durch den Präfecten Voisin wieder vollständig reorganisirt und überaus vermehrt, so daß der gegenwärtige Polizeichef mehr denn 6000 Leute unter seinem Commando hat, die in 26 Brigaden in Uniform, 20 für die verschiedenen Arrondissements, eine für die Wagen, eine für die Hallen und Märkte und vier Centralbrigaden zerfallen. Jede Arrondissementsbrigade zählt, je nach dem, 240 bis 300 Mann, sie wird von einem Officier de la Paix, 3 Brigadiers und 24 Soubrigadiers commandirt. Die Centralbrigaden dagegen zählen nur 100 Mann. Außerdem stehen dem Chef noch 9 nicht uniformirte Brigaden, zusammen 1000 Mann, zur Verfügung, welche den allgemeinen Sicherheitsdienst sowie die Sittenüberwachung versehen.

In zweckmäßig organisirten Armeen verschmilzt der Einzelne vermöge der Disciplin, unter der er steht, so vollständig mit dem Ganzen, daß in den niederen Graden und im gewöhnlichen Lauf der Dinge seine Individualität

gewissermaßen verschwindet. Der Soldat handelt, wenigstens in Friedenszeit, immer nur auf Befehl und unter den Augen seiner Vorgesetzten. Der Polizeiagent ist dagegen in sehr vielen Fällen sich selbst überlassen und einzig auf sich angewiesen. Das, was er zu thun hat, ist ihm allerdings vorgeschrieben, aber die Art der Ausführung hängt von seinem Urtheil ab. Es wird deshalb bei der Aufnahme von Bewerbern um erledigte Stellen im Corps der Sergents de Ville oder Gardiens de la Paix mit großer Umsicht verfahren. Sie gehen meist aus den Unterofficieren der stehenden Armee hervor, die sieben Jahre vorwurfsfrei gedient haben, sich dann aber noch einer einjährigen Prüfung unterwerfen müssen, bevor sie definitiv angestellt werden. Während dieser Zeit erhalten sie für täglich achtstündigen Dienst eine Löhnung von 1400, später 1700 Francs, sowie einen Dienstmantel im Werthe von 100 Francs, für die Uniform ꝛc. werden ihnen einige mäßige Abzüge gemacht, wohingegen ihnen andererseits unter gewissen Umständen auch wohl einige außerordentliche Remunerationen zufließen. Zwei Verstöße gegen das Reglement, in demselben Jahre begangen, wozu besonders Trunkenheit gehört, werden mit Entlassung, ohne Aussicht auf anderweitige Versorgung, bestraft. Die Agenten sind vermöge ihrer Functionen nicht selten der Versuchung ausgesetzt, sich bestechen zu lassen, oder ihnen dienstlich anvertraute Geheimnisse zu ihrem Vortheil auszubeuten, wie solches letzthin während des Processes gegen die „Lanterne" zu Tage trat, vorkommenden Falls aber sofortige Entlassung nach sich zieht.

Nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit erhalten sie eine Pension von 900 Francs, aber kaum der zehnte Mann gelangt bis an dieses Ziel, indem die meisten von ihnen bis dahin ausgetreten und sich anderweit, sei's als Conciergen, Aufseher, Bureaudiener oder auch im Geschäfte ihrer Frau etwa besser placirt haben. Von außerordentlichen Fällen wie 1870, 1874 und letzthin abgesehen, so bietet sich ihnen wenig oder keine Aussicht auf Beförderung, da die Brigadiers und Officiere im Hinblick auf die ihnen zustehende sichere Pension ihre Posten selten aufgeben, die einfachen Gardiens jedoch, von außergewöhnlichen Fällen abgesehen, nur die empfangenen Ordres auszuführen haben, welche von der administrativen Polizei ausgehen. Trotzdem nun ist ihr Dienst so complicirter Natur, daß ein aus der Armee ausgeschiedener, intelligenter Unterofficier in der Regel einer dreijährigen Uebung bedarf, um mit den Obliegenheiten seiner neuen Stellung vollkommen vertraut zu werden. Vormals, als die Sergents de Ville noch weniger zahlreich waren als die heutigen Gardiens de la Paix, wurden sie bald in diesem, bald in jenem Stadtviertel verwandt und lernten die Bevölkerung im Einzelnen nie genau kennen. Da jedoch der Pariser je nach dem Arrondissement, oft selbst Quartier schon ein anderer ist, und nicht in derselben Art und

Weise behandelt werden kann, so gab ihr Unbekanntsein mit dem besonderen Charakter der Leute, mit denen sie in Berührung traten, zu vielen Mißhelligkeiten Veranlassung, die jetzt, wo jeder Brigade ihr bestimmtes Arrondissement angewiesen ist, sich sehr vermindert haben. Da sie die Sitten der niederen Classe, auf die ihre Action besonders berechnet ist, in den ihnen überwiesenen Stadttheilen durch den täglichen Anblick und Verkehr genau kennen lernen, so ist es ihnen möglich, die Mischung von Strenge und Nachsicht, die Unterscheidung zwischen dem, was in ihren Functionen wesentlich und was weniger wichtig ist, anzuwenden, die bei einer Bevölkerung wie die Pariser nöthig ist, die beweglich und reizbar, und die von oben her mehr gewonnen als in Furcht gesetzt werden soll. Verbrechen oder grobe Vergehen ausgenommen, warnen sie gewöhnlich diejenigen, welche die bestehenden Vorschriften verletzen, ehe sie gegen dieselben einschreiten. Sie werden deshalb, mit Ausnahme des verbrecherischen und lasterhaften Theiles der Bevölkerung, vom Publicum im Ganzen mit Vertrauen als Wächter der Sicherheit und Ordnung betrachtet. Ihre Functionen sind schwieriger als die der Polizei in irgend einer anderen großen Stadt, selbst London und Constantinopel nicht ausgenommen, indem die Pariser Bevölkerung gemischterer Art als anderswo ist, und, wie die „höchste Blüthe“ so auch die tiefste Fäulniß moderner Civilisation enthält.

Außer der Erhaltung der Ruhe und Ordnung in den Straßen, der Aufsicht der Gast- und Logirhäuser aller Art, von den Palästen bis zu den Baracken der zahlreichen Mädchen, ist es die Verhaftung der Verbrecher, die sich in Paris verbergen, um dort Gelegenheit zur Begehung neuer Frevel zu suchen, auf welche die Thätigkeit der Polizei vorzugsweise gerichtet ist. Man kann nicht mit Bestimmtheit angeben, wie hoch sich die Zahl der in Paris anwesenden Verurtheilten beläuft, theils solcher, die aus den Bagnos oder anderen Gefängnissen entwichen sind, theils sich der Verhaftung entzogen haben, aber diese Classe, aus Mördern, Räubern, Dieben und Betrügern bestehend, ist immerhin einige tausend Köpfe stark und zählt in ihrer Mitte das verwegenste und schlaueste Gesindel, das es in Europa giebt.

Zur Aufsuchung und Ergreifung dieser Verbrecher ist eine besondere Abtheilung der Polizisten bestimmt, die man ausschließlich die „Sicherheitsbrigade“ oder auch kurzweg die „Sicherheit“ nennt. Es sind dies Agenten, die sich durch Scharfblick, Erfahrung und Muth hervorthun und vorzugsweise zu den schwierigsten und wichtigsten Operationen verwendet werden. Etwas Aehnliches wie diese Sicherheitsbrigade hatte es schon seit lange gegeben, aber sie bestand nicht aus so ausgesuchten Leuten wie jetzt und war nicht so zweckmäßig organisirt.

Vormals war die Ansicht sehr beliebt, die Polizei müsse unter ihren

Agenten begnadigte Verbrecher haben, weil diese ihres Gleichen am besten auf die Spur zu kommen wüßten. Es gab daher in der Pariser Polizei ehemalige Galeerensträflinge und andere schwere Verbrecher, unter denen einige, wie z. B. Vidocq und Coco-Lacour, sich durch die Kühnheit und List, mit der sie sich der Verbrecher zu bemächtigen wußten, einen europäischen Ruf erworben haben. Aber allmählich kam man von dieser Praxis ab, indem die Leute doch immer des rechten Vertrauens bei ihren Vorgesetzten entbehrten, und bei den öffentlichen Gerichtsverhandlungen von den Angeklagten, gegen die sie als Zeuge auftraten, an ihre eigenen Verbrechen erinnert wurden. Besonders letzteres konnte nicht fortdauern, wenn die Justiz nicht beim Publicum in Mißcredit gerathen sollte. In den ersten Monaten der Julimonarchie wurde von dem Polizeipräfecten Gisquet die damals bestehende Sicherheitspolizei aufgelöst, dann neu organisirt und festgesetzt, daß sie fortan nur aus vollkommen vorwurfsfreien Leuten bestehen solle, und daß jede frühere, auch nur leichte gerichtliche Verurtheilung ein Hinderniß zur Aufnahme in dieselbe sei, woran man seitdem wohl ziemlich festgehalten.

Die Sicherheitsbrigade, welche unterm Kaiserreich aus 145 Mann bestand, ist jetzt auf 280 gehoben. Dieses anscheinend geringe Personal ist, angemessen vertheilt und zur rechten Zeit verwandt, hinreichend, um jährlich eine große Anzahl von Verbrechern zur Haft zu bringen, natürlich kann sie jederzeit auf die Unterstützung von Seiten der übrigen Agenten rechnen. Der Chef du Service de Sureté, vormals Jacob, dem während seiner langen Dienstzeit, wie er kürzlich in der Proceßverhandlung selbst sagte, mehr als 11,000 schwere Verbrecher, zum Theil selbst Mörder, durch die Hände gegangen, und der durch Macé, einen nicht nur energischen, sondern auch etwas gebildeteren Mann, ersetzt worden, muß ein sehr erfahrener und gewiegter Beamter sein, um bei Gelegenheit der in der Weltstadt begangenen Verbrechen auch Dinge an den Tag zu bringen, an die außer ihm wohl Niemand gedacht hätte.

Die oben bemerkte Ausschließung der ehemals Verurtheilten von der Polizei bezog sich nur auf das Corps selbst, aber nicht auf die Auxiliaire, die solche brauchen muß, wenn sie den Zweck, Verhütung und Bestrafung von Verbrechen, erreichen soll. Um dahin zu gelangen, darf dieses Corps nicht wählerisch sein, sondern muß jedes von den Gesetzen erlaubte Mittel zur Anwendung bringen. So thätig und scharfblickend auch die Pariser Polizei sein mag, sie würde in einer solchen Stadt unmöglich die Spur der vielen sich verbergenden Verbrecher auffinden, wenn sie nicht in einer ihnen nahestehenden Welt Verbindungen unterhielte, die ihr in dunklen und ungewissen Fällen auf die rechte Fährte helfen. Es sind dies von den Gerichten Verurtheilte, die ihre Strafzeit beendigt haben, denen dem Gesetze nach der

Aufenthalt in Paris untersagt ist, die aber daselbst geduldet werden, wenn sie zur Entdeckung begangener Verbrechen und der Ergreifung ihrer Thäter mitwirken. Außer der Duldung ihres Aufenthaltes in Paris, so lange sie keine neuen Verbrechen begehen, erhalten sie je nach der Bedeutung der von ihnen gemachten Mittheilungen besondere Belohnung, 5 Francs für Anzeige eines kleinen, 25 Francs eines qualificirten Diebstahls, 50 Francs bei einem Morde, dessen Verübung durch ihre Bemühungen entdeckt wird. Keine Polizei, wenigstens nicht in einer großen Stadt, kann dieser Beihülfe entbehren. Was man jedoch nicht wollte, war, daß ehemalige Verbrecher in ein vom Staat organisirtes Corps eintreten, daß sie Uniform und Waffen tragen und eine fixe Besoldung genießen sollten; dies ist seit 1832 nicht mehr geschehen. Außer den Mittheilungen ehemaliger Verurtheilter wird der Polizei die Erfüllung ihrer Aufgabe noch dadurch erleichtert, daß die noch in Untersuchung befindlichen Angeklagten sich unter einander sehr leicht verrathen, wenn ihnen dafür eine kleine Erleichterung in ihrer Lage, wie z. B. bessere Kost und Aehnliches, versprochen wird, denn die oft wiederholte Meinung von der gegenseitigen Treue verbrecherischer Genossen gehört ins Gebiet der Romantik.

Die Thätigkeit der administrativen Polizei in Paris ist nicht weniger wichtig als die der executiven, obgleich erstere verborgenerer Natur ist und nicht öffentlich wie letztere hervortritt. Abgesehen davon, daß die executive Polizei ihre Richtung und Leitung von der administrativen erhält, so übt diese durch die Correspondenz, in der sie mit den Polizeibehörden in allen Theilen Frankreichs und häufig auch des Auslandes steht, einen umfassenderen Einfluß als jene aus. Alle Resultate der Action der executiven Polizei gehen in Form von Berichten der administrativen zu. Diese ist außerdem die unentbehrliche Helferin der Criminaljustiz, ohne welche diese oft in den wichtigsten Fällen bei ihrer Procedur auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde. Ueber jede eines Verbrechens oder Vergehens angeklagte Person findet, ehe sie vor Gericht gestellt wird, eine polizeiliche Untersuchung in Bezug auf Namen, Geburtsort, Beruf und Antecedentien statt. Die Polizeipräfectur besaß vormals eine Sammlung von Documenten, die in Paris und der Umgegend begangenen Verbrechen betreffend, die mit dem Jahre 1757 anfing, bis zum Jahre 1792 nicht ohne Lücken war, dann aber in ununterbrochener Folge die wesentlichsten Notizen über die begangenen Verbrechen und Personalien ihrer Urheber bis zum 18. März 1871 enthielt. Diese Sammlung war so eingerichtet, daß, je mehr ihr Inhalt sich der Gegenwart näherte, die aus ihr zu schöpfenden Nachrichten um so leichter aufgefunden werden konnten. Während des Communebrandes ist, wie man sich erinnert, der größte Theil dieser Sammlung von den Flammen des Justizpalastes verzehrt, so daß die übrig gebliebenen Reste sehr lückenhaft sind und erst seit

Juni desselben Jahres wieder neu angesammelt werden. Vormals waren ein Dutzend Beamte einzig damit beschäftigt, dieses Archiv in Ordnung zu halten, weiter zu führen und die von den Gerichten verlangten Informationen auszuziehen und mitzutheilen. Ist es doch selten, daß ein, eines Verbrechens beschuldigtes Individuum nicht schon vorher irgend eine Berührung mit der Polizei, wenn auch nur eine leichte, gehabt haben sollte. Der Untersuchungsrichter, dem der Angeklagte zunächst vorgeführt wird, kann aus den Notizen, welche ihm von der administrativen Polizei über denselben geliefert werden, sich im Voraus eine Vorstellung von dem Charakter und der Lebensweise desselben bilden, und wenn der Fall dunkel ist, über die Möglichkeit, ob er das ihm vorgeworfene Verbrechen begangen habe oder nicht.

Was nun die Behandlung der Verhafteten betrifft, so befleißigt man sich nicht nur der Gesetzlichkeit, ja Humanität, und ist, so die betreffenden Personen sich nicht frech und widersetzlich zeigen, mehr zu Mitleid als Härte geneigt. Aber die Ueberwachung ist eine genaue und die Flucht aus den Criminalgefängnissen wird immer seltener. Das Personal der etatmäßigen Beamten der öffentlichen Sicherheit ist, außer den geheimen Agenten und Auxiliairen, circa 7000 Mann stark, was nicht zu viel ist, wenn man bedenkt, daß im Jahre mehr als 42,000 Individuen verhaftet werden, von denen etwa 35,000 vor Gericht kommen.

Neben dieser ihrer ostensiblen und officiellen hat dann die Polizei schließlich noch eine geheime und delicate Mission, die, obgleich von ihr nicht viel ins Publicum kommt, doch wichtig und wirksam ist. Sie soll nämlich nicht nur begangene Vergehen und Verbrechen entdecken und deren Bestrafung hervorrufen, sondern auch soviel als möglich Unglück verhüten und da eintreten, wo die Gesetze nicht ausreichen oder gar nicht angewandt werden können. Es sind dies in der Regel Familienverhältnisse schwieriger Art, meist in den höheren Classen der Gesellschaft, die einen traurigen Ausgang zu nehmen drohen, und in welchen der Präfect oder die ihm nächsten Beamten als Vermittler und Beschützer der Gefährdeten und Hülflosen mit Rath und That einschreitet. Es wird auf diesem Wege der Ausbruch übler Leidenschaften und manches Scandals verhütet, es werden tief gewurzelte eheliche Zwiste ausgeglichen, Kinder mit ihren Eltern versöhnt und die Folgen leichtsinniger Handlungen abgewandt. Schon vor der Revolution von 1789 nahm der Lieutenant de Police eine ganz ähnliche Stellung ein und war der Schiedsrichter und Bewahrer von Familiengeheimnissen. Die absolutistische Regierungsform jener Zeit machte dies verhältnißmäßig leicht, indem im Nothfall der verwickelte Knoten mit dem Schwerte der Autorität durchhauen werden konnte. Jetzt ist dies bei weitem schwieriger, und der Präfect, Herr An-

drieux, sowie seine Delegirten müssen leiser und behutsamer auftreten, erreichen aber, vermöge ihres immerhin noch großen Einflusses, in der Regel dennoch ihren Zweck.

Aus dem Reichstag.

Seiner ersten Aufgabe, bis zum Schluß des Rechnungsjahres, den 31. März, den Etat fertig zu stellen, wird der Reichstag diesmal wirklich gerecht. Die ganzen Fragen einer Finanz- und Steuerreform kommen ja bei Feststellung dieses Etats nicht zum Austrag und zwar mit vollem Recht, denn das Bedürfniß einer Finanzreform knüpft sich nicht an diesen Etat eines einzelnen Jahres, sondern an die von Jahr zu Jahr sichtbar werdende Entwickelung unserer Finanzlage. Und deren Gesammtbild ist ja unleugbar das: Zunahme der Bedürfnisse und nicht gleichmäßige Zunahme der Deckungsmittel und deshalb die Nothwendigkeit, für die letzteren neue Quellen aufzuschließen. Die Etatsberathung ward auch diesmal wie fast immer zu vielfachen Excursen über alle möglichen, mit einer Etatsposition in irgend einem nahen oder entfernten Zusammenhange stehenden Gegenstände benutzt. Mag auch manchmal die Regierung durch solche Excurse, die gewöhnlich ohne greifbares Resultat verlaufen, über einzelne in der Bevölkerung vorhandene Stimmungen und Wünsche eine dankenswerthe Belehrung erhalten, so scheint uns doch der Gesammtgewinn nicht im Verhältniß zu stehen zu dem Aufwand an Kraft und Zeit durch die entsetzliche Länge der Budgetberathungen und es wäre zu wünschen, daß etwas mehr Tact und Selbstbeschränkung diese Abschweifungen abkürzte, die manchmal nur durch das Bedürfniß eines Redners, sich seinem Wahlkreis bemerklich zu machen, veranlaßt werden. Das Capitel der Zölle und Steuern benutzte der Abgeordnete Richter zu wiederholten Angriffen auf die neue Aera der Zoll- und Steuerpolitik, ausgehend von der Annahme, daß der Reichstag die Verpflichtung habe, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit aufklärend über dies wichtige Thema zu wirken und die Gefahren des neuen Systems darzulegen. Wie wir schon neulich bemerkten, theilt die Mehrheit des Reichstages die Ansicht nicht, daß diese Debatten zu irgend etwas führen könnten, so lange die Vorlagen der Regierung über Steuern und Zölle noch nicht bekannt, ja überhaupt noch nicht fertig sind. Der Führer des Centrums, Windthorst, bekannte sich offen zu dieser Ansicht, bat um eine möglichst ruhige Behandlung der Zoll- und Steuerfragen und erklärte, daß jetzt noch Niemand eine feste Stellung darin einnehmen könne. Eine sehr bezeichnende Erklärung, ganz im Einklange stehend mit der bisherigen strengen Reserve des Centrums, die mehr und mehr unsere frühere Ansicht bestätigt,

daß die Herren sehr geneigt sind, dem Bismarckschen Programm ihre Unterstützung zu gewähren, ohne bis jetzt über die Art und das Maß der Unterstützung schon ganz abgeschlossen zu haben. Ob der Fortgang der Verhandlungen mit Rom auf diesen Entschluß des Centrums einen Einfluß üben wird, wagen wir nicht zu sagen. Aber an der Ueberzeugung halten wir fest, daß Bismarck nie ein Abkommen mit Rom schließen wird, wodurch er wesentliche Rechte des Staats, um welche es sich im Culturkampf handelt, preisgäbe. Einen solchen Erfolg würde keine Concession des Centrums erreichen können. Wohl aber würde es nicht ausbleiben können, daß ein bestimmtes Eintreten des Centrums für das Bismarcksche Zoll- und Steuerprogramm ihre Rückwirkung übte auf die Stellung der politischen Parteien und damit unsere inneren Zustände überhaupt.

Mit Ausnahme einiger Abstriche, namentlich im Bereich der Marine und der Post- und Telegraphenverwaltung, erfährt der Etat durch den Reichstag keine wesentliche Umgestaltung; als Schlußergebniß wird sich herausstellen, daß die Matricularbeiträge nur um circa 3 Millionen die vorjährige Höhe übersteigen werden, während die Regierungsvorlage sie um rund 14 Millionen Mark höher als im Vorjahre, nämlich 101 Millionen statt 87 Millionen im Vorjahre, gefordert hatte. Eine wichtige neue Organisation bot der diesmalige Etat, nämlich die des Reichsgerichts, das am 1. October seine Laufbahn beginnen soll mit der seit Jahrhunderten umsonst erstrebten Aufgabe, eine einheitliche oberste Rechtsprechung für ganz Deutschland zu üben. So sehr ist Undankbarkeit ein Grundfehler menschlicher Natur und so leicht vergessen wir im Glück die besten Segnungen, daß heute die Aufrichtung des obersten Reichsgerichts schon äußerst kühl und als etwas ganz natürliches behandelt wird, während noch vor kaum fünfzehn Jahren eine solche Thatsache ganz Deutschland in einen Taumel des Entzückens versetzt haben würde. Die Berechnung des Bedarfs an Richtern und mithin an Besoldungen für das Reichsgericht ist eine sehr schwierige Aufgabe, da man nicht wissen kann, welcher Gebrauch beim neuen Proceßverfahren von der Anrufung der höchsten Instanz gemacht werden wird. In sorgfältiger Weise hat das Reichsjustizamt den muthmaßlichen Bedarf festzustellen gesucht und der Reichstag hat nichts daran auszusetzen gehabt. Während das jetzige Reichsoberhandelsgericht mit 27 Räthen und einem Vertreter der Staatsanwaltschaft besetzt ist, soll das künftige Reichsgericht unter einem Präsidenten und 7 Senatspräsidenten mit 60 Räthen besetzt werden und 4 Vertretern der Staatsanwaltschaft. Das richterliche Gehalt — ohne Abstufungen, für alle Räthe gleichmäßig — war von der Regierung bis auf eine Abrundung von 100 Mark dem Gehalt für die jetzigen Oberhandelsgerichtsräthe gleichgestellt, nämlich 10,000 Mark. Es trat der seltene Fall ein, daß aus der Initiative des Reichstags durch einen von allen

Parteien eingebrachten Antrag dies Gehalt um 2000 Mark, also bis auf 12,000 Mark erhöht worden ist und zwar weil man für nöthig hielt, das Reichsgericht gleich bei seiner ersten Zusammensetzung so zu construiren, daß man sicher sein kann, die hervorragendsten juristischen Kräfte dafür gewinnen zu können und dazu gehört unter anderem, daß die materielle Lage der Richter so gestellt wird, daß auch hervorragende Männer für ihre Lebenszeit daran Genüge finden. Die bisher bei einzelnen Berufungen gemachten Erfahrungen ließen befürchten, daß hervorragende Kräfte, z. B. aus der Reihe der Sachwalter und Professoren, nur bei einem Gehalt für das Reichsgericht zu gewinnen sein werden, der jede Parallele mit anderen Beamtengehalten ausschließt. Insofern halten wir diesen Beschluß des Reichstags für gerechtfertigt; der dadurch bedingte Mehraufwand von circa 120,000 Mark hat für das Reich eine geringe Bedeutung gegenüber dem Umstand, daß dadurch ermöglicht wird, das Reichsgericht gleich bei seinem Beginn nicht nur als die höchste richterliche Behörde, sondern auch als diejenige erscheinen zu lassen, die die ausgezeichnetsten juristischen Kräfte in sich vereinigt. Daneben soll nicht geleugnet werden, daß für die Bemessung anderer Beamtengehalte der jetzige Erhöhungsbeschluß nicht ohne alle Bedenken ist. Die neue Justizorganisation hat überhaupt in den meisten deutschen Staaten zu einer Gehaltserhöhung für die richterlichen Beamten geführt, die unausbleiblich allmählich auch eine Gehaltserhöhung für andere Beamte zur Folge haben muß.

Die Organisation des Reichsgerichts gab in der Debatte darüber Anlaß, daß die Verstimmung über die gesetzliche Bestimmung, das Reichsgericht nicht in Berlin sondern in Leipzig zu fixiren, einen etwas bitteren Ausdruck fand in Klagen darüber, daß Leipzig ungeeignet sei für die Aufnahme und Unterbringung einer so großen Anzahl von richterlichen und anwaltschaftlichen Familien mit begründeten Ansprüchen an die Formen des Lebens, wie sie nach den Ansichten Mancher nur in der Residenz des Reichs zu finden seien und daß vor allem Leipzig den neuen Reichsrichtern nicht einmal ausreichende Wohnungen darbieten könne. Diese Befürchtungen wurden von berufener Seite als vollständig unbegründet nachgewiesen und es ist zu hoffen, daß die ganz natürliche Beunruhigung und Verstimmung, welche dieses gewaltsame Hereinziehen untergeordneter Detailfragen in die Verhandlungen des Reichstages in manchen Kreisen hervorrufen mußte, keine dauernde Wirkung äußert auf die ersten Zeiten der neuen großen Institution des höchsten Reichsgerichts, dessen Lebensantritt ja ohnedies mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, daß von allen Seiten an die Bereitwilligkeit appellirt werden muß, sie zu bekämpfen und zu verringern, nicht aber durch übertreibende Gerüchte und Befürchtungen sie noch zu vermehren. Ob der Beschluß, das Reichsgericht in Leipzig anstatt in Berlin zu fixiren, ein politischer Fehler

war, darüber kann man getheilter Meinung sein, obwohl wir unsererseits nach den neuesten Erfahrungen erst recht in unserer früheren Ueberzeugung bestätigt sind, daß der Beschluß für Leipzig dem Bedürfniß unserer Politik und speciell unserer Rechtspflege am besten entspricht. Aber angenommen auch, der Beschluß sei ein Fehler gewesen und müsse wieder rückgängig gemacht werden, dann soll man ihn bekämpfen mit offenem Visir aus politischen Gründen, aber nicht kleinliche Rücksichten auf mangelhaften Hausrath oder ungenügenden Schmuck der Wohnungen u. s. w. vorschieben, um hinter diesem Vorhang andere Tendenzen zu verfolgen. Niemand wird ernstlich daran denken, das Reichsgericht gegenwärtig von Leipzig nach Berlin zu verlegen, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil es augenblicklich absolut unmöglich ist, aus Mangel an geeigneten Räumlichkeiten in Berlin; das war wohl auch bei der jetzigen Agitation gegen Leipzig nicht die Absicht, sondern nur die, bei künftig mehr gelegner Zeit für eine Verlegung nach Berlin die Wege zu ebnen. Möge man, wenn man aus überwiegenden politischen Gründen dies für geboten hält, später unter Bezug auf solche Gründe dies versuchen, wir unsererseits halten für besser, die Residenz des höchsten Reichsgerichts nicht zusammenfallen zu lassen mit der Residenz der höchsten Regierungsbehörden. Heute aber ist der Zeitpunct gewiß der ungeeignetste, solche Debatte neu aufzunehmen, heute kommt es darauf an, auf der Basis des bestehenden Gesetzes den ersten Lebensgang der so wichtigen neuen Reichsbehörde in ihrer Residenz Leipzig zu erleichtern und vom Vertrauen der Nation begleitet beginnen zu lassen und wir hoffen zuversichtlich, daß die Stadt Leipzig mit ihrer lebhaften, national begeisterten Bevölkerung, ihrem intelligenten Handelsstand und ihrer wissenschaftlich glänzenden Universität eine gute Stätte sein wird für ein unabhängiges Reichsgericht, und dessen Mitgliedern vielleicht nicht allen äußeren Luxus der Weltstadt, aber dafür ausreichendes Behagen und die Atmosphäre eines geistig angeregten und anregenden Lebens und einer nationalen und unabhängigen Gesinnung darbieten wird.

Die durch das Socialistengesetz gebotene Berathung über den Regierungsbeschluß, der über Berlin den kleinen Belagerungszustand verhangen hatte, gewährte positiv gar kein Interesse, und nur negativ das eine, daß mit Ausnahme der Socialisten von keiner Seite des Hauses das Verfahren der Regierung angefochten ward. Es ist eben die Ueberzeugung allgemeiner geworden, daß das Socialistengesetz im großen Ganzen mit anerkennenswerther Loyalität gehandhabt worden ist und günstiger gewirkt hat, als man hoffen konnte. Verderblich würde nur die Täuschung sein, als könne das Gesetz allein, ohne Hinzutreten einer positiven Thätigkeit der Nation, die Gefahren der Socialdemokratie beseitigen und als sei die auf socialistischem Gebiete jetzt eingetretene Stille schon als ein gänzliches Aufhören der gefährlichen

Bewegung zu betrachten. Der socialistische Redner versuchte den Belagerungszustand in Berlin als unmotivirt darzustellen dadurch, daß er in ermüdend langer Rede die Socialdemokraten als höchst harmlose, friedliebende Leute schilderte. Die erzwungene Mäßigung und Harmlosigkeit des Redners erlitt aber dadurch Schiffbruch, daß seine Schlußworte über die Nichtbetheiligung socialistischer Abgeordneten an einer Ehrfurchtsbezeugung für den Kaiser den Präsidenten unter dem Beifall des Hauses zu einer so vernichtenden Zurechtweisung veranlaßten, daß der Redner abbrechen und die Tribüne verlassen mußte. Der Vorfall gab eine gute Illustration zu dem Versuche, die Redefreiheit im Reichstage gesetzlich zu beschränken, denn er bewies, daß die Geschäftsordnung des Hauses, von einem tüchtigen Präsidenten gehandhabt, etwaigen Ausschreitungen schon einen genügenden Damm entgegensetzen kann. Es wird höchstens darauf ankommen, die Befugniß der Wortentziehung in der Hand des Präsidenten noch etwas auszudehnen. Und in dieser von uns früher schon angegebenen Richtung scheint die Commission in der That ihre Vorschläge auf Abänderung der Geschäftsordnung vorzubereiten. In einigem Zusammenhang hiermit steht wohl der angebliche Plan, dem Reichstag noch eine Novelle zum Strafgesetz vorzulegen, wodurch der im vorigen Jahre so viel besprochene Gedanke, im Wege des gemeinen Rechts socialistischen Agitationen entgegenzutreten, verwirklicht werden würde.

Der neulich gemeldete Elsaßsche Antrag wegen Verlegung der Regierung nach Straßburg hat nach sehr eingehender Berathung zu dem erfreulichen Resultat einer, soweit sich übersehen ließ, einstimmigen Annahme geführt, und trotz der Spaltung des Reichstages in so viele Parteien, die eine leidige Interessenpolitik jetzt in verstärkten Gegensatz bringt, hat hier der Reichstag eine einstimmige Uebereinstimmung mit der Regierung in der Auffassung des Verhältnisses Deutschlands zu Elsaß-Lothringen kundgegeben, eine bedeutsame Erscheinung, die wir doppelt freudig begrüßen gerade in dem Augenblick, wo auf anderen Gebieten so unerfreuliche Gegensätze vorhanden sind. Bismarck hat in eingehender Weise seine Bereitwilligkeit entwickelt, wie er den Elsasser Wünschen entsprechen und dem Lande ein größeres Maß von Selbstverwaltung einräumen zu können glaube, und zwar nicht ohne die Reserve, die wir allerdings als geboten bezeichnet haben. Verlegung der Regierung nach Straßburg mit einem dort wohnhaften Statthalter, der aber nicht ein Prinz sein soll, Vermehrung der Mitgliederzahl des Landesausschusses (von 30 auf 50 bis 60) und Verleihung des Rechts der Initiative an denselben, das sind die Zusicherungen, und die Reserve, die vor dem etwaigen Einfluß einer deutschfeindlichen Partei schützen soll, das ist die volle Aufrechthaltung der jetzigen Bestimmungen, die den Gesetzgebungsfactoren des Reichs ein Eingreifen gestatten. Ein beinahe völlig übereinstimmender Standpunct ward

von den Rednern fast aller Parteien eingenommen; als offene Frage ward vom Reichskanzler bezeichnet, ob für Elsaß-Lothringen eine consultative Vertretung im Bundesrathe einzuführen sei, da eine Vertretung mit Stimmrecht, die factisch gleich sein würde mit einer Erhöhung der preußischen Stimmenzahl, wohl kaum zu erreichen sei. Es ist nun wohl mit Sicherheit zu erwarten, daß dem Reichstage noch in dieser Session ein Gesetzentwurf deshalb zugehen wird, und es wird damit ein neuer Schritt vorwärts gethan in dem Proceß einer allmählichen innigeren Vereinigung der Reichslande mit dem deutschen Mutterlande, ein Proceß, der nothwendig langsam sich entwickeln muß, in dem wir aber doch schon erfreuliche Fortschritte sehen. Die interessante Debatte über diesen Gegenstand erhielt noch ein weiteres Interesse durch den Eifer, mit welchem Windthorst die ablehnende Haltung seines etwas heißblütigen Centrumsgenossen von Schorlemer-Alst desavouirte und sich so sehr im Bismarckschen Sinne aussprach, daß letzterer dann wiederholt von seiner „Uebereinstimmung mit dem Abgeordneten Windhorst“ sprechen konnte. Immer wiederholen sich so die Symptome eines nahenden Friedens mit dem Centrum; nach Ostern, wenn der Reichstag zu Beschlüssen kommt über die Finanz- und Zollfragen, wird die Probe gemacht werden, ob es wirklich zum Frieden kommt.

Einen erfreulichen Fortschritt konnte man wahrnehmen in der Debatte über die Anträge auf Abänderung einzelner Theile der Gewerbeordnung, Anträge, die von conservativer Seite ausgingen und die wir insofern als Fortschritt bezeichnen, als darin das frühere System verlassen ist, das das unserer Gewerbegesetzgebung zum Grunde liegende Princip der Gewerbefreiheit als verderblich bezeichnete und eine völlige Umkehr, ein Zurückgehen auf das Princip des geschlossenen Gewerbewesens und des Zunftzwanges verlangte. Jetzt begnügen sich die conservativen Antragsteller mit dem Verlangen von Abänderungen innerhalb des Systems der Gewerbefreiheit theils im Gebiete des Concessionswesens, theils in der Richtung, um das Entstehen freier Innungen zu erleichtern und dieselben gesetzlich mit Rechten auszustatten, die freilich in einzelnen Puncten einem verschleierten Innungszwange recht ähnlich sehen würden. Der Gedanke, daß unsere gewerbliche Gesetzgebung innerhalb des Systems der Gewerbefreiheit einer allmählichen Weiterbildung, einer Correctur vorhandener Fehler und Lücken bedürfe, fand bei der Mehrheit des Hauses und namentlich bei der nationalliberalen Partei eine beifällige Aufnahme, und man erklärte sich bereit zu eingehender Prüfung der Frage, an welchen Puncten eine Abhülfe geboten sei. Die Angelegenheit ward deshalb an eine Fachcommission verwiesen, die später zugleich eine noch zu erwartende Vorlage wegen des Concessionswesens zu prüfen haben wird. Die Regierung scheint zur Zeit noch nicht geneigt, der Bildung freier In-

nungen im Wege der Gesetzgebung zu Hülfe zu kommen, da sie nicht mit Unrecht meint, erst müsse die Selbstthätigkeit der Betheiligten sich zeigen, ehe man ihr zu Hülfe kommen könne. Sie scheint zunächst nur einige Concessionsgewerbe neu regeln zu wollen, und zwar zunächst die Concessionirung der Schankstätten, die in den letzten Jahren in einer beunruhigenden und höchst nachtheiligen Weise sich vermehrt haben. Wir halten in der That für Aufgabe, dieser Zunahme der Schankstätten entgegenzutreten, was die Behörden schon mit den jetzigen gesetzlichen Bestimmungen, wenn sie immer voll und ganz gehandhabt würden, nicht ohne Erfolg thun könnten. Aber wir müssen ja der menschlichen Unvollkommenheit auch in den Behörden Rechnung tragen, und so halten wir es für heilsam, wenn die Gesetzgebung der allzu starken Zunahme der Schankstätten, die der Liederlichkeit, Unsittlichkeit und Arbeitsscheu viel Vorschub leistet, zweckmäßig hemmend entgegentritt. Aber ein solches Mittel können wir nicht finden in dem Antrage der Conservativen, der mit dem zu erwartenden Regierungsvorschlage übereinstimmen soll, daß die Schankconcession abhängig sein soll vom Nachweis des Bedürfnisses. Damit ist nach vielfacher Erfahrung gar nichts gewonnen, da dies „Bedürfniß" ein völlig unfaßbarer Begriff ist. Wir kennen nur einen praktischen Weg, um allzu starker Vermehrung der Schankstätten entgegenzutreten, das ist eine Besteuerung der Schankstätten und damit der alkoholhaltigen Getränke, nenne man sie Schanksteuer oder Licenzgebühr, die zugleich finanziell ein recht erwünschtes Ergebniß liefern würde.

Vor Beginn der Charwoche wird nun der Reichstag voraussichtlich auf zwei bis drei Wochen seine Sitzungen unterbrechen, während der Osterferien sollen den Mitgliedern die Finanz- und Zollvorlagen, die der Bundesrath bis dahin fertig zu stellen hofft, zum häuslichen Studium zugesandt werden, und nach Ostern soll dann der eigentliche Entscheidungskampf beginnen. Wir unsererseits fahren fort zu mahnen und auch zu hoffen, daß dieser Kampf nicht zu einem Bruche, sondern durch gegenseitige Nachgiebigkeit zu einem Ausgleich führen möge, weil ein solcher Bruch ein so schweres Nationalunglück mit so unabsehbaren Folgen sein würde, daß wir dies vermeiden zu müssen glauben auch um den Preis von einzelnen Zugeständnissen in Zollsachen, die wir an sich für nicht begründet halten. Die Möglichkeit solchen Ausgleichs ist gegeben, wenn die Forderungen nicht zu hoch gespannt werden. Die nothwendige Beschaffenheit eigener Einnahmen für das Reich findet so viel Bereitwilligkeit, daß hierin nur dann eine unbesiegbare Schwierigkeit liegen würde, wenn man sich darauf steifen wollte, diese eigenen Reichseinnahmen auf keinem anderen Wege als dem des Tabaksmonopols zu acceptiren. Manche meinten ja schon, der in der Arbeit begriffene Entwurf des Tabaksgesetzes mit seinem Steuersatz von 70 Mark pro Centner, der die

Consumtion allzu stark verringern und einen Theil der Industrie ruiniren würde, werde nur vorgelegt in der Absicht, abgelehnt zu werden, um damit zum Monopol zu gelangen. Die Bundesrathsausschüsse haben nun höchst verständiger Weise die 70 Mark auf 60 Mark heruntergesetzt, nach unserer Meinung der höchste zulässige Steuersatz, aber man weiß noch nicht, ob das Plenum des Bundesraths nicht die 70 Mark wiederherstellt, oder wenn dies nicht der Fall, ob nicht innerhalb des Reichstags Combinationen versucht werden in der Absicht, doch noch zum Monopol zu gelangen, die eine Einigung über das Gesetz vereiteln. Wir erwähnen solche Gerüchte und Befürchtungen, nicht um sie zu bestätigen oder zu widerlegen, sondern nur um darauf hinzuweisen, durch welch dunkles Labyrinth man noch hindurchschreiten muß, ehe man zu der Klarheit einer bestimmten Entscheidung gelangt. Daß diese Entscheidung möglicherweise im Wege einer Auflösung des Reichstags zu suchen sei, scheint uns so ganz natürlich, daß uns der gereizte Ton befremdete, in welchem officiöse Organe sich über die Verbreitung beunruhigender Auflösungsgerüchte beschwerten. Es bedurfte in der That gar nicht der Verbreitung solcher Auflösungsgerüchte, vielmehr mußte das gesunde politische Urtheil der Bevölkerung von selbst darauf kommen, daß, nachdem in so entschiedener Weise und zuletzt durch die Thronrede die Nothwendigkeit einer Systemänderung proclamirt worden war, die Angelegenheit nicht im Sande verlaufen darf, vielmehr mit allen gesetzlichen Mitteln eine klare Entscheidung, und zwar eine baldige Entscheidung gesucht werden muß. Ist gegenüber einer so feierlichen Proclamirung eine Mehrheit im Reichstag nicht zu erlangen, so muß durch Ausschreibung von Neuwahlen an das Urtheil der Nation appellirt werden. In einem ungelösten Schwebezustande können wir nicht bleiben, das verbietet schon ganz absolut die finanzielle Lage der meisten Einzelstaaten. Wir beklagen tief, wenn solche Nöthigung einer Auflösung eintreten sollte, weil wir diese neue Beunruhigung der Nation für ein Unglück halten und weil wir in einem Wahlkampfe auf der Basis rein wirthschaftlicher Fragen, mit der elenden Beigabe materieller Sonderinteressen, eine tiefe und nachhaltige Schädigung unseres politischen Lebens erblicken. Aber wenn wir somit eine Auflösung und Neuwahlen für sehr bedauerlich halten, so können wir uns doch der Einsicht nicht verschließen, daß sie nothwendig sind, wenn auf anderem Wege eine Einigung zwischen Regierung und Reichstag nicht erreicht werden kann, und deshalb muß man der Möglichkeit einer Auflösung kühlen Blutes entgegensehen. Ohne Propheten sein zu wollen, muß man aber doch sagen, daß die Nothwendigkeit einer Auflösung sich in gleichem Grade vermindert hat, wie die Wahrscheinlichkeit gestiegen ist, daß in der Hauptsache sich schon im gegenwärtigen Reichstag eine Mehrheit für das, was Bismarck will, ergeben wird, was freilich von beiden Seiten ein Nachgeben voraussetzt, so daß

das System der allgemeinen Zollpflicht zuletzt nur auf dem Papiere bestehen bleiben, in Wirklichkeit aber durch so viele Ausnahmen durchbrochen würde, daß diese Ausnahmen zur Regel würden, wie denn schon jetzt in der überstürzten Thätigkeit der Tarifcommission das Princip an den wichtigsten Stellen hat durchbrochen werden müssen.

Der Reichskanzler wandelt jetzt eine ähnliche Bahn wie Thiers, als er nach dem Kriege die schwere Aufgabe hatte, Frankreich zu reconstruiren. Auch Thiers glaubte damals in einem strengen Schutzzollsystem die nothwendige Voraussetzung für eine wirthschaftliche Wiederaufrichtung Frankreichs zu erkennen und setzte seine ganze Autorität ein, um dieses Ziel zu erreichen. Aber wie sehr auch Frankreich damals seiner Autorität folgte, so erreichte er dieses Ziel doch nicht, er konnte Frankreich nicht bewegen, ihm auf diesem Wege zu folgen, ohne daß dies im Uebrigen seiner Stellung und seiner Autorität irgend welchen Abbruch that. Wir sind jetzt in ähnlicher Lage, nur mit dem Unterschiede, daß Bismarck mehr Aussicht hat als damals Thiers, einen großen Theil seines Planes durchzusetzen. Wir bedauern dies, weil wir die ganze von Bismarck jetzt geleitete Strömung der öffentlichen Meinung, die in Schutzzöllen ein Universalheilmittel erkennt, für einen Irrthum halten, der uns sehr verderblich werden wird. Wir wollen die nachtheiligen Folgen zu mildern suchen dadurch, daß wir die praktische Handhabung des Systems selbst auf das möglichst geringe Maß einschränken, aber wir wollen die damalige Stellung Frankreichs Thiers gegenüber auch für uns adoptiren, das heißt, wenn wir auch in dieser einen wichtigen Frage der Leitung Bismarcks nicht folgen können, so wollen wir doch nimmer der Dankbarkeit gegen ihn vergessen für seine unermeßlichen Verdienste um Deutschland und wollen den Dissens in dieser einen Frage nicht erweitern zu einer allgemein gegensätzlichen Stellung, vielmehr auf anderen Gebieten seiner bisherigen Politik die gleiche Unterstützung gewähren, wie seit nun länger als zwölf Jahren.

M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Ein Oppositionsmann. — Kurz nach Beginn des neuen Jahres brachten Wiener Blätter die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung des „Redacteurs der Reform, Dr. Franz Schuselka“; bald darauf folgte die Mittheilung, daß der Genannte auf dem Krankenlager in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt sei. Diese Notizen riefen einen Namen wieder in Erinnerung, welcher zu verschiedenen Zeiten nicht blos in Oesterreich, sondern in ganz Deutschland in Aller Munde gewesen und lange

auch im Herzen aller Freunde der Freiheit und des Vaterlandes gelebt hatte, seit anderthalb Jahrzehnten aber völlig verschollen war. Ob der im 68. Lebensjahre stehende Mann sich von dem Schlaganfalle noch einmal so weit erholen wird, um auf seinem Gebiete, in der Publicistik, wirken zu können, steht dahin. In jedem Falle dürfte er auf der letzten Station seiner wechselvollen Laufbahn angelangt sein. Die Kreislinie ist geschlossen, und, was für seinen Fall wichtiger, die Aussichten auf dauernde Etablirung eines klerical-föderalistischen Regiments sind vorderhand nicht groß. Andernfalls freilich könnte man noch erleben, daß er seinen gegenwärtigen Genossen die Freundschaft aufkündigte. Denn Franz Schuselka ist eins der letzten und merkwürdigsten Exemplare jener Gattung vormärzlicher Oppositionsmänner, welche nur ein Gebot für den unabhängigen Politiker kannten: sich stets auf die Seite der „Unterdrückten" zu stellen. Und unter diesem Gesichtspuncte verdient er wohl eine kurze Charakteristik. Er selbst hat sich oft genug für einen Oppositionsmann κατ' ἐξοχήν erklärt. Wenn der bornirte Liberalismus sich zu den heftigsten und kränkendsten Angriffen auf ihn berechtigt hielt, blos weil er heute andere Ansichten vertritt, als vor dreißig und vierzig Jahren, so ist das zwar abgeschmackt, aber nicht überraschend; denn die politischen, wirthschaftlichen und religiösen Parteien lassen eine Correctur der politischen Meinungen immer nur dann zu, wenn sie selbst dadurch einen Zuwachs erfahren: wer sich zu ihnen bekehrt, verdient alle Hochachtung, wird gewöhnlich ein „edler" Charakter, wer sich von ihnen abwendet, ist ein Verräther, ein Verächtlicher, bestenfalls ein Schwachkopf. Eigennütziger Beweggründe hat nun Schuselka bei seinen Wandlungen niemals geziehen werden können; im Gegentheil ist der höchst arbeitssame und in seinen persönlichen Ansprüchen sehr bescheidene Mann niemals über die Noth des Lebens hinausgehoben. Hätte er jemals seine Feder verkaufen wollen, so würde seine Lage eine andere sein. Politiker von so viel Ehrlichkeit hat Oesterreich nicht in Ueberzahl aufzuweisen. Es war eben keine Marotte, derselben Sache, für welche er gekämpft hatte, sofort den Krieg zu erklären, wenn sie siegreich war. Nur in einem Puncte ist er stets consequent geblieben: ihm war das Oesterreicherthum immer Herzenssache, und er besaß Beredtsamkeit genug, um sich zu überzeugen, daß jeder neue Weg, welchen er einschlug, zum Heile des Vaterlandes führen müsse.

Als einer der ersten in der großen Schaar freiheitsdurstiger Oesterreicher wanderte Schuselka schon zu Anfang der vierziger Jahre nach Deutschland, um von dort aus zugleich für die Befreiung der Geister in seiner Heimath und für ein besseres Verständniß zwischen Oesterreich und Deutschland zu wirken. Die „deutschen Worte eines Oesterreichers" waren es, welche hier und dort die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Publicisten

lenkten. Seiner damaligen Ueberzeugung, daß die Jesuiten an allem Uebel in Oesterreich Schuld seien, kam die deutschkatholische Bewegung wie gerufen, und er blieb nicht bei der theoretischen Parteinahme für dieselbe stehen, sondern trat bereits 1845 über. Man mußte damals sagen: obgleich er sich damit den Rückweg nach Oesterreich abschnitt; wie wir ihn jetzt kennen, dürfen wir uns überzeugt halten, daß eben dieser Umstand mit ein Motiv abgegeben habe. Die Nachricht von der Märzrevolution traf ihn in Hamburg, und gleich so Vielen meinte er, daß nun das Schwerste gethan sei. „Oesterreich über alles, wenn es nur will!" war der Titel eines Dithyrambus, welchen er noch aus der Fremde in die Welt schickte, um gleich darauf nach Wien zu eilen. Die Politik der Publicisten unterschied sich damals wenig von der der politischen Dichter. Das „Volk" kam zu Worte, und nun hatte es weiter keine Noth, alle Schäden konnten geheilt, alles Unmögliche möglich werden. Ein einiges Deutschland und ein einiges Oesterreich, Oesterreich deutsch und alle Völkerschaften gleichberechtigt, allgemeiner Friede, aber Krieg mit Rußland zur Befreiung der edlen Polen — was vertrug sich nicht alles im Kopfe der Schwärmer! Natürlich wurde Schuselka ins Vorparlament und in die deutsche Nationalversammlung geschickt, in die einzutreten er den Tschechen dringend anrieth. Darauf antwortete man von Prag aus mit dem Gassenhauer: „Šuselka nám piše" (Schuselka schreibt uns), der lange Zeit Parteilied geblieben ist. Aber er selbst hielt es trotz alles Deutschthums nicht lange in Frankfurt aus, ihn zog es nach Oesterreich, und dahin gehörte er auch, dort hat er während der Octoberstürme in Wien, wie nachher in Kremsier ein wirklich bedeutendes, höchst anerkennenswerthes Wirken entfaltet. Der Oppositionsmann war in seinem Element, es galt gegen die Regierung und zugleich gegen die Anarchie anzukämpfen. Unermüdlich als Berichterstatter des nach Latours Ermordung vom Reichstage eingesetzten Sicherheitsausschusses thätig, in steter nervöser Erregung, zeigte er damals seine Individualität in ihrem besten Lichte. Er war der brave Soldat mitten im Getümmel, bewies persönlichen Muth nach beiden Seiten hin und warf auch nicht die Flinte ins Korn, als viele seiner Genossen Freiheit und Leben in Sicherheit brachten.

Die Reaction fand keinen Vorwand, gegen ihn vorzugehen, um so unbequemer mußte er derselben sein. Durch die bekannten kleinen Mittel verleidete sie ihm den Aufenthalt im Lande, schnitt sie ihm alle Erwerbsquellen ab, und noch einmal wanderte Schuselka aus. Von seiner letzten öffentlichen Thätigkeit her war sein Name bei der übrigens so vergeßlichen Bevölkerung im besten, reinsten Andenken geblieben, war eine Fahne geworden. Das zeigte sich recht deutlich im Jahre 1859. Die Schillerfeier gab zwei politischen Persönlichkeiten Gelegenheit, wieder in die Oeffentlichkeit zu treten,

Anton von Schmerling und Franz Schuselka. Der erstere, Oberlandesgerichtspräsident, genoß den Ruf eines gewissen Liberalismus, weil er mit Bach nicht hatte durch Dick und Dünn gehen wollen, er war die Hoffnung der Constitutionellen; der andere, in der Stille nach Wien zurückgekehrt und als Journalist thätig, beschwor die Erinnerungen an das Jahr der „Freiheit" herauf. Beide hielten Festreden, die Programmreden waren, keine von besonderer Klarheit, aber jede doch mit einer deutlichen Etiquette versehen. Der offizielle Festredner trat als Ministercandidat auf, der Präsident des neugegründeten Journalistenvereins schwang das Banner der Opposition. Er war ganz der Alte geblieben. Alle von Freiheits- und Menschenliebe erfüllten Phrasen Schillers waren geschickt combinirt, mit Feuer und dem Accent der ehrlichen Ueberzeugung vorgetragen, wirkte die Rede electrisch. Die Versammlung jauchzte, und in den Regierungskreisen war man höchlich bestürzt. Ohne Grund. Zwar wurde Schuselka sofort von einem radicalen Bezirk in den niederösterreichischen Landtag gewählt, aber dort gab es nur trockene Geschäfte, kein Echauffement, keinen Anlaß zu pathetischen Declamationen; und als der Landtag, nach damaliger Wahlordnung, eine Delegation für den Reichsrath zu nominiren hatte, war Schuselka durch einen öffentlichen Zank mit seinem Parteigenossen und — Gläubiger Berger unmöglich geworden. Es waren damals Zeiten der Vertrauensseligkeit, die centralistische Partei hatte das Heft in den Händen und folgte gläubig ihrem Führer Schmerling, welcher wenigstens vorgab, Schuselkas altes Programm „Oesterreich deutsch" durchzuführen: Grund genug für den letzteren, zu entdecken, daß nur der Föderalismus Oesterreich zum Heil werden könne. Nicht aus Staatsraison, sondern als Anwalt der von den Deutschösterreichern „unterdrückten" Völkerschaften gerieth er ins Lager der Tschechen, und nicht die Jungtschechen, mit denen eine Verständigung noch möglich wäre, wurden seine Bundesgenossen, sondern jene verbissenen, unduldsamen Alttschechen, welche im Jahre 1848 den Gegensatz zwischen Oesterreich und Ungarn so verschärft und verbittert hatten, und die in ihrem Deutschenhaß den Russen und den Ultramontanen sich in die Arme geworfen hatten. So weit ging vorläufig Schuselka noch nicht. Er war, weil nach 1848 der Deutschkatholicismus abermals in Oesterreich verpönt wurde, Protestant geworden, und noch 1859 oder 1860 polemisirte er in der „Ostdeutschen Post" gegen den klericalen Hetzer Sebastian Brunner so heftig, daß dieser gegen den Redacteur des Blattes klagbar wurde — ein Proceß, welcher damals großes Aufsehen machte: der katholische Priester Brunner unterlag gegen den Juden Kuranda! Doch als dann die neue kirchliche Gesetzgebung kam, die Schule freigegeben, der Klerus in seinen Befugnissen eingeschränkt wurde, da war die katholische Kirche durch den Staat unterdrückt, und Schuselka wurde ihr eifrigster Ver-

treter, vertiefte sich in kirchenrechtliche Studien, und so ging sein Wochenblatt, welches die deutschen Radicalen Jahre lang mit Opfern erhalten hatten, welches dann Organ der Slaven geworden war, allmählich über in ein Organ der streitenden Kirche. Die Consequenz haben wir oben erwähnt.

Von der Species der deutschen Demokraten, welche den höchsten Ruhm darin suchen, sich von den Thatsachen nicht belehren zu lassen, sondern eben so consequent zu sein, wie der Graf Chambord und Seinesgleichen, unterscheidet sich das Genre, welches Schuselka repräsentirt, allerdings auffallend. Aber beide haben das mit einander gemein, daß sie im Staate nie etwas anderes sein können, als der Sauerteig, der, in nicht zu starker Dosis, ja auch nothwendig ist.

Aus Berlin. Der Trauerfall im kaiserlichen Hause. — Dem Geburtstage des Kaisers, den die Bevölkerung der Reichshauptstadt wie immer auch dieses Mal ganz allgemein als einen hohen Fest- und Freudentag beging, sind in nur zu raschem Wechsel Tage voll tiefster Trauer gefolgt. Prinz Waldemar, der dritte Sohn des Kronprinzen, ist nach nur dreitägiger Erkrankung der unheimlichen Diphteritis erlegen, die seit einigen Wochen auch hier ziemlich häufig aufgetreten ist, verhältnißmäßig aber doch nur wenig Opfer gefordert hat. Die Krankheitsform war Anfangs eine so leichte und so wenig Gefahr drohende, daß die Nachricht von der Erkrankung des Prinzen überhaupt kaum in das Publicum gelangte; um so größer und allgemeiner war die Bestürzung, als sich am Donnerstag Morgen die ganz unerwartete Todesnachricht verbreitete. Erst am Abend des Mittwoch hatte die Krankheit eine bedenkliche Wendung genommen und bereits in der vierten Morgenstunde des folgenden Tags hatte ein plötzlich eingetretener Herzschlag dem Leben des Prinzen ein Ziel gesetzt. Die kronprinzliche Familie ist durch das schöne Familienleben, das in ihr waltet, Allen menschlich so nahe gerückt, daß ein Jeder, gleichviel welchen Kreisen und Schichten der Bevölkerung er auch angehören mochte, die klaffende Lücke mit empfand, die in dieses Familienleben gerissen war und den herben Schmerz mit fühlte, der den Herzen der erlauchten Eltern und der kaiserlichen Großeltern bereitet war. Unter dem Eindruck dieser Empfindungen war es, daß ein großer, allen Klassen und Schichten angehöriger Theil der hauptstädtischen Bevölkerung am Abend des Freitag vor dem kronprinzlichen Palais und unter den Linden den feierlichen Leichenzug erwartete, der die irdische Hülle des verschiedenen Prinzen nach der Potsdamer Friedenskirche überführen sollte. Als der Zug nahete, welchem nur der Kronprinz, die Frau Kronprinzessin und Prinz Wilhelm, sowie die Erzieher des verstorbenen Prinzen das letzte Geleite gaben, entblößten Alle

voll herzlicher Mittrauer und in stummem Schmerze ihre Häupter und als an den Fenstern des kaiserlichen Palais der Kaiser und die Kaiserin sichtbar wurden, um dem früh verblichenen Enkelsohne den letzten stillen Gruß herüber zu senden, haben sich wohl die Augen der Meisten mit Thränen gefüllt. Die kirchliche Trauerfeier für den verstorbenen Prinzen hat am Sonnabend mit allen einem königlichen Prinzen gebührenden Ehren in der Friedenskirche zu Potsdam stattgefunden und fast um dieselbe Stunde, wo der nun Verstorbene acht Tage vorher dem kaiserlichen Großvater seine Geburtstagsglückwünsche dargebracht und in heller Kinderfreude seine selbst gefertigten Geburtstagsspenden überreicht hatte, wurde acht Tage später seine Leiche an der Seite seines ihm im Tod vorangegangenen Bruders, des Prinzen Sigismund, beigesetzt. Der Kaiser ist durch den Verlust des zärtlich geliebten Enkelkindes auf das Tiefste erschüttert und den von Trauer und Schmerz tief niedergebeugten erlauchten Eltern liegt überdies noch die schwere Sorge auf dem Herzen, daß die unheimliche Krankheit, der der Verstorbene zum Opfer gefallen ist, auch noch anderen Gliedern ihrer Familie gefährlich werden könnte. Mit Rücksicht hierauf geschieht es wohl hauptsächlich, daß der ganze kronprinzliche Hof heute Berlin verläßt und sich zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte nach Wiesbaden begiebt.

31. März. F.

Literatur.

Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol. Von Ludwig Steub. Stuttgart, Bonz. 1879. — Ein Büchlein voll liebenswürdigsten Humors, reich an lebenswahrer Schilderung von Land und Leuten der gefürsteten Grafschaft, welche niemand gründlicher kennt als der Verfasser (schon längst hätten sie ihn zum „Ehrentiroler" ernennen sollen!), an scharfer Charakteristik der Männlein und Weiblein in Haupt- und Nebengestalten: eine echte und rechte „Dorfgeschichte"; die schlichte, aber urkomische Fabel ist eine von den „Aventiuren", welche nicht erfunden, nur erlebt werden können, wie man auch ohne die ausdrückliche Betheuerung der Vorrede dieser „ziemlich wahren" Geschichte empfinden würde. Der günstige, aber auch gefährliche Einfluß, welchen der Verkehr mit „Herrischen", „Städtischen", zumal Schriftstellern und Malern, auf unsere Bauern im Gebirge übt, ist vortrefflich geschildert und in meisterhafter Darstellung wird der Verlauf der einfachen Handlung zwanglos aber kunstvoll durchflochten mit Arabesken der Landschafts- oder Genremalerei. Man wird mitten in der ästhetischen Unterhaltung vielfach belehrt, ohne doch irgendwie in dem angenehmen Einschlürfen des poetischen Genusses durch Entdeckung lehrsamer Absichten gestört und verstimmt zu werden. In der That, sehr, sehr wenige deutsche Schriftsteller der Gegenwart können genannt werden, welche in Feinheit und Grazie des Stils mit Meister Ludwig den Vergleich aushalten. Unser rastlos treibendes, hastig schreibendes und „mußelos lesendes Geschlecht" zeigt weder in den Ausbietenden

noch in den Nachfragenden des „Literaturmarktes" (man verfällt unwillkürlich in solchen Sprachgebrauch in dieser Zeit der Zöllner und Zöllnerfeinde!) jenes behagliche liebevolle Versenken in den Gehalt und zumal in die Form des Kunstwerks, welche Vertiefung noch unsern Vätern — (von unsern Großvätern, den Zeitgenossen Goethes zu schweigen) — als angenehme Pflicht galt. Seitdem „der Fragmentist" (Jakob Fallmerayer) dahin gegangen, wo ihm kein „immergrüner Buschwald" mehr als der des eignen Lorbers rauscht, mag innerhalb der blauweißen Pfähle — und wohl ein gut Stück darüber hinaus — keinem Schriftsteller das Lob anmuthvolleren Stiles zugetheilt werden als unserem Verfasser. Glücklicherweise ist es aber auch kaum ernsthaft zu nehmen, das Wort Berthold Auerbachs, welches lustige Laune diesem Büchlein gleichsam als Motto vorangestellt hat: „Ist es nicht ein wunderliches oder geradezu gesagt, trauriges Geschick, daß man vielen gebildeten Deutschen erst sagen muß, wer Ludwig Steub ist?" Wenn der Verfasser seine Geschichte mit dem Satz eröffnet, wie hieraus erhelle, sei er „unter anderen ein deutscher Schriftsteller, der aber in Deutschland noch wenig bekannt", so müssen wir doch bezeugen, daß, als im Jahre 1872 die Einwanderung der Bajuvaren nach Thule begann, sie bei den Witingen der Pruzzenen und den Kriwes der Letten in diesen Oedländern Namen und Werke ihres Landsmannes Ludwig Steub bereits vorfanden und seinem Preise nur wenig nachzuhelfen hatten: er hat also den hercynischen Wald, diese allerdings für herminonischen Ruhm nicht leicht zu übersteigende Völkerscheide, längst sieghaft überschritten. Und ist einmal das deutsche Mittelgebirge passirt — Flüsse sind bekanntlich keine starken Hemmnisse — dann mag ein Name leichtbeschwingt über Spree, Oder, Weichsel, Nogat, Pregel und Niemen bis nach Wetljanka dringen. Dies ist ganz buchstäblich zu nehmen: Auerbach und Steub könnten sich durch eine Reise dorthin überzeugen, daß der Duft der „Rose der Sewi" dem Seuchenhauch der astrachanischen Steppen getrotzt hat.

Von der Fabel der „Rose" wollen wir nichts verrathen — ein Theil ihres Reizes lauscht gerade aus dem Geheimniß: auch aus dem Geheimniß von Art und Ort der Krise, welche die liebliche Heldin befällt. Die reizvolle Zartheit, mit welcher, freilich unter mächtiger Hülfeleistung Titanias und ihrer Elben, diese Peripetie der Handlung angedeutet zugleich und verhüllt wird, bekundet, daß unter den Gaben des bajuvarischen Stammes die Grazie viel stärker vertreten ist, als man in Paris oder selbst in Berlin oder Dresden anzuerkennen pflegt.

Diese Berühmung der Feinheit als einer Wiegengabe der Markomannenenkel wird, so hoffen wir, dem Buch manchen Leser zuführen — schon vermöge der Lust am Widerspruch.

Zum Schluß nur noch ein Wort über den Ortsnamen im Titel.

Die (tirolische) kleine Landschaft „Sewi" führt ihren Namen von einem schmalen See, der in der Vorzeit hier fluthete, aber längst abgelaufen ist. Auch der Binnen-„See" wird mundartlich weiblich behandelt, während die Schriftsprache nur das Meer die See nennt: der mittelhochdeutsche Dativ und Accusativ von See lautet aber „Sewe": daher sagt man in jener Gegend noch „in die Sewi" oder „in der Sewi".

Königsberg. Felix Dahn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 3. April 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Aus F. W. Großmanns Leben und Nachlaß.

Von Julius Duboc.

I.

Die nachfolgenden Mittheilungen über den 1796 in Hannover verstorbenen, seiner Zeit als Bühnendichter und darstellenden Künstler in hoher Achtung gehaltenen Schauspieldirector F. W. Großmann stützen sich in der Hauptsache auf den ungemein reichhaltigen, in der Kestnerschen Autographensammlung zu Dresden befindlichen Nachlaß des Verstorbenen. Bei der mir freundlichst gestatteten Durchsicht desselben ist es mir erschienen, als ob derselbe einen willkommenen und zweckdienlichen Anlaß böte einerseits Entstellungen, die sich in angesehenen literaturgeschichtlichen Werken behaupten, zu berichtigen, andererseits manche Gestalten einer uns fern und ferner rückenden, gleichwohl aber von unserem Erinnern noch mehr oder weniger deutlich festgehaltenen Vergangenheit neu zu beleben. Es begegnet uns ja wohl im Leben gelegentlich, daß uns bei Nennung eines Namens ein schwaches Erinnern aufdämmert: den hast du ja auch gekannt, wie war es doch mit ihm, — daß uns dann ein zufällig zum Vorschein kommender Brief des Betreffenden dies Erinnern wieder auffrischt und die schon halb vergessenen Lebensbeziehungen deutlich ins Gedächtniß zurückruft: richtig, so war es mit ihm bestellt und so mit jenem Anderen, der damals auch lebte und mit dir verkehrte, so waren die damaligen Umstände und die ganze Zeit. In ähnlicher Weise nun, meine ich, kann es gelingen, durch Mittheilungen aus der ansehnlichen Großmannschen Briefsammlung eine ferne Vergangenheit unseren geistigen Augen wieder nahe zu rücken. Die Mittheilung eines Briefes — wenn auch nicht eines jeden — zeichnet eine Person gewissermaßen sprechend ähnlich, denn in dem Briefe spricht sie ja — sie leistet insofern häufig mehr, vermittelt einen richtigeren Eindruck als eine noch so sorgfältige und saubere Beschreibung, jedenfalls aber ergänzt sie dieselbe auf eine sonst kaum zu ersetzende Weise.

Großmann bildet den natürlichen Mittelpunct einer ganzen Reihe von künstlerischen und literarischen Notabilitäten aus den Jahren 1770—1795.

Diese Notabilitäten sind uns, wie Abt Vogler, der berühmte Orgelspieler, Neefe, der Lehrer Beethovens, Reichard, Boie, Engel, Heinse, Bertuch, Knigge, der Lustspieldichter Brandes, die Schauspielerin Ch. Brandes, die Unzelmann (Großmanns Stieftochter) u. s. w., nicht fremd, ohne uns gerade recht vertraut zu sein. Die Namen klingen uns bekannt, in den meisten Fällen wird unser Vertrautsein aber nicht weit über diese Namenbekanntschaft hinausreichen. Hundert Jahre Zeitentfernung stecken schon eine Strecke Wegs ab, welche die an ihrem Endpunct befindlichen Personen in dämmernde Nebel einhüllen und sie so der scharfen Beleuchtung entrücken. In dem brieflichen Austausch mit Großmann stellt sich die Nähe wieder her, denn dieser stand mit den meisten derselben auf einem sehr nahen, mit vielen auf einem sehr intimen Verkehrsfuß. Daß der Großmannsche Bekanntenkreis ein so großer war — es sind in dem Nachlaß an ihn gerichtete Briefe von über zweihundert Personen vorhanden — und daß in dem Verkehr vielfach eine so große Intimität herrscht, wird theilweise der Stellung Großmanns, theilweise seinen persönlichen Eigenschaften zuzuschreiben sein. Man darf nicht übersehen, daß vor hundert Jahren das geistige Interesse sich in einer so überwiegenden, alle Schichten der Gesellschaft durchdringenden Weise dem Theater und Allem, was mit ihm zusammenhing, zugewandt hatte, daß dasselbe einen Mittelpunct der Aufmerksamkeit, dem sich kaum Einer unter Hunderten entziehen konnte, abgab.

Was jetzt durch unzählige, den geistigen Bedürfnissen der Gesellschaft gegrabene Canäle, die unübersehbare Reihe von Zeitschriften aller Art z. B., an geistigem Interesse und Spannkraft hin- und herfluthet, auf- und niederwogt, versammelte sich damals mit einer fast ausschließlichen Gewalt um die Bühne. Von ihr ging ein Licht und eine zündende Kraft aus, die weit über das lediglich künstlerische Interesse hinausreichte, da sie vielmehr, gehoben und genährt von allen geistig productiven Kräften der Zeit, eine Erneuerung des gesammten Lebens darstellte. In einen eigenthümlichen Gegensatz gerieth dabei die Mißachtung, die im Allgemeinen von Seiten der bevorrechteten Stände dem métier eines Schauspielers als solchem gezollt wurde, mit dem gespannten Interesse und der Sympathie, die auch sie der Bühne zu widmen nicht umhin konnten. Es war gerade keine Ehre, zu der Kochschen, zu der Schuchschen „Truppe" gezählt zu werden, Excellenzen sprachen mit solchen Leuten per „Er", und als „katilinarische Existenzen" galten schließlich doch alle. Aber auf der anderen Seite überhäufte man die sich auszeichnenden Kräfte mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeigungen und fürstliche Persönlichkeiten wetteiferten in zwanglosen Verkehrvertraulichkeiten mit Schauspielern. Brandes (1735—1799): „Meine Lebensgeschichte" (Berlin 1800) ist voll von charakteristischen Beispielen dieser Art. Großmann war nun in einer Hinsicht den

meisten seiner Collegen auf der Bühne unzweifelhaft überlegen. Weniger genial beanlagt wie die Schröder, Fleck, Eckhof u. s. w. besaß er eine gründlichere, vielseitige, gewissermaßen weltmännische Bildung, das Ergebniß einer gut geleiteten Erziehung und seiner frühesten Schicksale, denn ehe er zur Bühne übertrat, gehörte er als Legationssecretär dem diplomatischen Dienst an. Dieser bei Bühnenmitgliedern jener Zeit nur ausnahmsweise vorkommende Fonds an allgemeiner, gediegener Bildung konnte einem ausgebreiteten geselligen Verkehr natürlich nur förderlich sein, den wir denn auch von Personen wie Campe und seiner Frau, Knigge u. A., die keine unmittelbare Beziehung zur Bühne hatten, viele Jahre hindurch mit Wärme und lebhaftem Antheil unterhalten sehen. Hierzu wirkten nun Großmanns persönliche, seine Charaktereigenschaften wesentlich mit. Denn offenbar — das geht aus seinem ganzen brieflichen Nachlaß hervor — haben wir es bei ihm mit einem lebhaften, liebenswürdigen, gefühlswarmen Menschen zu thun, einem zärtlichen Freunde von treuer Gesinnung, dabei einem productiven Kopf, einem anregenden Gesellschafter, der überall, wo er erschien, aufmunternd wirkte, überall, wo er schied, eine Lücke hinterließ. Schon die Acten seiner frühesten Jugend bezeugen, daß er in dem Cirkel seiner Freunde und Gefährten fast mit Schwärmerei geliebt wurde, daß dem Scheidenden viele Thränen nachgeweint wurden. Und dieselben Freunde, wie z. B. der spätere Postdirector Madeweiß, der noch zu Anfang dieses Jahrhunderts als einer der angesehensten Männer der Stadt in Halle lebte, begleiten ihn mit ihrer anhänglichen Gesinnung und Achtung durchs Leben. Das spricht jedenfalls stark zu Gunsten des Charakters und der ganzen Lebensführung Großmanns und dieser Umstand bringt mich auf die schon vorher erwähnte Entstellung, die sich in dieser Hinsicht in angesehenen literaturgeschichtlichen Werken eingeschlichen hat. So heißt es z. B. bei Gervinus (Bd. V, S. 482): „Von dem Letzteren (Großmann) sieht man noch immer ein Stück (Nicht mehr als sechs Schüsseln) über die Bühne gehen; man würde aber Unrecht thun von ihm auf seine übrigen Werke zu schließen, die in ihrer lüderlichen Weise den zerrütteten Charakter des Mannes durchblicken lassen, an dem sein etwaiges Talent zu Grunde ging. Von allem dem, was aus den Händen dieser und anderer Schauspieler mittleren Ranges ausging, gilt noch mehr als selbst von den Leistungen ihrer viel überlegeneren Standesgenossen durchgängig die Eine Eigenschaft: circa vilem patulumque morari orbem*) u. s. w." Ich kenne von den Großmannschen Bühnendichtungen nun allerdings nur das seiner Zeit außerordentlich beliebte, unzähligemal aufgeführte „Familiengemälde": „Nicht mehr als sechs Schüsseln", auf das ich noch weiterhin einen Blick

*) „sich im ausgetretenen Geleise der gemeinen Alltäglichkeit bewegen".

werfen werde, und muß also den Vorwurf einer „lüderlichen Weise“ der übrigen auf sich beruhen lassen, aber so viel läßt sich mit gutem Grunde und aus der Einsicht in ein sehr umfassendes Material von Personalacten versichern, daß die hinzugefügte schneidende und äußerst wegwerfende Bemerkung von dem „zerrütteten Charakter des Mannes, an dem sein etwaiges Talent zu Grunde ging“ eine höchst übertreibend ungerechte ist und eine in dieser Allgemeinheit nicht zu rechtfertigende Schmähung enthält. Denn wenn auch Großmann wie so viele seiner Standesgenossen wohl nicht gerade der sparsamste Wirth gewesen zu sein scheint, wenn ihn in dieser Beziehung einiges Verschulden treffen mag, welches dann dazu beitrug, daß, als in seinen letzten Jahren ungünstigere Verhältnisse hereinbrachen, er in ökonomische Schwierigkeiten gerieth, denen er durch vorsichtigeres Verhalten hätte vorbeugen können, wenn dies wiederum auf seine ganze Lebensführung ungünstig einwirkte und ihn Excessen geneigt machte, so zeigt er sich auf der anderen Seite doch rastlos thätig, unermüdlich bemüht für die Seinigen zu erwerben, sehr tüchtig als Bühnenleiter, ein zärtlicher Gatte, ein sorgsamer Haus- und Familienvater (und er hatte eine sehr starke Familie zu versorgen), kurz, von so achtungswerthen Seiten, daß die Gervinussche Charakteristik als durchaus unangemessen bezeichnet werden muß. An Belegen hierfür wird es auch in den mitzutheilenden Briefen nicht fehlen.

Werfen wir nun noch einen kurzen übersichtlichen Blick auf die Lebensumstände Großmanns. Er war 1746 zu Berlin geboren, wo sein Vater als französischer Sprachlehrer lebte. Daß er trotz angeblich dürftiger häuslicher Verhältnisse eine gute Ausbildung genossen, kann nicht bezweifelt werden, seine spätere schriftstellerische Thätigkeit weist dieselbe genügend nach. Auch scheint er sehr früh schon in der Lage gewesen zu sein über einige Geldmittel zu disponiren, da er den früher erwähnten Schauspieler und Bühnendichter Chr. Brandes, der zu seinen intimeren Bekannten gehörte, im Verein mit anderen Freunden mit Geld unterstützte, als derselbe in Folge eines Zerwürfnisses aus der damals (um 1766) in Berlin privilegirten Schuchschen Truppe ausschied und in Noth gerieth. Um Brandes und seine junge Frau*) hatte sich um jene Zeit ein Cirkel von jüngeren Berliner Theaterfreunden zusammengefunden, zu denen a. A. außer Großmann der früher erwähnte Madeweiß, Mahler Beselow, Hoffiscal Gilbert, Lessing der Jüngere und namentlich auch der sehr bewunderte Odendichter Professor Ramler gehörten. Ramler unterrichtete Charlotte Brandes im Deklamiren, Brandes dichtete Bühnenstücke, der Cirkel kritisirte sie und erklärte Brandes mit aufrichtiger

*) Esther Charlotte Brandes geborene Koch (1742—1786) galt in den Sechziger und Siebziger Jahren als eine der vorzüglichsten deutschen Schauspielerinnen. Sie war die erste Ariadne auf der deutschen Bühne, die sie zuerst im altgriechischen Costüm gab.

Ueberzeugung für ein Genie. Die folgende Stelle aus einem Brief von Gilbert an Großmann (nachdem derselbe Berlin verlassen) bezieht sich auf diese Zusammenkünfte und möge dieselben veranschaulichen helfen.

Berlin 2 Octob 1767

Gestern Abend wurde ein großes kritisches Collegium bei Brandes über dessen Stück: der Schein betrügt, gehalten. Der Präses war Rammler, der Lector Brandes und die Assessores Madam Brandes, Madeweis, Stiller, Beeskow und ich. Wir haben oft scharf kritisirt, noch öfter aber unsern lauten Beifall gegeben, das Stück, welches Sie nächstens erhalten, ist schön. Der letzte Act nach aller Ausspruch ganz unvergleichlich. Ein prächtiges deutsches Original voll starker Originalzüge. Nun macht sich Brandes an ein Trauerspiel. Wir müssen ihn aufmuntern. Welche innere Beruhigung vor uns, wenn wir etwas zur Unterstützung eines Genies beitragen, das wahrhaftig Deutschland noch Ehre machen kann. Könnten Sie es doch nur mal sehen, wenn er mit Thränen von Freude und Dankbarkeit von seinen Freunden, besonders von Ihnen spricht .... O! noch einen trait von unserer gestrigen Gesellschaft über den Madeweis ausgelassen lachte. Bei einer sehr schönen Stelle wurde gerufen: dem Verfasser einen Kuß. Ja, ja, wir müssen ihn küssen, rief Rammler und was that er? er küßte die Kleine*) ganz entsetzlich, die auf seinem Schooß saß. Ein Irrthum, Herr Professor, schrie Stiller. Kein Irrthum sprach das Odengesicht in einem Odenton. Kein Irrthum, denn es stehet geschrieben: Mann und Weib ist ein Leib. O! über den Barden! O über den Barden! Aber ich freue mich erstaunend, daß er so freundschaftlich und so oft bei uns ist. Heute Abend sind wir alle bei ihm zu Gaste. . . ."

Großmann war um diese Zeit in den diplomatischen Dienst getreten, indem er durch die nachdrückliche Empfehlung seines Freundes Madeweiß von dem preußischen Legationsrath von Junck in Danzig als Secretär angestellt wurde.**) In dieser Stellung scheint er sich durch unvorsichtiges Benehmen

---

*) Frau Brandes.

**) In dem Nachlaß findet sich folgendes, hierauf bezügliche Schreiben des Herrn von Junck:

Monsieur

Tout le monde me previent si agréablement en votre faveur, que je suis tout enchanté de l'acquisition, que je viens de faire en votre personne. Que cela vous détermine, Monsieur, de presser Votre départ autant que Vos affaires Vous le permettent, et venez trouver un ami, qui se fait deja une fête de Vous recevoir avec un grand fond de cordialité et de bonne volonté pour tout ce qui peut intéresser Votre bien être. Vous pouvez être persuadé que toutes sortes de bon procedés Vous attendent; pourrais je faire moins pour une personne, qui me vient d'être recommandé par un si digne homme que Monsieur Madeweiss et qui a l'avantage d'être compté parmi ses amis! Vous me ferez le plaisir de prévenir votre départ par un petit mot de Lettre et de me croire avec un attachement particulier

Monsieur

Votre très humble et très obeissant Serviteur Junck.

Dansic ce 5me d'Aout. 1767

Obman gegenwärtig Legationssecretäre auch noch in so verbindlicher Weise engagirt?

Schwierigkeiten geschaffen zu haben. Es heißt, daß er zu einer Zeit mit geheimen Aufträgen in Betreff der Theilung Polens vom König betraut gewesen sei, über dieselben aber nicht das erforderliche Stillschweigen beobachtet habe, so daß der König sehr erzürnt über ihn gewesen sei. Großmann selbst erzählte manchmal, wie er, in einem Kamine steckend, gewisse Geheimnisse einer Conferenz ausgekundschaftet habe. Eine Zeit lang gerieth er sogar in Gefangenschaft, welches Ereigniß ihm den Stoff zu seinem ersten, in französischer Sprache abgefaßten Drama: „La Prison“ lieferte. Wie es sich mit der genauen Richtigkeit dieser nicht gerade sehr verbürgten Angaben nun auch verhalten möge, jedenfalls finden wir Großmann einige Jahre später seines Dienstes entlassen und bald darauf in nähere Beziehung zur Bühne getreten. Er lieferte kritische Beiträge für Theaterschriften, namentlich für das vom Kriegsrath von Hagen in Halle herausgegebene „Magazin des deutschen Theaters“, und debütirte alsdann 1774 als Riccaut in „Minna von Barnhelm“ mit solchem Erfolge bei der Seylerschen Truppe in Gotha, daß er sofort Engagement erhielt und von nun an völlig in die Laufbahn des Schauspielers eintrat. Es lag in dem ganzen Zuschnitt der damaligen Bühnenverhältnisse, daß jedes einigermaßen hervorragende Mitglied einer Truppe bald die Leitung einer solchen zu übernehmen und auf diese Weise als „Principal“ oder, wie man damals schon sagte, Director eine höhere Stellung einzunehmen bemüht war. Schon der einzige Umstand, daß nur auf diesem Wege, da die Gagen meistens noch ziemlich niedrig waren, ein vermehrtes Einkommen zu beschaffen, eventuell, wenn das Glück günstig war, ein Vermögen zu erwerben war, drängte in diese Richtung, die auf der einen Seite vortheilhaft, auf der anderen Seite nachtheilig wirken mußte. Nachtheilig, insofern sie den Künstler gleichzeitig zum speculirenden Geschäftsmann machte und ihn, dem es angemessener gewesen wäre, ausschließlich den Aufgaben seiner Kunst zu leben, in einen Strudel unruhiger Erwerbsthätigkeit, die sich zum großen Theil um den Geldpunct drehen mußte, herabzog; vortheilhaft, insofern sie die Folge ergab, daß die Oberleitung des Theaterwesens meistens in den Händen wirklich künstlerisch competenter und praktisch geschulter Personen lag, die im Ganzen den wirklichen Erfordernissen besser Genüge zu leisten wußten, als die späteren „Generaldirectoren“*), deren majestätischer Titel nicht immer die Majestät des Könnens und der Einsicht verbürgt. Auch Großmann stellte sich bald als Entrepreneur auf eigene

*) In Berlin wurde das Döbbelinsche deutsche Theater allerdings schon 1775 unter ein „Königliches Generaldirectorium“ gestellt. Indessen kam erst 1787 unter Engel-Ramler diejenige Oberleitung zu Stande, welche, über dem Künstler und außerhalb des eigentlichen Künstlerkreises stehend, den Gegensatz gegen die alte Principalschaft bedeutet. (Vgl. Brachvogel, Geschichte des königlichen Theaters zu Berlin. Theil 1 und 2.)

Füße. Im Jahre 1779 übertrug ihm der Kurfürst Maximilian Friedrich zu Köln die Leitung des Theaters in Bonn mit der ausgesprochenen Absicht: „Die Schauspielkunst in seinem Lande zu einer Sittenschule für sein Volk zu erheben.“*) Als der Tod des Kurfürsten 1784 das Bonner Theater aufhob, begann für Großmann ein Wanderleben. Er führte seine Gesellschaft abwechselnd nach Frankfurt a. M., Mainz, Kassel, Pyrmont und Göttingen. Später erwarb er das Privilegium für das Hoftheater in Hannover, womit er 1792 die ihm übertragene Leitung der Bühne in Bremen verband. An allen diesen Orten führte er — das ist das Urtheil eines Berichterstatters in dem „Allgemeinen Theaterlexikon“ (von Herloßsohn, Marggraff u. A.), und diesen Ausspruch kann man nach den Zeugnissen des Nachlasses nur bestätigen — „das Directionsschiff, bei gutem wie bei bösem Wind mit Umsicht, Berechnung und glücklichem Erfolg, er erfreute sich der Achtung und des Beifalls seines Publicums aller Orten und bildete während seiner Bühnenführung manchen wackeren Künster“.

Sehr unglücklich gestaltete sich das Ende seiner Laufbahn und seines Lebens. Ein verhängnißvoller politischer Proceß, in den er sich hauptsächlich durch Unbedachtsamkeit, wie es scheint, verwickelte, und bei dem ihm, nachdem er einmal gereizt und erbittert war, die Zügelführung der Besonnenheit verließ, zerrüttete seine Verhältnisse und setzte bald darauf seinem Leben ein vorzeitiges Ziel. Es würde zu weit führen, dieser Schlußkatastrophe, die damals in den betheiligten Kreisen und weit darüber hinaus ein großes Aufsehen erregte, in ihren einzelnen Stadien folgen zu wollen. Auch würde sich aus den vielen durcheinander laufenden, unsicheren und verdunkelten Nachrichten der genaue Sachverhalt schwer feststellen lassen. Doch darf die nachfolgende handschriftliche Mittheilung, die den Verlauf kurz resümirt, um deswillen ein authentisches Interesse beanspruchen, weil sie von nächstbetheiligter und theilweise als Augenzeuge berichtender Seite herrührt. Verfasserin derselben ist die älteste Tochter Großmanns aus seiner ersten Ehe, Charlotte, einst der Liebling von Goethes Mutter, in deren Haus sie als Kind viel verkehrte, später mit dem Maler Ahrbeck verheirathet, dem sie 1833 die hier folgenden Angaben dictirte: „In dem strengen Winter von 1794 bis 1795, wie die Prinzeß von Braunschweig Carolina als Braut des Prinzen von Wallis sich mit ihrer Mutter hier aufhielt, war es, daß mein Vater, kaum von einer hitzigen tödlichen Krankheit genesen, auf den Wunsch der Herzogin sehr oft, und angreifende Rollen spielen mußte. Meine Bitten sich zu schonen, da sein Freund und Arzt Dr. Heineke in Bremen ihm heftige Gemüthsbewegung untersagte, fanden kein Gehör, und so kam es, daß er an

*) Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Bd. III.

einem Abend zwei ganz verschiedene und angreifende Rollen spielte. Im „Vetter von Lissabon" und im Nachspiel: „Wer wird sie kriegen". Im ersten den Kaufmann Wagner und im zweiten den Dorfschulmeister. Beim Umkleiden, wo ich leider nicht zugegen sein konnte, weil auch ich mich umkleiden mußte, gab meine Stiefmutter statt kühlender beruhigender Getränke ihm Punsch zu trinken, und dieses ist die Ursach seines Unfalls. Denn, wer im ersten Stück durch seine Darstellung alles zu Thränen und Bewunderung hinriß, war seiner Sinne sich bewußt; doch diese Anstrengung, das hitzige Getränk, brachten sie in Verwirrung, und er sprach Wahrheiten, die wohl gedacht aber nicht gesagt werden dürfen, und alles dieses sprach er zu der Herzogin in die Loge, indem er einen Blumenstrauß, den er mir als Braut reichen sollte, zu ihr empor hielt. Die Herzogin, die meinen Vater seit Jahren schätzte, blieb ruhig bis der unglückliche Vergleich mit dem König von England und einem Esel kam. Der Esel — sagte mein Vater — muß die Lasten nach der Mühle tragen, der König in sein Cabinet; wenn auch gutes Mehl aus der Mühle kommt, es wird doch viel schlechtes Brod gebacken, wenn auch der gute Esel — — hier stand die Herzogin auf, und ich ließ schnell durch den Theatermeister Rost den Vorhang fallen und wollte zu meinem Vater, der aber schrie mit fürchterlicher Stimme: der den Vorhang heruntergelassen hat, den schlag ich todt. Der alte Rost versteckte mich in seine kleine Kammer. Von diesem Augenblick blieb mein Vater in einer geistigen Ueberspannung.*) Ich that der Herzogin einen Fußfall und erhielt von ihr das Versprechen, alles was sie vermöchte, für meinen Vater zu thun; er sollte eine Bittschrift einreichen mit der Bekräftigung des Arztes, daß sein Gehirn durch eine hitzige Krankheit gelitten habe.

Nach diesem Vorfalle, und als ich meinem Vater die Aeußerung der

*) Diese Ueberspannung äußerte sich in den Formen der höchsten Excentricität Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1796, der einen den Künstler und Menschen mit großer Achtung behandelnden Artikel über Großmann enthält, erzählt u. A. nach dem Bericht eines Freundes, der Großmann 1795 besuchte, daß derselbe damals mit Stern und Ritterband geschmückt gewesen sei. Auf die Frage, wie er sich bei seinen demokratischen Grundsätzen so herausputzen könne, habe er geantwortet: „Gerade weil ich so denke, muß ich mich so kleiden. Kann der stolze Adel wohl besser gezüchtigt werden, als wenn ein vile caput wie ich sich mit seinem Flitterstaat behängt? Ich will gerade dadurch diese Dinge verächtlich machen und um ihr Ansehen bringen." An seine Stubenthür hatte er folgenden Wechsel angeschlagen: „Drei Monate nach Dato zahle ich gegen diesen meinen Solawechsel meinen Leichnam an die Mutter Erde. Valutam habe von derselben aus ihrem liebevollen Schooße richtig empfangen; leiste gute Zahlung aller Orten nach Wechselrecht. Hannover, 23. April 1795. G. F. W. Großmann." Man darf demgegenüber nicht vergessen, daß Großmann das Genie des Humors besaß und daß er damals in einer aus Weltverachtung, Trauer und Erbitterung seltsam gemischten Stimmung, das Ende vor sich sehend, sich selbst parodirte.

Herzogin mitgetheilt hatte, versprach er eine Bittschrift aufzusetzen, und wir mußten die beiden Schauspieler Santorini und W . . . . . . ck rufen lassen, um sie ihnen zu dictiren, die eine an die Regierung und die andere an das Hofmarschallamt. Der Inhalt dieser Bittschrift war nicht geeignet ihn zu vertheidigen, sondern im Gegentheil, seine Sache nur zu verschlimmern, indem er darin fortfuhr, wie er bey obigem Vergleich angefangen hatte, und alle Schwächen und Mißbräuche der Hannoverschen Regierung und des Adels aufzudecken sich bemühete, welches er wohl in solchen Ausdrücken muß gethan haben, daß die Regierung sich berechtigt fühlte ihn auf dem Cleverthor in Verhaft zu halten. Er mag sich nach meiner Rechnung etwa 3 Monath dort befunden haben und ich hatte die ersten 6 Wochen die Erlaubniß ihn zu besuchen, die mir später versagt wurde, worauf ich nach Berlin reisete.

Alles was von dieser Zeit an geschah, weiß ich nur von Hörensagen. Nemlich: daß er im Arrest krank geworden und in Folge der Krankheit nach seinem Hause gebracht worden ist. Den Sommer brachte er unter Aufsicht eines Arztes im Bade Nenndorf zu, und den May darauf, wo ich und meine Schwester, die Unzelmann, ihn in Berlin erwarteten, erhielten wir plötzlich die Nachricht seines Todes an einem Blutsturz."

Großmann war zweimal verheirathet, zuerst um 1775 mit Caroline Hartmann, Tochter des Polizeidirectors Hartmann in Gotha, die schon mit siebzehn Jahren Wittwe des Regierungsraths Flittner und Mutter zweier Kinder war, von denen das eine die spätere berühmte Schauspielerin Unzelmann wurde. Großmanns erste Frau, die schon 1784, erst zweiunddreißig Jahre alt, in Bonn starb, soll sehr schön, eine gute Schauspielerin und vortreffliche Frau gewesen sein. Sie leitete in Bonn die Direction der Gesellschaft ihres Mannes, während derselbe mit einer zweiten Truppe in Frankfurt spielte. Großmanns zweite Frau, Victoria Schroth, soll ebenfalls schön, eine gute Schauspielerin und vortreffliche Sängerin, ihr Charakter dagegen nach Mancher Meinung nicht ganz frei von Zweideutigkeit gewesen sein. Doch muß anerkennend hervorgehoben werden, daß Großmanns Briefe sehr zu ihren Gunsten sprechen und das Glück ihres ehelichen Zusammenlebens mehrfach in der nachdrücklichsten Weise betonen. Großmann war sehr klein von Wuchs. Der Eindruck seines Kopfes ist aber bedeutend. Sein Bild, welches Göpfert am ähnlichsten gestochen, erinnert in dem fein sinnenden Gesichtsausdruck, dem ein Zug von Leiden beigemischt ist, beinahe an Schiller. Das energische Kinn und die Nase sprechen den Mann der Action aus, während eine gewisse schwermüthige Ruhe im Gesammtausdruck des Gesichtes den Idealisten ankündigt. Diesen hat er namentlich auch in seinem opfervollen Bemühen, Lessing ein Denkmal zu errichten, bewährt, welches zu charakteristisch für den Mann ist, um hier nicht noch Erwähnung zu finden. Großmann

ist als der Vorläufer aller derjenigen zu betrachten, die später durch Schrift und Rede dahin gedrängt und schließlich auch bewirkt haben, daß die Nation sich ihrer Versäumniß bewußt werde und einem ihrer vornehmsten geistigen Größen ein seiner würdiges Denkmal errichte. Er war der Erste, den der grelle Abstich zwischen Lessings nationaler Bedeutung und seiner namenlosen, kaum auffindbaren Ruhestätte auf dem Braunschweiger Kirchhof so peinlich berührte, daß er alles aufbot, um eine Aenderung zu bewirken. Von 1788 an erschöpfte er sich sieben Jahre hindurch bis kurz vor seinem Tode in dem vergeblichen Bemühen, durch Beiträge von Seiten der deutschen Bühnen Lessing ein Denkmal zu errichten und selbst die zuletzt in seinen persönlichen Verhältnissen eingetretene Verwirrung beirrte ihn nicht in diesem höchst mühevollen Unternehmen. Die Lessingbiographie von Danzel und Guhrauer erzählt den genaueren Verlauf dieser nicht allein für Großmann, sondern auch für die Auffassung der Zeit charakteristischen Angelegenheit, während Stahr in seiner Lebensgeschichte Lessings sie eigenthümlicherweise ganz mit Stillschweigen übergangen hat. In den mitzutheilenden Briefen wird ebenfalls mehrfach auf dieselbe Bezug genommen.

Ueber Großmanns Bedeutung als darstellender Künstler hat ein genauer und competenter Kenner, H. A. Reinhardt, der langjährige Herausgeber des Gothaischen Theaterkalenders wie folgt geurtheilt: „Einen Lord Trinket, einen Riccaut de la Marlinière und alle Chevalierrollen spielte er mit aller diesen Geschöpfen eigenen Etourderie und Impertinence; Marinelli aber ist sein Triumph, den ihm Keiner nachspielen wird. Er spielte auch Juden, Zigeuner und französische Bediente vortrefflich." Schlichtegroll nennt ihn „einen der Lieblinge der deutschen Bühne" und bezeichnet den Hofrath in seinem Drama: „Nicht mehr als sechs Schüsseln" als eine seiner besten Rollen, die ihm auch wohl deshalb so gut gelungen sei, weil der Charakter des Hofraths sein eigner Charakter gewesen sei. Ist dies richtig, so gereicht es dem Charakterbild Großmanns jedenfalls nur zur Ehre. Der Hofrath stellt sich in dem erwähnten Stück dar als ein charakterfester, zwar gütiger, dem Unrecht gegenüber aber unbeugsamer, leidenschaftlich erregbarer, aber im Handeln besonnen abwägender Mann. Er behauptet das Feld inmitten der Kabalen, die ihm die adelsstolze, aufgeblasene Verwandtschaft seiner Frau im Bunde mit einem schurkischen Kammerherrn, einem nichtsnutzigen eigenen Sohn unter der Aegide eines schwachen Fürsten bereiten. Großmanns „Nicht mehr als sechs Schüsseln" hat aber nicht allein als Bühnenstück durch gute Charakterzeichnung, lebendige Entwickelung der Motive, Kraft der Sprache, die sich durchweg frei von Trivialität erhält, sein Verdienstliches, sondern es hat auch literarhistorische Bedeutung. Denn es ist das erste Stück, welches den hernach von Schiller in „Kabale und Liebe" mit ungleich größerer

poetischer Vertiefung wiederholten Griff nach jenem Conflict der hochgeborenen Niedertracht und ihrer Helfershelfer mit bürgerlicher Gesittung und Menschenadel that, der so ganz der herrschenden Zeitstimmung und ihren sittlichen Forderungen entsprach. Es ist gleichzeitig das erste Stück, welches ganz in die Wege einlenkt, die später Iffland in seinen Familiengemälden mit solchem langdauernden Erfolg betrat, nur daß Großmann in seinem „Familienstück", seinem eigenen Naturell gemäß, der sentimentalen Seite weniger Betonung verlieh. Wenn Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (Theil III, Seite 37) meint: Kabale und Liebe habe die Bresche gelegt, durch welche Iffland mit all' seinen schurkischen Kanzlern, Hofräthen, Kammerjunkern, Amtleuten u. s. w. hindurchgezogen sei, so kann man diesen Ausspruch gewiß mit größerem Rechte noch auf das Großmannsche Stück anwenden, welches zeitlich die Priorität besitzt — es erschien 1777, „Kabale und Liebe" 1784 — und in dem bürgerlichen Zuschnitt des Verlaufs der Handlung viel größere Verwandtschaft mit den Ifflandschen Stücken besitzt als die Schillersche Tragödie. Das Großmannsche Stück hat sich sehr lange auf der Bühne erhalten und fand bei seinem Erscheinen in den weitesten Kreisen eine enthusiastische Aufnahme.

Auch sonst war Großmann ein fleißiger Schriftsteller. Außer mehreren Schauspielen und nach ausländischen Mustern bearbeiteten Singspielen schrieb er auch eine Dramaturgie. Seine Briefe über verschiedene Gegenstände der Bühne in der „Clever Theater-Zeitung" von 1775 bekunden seine Verehrung für Lessing, Shakespeare und Goethe und enthalten nach Schlichtegroll viele feine Bemerkungen über das Schauspiel. Noch möge bemerkt sein, daß von ihm auch eine französische Uebersetzung der „Minna von Barnhelm" unter dem Titel: „Minna de Barnhelm, Comédie de Lessing". Berlin 1772. herrührt.

Von den sich hieran anschließenden Briefen sind die ersten drei **von** Großmann an seine zweite Frau, die folgenden sämmtlich von verschiedenen Personen **an** Großmann gerichtet. Wo es thunlich war und nöthig erschien, sind denselben erläuternde Bemerkungen und Personalnotizen angefügt worden.

Von Großmann an seine zweite Frau.

Berlin, Dienstag d. 29. Dezbr 1789.

Gestern, liebe Maus, war denn endlich „das Räuschgen"*). Aber ohne alle Probe ists ein Wunder, daß es noch so gieng. Wie ich die Rolle holen ließ, fand ich hier gestrichen und da gestrichen. Das setzte mich und den ängstlichen Soufleur in Verlegenheit. Ich habe auch gewiß den Busch schon besser gespielt;

*) Großmann gastirte damals mit großem Beifall in Berlin am Nationaltheater.

indessen war man zufrieden. Die nächste Vorstellung soll Emilia Galotti seyn; wann ist noch nicht bestimmt. Auf jeden Fall aber bleibt es bey meinem Reiseplan. Den 5n fort, den 8n dort. Ach, Maus! wenn der König mir das Theater gäbe, in zwey Jahren wären wir reiche Leute. Tausend Thaler nehmen sie in drey Tagen ein; 200 Rtl. sind gewönliche Einnahmen, auf Stücke, die zum sechzigsten Mal gegeben werden. Welch' ein Vergleich gegen Hannover! Und doch, Liebe, werden wir uns so lange hinquälen müssen, bis unser kleiner Liebling uns an den Rhein verpflanzt. Wie wollt ich mich freuen, Briefe von ihm zu finden!

Sehnsuchtsvoll erwarte ich heute einen Brief von Dir mit der Nachricht Deiner glücklichen Entbindung und Deines Wohlbefindens. Sehnlichst seh' ich dem Augenblick entgegen Dich in meine Arme zu schließen. Aufs zärtlichste liebt und schätzt Dich

Dein ewig treuer
Großm.

Bremen, Donnerstags Nov. 1791.

Ich möchte mich so gerne freuen, liebe Goldmaus, und was konnte bey Deiner Entfernung von mir, mir herzlichere Freude machen, als ein Brief von Dir. Du bist ein recht gutes Weib, das meine ganze Liebe und Achtung verdient. Möchtest Du doch darinn einige Belohnung für das finden, was Du mir bist! Meine kranke Seele bedarf mehr eines Arztes, als mein kranker Körper, und Du bist mein Seelenarzt. Dafür danke ich Dir, liebe Maus, aus dem wärmsten Herzen. Um Deinetwillen wünsche ich, daß es uns noch recht glücklich gehen möge, damit Du für ausgestandene Leiden reichlich Freuden erndten könntest! Man ist ja auch glücklich, wenn man die glücklich sieht, die uns werth sind.

Auf schlechte Einnahmen, in Hannover, die kurze Zeit, die wir noch da sind, müssen wir uns gefaßt halten. Cassel wird desto besser seyn; wenigstens sind wir doch gedeckt. Ich wollte mich so gerne aller Gedanken an Theater und Geschäfte entschlagen, aber sie begleiten mich allenthalben und meine Krankheit ist, daß ich mir alles schlimmer vorstelle. Man giebt sich hier alle ersinnliche Mühe uns Vergnügen zu machen. Hätte ich Empfänglichkeit dafür, wie vergnügt könnte ich seyn! Besonders der gute Knigge; er giebt uns einen guten Tisch und bei allen seinen Schmerzen würzt er ihn mit Witz und Laune. Knigge ist bei Gott! ein großer Mann! Man plagt mich den Marinelli zu spielen; ich habe mich dagegen bis auf die letzte Minute gesperrt; aber ich muß dran, wenn ich für alle genossenen Güte kein Flegel und Freudenstörer seyn will.

Ich habe Kotzebues Schwester gesprochen, vom Barth mit der eisernen Stirne aber war die Rede nicht. Kotzebue ist hier verabscheut. Er geht von Reval ab, und soll Russischer Gesandter bey dem Fürsten von Oldenburg hier in der Nähe werden. Wenn das ist, will ihm Knigge ein paar Ohrfeigen geben.

Nun, Liebe, Gott befolen! Vor meiner Abreise bekomme ich noch einen Brief von Dir und höre was vorgegangen ist, was für Stücke gegeben werden; wie die neue Oper ausgefallen ist. Ich drücke Dich an mein Herz und bin Dein bis in den Tod getreu Maus

Großm.

Bremen, Sonntag 21. Aug. 1792.

Nachdem ich meinen Brief fortgeschickt hatte, ging ich zu Knigge. Welch ein Anblick! Der Leidende hatte sein Bett an ein Fenster stellen lassen. Das

helle Tageslicht fiel grell auf den blassen Körper und auf das weiße Bett. Ich konnte mich nicht enthalten auszurufen: ich möchte in diesem Augenblick Rubens seyn, diese Wirkung des Lichts auf dieses weiße Bett und darauf diesen philosophischen Kopf zu mahlen. „Mit der Philosophie ists aus, rief er mir mit gebrochener Stimme entgegen: ich leide sehr!" Großmann, sagte er, nach einer Weile, in welcher wir über mancherley gesprochen hatten: diesmal komme ich nicht durch. Und meine Sachen sind in so großer Verwirrung; und in der langen Zeit hab ich nichts schreiben, nichts verdienen können!

Ich suchte ihm die Todes Gedanken aus dem Kopf zu reden und das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken. Er kam aber immer wieder darauf zurück.

Mittwoch.

Ging früh zu Knigge, den ich viel heiterer fand. Sein Arzt versichert, er wolle ihn diesmal noch durchbringen. Er gab mir manchen freundschaftlichen Rath; besorgte nur, daß die Kosten des Hauses*) heranlaufen möchten. Da das Liebhabertheater aufhört, so werde ich wohl ihre Dekorationen kaufen. Ich denke, das soll eine größere Ausgabe sparen.

Nun sind mir die Bedingungen vorgelegt. Kein Stück darf aufgeführt werden, was die Kommission nicht zuvor gelesen. Ich muß für die gute moralische Aufführung der Schauspieler einstehen, und dergl. mehr. Künftigen Freytag kommt der ganze Rath zusammen, und dann erhalte ich gegen Mittug das Privilegium auf 5 Jahre.

Es freut mich, liebes Weib, daß Du mit dem guten Hans zufrieden bist, daß er sich Deine mütterliche Liebe erworben hat. Ich glaube, daß Dir die Trennung nahe gegangen. Gott laß uns Freude und einst eine Stütze an ihm erleben!

Leb' wohl! Bis in den Tod

Dein

Fritz.

Von Frau Rath Goethe.**)

Frankfurth d. 19ten May 1780.

Lieber Herr Gevatter! Sehr, recht sehr hat es mich gefreut, daß Sie glücklich in Bonn angelangt auch Ihre lieben Kinder wieder hübsch frisch und munter angetroffen haben — Halten Sie ja Ihr versprechen künfftige Meße mich wieder eins dieser lieben Geschöpfe sehen zu laßen, doch (verstehts sichs) der Lotte***) ohnbeschadet, den die ist und bleibt nun einmahl mein Ideal. Küßen und grüßen Sie das herrliche Mädgen, und sagen Ihr, daß ich, und die kleinen Büßquitger mit schmertzen auf Ihre Rückkunft warten. Nochmahls vielen Dank vor alle die Freuden und vergnügten Tage, die Sie mir vier hübsche Wochen lang tag täglich

*) Es wurde damals für Großmann ein neues Theater am Osterthor-Walle für 5000 Thaler errichtet. Das Geld wurde durch Actien zusammengebracht. Das Liebhabertheater war das Kniggesche.

**) Der Nachlaß enthält fünfzehn dieser werthvollen Briefe, von denen wir hier drei an Großmann und einen an dessen erste Frau gerichteten mittheilen. Das Schnorrsche „Archiv für Literatur" von 1874 hat dieselben bereits einmal veröffentlicht.

***) Großmanns älteste Tochter, später mit dem Maler Ahrbeck in Hannover verheirathet.

verursacht und gemacht haben. Bey meiner Lage, bey der stille die um mich herum herscht ist's nöthig, ists Wohlthat, wenn mir was vor die Seele gestelt wird, das sie aufzieht, in die höhe spant, daß sie ihre anziehende kraft nicht verliehrt. Doch da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß Sie nach Hertzenslust hat wachsen und gedeihen, Ihre Aeste weit ausbreiten können u. s. w. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Zier Gärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden; so fühle ich **alles**, was wahr gut und brav ist, mehr als villeicht Tausend andre meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Hertzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kan eine andre, die neben mir sitzt, mich angaffen, und sagen, es ist ja nicht wahr, sie spielens ja nur so — Nun eben dieses unverfälschte und starke Natur gefühl bewahrt meine Seele (Gott sey ewig Dank) vor Rost und Fäulniß. Den letzen Tag Ihres hirseyns ware ich zum Beschluß noch recht vergnügt — Henriette*) hat mir gantz auserordentlich behagt, bittens uns auf künfftige Meße zum Regal und Hertzens weide wieder aus. Heut ist mit Schiffer Frantz Matheus mein und meines Sohnes Gibs Gesicht, wie auch die Nackäsche an Ihnen abgegangen — Wünsche viele Freude dran zu erleben. Leben Sie recht wohl! Grüßen vielmahls von mir (besonders aber vom Papa) Ihre liebe Frau, Lotte, Hänßgen, Fritze, Fräntzgen und Antonette (Sie sehen doch daß ich die nahmen hübsch behalten kan) Kommen Sie die Meße Gesund und vergnügt wieder zu uns — Laßen Sie Ihre Herrn Schauspieler nebst Frauen und Jungfrauen ihre Rollen recht schön einstudiren — damit ich und andre brave Menschen in der herrlichen Täuschung erhalten werden, Im Hamlet und andern ihm ähnlichen stücken, von gantzer Seele flennen — In den 6 Schüßlen, in der Jagdt von ganzer Seele lachen — In Trau schau wem**) — bald über das unglückliche paar hertzinniglich betrübt sind — bald über den trolligen pips tränen lachen. Summa Summarum — daß alles hübsch klapt und paßt. Nun nocheinmahl leben Sie wohl! Und glauben daß ich bin

Ihre

wahre Freundin
C. E. GOethe.

Den 24ten April 89.

Lieber Herr Gevatter!

Die unerwarttete ankunft Ihres Lieben Briefes hat mir viel Vergnügen verursacht — mir wards, als trätte ein alter guter Freund in meine Stube — und spräche: Da bin ich wieder. Die Vergleichung gefält mir — meine Einbildungskraft wird mir beystehen — Sie sitzen in der bekandten Wohnstube — das Band meiner Zunge wird loß — und ich hebe an meinen Spruch. Wenn Thalien und Melpomenen an mir etwas gelegen war; so mögen sie ihre Häupter mit Flohr verhüllen und ihre Leichname in Trauer gewand einwicklen. Die Ursachen dieser großen Revolution laßen sich her sagen wie — ein pater noster. Wer nur das mindeste Gefühl hat, kan Der es ansehn, daß ein Mensch von der plumpsten Sorte — dessen eigentlicher Beruf porteschäßhentragen wäre, deßen heulenden Organ ihn zum Nachtwächter qualivicirte — daß ein solcher Den guten

---

*) „Henriette, oder sie ist schon verheirathet", Lustspiel in fünf Aufzügen von Großmann — nächst den „Sechs Schüsseln" das beliebteste seiner Stücke.

**) Schauspiel von Chr. Brandes. In Wien 1769 preisgekrönt.

biedern Wolf im Otto spielt! Ein gewißer Herr Großmann stellte diesen treuen Diener so auserordentlich brav dar, daß bey singung der Romanze kein Auge trocken blieb — bey dem Vierschröterischen Wolf — lachte alles überlaut — Muß es nicht alle Ilusion stören, wenn Madam Beck die wenig zähne mehr hat in den Beyden Billiet das Rösgen macht — ich will ihren sonstigen Talenten dadurch gar nicht zu nahe tretten — aber ein Rösgen ist sie doch warlich nicht — In diesem Thon könte ich Ihnen noch viel vorerzählen — aber zu was nutzt es, zu was fromt es — soviel ist ausgemacht, daß die vortrefflichsten Stücke bißhieher wegen Dem fortgehen der geschicktesten Leute entweder gar nicht, oder sehr elend sind gegeben worden. Ein gantzes Schock neuer Menschenkinder sind zwar angelandet — da ich aber diese Meße noch mit keinem Fuß im Theater war; so kan ich von ihren Talenten oder nicht Talenten auch nichts sagen. Da ich überzeugt bin, daß mein Lieber Herr Gevatter schweigen kan — und also von allen diesen Nachrichten keinen Gebrauch als vor Sich Selbst macht; so kan ich auch von Koch*) offenherzig reden. Er scheint mir ein guter Mann zu seyn, scheint keinen üblen Charackter zu haben, aber träge, unordtenlich, manchmahl wißen Die Schauspieler nicht, was übermorgen gespielt wird — in der Garterobe soll eine Confusion herschen die ohne gleichen ist — einige Rollen spielt er brav — Den Siegfried in der väterlichen Rache — gutherztige Alte — aber zu jungen Rollen ist sein Cörperbau zu stark, seine Stimme zu hohl und Rau und äußerst unangenehm Z. E. als Hammlet, als Posa im Don Carlos ist er mir Unausstehlich, auch als Tellheim ist er Ungenißbar. Stegmann ist jetzt der Liebling des hiesigen und Mainzer publicums — er ist Opern director — hat jetzt Gute Singstimen — Madam Helmuth — Madam Schick**) — Madam Walther — er läßt die Opern recht einstudiren — und wenn Koch doll würde, so giebt er keine Neue, biß die Leute sie aus dem Fundament hertrillern können — da nun Koch es mit dem Schauspiel just umgekerth macht — und die Leute mit den Rollen keine Zeit gelaßen wird, so folgt gantz nathürlich, daß alles in Die Oper läuft — und beym Schauspiel lehre Bänke in menge sind. Weil nun Stegmann dadurch der Kaße mehr einbringt als Koch; so ist leicht zu begreifen, daß er hir u in Maintz sehr gut angeschrieben ist — auch hat er sich auf 12 Jahre aufs neue anwerben laßen. Da ich so lange nichts von Ihnen gehört hatte; so waren mir die dramaturischen Blätter von Herrn von Kniege ein wahres Freudenfest. Leben Sie wohl! Grüßen Ihre Liebe Frau Lotte und alles was Ihnen lieb ist von

Ihrer wahren Freundin
E. Goethe.

den 27ten Aprill 1793.

Werthgeschätzter Herr Gevatter!

Sie werden verzeihen, daß ich Ihnen so lange die Antwort auf zwey Briefe schuldig geblieben bin — Doch liegt meine Entschuldigung in den gegenwärtigen Zeitläuften — seit dem 22ten October 1792 hatten wir andere Dinge zu be-

*) Eckardt Koch (1754—1831), geboren zu Berlin, früher ebenfalls dem Staatsdienst angehörig, wirkte erfolgreich theils als Regisseur, theils als Director zu Riga, Frankfurt a. M., nach Großmanns Tod in Hannover, zuletzt in Wien, wo er überall eine geachtete Stellung einnahm.

**) In der Wiedergabe des großartigen Stils der Gluckschen Opern besonders ausgezeichnet.

treiben und zu besorgen als Briefe zu schreiben, die erfordern (wenigstens bey mir) ein ruhigs Gemüth, wer aber bey zwey Milionen Brandschatzung — bey der starken Einquartirung (da ich eine Stube vor mich vor Eßen — Trinken — Schlafen und visiten guter Freunde nur übrigbehalten habe), wer bey Einnahme der Stadt in Gefahr war sein Hauß und Vermögen in die Luft fahren zu sehen — wer aus Christlichem Mitleid den armen Blesirten und Gefangenen — Nahrung und Kleidung Stücke in die Spiethäler und Gefängniße zu schicken hatte — wer bey allem diesen wirr warr sich ruhig hinsetzen und Briefe schreiben konte der war geschickter wie ich — und noch biß auf den heutigen Tag sind sind und können wir nicht ruhig seyn — so lange das beklagungs würdige Maintz nicht wieder in Deuschen Händen ist, dürfen wir noch nicht gantz ohne Furcht seyn. Aus allem diesen erhelt nun zur Gnüge daß uns die Lebendigen so viele Arbeit — Mühe, und Kosten verursachen daß wir an die Toden nicht dencken können*) — Ueberhaupt mögte ich mein Hertz (über verewigung — großer Menschen — durch Obelisken — Urnen u d g) wohl einmahl ausschütten — aber nur nicht gegen Ihnen — denn da Sie alle Briefe dieser art drucken laßen; so könte mir diese Ehre ebenfalls wiederfahren — welches mir dann keinen kleinen ärger verursachen würde. Vor die übersendung der Tramaturgischen Blätter dancke ergebens — ich leße so was mit Vergnügen — da das Theater noch biß dato mein liebstes Steckenpferd ist. Ich habe im Jorick gelesen, daß das ein böſzer Wind wäre, der Niemand was gutes zuwehete — das gielt von Unserm hiesigen Theater — das hat durch den Krieg diesen Winter erstaunlich gewonnen — Der König von Preußen — die Printzen — Genährle — kurtz alles war alle Abend im Schauspiel worüber ich denn eine herzinnigliche Freude hatte und in denen Stunden alles übrige Leyd so zimlich vergeße. Der guten Viala**) bin ich auch noch eine Antwort schuldig!! Grüßen Sie Sie auf schönste und beste von mir und versichern Derselben die Fortdauer von meiner Freundschaft — Dieses nehmliche sagen Sie Ihrer Lieben Ehehälfte der Frau Gevatterin — und zum beschluß Sich selbst. Ich bin wie vor Olim

Dero

Gute Freundin
Goethe.

(An Frau Grossmann, geb. Hartmann.)

Liebe Freundin!

Das Vertrauen, so Sie zu mir haben, freut mich ungemein, ich würde es Ihnen in einer langen Epistel noch deutlicher Vorlegen, wann nicht mein Hauß von oben biß unten mit schönen Geistern vollgepfropft wäre. Wielandt ist schon einige Tage da, auch Freund Merk. Herr Docter Wagner wirds Ihnen sagen, daß von Morgens bis in die liebe Nacht alles drunter und drüber geht, denn liebe Frau Gevatterin, da Sie selbst einen Poeten zum Mann haben, und also aus Erfahrung wissen, daß die Gattung Menschen in einem Tag mehr unfug anrichtet, als wir andern armen Erden= würmer in einem Jahr; so können Sie sich leicht meine Dermahlige Häußliche unordnung und Verwirrung Vorstellen. Dieses schreibe ich Ihnen früh Morgens um 6 uhr da alles noch in tieffen Schlaf begraben liegt. Sonst stehe ich freylich auch bey so dunkeler Jahrzeit so

*) Bezieht sich auf die Lessing=Denkmals=Angelegenheit.

**) Frau Fiala, Mitglied der Großmannschen Gesellschaft, eine zu jener Zeit und später in Hamburg sehr geschätzte Schauspielerin.

frühe nicht auf, aber Ihre Niederkunfft jagte mich aus den Federn. Tausendt Element dachte ich, wenn die liebe Frau ins Kindbett käme und wüßte unsre nahmen nicht und sie Taufften das arme Kind in der Angst Ursula, Angnes, oder wohl gar Tristmegistus, Diesem allen Vorzukommen berichte dann, daß ich Catharine Elisabetha, mein Sohn aber Johann Wolfgang heisset. Nun liebe Frau Gevatterin! Gott seegne Ihre Niederkunfft, ich werde mich auf alle gute Nachrichten von Ihnen freuen. Leben Sie wohl! grüßen den Herrn Gevatter, und küssen mein Goldiges Lottgen Tausendtmahl von mir und dem großpapa, Behalten Sie uns in gutem Angedenken, biß wir uns wieder von Angesicht sehen und sein Versichert daß ich bin

Frankfurth d. 19.ten Decembr. 1777.

Ihre

aufrichtige Freundin

C. E. Goethe.

N. S. Mein Mann empfiehlt sich Ihnen auf's Beste.

Ludwig Weisser.

Am 26. Februar d. J. starb zu Stuttgart der in kunstfreundlichen Kreisen weit über die Grenzen Schwabens hinaus bekannte Inspector des dortigen königlichen Kupferstichcabinets, Professor Karl Ludwig Weisser. Im Jahre 1823 als Sohn eines Pfarrers in dem württembergischen Dorfe Unterjettingen bei Herrenberg geboren, kam er mit vierzehn Jahren zu dem Lithographen Küstner in Stuttgart in die Lehre. Daneben konnte er den Zeichenunterricht in der damals sogenannten Gewerbeschule, dem jetzigen Polytechnikum, besuchen.

Durch den frühen Verlust der Eltern ganz auf sich selbst angewiesen, erwarb er sich sein Brod gleich nach der Lehrzeit durch Federzeichnungen auf Stein für buchhändlerische Unternehmungen, namentlich des Franckschen und des Becherschen Verlages. Außerdem trieb er philosophische, ästhetische, sowie kunst- und culturhistorische Studien mit unermüdlichem Eifer.

Die Geschäftsstockung des Jahres 1848 und der Einfluß seines älteren Bruders Adolf, welcher damals den Stuttgarter „Beobachter" redigirte, rissen ihn aus diesen Arbeiten und Studien heraus und lebhaft in die politische Bewegung jener Zeit hinein. Er wurde Mitarbeiter und zeitweise stellvertretender Redacteur des von Ludwig Pfau gegründeten Witzblattes „Eulenspiegel". Als solcher kam er, die Verantwortung für einen Anderen tragend, im Jahre 1850 wegen Majestätsbeleidigung vor das Schwurgericht und auf acht Monate nach Hohenasperg.

Nachdem er frei geworden, ließ er sich in Stuttgart häuslich nieder und nahm die frühere künstlerische Thätigkeit wieder auf. Im Jahre 1854 begann

er seinen bekannten Bilderatlas zum Studium der Weltgeschichte. Hermann Kurz, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband, und der jetzige Prälat Dr. Heinrich Merz schrieben ihm den Text dazu. Das Werk erschien in drei Abtheilungen in Folio vom Jahre 1860 bis 1868 mit drei Textbänden in Octav im Verlag von Nitzschke.

Im Herbst 1858 wurde ihm vom König Wilhelm das Inspectorat der königlichen Kupferstichsammlung übertragen. Bald darauf erhielt er auch eine Hülfslehrerstelle für Costümkunde und andere kunstwissenschaftliche Fächer an der Kunstschule, in deren Lehrercollegium er als Mitglied aufgenommen wurde. An der Politik hatte er sich seit den fünfziger Jahren nicht mehr praktisch betheiligt, aber die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches wurde von ihm mit lebhaftester Freude begrüßt; er pflegte sich selbst als ein stilles Mitglied der nationalen Partei zu bezeichnen.

Seine letzte größere, leider unvollendet hinterlassene Arbeit war der Text zu dem bei Paul Neff in Stuttgart seit einigen Jahren lieferungsweise erscheinenden Werke: „Die Kunst für Alle. Eine Sammlung der vorzüglichsten Malerstiche, Radirungen und Formschnitte des 15. bis 17. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf Kunst- und Culturgeschichte, herausgegeben von J. G. Gutekunst."

Nach Vorausschickung dieses kurzen Lebensabrisses sei nunmehr das Wort Friedrich Vischer gegönnt, welcher unserem Blatte folgende Charakteristik des Verstorbenen mittheilt.

* * *

Ich sah den Verstorbenen zum ersten Male in einer Sitzung der sogenannten Kunstcommission beim Minister von Golther. Er trug einen Plan über die Grundsätze vor, welche bei künftigen Anschaffungen für die Kupferstichsammlung leitend sein sollten. Da die Mittel sehr beschränkte sind, so hatte es diese Vorlage mit verwickelten Fragen zu thun; vom dringend Nothwendigen mußte unterschieden werden, was Aufschub duldet, mit Werth des Anzuschaffenden und mit Zeitfolge der Anschaffung, sowie mit unbekannten Möglichkeiten von Kaufgelegenheit war gleichzeitig zu rechnen, der Eifer der Vermehrung und das kleine Budget hatten ein Abkommen miteinander zu suchen. Ich fand diesen Knoten mit einer Klarheit gelöst, es sprach aus dem ganzen Vortrage eine innere Wahrheit, eine schlichte Ueberzeugungskraft, die äußerst wohlthuend war und mich alsbald für den Mann und den Menschen gewann. Zugleich war diesen praktischen Erwägungen zu entnehmen, daß hier ein Wissen zu Grunde lag, welches über das Maß, das wir bei Kupferstichkennern vorauszusetzen gewohnt sind, weit hinausging; ja sichtbar mehr als Wissen, ein wohlbestelltes, in Studien gereiftes, kunstphilosophisches Denken war es, worauf diese brave und feine Arbeit schließen ließ.

Wie sehr fand ich diesen Schluß bestätigt, als ich in der Folge den trefflichen Mann näher kennen lernte! Weissers historisches Wissen umfaßte mit der Geschichte der Kunst und des speziellen Zweigs, der sein Fach war, in weitem Umfang die Culturgeschichte überhaupt, und da diese mit der Formenwelt, die wir im weiten Sinne des Wortes Costüm nennen, auch die Geschichte der Wissenschaft und der Religion einschließt, in diesen idealen Sphären aber die Bemühungen der Menschheit um Lösung der höchsten Räthsel zu Tage treten, so schenkte er es sich nicht, sich von seinen Studien in die ernste und schwere Region philosophischer und theologischer Literatur einführen zu lassen. In jenen Jahren schon, da er noch Lithograph war, hat er in solcher Geistesarbeit manche Nacht bei einsamer Lampe durchwacht. Ein ausübender Künstler, dem es ein so ernstes Anliegen ist, die bloße Halbbildung zu überwinden, wird aber vor Allem den Drang fühlen, das innere Wesen eben der Sphäre, in welcher er thätig ist, an der Hand der einschlagenden Literatur zu ergründen. Weisser hat ohne die Erleichterung, die der Studirende an einer Hochschule genießt, streng geschriebene Werke über das Schöne, über die Kunst, die Künste mit unverdrossener Anstrengung durchgearbeitet. In der Kunstgeschichte hat sich jetzt eine Richtung aufgethan, hat Raum gewonnen, ist aber glücklicher Weise noch nicht ans Ruder gelangt, ein Zunftgeist, der auf solche Gedankenarbeit, auf das Geltendmachen philosophischer Bildung in diesem Felde vornehm verächtlich heruntersieht. Sie meint, wo das denkende Eindringen in den Geist eines Kunstwerkes, eines Künstlers beginnt, da beginnt das „abstracte Theoretisiren", ihre Losung ist „das Exacte, das Technische". Es begreift sich, wie diese Reaction entstanden ist. Die Zeit der Sentimentalität, dann der Romantik und der Schelling-schen, hierauf der Hegelschen Philosophie im jugendlichen Stadium ihres constructiven Verfahrens, brachten uns an der Stelle des wahren Kunsturtheils die schöne Phrase und dann die Auflösung, die Zersetzung des lebendigen, concreten Kunstgebildes in Ideen. Aber die begründete Gegenwirkung hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Durch kritisches Urkundenstudium das Leben und den Bildungsgang eines Künstlers, das Datum seiner Werke, durch Prüfung seiner Art von individueller Technik die Echtheit der ihm zugeschriebenen Werke feststellen, einen Stil in der äußeren Bestimmtheit seiner Formen schildern: dies und Verwandtes ist immer noch nicht Geschichte, nicht wirkliche ganze Geschichtsschreibung. Das heißt noch immer nach Schätzen graben und froh sein, wenn man Regenwürmer findet, es heißt immer noch: an der Schaale herumtasten; es heißt nichts weiter, als die Unterlage, den Unterbau für die eigentliche Aufgabe der Kunstgeschichte herstellen. Freilich ist die Schaale durch ihren Kern bedingt, bestimmt geformt, läßt ihn also errathen, aber um in den Kern wirklich einzudringen, dazu will

es doch andere Werkzeuge, als womit man jene Grabarbeit fertig bringt. Gewiß nicht unmittelbar und allein Philosophie des Schönen und der Kunst, nein! vor allem das Talent der Anschauung, der beseelte Nerv ist vonnöthen, der in die innerste Signatur eines Künstlers oder Kunstwerkes, seines Stils, des Stils einer Schule, einer Periode sich einlebt, congenial sich versenkt. Aber auch das kann ja nicht genügen, ein solches Talent will gebildet, eine solche richtig organisirte Kunstsinnlichkeit will durchsetzt, durchwirkt sein mit Gedanken, mit Standpuncten, mit Begriffen und Namen für Begriffe, wie sie nur die Vertrautheit mit der Kunstphilosophie, ihrer Geschichte, mit den Controversen über die wichtigsten Grundfragen im Gebiete der ästhetischen Forschung darreicht, will ausgestattet sein mit einem Vorrath von Schlüsseln, wie sie nur in dieser, der Menge verschlossenen Werkstätte sich finden. Nur so ausgerüstet wird das Auge und die Phantasie, die dazu angethan sind, einem Kunstwerk, einem Künstler, einem Stil in die Seele zu sehen, auch dahin gelangen, daß sie fähig sind, sich in der Form des Urtheils auszusprechen. Der Gegenstand dieses Urtheils ist die Einheit des Kernes mit der Schaale, der Seele des Kunstgebildes mit den Formen ihres Leibes. Der Kern ist die Phantasie, die Bestimmtheit der Phantasie in einer Zeit, einem Künstler.

Dieser Phantasie muß der Forscher nicht nur Phantasie entgegenbringen, sondern er muß in der Psychologie der Aesthetik bewandert sein, sonst wird er über die Mischung bewußter und unbewußter Seelenkräfte, um die es sich handelt, nichts zu sagen, in dieses Helldunkel keine Linien zu ziehen wissen. Und doch tritt hier erst das wahrhaft Concrete in die Kunstbetrachtung ein. Und dies Concrete heißt in der neueren „historischen" Schule abstract im schlimmen Wortsinn, während die Abstraction der Schaale, an der sie herumschabt, ihr als das ächt Concrete gilt. Hiermit wird der Geist ausgeschlossen; Geist haben, Geist zeigen heißt in diesem Lager leeres Stroh dreschen, Salbadern, sich als Ignorant, als Schwätzer bekennen. Suchst du Einlaß in diese Kirche, so hüte dich ja recht wohl, philosophische Bildung zu zeigen, sonst wirst du als Profaner ausgestoßen. Die Kunstgeschichte wird auf diesem Wege versauern, verbauern, ihr Stolz gegen die Kunstphilosophie, die Aesthetik ist Bauernstolz. Er wird sich dadurch strafen, straft sich schon jetzt dadurch, daß die Verächter der philosophischen Bildung just in das verfallen, was sie mit anfänglichem Rechte bekämpften: wo das eigentliche Urtheil beginnen sollte, da wird der so verarmten Scheinwissenschaft nichts übrig bleiben, als gerade die dürftigen Ueberbleibsel des Wortkrams der abgebleichten Sentimentalität und Romantik, womit die Sprache des Galeriepublicums sich aufputzt: „entzückend, rührend schön, reizend, hinreißend, gewaltig, riesig" u. dgl.: mit diesem Lexikon im Tornister wird der Hand-

werksbursch der Kunstgeschichte gegen den Studenten der Kunstgeschichte sein Feldlager beziehen. Freilich ist die Sprache unzulänglich die Anschauung wiederzugeben; der eindringende Geist wird daher mit ihr ringen, ihr Neubildungen abnöthigen; dem Manne der „Akribie" wird sie aber, wie sie ist, als zulänglich und daher auch dies Ringen als Unnatur erscheinen.

Die Erscheinung liegt übrigens ganz im Geiste der Zeit; gerade so wie die Kunstgeschichte straft die heutige Naturwissenschaft sich selbst, sofern sie auf die Philosophie heruntersieht, in der Einbildung, an ihre Stelle getreten zu sein; sie arbeitet mit ein paar armen philosophischen Kategorien, welche die wirkliche Philosophie nicht zu prüfen und an den Ort ihrer relativen Geltung zu stellen hat.

Es ist im Sinne Weissers gesprochen, was ich hier sage. Er war eben mit einem Artikel gegen rohe und boshafte Kritiken beschäftigt, die aus jener Schule hervorgegangen, als der Tod ihn hinwegnahm, und es war vorauszusehen, daß die Arbeit nicht matt und flach, sondern schneidig und feurig ausfallen werde, denn er war ein herzlicher Gegner dieser Geistesverachtung. Sein Gespräch über Kunst, Künstler, Kunstwerke, Kunstepochen strebte stets in die Tiefe, er sprach von Formen nie anders, denn als von einer Mimik, worin die Seele sich kund giebt, und verfolgte diese in die feinsten Eigenheiten der Handschrift des Künstlers, er sprach von Stil, von Costüm nie anders, denn als vom Kleid um die Glieder eines Innern, worin der Charakter dieses Innern sich ausprägt. Seine Gedanken suchten nach einem Centrum und bewegten sich von da wieder nach den Radien des Centrums. Als motorischen Hauptnerv im geschichtlichen Gange der Künste hatte er insbesondere den immer neu und in unendlichen neuen Formen auftauchenden Gegensatz eines sogenannt idealistischen und eines realistischen Stiles begriffen; nicht jedoch, als meinte er, die Kunstgeschichte decke sich mit dieser Formel, sofern sie in unverstandener Allgemeinheit hingestellt wird; er wußte ganz, daß dieselbe erst fruchtbar wird, wenn man erkennt, wie der Gegensatz in unendlichen Gestaltungen immer verändert wiederkehrt, nach immer neuen Versöhnungen und Ausgleichungen hinarbeitet und ins Feinste der individuellen Eigenart sich verästet. Der bescheidene, rednerisch ungewandte Mann wurde warm und ergoß sich in fließenden Worten, wenn ein solches Gespräch tiefer und tiefer drang, und eine Fülle des Wissens kam zu Tage, wie sie sonst nur in einem Leben sich erwirbt, das ungetheilt der Wissenschaft gewidmet ist.

Spricht man vom Charakter eines Mannes, so ist es vor allem die Temperatur der Thätigkeit im angewiesenen Felde des Berufes, wonach man zu blicken hat. War er Lohnarbeiter oder war er mit ganzer Seele, mit seinem besten Selbst dabei? Das ist die Frage. Weisser lebte in seinem

Amte, er lebte ihm. Wenn man angesichts der jetzigen Zeitstimmung, der geist-, pflicht- und ehrvergessenen großen Hetze nach Genuß und Geld oft sorgenvoll sich fragt: sind sie denn noch da, die Männer, die ganz ihrer Pflicht leben? sind sie noch zu finden, die Selbstlosen, deren Liebe ihr Dienst ist? — sieht man auf ein Leben, wie Weissers Leben war, so sagt man sich getröstet: ja, sie sind nicht ausgestorben, oft ganz im Stillen, ganz im Verborgenen sind sie noch da. Sein Grundzug war die edle Leidenschaft für sein Amt, für sein Schmerzenskind, seine Sammlung. Es ist merkwürdig zu sehen, wie speciell sich doch jeder Zweig menschlicher Thätigkeit mit der Moral berührt! Man denke sich eine schwach dotirte Sammlung, die doch schon manchen kostbaren Schatz erworben hat und deren immer mehr erwerben soll: sie verlangt einen Vorstand, der mit dem wärmsten Eifer ihrer Mehrung das strengste Sparsystem vereinigen muß, und man begreift, wie dringend hier ein strenger und reiner Charakter gefordert ist; persönliche Liebhaberei, Eigenwilligkeit, Schwäche gegen Versuchungen zu unzeitiger Rücksicht und Gefälligkeit, zu momentaner, die Zukunft nicht berechnender Verschleuderung der engbemessenen Mittel, und wie alle die Klippen heißen mögen: ein Mann, der da nicht ganz feststeht und dem sein Schiff nicht theuer ist wie ein Heiligthum, wird daran scheitern, und das Fahrzeug wird es zu büßen haben.

Solch ein reiner und strenger Charakter war der Verstorbene. Und um kargen Lohn hat er gedient, — man kann es sagen, ohne irgend Jemand zu beschuldigen, Verhältnisse sind oft stärker, als der beste Wille, aber man muß es sagen. Weisser hat jederzeit mehr gethan, als er mußte und als sein Sold ihm auflegte; bis herunter zu Geschäften mechanischer Art, zu so manchen Handgriffen, wofür kein Diener zu Gebote stand oder die er keinem anvertrauen konnte und wollte, weil es sich um die Erhaltung höchst werthvoller Schätze handelte, bis hinein in diese heikeln Einzelheiten ging, treu unterstützt von der Hülfe der einsichtsvollen Gattin, sein unermüdlicher Fleiß. Die schwierigste und intensivste seiner Arbeiten war die Herstellung eines Katalogs seiner Sammlung. Welches Gebirg von Mühen da zu übersteigen war, wie es gelungen, sie zu überwinden, und was hierdurch für die Sammlung geleistet ist, das zu schildern wäre ein eigenes Capitel.

Neben all diesen Anstrengungen war Weisser als Schriftsteller thätig. Ich verweise auf seine zwei umfangreichen Werke: „Bilderatlas der Weltgeschichte" und das noch im Erscheinen begriffene: „Die Kunst für Alle". Man wird ermessen, welche Summe von Schwierigkeiten die Auswahl, die Zusammenstellung, die richtige Bestimmung des Dargestellten, die Abfassung des Textes in sich schloß, und welche werthvolle, Unzähligen erfreuliche und nahrhafte Frucht auch hier diese Mühen getragen haben. Und Weisser arbeitete nicht leicht, er war streng gegen sich und that sich schwer genug, wie

er überhaupt das Leben schwer nahm; er machte für kleine Arbeiten strenge Vorstudien wie für große, arbeitete das Entworfene um und ruhte nicht, bis er das Ganze und seine Theile als reif ansehen konnte.

Und von all dem wußte die Welt blutwenig; das verspürte nur, wen das Kunstinteresse in seine Sammlung führte, wer seine Werke las, wer in eingehendes Gespräch mit ihm trat. Vielleicht nur zu sehr das Gegentheil von Naturen, die sich ausladen, sich zu zeigen wissen, ja sich vordrängen, die nicht schüchtern sind, anzuläuten und Stiegen zu steigen für ihren Vortheil, ein Bild männlicher, nicht schwächlicher Bescheidenheit, ganz bürgerlich schlicht im guten alten Sinne: so hat er gelebt und so soll die Welt ihn kennen, nachdem er mitten in seinem Wirken uns entrissen ist. Es wäre wohl zu viel, wenn man sagte, er habe in seinem Amte, in der ärmlichen Raumspalte, worin heute noch seine Sammlung steckt, sich aufgerieben, man soll nicht ohne zwingende Gründe das starke Wort Märtyrerthum in Anwendung bringen, aber das ist zu sagen, daß die letzte Krankheit auf stärkere Widerstandskraft gestoßen wäre, hätte er sich nicht in peinlicher Enge, in zu ungetheilten und zu schwach belohnten Mühen, in zu vielen tiefgrabenden Kümmernissen über so dornige Lebenswege abgemüdet. Und eben jetzt, da Aussicht war, daß diese Wege sich schlichten und lichten, daß die Mittel flüssig werden, ihm die wohlverdiente Erleichterung seiner Lage und damit auch äußerlich die vollere Anerkennung seines Wirkens zu bereiten, eben jetzt mußte er den Seinen, den Freunden, dem Amte, dem Lande entrissen werden. Soviel ist gewiß: in ihm ist einer von Jenen gestorben, deren wahrer Werth erst ganz erkannt wird, wenn sie dahin sind.

Fr. Vischer.

Zur Beschränkung der Gast- und Schankwirthschaften.

Die Gast- und Schankwirthschaften und der Kleinhandel mit Branntwein und Spiritus haben seit Emanirung der Reichsgewerbeordnung in Deutschland in einer Weise zugenommen, die wohl zu der Erwägung auffordert, ob nicht ein Theil der socialen Schäden unserer Zeit auf diese Wurzel zurückzuführen und ob es nicht wünschenswerth ist, auf dem Wege der Gesetzgebung Remedur dagegen eintreten zu lassen.

Was den ersten Punct betrifft, so ist es zwar selbstverständlich, daß der strenge, sozusagen juristische Beweis dafür, daß seit der Freigabe des fraglichen Gewerbebetriebes die Trunksucht und die Vergnügungssucht zugenommen habe, nicht zu führen; aber nach dem Satze „Gelegenheit macht Diebe“ wird man bis zum Beweise des Gegentheils doch wohl annehmen müssen, daß die

Versuchung zum übermäßigen Branntweingenuß dann sehr viel stärker ist, wenn fast an jeder Straßenecke sich ein Branntweinladen oder eine Schankwirthschaft befindet, als wenn schon durch die örtliche Entfernung eine nicht unwesentliche Erschwerung für den Besuch solcher Localitäten vorliegt. Niemandem, der mit der localen Polizeiverwaltung zu thun hat, wird der Zusammenhang zweifelhaft sein, der zwischen dem Ruin so vieler Familien der untersten Stände und der großen Anzahl von Schankwirthschaften besteht. Diejenigen, die nicht Gelegenheit haben, sei es in ihrer amtlichen Thätigkeit oder aus einem anderen Grunde, selbst diese Erfahrung zu machen, werden die Klarstellung dieser rein praktischen Frage im Wesentlichen den Praktikern überlassen und sich darauf beschränken müssen, die Frage zu erörtern, ob trotzdem nicht ein sogenannter höherer politischer Gesichtspunct die fragliche Beschränkung verbietet.

Der Abgeordnete Wiggers hat sich in der vierundzwanzigsten Sitzung des deutschen Reichstages, und zwar, wie es scheint, im Namen seiner Partei, der Fortschrittspartei, ganz allgemein gegen gesetzliche Vorschriften erklärt, welche die nach der Gewerbeordnung bestehende Gewerbefreiheit einengen würden, mithin auch gegen die zunächst hier in Betracht kommende Erörterung der Bedürfnißfrage.

Man sollte meinen, daß hier ein Punct sei, wo man das Theoretisiren und Generalisiren möglichst weit hinter sich lassen und allein die Frage erörtern muß, auf welche Weise dem Uebelstande abgeholfen werden kann, unbekümmert darum, ob man einer Inconsequenz insofern geziehen wird, als man das sonst warm vertheidigte Princip der Gewerbefreiheit hier durchbricht.

Es kann doch in der That gegen die Erörterung der Bedürfnißfrage z. B. ganz gewiß nicht wie beim Handwerk oder der Etablirung eines kaufmännischen oder industriellen Geschäfts eingewandt werden, daß durch die freie Concurrenz ein gegenseitiger Wetteifer erzeugt wird, der die Leistungen der betreffenden Gewerbetreibenden auf eine höhere Stufe bringt und dadurch dem Publicum zu Gute kommt. Solche Argumentation ist hier nicht am Platz; denn diejenigen Wirthschaftsetablissements, die fast allein den Schaden stiften, und die daher auch fast allein durch das neue Gesetz getroffen werden sollen, sind wahrhaftig nicht danach angethan, eine Concurrenz in diesem guten Sinne zu eröffnen. Man weiß genügend, wie in den weitaus meisten Fällen die sittliche Qualification dieser Sorte von Gewerbetreibenden ist und mit welchen Mitteln ausgerüstet sie ihr Gewerbe beginnen. Es sind ganz außerordentlich häufig solche Leute, auf die der Ausdruck catilinarische Existenzen in jeder Beziehung ganz besonders gut paßt. Die Eröffnung eines Branntweinausschankes ist in vielen Fällen das Letzte, was der arbeitsscheue und

dem Trunke ergebene Wirth noch unternehmen kann. Es ist so bequem, sich ein kleines Local zu miethen, das vielleicht keine größere Ausdehnung als eine gewöhnliche Wohnstube hat, in dieses Local eine Thonbank und auf diese Thonbank einige Schnapsflaschen und einige Dutzend Gläser zu setzen und dann die Arbeiter, wenn sie Abends von der Arbeit nach Hause zurückkehren, freundlich zum Hereinkommen aufzufordern und ihnen das süße Gift, gewürzt mit guten Späßen, zu credenzen.

Aber vielleicht kann man es nicht verantworten, bei der allgemein in Deutschland herrschenden Erwerbsnoth diesen Erwerbszweig künstlich zu unterdrücken? Auch das kann nicht zugegeben werden. Man muß vielmehr behaupten, daß die Meisten, welche eine solche Schankwirthschaft unteren Ranges anlegen, und um diese handelt es sich hauptsächlich, vollkommen eben so gut, wenn nicht besser, ihre Familie durch andere Arbeit ernähren können, als durch diesen Gewerbebetrieb. Nun mag man dagegen einwenden, es solle eben Jedermann die Wahl seines Berufes freistehen, um seine Kräfte frei entfalten zu können. Das kann man willig zugeben, und dabei doch zu einem für die Bedürfnißfrage günstigen Resultate gelangen; denn derjenige, der eine Schankwirthschaft der beschriebenen Art anlegt, thut dies, in sehr vielen Fällen wenigstens, weil er zu energielos für wirkliche Arbeit ist.

Da durch die Vorschrift, daß das Bedürfniß in jedem einzelnen Fall erörtert werden soll, allerdings die Ertheilung der Concession vollkommen in das Ermessen der Localpolizeibehörden gestellt wird und zwar nahezu in ein inappellables, da die Centralbehörden sehr selten in der Lage sein werden, auf eingegangene Beschwerden die Bedürfnißfrage selbständig zu prüfen, so liegt es nahe, daß von Seiten liberaler Politiker darauf aufmerksam gemacht wird, daß es immerhin bedenklich sei, das ganze Concessionswesen auf diese Weise in die Hände der Polizei zu geben.

Es ist vollkommen richtig, daß die Localpolizeihörden in Bezug auf diesen Punct fast gänzlich uncontrolirbar sein würden. Und zwar würden sie das sein nicht nur in sofern sie aus Unfähigkeit und Unkenntniß der betreffenden Verhältnisse eine Concession ertheilen, wo sie abzuschlagen gewesen wäre, oder umgekehrt, sondern selbst die polizeiliche Chicane würde hier ganz besonders schwer nachzuweisen sein, da die Anschauung darüber, ob ein Bedürfniß vorliegt oder nicht, ja der Natur der Sache nach immerhin sehr subjectiv sein muß.

Es ist ein Unglück, daß, bis vor kurzer Zeit wenigstens, man in Deutschland von der bona fides der Polizeibehörden nicht allzusehr überzeugt war. Es datirte das aus jenen häßlichen Zeiten, in denen das Mißtrauen gegen die Polizei ein nur allzu gerechtfertigtes war, die es sehr oft mehr als ihre Aufgabe betrachtete, durch alle möglichen polizeilichen Zwangsmaßregeln auch

den gesundesten freiheitlichen politischen Sinn zu unterdrücken, als die bürgerliche Gesellschaft vor Schaden zu bewahren, worin doch eigentlich ihre vornehmste Aufgabe besteht.

Aber man sollte denken, daß dies Mißtrauen mehr und mehr schwinden muß, nachdem die deutsche Volksvertretung sich entschlossen hat, durch das Socialistengesetz den Polizeibehörden eine Machtfülle einzuräumen, die bisher ohne Gleichen gewesen ist. Die Ausführung dieses Gesetzes hat, wie es scheint, den Beweis geliefert, daß die deutschen Polizeibehörden das Vertrauen nicht getäuscht haben, welches man in ihre Loyalität gesetzt hat und man wird deshalb um so eher geneigt sein müssen, auch auf einem anderen Gebiet sich nicht vor einer illoyalen Handlungsweise zu fürchten.

Gegen die Erörterung der Bedürfnißfrage kann man endlich von Seiten der Behörden selbst den Einwand hören, es sei häufig fast unmöglich festzustellen, ob im einzelnen Fall ein Bedürfniß vorliege, die Entscheidung sei dann rein willkürlich und deshalb für den Entscheidenden peinlich, schädige auch das Ansehen der Behörde.

Es ist schon oben zugegeben, daß es allerdings fast immer sehr schwer sein wird, die Frage, ob ein Bedürfniß vorliegt, mit Entscheidungsgründen zu versehen, es ist das mehr eine Frage des administrativen Gefühls sozusagen. Aber es giebt unzählige Fälle in der Verwaltung, in denen dieses administrative Gefühl das Beste thun muß, und es ist ja ein bekannter Vorwurf, den man wesentlich juristisch vorgebildeten Beamten macht, die später in die Verwaltung übertreten, daß sie von der Jurisprudenz viel zu viel und von der administrativen Findigkeit viel zu wenig haben; dazu kommt dann noch, daß man jedenfalls in einer großen Zahl von Fällen, namentlich in den Städten und ganz vorzüglich in den größeren Städten, durch die Erörterung der Bedürfnißfrage auf eine Reihe von Jahren hinaus, auch ohne den leisesten Scrupel empfinden zu müssen, und mit fast absoluter Garantie für die Richtigkeit der Entscheidung, der Vermehrung der Schankwirthschaften und Branntweinhandlungen steuern könnte; denn daran kann doch kein Mensch zweifeln, daß hier das Bedürfniß fast ausnahmslos so überschritten sein wird, daß für eine längere Zeit keine Concession ertheilt zu werden braucht. Endlich möge man doch bedenken, daß es kaum einen Gewerbebetrieb giebt, der, so namentlich in den Städten, ohne wirkliche Benachtheiligung des Publicums beschränkt werden kann wie der Wirthschaftsbetrieb. Die städtischen Wirthschaften werden größtentheils nur frequentirt von Leuten, die dort ihr Vergnügen suchen; nun ist es ja doch eine ganz merkwürdige Idee, dann ein Bedürfniß anzunehmen, wenn dem Wirthshausbesucher zugemuthet wird, sich vielleicht zehn Minuten weiter von seiner Wohnung zu entfernen, als es sonst der Fall sein würde.

Aufs Allerentschiedenste mag zum Schluß davor gewarnt werden, etwa wieder den Landesregierungen einen größeren oder kleineren Spielraum in Bezug auf unsere Frage einzuräumen; wenn man das thut, so wird der ganze Vortheil, den gerade die einheitliche Regulirung hat, wieder in Frage gestellt werden; denn man kann zehn gegen eins wetten, daß dann, wie wir Deutschen nun einmal sind, häufig ohne inneren Grund von solcher Befugniß, wenn auch im besten Glauben, Gebrauch gemacht werden würde.

Es muß eine zwingende reichsgesetzliche Bestimmung getroffen werden, daß die Bedürfnißfrage von denjenigen Behörden, die die Concession zu ertheilen haben, erörtert werden muß; nur dann wird Wandel geschafft werden können.

Oldenburg, im März 1879. W. Beseler.

Bosnien und die Reformation.

Nach siegreich durchgeführtem Occupationskriege ist den ihrem neuen Herrn huldigenden Bewohnern Bosniens und der Herzegowina, dieser von Mutter Natur reichlich gesegneten „goldenen" Erde, Gleichberechtigung aller Culte gewährleistet worden. Damit ist auch diesem jüngsten Annexe des im Culturkampf vielerprobten Ostreiches die neue Aera geistiger Entwickelung eröffnet.

Was sich aber so, Dank der Politik des österreichisch-ungarischen Premiers, des unzünftigen und daher thatenfreudigen Diplomaten Andrassy, durch eine frischgewagte Unternehmung Oesterreichs am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts vollzieht und vollziehen wird, das war schon vor dreihundert Jahren, wenngleich in anderer Art und auf anderem Wege, aber gleichfalls von Söhnen der Ostmark geplant und zum Theil auch schon ins Werk gerichtet worden.

Es geschah dies auf literarischem Wege, im Zeitalter der Reformation, durch den Steiermärker Ungnad und den Krainer Primus Truber. Herr Hans Ungnad Freiherr zu Sourgy, ein hervorragender Recke mit Wort und Schwert, der wiederholte Siege gegen den „Erbfeind der Christenheit" erfochten und einer der Ersten unter den Magnaten der inneröstereichischen Lande dem Befreiungsworte Luthers zugejubelt, der seinen König, Ferdinand den Ersten, kniefällig um die freie Gestattung des evangelischen Glaubensbekenntnisses für die Stände Steiermarks, Kärnthens und Krains gebeten hatte und schließlich „der Religion wegen" außer Land nach Württemberg zog, wo er der Protector des slavischen Bibeldruckes wurde, Herr Hans Ungnad hatte schon daheim, als Landeshauptmann der Steiermark im Interesse der slavischen (slovenischen) Bewohner von Untersteiermark, Cilli, Unterkärnten (wo seine eigenen Güter lagen) und der windischen Lande (Krain, Croatien, Slavonien) den wärmsten Antheil an der jungen von dem Reformator Krains, dem

gewesenen Laibacher Domherrn Primus Truber begründeten slovenischen Literatur genommen, deren Inhalt evangelischen Zwecken diente.

Ungnad erkannte in dem von der österreichischen Regierung und vom Clerus Krains verfolgten Truber den Mann, der seine hohe Idee der Uebersetzung der heiligen Schriften in die südslavischen Idiome zu verwirklichen die beste Eignung besitze und er verschaffte dem wiederholt aus der Heimath Krain Vertriebenen sichere Stellungen im Schwabenlande, wo sie dann beide durch Jahre rüstig arbeiteten für die Ausbreitung der reinen Lehre und des deutschen Culturgeistes in bisher unbekannte Fernen.

Die Uebersetzung der evangelischen Schriften in die südslavischen Sprachen (in das Slovenische, Croatische u. s. w.) vereinigte in der That in glücklicher Weise die scheinbar auseinandergehenden Interessen slavischer nationaler Entwickelung und der Ausbreitung deutscher Wissenschaft und Cultur.

Mit dem Croatischen ward begonnen, das Windische (Slovenische) schloß sich an und mit beidem, weil bis tief in die Türkei hinein verständlich, wollten die genialen Männer Ungnad und Truber auf literarischem Wege dem „verhaßten Mohamedanismus" auf den Leib rücken und ihm nach und nach „den Garaus machen".

Truber schreibt an Kaiser Max über diesen Plan:

„Mit dieser Vorrede („jener Postill") will der Truber nicht nur allein den einfältigen windischen und chrobatischen Christen, ein Unterricht geben, wie sie das neu Testament mit Nutz und Verstand lesen sollen, sondern er will mit diesem seinem Schreiben (desswegen er sich hoch befleißen und alle seine Gedanken und Arbeit dahin gericht) auch die Türkhen zur Erkenntnuß ihrer Sunden . . . bringen, daß sie daraus erkennen, daß ihr Machometischer Glaub ein falsch erdichter Glaub sei."

Schon 1559 (28. August) geben die Sachverständigen aus Möttling*), „hart an der Türkei", das Zeugniß ab, daß Stephan Consuls Bibelübersetzung gut croatisch sei. „Dieselb ist ersehen vnd befunden — schreiben sie — daß sie durch ganz Dalmatien nach dem adrianischen Meer, dergleichen durch Crobaten, Wossner (Bosnien), Sirffey (Serbien) und derselben Ort bis auf Constantinopel verstandig und genugsam sey. — Darmit wird hoffentlich die recht christlich Religion vnd das wahre Evangelium durch die ganz Türkei gefördert . . vnd vnser Hailandt Christus mit der Zeit in die Türkhey ausgeprait werden."

Bei so weit aussehenden Zielen freut sich der Laibacher Prädicant Mathies Khlombuer (1561) gar sehr über den erfreulichen Fortgang des slavischen Bücherdrucks in Württemberg und den erfreulichen Fortgang der Religion. Er schreibt an Ungnad zum Verkaufe der Bücher (20. December):

*) Schloß in Unterkrain — heute im Besitze des vielverdienten krainischen Landtagsabgeordneten Ritter von Savinschegg.

„Die pest Versilberung wird sein auf Venedig. Dahin khumbt aus gantz Griechenland, Morea, Dalmatien, Constantinopel und ander vil Volks; dann es hat der Orten viel Städt und eine zimbliche civilische Manschaft, die ein guter zunter sein werden in ganntzer Turkhey. — An unserm Theil auf Wossen (Bosnien) ist es noch gfroren (geht es noch nicht) aber wird auch gmachs entleimt (gemach thauen — Fortschritte machen). E. G. werden die Frag ohn Zweiffl auf Moschkowit auch gehen lassen."

Also von einem Dritten ward sogar das große russische Reich zu gleichem Zwecke ins Auge gefaßt. Ein „Panslavist" würde Herr Mathias Khlombuer heute bei uns genannt werden!

Daß es sich in Bosnien allgemach „entleimte", dafür haben wir den Beweis in der Thatsache, daß schon 1563 uns ein gebürtiger Bosniake als Anhänger der lutherischen Lehre und als Schrift- und Sprachkenner entgegentritt.

In einer gleichzeitigen Uebersetzung aus dem croatischen Originale liegt uns ein Brief dieses Bosniaken, ein Zeugniß über bis dahin gedruckte croatische Bücher, vor. Dieses in mehrfacher Beziehung hoch interessante, namentlich die Bedeutung der croatischen Sprache für Bosnien illustrirende Schreiben lautet wörtlich wie folgt:

„Ich Nicolaus Drinouatzkhy (Drinovacki) pürtig von Bosna, gib zu erkennen Herren und yeden, wie man für mich etliche crobatische puecher mit glagolischer puchstaben getruckht gepracht, weliche puecher ich mit andern Crabaten vbersehen, die die crobatische Sprach voll khinen und versteen vnd haben befunden, das es laut und gerecht chrobatische schrifft und sprach sey, dise puecher sein nötig und nutz der christlichen khrchen. Ferner der Herr Stephan Consul Isterreicher auch für (vor) mich gepracht die epistl s. Pauli zum Galathern, die hab ich vberlesen vnd befinde, daß sie wol vertolmetscht vnd allen Crabaten voll verstendig . . . ."

Das Verständniß der croatischen Bücher in den Ländern „hinten in der Türkei" constatirt außerdem Freiherr von Ungnad in seinem Sendschreiben an die deutschen Städte und etliche Fürsten über das Wort Gottes und den religiösen Zustand bei den Südslaven (ddo Urach 4. April 1563).

Er sagt darin u. A.: „Vnnd dise Bücher sonderlich die crabatischen und cirulischen werden durch gantz Croatien, Dalmatien, Bosnien, Seruien, Bulgarien vnd gar bies gen Constantinopel gelesen und verstanden, das one Zweiffl der allmächtig Gott durch dises Mittel die Türkhen mit dem Schwert seines allmächtigen vnd ewigen Worts wirdt schlagen, gleich wie er durch den seligen d. Martinum Lutherum das gantze papstthumb entdeckt und geschlagen hat."

Desgleichen constatiren die „Verordneten" der krainischen Landschaft

(Stände) in einem Briefe an Ungnad, daß die Isterreicher, Dalmatiner, Crabaten, Bosnaken obzwar sie in ihrer Sprache in terennis vnderschidliche pronunciation und ausspraчhen haben (wie dann in teutscher nation fast ein jedes Land sein vnderschidliche pronunciation vnd aussprachen bis auf die Sachsen und Niederländer hat) doch durch eine kurze Gewohnheit und fleißiges aufmerken einander verstehen und also auch die südslavischen Uebersätzungen der hl. Schriften mit Nutzen lesen können.

Aus dem wenigen Urkundenmaterial, das ich als Stichproben der Thätigkeit Ungnads und Trubers für den südslavischen beziehungsweise croatischen Bücherdruck hier beigebracht habe, mag der freundliche Leser schon ersehen haben, daß von Seite dieser ihr hohes Ziel scharf ins Auge fassenden Agitatoren rüstig an der Erreichung desselben gearbeitet wurde.

Sillem, der geistreiche Biograph Trubers, sieht die bei weitem größte Schwierigkeit, welche der Ausführung dieses Zieles begegnete, in der Verbreitung der Drucke unter den Bosniaken, Serben und Bulgaren, von denen, wie er mit Recht anführt, gewiß nur die wenigsten, vielleicht nicht einmal jeder Priester, lesen konnten.

Die Hauptgründe aber, weshalb wir den Fortschritt mit den serbocroatischen Drucken sofort nach Ungnads Tode sistirt sehen, waren: erstens das Aufhören der Patronanz, die die croatischen Drucke speciell an dem edlen Freiherrn gefunden, und zweitens die täglich in Krain schwieriger werdende Stellung der Evangelischen. Die Krainer oder weiter ausgedehnt die Slovenen mußten sich zur Behauptung ihrer „errungenen" evangelischen Freiheit jetzt schon tüchtig um ihre eigene Haut wehren und Truber, dem durch den Tod des Freiherrn von Ungnad gleichfalls eine mächtige Stütze dahingegangen war, mußte nun sein ganzes Streben auf die Uebersetzung der heiligen Schriften in das ihm zunächst liegende slovenische Idiom beschränken.

Der einmal in die „goldne Bosna" und den daran sich schließenden Boden gesenkte Same ging aber doch nicht ganz verloren, und noch 1578 konnte der deutsche Reisebegleiter des kaiserlichen Gesandten an die Pforte, Stephan Gerlach, auf der Grenze von Thrakien und Bulgarien zu Vedreno eine Bibel in Sclavonischer (slovenischer) Sprache bei einem Priester vorfinden!

Die schließliche Unterdrückung der Reformation in Krain (um 1600) sowie andererseits die unaufhörlichen Kriege mit den Türken am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts, dies beides hatte zur Folge, daß jene ersten so schön angelegten Versuche, das Evangelium, die in deutschem Geiste geläuterte Lehre Christi, in den Ländern auf der Balkanhalbinsel zu verbreiten und dadurch der deutschen Bildung, der Cultur und Civilisation bis zum schwarzen und ägäischen Meere Ausbreitung und Herrschaft zu verschaffen, gleich beim Beginne erstickt wurden.

Aus dem Offensivstoße auf geistigem Gebiete mußte sich das Vorland Krain in die Defensive begeben auf dem materiellen Gebiete der Abwehr der Türken von den Reichsgrenzen, und dieses kleine Land Krain in vollster Erfassung seiner Bestimmung und seines Namens als Grenzland (Krajna) hat auch diese Aufgabe eines Bollwerkes der Gesittung glänzend gelöst.

Wie aber der „illyrische Grenzheld" Herbard VIII. von Auersperg uns von seinem ihm durch Kaiser Franz Josef I. in der Ruhmeshalle des Wiener Arsenals errichteten lebensgroßen Marmordenkmale als einer der vorzüglichsten Retter der abendländischen Cultur vor den Vernichtungsschlägen der Moslim ansieht und grüßt, so sieht uns an und grüßt uns der im Exil gestorbene Reformator Krains von seinem Gedenkbilde in der Pfarrkirche von Derendingen, welcher Primus Truber in den letzten Stunden seines Lebens vorgestanden, als einer der vorzüglichsten Vorkämpfer des deutschen Geistes gegen den orientalischen Geist der „Mahometer" und die Inschrift auf seinem Grabsteine besagt von dem „heiligen Manne aus slavischem Stamme" für alle Zeiten:

> In die slovenische Sprach übersetzt er die heiligen Schriften,
> Streute die göttliche Lehr' weit in das östliche Land.

Die Slovenen haben unlängst bei der Jubelfeier des Führers der Nation, Dr. Johann Bleiweis, im engen Anschlusse an die Kroaten, mit denen sie nun auf literarischem Gebiete eine vollkommene Einigung herbeiführen wollen, bewiesen, daß sie erfüllt sind von dem Bewußtsein: es sei heute der Faden dort aufzunehmen, wo er nach Unterdrückung der Reformation abgerissen worden, es sei heute im hohen freien Geiste Ungnads und Trubers fortzufahren, auf daß der Geist des Fortschritts und geläuterter Erkenntniß endlich auch seinen Einzug halte in den Ländern am Balkan und in die Thore des alten „Carigrad". P. v. Radics.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Reichstag. Bundesrath. Auswärtiges. Dove †. — Der Reichstag hat am 3. d. M. seine Osterferien angetreten, nachdem die Hauptaufgabe des vorosterlichen Theiles der Session, die definitive Feststellung des Reichshaushaltsetats, in den letzten Tagen der Vorwoche dergestalt gefördert worden war, daß die Veröffentlichung des Etats noch vor Beginn des neuen Rechnungsjahres erfolgen konnte. Die Sitzungen der letzten Woche waren der Erledigung der noch übrigen Regierungsvorlagen und einzelner aus der Initiative des Hauses hervorgegangener Anträge gewidmet. Am Montag gelangten die auf die Wucherfreiheit und Wechselfähigkeit bezüglichen Anträge des Centrums und der Deutschconservativen zur Berathung. Das äußere Ergebniß der Debatte war die Verweisung beider

Anträge an eine besondere, aus 21 Mitgliedern bestehende Commission; durch die Debatte selbst wurde aber schon außer Zweifel gestellt, daß, so sehr auch die Meinungen darüber, wie den zu Tage getretenen Uebelständen abzuhelfen sei, auseinander gehen mögen, das Bedürfniß der Abhülfe selbst doch von der Majorität des Reichstags vollauf anerkannt wird. Auch der Vertreter der Bundesregierungen, Staatssecretär Friedberg, hielt nicht mit dem Zugeständniß zurück, daß ein Nothstand vorhanden sei, und seine weiteren Erklärungen, daß man mit der Wiedereinführung fester Zinstaxen und mit der Beschränkung der Wechselfähigkeit das gesetzgeberisch Erreichbare nicht erreichen werde, daß vielmehr der Hauptübelstand in der wucherischen Ausbeutung der Noth liege und daß er in dieser den Punct erblicke, wo der gesetzgeberische Hebel angesetzt werden müsse, lassen erkennen, daß die Regierungen bei den Berathungen der Commission ihr Hauptaugenmerk auf eine Ergänzung des Strafgesetzbuchs in der Richtung wirksamer Bestrafung der wucherischen Ausbeutung der Noth richten, von einem bezüglichen Vorgehen auf dem Gebiete der Civilgesetzgebung aber vorläufig ganz absehen werden. Der Gesetzentwurf betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln und Gebrauchsgegenständen wurde am Dienstag und Mittwoch in zweiter Lesung durchberathen und vorwiegend nach den von der Commission gestellten Anträgen genehmigt. Die über die Betheiligung Deutschlands an der australischen Ausstellung eingebrachte Interpellation fand durch die Erklärung des Reichskanzleramtspräsidenten Hofmann, daß eine officielle Mitwirkung des Reichs von einer entsprechend zahlreichen und würdigen Vertretung der deutschen Industrie, worüber die Ermittelungen noch im Gange seien, abhängig gemacht werden müsse, ihre Erledigung. In der Mittwochssitzung gelangten auch noch die Gesetzentwürfe betreffend den Schutz nützlicher Vögel und wegen Abänderung des Wechselstempelsteuergesetzes zur zweiten Berathung. Die beiden ersten Paragraphen des Vogelschutzgesetzes passirten die zweite Lesung, für den Rest des Gesetzes, zu welchem eine große Anzahl von Abänderungsanträgen gestellt war, votirte die Majorität des Hauses die auch in diesem Stadium der Berathung nach der Geschäftsordnung zwar noch zulässige, immerhin aber doch von den Gewohnheiten des Reichstags abweichende Verweisung an eine Commission. Es bleibt abzuwarten, ob durch diesen Beschluß das Zustandekommen des Gesetzes in dieser Session in der That ernstlich gefährdet ist, wie in einzelnen Reichstagskreisen behauptet wurde. Die zweite Lesung des Wechselstempelsteuergesetzes, die noch in der Mittwochssitzung begann, ist am Donnerstag zu Ende geführt, der Gesetzentwurf ist, unter Ablehnung mehrerer Amendements, unverändert in der Fassung der Regierungsvorlage genehmigt worden. Der Reichstag hatte damit, abgesehen von den Vorlagen, deren Vorberathung in Commissionen beschlossen oder bereits in Angriff genommen

ist und abgesehen von einigen wenigen für die Tagesordnung der ersten Sitzung nach den Ferien aufgesparten Berathungsgegenständen, sein Arbeitspensum im Wesentlichen aufgearbeitet. Zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen den Parteien oder einzelnen Rednern oder zu lebhaften Angriffen gegen die Regierung ist es in keiner der letztwöchentlichen Sitzungen gekommen, als ganz besonders bemerkenswerth ist vielmehr hervorzuheben, daß die bereits oben erwähnte Berathung der Wucheranträge im stricten Gegensatze zu den erregten Meinungskämpfen, zu welchen nur wenige Monate früher die Besprechung der Wucherfrage im preußischen Abgeordnetenhause führte, mit großer Objectivität und unter wohlthuender Achtung der verschiedenen, einander gegenüberstehenden Ansichten erfolgte.

Von ungleich größerer, in unser ganzes wirthschaftliches Leben tief eingreifender und unsere nationale Wohlfahrt voraussichtlich auf lange Jahre hinaus bestimmender Bedeutung waren die gesetzgeberischen Vorlagen, mit denen sich der Bundesrath in der letzten Woche beschäftigte und die das nachosterliche Arbeitsprogramm des Reichstags bilden werden. Der am Mittwoch von der Zolltarifcommission erst vollständig fertig gestellte Entwurf eines Gesetzes betreffend den Zolltarif des deutschen Zollgebietes gelangte noch an demselben Tage zur Vorlage an den in einer Plenarsitzung versammelten Bundesrath, es wurde, mit Rücksicht auf die in der Angelegenheit bereits vorher unter den einzelnen Bundesregierungen erfolgten und wohl bis in die Zeit der Heidelberger Finanzministerconferenzen zurückreichenden vertraulichen Verständigungen von der Verweisung der Vorlage an einen Ausschuß abgesehen und bereits in einer Tags darauf stattgehabten mehrstündigen Sitzung der Gesetzentwurf mit einigen Abänderungen genehmigt. Von einzelnen im Ganzen wenig erheblichen Tarifänderungen zu Nr. 22 (Leinengarn ꝛc.) und Nr. 33 (Steine und Steinwaaren) abgesehen, findet sich die hauptsächlichste Aenderung in dem als § 5 eingeschobenen Zusatz, welcher bestimmt, daß „Waaren, welche aus Staaten kommen, welche deutsche Schiffe oder Waaren deutscher Herkunft ungünstiger behandeln, als jene anderer Staaten, oder welche deutsche Erzeugnisse mit einem erheblich höheren Einfuhrzoll belasten, als solcher von ausländischen Erzeugnissen bei der Einfuhr in das deutsche Zollgebiet erhoben wird, soweit nicht Vertragsbestimmungen entgegenstehen, mit einem Zuschlage bis zum doppelten der tarifmäßigen Eingangsabgabe belegt werden können". Die Einfügung dieser Bestimmung hat in der Tagespresse besonderes Aufsehen erregt, sie konnte in der That aber kaum überraschen, nachdem der Reichskanzler schon vor Jahren — wenn wir nicht irren, bei Gelegenheit der Rußland betreffenden Interpellation des Reichstagsabgeordneten Richter — und auch jüngst wieder auf die Nothwendigkeit von sogenannten Kampfzöllen hingewiesen hatte, und da nicht nur der am 1. Januar dieses Jahres in

Kraft getretene österreichisch-ungarische autonome Tarif eine fast gleichlautende, wenn auch nur einen Zollzuschlag von zehn Procent festsetzende Bestimmung enthält, sondern da auch Frankreich vermöge der im vorigen Jahre beschlossenen, fünfzig Procent betragenden surtaxe in der Lage ist, seinen Erzeugnissen bei anderen Nationen eine günstigere Behandlung zu erzwingen. Ueberdies wird man den neuen § 5 des Zollgesetzentwurfs auch kaum blos nach seiner rein wirthschaftlichen, sondern auch nach seiner politischen Bedeutung zu würdigen haben. Die Gesetzvorlage über die einheitliche Regelung des Eisenbahngütertarifwesens ist einem besonderen Ausschusse des Bundesraths überwiesen worden, der aus neun Delegirten der im Besitze von Staatsbahnen befindlichen Bundesstaaten besteht. Das Tabaksteuergesetz ist in der Sonnabendsitzung des Bundesraths zur Annahme gelangt. Das Gesetz über die Erhöhung der Brausteuer und dasjenige über deren Erhebung werden voraussichtlich ebenfalls noch vor dem Osterfeste vom Bundesrathe erledigt werden.

Die Aufgaben, die des Reichstages bei seinem Wiederzusammentritt harren, sind ganz außergewöhnlich große und schwierige, Aufgaben von einer Bedeutung, wie sie noch keiner der Reichstage des neuen deutschen Reichs zu irgend einer Zeit sich zur Entscheidung vorgelegt sah. Daß diese Aufgaben bei den zum Theil sich so schroff gegenüber stehenden Ansichten nicht ohne schwere parlamentarische Kämpfe ihre schließliche Lösung finden werden, wird von Niemand bezweifelt. Andererseits kann nicht verkannt werden, daß der Glaube, die Vorlagen des Bundesraths würden im Großen und Ganzen die Zustimmung des Reichstages finden, sowohl hier, wie im Lande mit jedem Tage ein zuversichtlicherer wird. Wenn es gestattet ist, schon jetzt die Zahl derjenigen Reichstagsabgeordneten zu mustern, welche den Zoll- und Finanzvorlagen im Ganzen zustimmen werden, so wird man zunächst wohl die Mitglieder der beiden conservativen Fractionen in ihrer Gesammtheit hierzu zu rechnen haben, demnächst aber alle elsaß-lothringischen und alle polnischen Reichstagsmitglieder. Die Fraction der Nationalliberalen hält an dem Grundsatze fest, daß in wirthschaftlichen Fragen ihre Mitglieder nicht durch Fractionsbeschlüsse gebunden sein sollen, man wird deshalb mit einem Drittheil der Nationalliberalen die Zahl derer, die für die Vorlagen stimmen, eher unter- als überschätzen, und zu diesen Allen treten noch diejenigen Mitglieder des Centrums hinzu, die den rheinisch-westfälischen und den oberschlesischen Industriekreisen angehören. Man wird in dieser Aufzählung, die übrigens noch nicht einmal die erheblich größere Majorität erreicht, die in den letzten Tagen in den Kreisen des Reichstags selbst ausgerechnet worden war, ziemlich genau jene, die freie volkswirthschaftliche Vereinigung bildenden 204 Mitglieder wiederfinden, welche die bekannte Erklärung erließen. Wir gehen hier

nicht auf die Frage des Für und des Wider ein, wir lassen auch vollständig dahingestellt, ob und welche Aenderungen im Einzelnen die Vorlagen des Bundesraths erfahren, wir dürfen aber wohl heute daran erinnern, daß wir jene Erklärung der 204 Mitglieder der freien volkswirthschaftlichen Vereinigung als einen Act gewürdigt haben, der für unsere zerfahrenen politischen Parteiverhältnisse von höchster Bedeutung werden könne, als einen Act, bei dem man sich, absehend von allen theoretischen Principienfragen und absehend von der bisherigen politischen Parteigruppirung auf den Boden der Praxis gestellt habe. Und fragt man sich, weshalb die Nation, so viel auch die Interessen im Einzelnen sich kreuzen und so viele Wünsche Einzelner und einzelner Kreise voraussichtlich auch unbefriedigt bleiben werden, unverkennbar im Großen und Ganzen den Reformplänen des Reichskanzlers sich geneigt zeigt, so liegt der Grund dieser Erscheinung, wie wir ebenfalls schon früher angedeutet haben, in dem Vertrauen und in der Hoffnung, welche die nach einer langen Zeit unfruchtbaren theoretischen Erwägens zum ersten Male auf diesem Gebiete praktisch vorgehende Politik des Reichskanzlers in den Gemüthern erweckt. In der letzteren sieht man den Anfang einer wirklichen Besserung unserer wirthschaftlichen Zustände, und darum zieht man im Ganzen und Großen in der Nation die Durchführung der Reform einem Fortbestehen der bisherigen Zustände vor.

Die Diplomatie der Großmächte ist in der lebendigsten Thätigkeit, um die verwickelte Frage des Schicksals Ostrumeliens zu einer befriedigenden Lösung zu bringen. Das Project einer gemischten Occupation Ostrumeliens nach dem Abzuge der russischen Truppen wird seit mehreren Wochen eifrigst zwischen den Cabineten discutirt, ohne daß sich indeß bis jetzt ein Resultat dieser Discussion ergeben hätte. Im Gegentheil scheint man augenblicklich von einer Verständigung noch ziemlich weit entfernt zu sein. Im Principe sollen zwar alle Mächte dem Projecte zugestimmt haben, über die Ausführung hat man sich aber noch nicht einigen können. Namentlich hat die Pforte plötzlich einen sehr lebhaften Widerstand gegen die Maßregel entwickelt. Sie hat an den europäischen Höfen ihre Abneigung gegen dieselbe ziemlich unumwunden kundgegeben und ist noch überdies mit einem Gegenproject hervorgetreten, dessen Discussion allein schon die Situation noch mehr compliciren würde. Die Türkei schlägt vor, an Stelle einer gemischten Occupation durch die Mächte eine Occupation gewisser Puncte Ostrumeliens durch türkische Truppen eintreten zu lassen. Die Pforte bezeichnet unter Anderem Schtiman und Burgas als solche Puncte, wunderbarer Weise Ortschaften, welche Schlüssel zum Balkan sind. Man sieht, dieser türkische Gegenvorschlag ist ein wenig verfänglich. Aber auch abgesehen von der Türkei scheint das Einvernehmen zwischen den Mächten noch keineswegs hergestellt zu sein. Zwischen

England und Rußland ist noch keineswegs Alles in Ordnung und Graf Schuwaloff wird noch viel arbeiten müssen, um diese Ordnung herzustellen. Uebrigens liegt der Schwerpunct der Verhandlungen in Wien und die österreichische Regierung wird daher am ehesten in der Lage sein, der Verständigung die Wege zu bahnen. Daß sie von Deutschland in diesem Streben nach Kräften unterstützt wird, ist selbstverständlich.

Der am 3. d. M. erfolgte Heimgang des Professors Heinrich Wilhelm Dove hat nicht nur Berlin und dem deutschen Vaterlande eine seiner größten Zierden geraubt, weit über Deutschlands Grenzen hinaus, fern über den Meeren drüben und auf denselben war der Name dessen, der das „Gesetz der Stürme" entdeckte und feststellte, der gefeiertsten einer. Es kann uns nicht beikommen, die wissenschaftlichen Verdienste zu würdigen, die sich der Verstorbene um die ganze gebildete Welt erworben hat und deren Abglanz auf die Berliner Hochschule zurückstrahlte, der er eine so lange Reihe von Jahren hindurch als Docent angehörte. Gedenken möchten wir aber doch des für die Person des Verstorbenen so charakteristischen Umstandes, daß, so wenig auch irgend eines seiner zahlreichen Werke ein populäres genannt werden dürfte, doch kein Docent hier je solche Popularität genoß, wie Dove, gedenken möchten wir auch der liebenswürdigen Heiterkeit des Geistes, die ihn selbst in den letzten Jahren schweren Siechthums nicht verlassen hat.

7. April. F.

Literatur.

Um den Kaiserstuhl. Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege von Wilhelm Jensen. 2 Bde. Berlin, Karl Habel. 1878. — Diejenigen Romane Jensens, welche dem Schreiber dieser Zeilen bekannt sind, zeigen in Ansehung des Stils und der Composition alle denselben Typus und unterscheiden sich in sehr charakteristischer Weise von den Schöpfungen anderer gleichzeitiger Dichter. Die schwunghafte und mitunter etwas ins Wüste gehende Phantasie des Dichters erschwert ihm einen sorgfältigen Aufbau, bei welchem die einzelnen Theile in das richtige Verhältniß kommen, und eine gleichmäßige Ausmalung der einzelnen Situationen; er zeichnet mit großen, aber auch häufig recht groben Zügen und gefällt sich in einem subjectiven Tone, welcher bald an den romantischen Humor Jean Pauls, bald an die kraftgenialische Derbheit Carlyles oder seines Nachahmers Scherr erinnert und zuweilen auch einen unangenehm lüsternen Klang hat. So interessant deshalb die Schöpfungen Jensens sind, so recht angezogen und innerlich ergötzt und erwärmt kann man meines Erachtens nicht von ihnen werden; dazu fehlt es ihnen auch zu sehr an Ruhepuncten und selbst bei allem geistigen Gehalt an eigentlich seelischen Momenten, in denen ein wirklich harmonischer und versöhnender Ton erklänge.

In dem vorliegenden Werke hat der Aufbau den empfindlichen Mangel, daß die Persönlichkeit Bernhards von Weimar, welche doch den eigentlichen Mittelpunct bilden soll, erst recht spät auftritt und in dem ersten Theile lange Scenen im Kloster Thermenbach spielen, welche die beim Leser durch ihren Umfang und

die Art ihrer Einführung hervorgerufene Erwartung, daß sich in der ferneren Entwickelung etwas Besonderes an sie knüpfen werde, nicht erfüllen. Aehnlich ist im zweiten Theile das Puppenspiel recht umfangreich und an und für sich recht interessant, aber der von ihm erwartete Erfolg tritt nicht in der entsprechenden Stärke und Unmittelbarkeit ein. So vollzieht sich überhaupt die Handlung ohne einen stetigen, wohlberechneten Fortschritt mehr in einzelnen, durch äußere Umstände bedingten und ziemlich locker an einander gereihten Actionen. In die Charaktere vermag man schwer hineinzublicken, da der zweifelhafte, sich zwischen Scherz und Ernst bewegende Ton, in welchem ihre Aeußerungen so vielfach gehalten sind, mit dem Leser so zu sagen Verstecken spielt und weder einen harmlosen und natürlichen Humor noch einen voll und rein erklingenden Ausbruch der Leidenschaft aufkommen läßt. Bei Figuren, welche eine überwiegend komische Wirkung erzielen oder den Stempel der Seltsamkeit tragen sollen, wie z. B. der Obristwachtmeister Laubacher, ist das ja allerdings sehr angebracht, aber bei anderen weiß man gar nicht, was man aus ihnen machen soll; so ist die Unbefangenheit Reginens Raudibusch gegenüber kaum recht glaublich oder kann es wenigstens durch den lüsternen Ton, in welchem das ganze Verhältniß an verschiedenen Stellen behandelt wird, nicht in besonders hohem Grade werden und Reginens Wesen in seiner Mischung von weltfremder Naivetät und ernster, verständnißvoller, in künstlichem Intriguenspiel mitwirkender Hingabe an die Gräfin Bertha überhaupt nicht recht verständlich. Vollends bleibt man den rechten Helden der Handlung gegenüber in Zweifel und vor Allem dem Herzog Bernhard selbst; bei ihm vermißt man sowohl eine klare Entwickelung seiner Anschauungen und Pläne, als auch, von dem schroffen Verhalten gegen Charpentier abgesehen, ein kräftiges nationales Pathos. Denn das geht aus dem Verlauf der Handlung hervor, daß der Dichter seinen Helden zu einem bewußten Träger der nationalen Idee und sein Ende in Folge des Versuches, sich durch einen Bruch mit Clemence von Aiguillon seiner unglücklichen Verpflichtung gegen Frankreich zu entledigen, zu einem tragischen machen will.

Uebrigens wird der Leser durch diese Seite der Dichtung auch zu einer anderen Frage veranlaßt, wie weit nämlich die thatsächliche, historische Lage der Dinge mit der poetischen Schilderung übereinstimme, und darauf läßt sich nur antworten, daß Jensen sein Bild zu einem Drittel aus geschichtlichen Thatsachen, zu einem anderen aus traditionellen, aber unverbürgten Berichten, und zu einem letzten endlich aus seiner Phantasie hergestellt hat. Da die Mischung mit unleugbarem Geschick gemacht ist, so vermag sie, wie gesagt, wohl zu interessiren, aber an einzelnen Stellen, wie z. B. in der Begegnung Bernhards mit Clemence in dem einsamen Schloß oder in der Schlußkatastrophe, verräth sich die Künstlichkeit der Schöpfung doch zu sehr und rächt sich das πρῶτον ψεῦδος der Anlage, einen wirklichen Helden der Geschichte in den Vordergrund einer epischen Dichtung gestellt, ihn zur Hauptgestalt eines Romans gemacht zu haben. Ein Roman wird doch nicht dadurch zu einem historischen, daß er der Geschichte ins Handwerk pfuscht und sich an der Lösung der unlösbaren Aufgabe versucht, in einem Werke, das sein Gesetz durch die freie Empfindung und durch die Kunst empfangen soll, ein getreues und wahres Bild des Thatsächlichen und Unabänderlichen zu geben. Allein das Drama kann in gewisser Weise in jenem Sinne ein historisches sein, weil es vielmehr jener Darstellung des Zuständlichen und Kleinen, welche der epischen Form eigenthümlich und nothwendig ist, zu entrathen vermag und in der Entwickelung des Charakters zu einer bestimmten Handlung, in einem bestimmten Conflicte seine Aufgabe findet; wenn es dabei auch selten ohne Aenderung der

thatsächlichen Verhältnisse auskommen kann, so vermag es wenigstens ohne die Hindernisse, wie sie der epischen Darstellung wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der Geschichtschreibung entgegentreten, die seiner Handlung innewohnende historische Idee rein zum Ausdruck zu bringen. Dagegen wird der Roman durch die Nothwendigkeit der Detailschilderung und Ausmalung, für welche die Geschichte meistens keine thatsächliche Grundlage zu bieten vermag, fortwährend von dem historischen Boden abgedrängt, so daß jene oben erwähnte seltsame Verquickung thatsächlicher und erfundener Momente eintritt. Ein sprechendes, wenn auch im Vergleich mit den Hauptsachen unbedeutendes Beispiel für eine solche Vermischung ist es, wenn Jensen das bekannte Lied aus dem „Simplicissimus“ von Grimmelshausen, „Komm Trost der Nacht, o Nachtigall“, das ihm gut in seine Darstellung paßt, in welcher Friedrich von Spee eine Rolle spielt, frischweg aus des letzteren „Trutz Nachtigall“ herstammen läßt. Nein, in Wahrheit kann man nur derjenigen epischen Dichtung den Namen eines historischen Romans geben, welche, statt in der Gegenwart, in der Vergangenheit spielt, nicht aber in ihren Hauptgestalten wirkliche Helden dieser Vergangenheit vorführt, sondern sich nur um die Herstellung eines getreuen Hintergrundes für ihre frei erfundenen Gebilde bemüht, um dieselben verständlich zu machen und sie über die Schranken des Novellistischen und Momentanen herauszuheben.

Sonach vermag ich nicht in das hohe Lob einzustimmen, welches unter Anderen Karl Frenzel in seiner Anzeige von Freytags „Geschwistern“ gerade dieser Jensenschen Dichtung gespendet hat. Während er nämlich in dem „Rittmeister von Alt-Rosen“ nur ein Genrebild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges sehen will, ist ihm „Um den Kaiserstuhl“ ein Freskogemälde, welches dem Ideal des historischen Romans viel näher kommt. Dieser Vergleich scheint mir weder richtig gewählt noch richtig angewendet zu sein. Mit dem Ausdruck Freskogemälde wird gewöhnlich eine bestimmte Weise der Zeichnung, mit dem anderen eine Gattung der malerischen Darstellung bezeichnet, aber auch wenn man für den letzteren Ausdruck zugestehen will, daß er auch für die Art der Pinselführung zu gebrauchen sei, so wird Frenzel mit seiner Anwendung auf Freytags Dichtung in seinem gegensätzlichen Sinne dieser letzteren entschieden nicht gerecht. Jenes Nachtbild, welches die Entführung Judiths durch Bernhard König darstellt, läßt wirklich an Kühnheit der Pinselführung nichts zu wünschen übrig, während andererseits Jensen keine einzige Situation aufzuweisen hat, welche mit jener Sauberkeit, wie sie Freytag so sehr zur Zierde gereicht, ausgeführt wäre. Ebenso wird sich auch darüber streiten lassen, ob durch die derbdrastische Scene, in welcher Jensen die bevorstehende Verbrennung der Hexen schildert, jenes fürchterliche Entsetzen vor diesem Wahnwitz der Zeit hervorgerufen wird, das die weniger krasse, aber nicht minder kräftige Darstellung, welche Freytag von der Bedrohung Judiths giebt, zu erzeugen vermag. Indessen kann ja in diesen einzelnen Puncten ein jeder seinen besonderen Geschmack haben, in der Hauptsache aber, die Frenzel mit seinem Ausspruch ebenfalls zu Gunsten Jensens entscheiden will, welche von beiden Dichtungen ein lebendigeres, wirksameres, ergreifenderes Bild der Zeit gebe, in welcher mehr historischer Pulsschlag sei, handelt es sich nach meiner Meinung nicht vorzugsweise um eine Frage des Geschmackes, sondern nach dem, was ich oben zu deduciren versucht habe, weit mehr um eine solche des logischen Urtheils. Jensen und alle die Dichter, welche in dieser Weise das Leben der Vergangenheit zu erneuern versuchen, unternehmen etwas um des inneren Widerspruchs willen, auf dem es beruht, Unmögliches, stören die Sicherheit der historischen Anschauung und verletzen wesentliche Gesetze des dichterischen Schaffens; der Dichter der „Ahnen“

dagegen giebt uns auf dem Boden der Vergangenheit, der uns aber zu voller Anschaulichkeit gebracht wird und auf dem wir, ohne nach Belegstellen fragen zu müssen und von Zweifeln geplagt zu werden, selber zu stehen glauben, wirkungsvolle dichterische Gemälde, welche neben aller Sauberkeit wahrlich auch genug Kühnheit und Gestaltungskraft zeigen. Auch bei ihm werden uns schwächere Gestalten, wie etwa der Luther in „Marcus König", entgegentreten, aber der Weg, den er verfolgt, erscheint theoretisch als der richtige, und das ist es, worauf es mir in diesem Zusammenhange ankommt. Andererseits soll Jensens Dichtung um dieses theoretischen Gesichtspunctes willen keineswegs vollständig verworfen werden; sie bietet sehr viel Anziehendes, läßt in manchem Zuge die Schreckenszeit des langen Krieges recht deutlich vor unserem Auge erstehen und ist von einer nationalen und patriotischen Tendenz erfüllt. E—e.

Karl Ludwig Schulmeister, der Hauptspion, Parteigänger, Polizeipräfect und geheime Agent Napoleons I. Von L. Ferdinand Dieffenbach. Leipzig, J. H. Webel. 1879. — Die Mühe, die sich der Verfasser gegeben hat, ein geschichtlich-psychologisches Lebensbild des Hauptspions Napoleons I. zusammenzustellen, war keine verlorene: es tritt uns hier eine merkwürdige, wenig bekannte und bisher nur nebenbei erwähnte Persönlichkeit in deutlicheren Umrissen entgegen und wir werden auf überraschende Weise die Mitwisser intimer Vorgänge während der Kriege des ersten Kaiserreichs. Das „leibhafte Abbild des Schillerschen Spiegelberg" nennt der Verfasser seinen Helden, „einen hinter den Coulissen thätigen Maschinisten", ja er sagt noch mehr von ihm: „wie Napoleon in den Augen der damaligen Welt der größte aller Feldherrn war, so war auch er einzig in seiner Branche, vielleicht der größte und genialste Spion aller Zeiten". Daß dies nicht zu viel gesagt ist, davon überzeugt uns die ganze Darstellung, die auf ein umfangreiches, scharfsinnig benütztes Material aufgebaut ist. Schulmeister war der Sohn eines Pfarrers, geboren zu Neufreistett in Baden, in der damaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg; er selbst leitete sein Geschlecht von einem zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in diese Grafschaft eingewanderten flüchtigen ungarischen Edelmannne her. Ursprünglich Kaufmann, fand er bald das Gewerbe des Schmugglers einträglicher: mit ungewöhnlicher List und Verschlagenheit begabt, wurde er einer der unternehmendsten Schmuggler der Gegend, bis die Zeitereignisse seinem ehrgeizigen Geist ein weiteres Feld darboten. Im Jahre 1798 war er nach Straßburg übergesiedelt, wo er sein Schmugglerwesen mit Erfolg fortsetzte, aber, wie Dieffenbach wahrscheinlich macht, bereits für den General Savary, den Leiter der geheimen Polizei, Spionendienste verrichtete. In die Geschichte tritt Schulmeister mit dem Jahre 1805 ein. Wir finden ihn, damals 35 Jahre alt, in der Umgebung des Feldmarschalllieutenants Mack, der ihn selber als „einen seiner vertrautesten Spione" bezeichnete. War er wirklich des unglücklichen Generals „böser Genius"? Bestärkte er den rettungslos bereits im Netz des Feindes Gefangenen in dem Wahne, daß die Franzosen in der gefährlichsten Lage seien, daß sie auf dem Rückzug nach dem Rhein sich befinden, daß im Innern Frankreichs die Revolution ausgebrochen sei — die berümte „Combination", die den Untergang des verblendeten Generals herbeiführte? Die meisten Schriftsteller schreiben dem „Doppelspion" wirklich diese Rolle des bösen Einbläsers zu. Allein mit Unrecht, nach der Meinung des Biographen. Recht aufgeklärt ist die Rolle nicht, die Schulmeister bei Mack gespielt hat. Unzweifelhaft ist nur, daß er als Spion Napoleons zu dem österreichischen Feldherrn gesandt worden war, allein er scheint denselben aufrichtig bedient und auf seine wahre Lage aufmerksam

gemacht zu haben, damit aber auf taube Ohren gestoßen zu sein. Vielleicht wollte er freie Hand haben, um sich schließlich zu dem zu schlagen, auf dessen Seite sich das Kriegsglück wandte. Als daher seine Mahnungen an Macks Beschränktheit scheiterten, benützte er einen Auftrag desselben und machte sich aus dem Staube. Fast bedauert man bei dieser Darstellung, daß gerade das Meisterstück des Spions damit in Wegfall käme. Dagegen scheint kein Zweifel zu sein, daß die Thätigkeit, die er gleich nachher bei anderen österreichischen Armeebefehlshabern entwickelte, zu der erstaunlichen Confusion in diesem Lager das Ihrige beitrug. Als die Dinge überall schief gingen, wurde er endlich verdächtig, man nahm ihn als Verräther in Haft und führte ihn nach Wien ab. Die Verwirrung, die beim Herannahen der französischen Armee in Wien ausbrach, rettete ihm das Leben, es gelang ihm zu entkommen und er stellte sich seinem alten Gönner, dem Chef der geheimen Polizei, General Savary, der ihm mit reichem Lohne die Stelle als Generalcommissär der Polizei der Stadt Wien verschaffte, ein Amt, das er bis zum Abzug der Franzosen im Januar 1806 inne hatte. Von nun an ist Schulmeister officiell in französischen Diensten. Während des Feldzugs gegen Preußen taucht er plötzlich als Held eines tollkühnen Reiterstreiches auf: unter dem Befehl Savarys stehend nimmt er im November 1806 an der Spitze von dreizehn berittenen Chasseurs die Stadt Wismar ein. Auch an den folgenden Kriegsereignissen nahm er fortdauernd in unmittelbarer Nähe Savarys Theil. Am 9. Juni 1807 wird er zum Polizeipräfecten von Königsberg ernannt. 1808 sehen wir ihn als Polizeipräfecten auf dem Fürstentag zu Erfurt. Beim Ausbruch des Krieges von 1809 scheint man ihm die förmliche Leitung des Kundschafterwesens übertragen zu haben. Er ist zugegen bei der Schlacht von Regensburg und bei der Einnahme von Landshut. Dies ist aber der letzte Feldzug, an dem er Theil genommen hat, die nächste Zeit verlebt er zurückgezogen auf seinen Gütern im behaglichen Genusse des Wohlstandes, den ihm seine Dienste eingetragen. Erst nach dem Falle Napoleons tritt er wieder in Sicht. Bonapartistischer Umtriebe verdächtig wird er von dem zum Generalgouverneur der eroberten Provinzen ernannten Justus Gruner in Haft genommen und nach der Festung Wesel abgeführt. Man ließ ihn frei, weil er sich auf seine Amtsführung in Königsberg berufen konnte, wo er sich „keines Mißbrauchs der Gewalt und keiner Bedrückung schuldig gemacht, vielmehr alles zum Guten gekehrt hat." Von da an trat er völlig von der politischen Schaubühne zurück. Von Napoleon war er mit Reichthümern überhäuft worden. Außer beträchtlichen Baarsummen erhielt er das schöne Gut Meinau bei Illkirch geschenkt. Er besaß ein Haus in Straßburg, ein Haus in Paris, ein Landgut in der Nähe der französischen Hauptstadt und beträchtliche Ländereien im Elsaß. Auf seinem kunstgeschmückten Schloß in Meinau lebte er als ein kleiner Fürst, in Ansehen und Achtung stehend, vornehme Besuche gingen aus und ein. Er machte löblichen Gebrauch von seinem Reichthum, seine Vergangenheit war oder schien vergessen. Als freundlichen, wohlwollenden, alten Herrn schildert ihn die Ueberlieferung und gefaßt im Mißgeschick, das ihn zuletzt durch den Verlust seines Vermögens betraf. Als er am 8. Mai 1853, 83 Jahre alt, starb, widmeten ihm die Blätter ehrenvolle Nachrufe. Das Schloß ist jetzt abgebrochen, das Landgut verödet und verwildert, das Ganze „ein Bild des Fluchs und der Verwünschung". g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 10. April 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Das deutsche archäologische Institut.

Wer heutzutage nach längerer Abwesenheit Rom wieder besucht und von der Terrasse vor San Pietro in Montorio seinen Blick auf jenem unvergleichlichen und unvergeßlichen Bilde ruhen läßt, welches da unten, zu beiden Seiten des gelben Tiberstroms, die breithingelagerte Stadt der Städte mit ihrem stattlichen Hügelkranze und mit den fernen Bergketten vom Soracte bis zum Monte Cavo darbietet, dem wird es nicht entgehen, wie so Manches in diesem Bilde sich neuerdings verändert hat. Ist der Beschauer ein Deutscher, so werden wohl zwei Puncte ihn besonders anziehen. Er blickt hinüber nach dem Monte Pincio; aber statt des einsamen Thurmes, der früher die bescheidene Villa Malta, den Lieblingsaufenthalt des bairischen Königs Ludwig, überragte, gewahrt er einen umfangreichen Prachtbau, den der jetzige Besitzer jener Villa, ein reicher Russe, hat aufführen lassen. Oder seine Blicke suchen das Kapitol, und er wird überrascht durch ein stattliches Haus mit doppelter, säulengeschmückter Loggia, welches neben der alten wohlbekannten casa tarpea, an der Stelle wo einst ein häßlicher Speicher das Bild entstellte, emporsteigt und den Eindruck dieser ganzen Seite des Kapitols beherrscht. Dort ist ein durch zahllose Erinnerungen geweihtes Haus, die rechte Heimath vieler deutschen Künstler, uns verloren gegangen, und leider ist die Hoffnung, in der Nähe einen neuen Mittelpunct deutschen Kunstlebens in Rom dem deutschen Reiche zu sichern, kürzlich in weite Ferne gerückt. Auf dem Kapitol dagegen hat das deutsche Reich, im Anschluß an den Palast der deutschen Botschaft und an das deutsche Hospital, der Wissenschaft eine bleibende Stätte errichtet: jenes Haus ist das Gebäude des deutschen archäologischen Instituts.

Es sind jetzt fünfzig Jahre vergangen, seit ein kleiner Verein von Gelehrten verschiedener Nationen eine Anstalt ins Leben rief, welche auf die Entwickelung der Wissenschaft von der alten Kunst eine entscheidende Einwirkung ausüben sollte.*) Der eigentliche Gründer war Eduard Gerhard.

---

*) Geschichte des deutschen archäologischen Instituts, 1829—1879. Festschrift zum 21. April 1879, herausgegeben von der Centraldirection des archäologischen Instituts. Berlin, A. Asher u. Co. 1879.

Er hatte im Verlaufe eigener Arbeiten, welche ihn durch ganz Italien führten, am deutlichsten erkannt, daß bei der unglaublichen Zersplitterung der antiken Kunstwerke und bei der Sorglosigkeit, welcher die unaufhörlichen Funde solcher Kunstschätze in den weitzerstreuten Localitäten Italiens begegneten, vor Allem ein Centrum noth thue, von welchem aus die Ermittelung und die Verwerthung dieser Thatsachen zusammenhängend betrieben werden könnten. So entstand das „Institut für archäologische Correspondenz". Im Verein mit seinem Freunde Panofka und mit dem kunstsinnigen und kunstbegeisterten jungen Herzog von Luynes entwarf Gerhard den Plan; in dem Kronprinzen von Preußen, welcher 1828 Italien besuchte, wußte er den hochsinnigen Protector zu gewinnen; Bunsen förderte das Unternehmen durch das Gewicht seiner diplomatischen Stellung, durch seine wissenschaftliche Begeisterung und seine ungewöhnliche Energie; hervorragende Italiener wie Fea und Borghesi begrüßten die Anstalt mit lebhaftestem Interesse und selbstthätiger Theilnahme; die bedeutendsten Vertreter der französischen wie der deutschen Archäologie verbanden sich mit ihnen zu gemeinsamer Arbeit. An dem natürlichen Centrum der classischen Archäologie gegründet und angesiedelt (denn Griechenland kam damals noch wenig in Frage), ohne alle Rücksicht auf nationale Schranken von Gelehrten aller gebildeten Völker gestiftet und gefördert, hat dieser Verein von Anfang an einen ausgesprochen internationalen Charakter gehabt, wenn es auch vorwiegend Deutsche waren, denen die Leitung und der Haupttheil der Geschäfte zufielen, und wenn auch allmählich Deutschland die Sorge für die materiellen Grundlagen der Anstalt übernahm.

Am 21. April 1829 ward das Institut eröffnet. Eine außerordentlich ausgebreitete Correspondenz war sein Lebenselement. Durch sie wurden von allen Seiten her die Nachrichten gewonnen und die Zeichnungen beschafft, deren Sammlung und Sicherung erreicht werden sollte. Monatliche Berichte (bullettini), jährliche Hefte mit großen Kupfertafeln, auf denen hervorragende Denkmäler abgebildet wurden (monumenti inediti), und zugehörige Jahrbücher, welche die Erklärung dieser Tafeln und sonstige gelehrte Beiträge brachten (annali), vermittelten die Ergebnisse jener Bemühungen dem wissenschaftlichen und kunstsinnigen Publicum. Als bloßer Privatverein, ohne jede Staatsunterstützung, war das Institut gänzlich auf den Ertrag seiner Publicationen angewiesen. Seine Leiter, namentlich Gerhard und Panofka, welche die ganze Last der mühsamen Geschäftsführung ohne jeglichen Entgelt trugen, mußten nicht selten selbst pecuniäre Opfer bringen, um nur zunächst das Fahrzeug über Wasser zu halten. Auch sonst waren Schwierigkeiten aller Art zu überwinden. Man denke nur an die damalige Schwerfälligkeit aller Postverbindungen, an die Zollplackereien, an die Cholerasperren, an die politischen Wirren. Dazu kamen innere Nöthe. Die Schriften des Instituts

mußten theils in Rom, theils in Paris, ausnahmsweise auch in Berlin gedruckt werden. Das verursachte nicht blos Verwirrung, sondern auch Zerwürfnisse. Um die Mitte der Dreißiger Jahre ward sogar zwischen Rom, Paris und Berlin ein förmlicher Krieg um den Besitz des Instituts geführt, bis endlich Bunsens durchgreifende Energie und die Nachgiebigkeit der Andern Rom den Sieg sicherten.

Diese ersten Jahre des Instituts bieten das Bild einer nicht immer erfreulichen Vielherrschaft. Erst gegen das Ende der Dreißiger Jahre übernahm Emil Braun die Leitung des Instituts, welche er bis zu seinem Tode (1856) im Wesentlichen nach seinem Ermessen durchführte, materiell durch die nie versagende Liberalität des Herzogs von Luynes unterstützt. Aber auch diese Alleinherrschaft brachte schwere Gefahren, noch verstärkt durch die Ereignisse des Jahres 1848, welche den Rücktritt der französischen Archäologen von der Mitarbeit zur Folge hatten und in Italien selbst Schwierigkeiten aller Art schufen. Als Braun starb, fehlte wenig daß das Institut nach mehr als fünfundzwanzigjährigem Bestehen untergegangen wäre. Das muthige und thätige Ausharren Henzens auf einem schwierigen Posten, welchen er bereits seit vierzehn Jahren unter und neben Braun inne hatte, und das Hinzutreten Brunns als eines Collegen, der selber die Aufgaben und Arbeiten des Instituts schon aus vieljähriger Erfahrung kannte, gewährten der Anstalt die Möglichkeit einer inneren Regeneration. Aeußerlich ward der Fortbestand durch einen mäßigen jährlichen Zuschuß aus der preußischen Staatskasse gesichert, welcher seit 1859 auf je fünf Jahre bewilligt ward, nachdem schon längere Zeit wenigstens der spärliche Gehalt der beiden römischen Secretäre durch die Huld des königlichen Protectors von Preußen gezahlt worden war. Aber erst im Jahre 1871 ward das Institut preußische Staatsanstalt. Es war in jenen schwülen Julitagen des Jahres 1870, unmittelbar vor dem Aufbruch zum Kriege, daß König Wilhelm seine Zustimmung gab, die Dotation des Instituts auf den ordentlichen Staatshaushalt zu übernehmen; im Hauptquartier von Versailles genehmigte sodann im März 1871 Kaiser Wilhelm das Statut der neuen Staatsanstalt. Aber erst mit der Uebernahme der Anstalt auf das Reich, im Jahre 1874, sind derselben ganz neue Bahnen geöffnet worden, welche sie weit über die ursprünglich gesteckten Ziele hinaus führen können und auch bereits zu führen begonnen haben.

Das archäologische Institut ist die einzige wissenschaftliche Reichsanstalt, wenn wir von dem Antheil absehen, welchen das Reich an dem Fortbestehen der von Professor Dohrn in Neapel gegründeten und geleiteten zoologischen Station nimmt. Es ist sehr begreiflich, wenn man nicht selten der Frage begegnet, warum denn gerade die Archäologie eine solche Bevorzugung genieße, und was denn das Institut so Besonderes geleistet habe, um sie zu verdienen.

Der Freund des Instituts ist in der angenehmen Lage, daß ihm die Antwort auf solche Frage nicht schwer fällt.

An der Begründung der archäologischen Wissenschaft haben Deutsche einen hervorragenden Antheil. Wir dürfen nur an Winckelmann erinnern und an seine unmittelbaren Nachfolger, an Eckhel, den Linné der Numismatik, wie man ihn wohl genannt hat, an Zoega, welcher, obgleich in einem dänischen Theile Schleswigs geboren und aufgewachsen, doch seine ganze wissenschaftliche Bildung Deutschland verdankte. Auch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts waren Welcker und Müller, Creuzer und Thiersch, Böttiger und Hirt neben Anderen auf archäologischem Felde mit Eifer thätig. Aber sie alle litten mehr oder minder unter der Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit des ihnen zugänglichen Materials. Nur selten hatten ältere italienische Gelehrte versucht, die Denkmäler irgend einer Monumentenclasse in annähernder Vollständigkeit zu sammeln. Die meisten archäologischen Publicationen boten entweder eine Anzahl höchst verschiedenartiger Kunstwerke in ziemlich buntem Verein dar, oder sie knüpften an einzelne Museen an, deren Antikenbestand wiederum nur selten planmäßig gesammelt war, vielmehr meistens der Laune oder dem Zufall seine Zusammensetzung verdankte. Mit einem solchen Material wissenschaftliche Untersuchungen zu veranstalten, welche zu sicheren Resultaten führen sollten, war kaum möglich. Hierin haben wir eine, und nicht die unbedeutendste Ursache zu erkennen, weshalb der größte Theil der älteren archäologischen Litteratur uns heutzutage so ungenügend und unerquicklich erscheint. Nur wenige Gelehrte, wie Visconti, Zoega, Welcker, geboten neben besonderen wissenschaftlichen Eigenschaften zugleich aus Autopsie über ein so reiches Material, daß ihre Arbeiten auf einer ganz anderen Stufe stehen, ja zum Theil als unübertroffene Musterwerke noch heute unsere Bewunderung erregen.

Die Unerträglichkeit eines solchen Zustandes klar erkannt und zur Abhülfe die geeignetsten Wege eingeschlagen zu haben, das ist das unvergängliche Verdienst Gerhards. In eigenen großen Werken suchte er ein reicheres Material in planmäßiger Weise nutzbar zu machen, bekannte Denkmälerclassen zusammenhängender zu verwerthen, übersehene ans Licht zu ziehen und in ihrer Bedeutung klar zu stellen. Auch vor der langwierigen und langweiligen Arbeit des Katalogisirens ganzer großer Museen scheuten er und Panofka nicht zurück, weil auch diese Statistik unerläßlich war, um den ganzen Reichthum des weitverzettelten Materials übersehen zu lassen. Ganz besonders aber war es das Institut, welches diesen Zwecken dienstbar gemacht ward. Die so lehrreichen Wandgemälde Etruriens in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen, vor Allem die geradezu unermeßlichen Schätze griechischer Vasen, welche der Boden Südetruriens eben um die Zeit, da das Institut gegründet ward,

an das Licht herauszugeben begann: ohne das Institut wäre das Meiste davon zersplittert worden und verschollen, während durch das Institut die Umstände der Entdeckung sicher gestellt, die Erscheinungen in ihrer allgemeinen Bedeutung gewürdigt, die hervorragendsten Beispiele in mustergültiger Weise veröffentlicht worden sind. Spricht auch in diesen Jahresheften der Zufall immer noch mehr als man wünschen möchte sein Wort mit, so ist es doch unverkennbar und auch stets anerkannt worden, daß in den Institutspublicationen, als Ganzes genommen, eine solche Bereicherung unserer archäologischen Anschauung und unseres archäologischen Wissens geboten ist, wie es in keinem ähnlichen Unternehmen auch nur annähernd der Fall ist. Schon 1835, als das Institut nur erst wenige Jahre thätig gewesen war, konnte K. O. Müller die Wirksamkeit desselben als einen Wendepunct in der Fortbildung der Archäologie anerkennen.

Bezeichnen somit die Veröffentlichungen des Instituts einen Fortschritt gegen früher, den wir gar nicht hoch genug anschlagen können, so tritt uns auch in der nunmehr fünfzigjährigen Reihe dieser Publicationen ein deutliches Bild der Entwickelung der Archäologie während dieses Zeitraums entgegen; zum Beweise dafür, daß das Institut selbst ein wichtiger Factor, ja ein hauptsächlicher Träger dieser Entwickelung gewesen ist. Die Gründer des Instituts standen fast alle mehr oder weniger unter dem Banne Creuzerscher Anschauungen und Lehren, wenn diese auch bei den einzelnen Gelehrten je nach deren Eigenart verschiedene Ausdrucksformen gewannen und nach verschiedenen Seiten hin sich entwickelten. Den Mittelpunct aller Interessen bildete für sie die mythologische Forschung und Speculation, bisweilen in nebelhafte Fernen sich verlierend. Es war fast ausschließlich der Inhalt der Kunstwerke, welcher die Aufmerksamkeit der Erklärer fesselte; nur wenige betonten mit solchem Gewicht wie der Herzog von Luynes, eine durch und durch künstlerische Natur, die formale Seite der Kunstwerke. Eine eigenthümliche Mittelstellung nahm E. Braun ein. In seinen älteren Arbeiten zu mythologischen Grübeleien neigend, liebte er es später mehr dem Formalen, ja sogar dem Technischen, der Kunstwerke nachzugehen und mit lebhafter Phantasie daraus künstlerische Offenbarungen zu schöpfen. Allmählich trat aber mit immer größerem Nachdruck der kunstgeschichtliche Gesichtspunct in den Vordergrund. Der Zug zu historischer Forschung, wie er namentlich seit F. A. Wolf, Niebuhr, Böckh die deutsche Alterthumswissenschaft beherrscht, ergriff auch die Archäologie. Müller reihte die alte Kunst in den großen Culturzusammenhang ein, welchen für die hellenische Welt nach allen Seiten zu verfolgen er als seine Lebensaufgabe betrachtete. Für Welcker war die griechische Kunst neben der griechischen Religion und Poesie, und in engster Verbindung mit diesen, ein Lieblingsobject seiner Studien, welche eine halb

auf begriffsmäßiger und historischer Erkenntniß, halb auf geistesverwandter Nachempfindung beruhende Anschauung der gesammten poetischen Production der Griechen zum Ziele hatte. Otto Jahn übertrug in die archäologische Forschung, welche für ihn von der philologischen unzertrennlich war, die Methode, welche auf letzterem Gebiete durch die Bemühungen Bekkers, Lachmanns und Ritschls bereits völlig festgestellt worden war, und strebte dadurch die Resultate der archäologischen Arbeiten mehr und mehr gegen die Willkür subjectiven Beliebens zu sichern, die sich noch allzu oft bei den älteren Erklärern geltend machte. Brunn endlich legte einen Hauptnachdruck auf die stilistische Analyse der Kunstwerke selbst, welchen er, mit feinem Sinn und liebevollem Eingehen auf den besonderen Charakter der einzelnen Monumente, ihren Platz in der Gesammtentwickelung der antiken Kunst anzuweisen suchte.

Es sind nur einzelne Namen, welche hier hervorgehoben werden, aber solche, welche ganze Richtungen bezeichnen. Jeder dieser Männer hat auf zahlreiche Schüler eingewirkt. Ihre Richtungen sind es, welche die archäologische Forschung, wenigstens in Deutschland (und dieses haben wir hier vor Allem im Auge), seit Jahrzehnten bestimmen und beherrschen. Nun wäre es gewiß nicht richtig, ihre Wirksamkeit mit derjenigen des Instituts ohne Weiteres zu identificiren. Als Lehrer und als Schriftsteller sind sie sogar vorwiegend außerhalb des Instituts thätig gewesen. Dennoch standen oder stehen sie alle zum Institut in engster Beziehung, Gerhard und Panofka, Braun und Brunn als dirigirende Secretäre, die übrigen als Directionsmitglieder, und Alle als eifrige Mitarbeiter. Ohne das Institut würde es ihnen allen unmöglich gewesen sein, ihre Bahnen so wie sie es gethan haben zu verfolgen, da sie des nöthigen Materials für ihre Arbeiten entbehrt haben würden. In den Publicationen des Instituts fanden sie für letztere das bequemste und sicherste Mittel, um sie auch außerhalb Deutschlands den fremden Fachgenossen zugänglich zu machen. Denn da die deutsche Sprache erst allmählich sich das volle Bürgerrecht in der Gelehrtenrepublik erobert hat, so boten sich die Institutsschriften, in welchen nur die italienische, die französische und die lateinische Sprache statthaft sind, am einfachsten dazu dar, deutsche Gedanken und deutsche Forschungen dem Auslande zu vermitteln. Andrerseits brachten auch die Institutsschriften den deutschen Gelehrten viele Arbeiten ausländischer Mitforscher näher, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. In den ersten zwanzig Jahren waren es namentlich die französischen Archäologen, welche an den Arbeiten des Instituts den regsten Antheil nahmen, bis die Politik auf einige Zeit alle ihre Interessen verschlang und sie der internationalen Anstalt entfremdete. Mit unveränderter Treue widmen sich die Italiener dem Institute. Die in ihrem Lande gegründete Anstalt gilt ihnen kaum als eine fremde; wenigstens sind die hervorragendsten Namen

der italienischen Archäologie (es mag genügen an Borghesi und de Rossi zu erinnern) unlöslich mit dem Institut verbunden. Kurz, dieses hat seine Aufgabe, ein internationaler Mittelpunct der archäologischen Forschung zu sein und sich den Fortschritten derselben stets als treues Organ darzubieten, bisher in einer so vollkommenen Weise gelöst, wie es bei der allgemeinen Unzulänglichkeit menschlicher Verhältnisse und bei den besonderen Schwierigkeiten dieser Aufgabe nur irgend sich verhoffen ließ.

Der Zweck des Instituts ist übrigens keineswegs mit der Erforschung der alten Kunst erschöpft. An zweiter Stelle gilt seine Wirksamkeit der Epigraphik. Nicht daß die lateinischen und griechischen Inschriften auf Stein und Bronze verzeichnet sind und also, wie man zu sagen pflegt, einen monumentalen Charakter haben, nicht dies begründet die Vereinigung der Epigraphik und der Archäologie in einem Institut. Die bloße stoffliche Gleichheit der Quellen, aus denen beide Disciplinen schöpfen, kann nicht in Betracht kommen gegenüber der Thatsache, daß die Epigraphik ganz auf sprachlichen Urkunden beruht, die Archäologie dagegen die Werke der bildenden Kunst zum Objecte hat. Aber beide Disciplinen erstreben, gegenüber der ausschließlich philologischen Behandlung im engeren Sinne, d. h. dem Studium der Litteraturdenkmäler und der sprachlichen Ausdrucksmittel als solcher, eine lebendige Anschauung der realen Seiten des Alterthums, obschon die Aufgabe der Archäologie damit keineswegs erschöpft, ja vielleicht nicht einmal in ihrem eigentlichsten Wesen erfaßt ist. Immerhin bieten beide Disciplinen in ihren Tendenzen Berührungspuncte genug, mehr jedenfalls, als die philosophisch-historische und die mathematisch-physikalische Klasse einer Akademie; und rein praktisch betrachtet würde eine Trennung der Anstalt in ein archäologisches und ein epigraphisches Institut undurchführbar sein. Bei den Italienern, auf deren Mitwirkung schon die Beschaffung des Materials ganz wesentlich angewiesen ist, ist die Specialisirung der wissenschaftlichen Interessen noch nicht so weit fortgeschritten, wie nur allzu oft bei uns Deutschen. Der „Antiquar" beschäftigt sich dort noch mit gleichem Interesse mit den inschriftlichen, wie mit den künstlerischen Ueberbleibseln seines Heimatsortes, seiner heimischen Provinz, oder gar seines gesammten Vaterlandes. Es sind also dieselben Personen, an welche sich ein archäologisches und ein epigraphisches Institut würde wenden müssen.

Gerade für die Epigraphik hat sich nun das römische Institut die allergrößten Verdienste erworben. Der anerkannte Meister lateinischer Epigraphik, der Graf Bartolommeo Borghesi, hat von Anfang an nicht blos zu den schmückenden Namen in der Mitgliederliste des Instituts, sondern zu dessen eifrigsten Förderern und thätigsten Mitarbeitern gehört. Ihm schlossen sich als dankbare Schüler Kellermann, Mommsen, Henzen an, welche neben de Rossi als die

eigentlichen Epigraphiker des Instituts bezeichnet werden können; Mommsens Sammlung der lateinischen Inschriften des Königreichs Neapel, das Muster neuerer epigraphischer Arbeit in großem Stile, ist ebenso im Zusammenhange mit dem Institut erwachsen, wie Kellermanns Buch über die römische Wachmannschaft und Henzens Ergänzung von Orelli's Inschriftenwerk. So reiften am Institut und durch das Institut die Kräfte heran, welchen die Berliner Akademie die Riesenarbeit der Sammlung aller lateinischen Inschriften übertrug: Mommsen, Henzen, de Rossi als die Leiter, Hübner, Bormann, Zangemeister, Schöne und Andere als die jüngeren Mitarbeiter an dem großen Werke, durch welches die römische Alterthumskunde, namentlich die immer tiefere Erkenntniß des römischen Staatslebens, erst ihr festes und breites Fundament theils schon bekommen hat, theils noch bekommen wird.

Diese Bedeutung des Instituts für die Heranziehung epigraphischer Kräfte führt noch zu einer allgemeineren Betrachtung. Man würde sehr irren, wenn man die Aufgabe des Instituts damit erschöpft glaubte, archäologische und epigraphische Thatsachen zu sammeln, zu verarbeiten und zu publiciren. Die ursprüngliche Absicht der Gründer ging freilich kaum darüber hinaus. Aber schon sehr bald schlossen sich der rein gelehrten und redactionellen Thätigkeit der Secretäre öffentliche Versammlungen mit wissenschaftlichen Besprechungen an. Es folgten theoretisch-praktische Vorlesungscurse mit Erläuterung der Ruinen und Museen Roms. Allmählich entstand, größtentheils aus Geschenken und dem Ertrage des Vorlesungshonorars, eine Bibliothek, welche allen Gleichstrebenden jeglicher Nation in liberalster Weise geöffnet ward. Genug, wie von selbst fanden sich die Elemente einer archäologischen Bildungsanstalt zusammen, welche allen Freunden dieser Studien in Rom einen sicheren Anhalt bot. Die Secretäre des Instituts waren die natürlichen Professoren dieser „archäologischen Facultät", und indem die Schüler nicht mehr den akademischen Lehrjahren angehörten, sondern nach Vollendung derselben reifere Wanderjahre in Rom zubrachten, hatte man wohl ein Recht, von einer „Oberuniversität" zu sprechen. Schon in den dreißiger Jahren begann diese Seite der Institutsthätigkeit sich auszubilden. Die „Frequenz" stieg im folgenden Jahrzehnt, wo eine Zeit lang Braun sich der jugendlichen Schaar mit Eifer widmete und eine Art archäologischen Seminars einrichtete, bis der politische Druck der folgenden Jahre und eine Wandlung in Brauns eigener Thätigkeit eine Stockung herbeiführten. Immerhin aber sind jene Jahre von segensreichster Nachwirkung für die deutschen Universitäten gewesen. Fast alle Docenten der Archäologie, welche während der vierziger Jahre in Deutschland auftraten (es seien nur Jahn, Urlichs, Wieseler, Curtius, Stark genannt), hatten am Institut „studirt" und aus Rom einen großen Theil der Anregungen heimgebracht, durch welche sie auf jüngere

Generationen begeisternd weiter wirkten. Daß überhaupt um jene Zeit die Archäologie in größerem Umfange sich einen Platz im Lehrplan und im Haushalt der deutschen Universitäten zu erwerben begann, darf zumeist der mittelbaren Einwirkung des Instituts und der von ihm neubelebten archäologischen Interessen und Studien zugeschrieben werden.

Planmäßiger ward diese Seite der Institutswirksamkeit ausgebildet, seit Preußen der Anstalt eine regelmäßige Geldunterstützung gewährte. Dieser Staatsbeitrag umschloß auch zwei jährliche Stipendien von je 600 Thalern, welche an junge Archäologen und Philologen auf ein oder zwei Jahre behufs ihrer weiteren Ausbildung in den klassischen Ländern im Anschluß an das Institut verliehen werden sollten. Während dreizehn Jahren ist diese Unterstützung neunzehn jungen Gelehrten zu Theil geworden, und zwar keineswegs blos geborenen Preußen, sondern Deutschen aller Staaten, sofern sie nur an einer preußischen Universität promovirt oder vor einer preußischen Prüfungsbehörde das Oberlehrerexamen bestanden hatten. Als das deutsche Reich das Institut von Preußen übernahm, ward die Zahl der Stipendien auf vier, der Betrag derselben auf 1000 Thaler erhöht und die Bewerbung natürlich auf alle Reichsangehörigen erstreckt. In fünf Jahren sind seitdem vierzehn neue Stipendiaten hinzugetreten. Ihnen allen stand oder steht in Rom die epigraphische Unterweisung Henzens, die archäologische früher Brunns, jetzt Helbigs offen, außerdem der freieste Gebrauch der Bibliothek und alle die anderen Unterstützungen, welche das Institut zu gewähren oder zu vermitteln vermag. Die Einrichtung hat sich außerordentlich bewährt, mag nun die specielle Ausbildung zum Fachgelehrten und akademischen Docenten oder die Gewinnung eines so zu sagen persönlichen Verhältnisses zum Alterthum behufs allgemeinerer Bildungszwecke von dem einzelnen Stipendiaten erstrebt werden. Es war der ausgesprochene Zweck der Stipendien, „die archäologischen Studien zu beleben und die anschauliche Kenntniß des klassischen Alterthums möglichst zu verbreiten, insbesondere für das römische Institut für archäologische Correspondenz leitende Kräfte und für die vaterländischen Universitäten Lehrer der Archäologie heranzubilden." Eben weil für die Archäologen das Blättern in Bilderbüchern, ja selbst das Studium der heimischen Museen nicht genügt, weil für sie eine möglichst weite Anschauung an den Ursprungs- und Aufbewahrungsstätten der antiken Kunst die wahre Lebensluft bildet, welche sie erst für die fruchtbare Behandlung ihrer wissenschaftlichen Aufgaben befähigt, sind sie darauf angewiesen, ihren Studienjahren solche Wanderjahre folgen zu lassen. Und weil doch den Archäologen die irdischen Glücksgüter nicht reichlicher zugetheilt zu sein pflegen als anderen Menschenkindern, so ist es wohlbegründet, daß der Staat eintritt und ihnen für ihr ohnehin theures Studium eine Unterstützung bietet, welche freilich

auch manchem Anderen erwünscht sein würde, aber doch nur Wenigen in gleichem Maße unerläßlich ist.

Die Einwirkung der ganzen Einrichtung auf den akademischen Unterricht in Deutschland ist unverkennbar. 1859 wurden die Stipendien gestiftet. Im Laufe des nächsten Jahrzehnts ward an einer deutschen Universität nach der anderen ein archäologischer Lehrstuhl errichtet. Während bis dahin eine specielle Vertretung der Archäologie meistens das Vorrecht größerer Universitäten war, giebt es heute kaum eine noch so kleine Hochschule, an welcher die Archäologie ihres eigenen Lehrers entbehrte. Diese Vertreter sind fast ausnahmslos den Stipendiaten des Instituts entnommen. Von den neunzehn Stipendiaten der preußischen Zeit haben nicht weniger als dreizehn ihren Platz an einer Universität gefunden; einer (Helbig) ist als Secretär am Institut selbst, drei an Gymnasien angestellt, zwei haben sich andere Laufbahnen gewählt. Diese Kräftigung des archäologischen Unterrichtes ist nichts weniger als eine vermehrte Specialisirung unserer Studien. Im Gegentheil ist die Archäologie, von der philologischen Basis unzertrennlich, vorzüglich geeignet, gegenüber der vielfach üblichen Zersplitterung in kritische, sprachliche, metrische Einzeluntersuchungen, den Blick der Studenten auf das Ganze der Alterthumswissenschaft zu richten und den Hauptzweck derselben, die lebendige Anschauung und Erkenntniß der antiken Cultur in ihrer klassischen Bedeutung, zu fördern. Ward es doch kürzlich von hervorragender Seite ausgesprochen — nicht von einem Archäologen —, daß die klassische, die griechische Bildung, d. h. der Sinn für die Schönheit der hellenischen Dichtung und Kunst, ihre Heimath bald nur noch in den Hörsälen der Archäologen haben werde.

Als das Institut gegründet ward, war Griechenland ein fast unzugängliches Land, verheert und verwüstet während der langen blutigen Jahre des Befreiungskampfes. Aber bald trat es auch für die Wissenschaft immer mehr in den Vordergrund. Die außerordentlichen Entdeckungen auf dem Gebiete der antiken Kunst, welche wie die ersten Jahre unseres Jahrhunderts, so auch wieder die letzten Jahrzehnte kennzeichnen, richteten immer von neuem den Blick der Forscher wie der Kunstfreunde auf die Umländer des Archipelagus. Während England dort eine Schiffsladung von Kunstschätzen nach der anderen für sein nationales Museum einheimste, während Frankreich in Athen eine eigene Schule errichtete, um seine jungen Philologen an Ort und Stelle Geschichte, Sprache und Kunst der Hellenen studiren zu lassen, begnügte sich das arme und zersplitterte Deutschland lange Zeit mit der bescheideneren Rolle, seine Angehörigen auf eigene Gefahr und Kosten dem neuerstandenen Lande ihre Dienste widmen und die Wissenschaft an ihrem Theile fördern zu lassen. Wir Deutschen haben uns dessen nicht zu schämen, was

die einzelnen Vertreter unseres Volkes auf diese Weise geleistet haben. Aber je mehr sich diese Wanderfahrten mehrten, je mehr es namentlich unter den Stipendiaten des Instituts üblich ward, von Italien aus auch der östlicheren Halbinsel einen Besuch abzustatten, desto fühlbarer ward der Mangel eines festen Anhaltes und eines stetigen Mittelpunctes für alle die vereinzelten Forschungen. Der Aufwand Preußens für das archäologische Institut, der sich im Ganzen auf jährlich 5840 Thaler belief, konnte dafür freilich nicht hinreichen. Es blieb dem deutschen Reiche vorbehalten, dem neuen Reichsinstitut außer der römischen Anstalt eine athenische einzufügen, deren Leitung zuerst auf kurze Zeit in O. Lüders, seit 1875 in Ulr. Köhlers Händen ruht. Die beiden Anstalten sind gleichsam die Arme, mit denen das Institut arbeitet. Wie man in fernen Gegenden Observatorien errichtet für Beobachtungen, welche eben nur dort gemacht werden können, so hat Deutschland in den beiden klassischen Ländern, auf dem Kapitol und in Athen, seine Warten gegründet, welche weder ausschließlich mit deutschen Kräften, noch ausschließlich für deutsche Zwecke, aber im Sinne deutscher Wissenschaft zum Nutzen Aller, welche das Alterthum lieb haben und sein Studium hoch halten, ihre erhabenen Ziele verfolgen.

Die Thätigkeit der beiden gleichartigen und gleichberechtigten Institute neben einander bedurfte nothwendig einer gemeinsamen Leitung. Diese war in der Berliner Centraldirection gegeben, welche bei Umwandelung des Institutes in eine Reichsanstalt durch eine Anzahl außerberlinischer Archäologen verstärkt ward. Die Aufgabe ist complicirt genug. Denn wenn auch die specielle Leitung der beiden Institute, namentlich die Sorge für die Redaction der Schriften und die Unterweisung der Stipendiaten, den Secretären in Rom und Athen zusteht, so fehlt es doch nie an Stoff für Mitwirkung, Förderung, Aufsicht seitens der Centraldirection. Vor allem aber hat die weit reichlicher (wenn auch im Vergleich mit ähnlichen Verhältnissen in England und Frankreich immer noch nichts weniger als überreichlich) bemessene Dotation, welche die Reichsbehörden und der Reichstag mit dankenswerther Liberalität der Anstalt gewährt haben, der Centraldirection die Möglichkeit geboten, aus eigener Initiative gewissen Lebensfragen der Archäologie näher zu treten und ihre Lösung anzubahnen.

Es war schon oben von dem mehr zufälligen Charakter der meisten archäologischen Publicationen die Rede. Fast für keine einzige Classe antiker Monumente giebt es eine auch nur einigermaßen vollständige Stoffsammlung. Die Litteratur ist schwer zugänglich, theils wegen ihrer Kostbarkeit, theils wegen ihrer beispiellosen Zersplitterung in zahllose, oft schwer zugängliche Monographien. Die Bibliotheken auf handschriftliches Material und auf ältere Handzeichnungen hin zu durchsuchen ist eine Aufgabe, an welche kaum

erst Hand gelegt worden ist. Von den Publicationen sind verhältnißmäßig wenige wirklich brauchbar. Namentlich die älteren lassen alle Treue vermissen, nicht blos die stilistische, sondern oft auch die materielle. Von einer durchgängigen und zuverlässigen Unterscheidung der antiken Theile und der modernen Ergänzungen ist fast nirgends die Rede. Das Material, mit welchem der Archäologe zu arbeiten genöthigt ist, leidet also ebenso sehr an Unvollständigkeit wie an Unzuverlässigkeit. Er ist viel übler daran als der Philologe in der Aera der Ausgaben in usum delphini oder der Zweibrücker Klassiker, ehe die Philologengenerationen unseres Jahrhunderts sich die kritische Sichtung und Säuberung der klassischen Texte angelegen sein ließen. Man denke etwa an den Zustand der epigraphischen Studien, ehe die Berliner Akademie die großen Sammlungen der griechischen, der lateinischen, der attischen Inschriften herausgab. Für manche Theile der letzteren beiden Classen fehlen ja noch jetzt die kritischen Bearbeitungen: da tritt es denn recht klar hervor, welch ein Unterschied es für die Wissenschaft ist, ob sie auf festem Boden fortschreiten kann, oder ob sie Schritt für Schritt suchen, tasten, sich den Weg bereiten muß, und doch nie sicher sein kann, daß sie nicht plötzlich den Boden unter den Füßen verliere.

Die Empfindung, daß etwas Aehnliches wie diese großen Corpora Inscriptionum der Archäologie Noth thue, stammt nicht erst von heute. Von Italienern wie von Franzosen sind Versuche gemacht worden, gewisse Classen von Monumenten in möglichster Vollständigkeit zu vereinigen. Besonders klar erkannte die Aufgabe Zoega, welcher sie für die römischen Reliefs zu lösen unternahm, wenn auch ohne sie zu Ende führen zu können. Neuerdings betrat Gerhard von neuem diese Bahn. Seine Sammlung der sogenannten etruskischen Spiegel, d. h. der eingeritzten Zeichnungen auf den Rückseiten etruskischer Metallspiegel, leistet in der That in hohem Grade, was man von einer solchen Arbeit verlangen kann. Aus dem Schoße des Instituts ging ein Seitenstück hervor in der von Brunn begonnenen Sammlung der Reliefs etruskischer „Urnen", wie der archäologische Sprachgebrauch die viereckigen Aschenbehälter von meist mäßigem Umfang zu bezeichnen pflegt. Es ist nur ein Zufall, daß gerade zwei Gattungen etruskischer Monumente zuerst in Angriff genommen worden sind. Jedenfalls vermögen diese beiden Beispiele zu zeigen, wie dergleichen Aufgaben auch auf dem Gebiete der Archäologie anzufassen, und daß sie durchführbar sind. Freilich nicht mit den Kräften eines Einzelnen, welche schon der Beschaffung brauchbarer Zeichnungen so vieler zerstreuter Denkmäler nicht gewachsen sein würden. Wenn irgendwo, so bedarf es hier öffentlicher Mittel, wie sie nur der Staat oder eine Staatsanstalt gewähren kann, gleich wie die Berliner Akademie die Inschriftsammlungen unter ihren Schutz genommen hat.

Das Institut hat die Aufgabe angegriffen und einen großen Theil der vom Reiche ihm gewährten Mittel der allmählichen Lösung derselben bestimmt. Nicht als ob es ein Monopol darauf begehrte; im Gegentheil kann jedes Zusammenwirken von anderer Seite zu dem gleichen Ziele nur erwünscht sein, wie denn die Wiener Akademie auf Conzes Anregung seit Jahren den Stoff für eine Sammlung der griechischen Grabreliefs herbeizuschaffen bemüht ist. Die Menge der Denkmälerclassen ist so groß, ihr Umfang theilweise so bedeutend, daß viele Hände an dem gemeinsamen Werke mitarbeiten können, vorausgesetzt daß ein Geist und ein Plan sie leite. Einstweilen sind vom Institut einige solche Unternehmungen bereits in Angriff genommen. Außer der Fortsetzung von Brunns etruskischen Urnen und der Weiterführung von Gerhards etruskischen Spiegeln durch Klügmann sind es besonders zwei sehr umfangreiche Sammlungen, welche mit voller Kraft gefördert werden.

Fast unzählbar ist die Menge römischer Sarkophagreliefs, welche zunächst und am massenhaftesten in der Stadt Rom, sodann in vielen anderen Ländern altrömischer Cultur, endlich in den verschiedenen Museen Europas sich zerstreut finden. Sie stammen fast ausnahmslos aus den nachchristlichen Jahrhunderten und bieten durch künstlerische Vorzüge nur ausnahmsweise vollen Genuß, obwohl aus der späten Bearbeitung der kundige Blick nicht selten die Schönheiten des zu Grunde liegenden Originals zu erschließen vermag. Wichtig sind die Sarkophage wegen ihres überaus reichen, meistens mythologischen Inhalts, welcher uns gewissermaßen die Illustrationen eines antiken Handbuches der Mythologie vorzuführen scheint. Für methodologische Unterweisung sind die Sarkophage außerdem besonders interessant, weil die Aufgabe, aus den vielen, aber fast nie ganz genau übereinstimmenden Exemplaren einer Darstellung die ihnen allen zu Grunde liegende Originalcomposition zu erschließen, für den Archäologen von ähnlicher Bedeutung ist wie für den Philologen die Aufgabe, aus den entstellten, lückenhaften, interpolirten Handschriften eines Schriftstellers den ursprünglichen Text herzustellen. Es leuchtet ein, daß gerade hier ein vollständiger Ueberblick über das Material unerläßlich ist, um zu sicheren Resultaten zu gelangen. Wie sollte aber wohl ein Einzelner sich solchen Ueberblick verschaffen? Das Institut hat seit einer Reihe von Jahren einen eigenen Zeichner ausgesandt, um nach und nach alle irgend erheblichen Sarkophage in genauen, zuverlässigen Zeichnungen zu beschaffen. Der Zeichner hat die öffentlichen und privaten Sammlungen Englands, Frankreichs und eines großen Theiles von Italien bereits in solcher Weise ausgenutzt, überall von der Zuvorkommenheit der Besitzer oder Verwalter der Sammlungen unterstützt. Weitere Jahre werden nöthig sein, um die Arbeit durch ganz Europa durchzuführen. Dann erst kann die Ordnung des Materials, vielleicht auch die Vertheilung an ver-

schiedene Bearbeiter beginnen, dann auch erst die lithographische oder anderweitige Vervielfältigung jenes ganzen Zeichnungsmaterials. Es bedarf nicht des ausdrücklichen Hinweises, welche materiellen Mittel erforderlich sind, um eine so weitschichtige Arbeit durchzuführen und dereinst einmal zu beendigen. Und doch ist dies Corpus sarcophagorum nur eine von vielen Sammlungen, welche beschafft werden müssen.

Dem Sarkophagunternehmen ist das herbe Mißgeschick widerfahren, seinen trefflichen Leiter Friedrich Matz mitten aus der Arbeit heraus zu verlieren. Ein günstigerer Stern leuchtet über der Sammlung der Terracotten, d. h. der Statuen und Reliefs von gebranntem Thon, welche Kekulé für das Institut ausführt. Auch hier ist ein eigener Zeichner seit Jahren auf Reisen, um das wiederum überaus reiche Material zusammenzubringen. Es gilt nichts Geringeres, als keinen Typus und keine bedeutende Abart desselben unbeachtet zu lassen bei einer Gattung des Kunsthandwerks, welche gerade im Reichthum reizvoll spielender Phantasie einzig dasteht. Wer dächte nicht an Tanagra und die „Tanagräerinnen"? und wer fühlte sich nicht bei dieser Erinnerung erwärmt? Einige der schönsten Figuren dieser Art hat Kekulé bereits aus den Schätzen des Institutsmaterials in einer Prachtpublication veröffentlicht, welche weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus Entzücken erregt hat. Es steht mit Sicherheit zu erwarten, daß die Sammlung der Terracotten schon bald so weit gefördert sein wird, daß die einzelnen Abtheilungen in rascher Folge werden erscheinen können.

Es sind nur zwei solche Unternehmungen, von denen hier die Rede war. Andere sind bereits begonnen, andere stehen noch aus; es mag nur an die umfangreichen Serien der Statuen und der gemalten Vasen erinnert werden. Jedenfalls wird es klar sein, daß eine ebenso schwierige und umfassende, wie wichtige Arbeit von dem Institute begonnen worden ist, eine Arbeit, welche nicht mehr und nicht minder bezweckt, als der gesammten Wissenschaft von der alten Kunst eine neue sichere Grundlage zu bereiten. Die Arbeiten und Bestrebungen der römischen und der athenischen Anstalt gehen ununterbrochen daneben her. Sie greifen überall mit ein in den großen Plan. Denn die Menge des neu zuströmenden Stoffes ist unerschöpflich. Die Wissenschaft kann unmöglich still stehen und warten, bis jene großen Corpora Monumentorum Artis abgeschlossen sein werden. Was jeder Tag, jedes Jahr Neues bringt, das zu verzeichnen und nutzbar zu machen bleibt nach wie vor die Aufgabe der beiden Institute, wie auch der in Berlin erscheinenden Archäologischen Zeitung, deren Herausgabe ebenfalls das Reichsinstitut übernommen hat. Liegen jene großen Sammlungen erst einmal vor, dann wird freilich auch die Ergänzung derselben durch das stets neue Material nicht aufhören können, aber vielleicht werden sich dann die Formen

der Publication ändern, vielleicht werden an die Stelle von Zeitschriften mehr systematisch angelegte Ergänzungshefte der einzelnen Monumentenclassen treten müssen, wie schon jetzt die Sammlung der lateinischen Inschriften ihre Nachträge in besonderen Heften (ebenfalls einer Publication des Instituts) veröffentlicht. —

Es ist zunächst das römische Institut, welches in den nächsten Tagen, am „Geburtstage der Stadt Rom", sein Jubiläum feiert. Ganz allmählich ist aus dem Privatverein, welcher zuerst im Palazzo Caffarelli zusammentrat, eine Anstalt des deutschen Reiches geworden, welche jenem Palaste benachbart ihr eigenes stattliches Haus besitzt und welche sich eng verbunden weiß mit der Schwesteranstalt in Athen und mit den großen Unternehmungen, die von der deutschen Heimat aus gefördert werden. Die deutsche Fahne wird am nächsten Montag vom tarpeischen Hause wehen, aber im Festsaale treffen Männer aller Nationen zusammen. Ein Italiener hat das Festprogramm geschrieben; ein Franzose vertritt die älteste Generation des Instituts, dessen Direction er seit sechs und vierzig Jahren angehört; Abgesandte der deutschen Universitäten huldigen der verwandten Anstalt und legen Zeugniß ab, daß sie sich ihr dankbar verbunden fühlen; auch England wird mit dem Ausdruck ähnlicher Gesinnung nicht fehlen. Möge es dem Institut auch ferner gelingen, unbeirrt durch alle außerwissenschaftlichen Trennungen unter dem vereinten Schutze des deutschen Reiches und des gastlichen Italiens seine großen wissenschaftlichen Aufgaben fortzuführen. Sie werden nach wie vor seine ganze Kraft in Anspruch nehmen, sie werden aber auch ihren hohen Lohn in sich tragen für die Männer, welche die Heimat verlassen haben, um in der Fremde als Leiter des Instituts dem Vaterlande und der Wissenschaft zu dienen, sie werden die Wissenschaft fördern und die Liebe für die alte Kunst in unserer dem Idealen abgewandten Zeit wach erhalten, sie werden einen Ruhmestitel bieten für unser deutsches Vaterland, das nicht aufhören möge, seine einzige gemeinsame Bildungsanstalt mit gleicher Liebe und Opferwilligkeit wie bisher zu hegen und zu pflegen.

Straßburg im Elsaß. Ad. Michaelis.

Satirische Briefe gegen Gottsched.

Als der junge Goethe in Leipzig den Professor Gottsched sah, standen die abgewirthschaftete Vergangenheit und die verheißungsvolle Zukunft einander gegenüber. Was schierten einen übermüthigen Fuchs die einstigen Verdienste der gefallenen „verachteten" Größe? Wer überhaupt wußte diese 1765 zu würdigen, auch wenn er dem großen geistigen Entwickelungsprocesse reifere

Betrachtungen zuwandte? Goethe entsendet in den Briefen an die Freunde die Pfeile eines kecken Spottes gegen den alten „Federsack". Er carrikirt (30. October 1765, „Der junge Goethe" 1, 11):

Gottsched ein Mann so groß alß wär er vom alten Geschlechte
Jenes der zu Gath im Land der Philister gebohren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja so sieht er aus und seines Cörperbaus Größe
Ist, so sprach er es selbst, sechs ganze Parisische Schue.

Diese Verse gehen, zum Theil wörtlich, auf ein Vorbild in Weißes satirischer Komödie „Die Poeten nach der Mode" zurück, welche sich gleichmäßig gegen die Reimschmiede der Gottschedischen Secte (mit Pyra zu reden) und die wundersame Metrik der neuen Epiker richtet. Goethe konnte sich damals an dem schaalen Witze dieser sächsischen Parodie so gut vergnügen, als an der harmlosen Dürftigkeit eines „Herzog Michel". In der Scene 2,8 wird aus Dunkels, des Klopstockianers, Schreibtafel der Anfang seines „Goliath, ein Heldengedichte in 24 Büchern" vorgelesen:

Erstes Buch.

Von einem Menschencoloß, stark nervicht hochbeinichten Riesen,
Unglaubar, zwölf Fuß hoch nach dem parisischen Maßstab
Und drüber von Gath; Goliath benennt ihn Vater und Mutter
Geboren von räubrischer Art pfaugleicher, tollkühner Philister,
Die ein Heuschreckengeschmeiß, im Eichgrund lagen gegossen.

Wie weit Weiße hier und im Folgenden, manchmal mit Schönaichs neologischem Wörterbuch übereinstimmend, die „hochgeschenkelten Männer" des Bodmerschen Noah oder Wendungen des Naumannschen Nimrod oder gar die „Offenbarung St. Klopstocks" striegeln will, berührt uns hier nicht. Wir kehren lieber zu Goethes Epistel an Riese zurück:

Nun nimm geliebter Freund die jetzt beschriebnen Stücke
So zeiget glaub es mir sich Gottsched deinem Blicke.
Ich sah den großen Mann auf dem Catehder stehn,
Ich hörte was er sprach und muß es dir gestehn.
Es ist sein Fürtrag gut und seine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch sieht er gleich den Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht
So wüßte man es gleich weil er steets prahlend spricht.

Die glatte Rede, der selbstbewußte Ton, die überlegene Positur sind von Goethe nicht erfunden. Schon dreizehn Jahre früher ergötzte ein freilich unberühmter Leipziger Student, Spörl aus Nürnberg, einen fernen Commilitonen, Ring aus Straßburg, durch launige Berichte über Gottscheds Thaten und Händel. Die der Musenstadt an der Pleiße schon damals nicht fremden

Theaterscandale, Coffey-Weißes „Der Teufel ist los", die Ansprache der Madame Kochinn, Rosts boshaftes Schreiben „Der Teufel an Herrn G. Kunstrichter der Leipziger Schaubühne" erscheinen vor unseren Blicken. Wir erfahren nichts positiv neues, was wir nicht aus alten Zeitschriften, Briefen, oder aus Danzels leider recht unzulänglichem Buch über Gottsched schon wüßten, und lesen dennoch die frischen Mittheilungen eines jungen der Schweizer Partei zugethanen Studenten mit Behagen. Eine Notiz über eine freche Carricatur Gottscheds in einem Hamburger Kalender bleibt besser ungedruckt; sonst möge einiges Vermischte der weitläufigeren Schilderung eines illustren Gottschedschen Redeactus vorausgehen.

April 1753. „Alhier in Leipzig fing vor kurzen Professor Gottsched einen neuen Krieg mit den Comoedianten an, der biß dato zu seinem Schaaden ausgeschlagen .... Gottsched der sich gern zum Haupt und Herrn der Comoedianten aufwerfen möchte, tadelte das Spiel, die Comoedianten und alle Zuschauer, die daran ein Vergnügen fänden, öffentlich in der Vorrede zu einem gewissen tractätgen und bediente sich dabey spöttischer und großsprechender Ausdrücke. Die Woche darauf wurde das Spiel wieder aufgeführt, doch stund auf dem Zettel, es würde solches aus besonderen Ursachen zum allerletztenmale gespielt werden. Hierdurch wurde jedermann neugierig und diejenigen, denen die gottschedische affaire schon bekannt war eilten mit großen Schritten in die Comödie, in gewisser Hofnung diesen weitgestalten Herrn aufs Neue prostituirt zu sehn. In dieser Hofnung betrog man sich auch nicht; nach geendigtem Schauspiel trat Madame Kochinn hervor und hielt eine poetische Anrede an die Zuschauer, die mir communiciret worden ist. ‚Ihr Gönner! kann ein Stück sich Euer Lob erwerben ..... Und wir behalten ihn, wenn Ihrs zufrieden seyd'.

Gottsched verklagte Kochen auf dem Rathhauß, und dringet auf Abbitte, die ihm aber Koch weder mündlich noch schriftlich geben will. Der Magistrat räth zum Vergleich, zumal da Koch albereit Mine macht, Gottscheden in dem concilio zu verklagen."

Man vergleiche Blümners Theatergeschichte. Gottsched wandte sich nach Dresden, nachdem zwischen ihm und Koch eine Art Abkommen getroffen worden war. Aber Herr von Globig rieth ihm in einem diplomatisch kühlen Briefe (10. März 1753, Danzel S. 175) sich zu beruhigen.

Am 24. Mai 1753 meldet Spörl aus Nürnberg, Voltaire sei in Leipzig gewesen. „Gottsched und Jöcher sind in Leipzig mit ihm vornemlich umgegangen, ob er sie gleich beede hinterwärts wieder tapfer herumgenommen, so daß die gelehrte Kulmus ihren Mann zuletzt heftig gewarnet, mit Voltairen mehr Gemeinschaft zu machen, die es zuerst erfahren, wie spöttisch er von ihrem Liebsten in Abwesenheit gesprochen." Die treffliche Frau schrieb damals

an eine Freundin: „Ich mußte bey dieser Gelegenheit die Ehre der Deutschen behaupten, denen die Franzosen alle Kraft zu denken absprechen, und ich wollte den Stolz eines V. nicht vermehren."

Leider ist unser großes Publicum immer noch gewohnt, Gottscheds edelste Bemühungen als unnational, ihn selbst, der in der Polemik wohl täppisch, aber nie gemein oder perfid sein konnte, für einen Klopffechter zu halten. Wie auch mit Unrecht der Baron Schönaich so gern zum alleinigen Prügelknaben erkoren wird. Sein „Hermann" — wie wenige haben ihn heut zu Tage gelesen! — ist für die Zeit so gar erbärmlich nicht. Er wurde durch Gottscheds Reclame, die sein Heldengedicht um jeden Preis als Trumpf gegen den Messias ausspielen wollte, gründlich verdorben und unternahm es in dem Geschmacke jener Tage die Feinde Merbod, Rellah, Gnißel zu höhnen. Gleichwohl enthält sein Hauptangriff gegen die „sehraffische" Dichtkunst „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch" eine Fülle beachtenswerther Winke über damaligen Sprachgebrauch. Die Ausfälle seiner Fechter Schwabe und Schönaich waren durchaus nicht immer nach Wunsch des Meisters. Auch Spörl bezeugt am 24. März 1755: „Lassen Sie es dem Herrn Professor Gottsched nicht erfahren, daß auch Sie in dem irrigen Wahne stehen, als wäre er der Verfasser der Aesthetik in einer Nuß. Sie würden an ihm einen Todfeind bekommen. Er hat sich sehr über die HE. Göttinger beschweret, daß sie ihn vor den Urheber dieser Satyre gehalten haben und bey seinem ehrlichen Namen bezeuget, daß er keinen Theil daran nehme. Der Wienerische Professor, der in seiner teutschen Grammatik den Namen Gottscheds zu einem paradigmate nominum propriorum gewehlt hat, heißt nicht Boscowitsch, sondern Popowitsch (Popowich, s. Danzel, S. 302 f.) und hat mich mit diesen närrisch ausgedachten Stellen schon mehr als einmal lachen gemacht. Haben Sie des HE. Gottscheds Vorübungen zur Redekunst . . . . . noch nicht zu Gesichte bekommen? Er erbost sich darinn gewaltig über die HEn Züricher mit Namen, als deren Schriften ihm ein Greuel sind. Der wunderliche Mann!"

Im Frühjahr 1751 hatte der Lausitzer Christoph Otto Freiherr von Schönaich seinen „Hermann oder das befreite Deutschland, ein Heldengedicht" anonym an Gottsched gesandt, der alsbald seine entzückte Befriedigung aussprach. Eine eifrige Correspondenz entspann sich zwischen dem „Aristarch" und seinem Jünger, der in den ersten bescheidenen, nicht eben unvernünftigen, aber sehr bornirten Briefen und Versen frohlockte: „Ist Gottsched nur mein Freund, so sei mir immerhin das ganze Zürich feind" oder:

> Lobt Gottsched nur den Trieb, der mich zum Pindus führet
> Lißt seine Sappho nur das, was der Feder glücket
> Lißt Scheyb, lißt Brucker mich den Donaumusen vor
> Steigt Armelinde noch zu mir, Huldreich Ohr,

dann ist alles gut, dann werden die Afterpoeten Haller und „Klopfstock“ am jüngsten Tag „unbekränzt mit manchem Sehraff leben“. Von den Engländern will er nichts wissen, seine Muster heißen Canitz, Rachel, Neukirch, Pietsch, Günther, Gottsched. In Gottscheds Weise zimmert er ein Drama „Thußnelda“, nach Art der Leipziger deutschen Gesellschaft, deren Mitglied er geworden, verfaßt er panegyrische Oden, worin auch Friedrich des Großen Name prangt; 1757 folgt ein neues Epos „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen“. Er folgt Postel und J. E. Schlegel und wetteifert, ohne es zu wissen, mit dem verhaßten Klopstock, der ja, bevor er die höhere Bahn der christlichen Dichtung geschaut, unter Lanzen und Harnischen Heinrich, Deutschlands Befreier, hatte feiern wollen.

Schönaichs nicht in Alexandrinern, sondern in schleppenden trochaischen Versen abgefaßte zwölf Bücher „Hermann“ sind, als erzählende Dichtung angesehen, kaum Postels „Wittekind“ überlegen. Lange Beschreibungen oder lange Reden, öde Trockenheit oder mühseliger Schwulst. Er steckt tief in der Allegorie und schildert etwa im Eingang des fünften Buches sechs Seiten hindurch, wie die Zwietracht zu Segest fliegt. Seine homerischen Vergleiche sind höchst geschmacklos; da heißt es etwa, daß Siegmars Runzeln sich glätten wie Sammet unter der sanften Hand der Chloris oder wie die Mienen eines Kaufmanns, der endlich sein Schiff nahen sieht. Sein Stil zeigt meist eine kindliche Unbeholfenheit. Man lese den letzten Vergleich oder halte gegen Klopstocks Traum des Judas die Verse 12, 1 ff., wie der todte „Siegmar, dessen Körper ein verdünntes Wesen ist“, seinen schlummernden Sohn mahnt. Und doch liegt ein patriotischer Zug in dem Ganzen; der junge Dichter sehnt einen neuen Hermann herbei und gelobt:

> du Muse sollst alsdann mit erhabnerm Tone singen.

Gottsched hegte das Gedicht wie eine Wunderblume, erblüht im Schatten seiner Critischen Dichtkunst, von der Schönaich bekannte: „Ich habe dem Buche fast alle meine poetische Geschicklichkeit zu verdanken, und ich gehe so zärtlich mit ihm um, wie ein Verliebter mit dem Bilde seiner Geliebten“. Er sollte nicht über Sprödigkeit klagen. Zudem mußte Gottsched dem Erfolge der Schweizer Sache durch die Anfänge des Messias, so bestritten er auch noch war, eine positive That aus seinem Lager entgegenhalten. Deshalb nannte er in der Vorrede zu der prächtigen zweiten Ausgabe in einem Athem als hervorragendste Epiker Homer, Vergil, Tasso, Schönaich. Und diese sublime poésie, als welche Voltaire gewiß sehr obenhin den Hermann gelobt hatte, sei durchaus ein Exempel nach den Regeln der Critischen Dichtkunst.

Immer dichtere Weihrauchswolken umnebelten das Haupt des sächsischen

Epikers. Göttingen und Königsberg ehrten ihn durch Diplome. Für Leipzig hatte Gottsched eine besondere Feier ersonnen, zu der die kluge Adelgunde scheel sah: die Farce der Dichterkrönung am 18. Juli 1752 (vergl. Danzel S. 379 f.). Schönaich, der keinen Schritt selbständig thun durfte („wenn es mir die Frau Mama nicht erlaubet") war nicht zugegen. Er dankte in einem komischen Briefe.

Spörl aber schrieb am 3. August 1752: „Vor einem Monat habilitirte sich hier HE Magister Krause mit einer Dissertation de homine non machina, und gab einen Theils zum Lachen, theils zum Mitleiden Gelegenheit. HE Prof. Gottsched als zeitlicher Decanus opponirte ihm zuerst und suchte zum Ritter an ihm zu werden, nahm sich auch recht vor ihn zu prostituiren, weil er ein eifriger Crusianer ist. Es gelung ihm auch in so ferne, daß er mit seinen Arlequins-Possen u. wunderlichen Geberden den HEn Mag. confus machte; wiewohl das laute Gelächter, das hierüber entstund, mehr über Gottscheden als den Magister war, als welcher ihn mit einigen abductionen völlig lächerlich machen können. So aber hatte er nicht ein quintgen von gesetztem Wesen, sondern beklagte sich vielmehr öffentlich, daß ihn der Herr Professor zum Gespött machen wollte. Das ist die rechte Art nicht, dem groben Gottsched zu begegnen. Indessen war es doch lustig und traurig zu hören, wie Peter Squenz. Eben dieser große Gottsched hat vor 8. Tagen der hiesigen Academie ein ganz neues u. ungewöhnliches Spectacul, wie er sich selbsten ausgedrückt, gegeben. Die philosophische Facultaet allhier hat nur erst seit dem vorigen Reichs-vicariat des Königs, die Freyheit Poeten zu krönen. Gottscheden war die Ehre aufbehalten, einen dgl. Actum zuerst vorzunehmen. Der Candidat des Lorbeer-Kranzes war ein Sächsischer Hauptmann, HE Baron von Schönaich, der wegen seines epischen Gedichtes Arminius genannt bekannt ist. Seine Rolle aber hat indessen Herr Baron von Seckendorf vertreten, als der den Kranz und den Ring öffentlich von Gottscheds Hand empfangen, nebst dem Befehl, solchen Schönaich zuzuschicken. Der ganze actus war solenn. Der deutsche Sprachmeister schlug ein programma hiezu an. Solches aber wurde 3mal abgerissen und mit Koth bespritzt, biß man endlich eine Wache hingestellt, und dem Muthwillen gesteuret. Die Handlung selbst haben die beeden HE Commendanten allhier, noch 2. Generals und die Herrn Grafen mit ihrer Gegenwart beehret, über welche alle sämtlich HE Rector Christ seinen Rang öffentlich behauptete. Gottsched war hier recht in seinem Esse. Die grace, die er sich gab, können Sie sich gar nicht vorstellen. Das Auditorium war gedrängt voll. Stellen sie sich nun den weitgespaltnen Herren vor, wie er mit großen Schritten, im gelben Rock, mit einer scheuslichen Amtsmiene, auf das Catheder tritt. Da steht nun unser Redner in folgender Gestalt: er hält in der rechten Hand die

Oration und unter dem linken Arm den Hut, nach Art der deutschen Gesellschafter in Jena. Er meldet gleich anfangs, daß er heut alle seine Feinde in die Enge treiben und klar beweisen wolle, wie sehr seine Verdienste über die ihrigen giengen. Ein schickliches thema! Die lateinische Sprache nebst allen andern Schriftstellern wurde auf das gröbste und unsinnigste durchgezogen. Nur allein die deutsche erhub er und behauptete, daß besonders die, so Uebersetzungen lieferten, und deutsche Grammatiken schrieben über alle Scribenten Roms und Griechenlands erhaben wären. HE Rector Christ lachte unter währender Rede fast überlaut. Hierbey aber war es noch nicht bewendet. Nach ihm mußte der HE Baron von Seckendorf aufsteigen und in deutschen Versen das Lob Gottscheds noch einmal würdig besingen; wollen wir nicht Gottscheden ad Anticyros [so! Spörl meint: in einen Kurort] relegiren?"

Gewiß war der Spott über das ganze „Spectacul" berechtigt, und doch wie grausam ungerecht spricht hier eine voreilige Jugend zugleich über die löblichsten Bestrebungen. Erich Schmidt.

Die neueste Fabrikgesetzgebung.

Im Jahre 1878 ist in England als relativer Abschluß einer langen Reihe von gesetzgeberischen Acten, die vom Beginn dieses Jahrhunderts anheben und bis in die letzten Jahre sich stetig fortsetzen, das Fabrik- und Werkstättengesetz zu Stande gekommen, welches dem Bedürfnisse einer einheitlichen Zusammenfassung der zerstreuten Bestimmungen früherer Gesetze Befriedigung verschafft. Unmittelbar vorher hat die schweizerische Eidgenossenschaft nach mehrjähriger Vorbereitung ihr einheitliches Gesetz, „betreffend die Arbeit in den Fabriken", fertig gebracht, welches mit dem Jahre 1878 an die Stelle der bisher allein geltenden kantonalen Gesetze getreten ist. In Frankreich ist im Jahre 1874 ein umfassendes Gesetz über die Arbeit der Kinder, ebenfalls jahrelang vorbereitet, erlassen worden, nachdem man sich lange mit dem unwirksamen Gesetze vom Jahre 1841 begnügt hatte. Im deutschen Reiche sucht man wenigstens die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung vom Jahre 1868 weiter zu entwickeln oder zuvörderst zur Wirksamkeit gelangen zu lassen, indem man mit dem erfahrungsmäßig unentbehrlichen Apparate der Fabrikinspection endlich Ernst macht.

Der Grundgedanke dieser Gesetzgebungen, welche durch den unbestimmten Namen der Fabrikgesetzgebung bezeichnet zu werden pflegen, ist die Regelung der Arbeitsbedingungen und vor allem der Arbeitszeit durch öffentliche Vorschriften, welche beide Theile, Unternehmer und Lohnarbeiter, binden und sich

erstrecken auf die verschiedenen Gebiete der gewerblichen Production, insbesondere auf das Gebiet der Fabrikarbeit. Eine Regelung, welche an demjenigen Puncte eintritt, wo der Gesetzgeber den Zwang öffentlich verbindlicher Schranken zum Schutze der Arbeiter als nothwendig erachtet, weil er den Schutz, welchen der Contrahent beim Arbeitsvertrage sich selber zu gewähren vermag, für unzureichend ansieht. Die Frage, wo dieser Punct sei, ist aus naheliegenden Gründen eine streitige, und die mannichfaltige Beantwortung derselben in den Gesetzgebungen der verschiedenen Länder weist theils auf die Verschiedenheit principieller Ansichten, theils auf die Verschiedenheit der maßgebenden Umstände hin. Der principiellen Ansichten: denn diese werden hier mehr, dort weniger einem gesetzlichen Eingriffe in die Arbeitsbedingungen geneigt sein. Der maßgebenden Umstände: denn diese werden hier dringender, dort weniger dringend den gesetzlichen Schutz anrufen, werden hier günstigeren Boden, dort minder günstigeren Boden für weitgehende gesetzliche Anforderungen finden. Aber nirgendwo wird es genügen, daß man sich ausschließlich und ohne Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse einem einzigen Principe anvertraue, sei es dem individualistischen, welches jeden gesetzlichen Eingriff in die freien Verträge verabscheut und darum irgend einen möglichst tief gegriffenen Punct als das Aeußerste, was ein vernünftiger Mann gewähren kann, endgültig feststellt, oder dem socialistischen, welches fröhlichen Muthes darauf los reglementirt und das Ziel schon erreicht zu haben glaubt, wenn dieses möglichst kühn im Gesetze verkündet steht. Nicht auf das Princip, sondern auf das vernünftige Maß kommt es an. Derart, daß — die gleiche Vernünftigkeit der verschiedenen Gesetzgebungen in den verschiedenen Staaten vorausgesetzt — die Verschiedenheit der gesetzlichen Bestimmungen eine Art von Rückschluß auf die Verschiedenheit der Zustände in den verglichenen Ländern an die Hand giebt, freilich mit Einräumung eines gewissen Spielraumes für die Verschiedenheit der die Gesetzgebung jener Länder beeinflussenden Ansichten. Jener Rückschluß wird möglich sein wenigstens dann, wenn uns die Mittel zur Verfügung stehen, um zu prüfen, in welchem Maße die gesetzlichen Vorschriften lebendig wirken, ob sie überhaupt zur Ausführung gelangen, ob ihre Ausführung zu den gegebenen industriellen Verhältnissen paßt: Mittel, die wir in den englischen Berichten der Fabrikinspectoren und den in England öfters wiederholten amtlichen Untersuchungen durch große Commissionen besitzen; Mittel, wie sie nun neuerdings durch die jährlichen Berichte der königlichen preußischen Fabrikinspectoren, die von Jahr zu Jahr umfangreicher werden, sich darbieten: wie sie demnächst durch die jetzt beginnende eidgenössische Fabrikinspection und deren Berichte sich darbieten werden.

Sehen wir in irgend eine der erwähnten Fabrikgesetzgebungen hinein, so

zeigt sich eine Menge von Fragen darin beantwortet, welche als Unterfragen jener Einen allgemeineren Frage doch nur jeweilen als provisorisch abgemacht zu betrachten sind und gerade nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit immer nur provisorisch, d. h. stückweise und stufenweise zu erledigen sind, deshalb, weil hier die größten Aufgaben durch gesetzgeberische Maßregeln nur mit Geduld, mit schonender Rücksicht auf die gegebenen Zustände gelöst werden können. Versuchen wir in solchem Sinne eine systematische Zerlegung der allgemeinen Frage in ihre Theilfragen, so möchten diese etwa die folgenden sein.

Zunächst: auf welche Personen soll sich der gesetzliche Schutz erstrecken? Mit dieser ersten Frage ist unmittelbar das Problem des sogenannten Normalarbeitstages angeregt, welches zumal mit dem neuen schweizerischen Stundengesetze vom Jahre 1877 aufgehört hat, ein blos theoretischer oder agitatorischer Bestandtheil socialpolitischer Programme zu sein. Denn dieses Gesetz hat, im Anschluß an ältere particulare Fabrikgesetze der Schweiz, die Bestimmung in sich aufgenommen, allerdings nach vielerlei Discussionen und Kämpfen, daß es ein Maximum der täglichen Arbeitszeit in den Fabriken auch für erwachsene Männer von Gesetzes wegen geben solle. Dem neuen Bundesgesetze vorangegangen waren die Gesetzgebungen der Kantone Glarus, Baselstadt und Tessin: Glarus hatte im Jahre 1864 ein zwölfstündiges Maximum eingeführt und dasselbe durch den Landgemeindebeschluß vom Jahre 1872 auf elf Stunden herabgesetzt; Baselstadt hat im Jahre 1869, Tessin im Jahre 1873 ein Maximum von zwölf Stunden gesetzlich eingeführt (vgl. Bericht der Mehrheit der ständeräthlichen Commission zur Vorberathung der Fabrikgesetze vom 30. November 1876, abgedruckt im schweizerischen Bundesblatt vom 16. December 1876). Das neue Bundesgesetz selber aber bestimmt im Artikel 11: „Die Dauer der regelmäßigen Arbeit eines Tages darf nicht mehr als elf Stunden, an den Vorabenden von Sonn- und Feiertagen nicht mehr als zehn Stunden betragen und muß in die Zeit zwischen sechs Uhr (im Sommer fünf Uhr) Morgens und acht Uhr Abends verlegt werden.“ Verstärkt wird diese Vorschrift durch die sich daran schließende weitere Bestimmung: „Bei gesundheitsschädlichen und auch bei anderen Gewerben, bei denen durch bestehende Einrichtungen oder vorkommende Verfahren Gesundheit und Leben der Arbeiter durch eine tägliche elfstündige Arbeitszeit gefährdet sind, wird der Bundesrath dieselbe nach Bedürfniß reduciren, immerhin nur bis die Beseitigung der betreffenden Gesundheitsgefährde nachgewiesen ist.“

Hiermit ist die Frage, ob auch erwachsene Männer (und nicht blos, wie es meistens geschieht, Frauen und unerwachsene Personen) von dem gesetzlichen Schutze ergriffen werden sollen, bejahend beantwortet. Es ist mühselig und verwickelt, die besonderen Umstände zu erörtern, welche gerade in

der Schweiz zur Annahme solcher Vorschriften geführt haben; es möchte schwer halten, den stricten Beweis zu liefern, daß dieses oder jene Moment in einer bestimmten Richtung und mit einer bestimmten Stärke gewirkt hat, daß diese oder jene politischen Factoren, daß gewisse industrielle und öconomische Verhältnisse einen begünstigenden, oder umgekehrt einen hemmenden Einfluß von bestimmtem Grade ausgeübt haben. Bei der großen Verschiedenheit der bezüglichen Verhältnisse in den verschiedenen Kantonen, bei der Mannichfaltigkeit der politischen Stellung der verschiedenen Parteien und wiederum der einzelnen Kantone zur Bundesgewalt und zur Entwickelung der Bundesgesetzgebung, vollends bei dem unergründlichen Wesen der entscheidenden und höchsten Gesetzgebungsinstanz, die in dem gesammten stimmberechtigten Volke selber ruht, — ist es kaum möglich, eine überzeugende Begründung der nun feststehenden Thatsache vorzunehmen, daß dies Gesetz gegeben ist, und es läßt sich die Ausübung dieser Thatsache füglich nur dadurch erläutern oder modificiren, daß die Annahme beim Volke bis zum letzten Augenblicke zweifelhaft gewesen und bei der endlichen Abstimmung am 21. October 1877 nur mit geringer Majorität durchgedrungen ist. Bei diesem Puncte zeigt es sich, was wir oben einleitend bemerkt haben: nicht auf das Princip, sondern auf das vernünftige Maß kommt es an, nicht in dem starren Festhalten an einer abstracten Linie der Abgrenzung, sondern in der besonnenen Bemessung der principiell ganz unzweifelhaft gerechtfertigten Grenzen für die gegebenen Umstände liegt der Halt und die Richtschnur einer guten Gesetzgebung. Das erstere ist bequemer, es befriedigt das Bedürfniß nach fertigen Recepten, es ersetzt die Untersuchung und das Nachdenken durch kurze Schemata für den täglichen Gebrauch; das erstere ist daher das Beliebtere und Verbreitetere. Nichtsdestoweniger ist das andere unentbehrlich, weil es allein stichhaltig ist.

Der allgemeine Gedanke eines Schutzes der Arbeit erwachsener Männer ist längst bejahend beantwortet, lange ehe man sich für die Begrenzung ihrer täglichen Arbeitszeit entschieden hat. Denn wenn der Maximalarbeitstag für erwachsene Männer in erster Reihe auf dem Beweggrunde beruht, auch den erwachsenen Mann zu schützen vor den Folgen seiner eigenen Unvernunft, also die bindende Vernunft des staatlichen Gesetzes an die Stelle zu setzen, an welcher die individuelle Vernunft eine klaffende Lücke läßt, so finden wir aus solchem Beweggrunde hervorgegangen eine von kaum Jemand bestrittene ganze Reihe von gesetzlichen Maßregeln bereits vorhanden, in allen denjenigen Fällen, in welchen das Gesetz dem Einzelnen verbietet, sich selber durch Leichtsinn, Thorheit, Unvorsichtigkeit einen Schaden zuzufügen. Insbesondere sind die specifisch sanitären Vorsichtsmaßregeln der neueren gewerblichen Gesetzgebungen durchaus der gleichen Ansicht entflossen, und doch sind

sie kaum noch ein Gegenstand der Debatten, wenigstens dann nicht, wenn es sich um ganz flagrante Gefahren für Leben und Gesundheit handelt. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich also, daß es wesentlich auf die technische Frage ankommt, an welcher Grenze diejenige Gefahr für die Gesundheit anhebt, welche aus zu langer Arbeit, insbesondere Fabrikarbeit, entsteht. Ist diese Frage von den sachverständigen Männern richtig beantwortet, so darf der Gesetzgeber mit eben so gutem Gewissen die von der Gesundheit hier verlangte Schranke hinstellen, wie er gegen irgend eine andere Gesundheitsgefährde gebietend oder verbietend einschreitet: die sachverständige Antwort, die hier gefordert wird, giebt das Maß, auf welches es ankommt. Bei einem positiven Gesetze wird man daher hierauf vor allem sein Augenmerk zu richten haben, und wenn die gesetzliche Grenze so gezogen ist, wie es sachgemäß und richtig ist, dann ist die Besorgniß, es möchte der Weg des „Socialismus", der hiermit betreten sei, immer weiter bergab führen, eben so grundlos wie auf der anderen Seite die Meinung, die also gewährte Concession des neuen Gesetzes sei nur der Anfang zu viel weiter gehenden gesetzlichen Maßregeln für die Beschränkung der Arbeitszeit. Denn das Gesetz will nur feststellen, was die Vernunft um der Gesundheit willen verlangt, und es würde diese Feststellung unterlassen, wenn — was nicht der Fall — die Erwartung gerechtfertigt wäre, daß jeder Arbeiter vernünftig und stark genug sei, den nöthigen Schutz für sich selber auszuüben.

Dagegen will das Gesetz nicht einen Einfluß geltend machen, welcher die wirthschaftliche Seite des Arbeitsvertrages zu Gunsten des Lohnarbeiters derart trifft, daß die Arbeitszeit verkürzt werde, um etwa in weniger Arbeit höheren Lohn zu erzielen, um überhaupt das Verhältniß des Arbeitspreises, das Verhältniß von Leistung und Gegenleistung beim Lohnvertrage zu verändern. Die Gesetzgebung will das nicht, oder jedenfalls soll sie es nicht wollen, weil sie solchen Willen durchzuführen nicht die Macht hat. Und hier liegt das irrthümliche Problem des so oft mißbräuchlich oder mißverständlich angerufenen „Normalarbeitstages". Das Wort selber schon ist ein unglückliches, weil es diese Unklarheit mit sich führt; diese Unklarheit aber ist das Resultat des verschiedenartigen Sinnes, welchen man bei verschiedenen Anlässen mit dem Worte verbunden hat. Der durchführbare Wille des Gesetzgebers zur Verbesserung dieses Marktpreises der Arbeit kann nämlich nur da vorhanden sein, wo die gewerbliche Arbeit streng socialistisch organisirt ist, wo der Staat nicht blos Gesetzgeber, sondern auch Arbeitgeber ist: hier kann er die Arbeitszeit begrenzen, um den Arbeiter weniger arbeiten zu lassen und mit dieser geringeren Arbeit besser zu stellen; er ist Lohnherr, wie er Gesetzgeber ist. So hat die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1866 eine achtstündige Arbeitszeit in den Staatswerk-

stätten angeordnet, nicht aber Vorschriften gewagt für die Arbeitszeit in den privaten Unternehmungen; wären alle Unternehmungen öffentliche, gäbe es keine privaten Fabriken und Werkstätten, dann könnte das Gesetz eben so für die Gesammtheit der gewerblichen Arbeit zur Geltung gebracht werden, wie es jetzt nur für den der Oeffentlichkeit gehörenden Theil der Arbeit durchführbar ist. Wie zweckmäßig dies wäre, das bliebe freilich eine Frage für sich, aber es wäre nicht eine Velleität, sondern es wäre das, was es sein wollte. Eine Velleität aber muß ein derartiges Gesetz bleiben, wenn es der großen Masse der privaten Industrie gegenübertritt und durch eine Abkürzung der Arbeitszeit auf die Besserung der Löhnung und Herbeiführung einer wünschenswerthen Muße der Arbeiter hinwirken will, ohne doch hierfür die Macht zu besitzen. Daß aber von selber jede Abkürzung der Arbeitszeit die Erhöhung des Lohnes und Verbesserung der Lage der Arbeiter zur Folge habe, ist eine ganz unerlaubte Verallgemeinerung mancher im Einzelnen gemachten günstigen Erfahrung.

Größere Uebereinstimmung herrscht heute principiell über den Schutz der unerwachsenen Fabrikarbeiter und der Frauen in den Fabriken. Die Gesetzgebung Englands ist hier vorgegangen, die meisten anderen Industrieländer haben sich dem angeschlossen. Aus der reichhaltigen Literatur darüber sei hier das Neuere erwähnt: „Die englische Fabrikgesetzgebung" von Dr. Ernst von Plener (Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn, 1871; auch ins Englische übersetzt, London 1873). „Die englischen Fabrik- und Werkstättengesetze", auf Veranlassung des königlich preußischen Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten in deutscher Uebersetzung herausgegeben von Victor von Bojanowski, kaiserlich deutscher Wirklicher Legationsrath und Generalconsul in London (Berlin 1876, Verlag der königlichen Geheimen Oberhofbuchdruckerei R. von Decker). „Législation sur le Travail des Enfants dans les Manufactures." Recueil des Documents parlamentaires, législatifs et statistiques relatifs à la loi du 19 Mai 1874 sur l'emploi des Enfants et des Filles mineures dans l'Industrie par Eugène Tallon, député, et Gustave Maurice, Ingénieur civil des Mines, Inspecteur divisionnaire du département de la Seine (Paris, Librairie de J. Baudry, 1875). Ferner: „Die Fabrikgesetzgebungen der Staaten des europäischen Continents", herausgegeben von Th. Lohmann, Geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath im Ministerium für Handel, Gewerbe u. s. w. (Berlin 1878, Fr. Kortkampf, Buchhandlung für Staatswissenschaft und Geschichte). Endlich wäre hinzuweisen auf die Actenstücke, welche die neueste Fabrikgesetzgebung der Schweiz veranlaßt hat, die verschiedenen Mehrheits- und Minderheitsberichte der Commissionen des Nationalrathes und des Ständerathes neben der Botschaft des Bundesrathes.

Alle diese Gesetzgebungen, und die englische voran, wenden ihre schützende Sorgfalt in erster Reihe Kindern, in zweiter Reihe Unerwachsenen, in dritter Reihe (hier freilich mit geringerer Uebereinstimmung der verschiedenen Staaten) den erwachsenen Mädchen und Frauen zu.*)

Ein wichtiger Unterschied indessen herrscht hinsichtlich der Ausdehnung dieses Schutzes auf die verschiedenen Gebiete gewerblicher Arbeit. Denn das Wort „Fabrikgesetzgebung" bezeichnet den Anfang dieser Gesetzgebung, aber auch nur den Anfang, und zwar auf dem den Schutz am dringendsten verlangenden Arbeitsgebiete. Die weitere Entwickelung der Gesetzgebung hat aber in unabweisbarer Consequenz zu der Ausdehnung des Schutzes auf andere Arbeitsgebiete geführt. An die englische Fabrikgesetzgebung hat sich die „Werkstätten"-Gesetzgebung angeschlossen, und das neue englische Gesetz vom 27. Mai 1878 faßt beide Gesetzgebungen in ihren zerstreuten und stufenweisen Schritten zusammen als „an Act to consolidate and amend the Law relating to Factories and Workshops" (41 Vict. ch. 16); das heißt: „Ein Gesetz zur Zusammenfassung und Verbesserung der Gesetze, betreffend Fabriken und Werkstätten." Aber auch in England ist man zu dieser Ausdehnung der Gesetzgebung auf die Werkstätten erst im Jahre 1867 gelangt, wie man entsprechend in denjenigen Ländern, wo man heutzutage mit der Fabrikgesetzgebung Ernst zu machen beginnt, wie vor vierzig Jahren und länger die Gesetzgebung Englands begann, auch zuvörderst nur die Fabriken ins Auge faßt, um dann allmählich nach fortschreitender Einsicht und fortschreitendem Bedürfniß das Gebiet der schützenden Maßregeln zu erweitern. Denn das Maß der Beschränkungen und positiven Anforderungen, welche diese Bestimmungen der Industrie auferlegen müssen und können, ist im allgemeinen abhängig von dem Stande der industriellen Entwickelung eines Volkes; je weiter die letztere fortgeschritten ist, je mehr sie bereits alle Productionszweige durchdrungen hat, desto mehr werden auch jene Gefahren wachsen, in immer weiteren Volkskreisen fühlbar werden und zu strengeren gesetzlichen Maßregeln auffordern. (Lohmann, die Fabrikgesetzgebungen, Seite 5.) Inzwischen bemühen sich die neuen Gesetzgebungen, welche als solche sich auf die Fabriken beschränken, den Begriff der Fabrik zu begrenzen, mit mehr oder weniger Erfolglosigkeit. So sagt das neue schweizerische Gesetz in seinem ersten Artikel:

„Als Fabrik, auf welche gegenwärtiges Gesetz Anwendung findet, ist jede industrielle Anstalt zu betrachten, in welcher gleichzeitig und regelmäßig eine

---

*) In Belgien, welches bei seiner hohen industriellen Entwickelung dringend einer Fabrikgesetzgebung bedürfte, sind bisher bekanntlich alle Bestrebungen, zu einer solchen zu gelangen, an dem Widerstande der die Gesetzgebung des constitutionellen Musterstaates beherrschenden Classen gescheitert.

Mehrzahl von Arbeitern außerhalb ihrer Wohnungen in geschlossenen Räumen beschäftigt wird."

An diese recht allgemein gehaltene Begriffsbestimmung des Gesetzes schließt sich dann aber die unentbehrliche Ergänzung in den folgenden Worten:

„Wenn Zweifel waltet, ob eine industrielle Anstalt als Fabrik zu betrachten sei, so steht darüber, nach Einholung eines Berichts der Cantonsregierung, der endgültige Entscheid dem Bundesrathe zu."

Die Schwierigkeit, auf diese Weise eine richtige Grenze zu finden, wird aller Wahrscheinlichkeit nach, sobald überhaupt erst mit dem Gesetze Ernst gemacht wird (d. h. sobald die jetzt erst ins Leben getretene Inspection nach der Gnadenfrist eines Jahres, welche die Gesetzgebung durch Mangel der Fabrikinspectoren den Fabriken gewährt hat, energisch zur Ausführung der gesetzlichen Vorschriften geschritten sein wird), allmählich zu dem sachlichen Bedenken führen, ob hier nicht die angestrebte Grenzziehung in sich verfehlt und aufgegeben werden muß, einfach deshalb, weil die Mißstände, denen man wehren will, sich bei solchen Beschäftigungen, die niemals und nach keiner Deutung unter den Begriff der Fabrik fallen, theilweise in eben so empfindlicher Stärke wiederfinden wie innerhalb derjenigen Anstalten, die dem Gesetze als Fabriken vorschweben. Die englische Gesetzgebung hat nach der ihr gewohnten Weise lediglich empirisch auch diese Frage angegriffen, ist dabei mit der Zeit weiter gegangen, bis sie das neueste consolidirende Gesetz geschaffen hat, in welchem Fabriken und Werkstätten zusammengefaßt sind. Der Bericht der königlichen Untersuchungscommission, welche zur Vorbereitung dieser neuesten Consolidation niedergesetzt wurde (Report of the Commissioners appointed to inquire into the working of the Factory and Workshops Acts, with a view to their consolidation and amendement, London 1876) sagt darüber in seinem Paragraph 240 Folgendes:

„Das Gesetz hat bisher unter dem Namen von Fabrik (factory) und „Werkstatt" (workshop) zwei Kategorien von Arbeitsräumen anerkannt, welche unter verschiedenen Systemen der Regelung stehen; wir haben jetzt die Assimilation der Gesetze für Werkstätten im weitesten Sinne an das Gesetz für Fabriken vorgeschlagen, und es erscheint nothwendig, die Nomenclatur des Gesetzes in dieser Hinsicht umzugießen, um es deutlich und zutreffend zu machen. Wir bemerken hierbei, daß das Wort „factory" im populären Sprachgebrauche nicht mit den sogenannten „factories" (Fabriken) im allgemeinen Sinne zusammenfällt, sondern daß in der Sprache der Fabrikbezirke das Wort lediglich ein Gebäude bedeutet, worin mit Dampfkraft gewoben wird, während ein Gebäude mit Dampfspinnerei „mill" (Mühle) heißt. Wir glauben indessen, daß keine große Verwirrung entstehen wird, wenn das Wort „factory" in dem neuen, consolidirten Gesetze für solche

Anstalten angewendet wird, die als Textilindustrieen mit Dampfkraft unter dem Gesetze vom Jahre 1874 behandelt werden. Das Wort „Werkstätte" (workshop) wird dann nach dem Sprachgebrauch des Gesetzes für alle anderen Arbeitsräume übrig bleiben, welche, gleichviel von welcher Größe, der gesetzlichen Controle unterworfen sind. Dies scheint uns angemessener, als wenn wir das Wort „factory", an das sich ein Stück legislativer Geschichte knüpft, ganz wollten fallen lassen, oder als wenn wir dieses Wort ausdehnen wollten auf so kleine Arbeitsräume, so verschiedenartige Anstalten, daß seine Anwendung auf dieselben einfach lächerlich wirken müßte."

Wir sehen hiermit in England denjenigen Unterschied durch die Gesetzgebung aufgehoben, welchen man in der neuen Gesetzgebung der Schweiz eben erst zu entwickeln sich anschickt. Das englische Gesetz vom Jahre 1878 redet in dieser zusammenfassenden Weise fortwährend von „factory and workshop", natürlich ohne diejenigen Besonderungen aufzugeben, welche dort von jeher durch die eigenthümlichen Anforderungen gewisser Beschäftigungen als nothwendig geheischt worden sind. Aber schon in der Zeit der früheren theilweisen Gesetzgebung war dasjenige, was die besondere Aufmerksamkeit der schützenden Gesetzgebung hervorrief, nicht gerade immer ein Gebiet der Fabrikindustrie: so hat man beispielshalber im Jahre 1863 die „Bakehouse Regulation Act" erlassen, um die argen Mißstände in den Bäckereien, die ganz unabhängig waren von dem fabrikartigen Betriebe, einigermaßen zu beseitigen.

Aus dem Reichstag.

Der zweite Act in dem Drama „die neue Aera deutscher Finanz- und Zollpolitik" steht in seinem kurzen Verlauf im Mißverhältniß zu der langen Exposition des ersten Actes, worunter wir das Kanzlerprogramm vom 15. December vorigen Jahres und die Vorbereitungen durch die Tarifcommission verstehen, während der zweite Act die Verhandlungen des Bundesraths umfaßte, die in zwei Sitzungen binnen 48 Stunden abgethan waren, und im Wonnemonat Mai soll sich nun der dritte Act, die Verhandlung im Reichstag, abspielen, voraussichtlich weniger von sanften Mailüften als von starken Aequinoctialstürmen beherrscht. Mögen dieselben wenigstens zu einem erträglichen Abschluß führen und zu irgend einem Abschluß, der Dauer verspricht im Gegensatz zu dem gegenwärtigen, unsere wirthschaftlichen Verhältnisse auf das Tiefste schädigenden Zustande fortgesetzter Unsicherheit und Unruhe.

Ein starkes Vertrauen in die Tüchtigkeit der Leistung der Tarifcommission dergestalt, daß deren Tarifvorschlag dem wirthschaftlichen Gesammtbedürfniß Deutschlands ohne Begünstigung der einen und Schädigung der anderen

Gruppe entspräche, kann man freilich nicht setzen, theils nach der Zusammensetzung der Commission, die nur zum Theil mit Rücksicht auf technische Fachkenntniß und zum anderen Theil mehr mit Rücksicht auf die rein politischen Erwägungen erfolgt war, theils nach der beispiellosen Eile, mit welcher sie arbeiten und um jeden Preis bis zu einem gegebenen Zeitpunct irgend etwas fertig stellen mußte. Der Bundesrath aber hat diese Flüchtigkeit der Arbeit nicht verbessern können, denn er stand nicht minder unter dem stärksten Druck, ohne langes Besinnen nur sein Siegel unter das mit Dampfkraft zusammengebrachte Elaborat zu drucken. Es ist ja öffentliches Geheimniß, daß schon in der Tarifcommission wichtige Beschlüsse nur unter starkem Widerstreben der Minorität und nicht selten nur mit 8 gegen 7 Stimmen zu Stande gekommen sind. Im Bundesrath drängte neben der ganz berechtigten Ueberzeugung, daß eine längere Fortdauer der Ungewißheit über unsere Zollverhältnisse eine völlig unerträgliche Calamität sei, vor allem die Rücksicht auf die heimischen Landesfinanzen manche Regierung zur beschleunigten Erklärung ihrer Zustimmung, auch wenn sie unseren Befürchtungen über die schädlichen Wirkungen des neuen Systems nicht fern stand. Denn wenn nicht durch Schaffung eigner Reichseinnahmen die Matricularbeiträge wenigstens nach ihrem größeren Theil für heimische Landesbedürfnisse disponibel gemacht werden, so bleibt, wie wir schon in früheren Betrachtungen ausführten, bei der Unmöglichkeit einer Erhöhung der directen Steuern für einzelne Staaten nichts übrig als laufende Bedürfnisse durch Anleihen zu decken. Zu diesem Druck, der einzelne Staaten zu einer nicht freudigen Zustimmung nöthigte, gesellte sich aber überhaupt der überwältigende Einfluß der Persönlichkeit und des Willens des Reichskanzlers, ein Einfluß, der gegenwärtig eine so unbestrittene Herrschaft übt, daß bei aller sorgfältigen Aufrechterhaltung der Formen der Föderativverfassung augenblicklich wenigstens Niemand klagen kann, daß diese Verfassung eine einheitliche kraftvolle Leitung ausschließe.

Je eiliger nun in der Tarifcommission und im Bundesrath der neue Zolltarif, der gleichzeitig ein neues Finanzsystem in sich schließt, zu Stande gebracht ist, um so dringender ist es geboten, daß seine Berathung und Feststellung im Reichstag mit der Sorgfalt erfolgt, die ein Gesetzeswerk erfordert, das auf das tiefste und einschneidendste in das ganze Leben der Nation eingreift. Wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" den Reichstag mit fortgesetzten Vorwürfen und Bedrohungen überhäuft und von Verschleppung spricht, weil er nicht sofort den Zolltarif noch vor Ostern in Berathungen genommen und sogar die Absicht habe, denselben nicht en bloc anzunehmen, sondern einer sorgfältigen Commissionsberathung zu überweisen, so werden hoffentlich die unbedachten Rathschläge solcher blinden Ueberstürzung, die man auf demagogischer Seite eher als von einem conservativen Blatte hätte er-

warten können, nirgends Eindruck machen. Ehe der Reichstag seine Berathung beginnt, muß er doch wenigstens die ganze Tarifvorlage mit allen Unterlagen haben. Er hat sie aber bis jetzt nur unvollständig, denn das Ueberreichungsschreiben des Reichskanzlers vom 4. April a. c. sagt ausdrücklich, daß „die Feststellung der Motive zu diesem Entwurf noch nicht hat zum Abschluß gebracht werden können" und daß daher die Uebersendung des Gesetzentwurfes „unter Vorbehalt der Nachlieferung der Motive" erfolge. Die Ausarbeitung dieser Motive wird nicht leicht sein, da manche auf starkes Andrängen solcher Interessenten, die ihre Forderungen am geschicktesten anzubringen wußten, beschlossenen Tarifpositionen sich eben schwer motiviren lassen werden, aber absolut unentbehrlich sind doch Motive zu einem Gesetz von so tief ins Fleisch einschneidender Wirkung, wenn man nicht den Reichstag erniedrigen will zu einer Stellung, die den Gegensatz bildet zu der Stellung eines Oppositionsmannes aus dem Jahre 1848, der in seinem heimischen Landtag seinen Widerspruch gegen eine Regierungsvorlage mit den Worten motivirte: „ich kenne die Motive der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie". Soll etwa jetzt die Volksvertretung umgekehrt erklären: ich kenne die Motive der Regierung nicht, aber ich billige sie? Und das müßte sie doch, wenn sie ohne die vorbehaltenen Motive an die Berathung des Gesetzentwurfs gehen wollte. Der Gedanke, der theilweise gehegt worden sein soll, dem Gesetz gar keine Motive beizugeben, ist ja zum Glück nicht verwirklicht worden, da es doch eine gar zu monströse Zumuthung an die deutsche Nation wäre, sich durch ein neues Gesetz vielleicht an hundert Millionen neue Steuern aufzuerlegen, ohne daß sie auch nur einer Motivirung solchen Gesetzes gewürdigt würde. Das sind Verlangen einzelner Heißsporne, die zum Glück nichts gemein haben mit dem Sinn unserer Reichsregierung. Der Gesetzentwurf ist übrigens nicht nur durch das Fehlen der Motive unvollständig, sondern auch durch das Fehlen der Vorlage über die Tabaksteuer, die eben so wie die Motive zum Tarifgesetz und wie das Brausteuergesetz noch während der Osterferien an die Reichsboten gelangen sollen. In der jetzigen Tarifvorlage ist für die einzufügenden Tabakspositionen auf S. 23 leerer Raum gelassen.

Eine eingehende Besprechung des Tarifs ist jetzt beim Fehlen der Motive natürlich unmöglich. Die eine Thatsache tritt sofort beruhigend entgegen, daß das System in der Schroffheit, wie das Kanzlerschreiben vom 15. December vorigen Jahres es glauben ließ, das System der allgemeinen Zollpflicht, des abgeschlossenen Handelsstaates, nicht adoptirt ist. Die grundlegende Bestimmung in § 3 des Zollgesetzes vom 1. Juli 1867 „die aus dem Vereinsauslande eingehenden Gegenstände sind zollfrei, soweit nicht der Vereinszolltarif einen Eingangszoll festsetzt" ist völlig unberührt gelassen, die Classification der zollpflichtigen Waaren ist mit wenigen Abweichungen dieselbe geblieben, nur

die Tarifsätze sind größtentheils erhöht, die circa 90 namentlich aufgeführten zollfreien Artikel des bisherigen Tarifs sind auf etwas weniger als die Hälfte reducirt.

Das angekündigte neue System vermögen wir in dem Tarif nicht zu finden; uns tritt am klarsten daraus entgegen das, was der Kanzler in seinem Schreiben vom 15. December als für ihn in erster Linie stehend bezeichnete, nämlich die Stärkung und Selbständigmachung der Reichsfinanzen durch Schaffung eigener Reichseinnahmen, daneben steht in zweiter Linie ein erhöhter Schutz für einzelne Industriezweige, worin uns das wünschenswerthe Maß häufig sehr überschritten zu sein scheint, und wobei vor allem der Schutzzoll für unentbehrliche Lebensbedürfnisse uns ein verderblicher Irrthum scheint, wobei aber doch von dem bisherigen System eines gemäßigten Schutzes und langsamen Ueberganges zum Freihandel nur so weit abgewichen ist, daß der Schutzzoll aus der zweiten in die erste Linie gerückt ist. Um dies zu erreichen, hohe Finanzzölle und einige höhere Schutzzölle, dazu bedurfte es wohl kaum des starken Apparates einer Agitation, die die ganze Nation in eine beispiellose Aufregung versetzt und überall ein krankhaftes Verlangen nach Schutzzoll und Staatshülfe erzeugt hat. Viele werden nun unbefriedigt vor diesem Tarifgesetz stehen, das nicht ihnen den gehofften Schutz bringt, sondern nur dem Nachbar, dem es nicht gegönnt wird, und diese traurige Interessenjagd, eine der verderblichsten Folgen der jetzigen Agitation, wird uns vermuthlich nun noch lange als trauriges Erbtheil bleiben und wird besonders unangenehm sich geltend machen während der bevorstehenden Reichstagsverhandlungen, die so unmittelbar die Interessen der ganzen Bevölkerung berühren, daß die Stimmung und die Anschauung und Wünsche dieser Bevölkerung, die berechtigten wie die unberechtigten, die gesunden und richtigen wie die krankhaften und irrigen, dabei nicht einflußlos bleiben können. Möge nur das eine dabei nicht aus den Augen verloren werden, daß eine Fortsetzung des bisherigen Schwebezustandes das verderblichste von allem wäre, verderblicher noch als manche der vorgeschlagenen Schutzzölle, von denen wir einen schädlichen Anreiz zu neuer Ueberproduction, eine Beschränkung unserer Exportfähigkeit und eine Lähmung des Eifers nach Vervollkommnung unserer Fabrikation befürchten. Deshalb müssen wir alles Bemühen dahin concentriren, eine Einigung zu Stande zu bringen, damit die Nation befreit wird aus einem Zustande der Ungewißheit, der Alles lähmt und vergiftet, der jede geschäftliche Vorausberechnung unmöglich macht. Die Möglichkeit einer Einigung scheint uns durch den Tarifentwurf insofern etwas näher gerückt, da derselbe den angekündigten Systemwechsel nicht vollständig in sich schließt. In der einen Seite der Sache, in der Finanzreform, die dem Reiche an Stelle der Matricularbeiträge eigene Einnahmen zuführen soll, hat die national-

liberale Partei bereits vor Jahresfrist in der unumwundensten Weise ihre volle Unterstützung unter der Voraussetzung zugesagt, daß das Budgetrecht der Vertretungskörper dabei ausreichend gewahrt bleibt. Diese Voraussetzung ist in Bezug auf Preußen durch die dort so glücklich zu Stande gekommene Einigung bereits erfüllt, und wir haben Grund zu der Hoffnung, daß auch im Reichstag sich eine Einigung hierüber dadurch erreichen läßt, daß nach dem englischen Beispiel für einen oder mehrere Finanzzölle, sei dies Kaffee, Petroleum oder ein anderer Artikel, eine variable, je nach dem Bedürfniß jährlich neu zu vereinbarende Höhe angenommen wird. Die nationalliberale Partei wird also gewiß bereit sein, diese Finanzreform zu unterstützen, was freilich jetzt dadurch sehr erschwert wird, daß die Finanzreform mit den Schutzzöllen so verbunden ist, daß eines das andere durchbringen helfen soll. Um die Unterstützung des Finanzplanes zu ermöglichen, dazu gehört nun vor allem, daß man den muthmaßlichen Ertrag der vorgeschlagenen Zölle übersehen kann, und das ist ohne die vorbehaltenen Motive nicht möglich. Zum Ersatz der Matricularbeiträge sind 80 bis 100 Millionen nöthig, vorläufig gewinnt man aus dem Gesetzentwurf den Eindruck, als müsse der neue Tarif eine weit höhere Mehreinnahme ergeben. Wenn man nun auch steigenden Bedürfnissen gegenüber Einnahmequellen, die einen steigenden Ertrag in Aussicht stellen, nicht ablehnt, so wird doch schwerlich irgend ein Vertretungskörper es übernehmen, die Bevölkerung mit Zöllen zu belasten, deren muthmaßlicher Ertrag gar nicht nach dem vorhandenen Bedürfniß bemessen wäre oder es von Haus aus überschreiten müßte. Die Bereitwilligkeit zur Verwilligung findet also ihre nothwendige Begrenzung in einer, für die Zukunft mit sorgenden Abwägung zwischen der Höhe des Bedarfs und der Belastung der Steuerkraft.

Die einzige wichtige Ergänzung, die der Bundesrath in seiner kurzen Berathung der Arbeit der Tarifcommission hinzugefügt hat, der § 5, der den Bundesrath ermächtigt, die Tarifpositionen gegenüber solchen Staaten, die uns unfreundlich behandeln, nöthigen Falls bis zum doppelten ihres Betrages zu erhöhen, findet ja einige Berechtigung in dem ähnlichen Vorgange Oesterreichs, das einen Zuschlag von 10 Procent, und Frankreichs, das einen Zuschlag von 50 Procent für solchen Fall in Aussicht stellt. Der Vorgang ist indeß nicht gleich, sondern nur ähnlich, und die deutsche Bestimmung eine ungleich elastischere, weitgehendere. Wir hoffen nichts, wir fürchten nur von diesem in Aussicht gestellten System der Kampfzölle, das alle Culturstaaten mit einem allgemeinen Zollkrieg bedroht und in dem Augenblick, wo Milliarden auf Post, Eisenbahn und Telegraphen verwendet worden sind, um Raum und Entfernung im Verkehr der Nationen zu überwinden, die Nationen durch Zollschranken wieder von einander absperrt und isoliren will. Vergebliches

Bemühen einer krankhaften Strömung nicht Deutschlands allein, sondern Europas!

Eine Ergänzung soll das Tarifgesetz angeblich noch finden durch ein Gesetz über Erhebung einer sogenannten statistischen Gebühr zur Deckung des Aufwandes für eine genaue statistische Controle aller ein- und ausgehenden Waaren. Inwieweit damit der Gedanke einer allgemeinen Zollpflicht doch noch unter anderem Namen verwirklicht werden soll, wird namentlich von der Höhe dieser statistischen Gebühr abhängen.

Im allgemeinen schließt die erste Hälfte der Berathungen des Reichstags mit etwas günstigeren Aussichten, als sie begann. Vielleicht wird die die Meisten beherrschende Ueberzeugung, daß unsere wirthschaftliche wie politische Lage in dringendster Weise eine Einigung fordert, auch dem zweiten schwierigeren Theile der Session noch einen befriedigenden Abschluß geben. Wenn die Forderungen nicht überspannt werden und wenn von beiden Seiten Entgegenkommen geübt wird, so ist für die geplante Finanzreform und für Schutzzölle, die auch über das der Minderheit zulässig scheinende Maß hinausgehen, umsomehr eine Mehrheit im Reichstage in wahrscheinlicher Aussicht, als die Unterstützung des Centrums für die Bismarcksche Politik, die wir seit Beginn des Reichstags als in der Vorbereitung begriffen bezeichneten, immehr mehr in den Vordergrund tritt. Die Unterredung Bismarcks mit Windthorst, deren Inhalt wir weder kennen noch zu wissen verlangen, ist ein neues Symptom dafür. Denn die Thatsache, daß der Führer des Centrums den Reichskanzler wegen irgend einer Angelegenheit, ganz gleichgültig welcher, aufsucht und daß beide eine lange Unterredung pflegen, schließt bereits eine so bedeutende Annäherung in sich, daß damit der Kampf in seiner bisherigen Schärfe als abgeschlossen zu betrachten ist. Nicht als ob wir an solche Märchen glaubten, daß nun ein Handel abgeschlossen sei, in welchem für so und so viel hohe Finanz- und Schutzzölle so und so viel Concessionen an Rom zugestanden würden. Das erscheint uns als eine so lächerliche und unmögliche Annahme, daß sie der Widerlegung gar nicht werth ist. Die Annäherung des Centrums wird vielmehr wohl mehr einer Unterwerfung ähnlich sein, als einem vortheilhaften Handel, und wird dem Siege, den Bismarck im Jahre 1878 durch den Erfolg der Berliner Conferenz errang, ohne daß Deutschland einen Preis dafür zahlte, einen neuen Sieg hinzufügen in dem Kampfe gegen die Partei des Centrums. Denn die Verhältnisse zwingen diese Partei nicht zum glatten Friedensschluß, aber zum Einlenken, zum Einstellen des Kampfes in der bisherigen Schärfe. Die römische Hierarchie sieht ihre Disciplin vollständig gelockert und gefährdet, wenn der Kampf mit der deutschen Staatsgewalt in der bisherigen Weise fortgesetzt wird. Und die politische Partei des Centrums hört auf zu existiren,

wenn sie ihre Wahlsitze verliert, die vorzugsweise schutzzöllnerischen Wahlkreisen angehören, in denen das Centrum selbst seit Jahren schutzzöllnerische Tendenzen groß gezogen hat. Heute also der Bismarckschen Schutzzollpolitik entgegentreten, würde unfehlbar den Verlust dieser Wahlsitze zur Folge haben, ohne welche die Bedeutung der politischen Partei des Centrums auf ein verschwindend kleines Maß herabsinken würde. Deshalb sieht sich das Centrum zu einer Annäherung an die Bismarcksche Politik gezwungen, die gar nicht bis zum förmlichen Friedensschluß und Allianz vorzuschreiten braucht, um doch allmählich ihre tiefen Wirkungen auf unser politisches Leben zu äußern.

So wirken von verschiedenen Seiten Umstände zusammen, die dem Reichskanzler ein Gelingen seiner zusammengekoppelten Finanz- und Schutzzollpläne wenn nicht in der ganzen früher angekündigten Ausdehnung, doch immerhin noch in solchem Maße möglich und wahrscheinlich machen, daß wir und Viele mit uns in dieser nach unserer Ansicht falschen Behandlung der Krankheit unserer wirthschaftlichen Krisis eine schwere Schädigung erblicken müssen. Die Gesammtlage zwingt aber dazu, auch solche bedenkliche Lösung immer noch einer Fortdauer des Zustandes der Unsicherheit vorzuziehen, und es wird wesentlich darauf ankommen, die Ausdehnung des Schutzzollsystems in den einzelnen Positionen wenigstens auf ein minder schädliches Maß zurückzuführen. Inwieweit bei aller Wahrscheinlichkeit einer Mehrheit für den Gesammtplan der natürlich mit Macht entbrennende Kampf der verschiedenen Interessengruppen, die Gegensätze zwischen Landwirthschaft und Industrie, Spinnern und Webern u. A. und etwaige neue Ueberraschungen auf dem noch ganz dunklen Gebiete der Durchfuhrzölle, der Zollrückvergütungen oder Ausfuhrprämien, vielleicht gar eines Flaggenzolls, neue Combinationen oder vielmehr Verwickelungen herbeiführen, die eine Verständigung mit einem neuen Reichstage wünschenswerth machten, das entzieht sich für jetzt jeder Vorausberechnung. Trotz des wegen der Zölle für Getreide, Holz, Eisen und Textilindustrie wahrscheinlich am stärksten entbrennenden Kampfes scheint uns die Wahrscheinlichkeit für einen positiven Erfolg größer als für das Gegentheil. Die Form der Berathung wird sich vermuthlich theilen, für einige Gegenstände Vorberathung durch eine Commission, für andere gleich Plenarberathung. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Die Frage der Todesstrafe. — Die Volksabstimmung über die Bundessubvention von Alpenbahnen hat die daher rührende Aufregung und Parteiung glücklich beschwichtigt und zunächst also die Fortsetzung des Baues der Gotthardbahn gesichert. Auch für die Recon-

struction der Baugesellschaft ist das Nöthige von Seiten des Bundesrathes gethan worden, welcher den Entwurf einer neuen Verfassung der Gesellschaft mit schärferen Bestimmungen betreffend Beaufsichtigung des Baues ausgearbeitet hat. In diesen Tagen tritt die internationale Conferenz zusammen, um den neuen Ausweis der Baugesellschaft über ihre finanzielle Fähigkeit zum Ausbau der Bahn zu prüfen, und wenn Italien endlich seine Subvention nächstens auch noch zugesichert haben wird, so würde der Förderung und Vollendung des Werkes nichts mehr im Wege stehen, wenn nicht fortdauernder Streit zwischen dem Unternehmer des Tunnels und der Direction der Gesellschaft die Arbeiten etwas störte.

Aus dem kirchenpolitischen Gebiet ist nur zu melden, daß die Rehabilitation der römischen Katholiken im Canton Bern ihren Fortgang nimmt, und zwar so, daß beide Parteien einen Sieg darin erblicken. Die Regierungspartei glaubt dies darum thun zu dürfen, weil die römisch-katholischen Gemeinden und Geistlichen sich dem Kirchengesetz allerdings formell unterwerfen; aber materiell kommt diesen der Sieg zu, weil sie in der vom Kirchengesetz geschaffenen Synode weitaus die Mehrheit über die Altkatholiken haben werden, so daß schließlich doch diese letztern ins Gedränge kommen und die Fortdauer der für sie gegründeten Facultät an der Hochschule in Frage gestellt werden kann. — In Genf scheinen die römischen Katholiken noch zu schwanken, ob sie den gleichen Weg wie die bernischen betreten sollen; vielleicht wird ihnen von Rom aus ein anderer angewiesen. Im Allgemeinen ist an der allmählichen Herstellung eines leidlichen Friedens nicht zu zweifeln.

In dem Proceß gegen die Herausgeber eines Organes der Internationalen in Neuenburg ist noch kein Spruch erfolgt. Das social-demokratische Blatt der deutschen Schweiz, „die Tagwacht", versucht vergeblich, unter neuen Namen Einlaß ins deutsche Reich zu gewinnen.

Wichtiger als alle diese Dinge ist der Streit über die Aufhebung des in § 65 der Bundesverfassung enthaltenen Verbotes der Todesstrafe, und doch möchten wir dieser Frage, auch nachdem sie nunmehr von der Bundesversammlung in lebhaften Debatten behandelt und vorläufig entschieden worden ist, nicht eine solche Wichtigkeit beimessen, als ob damit die Ehre der Schweiz und der Fortschritt der Cultur überhaupt verbunden wäre. Als jener Artikel im Jahr 1874 als Bestandtheil der revidirten Bundesverfassung angenommen wurde, erregte dies unsers Wissens in Europa kein weiteres Aufsehen, und dasselbe wird von einer allfälligen Wiederaufhebung desselben gelten. So lange in benachbarten Großstaaten und überhaupt in den meisten Staaten die Todesstrafe noch besteht, wird es wohl auch der Schweiz erlaubt sein, dieselbe beizubehalten, ohne deswegen in übeln Ruf zu kommen. Auffallend und merkwürdig ist allerdings, daß man nach kaum fünf Jahren dazu kommen

konnte, jenen Artikel wieder in Frage zu stellen, und der Verlauf der Bewegung ist lehrreich, nur nicht für den gesammten Culturzustand der Schweiz, auch nicht einmal für die juristische und ethische Bedeutung der Streitfrage selbst, wohl aber für die dermalige politische Lage und constitutionelle Fragen.

Daß der Artikel 65 in die Bundesverfassung von 1874 hereinkam, geschah nicht ohne Mühe und nur in Folge davon, daß die anfänglich vorgeschlagene Unification des gesammten Strafrechts so wie die des Civilrechts nicht durchdringen konnte. Wie man sich nun beim Civilrecht auf das Obligationenrecht beschränken mußte — dessen Entwurf nach langen Vorarbeiten nächstens vor die Bundesversammlung gelangen soll — so wurde die Forderung eines gemeinsamen Strafrechts reducirt auf das Minimum, daß körperliche Strafen und die Todesstrafe im Gebiet der Eidgenossenschaft ausgeschlossen sein sollte, und auch dieses Minimum erregte bei manchen sonst der Revision günstigen Bürgern Bedenken. Und doch war der Versuch nicht allzu kühn, da schon bisher in sieben Cantonen die Todesstrafe abgeschafft war, und in sieben andern Cantonen seit zwanzig Jahren wenigstens nicht mehr vollzogen worden war, ohne daß auf diesem Gebiet die Verbrechen seither zugenommen hätten. Daß nun seit 1874 die Zahl der Verbrechen sich etwas gesteigert hat, ist eine unleugbare Thatsache, deren Zusammenhang mit der Aufhebung der Todesstrafe aber schon dadurch zweifelhaft wird, daß in benachbarten Staaten, welche die Todesstrafe noch haben, die Zahl der Mordthaten seit einigen Jahren ebenfalls, und zwar noch mehr, gestiegen ist, offenbar in Folge der weitverbreiteten wirthschaftlichen Nothzustände und sittlicher Verwilderung einzelner Volksclassen, welche aus verschiedenen Ursachen zu erklären ist. Immerhin ist die Frist von fünf Jahren zu kurz, als daß auf statistischem Wege irgend welche sichere Schlüsse betreffend die Folgen der Aufhebung der Todesstrafe gezogen werden könnten, da ja die Moralstatistik, auch wo ihr viel reicheres Material vorliegt, große Mühe hat, von der Oberfläche der Thatsachen in das Gebiet der mannichfach verwickelten Ursachen hinabzusteigen. Aber einige scheußliche Mordthaten, welche in letzter Zeit in der Ostschweiz vorgekommen sind, genügten, um die ohnehin mißvergnügte Bevölkerung einzelner Gegenden zur Unterschreibung einer Petition um Aufhebung des Verbotes der Todesstrafe zu bringen. Die Zahl der Petenten, ungefähr 32000, war noch nicht bedeutend, aber sie konnte leicht auf die von 50000 gebracht werden, welche nach der Verfassung genügt, um die Frage einer Revision zur Abstimmung zu bringen. Leider enthält die Bundesverfassung keine nähere Bestimmung darüber, ob eine auf diesem Wege vorgeschlagene Revision eine blos partiale sein oder sich auf die ganze Verfassung erstrecken dürfe; wohl aber enthält sie in § 113 die Bestimmung, welche diesmal verhängnißvoll werden sollte! Daß im Fall von Uneinigkeit der beiden Räthe über den

Vorschlag einer Revision die Frage dem Volke zur Abstimmung vorgelegt, und wenn diese bejahend ausfalle, beide Räthe neu gewählt werden müssen, um die Revision vorzunehmen. Nun hatte in der letzten Sitzung der Bundesversammlung ein Mitglied des Ständerathes auf Grund der Petition die Frage betreffend Aufhebung der Todesstrafe angeregt und sie war zunächst nach üblicher Ordnung an den Bundesrath gewiesen worden. Dieser erstattete seinen Bericht darüber in dem Sinne, daß er auf Grundlage des ihm von den Cantonen mitgetheilten statistischen Materials, verglichen mit dem anderer Staaten, keinen Zusammenhang zwischen der Vermehrung der Mordthaten und der Aufhebung der Todesstrafe finden und daher keine Aenderung der Verfassung beantragen könne. Sollte dennoch Aufhebung des Verbotes der Todesstrafe beschlossen werden, so müßte der Bund vor Wiedergestattung derselben jedenfalls gewisse Garantien für einheitliche Durchführung verlangen. Es scheine aber überhaupt nicht rathsam, gegenwärtig schon wieder an eine Revision der Verfassung zu gehen, welche leicht weiter führen könnte als man zunächst beabsichtige, vielleicht sogar zu noch größerer Centralisation, was doch nicht im Sinne derjenigen läge, welche jetzt den Cantonen ein Hoheitsrecht zurückgeben wollen. Die Mehrheit der vorberathenden Commission des Ständerathes schlug trotzdem Eintreten auf den Gegenstand der Petition vor. Es war überhaupt ein ungünstiger Umstand, daß die Priorität der Behandlung dieser Angelegenheit dem Ständerath zugetheilt worden war, der in seiner Mehrheit für Aufhebung des Verbots der Todesstrafe war, sei es nun aus dem rein politischen Grunde, daß die Souveränetät der Cantone auf diesem Gebiet nicht beschränkt werden sollte, sei es aus dem ebenfalls ehrenhaften Grunde principieller Neigung zur Todesstrafe, oder aber, was weniger rühmlich, aber einigermaßen wahrscheinlich ist, weil man diese Gelegenheit benutzen wollte, um von den unitarischen Errungenschaften der Bundesverfassung von 1874 zunächst etwas, nachher vielleicht noch mehreres abzuzwacken. Zwar wurde auch im Ständerath ein Antrag auf Rückweisung an den Bundesrath zu nochmaliger Berathung und eventuellem Vorschlag anderer Mittel zur Verbesserung der Strafrechtspflege (Ersetzung der Todesstrafe durch Deportation, Errichtung einer centralen Strafanstalt für lebenslänglich Verurtheilte und einer Correctionsanstalt für jugendliche Verbrecher) gestellt, aber dieser Antrag wurde abgewiesen, obwohl der Verein für Straf- und Gefängnißwesen eine ausführliche und wohl motivirte Eingabe in dem vorhin angedeuteten Sinne gemacht hatte, welche der Petition für Todesstrafe wohl das Gegengewicht halten konnte. Der Ständerath begnügte sich aber nicht damit, der Ansicht des Bundesrathes entgegenzutreten, wozu er natürlich vollkommen berechtigt war, sondern er umging, gegen bisherige Uebung, den Bundesrath, indem er, statt diesem eine Revision des

Artikels 65 aufzutragen, sofort selbst eine solche vornahm, welche sogar das in Artikel 65 mitenthaltene Verbot körperlicher Strafen aufhob. Dem Nationalrath war nun eine schwierige Lage bereitet: er konnte allerdings seinerseits wieder dem Ständerath entgegentreten, aber wenn er dies mit aller Entschiedenheit that, und darauf beharrte, so rief er die oben angegebene, in der Verfassung vorgesehene Folge eines solchen Conflictes hervor, die Niemand beabsichtigt hatte und wünschen konnte. Dennoch erklärte sich der Nationalrath zunächst mit 65 gegen 63 Stimmen gegen Revision des fraglichen Artikels; die Minderheit hatte für einen vermittelnden Antrag gestimmt, welcher das unbedingte Verbot der Todesstrafe aufheben, aber anderweitige strafrechtliche Bestimmungen treffen und mit Fassung derselben den Bundesrath beauftragen wollte.

Der Ständerath wollte nun natürlich auch nicht alle Schuld eines Conflictes und einer daraus folgenden Totalrevision auf sich ruhen lassen, er that also einen Schritt, freilich nur einen kleinen, zur Annäherung an den Nationalrath, indem er wenigstens das Verbot der körperlichen Strafen beibehielt. Nun kam die Reihe wieder an den Nationalrath und hier erfolgte ein Abfall von der frühern Mehrheit, indem schließlich 76 gegen 49 Stimmen den Beschluß des Ständerathes annahmen, sei es, daß die Abtrünnigen den Conflict scheuten oder daß sie die Aufhebung der in Artikel 65 ausgesprochenen Bundeshoheit aus politischen Gründen für wichtiger hielten als die rein sachliche Frage der Todesstrafe als solcher. So viel ist sicher, daß die Mehrzahl derselben Waatländer waren, die persönlich die Todesstrafe verwarfen, aber ihren anti-centralistischen Grundsätzen dieses Opfer bringen zu müssen glaubten! Wenn also ein Fehler begangen wurde, der zu bedauern oder zu tadeln ist, so bestand er darin, daß man eine Frage von rein ethischer Bedeutung auf das Gebiet der Politik hinüberspielte und zu einem fremdartigen Zweck mißbrauchte. Andrerseits aber ist der Ausgang zu begreifen und zu entschuldigen, ja vielleicht sogar gut zu heißen, weil das Uebel einer Totalrevision in gegenwärtiger Zeit größer wäre als die Preisgebung eines einzigen Artikels, die im vorliegenden Fall durch wirkliche politische Klugheit geboten sein mochte. Was aber die Hauptsache ist und besonders dem Auslande zur Beachtung empfohlen werden muß, ist 1) daß es sich in keinem Fall um Wiedereinführung der Todesstrafe von Bundeswegen, sondern nur um Gestattung derselben handelt, so daß also die Cantone, die schon früher dieselbe aufgehoben hatten, sie schwerlich jetzt wieder einführen und auch die übrigen sich noch besinnen werden, ehe sie dazu schreiten; 2) daß mit dem Entscheid der Bundesversammlung die Sache selbst noch nicht entschieden ist, sondern nun eben erst an das Volk kommt, welches vielleicht die Frage eher rein ethisch auffassen und die Todesstrafe schließlich doch abgeschafft sein lassen wird. Bereits sind

Schritte geschehen, um das Volk nun auch in diesem Sinne zu bearbeiten und zu befähigen, am 18. Mai, dem für die Abstimmung angesetzten Tage, seinen Entscheid mit Bewußtsein von der Bedeutung desselben abzugeben. Sollte er zu Gunsten der Todesstrafe ausfallen, was eben noch fraglich ist, so ist damit zunächst nichts verloren als ein Stück Rechtseinheit, denn ob es auch ein Stück Culturfortschritt sei, ist ja eben noch eine offene Frage, über die man im Auslande ebenso uneinig ist wie in der Schweiz. Darüber ist man wohl einig, daß mit fortschreitender Cultur die Todesstrafe verschwinden wird; wann aber in einem einzelnen Lande der Zeitpunct gekommen oder der Grad von Cultur erreicht sei, daß man die Todesstrafe nicht mehr bedürfe oder ertrage, das zu bestimmen wird immer sehr schwierig, aber eben auch gar nicht so wichtig sein, wie man wohl meint, jedenfalls kein Gradmesser für die Cultur selbst, nach welcher ja vielmehr umgekehrt die Angemessenheit der Todesstrafe beurtheilt werden soll. Lasse man also die Schweiz ruhig ihren Weg gehen und urtheile nicht voreilig über ihren Culturstand ab.

Literatur.

Friedrich Karl von Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft. Nebst einer Auswahl ungedruckter Briefe von Professor Dr. Ludwig Enneccerus. Marburg, N. G. Elwert. — Diese Schrift, aus Anlaß der Feier des hundertjährigen Geburtstags Savignys entstanden, giebt ein warm und sorgfältig ausgeführtes Lebens- und Charakterbild des großen Rechtslehrers und schildert die andauernden Wirkungen, die derselbe auf seine Wissenschaft ausgeübt hat. Erhöhten Werth erhält sie durch die Mittheilung einer Anzahl bisher ungedruckter Briefe Savignys, an seine Jugendfreunde G. Fr. Creuzer und Consistorialrath Dr. Bang gerichtet. Nur eine kleine Auswahl hat der Verfasser aus dem ihm vorliegenden reichen Material getroffen. Die ausgewählten Stücke sind aber von vielseitigem, theils biographischem, theils allgemeinerem Interesse. So was Savigny über die Zustände der Universität Landshut und über Sailer schreibt, mit dem er sich damals aufs innigste befreundete; dann, nicht minder interessant, die Mittheilungen von den Anfängen der Universität in Berlin, wo bald das nahe Verhältniß zu Niebuhr hervortritt, den er mit begeisterten Worten preist. Ebenso entschieden war dagegen seine Abneigung gegen Hegel, wie ein späterer Brief zeigt. In einem längeren Briefe vom Jahre 1840 verbreitet er sich ausführlich über seine religiösen und theologischen Ansichten. Er beichtet seinen „theologischen Geschmack" und bekennt sich hier zu Thomas a Kempis, Sailer, Tersteegen, Tauler, womit schon gesagt ist, daß er zu dem damals Mode gewordenen „vermeintlich wohlthätigen Umschwung der Theologie" nur mit getheilten Empfindungen sich stellte. „Obgleich ich mit meinen Ueberzeugungen entschieden auf die supranaturalistische Seite mich stellen muß, so kommt mir doch gar Vieles, was von orthodoxen Einzelnen, bald dogmatisch, bald polemisch, im Streit der Schulen wie der Kirchenparteien, hervortritt, sehr dürr und hölzern vor, und ich lasse es ruhig bei Seite, obgleich viele Andere daraus wahre Lebensnahrung ziehen mögen."

g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 17. April 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Der Briefwechsel des Bischofs von Ketteler.

I.

Die „Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz", welche kürzlich der Secretär des Verstorbenen, Dr. J. W. Raich, bei Fr. Kirchheim in Mainz herausgegeben hat, liefern einen sehr interessanten Beitrag zur Charakteristik des Kirchenfürsten, der in den letzten Jahrzehnten in Deutschland eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Manches, was in dem Bande steht, ist freilich nicht neu: der Herausgeber hat eine ganze Reihe von offenen Schreiben und Erklärungen wieder abdrucken lassen, welche Ketteler bei verschiedenen Veranlassungen in Zeitungen veröffentlicht hat. Es ist dankenswerth, daß er diese Schriftstücke, wie er selbst sagt, „vor allmählicher Vergessenheit gesichert", jedenfalls leichter zugänglich gemacht hat. Denn für eine Darstellung der Thätigkeit ihres Urhebers sind sie von nicht geringerer Bedeutung, als seine vielen Broschüren und größeren Schriften. Es ist indeß nicht meine Absicht, hier auf diesen Theil des Buches einzugehen.

Die eigentlichen Briefe, die hier mit wenigen Ausnahmen zum ersten Male veröffentlicht werden, lassen sich in zwei Gruppen theilen, in amtliche und Privatbriefe. Zu den ersteren gehören die Briefe von und an Minister von Ladenberg und Geheimen Rath Aulike, Fürstbischof Diepenbrock und Bischof Müller von Münster über Kettelers Berufung als Propst von Berlin (1849), die Correspondenz über seine Ernennung zum Bischof von Mainz (1850) und die Briefe über das vaticanische Concil und was damit zusammenhängt. Zu dieser Gruppe kann auch der Briefwechsel mit J. G. Findel in Leipzig über Freimaurerei und eine Anzahl von Briefen über die Arbeiterfrage gezählt werden. Alle diese Briefe liefern interessante Beiträge zu einer Charakteristik der Thätigkeit Kettelers, sind aber insofern von geringerem Interesse, als die eigentlichen Privatbriefe als solche viel geeigneter sind, uns neben dem Bischof, Politiker und Schriftsteller auch den Menschen Ketteler kennen zu lehren.

Die Privatbriefe sind fast ausschließlich Familienbriefe: die meisten sind an seine Geschwister Wilderich von Ketteler und Sophie Gräfin von Merveldt gerichtet, viele an eine große Zahl von anderen näheren und entfernteren Verwandten. Briefe an andere Personen finden sich nur verhältnißmäßig wenige und unbedeutende. Daß nur wenige Briefe von Anderen mitgetheilt werden, erklärt sich allerdings aus der Bemerkung des Herausgebers, daß Ketteler Privatbriefe, nachdem er sie beantwortet, zu vernichten pflegte. Daß aber auch so wenige Briefe an Andere als Verwandte abgedruckt sind, findet in seiner Gewohnheit, auch die Concepte seiner Briefe, wenn je solche aufgenommen waren, zu vernichten, keine ausreichende Erklärung. Die Empfänger seiner Briefe werden sie doch wohl zum großen Theile aufbewahrt haben. Wenn also Dr. Raich fast nur Familienbriefe mittheilt, so wird das seinen Grund wohl einerseits darin haben, daß Ketteler mit Anderen als Verwandten eine ausgedehnte Correspondenz nicht unterhalten hat, andererseits darin, daß manche Briefe, die er an Andere geschrieben, dem Herausgeber nicht zur Verfügung gestellt oder von ihm nicht für geeignet zur Veröffentlichung gehalten worden sind. Einen sehr interessanten Briefwechsel Kettelers mit einem Standesgenossen und Jugendfreunde habe ich selbst gelesen, in Dr. Raichs Sammlung aber nicht gefunden, auch nicht zu finden erwartet.

Einige Familienbriefe sind unbedeutend; aber die meisten sind auch für einen weiteren Leserkreis interessant. Man lernt daraus Ketteler von einer liebenswürdigen Seite kennen: die Pietät gegen seine Mutter (der Vater war früh gestorben), die brüderliche Liebe und Offenherzigkeit gegen die Geschwister, die herzliche Theilnahme für alle Mitglieder der weitverzweigten Familie, auch die Anhänglichkeit an die Heimath, „das geliebte Münsterland", kommen darin in einer Weise zum Ausdruck, wie es gewiß die meisten Leser dem „streitbaren Bischof von Mainz" nicht zugetraut hätten. Freilich treten aber auch andere, nicht liebenswürdige Seiten seines Wesens recht deutlich hervor.

Die Sammlung beginnt mit den Briefen, die Ketteler als dreizehnjähriger Knabe 1825 und 1826 aus der Erziehungsanstalt der Jesuiten zu Brig im Canton Wallis an seinen Bruder Wilderich im Cadettencorps zu Berlin geschrieben. In einem dieser Briefe sagt er: „Du schreibst, ich solle Dir meines Freundes Namen schreiben, was ich sehr ungern thue, denn wenn man mit einem etwas zu viel spricht, so wird es einem vorgeworfen, und wenn P. Rudolf [der Vorsteher des Convicts, der die Briefe der Zöglinge vor der Absendung lesen durfte] dies liest, wird es mir am Ende ganz verboten, mit ihm zu sprechen." Im folgenden Jahre schreibt er: „Hier gefällt es mir recht gut, doch dieses Jahr nicht mehr so gut wie voriges Jahr, weil

einer von den Oberern ungeheuer grob ist. Wenn man auch die gründlichsten Ursachen hat und sie, wie es doch durch die Regeln erlaubt ist, vorbringt, so packt er, so klein er ist, einen beim Kragen und wirft einen zur Thüre hinaus. Man muß auch alles geduldig leiden. . . P. Rudolf ist ein gar guter Oberer und die einzige Zuflucht, die man hat; denn sonst würde ich gewiß schon weggelaufen sein." In späteren Jahren ist Ketteler nicht nur öffentlich für die Jesuiten entschieden eingetreten, wie in der S. 323 abgedruckten Erklärung aus dem Jahre 1866; er spricht auch in vertrauten Briefen mit großer Anerkennung von ihrem Erziehungssystem. „Ihr habt mich aufgefordert," schreibt er im Jahre 1841 seinem Bruder, „Euch meine Ansicht über das Project zu sagen, die Kinder vielleicht in einer Jesuitenanstalt unterzubringen. Ich gestehe offen, daß ich so sehr für die Erziehung in den Jesuitenanstalten eingenommen bin, daß ich mißtrauisch auf mein eigenes Urtheil sein könnte. Entschließt Ihr Euch einmal, die Kinder anderen Händen zu übergeben, so könnt Ihr sie gewiß nirgends besser und sicherer unterbringen, als bei den Jesuiten." Er meint überhaupt, es habe „nie in der Welt eine Erziehungsanstalt in Einem Geiste und zu Einem Zwecke anders als unter der Leitung eines geistlichen Ordens, wo strenger Gehorsam über Meinungen und Ansichten bestehe, glückliche Früchte getragen". Als er selbst sich entschlossen hatte, Geistlicher zu werden, hatte er (im Jahre 1841) Lust, in das von den Jesuiten geleitete Collegium Germanicum zu Rom zu gehen, da „die dortige Ausbildung gewiß die beste für einen Geistlichen" sei; nur „die freundlichen preußischen Gesetze", der Gedanke an „die Unmöglichkeit einer Anstellung für die Zukunft und an die Verdächtigkeit, die er dadurch auf sich laden würde", hielten ihn davon ab.

In einem der oben erwähnten Knabenbriefe kommen auch die merkwürdigen Sätze vor: „Aus Deinem Briefe kann ich schon sehen, daß Du ein rechter ächter Preuße bist. Ich bin gewiß ein guter Preuße. Ich muß mich oft wehren, denn die Franzosen wollen immer was gegen die Deutschen zu thun haben und das kann ich nicht leiden." Man sieht, „Preuße" ist hier als Synonymum von „Deutscher" gebraucht. Eine preußische Gesinnung tritt in Kettelers Briefen eben so wenig hervor wie in seinem öffentlichen Wirken. Im Juli 1839 schreibt er an seine Schwester: „Euere Nachrichten über den Kronprinzen (den späteren König Friedrich Wilhelm IV.) erfreuten mich sehr. Leider ist aber sein Geschlecht in der Geschichte einen Weg gegangen, der unserer katholischen Sache nie günstig war, und leicht erbt sich der Geist der Eltern und ihr Streben auch bei persönlich besseren Anlagen." In den folgenden Jahren spricht er wiederholt mit warmer Anerkennung von Friedrich Wilhelm IV. Aber im Jahre 1848 schreibt er aus Frankfurt über den katholischen Club, dem er angehörte: „Radowitz hemmt uns und bindet uns

im preußischen Interesse, und so sehr ich ihn schätze und hochachte, so ist dies unbedingt vom größten Nachtheil." Ketteler war eben in erster Linie „kirchlich" gesinnt und hatte für den Staat die stärksten Sympathien, in welchem er das, was er als das „Recht der Kirche" ansah, am besten gewahrt oder am wenigsten gefährdet zu finden glaubte. Darum konnte er in einer im Jahre 1868 in der „Kreuzzeitung" veröffentlichten Erklärung sagen: er habe nie eine „stark antipreußische" Richtung gehabt und ebenso wenig eine „althabsburgische". Den besten Commentar zu dieser Erklärung liefert ein Brief, den er im December 1865 während der Verhandlungen über die Wiederbesetzung des Kölner erzbischöflichen Stuhles — auf den er sich eine Zeit lang selbst Hoffnung machte — an den Bischof von S. schrieb. „Einen offenen Kampf mit der Kirche," sagt er unter anderem, „wird man in Preußen nicht wagen, und wenn man ihn wagt, sicher unterliegen. Nirgends kann man ihn weniger wagen als in Preußen, weil vielleicht nirgends die Kirche ein treueres Volk zur Seite hat als dort. In dieser Hinsicht ist die Kirche in Preußen in einer bessern Lage als in Mitteldeutschland, in einer viel besseren als in Baiern und in einer noch viel besseren als in Oesterreich. Was man daher im offenen Kampfe zu erreichen nicht hoffen kann, nämlich die großen Erfolge der Kirche seit dem Jahre 1837 rückgängig zu machen, das erstrebt man jetzt auf anderem Wege, indem man den maßgebenden Einfluß bei den Bischofswahlen zu erlangen sucht." Auf den guten Willen der Regierung hat er gar kein Vertrauen. Auch aus dem deutschen Reichstage schreibt er im November 1871: „Man hört jeden Augenblick Gerüchte von Anträgen gegen die Jesuiten u. s. w.; sie haben sich aber nicht bestätigt, und ich glaube, man wird uns in Ruhe lassen, um dann später alle Pläne gegen uns besser und sicherer durch die Gesetze zu erreichen, welche man vorbereitet . . . Alles steuert mit allen Segeln dem „gottlosen" Staate entgegen."

Eine „althabsburgische" Gesinnung scheint sich allerdings auszusprechen, wenn Ketteler in einem Briefe aus Mailand aus dem Jahre 1839 der Notiz, er sei dem Erzherzog Vicekönig (Rainer) begegnet, beifügt: „Ich bin überzeugt, daß ihn nicht viele Herzen heute dort treuer und inniger begrüßten wie das meinige." Aber bald darauf schreibt er aus Tirol: „Unbegreiflich ist mir, daß nicht ein Erzherzog des Kaiserhauses, in dem noch eine solche Privatfrömmigkeit herrscht, hier seinen Wohnsitz aufschlägt. Ich möchte dies fast eine Verblendung des bösen Geistes nennen, der überall beschäftigt ist, die letzten Spuren der Anhänglichkeit aus den Herzen der Unterthanen zu verwischen." Weiter sagt er, es habe ihn „lange nichts mehr so durch und durch empört als die jammervolle Kargheit", die sich darin zeige, daß die alte Burg Tirol „nicht einmal mit jener Munificenz unterhalten sei, die

jeder dürftige Edelmann auf seine Stammburg verwenden würde", und daß man „nirgends ein Zeichen der Anerkennung, der Dankbarkeit, der Liebe finde, die das Tiroler Volk so sehr verdiene." Welche Sympathieen auch Ketteler für das Haus Habsburg haben mochte, auf das jetzige Oesterreich dehnten sie sich nicht aus.

Neben dem Klericalen und später dem Kirchenfürsten tritt in Kettelers Briefen sehr stark auch der Adelige, speciell der westfälische Adelige hervor. In einem Briefe aus Meran schreibt er: „Außer Tirol liegen hier noch vierzehn mir jetzt erinnerliche Burgen so in der Nähe, daß keine weiter wie eine kleine Stunde entfernt ist. Fast keine ist aber mehr in den Händen des Adels, so daß auch diese Gegend auf jedem Schritte entgegen ruft, daß die Zeit des Ritterthums untergegangen sei ... Was muß das für ein Land und ein Volk gewesen sein, als hier noch der Landesherr in der Mitte und rings um ihn der mächtigste Adel in seinen Burgen hauste! Glücklicher Weise ist jetzt die Luft von den vielen Dampfmaschinen so getrübt, daß man in solche Zeiten nicht mehr mit aller Klarheit hineinsehen und sie sich nicht mehr recht verdeutlichen kann; sonst könnte man über den Vergleich mit der jetzigen Zeit toll und verrückt werden." Im Jahre 1841 schreibt er seinem Bruder sehr vergnügt aus Münster: „Wie sehr sich die Verhältnisse des Adels geändert haben, geht daraus hervor, daß z. B. vor einigen Tagen die Generalitäten und Präsidenten der adeligen Damenclub-Gesellschaft mit Ausnahme [Ausschließung] aller Anderen ein prachtvolles Fest gegeben haben." Ein paarmal spricht er sich allerdings sehr vorsichtig mißbilligend über die Lebensweise seiner westfälischen Standesgenossen aus: „Der Mangel an ernstlichen Beschäftigungen bleibt immer ein wesentlicher Fehler in der Einrichtung der westfälischen Hausordnungen. ... ein gefährlicher Krebs an einem sonst herrlichen, schönen, vielgeliebten Erben, für dessen Folgen ich nicht unbesorgt sein kann. In diesen täglichen Beschäftigungen mit dem, was nur Erholung im Leben sein sollte, liegt eine große Gefahr." Im Jahre 1874 knüpft er an den Ausdruck des Bedauerns darüber, daß einer der westfälischen Adeligen nicht nach Berlin gewählt sei, die Bemerkung: „Ich freue mich immer, wenn unsere jungen Herren in die großen Kämpfe der Zeit hineingezogen und dadurch ausgebildet werden, um auch activ an ihnen Theil zu nehmen. Der Adel gehört an die Spitze der großen Interessen seiner Nation, und der katholische Adel Englands erregt stets meinen Neid, wenn ich die alten Namen in dieser Stellung höre."

Vom Standpuncte eines entschieden „kirchlich" gesinnten Adeligen — eines „Sohnes der mittelalterlichen Ritterzeit", wie er einmal sagt — konnte Ketteler die kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit nicht günstig beurtheilen. Am stärksten spricht er sich darüber merkwürdiger

Weise in Briefen an seine Schwester aus. So schreibt er ihr 1839 bei Gelegenheit des Todes eines Verwandten: „Glücklich sind die, welche die teuflischen Schändlichkeiten hier auf Erden nicht mehr als tägliches Brod zu verzehren haben. Man muß wahrhaftig schon einen guten Verdauungs-Organismus besitzen, um nicht zu sterben vor Wuth über die sich täglich häufende Schändlichkeit. Erfinderisch ist unsere Zeit in jeder Beziehung, aber in den gemeinsten Bubenstücken doch am productivsten" u. s. w. Von Salzburg aus schreibt er ihr in demselben Jahre: „Diese herrliche Natur ist der jetzigen Zeit nur von Gewicht, weil sie die Mineralquellen liefert, um die entnervten Gerippe des jetzigen kraftlosen Menschengeschlechts am Leben zu erhalten; im Uebrigen taugen die großen kraftvollen Mahnungen dieser stolzen Gebirgszüge nicht mehr für unsere Zeit," und im Jahre 1842 aus Tirol: „Noch mehr als ihrer Schönheit wegen sind mir die Berge theuer und werth als mächtige Schutzwehren gegen alle Niederträchtigkeit der Civilisation . . . Wenn die entnervten Papierseelen jetzt alle Zeitungen in Deutschland vollschreiben von der wieder erwachenden deutschen Gesinnung, von der deutschen Ehrlichkeit, Treue und Einfalt, während sich ein so schauderhaftes Lügengewebe und Lügenleben über ganz Deutschland verbreitet, daß wir selbst die schlauen Römer zu Tölpeln machen, so muß man nach Tirol gehen, um eine Vorstellung von dem alten Deutschland zu bekommen . . . Auch auf diesem Volke liegt zwar der Druck einer fast ganz jedem religiösen Leben entfremdeten Beamtenwelt. Seit Jahren sind hier alle adeligen Patrimonialgerichte aufgehoben und statt ihrer landesherrliche eingeführt worden. Mit diesen sind viele Beamte eingezogen, die eben dasselbe sind wie an allen anderen Orten der Welt" u. s. w. Im Januar 1843 ist er schadenfroh über das Verbot der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" in Preußen. „Ich zweifle keinen Augenblick, daß unser König von den Uebergriffen der liberalen Partei noch zu viel strengeren Maßregeln in Bezug auf Presse und andere Lieblingskinder der Zeit getrieben werden wird, als sie vielleicht je bestanden haben. Ob es aber dann nicht zu spät sein wird, ist eine andere Frage."

Wie die Reaction, so ist aber unter Umständen auch die Revolution Herrn von Ketteler willkommen. Im November 1847 schreibt er seiner Schwester: er könne den „Kummer vieler gutgesinnten Menschen über die politischen Verwicklungen der Gegenwart" nicht theilen. „Ob der H. Vater [Pius IX.] den politischen Sturm, in dessen Strömung er sich gestellt hat, wird beherrschen können, steht freilich sehr dahin. Mit alleiniger Ausnahme seines Verfahrens in Betreff Ferraras [des Protestes gegen den Einmarsch österreichischer Truppen] freue ich mich über alle seine politischen Maßregeln und erwarte daraus Großes für die Zukunft der Welt. So lange die jahrhundertalte Anschauung über den Werth gewisser politischer Institute und

über das Verhältniß derselben zur Kirche fortbestand, konnte die Kirche mit ihren Heilsinstituten die Welt nicht mehr durchdringen ... Es wird zwar auch später die Kirche noch mit dem Teufel in und außer der Menschheit zu kämpfen haben; aber dieser wird sich zeigen als das, was er ist, und die Kirche nicht mehr mit Instituten bekämpfen, die durch ihr Alter und ihren Ursprung den Schein der höchsten Berechtigung an sich trugen." Sehr begeistert spricht er in demselben Briefe von dem Sonderbundskriege: „Das sind die Kämpfe der Zukunft, so schön und erhaben, wie selbst die Kreuzzüge nichts aufzuweisen haben. Das ist ein Kampf, nicht mehr um Lohn und Sold, nicht mehr im Interesse der Launen eines legitimen Herrn, nicht um Lust nach Blutvergießen, nicht aus Ländergier, sondern da kämpfen Grundsätze auf Leben und Tod mit einander. Ich habe noch eben die Kämpfe des siebenjährigen Krieges gelesen, — was waren diese gegen jenen Schweizerkampf! Wie ist es möglich, daß nicht alle unsere jungen Leute nach der Schweiz laufen!"

Im Jahre 1848 war Ketteler Mitglied des Frankfurter Parlaments. In einem Briefe vom 19. August sagt er aber ganz offen: „Wenn die Fragen, die ein religiöses Interesse berühren, hier abgehandelt sein werden, ist mein längeres Hiersein ohne allen Zweck. Nur ein kirchliches Interesse konnte mich bestimmen, die Wahl anzunehmen und auf einige Zeit aus meinem geistlichen Berufe (er war damals Pfarrer in Hopsten) herauszutreten. Ein politisches Interesse kenne ich für mich nicht mehr." Diese Aeußerung wurde damals bekannt und begreiflicher Weise gegen ihn ausgebeutet, so daß er es doch für angezeigt hielt, sie in einer öffentlichen Erklärung, so gut es anging, umzudeuten. „Ich erwarte, sagt er hier, die Wiederbelebung des alten germanischen Gedankens eines freien Staates mit dem ausgedehntesten Rechte der Selbstregierung; ich erwarte unter dem Schutze der Freiheit die Erhebung und den Sieg des Reiches der Wahrheit (womit natürlich die katholische Kirche gemeint ist), und deshalb begrüße ich den Sturz und den Tod des jammervollen Polizeistaates mit der rückhaltlosesten Freude."

Aus dem April 1859, als Ketteler erwartete, Preußen werde sich in dem Kriege mit Piemont „zu Oesterreich halten", findet sich einmal ausnahmsweise eine optimistische Aeußerung: „Es liegen merkwürdige Keime in unserer Zeit zu einer außerordentlichen Entwickelung zum Guten wie zum Bösen; ich vertraue noch immer, daß wir uns auf dem Wege zur Besserung befinden." Dieses Vertrauen war aber nicht von Dauer. Im December 1870 schreibt er: „Der Krieg ist wohl schrecklich wie die ganze Weltlage. So lange die Lenker der Staaten nicht zu ganz anderen Principien zurückkehren, kann uns aber selbst der Friede nicht helfen." Ich schließe diese Zusammenstellung mit einer charakteristischen Aeußerung aus dem Juli 1871: „Ich habe aller

Hoffnung entsagt, daß Gott der so hülfsbedürftigen Welt durch einen christlichen Fürsten helfen werde. Dagegen liegt es mir immer im Sinne, daß eine Zeit kommen müsse, wo Gott der Welt einen Papst schickt, der es versteht, alle göttlichen Kräfte in der Kirche anzuregen. Nichts finde ich tiefer im Grunde meiner Seele, als daß auf diesem Wege wunderbar Großes geschehen könnte."

Im September 1875 hatte ein Baron von L. in Wiesbaden Ketteler gefragt, ob nicht ohne förmliche Aufhebung der preußischen Kirchengesetze der Friede zwischen Staat und Kirche wieder hergestellt werden könne. Die ausführliche und in ihrer Art sehr interessante Antwort läuft auf folgendes hinaus: „Ein wahrer und voller Friede ist, so lange jene Gesetze bestehen, selbst bei der mildesten Praxis nicht denkbar; aber es ist möglich, durch gegenseitige Nachgiebigkeit in gewissen Puncten wenigstens den brennenden Conflict zu beseitigen und einen erträglichen modus vivendi herzustellen." Der Papst, so denkt sich Herr von Ketteler diese „gegenseitige Nachgiebigkeit", solle gestatten, daß vor der Besetzung von Pfarreien der betreffende Geistliche der Staatsbehörde angezeigt werde; dafür müsse der Staat in allen anderen Puncten nachgeben, die geschlossenen Seminarien und Lehranstalten wieder eröffnen, bezüglich des Religionsunterrichts und überhaupt der religiösen Erziehung in der Schule den alten Zustand herstellen, bezüglich des Militärdienstes für die Candidaten des geistlichen Standes eine billige Rücksichtnahme zusagen, die abgesetzten und verbannten Bischöfe und Priester zurückberufen u. s. w. Zum Ueberfluß wird noch als eine „wesentliche Grundbedingung der Wiederherstellung eines friedlichen Zustandes" angegeben: „Es darf unsere erprobte und durch nichts getrübte Loyalität, Unterthanentreue und Vaterlandsliebe durch den Vorwurf der Staatsgefährlichkeit oder Reichsfeindlichkeit fürderhin nicht mehr in Frage gestellt werden." Das geht doch noch etwas über Canossa hinaus.

II.

Die ältesten Briefe, welche uns nach den früher erwähnten Briefen aus den Knabenjahren mitgetheilt werden, hat Ketteler als Regierungsreferendar in Münster an den dortigen Regierungsvicepräsidenten du Vignau gerichtet. In dem ersten, der am 1. December 1837, zehn Tage nach der Wegführung des Erzbischofs Clemens August von Droste von Köln, geschrieben ist, bittet er, der Präsident möge ihn „zu seiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung in dem Verwaltungsfache auf sechs Monate von den praktischen Arbeiten und dem Besuche der Sitzungen entbinden"; in dem anderen, vom 26. Mai 1838, zeigt er an, „eingetretene Verhältnisse machten es ihm zur Pflicht, zur Zeit aus seinen bisherigen Dienstbeziehungen zur königlichen Regierung auszu-

scheiden." Am 9. Juli schreibt er seinem Bruder über eine vierzehntägige Uebung, die er als Unterofficier im Münsterschen Landwehrulanenregiment mitgemacht, und bemerkt dann: „da ich einem Staate, der die Aufopferung meines Gewissens fordert, nicht dienen will, so bin ich eigentlich auf den geistlichen Stand durch den Fingerzeig aller Umstände hingewiesen, und doch kann ich den erforderlichen Entschluß nicht fassen und bin noch unendlich weit davon entfernt. Um mich zum geistlichen Stande würdig umzugestalten, wären größere Wunder erforderlich als Todte aufzuwecken." Seine „Hauptlectüre" in dieser Zeit war — die Mystik von Görres, die ihm, „wenn auch oft unverständlich für ihn, doch hohen Genuß bot". Außerdem las er eine Schrift von Kreuzhage über den Hermesianismus, der ja mit den Kölner Wirren im Zusammenhange stand. Als Gegner des Erzbischofs Clemens August mußten ihm natürlich die Hermesianer, von deren Theologie er in dieser Zeit wohl kaum viel verstanden haben wird, sehr zuwider sein. Am 9. Mai 1839 schreibt er seiner Schwester: er habe im Kölner Dome die Messe gehört. „Die einzige Störung war die Idee, ob nicht der Priester am Altare ein Hermesianer sei, daß diese Secte jetzt großentheils diese heilige Stätte entweiht, war mir ein sehr schmerzlicher Gedanke."

Es dauerte einige Jahre, bis Ketteler sich entschloß, Priester zu werden; ein „Geistlicher" war er eigentlich schon seit dem Jahre 1836, wo er sich, freilich nur „wegen einer Präbende", die Tonsur hatte geben lassen. In den Jahren 1839 und 1840 lebte er längere Zeit in München; aber von Studien ist in den Briefen aus dieser Zeit kaum die Rede, dagegen sehr viel von den „historisch-politischen Blättern" und von der Jagd. Im Januar 1855 schreibt er an seinen Seminarregens Moufang aus Rom: „Einen großen Theil der Jugend auf der Jagd zugebracht zu haben, wird hier doch recht fühlbar." Im Jahre 1840 schreibt er: „Ich finde, man könnte Lust bekommen, geistlich zu werden, nur um in diese kirchlichen Zerwürfnisse lebendiger mit einzugreifen, — gewiß weder ein kirchliches noch sonst schönes Motiv; aber man wird so ganz und gar vom Geist der Opposition ergriffen, daß man sich gegen solche menschliche Motive in einer so heiligen Angelegenheit ordentlich wehren muß. Fehlten mir nicht die Vorkenntnisse und leider auch die Nachkenntnisse zu einer derartigen würdigen Opposition, so wäre mir eben diese Versuchung sehr gefährlich", und ein anderes Mal: „Meine Gedanken über meine Zukunft drehen sich in einem fertigen Zirkel herum. Es kommen keine neuen mehr hinzu, und das ist die Zeit, wo entschlossen werden muß und wo die Entschlußlosigkeit tödtend ist. Hätte ich nur Talent und Ausdauer bei dem Arbeiten: die große Masse des zu Erlernenden schreckt mich mehr als alles Andere zurück." Schließlich überließ er die Entscheidung darüber, ob er Priester werden solle, dem Grafen Reisach, damals Bischof von Eichstädt,

später Erzbischof von München und Cardinal. Die Entscheidung fiel natürlich bejahend aus, und nachdem sich der Plan, in Rom, in Eichstätt oder in Passau Theologie zu studiren, als unausführbar erwiesen, studirte er von 1841—1843 zu München, die letzte Zeit zusammen mit seinem jüngeren Bruder Richard, der später Kapuziner wurde. Nachdem er 1844 zum Priester geweiht worden, war er 1844—1846 Caplan in Bochum, 1847—1849 Pfarrer in Hopsten, 1849—1850 Propst in Berlin. 1850 wurde er Bischof von Mainz; es war die Rede davon, er solle Fürstbischof von Breslau, Erzbischof von Posen, Köln und Freiburg werden, er ist aber als Bischof von Mainz am 13. Juli 1877 gestorben.

Gründliche theologische, geschichtliche und überhaupt wissenschaftliche Kenntnisse hat sich Ketteler nie erworben; er hatte nicht einmal ein rechtes Verständniß für theologische Wissenschaft und jedenfalls in seinen späteren Jahren wenig Respect davor. Es klingt schon sehr naiv, wenn er in der öffentlichen Erklärung gegen Döllinger im Jahre 1870 sagt: „Mehrere Jahre folgte ich in München allen seinen Vorlesungen; damals war ich fast in allen großen Fragen der Kirchengeschichte mit ihm in Uebereinstimmung." Gleich beim Beginnen seiner Münchener Studien schreibt er: „Meine Collegien sind interessant, meine Lehrer vortrefflich, und der Geist, mit dem jetzt hier diese Wissenschaften vorgetragen werden, ist der der Frömmigkeit. Eine tüchtig benutzte Kniebank ist mir bei einem Professor, namentlich der Dogmatik, von größerem Werthe wie einige Folianten mehr im Kopfe." Etwas später schreibt er: „Wenn ich denke, welcher Gewinn aus einer Berufung Windischmanns nach Münster oder Bonn der guten Sache erwachsen könnte, dann möchte ich weinen, daß in der Welt nirgendsmehr Energie ist als auf Seite des Bösen. Wenn er nach Münster berufen würde, dann ständen in ein paar Jahren die Hörsäle der Hermesianer in Bonn ganz leer." Man wird nicht irren, wenn man auch Ketteler die Ansichten zuschreibt, welche Windischmann in einem Briefe vom Jahre 1851 ausspricht, in welchem er Ketteler zu der Trockenlegung der Gießener theologischen Facultät beglückwünscht: „Was helfen uns alle Declamationen über kirchliche Freiheit, wenn wir unseren Klerus nicht im Geiste der Kirche erziehen können? Unsere theologische Doctrin leidet an dem tiefsten Krebsschaden, der durch einzelne theologische Celebritäten und treffliche Individualitäten wie Klee, Mühler ꝛc. zwar zugedeckt, aber nicht geheilt werden kann. Unsere theologische Doctrin steht factisch außer der Kirche, und es bemächtigt sich dadurch auch der tüchtigsten Männer, — ich nehme selbst Döllinger nicht aus, — ein Geist, der uns zu den übelsten Dingen führen kann." Die Wissenschaft sollte nach Kettelers wie nach Windischmanns Ansicht ihrem kirchlichen System dienstbar sein; daß

sie in erster Linie der Wahrheit zu dienen habe, dafür hatten sie kein Verständniß.

Daß Ketteler durchaus kein Theologe in der echten Bedeutung des Wortes war, liefert auch den Schlüssel zur Erklärung seines widerspruchsvollen Verhaltens während des vaticanischen Concils. Bei der Beurtheilung des Projectes, den Papst für unfehlbar zu erklären, sagte er sich in erster Linie nicht, ob die Ausführung dieses Projectes theologisch zulässig, sondern ob sie für die „Kirche" ersprießlich sein würde. Er war gescheidt genug, um die schlimmen Folgen der Unfehlbarkeitserklärung vorherzusehen; daher bekämpfte er sie mit aller Energie, aber doch nur mit dem Vorbehalt, das neue Dogma, wenn es trotz seiner Opposition durchginge, im Interesse der Erhaltung der kirchlichen Einheit und Disciplin anzuerkennen und dann zu versichern, er habe nie die Wahrheit des Dogmas selbst, sondern immer nur die Opportunität der Definition desselben bestritten, als ob ein richtiger Theologe etwas für einen Bestandtheil der christlichen Offenbarung und doch die Verkündigung desselben für inopportun halten dürfte. Die Briefsammlung bringt einige interessante, bisher nicht bekannte Actenstücke über Kettelers Verhalten während des vaticanischen Concils. Ich erwähne hier nur, daß er dem Schicksal nicht entgangen ist, von Pius IX. durch ein eigenes Billet für das obenerwähnte „Schreiben bezüglich des bekannten Professors von München" belobt zu werden. Er dankte dafür und erklärte bei dieser Gelegenheit (am 26. Februar 1870): es betrübe ihn unendlich, daß er in manchen Fragen eine Stellung einnehmen müsse, die den Schein auf ihn werfe, als ob er weniger als andere Bischöfe von Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam gegen den heiligen Stuhl erfüllt sei; sein Schmerz darüber sei so groß, daß er am liebsten sein bischöfliches Amt niederlegen möchte. Am 15. Juli bat Ketteler bekanntlich kniefällig Pius IX. auf die Unfehlbarkeitserklärung zu verzichten; am 17. schrieb er ihm, wie wir jetzt erfahren: „Aus dem Schema, welches ich eben erhalten, ersehe ich, daß Du die Bitte, welche wir Dir flehentlich vorgetragen, nicht glaubtest erfüllen zu können. Um mich nun nicht in der meiner ganzen Seele widersprechenden Lage zu befinden, (morgen) mit Non placet zu stimmen, bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als noch heute Abend von der mir ertheilten Erlaubniß zur Abreise Gebrauch zu machen. Bevor ich aber abreise, kann ich nicht unterlassen, Dir in aller Demuth die Erklärung zu unterbreiten, daß ich mich den Entscheidungen des Concils eben so unterwerfen werde, als wenn ich mit Placet hätte stimmen können."

Schließlich mögen noch einige pikante Briefe erwähnt werden, welche die Gräfin Ida Hahn-Hahn betreffen. Sie war, als sie mit dem Gedanken umging, katholisch zu werden, in einer Gesellschaft in Berlin dem „Fürstbischof von Breslau" vorgestellt worden. Sie meinte, es sei Diepenbrock,

während es der gewesene Fürstbischof Sedlnitzky war, und schrieb nun unter Bezugnahme auf das Gespräch an ersteren. Dieser schickte den Brief an Ketteler, der damals Propst in Berlin war, mit der Bitte, denselben zu beantworten. Diese gewiß interessanten Briefe werden leider nicht mitgetheilt, wohl aber ein zweiter Brief Diepenbrocks, worin es heißt: „Das neuliche Mißverständniß in dem seltsamen Briefe der Gräfin Hahn-Hahn hat sich aufgeklärt . . . Ich habe ihr auf ihren zweiten Brief einen furchtbar ernsten Brief geschrieben, ihr die ganze Wahrheit ungeschminkt gesagt: daß es mit bloßen ästhetischen katholischen Ansichten nicht gethan sei, . . . daß sie nach ihrem ganzen bisherigen Lebensgange nur in Sack und Asche als Büßerin vor den Pforten der Kirche erscheinen, daß sie in dem engen Felseneingange die Schlangenhaut, darin sie bisher irisfarbig geschillert und womit der Teufel der poetisch-pantheistischen Weltverführung auch ihre Seele umstrickt, abstreifen müsse. Wenn sie so komme, werde sie Heil und Gnade finden wie jener demüthige Zöllner; denn eine Zöllnerin sei auch sie bisher gewesen, kauernd und lauernd auf allen Wegen und Stegen der Welt, um von allem, was vorüberging, den Tribut einzunehmen für ihre Eitelkeit und Selbstsucht. . . . Ich war gespannt auf den Eindruck dieses furchtbar ernsten Briefes bei einem so verhätschelten, geschmeichelten weiblichen Wesen. Und siehe da, Gott hat meine Worte gesegnet; sie hat sie mit der größten Demuth, mit dem Geständnisse, daß das die allein würdige Sprache sei, aufgenommen." Der Fürstbischof bittet dann Ketteler, die Gräfin zu unterrichten. Später schreibt er: „Die Gräfin H. betreffend theile ich . . . Ihre Ansicht, daß man ihr den Eintritt in die Kirche, wofür sie vorbereitet und reif ist, nicht verwehren könne. Nur vor Exaltation und Ueberspannung und unruhigem Thun wird sie vielleicht zu warnen und zur inneren Sammlung und stillem Leben besonders in der ersten Zeit anzuhalten sein, damit sie sich nicht evaporire" u. s. w. Die wenigen Briefe Kettelers an die Gräfin, welche mitgetheilt worden, sind ohne Bedeutung; Briefe von ihr stehen nicht in der Sammlung. F. H. Reusch.

Aus F. W. Großmanns Leben und Nachlaß.

Von Julius Duboc.

II.

Von Friederike Unzelmann.*)

Bonn 20 Jan 1784

Bester liebster Vater!

Die Mama kann Ihnen heute nicht schreiben, denn sie hatt die Gantze nacht kein aug zugethan, ist also sehr mat, das sie kaum einen Finger rühren kann,

*) Friederike Unzelmann, geborne Flittner, später verehelichte Bethmann, Stieftochter

fiel weniger die Feder führen, um zu schreiben, also müssen Sie verzein, das Sie von meinem schlechten geschmier etwas zu lesen bekommen. Kommen Sie doch ja balt hierher und bringen Sie mir lorchen mit, daß ich Sie einmal recht abküssen kann, der oberstallmeister fragt alle tage, ob Sie balt kämen und steiger mit brechten. Der Churfürst ist sehr gütig gegen mich gewesen, er lies mich in seine loge rufen und gab mir 2 ball billietz und sagte, ich sollte mich recht lustig machen. Ueberhaupt gebe ich mich gar nicht mehr mit bürgerlichen Personalien ab, sondern nur mit lauter Exelenzen und dergleichen.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb wie immer

Ihre Fritze.

Düsseldorf den 2 März
1787.

Bester Vater.

Ich kann anders keinen Tag hier weg als Donnerstag nach der Comötie, dann bin ich Freitag dort, spiele den tag und fahre den Samstag wieder fort, weil ich den Sontag zu thun habe, mein Mann kann aber auf keinen Fall mit, er hatt in allen Stücken, ich in allen opern, also muß von uns beiden eins das Vergnügen Sie zu sehen entbehren, dafür will ich Ihnen aber die Fiala mit Bringen, hier überschicke ich Ihnen ein klein verzeigniß von stücken, suchen sie sich aus, dann könnten sie noch eine kleine Operette dazugeben geben. Schreiben sie mir aber Kleich antword. Die Heirath durch ein wochen Blatt haben wir gar nicht. Kann ich Ihnen aber die Nina*) verschaffen, so thue ich es gewis, es ist eine vortreffliche Oper, ich bin in Mainz 2mal hindereinanter darinnen heraus=gerufen worden, es ist aus dem Französischen von Dalarak, eigentlich heißt es Wahnsinn aus Liebe, es ist ohngefär so eine Rolle wie Ophölia, aber weid Schwehrer, weil sie auf die letzt wieder zu Vernunft kommt. Mündlich ein mehreres, schreiben sie mir Gleich Ihren entschluß.

Ihre Sie liebende
Tochter
Friederike Unzelmann.

Berlin den 30ten Mey 1788.

Bester Theuerster Vater

Sie werden mir verzein, das ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, allein Sie wissen ja selbst, wie es mit denen Reisen zu gehn Pflegt. Ich bien ietzt

---

Großmanns von seiner ersten Frau, geboren 1766. Sie war zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts der erklärte Liebling des Berliner Publicums. Die Kritik jener Zeit entwirft überschwengliche Beschreibungen von ihrer Schönheit, unnachahmlichen Anmuth, der Elasticität ihres Geistes und der Mannichfaltigkeit ihrer Darstellungskraft. Sie spielte sämmtliche hochtragische Rollen, war die erste Maria Stuart, Isabella in der Braut von Messina, Iphigenia, Klärchen 2c., trat aber auch mit großem Erfolg in Opern und Lustspielen auf, da sie eben so wie ihr Mann, der berühmte Komiker Unzelmann, obgleich Künstler ersten Ranges, für kein bestimmtes Rollenfach engagirt war. Ich habe die unglaubliche Orthographie ihrer Briefe unverändert gelassen nnd nur gelegentlich die ebenfalls fast gänzlich fehlende Interpunction ergänzt. Schulbildung, das ist aus diesen Briefen ersichtlich, war nicht der Boden, auf dem ihre Lorbeeren erwachsen sind.

*) Eine damals sehr beliebte Operette in 1 Act, Musik von d'Alayrac.

mit sack und Pack hier, habe in Nina*) und Jurist und bauer debutiert und so ein Rasenden Spektakel gemacht, das wenn mann mich iezt nur von Weitem sieth so wird des Klatschens und Praberufens gar kein Ende. nina war schon 6mal und morgen ist es auf begeren der Königin und Prinzes Ferdinant wieder. forigen Sonabend und Sontag war Zemir und Azor, wo ich fast zu sagen bei Jeder Note, die ich sang geklatscht wurde, weil meine Metote zu singen Hier noch Etwas gantz neues ist. Kleich im Erster Terzet machte ich eine Fermate, wo sie Toll werden wollten. nun Sie kennen ja das Sprichwort: Neue Pesen. Auf den Sontag ist Figaro, wo ich den Pagen, mein Mann den Figaro spielen werden. In Frankfurth wollen sie über unsern abgang Tollwerden und Pompartiren uns iezt schon wieder mit Priefe wir sollen Ostern wieder Kommen.

Ich bin Mit der Zärtlichsten Liebe Ihre gehorsame Tochter

Unzelmann.

Von Unzelmann.**)

Berlin 15 August 1788.

Lieber Vater!

Ich lebe immer noch in der süßen Hoffnung, Sie bald selbst hier zu sehen und recht herzlich zu umarmen. Freilich ist der Sommer fast verstrichen und wir dürfen uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl erst auf die Fasten das Vergnügen versprechen. — Uns geht es hier recht wohl und meine liebe Friederike wird auf den Händen getragen und vom Hof und Publikum sehr geschätzt. Letzthin wurde sie zur Königin gerufen und die Prinzeß Ferdinand gab ihr mit eigenem hohen Munde einen schönen Kuß — das freut mich alten Knaben und macht mich um 10 Jahre jünger. Freilich verfolgt uns der blasse Neid mit seinen Katzen Krallen — wird sind aber dabei ganz ruhig und halten mit denen Herren und Damen gar keine Bekanntschaft, sondern erwarten den Augenblick mit Vergnügen, wo wir einige Thaler mehr Gage***) empfangen werden, um in diesem großen, schönen, theueren Ort honnet leben zu können und keine Schulden zu machen. — Ist Iffland sein Stück schon gedruckt? David Beil†) hat mir auch eins geschickt vor 3 Louisd'ors — es ist nicht übel und heißt: Armuth und Hoffarth. — Haben Sie Don Carlos schon aufgeführt?

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und seyn Sie versichert, daß ich jederzeit mit der vollkommensten Achtung bin

Ihr ganz ergebenster

Unzelmann.

*) Ueber dies Debut schreibt damals Friedrich Schulz: „sie erregte eine Sensation, die sie nicht allein auf immer zum Liebling des Publicums machte, sondern auch die Jugend für das Theater begeisterte, das Alter, das ihm den Rücken gekehrt, wieder zuwandte."

**) Gatte der Vorigen. Er gehörte der Berliner Bühne als ihr beliebtester Komiker bis 1823 an. Geboren zu Braunschweig 1753, gestorben zu Berlin 1832.

***) Das Unzelmannsche Ehepaar hatte 22 Thaler Wochengage.

†) D. Beil (1754—1794), der gothaischen Hofbühne, später dem Mannheimer Theater angehörig, geschätzt als vielseitiger Schauspieler, namentlich in komischen Rollen.

Von Abt Vogler.*)

Cadix
Vom 21ten Aug. 93.

E. W. werden schon wissen, daß W.**) mit den Adressen, die ich ihm mitgegeben habe nach London, ich aber hierher abgesegelt bin; weil ich mit Spanien und Portugal meine Musikalische Reise in Europa zu beschliesen denke.

Die hiesige Comoedie ist unter aller Kritik. Philipp von Mazedonien erscheint in einer runden Perüke mit einem spannischen Rohr wie ein Holländischer Kaufmann. Sein Sohn Alexander mit einem 3eckigten Hut, 2 Sackuhren, wie ein Fad gekleidet, gibt seinem Oberkammerherrn in Beinkleidern von Kannefaß eine derbe Maultasche, unterdessen weint Senor Aristoteles im Aufzuge des Basil bei Figaro bittere Thränen und zur Abwechslung tanzen die griechische Prinzessinnen coiffirt à la Marlborough — einen Minuet. Ich zweifle, ob im Journal von Mode und Luxus je solche auffallende Costüms vorgekommen sind.

Die Komposition des hiesigen Ballet Meisters Hr. Favier könnte jenen von Noverre an die Seite gesetzt werden, auch übertrift der Pantomimische Ausdruck von Mme Favier alle Beschreibung: allein das Verdienst dieser beiden ausgezeichneten Personen trägt noch mehr dazu bei, um die Steifigkeit der anderen Tänzer, das Uneigentliche der Dekorationen, das Kontrastirende in Kleidungen, das Symetrie-widrige und Taktlose Hüpfen der Figuranten ꝛc fühlen zu machen, und da die Soldaten hier nicht zu Statisten gebraucht werden dürfen: so stelle man sich vor, wie komisch es aussieht, wenn bei den frappantesten Stellungen und den herrlichsten Pantomimischen Tableaux die hiesigen Eseltreiber, die die Butter mit der Ehle ausmessen und den Wein in Säcken verkauffen, mit eingruppirt sind.

Es thut mir sehr leid, daß Ihr Lessingisches Vorhaben noch nicht bewerkstelliget, daß Webers Musik, die dem hohen Stof ganz entsprach, eben, wegen ihrer Eigenheit und ausser dieser Bestimmung, nie mit voller Wirkung gehört werden kann.

Wenn ich sonsten im Stande bin, zu dergleichen Entwürffen, als die durch W. mitgetheilte waren, etwas beizutragen: so zählen E W. auf die biedern Erklärungen Ihres Dienstbereitwilligsten Freundes

des Abts
G. V.

Von W. Heinse.***)

Düsseldorf 24 Sept. 77.

Ich habe Ihnen nicht eher antworten können, mein werthester Herr Großmann, auf Ihren Brief vom 3 Sept., weil ich denselben erst vorigen Posttag

*) G. J. Vogler (1749—1814), geboren zu Würzburg, der berühmteste Orgelspieler seiner Zeit, Kapellmeister zu Stockholm und Darmstadt, woselbst er starb, bereiste von 1780—1786 Deutschland, Frankreich, Spanien u. s. w. Seine Kirchencompositionen sind sehr geschätzt. Unter seinen vielen Schülern sind Winter, K. M. v. Weber und Meyerbeer zu erwähnen.

**) Weber, Bernhard Anselm, (1766—1821), ebenfalls ein Schüler von Vogler und dessen Reisebegleiter. Er war Musikdirector bei Großmann und später bis zu seinem Tode in Berlin.

***) W. Heinse (1746—1803), der bekannte Verfasser das Ardinghello u. s. w., später Privatsekretär und Bibliothekar des Kurfürsten von Mainz. Um 1777 lebte er in Düsseldorf und hatte die Mitredaction der von F. H. Jacobi herausgegebenen Zeitschrift „Iris“.

erhalten; unterdessen ist wegen Ihrer Schuldforderung an Bärstecher nichts versäumt worden.

Die Antrittsrede für Frankfurth hab' ich in der äußersten Zerstreuung und bloß auf Begehren der Madam Seyler für den Moment in Eile hingeschrieben. Sollten indessen ein Paar Sentenzen darinn diesem und jenem Kenner nicht undienlich seyn, so thun Sie damit, was Ihnen gut dünkt. Ich hätte gern unser Theaterwesen und Theatergeschichte in Rücksicht auf Zuschauer und Dichter ein wenig persiflirt, allein ich hatte so wenig Muße, daß ich nicht daran denken konnte.

Für das Theaterjournal kann ich itzt nichts versprechen, weil ich schon zu viel zu erfüllen habe; vielleicht steht in der Folge etwas dafür zu Diensten. Unterdessen meinen Dank für Ihr gütiges Anerbieten.

Ich bedauere sehr, daß sich in Köln keine Gelegenheit hat finden wollen, mich mündlich mit Ihnen zu unterreden — in dem Schauspielerstande würde noch am mehrsten Freyheit und lebendiges Leben seyn, wenn die meisten Herren und Damen darunter ————*) doch es scheint, daß der Stand der Natur, und alles, was sich dem nähert, nicht anders seyn und bestehen könne: weil der Mensch überhaupt scheint im Grund, außer sich, nur das zu lieben, wobey er schläft, und zwar nur dann, wann er das thut; und oft auch dann nicht einmal; könnte hier ein Timon ausrufen.

Von den Frankfurthern hoff ich für unsere Seyler noch das beste: sie sind sonst stark im Glauben; freylich wär es besser, wenn sie stark in Wahrheit und Sicherheit des Gefühls wären.

Mit ungeheuchelter Hochschätzung

Ihr ergebenster Dr.

Heinse.

Einen Liebeskuß an Ihre liebe Kleine, die mir einen Abend zu Köln große Freude gemacht hat.

Von C. G. Neefe.**)

Frankfurth am 10 April 79

Nicht Er, sondern Sie ist da, die Springinsfeld, so dick und rund, als wenn sie mit sechs Schüsseln***) wär gefüttert worden. Den 1sten Osterfeyertag fuhr ich mit meiner lieben Susanna nach Offenbach, und den andern Tag früh gegen 2 Uhr kam Louise Friderica Neefe dahermarschirt. Der erste Ton, den sie angab, war der, einer Contra Altstimme. Auch gut! An ebendemselben Tag ward sie getauft und ich angehalten mit sehr langsam und deutlich ausgesprochenen Worten, sie, nach einigen Jahren mit dem Catechismo bekannt zu machen. Ich faltete meine Hände, und sprach in meinem Sinn, Amen! Dachte

*) Hier befindet sich im Original ein ins Unbestimmte verlaufender, in einander geschlungener Strich, dessen Auslegung frei bleibt.

**) C. G. Neefe (geboren zu Chemnitz 1746, gestorben 1798), Musikdirector in Bonn, später bis zu seinem Tode am herzoglichen Hoftheater zu Dessau. Er war ein Schüler Hillers, Verfasser zahlreicher Operetten, die wegen ihrer leichten gefälligen Melodien lange Zeit beliebt waren. Auch bearbeitete er viele französische und italienische Opern für die deutsche Bühne. Eine seiner Liedercompositionen: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut" u. s. w. ist bis auf unsere Tage gelangt und in Erks „Liederschatz" zu finden. Die in dem Nachlaß enthaltenen zahlreichen Briefe an Großmann, mit dem er zwanzig Jahre eng verbunden blieb, bekunden einen sehr biederen Charakter.

***) Anspielung auf das mehrerwähnte Großmannsche Lustspiel.

mir aber **meinen** Cathechismum dabey. — Daß Ihr euch unter den Flügeln Eures vortreflichen Fürsten Maximilians wohl befindet, ist mir lieb, und darum wünsch auch ich ihm ein langes, langes Leben. — Die Gesellschaft in Gotha hat ihr ewiges Glück, wollt sagen, Engagement, darum verlohren, weil sie ihr Herz zu sehr an das Zeitliche hieng. Und wer das thut, sagen alle treue Seelenhirten einfältiglich, ist immer verlohren. Bäck, Meyer*), u. andre wollten bey ihrer schon großen Gage immer noch Zuschuß haben, dadurch erhitzten sie das Haupt und Herz des Herzogs so hefftiglich, daß er sagte: zu künftiger Michaelis zieht hin in Frieden! Mannheim, das für sich eine Gesellschafft errichten will, worüber nur Seyler eine Art von Directorium bekommen soll, macht von dieser Begebenheit vortheilhafften Gebrauch. Schon ist von da ein Bevollmächtigter nach Gotha geschickt worden, um die vorzüglichsten Schauspieler anzuwerben. Heute sind auch bey uns Herr u. Madam Toscani angekommen, die so lange bey uns, gleich dem Herrn Zuccarini, verweilen werden, biß die mannheimische Gesellschafft in stato quo ist. Sic eunt fata hominum! Von einer stehenden Truppe in Frankfurth habe ich noch nichts gehört. — Das fünfte Stück von Lessings theatralischer Bibliothek steht bald wieder zu Diensten, bey mir ists unverlohren. Macbeth hat in Mannheim gefallen, wie eine Haupt und Staatsaction gefallen kann. Gott Apoll und Schakspears Schatten verzeihen mir's, daß ich mich so ausdrücke! Die vielen Erscheinungen, eines blutigen Kindes, eines bewaffneten Hauptes, eines gekrönten Kindes mit Palmenzweig, der 8 Könige, u. s. w. haben in der That etwas marionettenmäßiges. Birnams großer Wald aus 3000 Kriegern bestehen sollend, bestand aus fünf invaliden Soldaten. Wollen sehen, wie sich Macbeth an andern Orten halten wird. Borchers**) ist auch ein besserer Hamlet, als Macbeth. — Möller***) schreibt wieder ein neues Stück. Wie es heißt, weiß ich noch nicht, ohnerachtet er mir die Ehre anthut, es von mir corrigiren zu lassen. Nun, lach Er nur nicht! Wer weiß, ob ich nicht bald selbst ein großes Trauerspiel schreibe, die schrecklichen Folgen der Comödiantenthorheit genannt. Heute hat Madam Seyler zum erstenmal im Triumph der guten Frauen in Mannskleidern gespielt. Wie das Publikum mit ihr zufrieden gewesen, weiß ich nicht; daß sie aber selbst zufrieden gewesen, daran ist wohl kein Zweifel. — Ich kann jetzt ohnmöglich weiter schreiben, meine kleine Louise schreyt mir so viele Dissonanzen ohne alle Vorbereitung und Auflösung vor, daß mir der Kopf ganz dämisch wird. Morgen ein Mehreres!

Grüßt Alle, die uns grüßen.

Neefe.

---

*) Diese und die weiter unten folgenden Namen gehören neben den ausgezeichneteren Kräften von Iffland, Beck und Beil zu dem Stamm des sich um diese Zeit bildenden neuen Mannheimer Nationaltheaters, das bald eine so große Rolle zu spielen bestimmt war. Bonik gehörte bis zu seinem 1793 erfolgten Tode der Mannheimer Bühne an und galt als ein vorzüglicher Künstler, dessen Spiel naturwahr und ergreifend war. Meyer, ein Schauspieler zweiten Ranges aber ein erfahrener Mann, war unter Dalbergs Leitung eine Zeit lang der erste Regisseur der Mannheimer Bühne; Zuccarini war erster Liebhaber bei der Seylerschen Gesellschaft.

**) Borchers, geboren zu Hamburg, eine genial beanlagte Künstlerkraft, aber ohne sittliche Haltung im Leben und von unbändigem Wesen, spielte besonders Könige und Tyrannen.

***) H. J. Möller (1745—1798), geboren zu Olberndorf in Schlesien, besonders fruchtbar in romantischen Dramen und historischen Schauspielen (vgl. den nächsten Brief). Am bekanntesten wurde sein oft wiederholtes Schauspiel: Der Graf von Waltron oder die Subordination. Als Schauspieler von nur untergeordneter Bedeutung.

Mannheim 1 May 79.

Lieber Großmann!

Rechtschaffen, hoff' ich, soll mein Mädel werden. Ich rechne sehr auf die Muttermilch. Denn das Physicalische hängt doch genau mit dem Moralischen zusammen. Mein Weib hätte sich um keinen Preis von ihrer Mutterpflicht abhalten lassen. Und daß mein Weib gut, moralisch gut ist, brauch ich Dir, Lieber, nicht zu sagen. Du kennst ihr Herz. An meinem Beispiel soll's auch nicht fehlen. Ob ich mir gleich sonst wegen meiner Hypochondrie nicht Anhaltsamkeit in der Erziehung genug zutraue. Du, sagt ich. Ja, erlaube mir immer dies herzige Du. Es ist nicht ein Kind des Rausches, Es entsteht bei mir aus Seelenverwandschaffts Drange. Immer fühl ichs mehr und mehr, daß unsere Seelen verschwistert sind. Ich fühle aber auch, daß die meinige die jüngere Schwester, die nie die schuldige Achtung für die ältere vergessen oder vernachlässigen wird. Das Hinsehen nach Dir, nach Euch, das Vermissen Eurer, wo ich nur hinblicke, kann und mag ich hier nicht aufs Papier schreiben. Ich würde doch nur elendes kaltes Geklecsse machen und einen unauszusöhnenden Zwist zwischen meinem Herzen und meiner Feder veranlassen. Und mit beiden mag ichs nicht verderben, am wenigsten mit dem ersteren. — Möllers Stück heißt Wikingson und Wandrop, ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Es hat viel Spektakel, wie alle seine Stücke, und ist eine ungeheuere Gruppe von ungeheuer großmüthigen Menschen und eine lange Kette von Romanbegebenheiten. Ich weiß nicht, ob es nützlich ist, die Ideale des Guten und Bösen auf dem Theater gar zu hoch zu spannen. Die Leute unter den Zuschauern, die guten Willen haben sich zu bessern, verlieren den Muth anzufangen, weil sie fürchten das Ziel nicht zu erreichen. Bei den Enthusiasten machen diese Ideale nur auf kurze Zeit Eindruck, bei den meisten Menschen wegen der Unwahrscheinlichkeit gar keinen. Auf die Affektirten scheinen sie nur Eindruck zu machen. Und die Bösen bleiben auch wie sie sind, sie freuen sich wohl bisweilen mehr als daß sie sollten erschüttert und zu einer guten Entschließung bewegt werden, wenn sie sehen, daß sie doch nicht die schlimmsten sind, daß es noch größere Bösewichter giebt. Es sind nur zufällige Gedanken, die ich da sage und keine dramaturgischen Axiomen. Aber das bleibt mir ewig wahr: daß das Schauspiel eine Darstellung der Menschheit überhaupt, wie sie gewöhnlich ist und nicht seltener individueller Beispiele sein soll; auf welches Gesetz jeder Dichter und Schauspieler stets achten muß. — Indeß hat doch Möllers Stück gefallen, wenn man den Beifall nach dem unaufhörlichen Händeklatschen und nach der Hervorrufung des Autors nach dem Stück bestimmen darf. Ob es ganz richtig teutsch geschrieben, bezweifle ich. Ich habe die Correctur nur flüchtig besorgen können. Und hätte ich auch Zeit über und über dazu gehabt, so bin ich viel zu wenig Herkules diesen Stall Augiä ganz zu reinigen. Ein Monolog ist ganz von mir. Weiter werde ich wohl nichts fürs Theater schreiben, ohnerachtet Sie mich mit einem „Spaß bei Seite" dazu auffordern. Rost's Schatten möchte mir zurufen: Er mengt sich doch in alles keck, wie unter den Pfeffer der Mäusedr . . . — Macbeth hat in Frankfurt mehr gethan als ich mir vorstellte. Die Hexenscenen sind auch wider Vermuthen nicht belacht worden. Ich habe auch den Leuten durch die Kürze, die wohlbedachte Kürze meiner Musik keine Zeit zum Lachen gelassen. Zwar sagte Borchers einmal zu mir, meine Komposition dazu gefiele ihm nicht, eben darum, weil sie nicht ausgeführt genug und nicht wild genug wäre. Ich sagte ihm meine Gründe, warum ich eben so und nicht anders gearbeitet hätte, setzte hinzu, daß mir sein Macbeth auch nicht so gefiel wie sein Hamlet, darum und

darum und er schwieg. Ich habe überhaupt noch keinen Tyrannen gesehen, der dem Borchers geglückt wäre. — Am 28. April reißen wir von Frankfurt nach Darmstadt ab. An eben diesem Tage hatte ich den Zufall meine Sophonisbe von der Erbprinzessin in Darmstadt aufführen zu sehen. Ihre schöne Figur und die zärtlichen Stellen, die sie sehr zärtlich sagte, gefielen mir. Auch gab sie sich viel Mühe, die musikalischen Zwischenspiele durch Geberdensprache und malerische Stellungen auszufüllen. Da fand ich aber vielen französischen Pleonasmus. Und nun noch viele Grüße an Euch alle, Gott befohlen! Ich bin immer der kleine und alte offene

Neefe.

Von Iffland.

Mannheim den 16. Januar 1785.

Eine Kleinre Streifferei nach Dürckheim, macht, daß ich Ihren lezten Brief erst heüt Abend zu lesen bekomme. Die Post ist schon fort, und darum geht nun dieser Brief morgen früh erst ab. Ehe ich ihn beantworte, noch zu dem wichtigsten Punckte Ihres vorhergehenden — zu der Biographie Ihrer verstorbnen Karoline.

Sie haben ein gutes, liebes, häusliches, stilles feines Weib verloren! Haustugenden sind mir immer heilig, die Bühne scheint sie zu verbannen, wohl jedem, der die Ausnahme erfuhr. Nichts ist mir in diesen unbefangnen Briefen entgangen, keine Nüanze liebenswürdiger Weiblichkeit, noch das edle Gutmachen des vorlauten Eifers. — — Sie haben Viel verlohren!

Nun zu Ihrer gütigen Einladung nach Mainz, und zur Erklärung über das suspendu — grade und ohne Rückhalt.

Ihre Aufname in Frankfurt, hat alles erfüllt, was ich wünschte. Vergnügen, Ehre und genügliche Einrichtung bequemen Auffenthalts und gemächlicher Reise. Wollen Sie — — da es doch besser ist, deütlich, als figurirt über so was zu sprechen, wenn es die Lage einmal will davon zu sprechen — wollen Sie mir das als einen Beweiß meiner uneigennützigen Freündschaft für Sie anrechnen, daß ich ohne irgend eine Rücksicht Oekonomischer Spekulation mein Mscpt zum Gebrauch Ihrer Bühne zurückließ: so nehmen Sie noch die Versicherung dazu an, daß; jedes Künftige Stück, vielmehr mscpt, von Selbst das Ihrige ist. Mit dieser nämlichen Gesinnung, gehe ich an die Auswahl der Stücke; als Freünde von Beil und mir, von Mainz aus, den Vorschlag thun, am Sonntage ein suspendu für uns zu geben. Der Churfürst hat den Sontag erlaubt, mithin ist es ein Tag, der für Sie nicht weiter brauchbar ist. Was ich dazu denke? Will ich Ihnen ohne Einkleidung hinsetzen.

Wenn wir dreimal für Ihre Kaße spielen und den Sontag für uns, NB: den Sontag, in einem alten Stück; so glaube ich Ihnen alle Kosten erspart zu haben. Wir kämen 3E. d. 27 an. den 28.n wäre Komedie für Sie, d 29n desgleichen. Den 30.n für uns, den 31 für Sie. Ich bitte Sie diesen Vorschlag, freundschafftlich zu unterstützen, der Truppe, für die Gewogenheit den 30n uns zu unterstützen, unsere Begrüßung mit dem Anerbieten zu machen: Das wir im nämlichen Fall, wenn sie wollen, unsere Gegendienste mit Vergnügen anbieten.

Vergeben Sie mir die Deutlichkeit, über einen Punckt, der durch Undeutlichkeit etwas erhalten hätte, daß nicht in mir ist.

Ihr

eigner

A: W: Iffland.

Mannheim d 9 May 1785.

Ueber den traurigen Vorfall*), den Sie erlitten haben, Ihnen Viel zu schreiben, würde ihn erneuern heißen. Glauben Sie mir, daß ich Ihre Widerwärtigkeit in vollem Maaß gefühlt habe.

Ich hatte das hitzige Fieber, und bin gegenwärtig noch krank, daher haben Sie Geduld mit meiner Schreiberei.

Der Ueberbringer, Hr. Nestler von Heidelberg, hat mich um einen Brief an Sie gebeten. Ich weiß nur von seiner außerordentlichen Leidenschafft für die Bühne, von recht artigen Schulwißenschafften, und sehr guter Auffürung, nicht von seinem Talent für die Bühne. Wäre ich außer Bett; so hätten wir des Morgens eine Theaterprobe mit ihm gemacht. Bei den andern Hr. geht es denn zu zeiten etwas schläffrig.

Ich ersuche Sie daher, ob Sie ihn der Mühe wehrt halten wollen, diesen Versuch mit ihm zu machen. Er verursacht Ihnen keine Unkosten, und wer weiß? wird nicht oft ein gutes Talent durch Nichtachtung verscheucht!

Die Jäger sind gewiß in 8 Tagen bey Ihnen. Und wenn Sie wollen

Oberförster	Stegmann
Obfsterin NB: Mit Ihrem Unterricht	Fiala
Anton	Unzelmann
Friedericke	Friedericke G.
Pastor Seebach	Schmidt
Schulz	Hr. Großmann

Sein Sie so gut, mir einen Brief zu schreiben, den ich zeigen kann worinn Sie von

1, der Zeit des Auffenthalts

2, der Zahl der Schauspiele, die Sie geben wollen wegen Heidelberg, sich erklären. Mir schreiben Sie a part auf einen Zettul, welches abonnement Sie durchaus bedürfen.

Der Graf v. Westerburg intereßirt sich sehr dafür. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren
wahren Freund
Iffland.

N. S.
Wie Sie nach der Probe den Mann finden, so determiniren Sie ihn. Empfehlen Sie ihn das Heimbleiben, oder schenken Sie ihm Außicht, wo Sie es möglich finden.

Mannheim den 7 Decbr 1785.

Noch Ehegestern, gedachten wir Ihrer und des vorgeschlagnen Instituts**), mit der Wärme, die es bei jedem, dem das Schicksal deutscher Kunst am Herzen liegt, hervorbringen muß. Ihre Ankunft ist mir auch deshalb lieb, da eine nicht altägliche Stimme hierüber bei Dalberg, das Eigentliche, ich meine, das w a n n und w i e hernach bald bestimmen wird.

Ich bedarf doppelter Entschuldigung meines Stillschweigens, da wir uns bei

*) Brand des Theaters in Frankfurt a. M., wodurch Großmann eine große Einbuße erlitt und noch in einen langwierigen Proceß mit seinem Compagnon verwickelt wurde.

**) Eine Verpflegungscasse für gealterte und erwerbsunfähig gewordene Schauspieler, deren Errichtung Großmann in Mainz unternahm.

meinem letzten Dortsein näher gekommen sind als sonst. Sie wißen, was sich alles nach 10 Wochiger Entfernung findet, und werden etwas auf die leider! einer zunehmende Hülle, des willigen Geistes, schieben.

Ein kleiner Prolog*) hat mir Vortheil gebracht, wie Sie vielleicht gehört haben werden. Indeß —— wäre die Rede, von einem stehenden Theater in Cassell, in dem Orte, wo nur eine Nachtreise, mich von allen was ich und was mich liebt, trennt, wo jeder Spaziergang, jeder Blick aus dem Fenster mir die Grenze meines geliebten Vaterlandes zeigt! —

Dann würde ich ruffen.

„zur Hölle Lehenspflicht pp. und ich wäre zu haben. Doch müßte es bestimmt sein, ich müßte Realitäten für Realitäten tauschen: denn seit diesem Besuche des Herzogs, seit diesen Tränen, die er zuerst, seit lange weinte, seitdem der rasche, unbändige Mann, mir sagte — „nie hat mir Etwas solche Herzensstöße gegeben, als Ihre Stücke, und solch eine Bühne muß ich haben, es koste was es wolle“ —
seitdem, hat sich unsere Zukunft mächtig aufgehellet.

Ich rechne auf vergnügte Tage unter uns, wir werden dadurch nicht unterbrochen sein, daß die Schwiegermutter von Beck (Wittwe und arm) den Theil bezogen hat, mit welchem die Freundschafft bei mir einmal vorlieb nahm. Ich will mich auf die Zeit Ihrer Ankunft, so frei als möglich machen, um Ihrer zu genießen. Grüßen Sie Ihre liebe Frau und Fritze**) von dem

Ihrigen

Iffland.

M. 21 Aug. 89

Lieber Großmann!

Sein Sie sicher, daß Leßings Vorstellung noch dieß Jahr ist. Wir haben den Kurfürst verloren; so wenig im Ganzen, dabei die Bühne leidet: so war es doch nicht der Augenblick, dem brodjammernden Pöbel, eine Steuer zum Andenken, eines — sei es des größten Trauerspieldichters — aufzulegen. Uberhaupt geht ja alles langsam, und durch Schreiner und Schubürstenministerium bei uns, daß weiß ja unser ehemaliger Nachbar noch wohl, und wird das Urtheil der Kälte, oder Saumseligkeit, über mich nicht aussprechen, der ich es, bei Gott nicht, hierin gar nicht verdiene, und mein Haupt nicht eher sanft legen will, bis die Vorstellung, mit Glanz und Ehre gegeben ist. Figaro wird Ihnen die Brandel mitbringen, es ist eine Rolle darin, die Sie nicht wohl ohne sie besetzen könnten. Die unwürdigen Streiche, die man Ihnen von auswärts spielen wollte, sind mir von meiner guttn Schwester, mit Abscheü gemeldet. Ich freüe mich, daß man in Hannover Karakter genung hatte, fremde Anerbieten mit Vestigkeit abzuweisen, da ehemals, das Hannöversche Anerbieten, schnöde genug behandelt wurde! — Koch, ist ein guter Schauspieler, nur ist ihm oft Figur und Organ im Wege. Er will aber alles. Die unbändige Vorliebe für die Rigaer, hat ihn ganz verhaßt

*) Es wird das Vorspiel gemeint sein, welches Iffland zur Vermählung des bairisch-pfälzischen Thronfolgers verfaßt hatte und dem in den Hofkreisen die wärmste Aufnahme und Anerkennung zu Theil geworden war. Großmann stand um dieselbe Zeit mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel in Unterhandlung wegen Errichtung eines stehenden Theaters in Cassel. Darauf beziehen sich die nachstehenden Sätze in dem Ifflandschen Briefe.

**) Großmanns Stieftochter, die spätere Unzelmann, die sich als Mädchen Fritze Großmann nannte.

gemacht. Der M Dalberg, protegirt ihn aus Entêtement und weil er ein Oeconomie beau parleur ist. Ich kann nicht entscheiden, ist er wirklich verfolgend; aber horrend mißtrauisch, eifersüchtig auf alles, und dabei in hohen Grade sibaritisch bequem, daß ist er sicher. Schmieder, schiebt, bestimt, besorgt, leitet alles, und referirt Koch. Er hat einen hohen Grad Despotism: eingeführt, den die Furcht vor ihm als Hercules Farness: am meisten gesichert haben mag, da Stegmanns Schulden etat ihn begünstigte. Indeß, Indeß wird Stegmann, dennoch früh oder spät über ihm stehen.*)

Von Tabor, weiß ich nichts. Hat er noch Theil oder nicht. Vielleicht sagen Sie mir etwas von ihm. Karlsruhe sehnt sich nach festen Theater, ich habe an den Minister v Edelsheim, über Sie, mit aller der Achtung und Wärme geschrieben, die ich für Sie fühle. Er ist im Karlsbad. Seine Antwort, an mich geht unmittelbar an Sie ab. Wir haben die Strelitzen von Babo, ein Meisterwerck. Brockmann**) spielte hier, gefiel, aber riß — außer seinem Beaumarchais — Niemand hin.

Der Ihrige von Herzen. — Iffland.

Herrn Großmann Direktor des Deutschen Schauspiels
zu
Mainz.

NB. In deßen Abwesenheit, von Hr. Schauspieler Dengel, zu erbrechen.***)

Ist es ein, auf vernünftige Gründe, gefußtes Recht, oder eine Gottsched-Neuberische Schulfuchserey, wenn ein Schauspieler, der seine Rolle einem andern zum Debüt oder auch gänzlich abtritt, sich weigert in dem nehmlichen Stück eine minder bedeutende oder Statistenrolle zu übernehmen, wenn auch das Ganze darunter leiden sollte?

Welches sind die Gründe dafür und dawider?

Die Zumuthung einer Statisten Rolle, scheint mir hart, solange die Begriffe darüber allgemein, noch die sind, die sie doch sind. Eine Rolle aber zu übernehmen, kann kein billiger Mann weigern wollen. Der denkende Künstler, ist überall kenntlich.

Iffland.

Von F. L. Schröder.

Hamburg d. 10. Januar 1778.

Das Institut dauert, so lange dieß Theater dauern wird, und dieß wird so lange dauern als ich will. Kein Stück wird unter andern Bedingungen ange-

*) Diese Angaben scheinen sich auf das churfürstliche Nationaltheater zu Mainz zu beziehen, das von 1789—1792 unter der Intendanz eines Freiherrn von Dalberg, eines Vetters des Mannheimer Dalberg, stand. Koch war dirigirender Regisseur, Dr. Schmieder Theaterdichter. Mehrere der besten Mitglieder der Großmannschen Gesellschaft waren schon 1787 bei dem Mainzer Nationaltheater zurückgeblieben. (Vgl. Devrient, Geschichte der Schauspielkunst. Bd. III. S. 104.) Ueber Koch und Stegmann siehe den Brief der Frau Rath vom 24. April.

**) Brockmann (1745—1812), geboren zu Graz, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts nächst Fleck einer der ersten, vielleicht der erste, Heldenliebhaber und Charakterspieler Deutschlands.

***) Ein Zettel, der eine Antwort Ifflands auf eine an ihn gerichtete Anfrage zu enthalten scheint.

nommen, als die im 2ten Theil des Hamb: Th: vorgedruckt! Ich kanns nicht begreiffen, wie man von einem solchen Theater so klein denken kann, daran 27 Jahre gefeilt worden! daß seit meiner Direction offenbar mehr nach Ehre als Gewinn gegeizt! daß Leute gebildet hat, und noch bildet, die wenn sie hier weggehn angestaunt werden; bey welchem weder der erste noch letzte Schauspieler sagen kann, was er will! bey welchem grade die Helden anderer Theater sehr klein sind, wenn Ihr Schicksahl sie hier her führt! bey welchem einzig in Sprache und Spiel Natur ist — worauf ich die abgehenden geführt, und den Nachwachs führen werden. Können Sie glauben, daß ein Ort wie Hamburg mit einem schlechten Schauspiele vorlieb nimt? etc —— Und nun eine ernsthafte Frage! Wie oder durch wen ist Henriette nachgedruckt? an der Theater Caße ist's zu haben! — also müssen Sie doch Theil daran haben.

Ich erwarte hierüber Ihre Erklärung und bin mit vorzüglicher Achtung und Freündschaft

Der
Ihrige
Schröder.

NB. Verlaßen Sie sich darauf, wenn Sie etwas von diesem Theater hören; daß ich lieber der lezte Schauspieler bey einem schlechten Theater, als deßen Direckteur seyn werde.

Hamburg d. 1 September 1779.

Verzeihen Sie mir, mein liebster Hr. Großmann, daß ich so lange angestanden, Ihre Briefe zu beantworten — meine Geschäfte sind die einzige Ursache gewesen. nun will ich Ihnen auch beyde Briefe auf ein mahl beantworten. gesünder bin ich nach Hause gekommen als ich jezt bin; und mein ganz Theater war in ziemlicher Verwirrung, denn sie hatten beynahe kein Stück mehr. Die Franzosen sind fort, nachdem sie 14 Tage zum lezten mahle gespielt hatten. in Weymar bin ich gar nicht gewesen, und das Gothaische Theater habe ich in ziemlich guten Stande gefunden. ich wünschte beynahe Gotha gar nicht gesehen zu haben, weil ich der besten, sympatisirenden Bekanntschaft, die ich je gemacht, so bald entsagen (wenigstens dem persönlichen Umgange so bald entsagen) mußte. wenn ein Mensch in der Welt, mich von den Fehlern meines Temperaments reinigen kann, so ist Er es — mein liebster Gotter.*)

ich habe ein gutes Weib, eine gute Mutter und Schwester — nur noch so ein Freund fehlt mir, um glücklich zu seyn: denn im Vertrauen gesagt: ich glaube, ich habe gar keinen — das scheint wohl so mit der Direckteurswürde verknüpft zu seyn. ich bin neugierig, ob Ihre Irrungen auf dem Theater Würckung machen werden: ich zweifle! 4 gleiche Personen? wo hat man die? — ich warte begierig darauf. empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Frau und allen Bekannten, und vergelten Sie das späte Antworten nicht

Ihrem
ergebenen Diener
Schröder.

Hamburg, den 30 April 87.

Ich muß ungesäumt antworten, lieber G. weil ich aus Ihrem Briefe sehe, daß Sie mich nicht kennen. Von mir ist noch Niemand angefochten worden. Ich

---

*) Gotter, geboren 1746 zu Gotha, woselbst er 1797 als Legationsrath verstarb. Verfasser vieler, meist nach französischen Stoffen bearbeiteter, damals sehr beliebter Bühnenstücke.

stand mit Ambrosch*) in Unterhandlung, eh er zu Ihnen kam (wahrscheinlich durch Liebe angezogen). Vor einigen Wochen schrieb er wieder an mich, und ersuchte um die ehemaligen Bedingungen, die ich ihm zugestand. Auf die Frage wann er kommen könne? antwortete er: in 6 Wochen. Ist er Ihnen auf länger gehörig verbindlich, so bedarf es keiner Herzogl. Macht um ihn zum Bleiben zu nöthigen; und überdieß engagire ich keinen Menschen der seinen Contrackt bricht und heimlich durchgeht. Ist er nicht auf länger verpflichtet, so ist weder der Herzog noch die Regierung so ungerecht ihn zu zwingen, und Sie müssen ihn durch Güte und Ueberredung dahin bringen bey Ihnen zu bleiben, und mir sein Wort zu brechen. So denke ich in dieser Sache — und in allen Sachen handle ich offen und treu. Wenn mir nicht an einem Sänger und Sängerin gelegen wäre, so würde ich die Summe ersparen. Ich mag nichts schlecht haben; und meine Oper ist noch nicht gut.

Schicken Sie mir ja das Wochenblatt bald; und wenn Sie können so kommen Sie herüber und sehn das hiesige Theater an; es ist der Mühe werth.

Leben Sie wohl!

Ihr

ergebener

Schröder.

Hamburg, den 14 May 1787.

So gern ich Ihnen auch dienen wolte, bester G! so ist es mir doch unmöglich. Ich bin es nicht allein dem Publicum; ich bin es mir schuldig einen Tenoristen zu haben. Von allen Opern, die ich liegen habe, kann ich ohne diesen auch nicht eine einzige geben. Ich muß also meinen Gang fortgehn und mich an das Wort des Hr. Ambrosch halten. Handeln Sie an Ihrer Seite auch für Ihren Nuzen. — Ich rathe Ihnen nicht länger in Hannover als bis nach dem Geburtstage des Königs zu bleiben; dann ist die Einnahme wie abgeschnitten. Thun Sie das, so wird Ihnen Ambrosch (da er doch durchaus fort will) weniger schaden. — Mad: Bißler ist eine sehr brauchbare Schauspielerin, besonders in Rollen, die keine Würde erfodern. Er ist gut in Pedanten und trocknen Bedienten. Die Kinder sind vortreflich. Ihre Aufführung untadelhaft. Ich habe sie ungern gehn lassen.

Noch einmal: es thut mir leid, daß ich Ihnen schaden muß! Aber Sie selbst sehen ein, daß man in Brodsachen nur für sich handeln darf. Auch bleibt Ambrosch auf keinen Fall bey Ihnen, denn er hat auch Briefe von Bellomo und Boehm. — Sehr angenehm wird es mir seyn, Sie zu sehen! Ich bitte Sie, bey mir abzutreten.

Ihr

ergebener

Schröder.

NB. Die Heyrath durchs Wochenblatt!

Hamburg, den 29 Sept. 1789.

Den Baum habe ich erhalten, lieber Freund! aber den Felix noch nicht; schicken Sie ihn mir doch bald. Mlle Kneisel ist hier, hat nebst dem Musikus bey mir gespeißt, und will nach England. Ich habe nie mit ihr correspondirt.

*) Ambrosch, J. K., geboren 1759 zu Krummau in Böhmen, ein wegen seiner musikalischen Kenntnisse und seines geläuterten Geschmacks sehr geschätzter Sänger. Von 1791—1804 gehörte er dem Berliner Theater an.

Ich wolte, sie spräche mich um Engagement an, so behielte ich sie. Wahrscheinlich geht auf Ostern meine Oper ganz ein; wenigstens wird sie sehr klein, mithin kann ich keine Musik brauchen. Ueber die Einnahme zu Lessings Monumente habe ich mich schon erklärt. Thun es alle stehende Theater so will ich mich nicht ausschliessen; im Gegentheile aber weiß ich das Geld besser für meine bedürftigen Schauspieler anzuwenden, als es zu einer Sache zu geben, die wohl Braunschweig, aber nicht Lessingen ehrt. Ist es wahr, was mir Rahbeck sagt, daß Sie Ihr Werk abgegeben haben? Ist es mit Vortheil geschehen, so wünsche ich Ihnen von Herzen Glück!

Ihr
ergebener
Schröder.

Hamburg den 31. März, 93.

Ich lege Ihnen den Brief, den ich von Osnabrük zurük bekommen als Beweiß bey, daß ich geantwortet habe. Ich blättre in dem mir überschickten zweiten Theile von Lessings Denkmale und finde, daß Sie in Ihrem lezten Aufrufe durchaus eine Einnahme und nicht weniger von den Theat. Direktionen fodern. — Giebt es viele Privat Direktionen, die ohne Schulden sind? und sollen diese eher an ein Denkmal (das Lessing durchaus nicht ehrt) als an ihre Schuldner denken? Ist aber ein Privat Direktor im Wohlstande, so ist es unverzeihliches Unrecht, wenn er nicht seinen Ueberfluß lieber zur Versorgung seiner Schauspieler als dazu verwendet! In den Briefen finde ich so bitter böse Klagen über Deutschland! über das Unglück, daß wir keine Nation sind! daß das deutsche Publicum ein kalter untheilnehmender Klotz ist! — und was thum diese Jammernden selbst für die Sache? — Ich halte das deutsche Publicum nicht für so untheilnehmend; ich glaube, daß der gute deutsche Dichter ein Vaterland hat; daß aber die Sache anfänglich nicht bey dem rechten Zipfel ist ergriffen worden, und daß die Bekanntmachung der Briefe nebst Ihren Noten ihr vollends geschadet hat. Ein sehr guter Freund, von mir, den Lessing mit vielen Briefen beehrte, der Lessingen über alles bewundert, hat mir 40 Thaler in Golde zu dem Monumente eingehändigt, welche ich Ihnen hierbey übersende.

Ihr
ergebenster
Schröder.

Die Verfassung der Land-, Alpen- und Forstwirthschaft der deutschen Schweiz.

Wie die Schweiz in politischen Dingen die eigenthümliche Erscheinung bietet, daß die Staatsgrundgesetze in Bund und Kantonen der fortgeschrittensten Demokratie huldigen und daneben doch noch Rechtsgebräuche und Rechtsanschauungen herrschen, die in das früheste Mittelalter zurückführen, so finden sich auch in der schweizerischen Land- und Alpenwirthschaft die verschiedenartigsten Verhältnisse vor; in jener eine so weitgehende Zerstückelung des Grundbesitzes, wie sie in Deutschland, selbst nicht im Süden vorkommt und

wie sie nur dadurch möglich wurde, daß die großen Beschränkungen des Grundeigenthums schon frühe gefallen sind; in dieser eine große Gebundenheit des Besitzes, die sich nur aus der Eigenart der Cultur in den Gebirgsgegenden erklären läßt. Einzeldarstellungen dieser Verhältnisse giebt es viele; Professor A. von Miaskowski in Basel ist der erste, der es unternommen hat, auf Grund eines reichen und sorgsam durchgearbeiteten Quellenmaterials eine allgemeine Darstellung der agrarischen Verhältnisse zu liefern, welche letztes Jahr bei H. Georg in Basel unter dem Titel: „Die Verfassung der Land-, Alpen- und Forstwirthschaft der deutschen Schweiz in ihrer geschichtlichen Entwickelung vom dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart“ erschienen ist.

Wie überall so war auch in der Schweiz der Grund und Boden im Besitze der Dorfgemeinschaften, vom frühesten Mittelalter an bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Das Gemeineigenthum an Wald und Weide überwog bei weitem das Sondereigenthum, das sich ursprünglich auf Haus und Hof und wenige Aecker in der Nähe des Dorfes beschränkte. „Auf den beiden Elementen, dem Grundbesitze und der landwirthschaftlichen Bevölkerung, baute sich in den einzelnen Dörfern, Höfen und Ländern eine wirthschaftliche Ordnung auf, der nicht Willkür, nicht das Motiv plumper Uebervortheilung einzelner Individuen, Classen und Ortschaften zu Grunde lag, wie uns das heute bei oberflächlicher Betrachtung häufig erscheint, sondern die in ihren Details entwickelte Idee, daß in einem bestimmten, räumlich umschriebenen Gemeinwesen alle Güterproduction der Existenz dieses Ganzen und seiner Theile dienen müsse und daß keine Productivkraft zum Nachtheile der andern übermächtig werden dürfe. Diese Ordnung wies ferner jedem Einzelnen seine bestimmte Stellung an, schützte ihn in derselben, aber engte ihn auch in seinem Thun und Lassen durch mancherlei Beschränkungen ein.“ Mit diesen die mittelalterliche Wirthschaftspolitik überhaupt charakterisirenden Worten kennzeichnet der Verfasser im Großen und Ganzen die landwirthschaftlichen Verhältnisse der deutschen Schweiz, wie sie bis zu jener Zeit bestanden, als durch die Einführung des Kunstgrasbaues und der Stallfütterung, Mitte des vorigen Jahrhunderts, die große landwirthschaftliche Revolution begann, die erst vor ungefähr zwei Jahrzehnten zu ihrem Abschlusse gelangte. Zwar hatte sich schon viel früher, schon im fünfzehnten Jahrhundert, mit der Hebung der Städte, mit der Ausdehnung des Verkehrs, mit der Einmischung der Eidgenossenschaft in auswärtige Angelegenheiten, der wirthschaftliche Unabhängigkeitsgeist geregt und vielfache Versuche gemacht, aus den engen Grenzen der Consumtions- und Productionsgebiete sich zu befreien, welche die landwirthschaftliche Verfassung den Menschen gezogen. Eine Unmasse polizeilicher Verordnungen wurden von den Regierungen der einzelnen Kantone erlassen, um Production und Consumtion wenigstens innerhalb der Standesherrschaften abzu-

schließen, nachdem es sich schon längst als unmöglich erwiesen, sie in die alten Dorfgemeinschaften zu bannen. Mit der Durchbrechung der kantonalen und der Landesgrenzen in Bezug auf den wirthschaftlichen Verkehr geht in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Hand in Hand die Lockerung der wirthschaftlichen Dorfgemeinschaften, bis dann die helvetische Revolution neben der Vernichtung der bisherigen politischen Verhältnisse auch die Umgestaltung der bäuerlichen Zustände zu unternehmen begann. Aber ihr Ziel, die vollständige Befreiung des Grundbesitzes von allen darauf ruhenden Lasten, wurde erst in den Fünfziger Jahren erreicht. Die Gesetzgebung hat erst nach und nach alle Schranken weggeräumt und den Grundsatz der freien individuellen Verfügung über Grund und Boden durchgeführt. Zu gleicher Zeit ging auch der Uebergang von der alten Dreifelderwirthschaft zur Fruchtwechselwirthschaft, hauptsächlich aber zur Feldgraswirthschaft, vor sich. Letztere verdrängte mehr und mehr den Getreidebau und führte zur Milchwirthschaft, die zum großen Theile, namentlich auf dem Gebiete zwischen Jura und Alpen, genossenschaftlich und capitalistisch betrieben wird und deren Producte, meistens unter dem Namen der „Emmenthaler Käse", einen schwunghaft betriebenen Exporthandel hervorgerufen haben. Butter wird für den Export fast gar nicht erzeugt. Indessen dürfte der schweizerische Käsehandel seinen Höhepunct längst überschritten haben, da die ebenfalls für die Ausfuhr arbeitende Käsefabrikation Norddeutschlands, Hollands und Scandinaviens, selbst Nordamerikas, ihm eine seit Jahren sich steigernde und fühlbar machende Concurrenz bereitet. Es ist darum auch schon vielfach die Frage aufgeworfen worden, ob die einseitige Richtung, in welche die schweizerische Landwirthschaft gerathen, nicht schließlich verderbliche Folgen haben werde, zumal sie lange nicht mehr so lohnt wie früher. Die Schweiz führt gegenwärtig, wie A. von Miaskowski schreibt, für ungefähr 250 Millionen Franken an fremden Bodenerzeugnissen ein, die zu Lebensmitteln bestimmt sind, dagegen an Producten, die aus ihrer eigenen Landwirthschaft stammen, blos für 40 Millionen aus. Der Unterschied von 210 Millionen muß also durch die Erzeugnisse der schweizerischen Industrie gedeckt werden. Zwar wird es nie möglich werden, daß die Schweiz ihren Bedarf an Getreide selbst zu erzeugen vermag; doch sieht man mehr und mehr die Nothwendigkeit ein, nicht nur den Getreidebau wieder zu heben, sondern hauptsächlich der Rindviehzucht wieder größere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Vereinsthätigkeit, sowie die kantonale und eidgenössische Gesetzgebung, widmen sich dieser Aufgabe mit großem Eifer. Die Gesetzgebung, die sich in der früheren Periode nur in negativer Weise bethätigt hat, indem sie die Schranken niedergerissen, welche die Freiheit des Privateigenthums eingeengt, arbeitet in neuerer Zeit wieder, wie bei den Maßregeln gegen die Rinderpest, Reblaus und anderen Krankheitserscheinungen, in entgegengesetzter

Richtung, indem sie das Verfügungsrecht über Grund und Boden sowie über das Vieh so weit mindert als nöthig ist, um allgemeine Gefahren abzuwehren.

Einen anderen Gang als bei der Landwirthschaft hat die Entwickelung der Alpenwirthschaft genommen. Früh schon haben die Regierungen der Alpenkantone ein besonderes Augenmerk auf die Regelung der Alpenwirthschaft geworfen, da letztere ein Hauptfactor im wirthschaftlichen Leben jener Gebirgsgegenden ist. Im Grunde genommen ist die alpenwirthschaftliche Verfassung die gleiche geblieben, wie sie sich im fünfzehnten Jahrhundert ausgebildet hat. Noch immer überwiegt das Gemeineigenthum das Sondereigenthum an Alpengebiet; noch mehr, die Nutzung der Alpen ist bei Gemeineigenthum wie bei Sondereigenthum den nämlichen Beschränkungen und Ordnungen unterworfen, wie sie im Mittelalter erlassen und in neuerer Zeit wieder neu eingerichtet wurden, nachdem sich erwiesen, daß alle Versuche, das Princip des unbeschränkten Verfügungsrechtes auch auf die Alpenwirthschaft auszudehnen, gemeingefährlich sind und eine bedeutende Abnahme der Ertragsfähigkeit zur Folge haben. Bei keiner anderen Cultur rächen sich in so hohem Maße der Egoismus und die kurzsichtige Rücksichtslosigkeit wie in der Alpenwirthschaft. Letztere bedarf durchaus gemeinsamer Ordnungen, die für alle Besitzer einer Alpe gelten müssen und die früher von den Corporationen und Gemeinden, in neuester Zeit sogar vom Staate und durch die Gesetzgebung aufgestellt wurden.

Die Alpenweiden müssen jährlich gesäubert, die Holzbestände müssen geschont, die Zahl des Viehes und die Zeit der Auffahrt und die der Abfahrt von den Alpen müssen genau bestimmt werden, damit die Alpen nicht zu stark abgenützt werden. Darum ist gesetzlich festgesetzt, daß kein Besitzer mehr Vieh auf die Alpen treiben darf, als er im Thale überwintern kann; aber er darf auch während des Winters nicht mehr Vieh in den Ställen füttern, als die Alpen im Sommer zu ernähren vermögen. So wird die Stärke seines Viehstandes genau nach seinem Besitze an Alpenweiden und Thalwiesen geregelt, ohne daß der Besitzer etwas daran eigenmächtig ändern darf. In einzelnen Gegenden, wie in Graubünden, ist es verboten, die Alpen zu verpachten, da die Erfahrung gezeigt hat, daß die Pächter nicht den allgemeinen Nutzen im Auge haben, sondern blos ihren Privatvortheil, und daher immer zum Schaden der übrigen Besitzer die gepachteten Alpenweiden zu stark ausnutzen oder „überstoßen", wie es in der Schweiz heißt. Am ausgebildetsten ist die jetzige alpenwirthschaftliche Verfassung im Kanton Glarus, dessen Landesgemeinde im Anfang der Sechziger Jahre eine Anzahl trefflicher Alpengesetze angenommen hat, welche die Benützung der Alpenweiden aufs genaueste regeln. Wohl machten sich auch noch hinwieder der Eigennutz und die Auflehnung gegen die Beschränkungen des Eigenthumrechtes bemerkbar, aber sie

wurden überwunden von der durch die Erfahrung allgemein gewonnenen Ueberzeugung, daß der Individualismus in der Alpenwirthschaft gemeinschädlich ist und daß nur die Unterordnung unter allgemein gesetzliche Bestimmungen die Alpenwirthschaft in ihrer jetzigen Ausdehnung und Ertragsfähigkeit erhalten kann. Schon sind letztere durch die Selbstsucht und den Unverstand der Menschen, aber auch durch elementare Katastrophen, wie sowohl viele Sagen als auch Urkunden beweisen, stark zurückgegangen; sie vor ferneren Verlusten zu bewahren, ist dringende Aufgabe der Alpenbewohner. Hat somit die im westlichen Europa fast durchgängig vollzogene Befreiung des Privateigenthums von den wirthschaftlichen Banden des Mittelalters auch in der Schweiz alle Fesseln gelöst, welche dem Besitz an Grund und Boden aus früheren Zeiten her anhafteten, so hat dagegen in der schweizerischen Alpenwirthschaft die Nothwendigkeit dazu geführt, diese mittelalterlichen Fesseln nicht nur beizubehalten, sondern sie auch hie und da noch zu verschärfen, weil sie eben dem Charakter der Alpencultur am besten entsprechen, ja letztere ohne sie überhaupt zu Grunde gehen müßte. Die alpenwirthschaftliche Verfassung in der Schweiz ist wohl eine einzig dastehende Erscheinung.

Schwerer als in der Alpenwirthschaft war und ist noch der Sieg des Allgemeininteresses über das Sonderinteresse zu erfechten in der Forstwirthschaft. Wenn in Deutschland das Laissez-faire-Princip des Manchesterthums sich nicht an den Wald gewagt und dessen gänzliche Ausrodung als gewinnbringende Maßregel empfohlen hat, weil es eben doch die Wohlthat eines großen Waldbestandes in klimatischer Beziehung anerkennen mußte, so ist diese Rücksicht den schweizerischen Forsten nicht zu Gute gekommen, da in jenem Lande der Staat nur 32,000 Hektar, die Privaten dagegen 196,000, die Gemeinden 540,000 Hektar besitzen. Was nun die rücksichtslose, gemeingefährliche Ausbeutung der Wälder betrifft, so haben früher die Gemeinden darin eben so viel gesündigt wie die Privaten. Der Staat, der zuerst zu einer rationellen Forstwirthschaft gelangte, hatte einen zu kleinen Besitz, als daß dadurch der schweizerische Waldbestand überhaupt geschont worden wäre. Zwar haben einzelne Kantone, Bern vor allen, schon im vorigen Jahrhundert angefangen, durch forstpolizeiliche Vorschriften der Waldverwüstung entgegenzuarbeiten, aber nicht immer mit genügendem Erfolge. Ja, der Wald wurde durch den in Folge der helvetischen Umwälzung zur Herrschaft gelangten Individualismus in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts besonders gefährdet. Ein beträchtlicher Holzhandel nach Italien, nach Deutschland und Frankreich führte zu furchtbaren Waldverwüstungen, hauptsächlich an den Alpen, deren steile Abhänge oft für ewige Zeiten kahl und unproductiv gemacht wurden. Der Privatbesitz war leicht der Gefahr der Zerstückelung ausgesetzt und hinderte dadurch jede rationelle Bewirthschaftung. So lange

die Forsthoheit des Staates auch über die Gemeinde- und Privatwälder nicht vollständig ausgebildet war, nützten alle Forstgesetze und forstpolizeilichen Verordnungen wenig; andererseits war wenig Aussicht vorhanden, daß bei den demokratischen Einrichtungen der Schweizer das Volk sich eine solche Hoheit durch ein Gesetz auferlegen ließ, so lange die Ueberzeugung von dem wohlthätigen Einflusse, welchen die Wälder auf das Klima ausüben, nicht eine allgemeine geworden. Was die Fachmänner vergebens gepredigt, lehrten Naturkatastrophen mit elementarer Unwiderstehlichkeit. Von 1834 an erlebte die Schweiz mehrere furchtbare Ueberschwemmungen, von denen die im Jahre 1868 am verheerendsten wirkte. Die Ebenen mußten büßen, was die Gebirgsgegenden gesündigt, und endlich wurde es Jedermann klar, daß nur die Wiederaufforstung der kahlen Bergabhänge die Schweiz in Zukunft vor ähnlichem Unglücke bewahren könne und daß der Bund die Oberaufsicht über alle Waldungen haben müsse, welche einen Einfluß auf das Klima, den Stand der Flüsse, Fruchtbarkeit des Bodens u. dgl. haben. Vor allem waren es die sogenannten Schutzwälder in den Alpen, welche der Privatwillkür und dem kurzsichtigen Egoismus der Gemeinden mußten entzogen werden. Dieser Gedanke drang bei der Bundesverfassungsrevision in den Jahren 1872 bis 1874 durch und wurde in die neue Verfassung aufgenommen. Das Bundesgesetz vom 10. Juni 1876 stellt der Oberaufsicht des Bundes sämmtliche in den Alpen liegenden Staats-, Gemeinde- und Corporationswaldungen unter, sowie die sogenannten Schutzwälder, welche Privaten gehören, die nicht zu den Schutzwäldern gehörenden Privatwaldungen nur in besonderen Fällen. Das Gesetz bezweckt nicht blos die Erhaltung und rationelle Bewirthschaftung der Gebirgswälder, sondern auch ihre Vermehrung und den allmählichen Uebergang der Privatwaldungen in Gemeinde- und Staatsbesitz; zu diesem Behufe, namentlich zur Aufforstung kahler Stellen, leistet der Bund beträchtliche Beiträge. Es ist damit schon sehr viel erreicht, für spätere Zeiten namentlich der Gefahr der Ueberschwemmungen vorgebeugt — eine Frage, an der alle Rheingegenden, und vor allem also das westliche Deutschland, ein großes Interesse haben — und für die schweizerische Alpenwirthschaft die Zukunft gesichert. Aber noch eben so viel bleibt anzustreben, nämlich der Uebergang der Waldungen auch in der Ebene unter die Bundesaufsicht. Vorläufig ist jedoch dieses Ziel nicht zu erreichen, nicht blos, weil bei dem jetzt wieder stark gewordenen föderalistischen Geiste in der Schweiz alle Versuche, die Centralgewalt zu stärken, auf viele Jahre hinaus scheitern werden, sondern auch, weil die Folgen der Waldverminderung im Mittellande nicht so in erschreckender Gestalt Jedermann vor Augen liegen, wie das bei der Abholzung der Gebirge der Fall ist. Die bundesfeindlichen Kräfte vereinigen sich mit der Selbstsucht und dem individualistischen Unabhängigkeitssinn der

Privaten und Gemeinden, um die Durchführung des Princips der staatlichen Forsthoheit erfolgreich zu vereiteln. Und doch werden die Fachmänner nicht müde, auf die warnende Thatsache hinzuweisen, daß der Holzconsum größer ist als die Production und der Unterschied nicht ausgeglichen wird durch die Einfuhr fremden Holzes, daß also nothwendigerweise die Wälder sich mindern. Eine Besserung ist nur zu erwarten, wenn im Volke der Grundsatz festen Boden gefaßt hat, daß nicht allein der Privatbesitz an Waldungen weniger ertragreich ist als der Staatsbesitz, sondern daß auch der zu weit getriebene Individualismus in der Forstwirthschaft ebenso gefährlich wirkt wie in der Alpenwirthschaft. Es muß dahin kommen, daß der Wald zu einem geheiligten Allgemeingut wird, dessen Bestand den Nachkommen ungeschmälert zu hinterlassen eine der obersten Aufgaben des Staates werden soll.

Wir wollen nicht behaupten, daß Professor A. von Miaskowski sein Buch geschrieben habe in der Absicht, solche Ueberzeugungen im Schweizervolke zu verbreiten — sein Buch ist in erster Linie eine wissenschaftliche Abhandlung, gegründet auf einem tiefen Studium reicher Quellen und der betreffenden Gesetzgebung der deutschschweizerischen Kantone. Dieselbe ist indessen auf einen weiteren Leserkreis berechnet, als einer wissenschaftlichen Darstellung aus nationalöconomischem Gebiete sonst eigen zu sein pflegt. Die Ausführungen und Schlußfolgerungen des Verfassers wirken überzeugend auf jeden Leser, der nicht unbedingt auf das Laissez-faire-Princip schwört; die Ansichten Miaskowskis beruhen nicht auf einer wirthschaftlichen Doctrin, sondern auf der Erkenntniß des Entwickelungsganges der betreffenden Verhältnisse, wie sich dieselben ebenfalls nicht aus einer Doctrin, sondern nach den Bedürfnissen der Zeit herausgebildet haben. Das Buch Miaskowskis hat in der Schweiz eine freundliche Aufnahme gefunden und wird sicherlich auch in Deutschland denjenigen willkommen sein, die sich über die land-, alpen-, und forstwirthschaftlichen Zustände der Schweiz zu unterrichten wünschen, welche in vieler Hinsicht auch außerhalb jenes Landes Beachtung verdienen.

Ein neuer Kupferstich nach Lionardos Abendmahl.

Die Darstellung des letzten Abendmahls Christi, welches Lionardo da Vinci in den Jahren 1496 bis 1498 im Refectorium des Dominicanerklosters Santa Maria delle grazie zu Mailand mit Oelfarben auf die Wand gemalt hat — er hat darin die Wirkung der Mittheilung Jesu von seinem Verrath durch einen seiner Jünger auf seine um ihn versammelten zwölf Jünger veranschaulicht und damit, wie Robert Vischer sagt, „die denk-

bar schwierigste Aufgabe der malerischen Mimik vollkommen, ja unübertrefflich gelöst und reiner erfüllt, als je ein Kunstwerk vorher oder nachher" — gehört zu den allerbedeutendsten und berühmtesten Meisterwerken der italienischen Malerei und ist weltbekannt. Leider ist es arg vernachlässigt und vandalisch mißhandelt, auch wiederholt übermalt worden, so daß dieses großartige, neun Meter breite Bild mit seinen überlebensgroßen Figuren jetzt nur noch als Ruine vorhanden ist.

Es ist unendlich oft, zuerst von Marco d'Oggiono, einem Schüler Lionardos, dann von vielen Anderen in Malerei, Mosaik, Zeichnung, Kupferstich, Stahlstich, Holzschnitt, Lithographie, Farbendruck, Photographie u. s. w. mehr oder weniger gut copirt worden und ist in Millionen von Exemplaren über die ganze Welt verbreitet.

Als die beste Nachbildung desselben in Kupferstich gilt der berühmte, im Jahre 1800 vollendete Stich von Rafael Morghen, welcher allgemein als vollendetes, unübertreffliches Meisterwerk gilt, oft copirt worden ist und auf welchen, bei dem schadhaften Zustande des Originals, unsere Kenntniß des berühmten Bildes im Wesentlichen beruht. Und er ist in der That ein Meisterwerk des Kupferstichs und wird als solcher stets in hohen Ehren gehalten werden. Aber er giebt das Original nicht getreu wieder, entspricht also nicht den Anforderungen, welche man heute an ein Werk der Art zu stellen gewohnt ist. Morghen hat seiner Arbeit nicht das Original, sondern die Copie des Marco d'Oggiono (seit 1832 in der Brera zu Mailand) zu Grunde gelegt und benutzte als directe Vorlage für seinen Stich eine Zeichnung, welche nicht er selbst, sondern T. Matteini gefertigt hatte. In Folge dessen und weil die Kupferstecher jener Zeit es überhaupt nicht besonders genau nahmen, weicht sein Kupferstich in sehr vielen, zum Theil sehr wesentlichen Dingen von dem Originale Lionardos ab, wie ein Vergleich desselben mit dem Originale oder auch nur einer guten Photographie darnach sofort erkennen läßt. Noch vor wenigen Jahrzehnten war ein solcher Vergleich nur wenig Begünstigten möglich; heute kann ihn Jeder anstellen, der ein Interesse daran hat.

Schon die Gesammtwirkung des Kupferstichs, die malerische Haltung desselben ist wesentlich anders als jene des Originals, ja geradezu eine entgegengesetzte. Während Morghen in seinem Kupferstiche das Hauptlicht auf das Tischtuch gelegt und die Wände des Saales gleichmäßig dunkel, die Köpfe hell gehalten hat, hat Lionardo in seinem Bilde die Luft hell gehalten. Das Haupt Christi, vor dem großen mittleren Fenster, hebt sich entschieden dunkel von dem hellen Hintergrunde ab und erscheint in einem mystischen Halbdunkel. Dadurch bewirkte der Meister des Bildes, daß das Auge des Beschauers sich sofort nach der Hauptfigur hinlenkt. Das Licht strömt in

voller Masse von links her in den Saal, wodurch die eine Seitenwand des Saales hell, die andere dunkel wird. Dem entsprechend ist auch die Beleuchtung der Figuren im Original viel entschiedener als im Kupferstich, bei welchem auch viele Einzelnheiten ganz unwillkürlich abgeändert sind. Judas z. B. hat im Original ein hellblaues Obergewand, im Kupferstich ein dunkles. Der Kopf Christi ist im Original weniger geneigt, als im Kupferstich, wodurch es kommt, daß er im letzteren, den energischen Charakterköpfen der Apostel gegenüber, unbedeutend erscheint. Auch die Köpfe der Apostel sind dem Originale nicht getreu. Die Stellung des Bartholomäus ist bei Morghen ganz unmöglich, während sie im Original durchaus natürlich ist. Das Salzfaß, welches Judas im Kupferstich umgestoßen hat, ist im Originale gar nicht vorhanden. Die Decke des Saales ist im Stiche herunter gerückt, wodurch das Format des ganzen Bildes verändert ist. Die Streifen, welche den Fußboden gliedern, sind bei Lionardo dunkel, bei Morghen hell. Die Tischfüße haben im Kupferstiche eine ganz andere Form als im Originale.

In den nächsten Jahren haben wir nun einen neuen Kupferstich von der Meisterhand des Professors Rudolf Stang in Düsseldorf, besonders bekannt durch seinen hochvollendeten schönen Stich nach Rafaels Sposalizio in der Brera zu Mailand, zu erwarten. Professor Stang geht von dem gewiß richtigen Grundsatze aus, vor Allem die Arbeit des Lionardo möglichst vollständig und durchaus unverfälscht, in charakteristischer Weise wiederzugeben. Er hat daher zuerst eine Reconstruction des Bildes versucht, es in einer Zeichnung so dargestellt, wie es zur Zeit seiner Vollendung durch den großen Meister ausgesehen haben dürfte. Zu diesem Zwecke hat er zunächst das Originalgemälde in Mailand, dann alle Originalstudien dazu, soweit sie bekannt sind, in Mailand, Weimar, Venedig u. s. w. genau studirt, dann die älteren Copien des ersteren sorgfältig kritisch unter einander und mit dem Originale verglichen und hat mit diesen Hülfsmitteln eine überaus gewissenhafte, trefflich studirte, mit höchster Meisterschaft vollendete Zeichnung gefertigt, welche ihm nun als Vorlage für die Ausführung auf der Kupferplatte dient. Nach dieser Zeichnung schon kann man mit Sicherheit behaupten, daß der neue Stich dem Originale ungleich näher komme und dessen eigenthümliche Züge treuer und genauer wiedergeben wird, als alle anderen bisher gefertigten Nachbildungen desselben.

Der Hintergrund, das Tischtuch und der Fußboden sind auf der Platte im Allgemeinen angelegt. Die Figuren der Apostel ebenfalls.*) Der Vol-

*) Die Köpfe einer Gruppe von drei Aposteln hat Stang nach dieser seiner Zeichnung für den zweiten Jahrgang von Bodenstedts „Kunst und Leben" (Stuttgart, Spemann) in Kupfer radirt.

lendung dieser großen, schönen Arbeit sehen alle Kunstfreunde mit freudiger Erwartung und Ungeduld entgegen.

Rudolf Stang, im Jahre 1831 zu Düsseldorf geboren, erhielt seine Vorbildung auf der Akademie zu Düsseldorf und war als Kupferstecher Schüler des Professors Keller, des berühmten Meisters der Disputa nach Rafael. Er stach zunächst kleine Heiligen-Bildchen, dann zwei Platten nach Overbeck, dann eine Madonna und eine Verkündigung Mariae nach Deger, darauf drei Platten nach Kaulbach (aus Goethes Frauengestalten). Im Jahre 1865 ging er nach Italien, fertigte in Mailand die Zeichnung nach Rafaels Sposalizio, dessen Stich ihn bis 1873 beschäftigte. Mit dieser Arbeit schuf er ein Meisterstück ersten Ranges, welches allgemein großes und gerechtes Aufsehen erregte, ihm viele Ehrenbezeugungen und auch pecuniären Lohn eintrug; durch sie stellte er sich würdig in die Reihe der größten Kupferstecher, welche wir kennen. Im Jahre 1874 ging Stang abermals nach Italien, zeichnete in Mailand Lionardos Abendmahl und in Florenz das unter dem Namen Fornarina bekannte, schöne weibliche Brustbild von Rafael. Nach Düsseldorf zurückgekehrt, arbeitet er nun fleißig an der Platte des Abendmahls, welche er noch in diesem Jahrzehnt zu vollenden hofft, fertigte daneben aber auch die jetzt nahezu vollendete Platte mit der Fornarina und in der allerneuesten Zeit, im Auftrage des Kölnischen Kunstvereins, ein großes, schönes Blatt, Fellahmädchen nach Ch. Landelle. R. Bergau.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Karl Beck. — Um dieselbe Zeit, da Franz Liszt noch einmal in Wien Huldigungen im Ueberschwang entgegennahm und, immer noch gefallsüchtig und gefallend, enthusiastischen Verehrerinnen seinen Segen in Gestalt von Küssen ertheilte, hauchte sein um wenige Jahre jüngerer Landsmann, Karl Beck, in dem Dorfe Währing, welches eine Vorstadt von Wien bildet, nach langen Leiden den letzten Seufzer aus. Auch ihn hatte man einst gefeiert, auch er hatte die Frauenherzen gewonnen, doch das war lange her. Ihm ist es nicht so gut geworden, Blüthen und Lorbeeren auf seinem Wege stets neu sprossen zu sehen. Seit Jahrzehnten lebte er in Vergessenheit und empfand das aufs bitterste, ohne sich wohl jemals darüber klar geworden zu sein, inwiefern er Grund hatte, sich über das Geschick zu beklagen. Liszt freilich ist der verhätschelte Liebling des Glücks. Als er vor ungefähr einem Vierteljahrhundert seine größte Composition, die Messe zur Einweihung des Doms von Gran, zum erstenmal in Wien zur Aufführung brachte, schlug nur eine kleine Partei gewaltigen Lärm, im allgemeinen behandelte man sein Werk höflich aber kühl als eine Verstandesarbeit, geschickte

Mache ohne Empfindung. Inzwischen hat die Welt gelernt, daß der componirende Musiker überhaupt keine Phantasie braucht, vielmehr nur ein guter Mathematiker sein muß, und nun begegnet auch seine Messe der größten Empfänglichkeit. Aber wie man sich zu dieser Frage stellen möge, als ein tüchtiges Stück Arbeit ist die Composition immer anerkannt worden, die Leistung giebt Zeugniß von jener Energie, ohne welche ja Liszt auch bei all seinem Talente nie der große Virtuos geworden sein würde. Dem Poeten hingegen hatte die Natur zum Talente nicht die Willenskraft gegeben.

Karl Beck war einer der ersten in der Schaar junger Oesterreicher, welche „mit einem Packet ungedruckter Gedichte unter dem Arme" über die sächsische Grenze kamen, in Leipzig einen Verleger fanden und von den belletristischen Zeitschriften berühmt gemacht wurden. Sie brachten im Grunde nichts neues, variirten nur die von Grün und Lenau behandelten Themen, doch überboten sie deren angestaunte Farben- und Bilderpracht. Denn, wunderlich genug, diese deutschen Dichter, welche so glühend oder so beweglich die nationalen und religiösen Schmerzen und Wünsche der von Metternich geknechteten Deutschen, Magyaren und Tschechen verkündeten, waren fast ohne Ausnahme Voll- oder Halbblutisraeliten. Einzelne arbeiteten sich in einer bestimmten Richtung durch, schlossen sich irgend einer Nationalität entschieden an oder gewannen es über sich, Staatsösterreicher zu werden. Beck aber schwankte sein Leben lang zwischen Deutschthum, Magyarenthum, Oesterreicherthum — Judenthum, Christenthum, Menschenthum rc. hin und her. Zwanzig Jahre später geboren, würde er, wie Hunderte seiner Landsleute, in die Journalistik gegangen sein und wahrscheinlich gleich Jenen die Ungebundenheit, welche solch vaterlandsloses und glaubensloses Wesen verleiht, bestens ausgenutzt haben. Er aber gehörte noch einer anderen Generation an. Er fühlte sich als Dichter, wollte nichts anderes sein. Dichter war damals ein Beruf, wie ein anderer. Die Gebildeten der Nation kümmerten sich kaum um etwas anderes als die neuen Erscheinungen auf dem Felde der Lyrik, und die Lyriker betrachteten sich daher als die Erwählten der Nation, die Propheten, für deren leibliche Bedürfnisse zu sorgen Nationalangelegenheit war. Keiner hat diesen Glauben so naiv bekannt und bewahrt wie Karl Beck. Alles jubelte dem jungen Manne zu, welcher Empfundenes und Anempfundenes, Freiheitsdrang, Weltschmerz und was sonst damals an der Tagesordnung war, in sehr allgemeinen aber klangvollen Phrasen besang, man honorirte seine Verse gut, und er begriff nicht, weshalb das jemals anders werden solle. Und lange genug schwamm er auf den Wellen. Konnten die Stürmer und Dränger, Herwegh und Gefolge, den Schüler Byrons, Heines, Lenaus verdunkeln, so bemächtigte er sich ziemlich gleichzeitig mit Freiligrath der socialen Frage, — natürlich in seiner Weise. Der Westphale ballte die Faust, der ungarische

Jude suchte „das Haus Rothschild" zu rühren und zur Abstellung des Elends in der Welt zu bewegen. „Ich trinke meine ganze Seele der Menschheit zu!" schrieb er unter sein Bildniß. Indessen hielt die socialistische Stimmung nicht lange vor. Wie auf die „gepanzerten" folgten auch auf die „Lieder vom armen Mann" wieder sehr „stille", harmlose, jeden Monat sollte ein Heft Poesien ausgegeben werden. Aber als das zweite erschienen war, stürzte Ludwig Philipps Thron um und die Menschen hatten keine Muße mehr für Gedichte. Von da an verstand Beck die Welt nicht mehr. Er begriff nicht, daß die Probleme, welche er und die anderen politischen Dichter vermittelst einiger Stanzen erledigt zu haben glaubten, nunmehr erst praktisch gelöst werden sollten, und daß diese Lösung Jedermann völlig in Anspruch nahm, so völlig, daß für die Poesie, zumal für die Lyrik, kaum noch Aufmerksamkeit erübrigt werden konnte. Wohl machte auch er einigemal den Versuch, sich der veränderten Stimmung und Geschmacksrichtung anzubequemen. Dabei stand ihm jedoch als unübersteigliches Hinderniß entgegen, daß er niemals gelernt hatte, Prosa zu schreiben. Anläufe im novellistischen Fache und Memoirenartiges blieben gänzlich ohne Anklang. Er wollte eine Wochenschrift herausgeben, aber die ersten Nummern hatten ein so durchaus „vormärzliches" Gepräge und setzten ein so starkes persönliches Interesse an dem Verfasser voraus, daß sie gleich die letzten blieben. Er unternahm eine Fahrt in den Orient und fing an, dieselbe in einer Wiener Zeitung zu schildern, allein er sah nur, was tausend Andere schon beschrieben hatten und beschrieb es in so schwülstiger Weise, daß die Reisebriefe aufhörten zu erscheinen ehe er noch Konstantinopel erreicht hatte. Auch seine späteren poetischen Erzeugnisse verriethen den Mangel des Compositionstalents und für das Rhapsodienhafte war keine Empfänglichkeit mehr vorhanden. Begreiflicherweise klagte er die Gegenwart der Undankbarkeit, der Pietätlosigkeit an, weil sie vergessen hatte, was er nicht vergessen konnte, die Zeit, in welcher mit den jungen politisirenden Dichtern Abgötterei getrieben worden war. Und doch hat gerade er Pietät in ungewöhnlichem Maße erfahren. Lange bevor die Schillerstiftung ins Leben trat und die österreichische Regierung eine Dotation zur Unterstützung von Künstlern und Dichtern auswarf, von welchen beiden Seiten ihm Pensionen zuflossen, hatte der Eigenthümer der „Nationalzeitung" in Berlin sich ihm als treuer, nicht ermüdender Freund bewährt. Freilich reichte das alles schwerlich hin, ihn der Sorge für den Tag zu überheben.

Man kann Karl Beck als den letzten aus der Gruppe der politischen Poeten bezeichnen, denn Alfred Meißner, welcher ebenfalls zu derselben gehörte, hat ziemlich bald andere Bahnen eingeschlagen. Der Letzte von denen, welche an dem Aberglauben hingen, daß das Versemachen ein Verdienst sei, welches von Staatswegen belohnt werden müsse, ist er allerdings noch keineswegs!

Aus Berlin. Die Ereignisse in Rußland. Orientalische Politik. — Die jüngsten Ereignisse in Rußland haben in den letzten Tagen das öffentliche Interesse ganz vorzugsweise beschäftigt. Das Attentat auf den Kaiser Alexander, das die Ruhe des Osterfestes so gewaltsam störte, rief in der ganzen Welt eine ungeheure Entrüstung und Aufregung hervor. Man hatte allgemein geglaubt, daß die nihilistische Verbrecherbande, welche in Rußland die staatliche und gesellschaftliche Ordnung umzustürzen sucht, ihre Hände nicht nach dem Leben des Monarchen selbst ausstrecken würde. Darin hatte man sich schwer getäuscht und man erkannte nun die Größe der Gefahr, in der die Ruhe und Ordnung des europäischen Ostens schwebte. Das erste Gefühl, das sich angesichts des Petersburger Attentates in der ganzen Welt bekundete, war selbstverständlich das der Sympathie mit dem Kaiser Alexander, dessen persönliche und politische Verdienste jeder Zeit überall eine so rückhaltlose Anerkennung gefunden haben. Namentlich hat die deutsche Presse auch dieses Mal seiner in herzlichen und warmen Worten gedacht und sehr mit Recht hervorgehoben, daß gerade wir guten Grund haben, seiner uns mit Dankbarkeit zu erinnern, denn er ist uns alle Zeit ein treuer und guter Freund gewesen.

Nachdem der erste schreckhafte Eindruck des Ereignisses vorüber war, begann überall in der Oeffentlichkeit die Discussion über die russischen Zustände, über das Uebel des Nihilismus, über die Mißstände, die ihn erzeugt, und über die Mittel zu ihrer Abhülfe. Die Anschauungen und Meinungen, die hierbei über den dermaligen Zustand Rußlands zu Tage traten, waren meistens recht pessimistisch und als nun noch gar die Nachricht von der Revolte der Donschen Kosacken in Rostow zu uns gelangte, da schien Vielen der Anfang vom Ende zu kommen. Wir müssen dem gegenüber constatiren, daß sich die hiesigen für die Beurtheilung dieser Dinge eigentlich competenten politischen Kreise eine sehr ruhige und kühle Beurtheilung der Lage in Rußland bewahrt haben. Und sicherlich haben sie Recht daran gethan, denn ein großer Theil des erschreckten und aufgeregten Publicums verfällt jetzt angesichts der revolutionären Symptome in Rußland in denselben Fehler der Uebertreibung, in den Viele vor einem Vierteljahre bei dem Bekanntwerden der ersten Nachrichten über die Pest verfielen. Damals wurden viele Leute von einer gewaltigen Angst befallen und glaubten an das unmittelbare Hereinbrechen der Pest. Nicht anders ist es heute, wo sich Viele ein Bild von den russischen Zuständen entwerfen, das einem völligen Chaos gleicht und den Ausbruch einer allgemeinen Revolution fast gewiß erscheinen läßt. Wir warnten damals vor übertriebenen Besorgnissen hinsichtlich der Pest und wir haben Recht behalten. Wir möchten heute auch vor den revolutionären Schreckbildern warnen, welche sich als Trugbilder erweisen möchten. Wir unterschätzen keineswegs den Ernst der Lage in Rußland, aber wir können doch der nihilistischen und revolutionären Propaganda weder die Kraft noch die

Verbreitung beimessen, die eine Umwälzung des Staatswesens zur Voraussetzung haben würde. Zudem ist nicht zu übersehen, daß die endlich nun bald vollzogene Abwickelung der orientalischen Krisis der slavistischen Agitation in Rußland die Nahrung entziehen wird, wodurch ein wesentlicher Factor des revolutionären Treibens in Wegfall kommen wird.

Sehr beklagenswerth ist es, daß die Reform, welche in Rußland unvermeidlich ist und welche auch von der Regierung wirklich in das Auge gefaßt ist, durch die reactionären Folgen der Attentate hinausgeschoben wird. Aber dieses Uebel ist nicht zu vermeiden. Erst muß Ordnung geschaffen werden. Es ist unmöglich, im freiheitlichen Sinne zu reformiren unmittelbar nachdem die Anarchie ihre Gewaltthaten verübt hat. Man würde den Schein erwecken, als ob die Gewaltthaten die Reformen erzwungen hätten und damit wäre jede Autorität der Regierung dahin. Sie wäre dem Meuchelmord gewichen; das kann sie nicht. Darum muß sie vorerst zu dem harten Mittel des Belagerungszustandes greifen und zunächst das Land von dem verbrecherischen Treiben befreien, welches die öffentliche Sicherheit und Ordnung bedroht. Hoffen wir, daß diese Arbeit sich ohne zu große Härte vollziehen möge, ein russischer Belagerungszustand ist allerdings ein böses Ding. Aber, wie gesagt, hier ist keine Wahl, angesichts der Unthaten des ruchlosesten Fanatismus kann man nicht die Zügel lockern. Wenn der Belagerungszustand seine Wirkung gethan haben wird, dann wird man an das Werk der Reform gehen können und dann wird der schwierigste Theil der staatlichen Arbeit beginnen. Dann muß es sich zeigen, ob Rußland die Kraft und die Elemente zur Reform hat oder nicht. Hat es sie, so ist seine ruhige Entwickelung gesichert, hat es sie nicht, so wäre jener Pessimismus am Platze, dessen Berechtigung wir zunächst entschieden bestritten haben.

Die Lage der Dinge im Orient hat sich nach schweren diplomatischen Kämpfen endlich besser und lichter gestaltet. In der leidigen ostrumelischen Frage scheint eine Einigung der Mächte bevorzustehen und die eben so unerquickliche Frage der Convention Oesterreichs mit der Pforte wegen des Districtes von Novibazar ist wirklich bereits vertragsmäßig erledigt. Das Project der gemischten Occupation Ostrumeliens, über das wir vor vierzehn Tagen uns hier schon sehr bedenklich äußern mußten, ist seitdem wirklich officiell zu Grabe getragen worden. Ob es noch einmal auferstehen wird, wie es schon einmal auferstand? Wer kann es wissen, aber zur Zeit hat es nicht den Anschein. Die letzten Verhandlungen über dieses viel besprochene Project boten ein Bild des tollsten diplomatischen Intriguenspiels. Botschafter arbeiteten gegen ihre eigenen Minister, Minister derselben Macht intriguirten gegen einander. Natürlich konnte das arme Project das nicht aushalten und verendete kläglich. Der Fürst Gortschakoff trägt die Hauptschuld an seinem Tode, er verfolgte es unablässig, schon aus Abneigung gegen den Grafen Schuwa-

loff, dem es seine Entstehung verdankte. Als nun Rußland sich von dem Project abwandte, da ließ Italien es ebenfalls im Stiche und da die Pforte schon längst keine sonderliche Neigung für seine Verwirklichung hatte, so fiel es geräuschlos zu Boden zum großen Schmerze Englands und Oesterreichs, die sich viel von ihm versprochen hatten.

Jetzt hat man ein anderes Project auf das Tapet gebracht. Man will Aleko Pascha zum Generalgouverneur von Ostrumelien machen, die Vollmachten der internationalen Commission sollen auf ein Jahr verlängert werden und diese beiden Factoren sollen dann die Regierung führen. Es scheint, daß die Mächte sich auf der Grundlage dieses Arrangements verständigen werden. Aber es ist noch so Manches in dieser Beziehung zu erledigen. Da ist zum Beispiel eine gewaltige Controverse entstanden über die Art, in der eventuell türkische Truppen nach Ostrumelien hineinzurufen sind. Nach dem Berliner Vertrage steht dieses Recht im Falle des Bedürfnisses dem Gouverneur zu, da nun aber die internationale Commission fortregieren soll, so soll sie eine Controle über dieses Recht des Gouverneurs ausüben. Aber wie, das ist die schwierige Frage. Die Russen verlangen, die Commission dürfe nur mit Einstimmigkeit dem Gouverneur die Erlaubniß zum Anrufen der türkischen Truppenmacht ertheilen, während die Engländer die einfache Majorität der Commission hierzu für genügend halten. Eine sehr kritische Streitfrage ist auch, welche Orte an der Grenze die Türken besetzen dürfen und zu welcher Zeit sie in diese Orte einrücken können. Nun, wir leben der tröstlichen Ueberzeugung, daß der Friede Europas an diesen Schwierigkeiten nicht in die Brüche gehen wird. Man wird sich einigen, so oder so, die Russen werden die türkischen Gebietstheile räumen und dann wird die orientalische Frage hoffentlich bis auf die griechische Grenzfrage von der europäischen Tagesordnung für einige Zeit abgesetzt werden. Damit wird wenigstens eine Quelle der politischen Beunruhigung versiegen.

21. April. F.

Literatur.

Sühne. Schauspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1879. — Der Stoff dieses Schauspiels, in welchem der Cherusker Arminius eine Rolle spielt und dessen Zeit als „kurz vor der Varus-Schlacht im Teutoburger Walde" liegend angegeben wird, ist nach einer Vorbemerkung Dahn's „weder Geschichte noch Sage, sondern Erfindung". In der That ist er auch so geartet, daß unsere Quellen uns eine viel speciellere Zeichnung der germanischen Urzeit bieten müßten, wenn ein so detaillirtes Bild in ihnen zu finden sein sollte; nicht nur für die Thatsachen, sondern auch für das Colorit ist allein der Verfasser verantwortlich und hinsichtlich der einen wie des anderen wird er aller Wahrscheinlichkeit nach auf mancherlei Widerspruch stoßen. Denn jene zeigen, wie es bei reiner Erfindung wohl begreiflich ist, sehr deutlich den Stempel der künstlichen Construction um einer oder zweier Ideen willen und ebenso wenig ist die Färbung von allerlei Seltsamkeiten und Gewaltsamkeiten frei.

Von vier Gaufürsten der Semnonen stehen zwei, Samo und Ratgar, auf der einen, die beiden anderen, Brinno und Wulf, auf der anderen Seite; die Hauptträger des Zwiespalts sind Samo und Brinno, welche, ursprünglich aufs Engste befreundet, durch die kleinliche und eigensüchtige Denkweise Brinno's einander feind geworden sind; auch die Schwester Brinno's, Heilrun, hat deshalb auf eine Verbindung mit Samo verzichten müssen und lebt nun, wie Samo für seine Brüder Sigo und Thiotfrid, allein für ihre Nichte, Brinno's Tochter Albheid. Auf diesen Voraussetzungen baut sich die eigentliche Fabel des Stücks auf und zwei Ideen kommen vorzugsweise zur Gestaltung, eine politische, daß nämlich aus dem Zwiespalt der Gaufürsten unter dem Einfluß einer hervorragend geeigneten Persönlichkeit (Samo's) und um der Abwehr des gemeinsamen äußeren Feindes, der Römer, willen die Institution des Königthums erwächst, und eine allgemein ethische, daß durch das weise und in Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung glänzende Verhalten Samo's und Heilrun's der Gedanke der Sühne über den der Fehde triumphirt. Durch die letztere Idee kann man in gewisser Weise an diejenige, welche Goethe's „Iphigenie" zu Grunde liegt, erinnert werden und sich durchaus sympathisch berührt fühlen, aber ihre Durchführung im Stück ist doch nur unter der kaum zuzugestehenden Voraussetzung möglich, daß eine so überlegte und reflectirte Haltung, wie sie namentlich Samo zeigt, nicht gegen den Geist seines naiven Zeitalters verstoße; was man für die in der höchsten idealistischen Sphäre gehaltene „Iphigenie" zugiebt, braucht man deshalb noch nicht in der ganz realistischen Dichtung Dahn's als berechtigt anzuerkennen. Auch die Darstellung des Weges, auf welchem etwa das Königthum entstanden sein könnte, weckt manchen Zweifel, da der einzige Bericht, welcher zum Belege heranzuziehen wäre, der taciteische über Arminius, vielmehr auf die Unwahrscheinlichkeit einer so friedlichen und von allgemeiner Anerkennung begleiteten Entstehung hinweist. Für die Ausführung im Einzelnen sind Sigo und Albheid die wichtigsten Gestalten; der Uebermuth Sigo's ruft den schlimmsten Conflict hervor; in seiner vermeintlichen Tödtung durch Wulf und dem unmittelbar darauf folgenden, freilich auch nur scheinbaren Tode Albheid's liegt der Höhepunct des Stückes und an diesem Prüfstein haben sich die Selbstbeherrschung und Weisheit Samo's besonders zu bewähren. Wie dieser Scheintod der beiden jugendlichen Liebenden und ihre Wiedererweckung, für welche man in Shakespeare's „Wintermärchen" auch wieder ein erlauchtes Vorbild citiren könnte, so giebt auch ihr ganzes Verhalten gegen einander zu allerlei Bedenken Anlaß; der an und für sich richtige Satz, daß in naiven Gemüthern die Liebe oft unter scheinbarem Haß schlummert, hat hier doch eine etwas weit getriebene Anwendung und Versinnlichung gefunden.

Einen ganz ungemischt wohlthuenden Eindruck empfängt man also nicht durch das Stück, aber noch weniger fühlt man sich abgestoßen oder verletzt. In reiner und natürlicher Sprache gelangen edle und schöne Gedanken zum Ausdruck; mit besonderer Sorgfalt sind im Großen in der Vertheilung des Stoffs auf die einzelnen Acte wie im Kleinen in der Führung der Scenen die Rücksichten auf eine technisch correcte Gliederung beobachtet; überall ist der Gedanke an eine Aufführung auf der Bühne wahrnehmbar. Ja in letzterer Beziehung ist durch die verschiedenen Hinweise und „Bemerkungen für Regie und Darsteller" für den Leser eher des Guten zu viel gethan und selbst die Schauspieler dürften wünschen müssen, ihrer eigenen Auffassung etwas mehr Spielraum gelassen zu sehen. Hierin, wie in manchem Anderen, verräth sich zu viel Berechnung und Absicht, zu wenig unmittelbare und hinreißende Leidenschaft. E—e.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 24. April 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Eine Erinnerung an Leopold von Buch.

Es waren im verflossenen Frühjahre 25 Jahre vergangen, seit unser großer Landsmann, Leopold von Buch, in einem Alter von fast 80 Jahren in Berlin das Zeitliche segnete. Die älteren Einwohner der jetzigen Reichshauptstadt werden sich wohl noch erinnern, daß der verehrte Greis unter einigermaßen tragischen Umständen, einsam, von der Gicht geplagt, in seinem Bette liegend, recht eigentlich vor Schreck gestorben ist. Im zweiten Stocke eines Hauses der Charlottenstraße wohnend, vernimmt der Kranke in dem Stockwerke unter sich plötzlich ein furchtbares Zetergeschrei aus weiblicher Kehle, von der Magd der dort wohnenden, zur Zeit aber abwesenden Familie, erhoben, als dieselbe Diebe in den Wohnräumen ihrer Herrschaft überrascht hatte. Auf dieses Geschrei hin stürzt die Menge von der Straße hinauf in das Haus und es entsteht eine wilde Jagd, die mit der endlichen Festnahme der Missethäter endet. Buch, nicht wissend was eigentlich vorgeht, aber auf das höchste erschreckt durch den Tumult, ist der Meinung, es sei Feuer ausgebrochen, und springt aus dem Bette um sich zu retten. Vom Schlage getroffen, bricht er zusammen, und ist kurze Zeit darauf eine Leiche.

Buch war bekanntlich einer der originellsten Gelehrten und Menschen überhaupt. Ein wahrer Schatz von Anekdoten ist uns von ihm aufbewahrt worden, und Jeder, dem es vergönnt war längere oder kürzere Zeit in seiner Gesellschaft zuzubringen, wohl gar Wanderungen mit ihm zu unternehmen, weiß diesen Schatz zu mehren, und stets neue, immer aber höchst eigenthümliche, amüsante wie interessante Züge von dem Alten mit dem historischen Regenschirme beizubringen.

Vor etwas mehr als Jahresfrist wurde in Bex, im Rhonethale, die Jahresversammlung der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft abgehalten, zu welcher die Geologen aller Länder, namentlich aber die aus der Schweiz, in großer Anzahl herbeigekommen waren, zumal da es galt dem Nestor der jetzt lebenden Geologen, dem alten Studer, zu seinem 83. Geburtstage eine besondere, höchst sinnige Huldigung darzubringen. Viele aus-

gezeichnete Leute hatten sich dort versammelt, und die Gelegenheit wurde reichlich benutzt alte Bekanntschaften und Freundschaften wieder aufzufrischen und neue zu schließen. Der feurige Yvorner, welcher bekanntlich in der Nachbarschaft von Bex heranreift, that das Seinige dazu, indem er Herz und Zunge löste. Bei jener Gelegenheit erfuhr ich die nachstehenden kleinen Mittheilungen über unseren Leopold von Buch, welche uns, sowie gewiß vielen Lesern dieser Zeitschrift unbekannt geblieben waren. Zunächst erfreute und erwärmte mich es, den Deutschen, wiederum zu erkennen, welch ehrenvolles Andenken Buch sich bei den Schweizer Naturforschern bewahrt hat, und wie man in ihm noch heute einen der größten Forscher anerkennt, der sich um die Geologie im Allgemeinen, insbesondere aber um die Erforschung der Schweiz, und namentlich der Schweizer Jura, unsterbliche Verdienste erworben hat. Schon ganz jung, nachdem Buch in der berühmten Bergschule zu Freiberg in Sachsen unter Werners Leitung seinen Studien obgelegen hatte, brachte er einige Zeit in Genf zu, bei dem ausgezeichneten Maler Töpfer. Dieser war überrascht von dem großen Zeichentalent des jungen Naturforschers, und erklärte schon den ersten Versuch desselben, einen Baum zu zeichnen, für ein Meisterstück. Hiernach wurde er, so jung wie er war, von der preußischen Regierung nach Neuchâtel geschickt, um daselbst nach Steinkohlen zu forschen. Buch erkannte sofort, daß in der dortigen ganzen Gegend keine Kohlen vorhanden sind. Er blieb einige Jahre in Neuchâtel, und benutzte diese Zeit zum eingehenden Studium des Jura, wo ihm die Entdeckung einer Reihe bisher noch nicht beobachteter Erscheinungen gelang. In seinen Mußestunden bestimmte und etiquettirte er eigenhändig sämmtliche Gesteine des mineralogischen Museums der Stadt. Als der Naturforscher Dolomieu Neuchâtel besuchte, bat er den Professor Meuron ihm einige Geologen zu bezeichnen, mit denen er sich in Verbindung setzen könnte. Meuron gestand mit Bedauern, daß er ihm solche von irgend einer Bedeutung namhaft zu machen nicht im Stande sei; es befände sich jedoch ein junger Bergbaueleve, Berliner von Geburt, im Orte, und er glaube diesen empfehlen zu können. Dolomieu verzog das Gesicht, forderte jedoch, wenn auch widerwillig, unseren Buch auf, ihn zu begleiten. Während ihrer gemeinschaftlichen Excursionen schilderte und erklärte Buch, auf seine eigenen Beobachtungen gestützt, das ganze jurassische Gebilde in einer so klaren und anschaulichen Weise, daß Dolomieu, vom Erstaunen zur Begeisterung hingerissen, ihn für seinen Meister erklärte. Zum Zeichen der Anerkennung schenkte er ihm seinen eigenen geologischen Hammer, den Buch mit Stolz nach Neuchâtel zurückbrachte und während seines ganzen Lebens bewahrte und hochhielt.

Buchs allgemeine Bildung und Gelehrsamkeit war aber eben so hervorragend wie seine Fachbildung. Hiervon ist aus seiner Neuchâteler Zeit noch

eine charakteristische Anekdote erhalten. Ein Herr Gaudot, der große Reisen gemacht hatte, und in Neuchâtel für einen der besten Erzähler und gebildetsten Leute galt, hatte sich seit einigen Jahren auf das Studium Chinas geworfen. Das Reich der Mitte war der einzige Gegenstand seiner Lectüre und seiner Unterhaltungen geworden. Als er eines Abends in einer größeren Gesellschaft zum Mißvergnügen der davon übersättigten Anwesenden sein Lieblingsthema wieder breit trat, erdreistete sich der junge Fremde einigen seiner Behauptungen entgegenzutreten, und gab seinerseits nun eine ausführliche Schilderung des chinesischen Lebens, namentlich auch der Geschichte dieses Landes. Er entwickelte dabei einen unerhörten Luxus in der Nennung chinesischer Eigennamen und citirte eine Unzahl von Quellen, aus denen er seine Kenntnisse geschöpft hatte, so daß Gaudot, zuerst in sprachloser Entrüstung über die Frechheit dieses jugendlichen Widerspruchsgeistes, sodann aber wahrhaft erschreckt über die Gelehrsamkeit desselben, die Thüre in die Hand nahm und verschwand, ohne wiederzukehren. Buch wendete sich hierauf an seine Zuhörer und sagte mit feinem Lächeln: „Meine Herren, ich denke, Herr Gaudot wird fortan nicht mehr über China Vorträge halten!“ Ob sich der junge Gelehrte für diesen Abend besonders auf diesen Gegenstand vorbereitet hatte, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls aber ist sein colossales Gedächtniß zu bewundern, welches einen seinen sonstigen Beschäftigungen so fern liegenden Gegenstand mit einer spielenden Leichtigkeit sich anzueignen und zu beherrschen wußte.

Ein warmer Freund und Verehrer Buchs bis zu seinem Lebensende war der berühmte Charpentier, der Begründer der Gletschertheorie mit ihren, durch das Eis bewegten und weit von ihrem Entstehungsorte hinausgeschobenen und getragenen immensen Gesteinsmassen, den bekannten erratischen Blöcken. Diese Theorie, obgleich von einfachen Landleuten bereits frühzeitig erkannt, ja von solchen Bergbewohnern zu allererst aufgestellt, fand den heftigsten Widerspruch und das ungläubigste Lächeln bei sehr vielen Gelehrten, denen es durchaus nicht in den Kopf wollte, daß einstmals Gletscher von so colossaler Ausdehnung und Mächtigkeit existirt haben sollten, um Erscheinungen hervorzubringen, die man bisher besonderen Erdrevolutionen oder der Wirkung ungeheurer Wassermassen zugeschrieben hatte, ohne sich dieselben jedoch irgendwie wissenschaftlich erklären zu können. Welche Mühe hat sich Charpentier gegeben, um die Ungläubigen, zu denen in erster Reihe der hochverdiente de Saussure und unser Leopold von Buch gehörten, zu seiner Theorie zu belehren! Der nun auch bereits verstorbene Elsässer Gelehrte Dollfus-Außet erzählt in ergötzlicher Weise von dem heiligen Zorn Charpentiers, wenn er gerade bei seinen Freunden, den Männern der Wissenschaft, vor denen er in jeder anderen Beziehung so hohen Respect hatte, einen unüberwindlichen Widerstand

gegen seine Behauptungen finden sollte. „Saussures Wasserwirkung ist ja ein Unding," habe er, es war in den Vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, ausgerufen, „und wenn diese Theorie auch von allen Lehrstühlen verbreitet, in jeder physikalischen Erdbeschreibung gedruckt steht, und — weil sie mit der Sündfluth der heiligen Schrift zusammenstimmt — durch die Geistlichkeit acceptirt und von der Menge ohne Widerspruch hingenommen wird, — sie ist deshalb nicht minder falsch! Früher drehte sich ja auch die Sonne um die Erde, heute bewegt sich die Erde, — die Rollen sind ausgetauscht, und kein Mensch bezweifelt heutzutage noch diese Thatsache. Aber, möchte das dumme Volk glauben was es will, — mich kümmert nur, daß erhabenere Geister, Leute die auf einer hohen Stufe wissenschaftlicher Ausbildung stehen, nicht sehen, weil sie nicht sehen wollen. Ich spreche nicht von denen, die nicht sehen können, auch nicht von denen, die nicht frei und unabhängig sind, und denen das Sehen verboten ist! Aber da ist zum Beispiel der Buch. Sie kennen Leopold von Buch? Natürlich. Dieser ausgezeichnete Geologe ist ein ganz unermüdlicher Bergsteiger. Er klettert den ganzen Tag über umher mit leichtem Schuhwerk und in seidenen Strümpfen. Sein ganzes Gepäck besteht in einem seidenen Regenschirm! In der Tasche seines schwarzen Rockes hat er ein reines Hemde zum Wechseln. Eines Tages klopft er bei mir an und ruft: „Gruß dem Gletscherprofessor. Ich bin pünktlich, wir gehen morgen früh bei Sonnenaufgang zu Fuße nach Italien, aber unter einer Bedingung, Sie reden nicht von Ihren erratischen Blöcken und der Eiszeit!" — „Und ich bedinge mir aus," war meine Erwiderung, „daß Sie mich in Ruhe lassen mit Ihren Wasserströmen, welche die erratischen Blöcke und das andere Gletschermaterial bis hinaus in die Ebene fortgeschwemmt haben sollen!" „Einverstanden, also auf morgen, morgen früh!"

Mit Sonnenaufgang waren wir auf, eine Tasse Kaffee mit Sahne ist getrunken, und es soll losgehen. „Aber Charpentier," sagte Buch, „Sie haben Gepäck — (ich hatte eine kleine, ganz kleine Tasche umgehängt) — Ihre Reisetasche beunruhigt mich, lassen Sie dieselbe zu Hause und stecken ihren Inhalt in die Rocktasche, machen Sie es so wie ich, das ist praktisch!" Ich that ihm seinen Willen, es war so gut wie ein Befehl für mich. — Eines Abends, etwas vor sinkender Sonne, waren wir im Ober-Wallis, auf dem rechten Flußufer, auf dem Wege nach Obergeschelen. Ein ungeheurer erratischer Block, so charakteristisch wie möglich, lag hart an dem schmalen Fußwege, dem wir folgten. Ich ging vorn, und blieb stehen, um diesen Block zu untersuchen. Da wird Buch ungeduldig, und ruft mir zu: „Charpentier, die Nacht bricht ein, vorwärts, — denken Sie an Ihr Versprechen." Die wunderbare Lage des Blocks und der Anblick der ganzen Umgegend, — es war zum Rasendwerden, daß ich stumm bleiben mußte. So deutlich wie

möglich sprachen die Steine, aber der Mensch wollte weder sehen noch hören!"

So weit Charpentier, dem es nicht gelungen zu sein scheint, Buch von seiner Theorie zu überzeugen, so klar und zweifellos dieselbe sogar den Laien unter uns Nachgeborenen heute auch erscheinen mag.

Im Jahre 1852 — wir entnehmen das Folgende dem 18. Jahrgang der „Revue Suisse", Neuchâtel 1855 — hat ein „illustre vieillard", ein hochberühmter Greis, welchen die Wissenschaft kürzlich verloren hat — natürlich unser Buch — den Uebergang über den Saint-Theodul-Paß versucht. Wenn er bei diesem Unternehmen scheiterte, so unterlag er rühmlichst. Nachdem er der jährlichen Versammlung schweizerischer Naturforscher zu Sitten beigewohnt hatte, ging Leopold von Buch im Juli 1852 nach Zermatt in Begleitung einiger befreundeter Gelehrten. Ehe er diesen Ort wieder verließ, erklärte er seine Absicht, die Firnpartieen des Theodulgletschers, eine der sehr wenigen interessanten Alpenhöhen, die er noch nicht kannte, zu besuchen und zu studiren. Von allen Seiten redete man ihm ab, weil die Witterung keineswegs günstig war, und sich noch ungeheure Schneemassen erhalten hatten. Aber vergebens. Seine Begleiter zogen ab, und Buch machte seine Vorbereitungen für die beabsichtigte Besteigung. Auch diesmal, wie gewöhnlich, verschmähte er es, einen Führer mitzunehmen. Glücklicherweise aber giebt der Hôtelwirth in Zermatt, der den fruchtlosen Abmahnungen der Begleiter Buchs beigewohnt hatte, und dem die Gefahren des Unternehmens wohl bekannt waren, einem Führer den Auftrag, heimlich voraus zu gehen, den kühnen Alten im Auge zu behalten, und ihm, im Fall der Noth, beizuspringen. Der furchtlose Gelehrte war bis zu einer ansehnlichen Höhe auf den Gletscher vorgedrungen, als die Schwierigkeiten immer größer und bedeutender werden, und ihn zwangen dem felsigen Grat auf der Seite des Gletschers zuzustreben. Nach unendlichen Mühen, und nachdem er mehrfach gestürzt, gelang ihm dies endlich, doch nur, um ihm klar werden zu lassen, daß dort jede Möglichkeit weiter vorwärts zu kommen, ausgeschlossen ist. Wohl oder übel mußte er sich entschließen wieder auf den Gletscher selbst zurückzukehren, und abwärts zu klettern, um den Aufstieg auf einer anderen Stelle zu versuchen. Jedermann weiß aber, wie viel mühseliger und gefährlicher es ist, eine Eisfläche herniederzusteigen, als zu erklimmen, und erst nach unglaublichen Anstrengungen, nach öfterem, bedenklichem Ausgleiten und Fallen, gelingt es ihm, wieder einen verhältnißmäßig sicheren Standort zu erreichen. Dort tritt der Führer an Buch heran, indem er vorgiebt, er wäre ein Bergbewohner aus der Umgegend und käme über den Theodul um sich nach Zermatt zu begeben. Eifrig forscht unser Reisender nach dem Zustande des Gletschers in den höheren Regionen, und der Führer macht die allerschlimmste und entmuthigendste

Beschreibung von demselben, indem er ihm sehr eindringlich alle Gefahren schildert, denen man ausgesetzt sei, und sehr wahrscheinlich unterliegen würde. Er schlägt es auch ganz entschieden ab, mit Buch die Besteigung zu wagen, wie dieser es von ihm verlangt. Unser Naturforscher war aber nicht der Mann vor irgend etwas zurückzuschrecken. Jener Mensch kam ja eben daher, wohin er selbst wollte, und was Jenem möglich gewesen, warum sollte nicht auch er es durchführen können? Gut also — er macht sich allein auf den Weg, und das Klimmen und Klettern beginnt von Neuem. Aber schwieriger und schwieriger wird die Aufgabe, dem hohen Siebziger schwinden die Kräfte, und mit blutenden Händen, zerrissenen Schuhen und Kleidern, nimmt er seinen letzten Athem zu Hülfe, um den angeblichen Bergbewohner zurückzurufen, der nur zum Schein sich dem Thale zugewendet, den tollkühnen Kletterer aber nicht aus den Augen verloren hatte. Ohne Zwischenfall gelangten Beide zurück in das Zermatter Hôtel.

Ob Buch die List des Gastwirths später erfahren hat, wird nicht berichtet. Wohl aber, daß diese Tour seine letzte Bergbesteigung war. Nach Berlin zurückgekehrt, meldete sich die Gicht, und kaum neun Monate später bettete man ihn sechs Fuß tief in den Alluvialsand der märkischen Tiefebene.

In Buch verlor die Welt einen der bedeutendsten Geologen, Berlin einen seiner größten Söhne, und die Schweiz einen ihrer eifrigsten Erforscher. In dem ihm nach seinem Tode aus letzterem Lande gewidmeten Nachruf heißt es unter Anderem wörtlich: „. . . . . Mr. de Buch, dont la mémoire intéresse la Suisse à plus d'un titre, et particulièrement Neuchâtel . . .“ Buch und Schiller, jeder in seiner Art, mögen wohl diejenigen beiden Deutschen sein, welche am meisten gekannt waren in der Schweiz, und deren Andenken dort am höchsten geschätzt wird. F. v. E.

Aus F. W. Großmanns Leben und Nachlaß.

Von Julius Duboc.

III.

Von Kotzebue.

Maynz d. 14t Febr. 1791.

Liebster Großmann!

Sie wollen Beweiß? Da ist er; und so wäre denn der Hr. Nonnersberg Leib, Seele, Haab und Gut verlustig. Sollte er es etwa noch leugnen, sollte er vielleicht seine Hand verstellt haben, sollte er sagen, ein Anderer habe seinen Nahmen angenommen, und seine Hand nachgemahlt; so sagen Sie ihm daß der hiesige Cassierer ihn schon seit langen Zeiten kennt, u. erbötig ist, ein schrifftliches Zeug=

niß auszustellen, daß der Verkäufer des Manuscripts würklich Ronnersberg gewesen.*) Nun? was sagen Sie nun? Sind Sie überzeugt? und können Sie mirs verdenken, wenn ich Ihnen nicht Wort hielt? Denn — erlauben Sie mir aufrichtig zu seyn — Sie musten doch Ihre Leute kennen, Sie haben sich aber von zweyen auf einmal hintergehn lassen, vielleicht weil Ihr gutes Herz zu Argwohnlos war, aber es bleibt doch immer Nachlässigkeit, ihr u. mir gilt es ganz gleich, ob ich durch Nachlässigkeit oder durch Spizbüberey um das Meinige komme. Es hat mir einen sehr beträchtlichen Schaden verursacht. Durch den Verkauf des Sonderlings verlohr ich hier in Maynz 6 Carolinen u. in Mannheim 10 Carol. und wenn es nun, wie ich höre, auch schon gedruckt wird, so verliere ich wieder zwischen zwey u. 300 ℛ. Ich leide also einen Verlust von 400 ℛ. durch dieß einzige Stück. Das Kind der Liebe hat Schneider in Neuwied verkauft, es ist dort gedruckt worden, das ist abermals ein Verlust von wenigstens 300 ℛ. Denn mein Verleger schrieb mir noch vor 8 Tagen, er wolle mir 30 ℛ. für den Bogen geben. Ich verliere also 700 ℛ. mit trocknem Munde, durch — Ihre Nachlässigkeit. Auch von der Sonnenjungfrau höre ich munckeln, doch habe ich da noch nicht gewisses erfahren. Sie müssen eben nicht glauben, daß ich eigentlich bös über alles dieß sey, denn ein Freund ist mir noch immer lieber als 700 ℛ. aber Sie werden mir zugestehen, daß es auch nicht angenehm sey, 700 ℛ. auf die Strasse zu werfen, und werden es daher sehr billig finden, daß ich Ihnen meine Stücke nicht eher sende, bis ich unwidersprechlich überzeugt bin, keine Gefahr dabey zu laufen. — Daß es vom Maynzer Theater sehr Unrecht war, das gestohlne Manuscript zu kaufen, u. noch unrechter es wieder nach Mannheim zu verkaufen, ist mir unbezweifelte Wahrheit; ich wünschte aber auch, Sie hätten dabey gestanden, wie ich den beyden Hr. von Dalberg den Text gelesen habe. Es wird es schwerlich wieder einer wagen. Koch kaufte das Stück aus guter Absicht, um es aus den Händen des Diebes zu retten, der Handel, den Dalberg hernach damit trieb, ist nicht seine Schuld. — Wenn Sie an Weber schreiben, so grüssen Sie ihn schön von mir. Ich habe eine Oper gemacht, und wünschte daß ich einen Weg wüste, sie ihm zuzuschicken Ich bleibe vielleicht noch den Sommer in Deutschland, vielleicht auch nicht. Geschieht es, so komme ich nach Pyrmont. Hier bleibe ich vermuthlich bis Anfang April. Meine Addresse ist: auf der grossen Bleiche. Schreiben thue ich jezt fast nichts, mein Gehirn ist vertrocknet, Kraft und Muth sind zu Grabe gegangen, ich bin sehr unglücklich. Genug davon! Ein paar angefangene Stücke vollende ich vielleicht. Ich umarme Sie, u. grüsse Ihre Familie herzlich.

Kotzebue.

N. S. Schreiben Sie mir doch etwas von der famösen Bahrdtischen Geschichte, die in Hannover so viel Lärm machen soll.

Maynz, d. 10t Märtz 1791.

Mein Bester,

Zu geschehenen Dingen soll man das Beste reden, also kein Wort weiter von dem ganzen Vorgang mit dem Manuscripte. Wollte Gott ich könnte Alles

*) Ueber das gewohnheitsmäßige allgemeine Raubsystem, welches von den damaligen Theaterdirectionen gegen dramatische Dichter verübt wurde, bemerkt Brachvogel in seiner Geschichte des Berliner Hoftheaters: „Dieses Freibeuterwesen, welches auch die Mitglieder und Directionen unter einander übten, ging so weit, daß man sich die einzelnen Rollen eines Dramas von den Schauspielern borgte, sie abschrieb, und aus ihnen das ganze Stück zusammensetzte!“

so leicht vergessen, als Geld Verluste. Sie sollen meine Schauspiele haben, unter der Bedingung, daß Sie sie in Ihrem Zimmer unter Ihren Augen abschreiben lassen; das versprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort. Da die Kayserin meinen Urlaub verlängert hat, so komme ich dieß Jahr noch einmal nach Pyrmont, und zwar werde ich vielleicht schon gegen das Ende des May in Hannover eintreffen, weil ich von dort erst noch einen kleinen Absprung nach Bremen zu machen gedencke. Dann bringe ich Ihnen meine neuen Schauspiele mit, nemlich die edle Lüge (:von welcher ich Ihnen versichere, daß sie nicht so langweilig ist, als die Recension welche Sie mir geschickt haben:) der Papagay in 3 Acten und Sultan Wampum in 3 Acten. —

Das Z.*) selbst Barth geschrieben habe, glaube ich nicht, dazu kenne ich ihn zu gut. Ein Freund berichtet mir, man habe auch mir Ehre angethan, mich für den Verfasser zu halten? ist das wahr? ich mache mir zwar eben nichts aus einem solchen Geschwätz, aber ich wollte doch nicht, daß Knigge es etwa glaubte, den ich hochschätze. Wenn Sie ihn sehen, so sagen Sie ihm das. Ich dächte überhaupt es sey augenscheinlich, daß ein Hannoveraner es geschrieben haben müsse, weil es Local Kenntnisse voraussezt, die sonst Niemand haben kann. Daß z. B. ein Klockenbring in der Welt ist, habe ich erst durch dieses Buch erfahren.

Ich umarme Ihre lieben weiblichen Hausgenossen, und bin

der Ihrigste Kotzebue.

Reval, d 10t August 1791.

Das war doch nicht Recht von Kotzebue, werden Sie gesagt haben, daß er weg reiste ohne von uns Abschied zu nehmen. Sogleich wird Ihre ganze liebe Hausgenossenschaft beygestimmt, und Victoria wird gescholten haben, und ich glaube, sogar die kleine (wie heißt sie doch nun gleich?) wird gescholten haben. Und ich — welche Entschuldigung habe ich anzuführen? Die wichtigste von der Welt, oder auch gar keine, wie man das nehmen will. Der liebenswürdigste Dämon hielt mich gefangen. Ich speiste mit der entzückenden Gräfin B. und nach Tische blieben wir allein, und sie ließ mich nicht weg, und (im Vertrauen) ich wollte auch nicht weg. Es schlug 3 Uhr 4 Uhr, da waren meine Pferde bestellt; es schlug 1/25 Uhr da kamen meine Pferde; es schlug 5 Uhr, die Pferde stampften, der Postillion fluchte, der Wagenmeister brummte.

Wir musten endlich scheiden. Ich hatte dem Prinzen Carl versprochen noch Abschied von ihm zu nehmen, er wurde vergessen; ich hatte noch zu meinem Freunde Grossmann gehen wollen, er wurde vergessen; kurz Alles Alles wurde vergessen, ich taumelte in meinen Wagen, und fluchte auf die ganze Welt. Und nun, mein lieber Grossmann, wagen Sie es einmal den ersten Stein auf mich zu werfen. Wir sind allzumal arme Sünder und ich hoffe, Sie haben auch wohl einmal bey solchen Gelegenheiten des Ruhmes gemangelt, den Sie vor Gott und Ihren Freunden hätten haben sollen. Nach und nach traten meine berauschten Sinne wieder in Reyhe und Glieder, und da fanden Sie sich denn auch mit Weib und Kind wieder in meinem Gedächtnisse ein, und ich ärgerte mich, daß ich ein Esel gewesen war. Lassen Sie dieses aufrichtige Bekenntniß meine Schuld aus Ihrem Gedächtniß waschen. Küssen Sie Victorien die Falte von der Stirn,

---

*) Zimmermann, der bekannte Arzt und Verfasser des Werks über die Einsamkeit. Kotzebue ist bekanntlich der Verfasser des von ihm hier verleugneten Pasquills: Dr. Barth mit der eisernen Stirne, welches damals das größte Aufsehen machte.

und bitten Sie Lottgen, daß sie ihren hübschen Mund nicht mehr so spöttisch verziehe.

Ich umarme Sie herzlich und bin

der Ihrigste Kotzebue.

Schröder hat mir den Klingsberg gespielt, und zwar an einem Dienstage, wo sonst nie in Hamburg Spieltag ist. Seine Bühne hat mir ausserordentl. gefallen.

Vom Lande 8 Septbr 1793

Mein liebster Großmann

Ihr kleines Briefgen habe ich sehr spät, d. h. vor ein paar Wochen erhalten. Ich habe im Frühjahr Blut gespien und mußte die Reise nach Constantinopel aufgeben, obgleich meine Bestallung schon ausgefertigt und meine Koffer schon gepackt waren. Den ganzen Sommer habe ich auf dem Lande zugebracht und befinde mich jetzt recht wohl. Meine neuen Schauspiele stehen Ihnen von Herzen zu Diensten, ohne Honorarium, aber unter Verbürgung Ihrer Ehre, daß sie nicht gedruckt werden. Ich habe Schröder gebeten sie Ihnen mitzutheilen, gegen Entrichtung der Abschreibegebühren. Ihnen die Stücke von hier aus zu schicken, werden Sie mir nicht zumuthen, da ich auf der Post für ein jedes wenigstens 20 Rb. zahlen müßte und deren 4 sind, nemlich: Graf Benjowsky, Rollas Tod, Armuth und Edelsinn, Der Wildfang und noch ein kleines in 1 Act: Der Mann von 40 Jahren. Sie müssen also schon sehen, wie Sie Schröder dahin vermögen, daß er Ihnen schnell Abschriften mittheilt, ich habe das Meinigte gethan. Ganz ohne honorarium sollen Sie aber doch nicht abkommen. Schreiben Sie mir, wenn Sie nach Cassel gehen, dann will ich Ihnen schreiben, was Sie mir schicken sollen.

Was macht denn Ihre feueraugigte Frau? Und Ihr liebes, schönes Lottgen? der ich von ganzem Herzen gut bin. Sie muß wohl schon eine Actrice vom Ersten Range sein. Ich wünschte sie zu sehen als Cora und Josephine. Schreiben Sie mir doch Etwas Ihre Bühne betreffend.

Leben Sie wohl und lieben Sie ein wenig

Ihren Freund

Kotzebue.

Von G. E. Lessing.

Wolfenbüttel den 17 December 1776.

Mein lieber Herr Großmann,

Ich habe gestern einen Brief von unserm Seyler aus Dresden erhalten, aus welchem ich ersehen, in welcher Absicht Sie sich gegenwärtig in Frankfurth befinden. Ich schmeichle mir auch, daß ich ihm in seinen Absichten auf Mannheim wirklich werde nützlich seyn können, (ob es schon freylich nich mehr so völlig res integra ist) u. schicke Ihnen, daher unter vorgeschriebener Adresse beygehende zwey Briefe. Einen an den ersten Finanz Minister Baron von Hompesch, auf welchen die ganze Sache ankömmt; u. den andern an den Buchhändler Hr. Schwan, welcher ein sehr rechtschaffener Mann ist, der Ihnen alle sonst nöthige Auskünfte mit Vergnügen ertheilen wird. Wenn mir Herr Seyler von seinen Anträgen etwas Näheres sollte wollen wißen lassen: so könnte

ich Ihnen schon mit Wahrscheinlichkeit voraussagen, ob u. wie sie angenommen werden könnten. Der Ausgang indeß sey wie er wolle: so können Sie doch gewiß versichert seyn, daß für einen recht erwünschten alles beytragen werde, was in meinem Vermögen steht, als wornach der Brief an den Minister auch vollig eingerichtet ist.

Ich komme selbst in kurzem nach Mannheim. Da ich aber doch schwerlich vor den letzten Tagen dieses Jahres werde abreisen können, so kann ich gar wohl noch eine kleine vorläufige Antwort von Ihnen erwarten, wie Sie von dem Minister aufgenommen worden.

Ich bin mit aller Hochachtung

Dero

ganz ergebenster Diener

Lessing.

P. S. Auch bitte ich mir noch den richtigen Empfang dieser Briefe aus Frankfurth zu melden.

Im Zusammenhang mit dem Gegenstand dieses Briefes steht der nächstfolgende, von Lessing an Seyler gerichtete, den ich besseren Verständnisses halber hier anfüge. Er ist bereits früher einmal in dem Schnorrschen Archiv veröffentlicht worden:

Wolffenbüttel d. 16t Xbris 1776.

Vor allen Dingen liebster Freund, danke ich Ihnen und Ihrer lieben Frau für den gütigen Antheil, den Sie an meiner Veränderung nehmen; Meine Frau empfiehlt Sich Ihnen beyden auf das Herzlichste. Und nun um nur geschwinde auf den übrigen inhalt ihres briefs zu kommen, mus ich Ihnen gestehen, daß wenn ich nur im geringsten vorstellen können, daß ihr Mißvergnügen in Dreßden so groß sey, ich Ihnen schon längst von mir Selbst eröfnung über die Mannheimer Angelegenheit gemacht hätte, ich habe Sie ganz allein in Händen gehabt, und habe Sie noch So in in meiner Gewallt, daß ich hoffen darf, daß ihre Anträge nicht umsonst Seyn Sollen, Mutatis Mutandis (denn in Parenthesie gesagt, an unserem Hoof ist nichts zu thun weil mann für instehende Meeße Sich wieder mit Bustellj eingelaßen, wie Sie dort wohl werden gehört haben):

Nur zwey Dinge muß ich Ihnen wegen Mannheim voraus Sagen 1) daß Sich die Sache müßte bald thun laßen, denn da das Haus nun fertig ist, So möchte man auch gerne So bald als möglich Schauspiele darin. 2) aber durchaus keine Musikalischen. Denn da man nunmehr auch da angefangen deutsche Opern aufzuführen, So bleiben die Musikalischen Schauspiele gänzlich für das Operntheater.

In wie weit Ihnen nun diese Puncte anständig Seyn können, möchte ich gerne von Ihnen im Voraus wißen, ehe ich Ihnen Sagen könte, was weiter dabey zu thun Sey. Freylich dürften Sie deswegen ihre Musikalische Akteurs nicht gehen laßen, und wer weyß, was Sich für ein Medium dißfalls treffen ließe, indeß will ich doch mit erster Post (ich bedaure nur daß es nicht ehender als künftigen Donerstag geschehen kann) an Hr. Grosmann in Ffurth Schreiben, und ihm einen Brief an den ersten dortigen Finantz-Minister Baron von Hompesch, auf den alles ankömt beyschließen, und Sie vorläuffig darin auf das allerbeste empfehlen. Alle andere Addresse würde ihm nichts helffen. Ich reyse

mit ausgang dieses Jahrs gantz gewiß noch Selbst nach Mannheim, und von da aus können wir um So viel geschwinder alles auf's Reine bringen.

leben Sie indeß recht wohl, liebster Freund, und Seyn Sie versichert daß ich mich freuen werde, das geringste zu ihrer Zufriedenheit beytragen zu können.

Ihr Freund
Lessing.

Von J. H. Campe.

Theuerster Freund,

Ich bin gerührt über den Antheil, den Sie so freundschaftl. und warm an einem Handel nehmen, der Ihre Theilnehmung kaum verdiente, theils weil er an sich unbedeutend, theils weil er von meiner Seite u. wenn Hr. v. Knigge will, schon geendiget ist.

Nicht die Kniggischen gedruckten Briefe an sich*), und nicht die darin befindlichen aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen gegen uns — den wen meint man unter dem Nahmen der neuen Erzieher sonst, wenn man nicht meine Freunde und mich meint? — sondern die Art, wie diese Briefe in die Welt kamen, empörten mein Herz. Dies nämlich: daß ein Mann, der, ohne von uns aufgesucht zu seyn, vor 6 Monaten mit allen Aeußerungen des wärmsten Wohlwollens zu uns kam, und mit allen Aeußerungen einer aufrichtigen Hochachtung u. Liebe von uns aufgenommen ward, den wir von dieser Zeit an aufrichtig schätzten und ehrten, den wir von dieser Zeit an gegen die zahllosen bösen Nachreden, die von einem Ende Deutschlands bis zum andern sich von ihm verbreitet haben, bei jeder Gelegenheit vertheidigten und vertraten; dem von dieser Zeit an wissentlich keiner von uns etwas in den Weg legte; dem wir, wenn sich Gelegenheit dazu gefunden hätte, auf jede uns mögliche Weise zu dienen bereit waren — daß dieser Mann, sage ich, bloß aus Empfindlichkeit über einige freundschaftliche Vorstellungen, die ihm Tropp über die bejammernswürdige Misbildung der an Leib u Seele verkrüppelten jungen Person, womit er sich aus Gutmüthigkeit beladen hatte, machte, sich auf einmal — mir nichts, Dir nichts — aufmacht, um uns Grundsätze u. Verfahrungsarten anzudichten, welche Keiner von uns jemals anerkannt hat, und uns als die einfältigsten, oberflächlichsten und hassenswürdigsten Menschenverderber schildert, indeß er weder unsere Schriften gelesen noch unsere Verfahrungsarten jemals anders, als vom Hörensagen gelernt hat, und indeß er selbst zum Beweise seiner pädagogischen Einsichten weiter nichts, als einen Zollikoferl! aufstellen kann — das, das empörte mein Herz und pumpte Galle in meine Adern. Ein solches Verfahren schien mit der Idee eines braven Mannes unverträglich zu seyn; und es schmerzt, wie Sie wissen, wenn man seine Begriffe von der Rechtschaffenheit u. Würdigkeit eines Mannes herabstimmen muß, denn man so eben angefangen hatte, mit Aufrichtigkeit und Wärme lieb zu gewinnen.

Meine Absicht war daher — ich läugne es nicht — dem Hrn v. Knigge in unserem Journale so zu antworten, wie ein solches Verfahren es verdiente, und die Materialien dazu lagen schon in völliger Bereitschaft! aber da ich eben zum Werke schreiten wollte, behielt meine Neigung zum Schonen die Oberhand, und

*) „Briefe über die neue Erziehungsart", veröffentlicht in der pädagogischen Monatsschrift: „Jahrbuch für die Menschheit". Vergleiche über den Gegenstand dieses Briefes die nachfolgenden Kniggeschen Briefe. Daß Campe die Sache zu scharf nahm, ist auch Gödekes Ansicht (vergleiche dessen: „Knigges Leben und Schriften"). Später fand eine Aussöhnung statt.

ich begnügte mich, wie Sie aus dem Journale ersehen werden, einige der erdichteten Kniggischen Vorwürfe nur im Allgemeinen abzufertigen und nur am Ende zu sagen, daß d Hr. v. K. der letzte wäre, der sich solcher Ungerechtigkeiten gegen uns schuldig gemacht hätte. Konnte ich weniger thun? — Aber da ich zu eben der Zeit einen Brief von ihm erhielt, worin er die Miene eines Unschuldigen annimmt, der sich ganz und gar keiner hämischen Absicht gegen uns bewußt ist: so erregte dies meinen Unwillen noch stärker, als sein gedruckter Ausfall, und ich glaubte es nun der Gerechtigkeit, mir und dem Hrn von Knigge selbst, auf den Fall, daß sein moralisches Gefühl noch rege gemacht werden kann, schuldig zu seyn, ihm privatim so zu antworten, wie ich gethan habe und wie Sie aus beiliegender Abschrift ersehen werden.*)

Damit hat die Sache für mich und wenn d Hr. v. K. will, ein Ende. Will er dies aber nicht, und tritt er auf irgend eine Weise wieder öffentlich auf: so wasche ich meine Hände in Unschuld und werde schon dafür zu sorgen wissen, daß, wenn eine Ehre darüber verloren geht, es nicht die meinige seyn soll.

Hr. von Knigge begeht die Unvorsichtigkeit, sich in seinen gedruckten Briefen auf die Früchte unserer Erziehungsart zu berufen, die er gesehen haben will, und doch sicher nicht gesehen hat: was würde aus ihm werden, wenn er uns nöthigte, eine treue Schilderung von der Frucht seiner eigenen Erziehungsweise, von seiner armen, an Leib und Seele versumpten Pflegetochter zu machen?

HE v. K. hat der Leute, die ihm übel wollen, in der Nähe und in der Ferne ein so unzählbares Heer auf dem Halse: wie war es möglich, daß er so feindselig gegen sich selbst verfahren konnte, uns, die wir angefangen hatten, ihm mit Herzlichkeit ergeben zu seyn, so unbesonnen und muthwillig von sich zu stoßen? Sie sehen, liebster Freund, wie die Sache liegt. Lesen Sie nun die Acten selbst, urtheilen Sie darüber, rathen Sie dann dem Hrn v. K. was Ihnen das Beste für ihn zu seyn scheint. Auf meine Freunde und mich sollen Sie dabei nicht Rücksicht nehmen.

Wenn Sie die Journalstücke quaestionis nicht mit diesem Briefe erhalten: so ist das ein Beweis, daß sie schon nach Lübeck abgegangen sind.

Nun noch ein Wort von unserer Monumentsache. Der einzige bequeme u. gute Platz, wo das Denkmal aufgestellt werden könnte, ist im fürstl. Schloßgarten. Hierzu müßte ich aber erst den Herzog um Erlaubniß bitten. Nun möchte ich aber diesen Schritt nicht gern eher thun, bis ich so ziemlich gewiß wäre, daß wir das nöthige Geld dazu zusammenbringen werden. Wäre es also nicht rathsam, erst zu versuchen, was die Schauspieldirectoren thun werden?

Leben Sie wohl, liebster Fr. Möge Lübeck Sie für Braunschweig reichlich schadlos halten! Meine beste Empfehlung an Ihre liebe Frau u. an den Hrn v. Wickede.

Ihr

Br. d. 23sten Febr. 89. C.

Von Adolph Freiherrn Knigge.

Die hier aus einer großen Anzahl vorhandener mitgetheilten Kniggeschen Briefe sprechen die Lebensumstände und den Charakter dieses eigenthümlichen Mannes, der in der kurzen Lebenszeit von 43 Jahren eine außerordentlich fruchtbare literarische Thätigkeit entfaltete, von Sorgen und körperlichen Leiden

*) Beide Briefe veröffentlicht in Gödeke, Knigges Leben. S. 126 u. 127.

fast beständig geplagt eine seltene Heiterkeit des Gemüthes bewahrte, in dem Geheimbundwesen jener Periode die hervorragendste Rolle spielte und unter vielen flüchtigen Schreibereien ein so originelles Buch schuf, daß dasselbe noch heute, nach bald hundert Jahren, nicht völlig verdrängt werden konnte und seine Leser findet (Knigges: „Ueber den Umgang mit Menschen"), mit deutlicher Prägung aus. Das Beste über den Schriftsteller und Menschen Knigge findet man in der kleinen ihn betreffenden Schrift von K. Gödeke (Hannover 1844), die überhaupt in ihrer concisen, alle Detailkrämerei verschmähenden und doch im Wesentlichen vollständigen Anordnung des Stoffs eine wahre Musterbiographie genannt zu werden verdient. Es mag hier daran erinnert werden, daß schon Gödeke in der genannten Schrift gegen die wegwerfende Art Einspruch erhob, die Gervinus wie gegen Großmann so auch gegen Knigge hervorkehrte, indem er über ihn nichts weiter zu sagen weiß, als daß er „eine Reihe von elenden Schreibereien in die Welt schickte" und daß „alle jene mit Recht vergessenen Werke einen Werth durchaus nicht haben". Gödeke bemerkt nach einer unparteiischen Abschätzung in Bezug hierauf: „Aber alle diese Schwächen seiner schriftstellerischen Persönlichkeit zugestanden, so wird doch kein besonnener Beurtheiler so weit gehen, daß man eine Persönlichkeit, die nie unwürdig, weder im Wort noch in Werken war, und die jedenfalls merkwürdig als Spiegel der Zeit dasteht, mit einigen barschen Worten abfertigt wie einen verächtlichen Gesellen, der sich mißbraucht, um andere zu verführen."

Hannover d. 25ten Jenner 1789.

Ich danke Ihnen, mein Theuerster! herzlich für Ihren zweyten lieben Brief nebst den Anlagen. Sie werden indeß auch den meinigen bekommen haben. Ich wiederhole meine Bitte um Fortsetzung des Verzeichnisses der einstudierten Stücke und des Aufsatzes: über Versorgung invalider Schauspieler pp. Leider! bin ich nicht der Meinung, daß es mehr gute tragische Schauspieler gäbe. Ich habe deren (nach meinem Ideale) kaum ein halbes Dutzend gesehn. Bey den Uebrigen sagt mir immer mein Herz: So kann der Mensch, der wirklich in dieser Situation ist, ohnmöglich aussehn; aber im Comischen — ey nun! es giebt so mancherlei Schattirungen von Narrheit; Eine derselben mag man leicht treffen. Wenn Sie die Liebe für mich haben wollen, mir nur Einen Anker Wein mitzubringen; so will ich Ihnen die Auslage dankbar erstatten. Ich dächte ohngefehr zu einem solchen Preise, daß mir die Bouteille dort 5 bis 10 Mariengroschen zu stehen käme.

Es darf noch immer nicht getanzt werden: Der König ist abwechselnd toll und klug — vielleicht wie die mehrsten Menschen, nur merklicher. Wegen der Regentenschaft ist noch nichts bestimmt. Ich komme selten aus meinem Neste. Gestern habe ich wieder mit meinen Concerten den Anfang gemacht. Wie sehr wir da Ihrer Gesellschaft und Ihrer lieben Frau Gemahlin Götter-Stimme und Don Webers zehn Finger und des ehrlichen Pleißner Kehle vermißt haben; das können Sie Sich leicht einbilden.

Ach! wenn Sie Freund Heyn mit seinem Kutschgen bestellt haben; so neh-

men Sie mich ja mit! Mich verlangt wahrlich nicht weniger nach dem Ende dieses Hocuspocus. Leben Sie wohl — Tausend Empfehlungen! Ich umarme Sie in Gedanken.

Knigge.

Hannover d. 17ten Febr. 1789.

Ich habe, mein theuerster Freund! zwey liebe Briefe von Ihnen vor mir liegen; aber ich versichre Sie, daß nicht Nachlässigkeit mich abgehalten hat, Ihnen zu schreiben, sondern ein Wust von Geschäften und Zerstreuungen. Seit einiger Zeit sind hier die Leute in den Geschmack gekommen, uns zum Essen zu bitten; da wird Zeit verschwendet; der Unterricht meiner Kinder darf darunter nicht leiden; Ich schreibe einen neuen Roman; ökonomische Arbeiten und Sorgen kommen hinzu und endlich meine Fehde mit Herrn Campe — da mir diese sehr am Herzen liegt; so will ich gleich davon anfangen zu reden.

Hier schicke ich Ihnen, mein Bester! die 3 gedruckten Briefe, die das corpus delicti sind. Diese Briefe wurden vom Publico ausserordentlich gut aufgenommen. — Nun! darauf fand ich nicht Ursache stolz zu seyn, denn da alle Leute und alle Pfaffen p. gegen die neuere Erziehung eingenommen sind; so lief Partheylichkeit mit unter dem Beyfall. Aber das sagte mir mein eigenes Gewissen, daß diese Briefe keine Plattitüden enthielten, und daß ich darinn keinen einzelnen Erzieher, am wenigsten Campen, angetastet hatte. Dennoch fuhr dieser nicht nur in seinem Journale, sondern auch in einem Briefe an Beneke so sehr dagegen auf, daß ich fast meinen Augen nicht trauete, als ich das las. Um von meiner Seite nichts zu versehen, schrieb ich sogleich an C. und erklärte, daß wenn er sich persönlich beleidigt glaubte, er mir nur die Stellen, in welchen dies geschehe, anzeigen mögte, da ich ihn dann öffentlich vor dem Publicum um Verzeyhung bitten wollte, und darauf antwortete er mir — in dem gröbsten, übermüthigsten Tone. Und nun lasse ich, zu meiner Rechtfertigung vor dem Publ. unsern Briefwechsel drucken. — Das ist der wohlerzogene Erzieher, der Mann der seine Leidenschaften im Zaume hält! Mir thut es in der Seele weh. Ich habe mir fest vorgenommen, nicht grob zu werden. Fängt er aber an, mich zu persiffliren; so soll er an mir seinen Mann finden, und ich will mich so an ihn klammern, daß er Mühe haben soll, mich abzuschütteln.

Meinen herzlichsten Glückwunsch zur Ankunft des kleinen Mannes! — Mögte er Ihnen, lieber edler Freund! von dem Großpapa im Himmel die Nachricht mitgebracht haben, daß es Ihnen von nun an besser nach Wunsche gehn sollte, als bis jetzt geschehn! Wer kann herzlicheren Antheil daran nehmen, als ich! Wir hoffen nun darauf, Sie bald wieder hier zu sehen. Unser Regent hat seinen Scepter in die Hand genommen; das Tanzen ist erlaubt. Noch 3 Wochen werde ich warten und dann nach London schreiben und sehn, ob er an mir sein erstes Probestück von Großmuth machen will. Da es mit dem Intelligenz-Comtoir wohl nichts seyn wird — Man sagt, Rutlof werde das Beste davon ziehn, und das ganze Geschäft unter seiner Direction geführt werden — so habe ich — in die gothaische Lotterie gesetzt. Das soll der liebe Gott nicht sagen, daß ich ihm nicht Gelegenheit gegeben hätte, mir etwas Gutes und Liebes zu erweisen.

Man sagt hier, Mawrosch sey zum erstenmal in seinem Leben — aufgehenkt. Wie kann man einem solchen Menschen die Hauptrolle in einem Trauerspiele anvertraun?

Herr Preuß hat auf seine eigene Hand Oratorien angekündigt. Ich glaube die Bauchsänger aus dem altstädter Chore sollen da singen. Vielleicht kömmt

aber das Ganze, aus Mangel an Unterzeichnung, nicht zu Stande, und wir behalten unsere Ohren in salvo.

Ich mache eine Sammlung von sonderbaren Briefen, als von Domherrn, Schauspielern, adelichen Damen, Schulmeistern, Musikern p. Können Sie mir nicht Beyträge gütigst mittheilen?

Da Verdruß mich mehr als andre Leute angreift, und mein Herz immer aller Orten mitgeht; so hat mich des Hrn. Campe Betragen einige Tage krank gemacht. Zur rechten Zeit kam ich mit Ipecacuana zu Hülfe.

Wir Alle empfehlen uns Ihnen und Ihrer lieben guten Frau Gemahlin hochachtungsvoll und zärtlich. Philippine verehrt und liebt Sie Beyde und unser Lottchen herzlich.

Leben Sie wohl, theuerster Freund! und vergessen Meiner nicht!

Knigge.

Hannover d. 23. Febr. 1789.

Tausendfachen Dank, mein edler, theuerster Freund! für Ihren lieben Brief, für die überschickten Nachrichten, für die Beantwortung meiner Fragen u. s. f. Ihre Antwort: „Daß Sie hoffen schadlos davon zu kommen", befriedigt meine theilnehmende Neugier nicht gänzlich. Werden Sie auch schadlos seyn, in Betracht der Reise und der versäumten Messe in B.?

Kürzlich ist d Hr. v. Wüllen gestorben. Er hatte das Privilegium, das hannöversche Intelligenzblatt und das leere Magazin herauszugeben. — Eine Einnahme von jährlich — ohngefehr 1000 Ducaten. Ich habe darum nachgesucht, und sehr wahrscheinlich werde ich es — nicht erlangen, sondern der junge Baring, des verstorbenen Enkel, ein Knabe, der kaum seinen Namen schreiben kann, sich einen Bengel darauf halten muß, aber Vettern und — Geld hat. Das wäre wieder etwas für mich gewesen, aber ich komme immer zu spät, doch interessirt sich fast jedermann für mich, nur die nicht, die andres Interesse haben.

Sehr wahrscheinlich werden wir in wenig Tagen die Nachricht erhalten, daß wir einen neuen Regenten, oder neuen Strohmann haben.

Ich und meine Tochter, wir umarmen Sie, Ihre liebe Frau und unser gutes Lottgen, die ich das letztemal, da sie bey uns gewesen, recht herzlich liebgewonnen, tausendmal in Gedanken.

H. d. 23/2 89. K.

Mein Buch über den Umgang ist in's Holländische übersetzt und ein schönes Kupferstich von meinem Pavians-Gesicht steht davor. Bode kommt in der Messe nach Braunschweig.

Hannover d. 2ten Merz 1789.

Wir haben uns recht gelabt, mein theuerster Freund! an den schönen Fischen, womit Sie uns so unerwartet beschenkt haben. Wir haben dabey auf Ihr und der lieben Ihrigen Wohlseyn die Gläser an einander gestoßen und ich wünsche sehnlichst, nur je wieder im Stande zu seyn, Ihnen irgend eine Freude zu machen!

Gott weiß, daß ich an den Hrn. Pädagogen nicht Händel gesucht habe. Ich habe teutsch, doch bescheiden, meine Meinung über einen Gegenstand gesagt, der für die ganze Menschheit interessant ist. Ich habe gesagt, was achtjährige practische Erfahrung und 36jährige Beobachtung mir eingegeben haben; Ich habe gesagt, was einstimmig tausend verständige Hausväter sagen und schreiben, und was

z. B. in Mayers Fragmenten eines Menschensohns nicht mit so viel Glimpf gesagt ist; Ich habe wiederholt erklärt, daß ich keinen einzelnen Mann dadurch beleidigen wollte; Ich habe, als Hr. C. sich dennoch beleidigt glaubte, mich erbothen, ihn öffentlich um Verzeyhung zu bitten. Seine unverschämte Antwort und die Art, wie er mich in seinem Journale abfertigt, fordert mich auf, ihm zu zeigen, daß ich kein Knabe bin, daß ich mir von keinem Menschen in der Welt verächtlich begegnen, oder mit Machtsprüchen das Maul stopfen lasse. Ich werde dies im Merz-Stück des Jahrbuchs nicht mit Bitterkeit, aber mit teutscher Derbheit thun, und da des Hrn. C. ehemalige Federkriege mit den edelsten und sanftesten Männern mich alles von ihm erwarten lassen; so werde ich ihm gewiß nichts schuldig bleiben, und sollte er zu gar zu auffallenden persönlichen Beleidigungen seine Zuflucht nehmen; so werde ich mir auch dagegen Waffen zu verschaffen wissen, worauf er gewiß nicht rechnet. Nicht Schadenfrohe, nicht Ortodoxe, sondern ein ganzes Heer von verständigen und unpartheyischen Leuten billigen mein Verfahren, unterschreiben den Haupt-Inhalt meiner Briefe, und werden, wenn der Roßkäfer zu Viele nach meinem Kopfe und Herzen fliegen sollten, meine Vertheydigung übernehmen. Wie können Sie, mein Bester! sagen: ich hätte meine eigene Regel befolgen und still für mich meine Methode in meinem Hause einführen sollen — Kann das ein Mann sagen, der wie Sie Wahrheit liebt? Also wenn ich anrathe, ein Jeder solle seine erprobten Hausarzeneyen für sich brauchen, sie aber nie Andern als Universal-Mittel aufdringen; so darf es mir nicht erlaubt seyn, gegen Arzeneyen zu warnen, die ich für schädlich halte? — Wehe dann der Denk-Freyheit und Toleranz.

C. streitet pro aris et focis und ich? — für Grundsätze, die weder meinen Eigennutz, noch meine Eitelkeit befriedigen. Ich habe weder das eine, noch das andre System erfunden; Ich will nicht, daß jemand sein Kind von mir erziehn lasse. Oder bin ich so ein altmodischer Kerl, der an allem, was nach dem vorigen Jahrhunderte schmeckt, Gefallen findet? Oder hat mich je Campe beleidigt? Oder will ich mich bey irgend einem alten Schul-Collegen einschmeicheln? — Nein! Amicus Campe, sed magis amica veritas.

Mit Freuden hätte ich so lange geschwiegen, bis ich Ihren Rath und Ihre Vermittlung erwartet hätte. Aber es war zu spät. Campens Aufsatz hatte mich öffentlich beschimpft; dazu kann ein Mann von Ehre nicht schweigen. Will aber Hr. C. zur Antwort auf meinen schon abgedruckten Aufsatz im Merz-Stück des Jahrbuchs Folgendes antworten: „Er sähe, daß ich die Sache hoch aufgenommen habe; Mein Aufsatz sey sehr beleidigend; Er wolle mir ein gutes Beispiel geben, und hiermit erklären, daß er mir Gelegenheit gegeben, aufgebracht zu werden". so bin ich bereit gleich darauf zu antworten: „nein! an mir liege der Fehler, und ich bäthe nochmals um Verzeihung." Dann können wir von der Sache selbst mit kaltem Blute schreiben, und er soll sehen, wozu ich fähig bin, wenn man mich edel behandelt — Will er aber Krieg; so fürchten Sie nichts für mich! ich will mich schon durchbeissen. Tropp und Stüve haben mich noch nicht öffentlich beleidigt; also habe ich gegen diese nicht ein unartiges Wort gesagt. Ich fühle wohl, daß Ihr gutes Herz dabey leidet. Mich kostet es Thränen; denn wahrlich, es war mir so wohl dabey, mit diesen Männern in eine Art von Vertraulichkeit gekommen zu seyn; aber diese Thränen fordern Genugthuung. Es ist keine Kunst, einen Mann zu kränken, der, schon von so mancher Seite tief verwundet, reizbarer als ein Andrer ist; aber wenn man es auch zu arg macht; so ficht man um so verzweifelter.

Hier ist das dramaturgische Blatt. Das Gedicht auf Ihre liebe gute Frau

ist freylich, die Wahrheit zu gestehen, sehr schlecht, aber es ist ja gut gemeint und ist zu Ehren einer Frau gesungen, die ich von Grunde des Herzens verehre; und so habe ich es denn auch eingerückt.

Seit einiger Zeit kam bei den Ministers die Mode auf, mich zum Essen zu bitten; Ich schmausete umher; Jeder wollte mich auf seine Weise unterhalten, und fast jeder sprach von Theater und fragte: wie bald Sie, mein Bester! wiederkommen würden? Meine Antwort war: das hienge vom Ministerio ab. worauf ich mich denn weitläuftig über die Entschädigungssache*) herausließ. Man versicherte, es sey bis itzt nicht möglich gewesen, thätig für Sie zu seyn; nun aber, wolle man gewiß bald Anstalt machen. Die nemlichen Vertröstungen bekomme auch ich in meiner Angelegenheit — Was soll man machen? Zuweilen möchte ich verzweifeln. Ach! wenn Ihre gütige Freundschaft mir alle übrige Hülfe entbehrlich machte — Aber, wie darf ich mich vermessen, auf irgend einen glücklichen Erfolg zu rechnen?

Der König ist beynahe gänzlich wieder hergestellt, und wird nächstens die Regierung wieder antreten. Wird uns das helfen?

Die erste Maskerade ist vorigen Donnerstag gewesen. Es werden noch zwey nachfolgen. Meine Frauenzimmer sind dort gewesen. Für mich hat nichts von der Art Reiz. Ich wollte, daß ich irgendwo in einem Gefängnisse eingesperrt säße und dagegen meiner Tochter eine Pension zugesichert würde.

Vom dem Buche über den Umgang ist nicht jetzt, sondern schon im August voriges Jahrs die zweyte Auflage gedruckt worden, und da war Iffland noch nicht hier gewesen. Bey der dritten, die vermuthlich noch in diesem Jahre erscheinen wird, soll das Bewußte geändert werden. Herzlichen Dank für Mittheilung des possierlichen Briefs!

Hier ist ein kleiner Aufsatz über Pedanterey. Darf ich mir gelegenheit meine communicata wieder zurückerbitten?

Ich bin verdrießlich und mismuthig. Leben Sie wohl mein Bester! zärtlich begrüßt von uns Allen und herzlich geliebt von

Ihrem
treuen
Knigge.

Hannover d 20sten Merz 1789. Nachmittags 2½ Uhr.

So eben, mein Lieber! bekomme ich Ihren Brief. Ich weiß, Sie verlangen nicht Unmöglichkeiten von Ihren Freunden — Ich habe mein Ehrenwort verpfändet, von meinem neuen Roman täglich einen halben gedruckten Bogen zu verfertigen und abzuschreiben. Meine Tochter wird confirmirt, verläßt dann mein Haus — ich muß ihr und Henry täglich 8 Stunden widmen — Ich bin krank — Früh um 5 Uhr stehe ich auf; um Mitternacht bin ich noch außer Bette — Bei meines Vaters Creditoren laufe ich herum, oft vergebens — Kurz! nicht 5 Minuten des Tages habe ich frey. Sie haben mit eben solcher Eil damals, zu dem nämlichen Entzwecke, die Umarbeitung der geistlichen Music von mir verlangt, und ich habe sie besorgt. Lichtenstein hat Ihnen ein Vorspiel, oder was es war — ausgearbeitet. — Können Sie nichts von dem brauchen, wenn Sie es umarbeiten, Sie, der Sie mehr als gemeiner Dichter, der Sie Schöpfer sind? — Sollten Sie so ungerecht seyn, mir bösen Willen Schuld zu geben? — Zu

*) Es handelte sich um den Ausfall, den Großmann dadurch erlitten hatte, daß er wegen Erkrankung des Königs die Theatervorstellungen hatte unterbrechen müssen.

einer Zeit, wo ich fast eben so beschäftigt, als jetzt war, trugen Sie mir die Uebersetzung von Figaro auf, erinnerten mich täglich; Ich strengte mich an — Noch liegt es da — Dies einzigemal verschonen Sie mich! Gott weiß ich kann nicht. — Vielleicht halte ich die Arbeit, die ich jetzt habe, ohnehin nicht einmal bis zur Messe aus. Meine Rezensionen für Nicolai liegen — 40 Bücher noch vor Ostern zu lesen, und zu beurtheilen — Täglich ein Correctur-Bogen — Hie und da ein lästiger Besuch — Kurz, ich kann nicht, ich kann nicht! Nehmen Sie's übel, wenn Sie das können, nach Ihrem Herzen — Nehmen Sie's noch so übel, ich kann nicht. Aber Sie werden es nicht übel nehmen, mein Bester! Ich kenne ja Ihr Herz — Indessen schicke ich Ihnen mit der nächsten fahrenden Post den italienischen Prolog. Dort werden Sie leicht ein Dichterlein finden, das, besser als ich, diese Arbeit besorgt.

Oelzweig — Campe? Nichts Oelzweig! Das glaube ich gern, daß die Herren, nachdem sie mir vor dem Publico pöbelhafte Grobheiten gesagt haben, nun schweigen wollen; Aber ich schweige nicht. Alles, was ich habe thun können, ist gewesen, daß ich manche Federn, (unter andern Semlers Kiel) die unberufen meine Parthey ergreifen wollten, zurückgehalten und daß ich erklärt habe: ich wolle meine Sache schon selbst ausfechten. Alle habe ich indessen nicht zum Schweigen bringen können, wie Sie sehn werden, und ich selbst kann nur dann schweigen, wenn die unerzogenen Erzieher öffentlich mir eine Ehrenerklärung thun; daß heißt nur in so fern, daß sie mich unrecht verstanden hätten. Da sie aber hierzu zu stolz sind; so wollen wir einmal sehn, welche Parthey die öffentliche Achtung auf ihrer Seite haben wird. Sie, mein Bester! sagen: ich hätte die Fehde angefangen, wohl! so will ich denn beweisen, und Männer stehen mir zur Seite, daß ich diese Fehde unter dem Schilde der gesunden Vernunft und einer reichen Erfahrung angefangen habe. Jetzt ist es nicht mehr Zeit für die Herrn zu schweigen. Ich will sie schon zum Reden bringen; davor stehe ich ein.

Von ganzem Herzen bin ich der

Ihrige

Knigge.

Bremen d. 29sten Dec. 91.

Kaum hatte ich Ihren Brief erhalten, mein edler geliebtester Freund! so erfuhr ich, daß Sie schon nach Cassel abgereist wären. Weil ich nun muthmaßte, daß Sie dort in der ersten Zeit viel Geschäfte haben würden; so verschob ich meine Antwort und wollte Sie erst zur Ruhe kommen lassen.

Ich hoffe, Lieber! Sie werden es für kein Compliment halten, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr hiesiger nur zu kurzer Aufenthalt sehr wohlthätig für mein Herz gewesen ist. Hätte ich Sie nur in einer anderen Stimmung gesehen! Ich beschwöre Sie, theuerster Freund! heitern Sie Sich auf! Wer wird denn an einem Possenspiele (weiter ist ja doch dies Erdenleben nichts) so viel Interesse nehmen! Werfen Sie keine trübe Blicke in die Zukunft! Erstlich, weil das doch zu nichts hilft, zweitens, weil es im Gegentheil schadet, indem Sie Ihre Gesundheit untergraben, und drittens weil die Zukunft doch immer anders ist, wie wir sie vermuthen, gut, wenn wir nichts als Unglück vor uns zu sehn glaubten, und elend, wenn die lachendsten Aussichten da waren. Ich denke jetzt nur immer daran, mir für den gegenwärtigen Augenblick mein Lager weich zu machen, und fasse alles begierig auf, was wenigstens auf kurze Zeit lindern und trösten kann. So hat mich Ihr lieber Brief auf eine Paar Stunden meine

Schmerzen vergessen gemacht, indem der Beyfall, den Sie darinn meiner Geduld im Leiden gaben, meinen Muth aufs Neue belebte.

Hier ist die verlangte Geschichte unseres kleinen Theaters. Es ist nur eilig aufgesetzt und nicht einmal abgeschrieben. Verbessern Sie daran, mein Bester! was Ihnen nicht gefällt.

Auch lege ich die Abschrift eines Aufsatzes bey, den ich in verschiedne Zeitungen haben einrücken lassen. Der Herzog von Oldenburg will, wenn ihm K. vorgeschlagen werden sollte, ihn nicht annehmen.

Ich liege noch immer im Bette und die Schmerzen lassen nicht nach. Der Frühling wird hoffentlich heilsam für mich seyn.

Wir Alle drücken Sie und Ihre Frau und Lottchen tausendmal in Gedanken an unsre Herzen und wünschen Ihnen Glück und Freude zum neuen Jahre

Knigge.

Bremen d. 3 Jun. 92.

Nur in Eil, theuerster Freund! ein Paar Worte! Indeß gewisse liebreiche Leute mir meines politischen Glaubensbekenntnisses wegen Verdruß zu machen suchen, wird mir das reichlich versüßt durch einen Brief, durch einen herzlichen, freundschaftsvollen Versöhnungsbrief von Campe, den er schon hatte schreiben wollen, ehe er die Stelle, welche ihn betrifft, in meinem Buche gelesen hatte. Und so bin ich denn gottlob! (Denn was ist mir süßer, als mit edeln Menschen in Eintracht zu leben?) mit Campe und auch mit Tropp auf immer wieder ausgesöhnt. Ich weiß es, Sie nehmen Theil daran und schreibe Ihnen blos deswegen, um Ihnen, mein Lieber! zu sagen, wie froh mein Herz darüber ist. Ich hoffe, sie sollen nun alles Unrecht vergessen, daß ich gegen sie gehabt habe, denn nun bin ich überzeugt, daß es ganz auf meiner Seite gewesen sein muß — Und nun habe ich doppelten Muth, gegen Thorheit und Bosheit zu kämpfen, an der Seite von so furchtlosen, wackern Streitern —

Ich umarme Sie in Gedanken

Knigge.

Bremen, d. 10ten Jun. 92.

Daß mein „politisches Glaubensbekenntniß"*) das beste Werkchen werden würde, was ich je geschrieben habe; das fühlte ich, ich gestehe es, während der Composition; aber daß es so allgemein in allen Ecken von Teutschland, von Aristocraten, wie von Democraten, gut aufgenommen werden, gekauft und übersetzt werden würde: das hatte ich in dem Maße nicht erwartet — Urtheilen Sie nun, in welchem Lichte mir bei dieser Gelegenheit abermals meine lieben Landsleute erscheinen müssen, welche dies Buch so schief beurtheilen! Will man den immer dem ganzen übrigen Teutschlande um 20 Jahre hintennachhinken. Es ist nur Eine Stimme darüber, daß meine Grundsätze gemäßigt und meine Winke den jetzigen Umständen angemessen sind. Von den teutschen Verfassungen habe ich mit Schonung geredet, von der englischen? — Was geht mich die an? Wollen denn die Hannoveraner nie begreifen, daß wir keine königliche Bediente sind, und daß wir uns nur lächerlich bei Engländern machen, wenn wir uns als einen

*) Eine kleine, gut geschriebene Schrift, in welcher Knigge mit Unbefangenheit die Frage erörtert, welche Folgen von der französischen Revolution zu fürchten oder zu hoffen seien und ob den europäischen Staaten eine Staatsumwälzung bevorzustehen scheine.

Schwanz von Großbrittanien ansehen? — Und überhaupt! Diener oder nicht Diener! Man dient dem Staate, nicht einem einzelnen Menschen und dient dem Staate um so treuer, je weniger man die Gefahren bemäntelt und die Mißbräuche begünstigt. Solche manierliche Schriftsteller, wie Hr. Brandes, die sich um den Hauptpunct leise herumschleichen und von allen Seiten hin Reverenze machen, verdienen Verachtung, wegen des Misbrauchs ihrer Talente. Das Militair? — Was Teufel will das? Habe ich denn über Tactic geschrieben? Oder will es sich so weit erniedrigen, wie Policey-Soldaten den wahrheitliebenden Schriftstellern mit Gewalt den Mund zu stopfen? Oder will dieser einzige Stand den Freybrief haben, daß man seine Mißbräuche nie rügen dürfe? Uebrigens kann ich Ihnen, mein Lieber! sagen, daß der Herzog von Braunschweig, der doch auch ein bischen Soldat ist, und der Herzog von Weimar mein Buch mit sehr lautem Beyfalle beehrt haben. Man will mir vermuthlich in London Verdruß dadurch zuziehen. — Wohl! ich habe selbst ein Exemplar nach London geschickt. Wir wollen nun sehen — „Kurz! jeden Verdruß, den mir dies Buch machen könnte (und wäre es Absetzung von meiner Bedienung) würde ich und mit mir jeder verständige und cultivirte Mann zur Ehre rechnen." Dies sind die eignen Worte eines allgemein verehrten alten Mannes, Reimarus in Hamburg. Indessen scheinen für Hannover Alois Hoffmann und der trockne Anti-Hofmann und Schirach und Hr. Beneken und Hr. Girtanner die rechten Schriftsteller zu seyn und es beleidigt mich gar nicht, wenn ich sehe, daß der Aide-Koch Knigge (siehe den hannoverschen Staats-Calender, Artikel: Hofküche) vorerst bey seinen vornehmen Landesleuten in größerem Ansehen steht, wie der Schriftsteller Knigge.

Heute ist Prints, in Geschäften seines Post-Monarchen, nach Frankfurth gereist. Er speist morgen in Hannover bey Kielmannsegge. Ich fahre d. 16n von hier, werde aber noch vorher wegen Ihrer Angelegenheit mit Einigen vom Magistrate reden und Schütten auftragen, die Sache zu betreiben.

Ich hoffe, noch vor dem Herbste irgend etwas für das Maynzer Theater-Journal zu Papier zu bringen.

Nach Hannover werde ich wohl diesmal gar nicht kommen. Wäre ich nur erst in Nendorf! Die Reise wird mir sauer werden; ich muß 3 Tage darauf zu bringen, weil ich nicht den ganzen Tag ausser Bette bleiben kann.
— Das war viel Geschwätz und größtentheils von mir! Verzeihen Sie, mein Theuerster! Ich rechne auf Ihre liebevolle Nachsicht und bin mit ganzer Seele,

Ihr treuer Diener

Knigge.

Machen Sie doch gütigst einigen Gebrauch von meiner obigen Aeusserungen! Vielleicht stopft das Manchem den Mund.

Bremen, am 23ten März 1794.

Ich leide noch immer unbeschreiblich viel und bin wieder 4 Wochen nicht aus dem Bett gekommen.

Von mir allein würde die Einräumung des großen Dom-Schul-Auditoriums nicht abhängen; der Stadtvogt, als Structuarius (Baumeister) müßte seine Einwilligung geben; allein wir Beyde haben Befehl von der Regierung, den Saal nie wieder zu anderem Endzwecke als zu den Schul-Festen herzugeben. Es thut mir also leid, mein Lieber! daß wir Ihnen diese kleine Gefälligkeit nicht erweisen können. Allein ich fürchte auch fast, Ihre Subscription wird nicht so ansehnlich seyn, daß Sie die großen Unkosten der Reise daran wenden können. Das ge-

schmackvolle hiesige Publicum hat mit großer Begierde die Kunstreuter des Herrn Lion besucht. Solche schändliche, unnütze Gaukler sollte man auspeitschen; aber sie haben hier schweres Geld verdient.

Der König von Polen hat mir einen sehr schmeichelhaften Brief geschrieben und mir eine schöne goldene Medaille geschenkt.

Das Büchlein: Wahrheit ohne Schminke kenne ich nicht.

Ich glaube, die Duchesse wird nun wohl zu ihrer Mutter zurückkehren, sobald diese erst bestimmt hat, wo sie künftig wohnen will. Im Grunde wird mir das recht angenehm seyn; Mein Haushalt wird dann ruhiger und ich bedarf Ruhe — Mögte ich doch erst seyn, wo ewige Ruhe herrscht!

Anfangs Jul. schleppe ich mich nach Driburg, Vielleicht sehen wir uns dort — Es gehe Ihnen und den lieben Ihrigen wohl! Wir Alle grüßen Sie sehr herzlich Knigge.

*) Gesundbrunnen bei Driburg am 19 Juli 1795

Mit der Regierung habe ich auch nicht auf die entfernteste Weise die geringste Verdrießlichkeit gehabt. Vielmehr kann ich nicht anders als dankbar die Art rühmen, wie mich meine Vorgesetzte behandeln. Die Herren Zeitungsschreiber hätten die Mühe Unwahrheiten von mir zu schreiben, um sie nachher zu widerrufen, sparen können. Eben so wenig ist mir mit den Vertheidigungen im grauen Ungeheuer, dem Moniteur, in einigen holländischen und anderen Blättern gedient. Lerm um nichts! Und ich mag überhaupt keinen Lerm, weder im Guten noch Bösen. Ich gehe meinen stillen, ruhigen Gang fort und wenn ich, meinen Grundsätzen unwandelbar treu, in großen wie in kleinen Dingen, folgerecht und planmäßig denke, ist mir's vollkommen einerlei, was andere Leute davon denken und plaudern. Kein Mensch in der Welt kann mich glücklich oder unglücklich machen. Wenn ich nur gesund wäre! Aber da fehlt es und das fortdauernde schlechte Wetter vereitelt die Wirkung meiner Cur. Geld und Zeit gehen verloren. Doch was thut es? Wenn ich erst wieder in Bremen in meinem Bett liege, will ich es schon aushalten. Indessen kann ich noch nicht gewiß bestimmen, wie bald ich dahin zurückkomme. Vielleicht muß ich erst noch eine kleine Reise in Geschäften machen. Ich wünsche Ihnen von Herzen Gesundheit und Freude. K.

Von F. J. Bertuch**).

Weimar d. 4 Febr. 1779.

Ich habe Ihren Auftrag wegen Verkauffung der Gastischen Effeckten besorgt, und kann Ihnen endlich Nachricht davon geben, lieber Freund. Die alte Frau

*) Knigges letzter Brief. Er starb im folgenden Jahr.

**) F. J. Bertuch (1747—1822), geboren zu Weimar, als Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten der schönen Literatur thätig. Goethe nennt ihn in den Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller „den größten Virtuos im Aneignen fremder Ideen". Sehr bekannt wurde sein vielbändiges, in seiner Art einzig dastehendes Bilderbuch für Kinder (1791). Der im Brief erwähnte „traute Meistersänger" ist Hans Sachs, dessen „Klagred der Neun Muse oder Kunst über Teudtschlandt" sich u. a. auch in Hoffmanns von Fallersleben Politischen Liedern abgedruckt findet. In einem älteren Nürnberger Druck, den die königliche Bibliothek zu Dresden besitzt, befindet sich ihm zur Seite: „Des verjagten Frids Klagred über alle stendt der Weldt". Bekanntlich entbehren wir auch heute noch, gerade hundert Jahre nach dem Briefe Bertuchs, einer Gesammtausgabe der Werke von Hans Sachs.

Schreiberin war indeßen gestorben, und die Erben sehen, so gering auch das Object war, es vermuthlich schon als ein heimgefallenes Depositum an, so daß es mich beynahe gerichtliche Gewalt kostete die Sachen herauszubekommen. Der beste Weg sie zu versilbern, war die Auktion. Ich übergab sie also, laut der in beyl. Wochenblatte befindl. Inventur, dem verpflichteten Auctionator. Besage beyl. Auct. Protocoll betrug die ganze Summe, die heraus kam, 11 ₰. 4 gr. 3 ₰ davon giengen ab 1 ₰. 9 gr. Auct. Kosten, besage beyl. Scheins; blieben also 9 ₰. 19 gr. 3 ₰ übrig, welche ich Ihrer Anweisung gemäs, an Hr. Geh. Leg. Rath Goethe, laut seiner am Rande stehenden Quittung, gezahlt habe. Fünf Thaler Stätezinß, den die Schreiberischen Erben von diesen Sachen unverschämt genug forderten, habe ich mit einem derben Wischer bezahlt, womit man solche Jüdeleyen bezahlen muß. Der alte hölzerne Schrank hat sich nicht gefunden, und die 38 Thlr. welche der Fr. Gastin der Tischler Bäßler schuldig ist, sind schwerlich jemals zu erheben, weil der Kerl mit Weib und Kindern fast selbst betteln geht, dießmal nicht hier ist, und wenn ich ihn mahne gewiß wie Shakespars Timon antwortet: — münzt mein Blut! Das Geld für die Frau Gastin können Sie also durch die Frau Räthin Goethe, durch welche Sie auch Gegenwärtiges erhalten werden, erheben laßen. Ich wünschte, daß ich der armen Frau recht viel hätte daraus verschaffen können.

Herzlichen Dank für Ihre freundschafftlichen Bemühungen für meinen trauten Meister Sänger! Aus dem October des Merkurs werden Sie gesehen haben, daß Teutschlands Gleichgültigkeit und schlaffe Unthätigkeit für seine alte Litteratur mich einer 3jährigen Mühe überhebt. Auch gut so! sagt' ich und trug die disjecta membra meines lieben Alten, die ich wieder in Einen Leib sammeln wollte, ruhig wieder in den Bücherschrank; und seitdem lese ich sein Narrennest und die Klag der 9 Göttin Musä über Teutschland mit tieferem Sinn und hellerem Anschauen.

Leben Sie wohl, lieber Großmann und gedenken Sie meiner immer als

Ihres Freundes
F. J. Bertuch.

Von F. Bouterweck.*)

Hannover, d. 24ste März 88.

P. P.

Ich habe mich, als ich die Ehre hatte, Ew. Wohlgeb. Bekanntschaft zu machen, zur einer Umarbeitung oder Revision meines Prologs erbeten, befinde mich aber unglücklicher Weise so ausser aller kritischen Stimmung, daß ich mich gegenwärtig mehr zum Verschlimmern, als zum Verbessern fähig fühle. Sollten Sie also noch der Meinung seyn, das Dingchen drucken zu lassen, wogegen ich nichts habe, wenn mein Name nicht mitgedruckt wird, so mag es in Gottes Namen den Sprung wagen. Ein Meisterstück wirds doch nie werden, wenn ich auch daran putze u. feile u. reibe. Die Stelle indeß, die Sie anstößig fanden, ist leicht geändert. etwa auf diese Art:

Doch aus dieser Spanne Zeit,
Dieser Welt voll Gram u. Zähren,
wahrer Freuden Zahl zu mehren,
u. s. f.

*) Fr. Bouterweck (1766 — 1828), philosophischer und ästhetischer Schriftsteller, ordentl. Professor der Philosophie zu Göttingen.

für: „hat noch kein Lessing überzeugt" mag es immer heißen: „hat Lessing selbst nicht überzeugt. Indeß glaub' ich, daß jenes allgemein=passender ist, weil dort „ein Lessing" überhaupt einen scharfsinnigen Dramaturgen andeutet, bei der von Ihnen vorgeschlagenen Veränderung aber von dem würklichen Lessing die Rede ist, den gewiß nur der kleinste Theil des Parterres gelesen hat, und der also die übrigen nicht überzeugen konte, da doch wol jeder einmal einen denkenden Theaterkenner hat reden hören. Doch ich kan mich irren. Sie kennen die Seele des Publikums besser, als ich, u. wissen, wie es die Dinge am besten versteht.

In der Zeile: „Scherze flogen — — freudig zu den Menschen hin", ist es wol besser zu sagen: willig. — Vielleicht auch anders. — — Von Freude kömt doch mehr als zuviel vor.

Aber so gehts. Jedermann kan es sehen, wenn sein neugebohrnes Kind krüpplichte Glieder hat. Schade nur, daß es von niemandem abhängt, ein gerades und kein krüpplichtes Kind zu zeugen.

Dürft' ich mir von dem gedrukten Prolog wol ein halbes Duzend Exemplare ausbitten — — wenn Sie sie missen können?

Ich empfehle mich Ihnen

gehorsamst

F. Boutterwek.

Von C. F. Cramer.*)

Kiel, den 24. Nov. 89.

Wohl erinnere ich mich, liebster Herr Großmann, eines angenehmen Tages, den ich, wenn ich nicht sehr irre, nicht in Leipzig, sondern in Gotha, mit Ihnen zubrachte. Das Andenken an diese Bekanntschaft ist bey mir nachher oft durch das Vergnügen vermehrt worden, das mir Ihre dramatische Muse gemacht hat. Nach Lessings Minna habe ich in keiner deutschen Comödie so gern geschmaußt, als in Ihren vortrefflichen sechs Schüsseln.

Lessing hat keinen heißern Freund als mich — oder Bewunderer sollt ich sagen. Ich will sobald ich nicht mehr das Zimmer hüten muß, wie ich einige Wochen habe thum müßen gern Ihr Vorhaben hier bekannt machen, verspreche Ihnen aber nicht viel Erkleckliches an meinem Orte, der sehr arm an Geld und noch ärmer an Enthusiasmus ist. Vielleicht kann ich Ihnen aber einen Rath geben, der besser ist, als meine Beyträge. Wenden Sie sich an einen Dänen der Rahbeck heißt (Homme de lettres à Copenhague) einen enthusiastischern Freund hatte Lessing nie; und dazu kommt daß er in einer großen Stadt alle möglichen nöthigen Bekanntschaften zu einer Solchen Sammlung hat; die mir an meinem kleinen, an dem ich selbst für meine eigenen Werke nicht das mindeste ausrichte, gänzlich fehlen. Wenn Sie ihm schreiben. ich hätte ihn Ihnen als den Herold Lessings unter den Dänen genannt; so zweifle ich nicht er wird sich dem Geschäfte mit Eifer unterziehen.

Seyn Sie von mir versichert, daß ich mit ausgezeichneter Hochachtung mich nenne

Ihren ergebensten

C. Kramer.

---

*) C. F. Cramer (1752—1807), Mitglied des Göttinger Dichterbundes, seit 1775 Professor in Kiel. Wurde weger seiner Sympathien für die französische Revolution entlassen, starb 1807 in Paris. Von Interesse für die Zeitgeschichte ist sein „Tagebuch aus Paris". 2 Bde. 1800.

Von J. J. Engel.*)

Berlin, den 13t. Novbr. 1789.

Mit der Vorstellung zum Behuf des Lessingischen Monuments müssen Sie sich noch ein wenig gedulden; es sind mir hier der Benefizien zu viele auf einander gefolgt und die Casse ist gegenwärtig zu arm, als daß ich an den Verlust einer guten Einnahme sollte denken können. Die Abfindung des Direct. Döbbelin hat uns gänzlich erschöpft, und wir haben zu allem unsrem baaren Gelde noch 14000 ℛ aufnehmen müssen. Ich muß also diesen Winter nothwendig erst suchen, ein wenig wieder zu Kräften zu kommen. Fiele eine Landtrauer ein oder träfe das Theater sonst ein widriger Zufall; so wäre der Bankerott da, die Gnade des Königs müßte dann ins Mittel treten. Menschenhaß und Reue hat also auch in Hannover so viel Wirkung gethan, wie hier und überall? Ich habe von dem Verf. ein anderes Stück zu meiner völlig freien Disposition, ein Stück, welches hier, ob es gleich ungleich weniger rührend und mehr komisch ist, ganz unendlich und noch mehr als Menschenhaß gefallen hat. Gedruckt soll es vor mehreren Jahren nicht werden; der Verf. will etwas mehr verdienen, als das ärmliche Honorarium eines Verlegers. Für 8 Stück Fr d'or und unter der Bedingung, daß Sie das Mscpt nicht veräussern wollen, steht es zu Ihren Diensten. Das hiesige Theater hat dafür 20 gegeben und hätte auch 40, auch 60 geben können. Gewiß, wir müssen diesen Verfasser ermuntern, der schon wieder ein Stück unter der Feder hat, das ich noch diesen Winter zu erhalten gedenke. Ich bin mit größter Hochachtung

Ihr

ergebenster
Engel.

Berlin, den 14ten April 1790.

Schaffen Sie mir Copisten, mein werthester Herr Großmann; so sollen Sie es haben! Die beiden beim National-Theater angesetzten haben alle Hände voll zu thun, und an andern fehlt es jetzt um so mehr, da es zu Felde geht. Es giebt nehmlich unter dem Artillerie Corps eine Menge junger Leute, die studirt haben und eine gute Hand schreiben; diese verdienen sich gern durch Abschreiben ein wenig Salz zu ihrem Brodte: gegenwärtig aber haben sie Patronen zu machen und Bomben zu füllen. Eine Menge derselben ist auch schon fort; nach Magdeburg, nach Breslau, nach Graudenz, Gott weiß wohin!

Ihnen die Chöre zu Macbeth mitzutheilen; dazu muß ich Reichardts ausdrückliche Erlaubnis haben. Die Sonnenjungfrau soll ich an die Theater verkaufen, und ehe ich sie Ihnen schickte, wenn ich auch Copieen davon vorräthig hätte, müßten Sie die Güte haben, sich über den Preis zu erklären. Im Vertrauen will ich Ihnen wohl stecken, daß dieß Stück die Kosten nicht einbringt, die es verursacht und daß es die Wirkung nicht thut, die man sich im Lesen davon vorstellt. Besonders kommt Alles auf eine recht gute Cora an; und wo ist die?

*) J. J. Engel (1741—1802), einer der besten deutschen Prosaisten, Professor am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, führte von 1787—1795 mit Rammler zusammen die Direction des Berliner Nationaltheaters.

Es muß in einer Schauspielerinn zu Vieles zusammenkommen, wenn sie dieser Rolle Genüge thun soll.

Daß wir, nach Sitte der alten Welt, eine Art von Tauschhandel errichten, kann mir ganz recht seyn: aber lassen Sie uns darüber nicht schriftlich sondern mündlich unterhandeln. Die Gelegenheit wird sich nächstens finden. Ich bin, wie immer

Dero

ergebenster
Engel.

Berliner Bauprojecte.

Ein eigenthümliches Mißgeschick waltet über den vom Staate projectirten monumentalen Bauten Berlins. Jene großartigen Gesichtspuncte, welche in Wien bei der Gestaltung der inneren Stadt, der Anlage der Ringstraße, der Disposition über die monumentalen Bauten Wiens maßgebend waren, werden in Berlin vergebens gesucht. Die büreaukratische Verknöcherung, die Gleichgültigkeit gegen die künstlerischen und architectonischen Bestrebungen der Fachmänner, persönliche Eifersüchteleien und kleinliche Intriguen verhindern einen ähnlichen Aufschwung, wie die letzten zwanzig Jahre der Hauptstadt an der Donau gebracht haben. Man sollte meinen, daß die Erhebung Berlins zur Hauptstadt des deutschen Reiches den Antrieb zu einer großartigen Entwickelung in architectonischer Beziehung hätte geben müssen; die Möglichkeit dazu war allerdings vorhanden, da eine große Anzahl von bedeutenden Aufgaben vorlag; allein es fehlte auf diesem Gebiet eine durchgreifende Persönlichkeit, ein Bismarck, der die Lösung derselben von einem höheren Gesichtspuncte in die Hand genommen hätte, der mit dem Bau einer großen Anzahl von monumentalen Bauten gleichzeitig den Zweck ins Auge gefaßt hätte, die Stadt wesentlich zu verschönern und die Gebäude nicht vereinzelt hier- und dahin zu zerstreuen, sondern eine großartige Gesammtanlage ins Leben zu rufen.

So haben denn die Staatsbauten Berlins keinen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der Stadt ausgeübt. Den colossalen Aufschwung, den Berlin in den letzten zehn Jahren genommen hat, hat es ausschließlich der Privatbauthätigkeit zu verdanken, welche allerdings eine unerwartet großartige Entwickelung genommen hat. In allen Fragen aber, wo der Staat etwas zu der Neugestaltung der Hauptstadt beitragen, wo er selbst bahnbrechend wirken konnte, hat er die Gelegenheit unbenutzt verstreichen lassen. Vielmehr hat derselbe die Hände in den Schooß gelegt und häufig hemmend eingegriffen, wo es seine Pflicht war, die Hindernisse zu beseitigen.

Die Schuld an dieser Lage trägt vor Allem das preußische Handelsministerium und die königliche Ministerial-Baucommission. Diese Behörden repräsentiren recht eigentlich den büreaukratischen Schlendrian und haben in den letzten zehn Jahren in allen baulichen Fragen im hohen Grade hemmend und störend gewirkt. Den Höhenpunct erreichte diese Situation unter dem vorigen Handelsminister, der vor lauter theoretischem Bedenken niemals zu einer positiven That kommen konnte und den unter ihm autonom wirkenden Geheimen Räthen völlig freien Spielraum ließ. Der gegenwärtige Handelsminister, oder richtiger der jetzige Minister für die öffentlichen Arbeiten hat allerdings bereits gezeigt, daß er den Gewohnheiten seines Vorgängers mißhuldigt und selbst persönlich einzugreifen entschlossen ist, aber ihn beschäftigt in so hohem Grade die Reorganisation des Eisenbahnwesens, daß er den Fragen der monumentalen Bauten bisher ziemlich ferne geblieben ist.

Dazu kommt noch, daß jedes Ministerium seine Bauangelegenheiten selbstständig löst, die Frage nach der Unterbringung seiner Räumlichkeiten ohne die anderen Ressorts zu befragen entscheidet, und am allerletzten an die Förderung Berlins denkt; also genau so verfährt, wie jeder Privatmann, der nur von seinen persönlichen Interessen getrieben wird.

Gleichwohl herrscht in den Kreisen der Geheimen Räthe die wunderliche Anschauung, daß die Regierung ganz enorm viel für Berlin gethan habe, während in Wahrheit das Gegentheil der Fall ist. Wenn man bedenkt, welch' colossalen Beitrag die Einwohner der Stadt Berlin zu den Staatssteuern beitragen, so ist das, was im Verhältniß dazu von der Regierung für Berlin selbst geschieht, um seinen Handel, seine Industrie, seine Kunst und Wissenschaft zu fördern, in der That unbedeutend.

Eine Besserung in den Berliner Verhältnissen ist überhaupt erst bemerkbar, seitdem die Anlage der Straßen, die Unterhaltung des Straßenpflasters und der Brücken an die Stadt übergegangen ist. Unter der Herrschaft des Fiscus sind alle diese Anlagen im hohen Grade verwahrlost, das Straßenpflaster war geradezu berüchtigt und ein Ruin für Pferde und Wagen, die öffentlichen Plätze wüste Stätten, die Brücken lebensgefährliche Ruinen. Es hat bereits der Stadt Millionen gekostet, um die ärgsten Schäden auszubessern und die Folgen der langjährigen Unterlassungssünden des Fiscus zu repariren. Als der Fiscus vor zwei Jahren der Stadt mit dem Straßenpflaster, den öffentlichen Plätzen, Brücken u. s. w. ein Geschenk machte, da konnte der Magistrat mit Recht sagen: Timeo Danaos et dona ferentes.

Berlin übernahm diese neue Last unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen, und der Magistrat übernahm sie nur, damit endlich dem scandalösen Verfall aller öffentlichen Anlagen entgegen gewirkt werde. Die meiste Schuld an dieser fiscalischen Wirthschaft trägt offenbar der vorige Finanz-

minister Camphausen, der nach seiner finanziellen Beanlagung nur darauf bedacht war, die Cassen des Fiscus zu füllen, für öffentliche Anlagen, für künstlerische Zwecke und für die Anliegen der Hauptstadt aber geringes Interesse hatte.

Die Folgen dieser fiscalischen Mißwirthschaft machen sich jetzt für die Finanzen der Stadt im hohen Grade fühlbar. Es gehören viele Millionen dazu, um das Straßenpflaster Berlins umzugestalten, um die alten baufälligen, hölzernen Brücken durch neue monumentale Bauten aus Stein und Eisen zu ersetzen, welche zugleich dem von Jahr zu Jahr wachsenden Wasserverkehr entsprechen. Unter solchen Umständen sind natürlich von künstlerischer Seite nicht zu hohe Anforderungen an die Finanzen der Stadt Berlin zu stellen, weil sie ohnedies schon sehr zu kämpfen hat, um nur die nothwendigsten Nützlichkeitsbauten aufzuführen.

Hier könnte und müßte nun der Staat eingreifen. Es liegen eine so große Anzahl von hervorragenden Staatsbauten vor, daß wenn diese nach einheitlichem Gesichtspuncte gelöst würden, wenn dabei die Verschönerung der Hauptstadt ins Auge gefaßt würde, wirklich etwas Großartiges geleistet werden könnte. Leider wird Alles aber vereinzelt und meist recht ungeschickt angegriffen, oder aber, wenn wirklich ein großer Plan, eine schöpferische Idee vorliegt, wird dieselbe entweder in unverantwortlicher Weise verschleppt und verzögert, oder aber aus kleinlichen, zum Theil persönlichen Gründen und durch Intriguen verhindert oder verkümmert. Tritt eine Idee oder ein Project auf, welches nicht aus den Kreisen der herrschenden Geheimrathskaste kommt, dann kann man gewiß sein, daß sie zu Tode genörgelt und gehetzt wird. Andererseits werden große und bedeutende Bauanlagen geradezu unfähigen Architecten anvertraut, die sich der besonderen Gunst der maßgebenden Kreise erfreuen. So ist dies namentlich mit der großen Anlage der Bergakademie, der landwirthschaftlichen Akademie, der geologischen Anstalt und der naturwissenschaftlichen Museen vor dem Neuen Thor geschehen; diese sind so überaus nüchtern und kasernenartig ausgeführt, daß überhaupt von Stil bei ihnen nicht die Rede sein kann, so daß diese nach ihren Dimensionen allerdings großartigen Bauten dennoch einen überaus unbedeutenden Eindruck machen.

In welcher Weise die großen monumentalen Aufgaben hergestellt werden, das ist am deutlichsten an der Lösung der Aufgabe des Reichstagsgebäudes zu ersehen. Acht Jahre sind vergangen, seitdem zuerst die Absicht auftauchte, ein der Hauptstadt des deutschen Reiches würdiges Parlamentsgebäude zu errichten. Damals war im Reichstag und im Berliner Publicum vollständige Einstimmigkeit darüber vorhanden, daß das Gebäude nur am Königsplatze auf dem Terrain errichtet werden könne, welchen das Palais Raczinski inne

hat, da alle Bedingungen, um ein wirklich monumentales Gebäude zu errichten, dort zusammentrafen. Die Schuld, daß dieses Project damals nicht zur Ausführung kam, trifft die Regierung, deren Commissär, der damalige Unterstaatssecretär Dr. Achenbach, jetzt Oberpräsident von Brandenburg, die Verhandlungen mit dem verstorbenen Grafen von Raczinski mit der unserer Büreaukratie eigenen Ungeschicklichkeit und Schroffheit führte.

Seitdem sind nun acht Jahre ins Land gegangen, die Speculation hat sich des Gegenstandes bemächtigt und alle möglichen Terrains angeboten, die schlechterdings ungeeignet für das Reichstagsgebäude waren. Nun, nach endlosen Irrfahrten, kommt endlich die Regierung auf das ursprüngliche, einzig mögliche Project wieder zurück, und es ist ihr auch gelungen, alle demselben entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, so daß diese Frage nun wohl endlich, nachdem sie bereits zum Gespötte des In- und Auslandes geworden war, in entsprechender Weise gelöst werden wird. Das Hauptverdienst für diese Entscheidung gebührt der Presse, welche Berlin davor bewahrt hat, daß das Krollsche Etablissement, welches die Regierung in Vorschlag gebracht hatte, dem Reichstagsgebäude geopfert werde.

Indessen sind noch nicht alle Hindernisse überwunden. Es droht sich nun wieder ein Façadenstreit zu erheben. Das preisgekrönte Project, das zur Ausführung kommen sollte, zeigt eine Hauptfaçade nach dem Königsplatze. Dagegen weisen nun mancherlei Kritiker darauf hin, daß die Mehrzahl der Reichstagsmitglieder von der Stadtseite das Gebäude betreten würden; demnach also die Hauptfaçade nach dieser Seite hingelegt werden müsse. Daraus wird dann deducirt, man solle von dem preisgekrönten Entwurfe absehen und eine neue Concurrenz ausschreiben. Wir wollen nicht hoffen, daß dahinter wieder eine künstlerische Intrigue steckt, welche aus Mißgunst auf einen Künstler, der nicht in Amt und Würden steht, sondern nur ein Privatbaumeister ist, diesem den berechtigten Lohn seiner Arbeit entziehen und die Ausführung einem Anderen überweisen will. Andererseits macht sich die Auffassung geltend, die Zeit der Begeisterung sei vorüber, man solle deshalb keinen glänzenden Monumentalbau aufführen, sondern lediglich einen Nützlichkeitsbau. Ein solcher Gesichtspunct ist zu erbärmlich, um eigentlich widerlegt zu werden. Das deutsche Volk hat sich lange genug nach seiner Einheit gesehnt, als dessen Verkörperung das deutsche Parlament erscheint. Es hat darum gewiß ein Recht darauf, daß das Reichstagsgebäude in monumentaler Weise aufgeführt wird. Gerade die Lage des Platzes gegenüber der Siegessäule fordert dazu heraus. Nach jener Seite muß also auf jeden Fall eine würdige und großartige Façade hergestellt werden. Andererseits fordert auch die entgegengesetzte Seite eine künstlerische Behandlung, und das muß als ein besonderer Vortheil angesehen werden, denn wie die altgriechischen

Tempel zwei Zugänge hatten, wie die politischen Kathedralen sich nach allen Seiten monumental gestalteten, so bietet sich gerade hier die Gelegenheit auch nach der Stadtseite eine angemessene Front zu schaffen.

An Mitteln dazu fehlt es ja nicht, 28 Millionen Mark liegen seit Jahren aufgespeichert für den Bau des Reichstagsgebäudes, dazu kommt noch das gegenwärtige provisorische Gebäude in der Leipziger Straße, welches alsdann frei wird und am besten dem preußischen Staat zurückgegeben wird, um dort das Abgeordnetenhaus, das gegenwärtig in sehr dürftigen und kümmerlichen Räumen am Dönhofsplatz untergebracht ist, neben dem Herrenhause unterzubringen, und vielleicht später, wenn die Klagen über die ungünstige Finanzlage verstummt sind, auf dem großen Platze, welcher gegenwärtig von dem Herrenhause, dem provisorischen Reichstagsgebäude und dem provisorischen Gewerbemuseum eingenommen wird, ein großartiges und der Würde des preußischen Staates entsprechendes Gebäude für beide Häuser des Landtages zu errichten, das ähnlich wie die Universität mit einem Vorgarten nach der Leipzigerstraße und einem Hintergarten nach der verlängerten Zimmerstraße aufgeführt werden könnte. Da der Werth des provisorischen Gebäudes in der Leipzigerstraße mindestens 3 Millionen Mark beträgt, so stehen also in Wirklichkeit dem Reiche 31 Millionen Mark zum Bau des Reichstagsgebäudes zur Verfügung. Nun wird für den Bauplatz selbst allerdings eine ziemlich bedeutende Summe abgehen. Das Palais Raczinski genügt nämlich nicht; es müssen die dem preußischen Staate gehörigen, dort gelegenen Maler- und Bildhauerwerkstätten, sowie die Musikschule angekauft werden. Außerdem aber wird noch ein Theil der Sommerstraße für den Bauplatz erforderlich sein und in Folge dessen diese wieder durch die an derselben liegenden Grundstücke ergänzt werden. Dadurch ist aber auch die Möglichkeit gegeben, ein großartiges Ensemble zu schaffen. Wenn nämlich die von der Sommerstraße zwischen der Dorotheenstraße und der Spree gelegenen Grundstücke angekauft werden, so kann alsdann zunächst nach der Stadtseite ein Platz von circa 200 Fuß Breite geschaffen werden, und dies ist bei einem so bedeutenden Gebäude, wie es das Reichstagsgebäude werden wird, unerläßlich, wenn nicht eine Lage geschaffen werden soll, wie sie dem königlichen Schloß an der Schloßfreiheit zu Theil geworden ist. Da nun mit jedem Jahre sich die Verwaltung des Reiches weiter ausdehnt und schon jetzt die Räume der Regierung in der Wilhelmsstraße nicht genügen, so wäre hier gerade die Gelegenheit gegeben, Terrains zu erwerben, um auf denselben solche Gebäude aufzuführen, welche in naher Verbindung mit dem Reichstage stehen, das wäre namentlich ein Palais für den Bundesrath, aber auch andere Aemter ließen sich dort noch unterbringen. Wie bedeutend das Bedürfniß des Reiches ist, geht daraus hervor, daß gegenwärtig ein Gebäude für das Gesundheitsamt

erworben ist und ein solches fürs Reichsjustizamt erbaut wird. Da nun das Reichsschatzamt neu begründet und selbständig gemacht wird, bald aber wegen der beabsichtigten Ausdehnung der indirecten Steuern und Zölle eine sehr bedeutende Ausdehnung erhalten wird, so wird eine Verlegung des Bundesrathes aus dem Gebäude in der Wilhelmstraße und ein Neubau des ehemaligen Deckerschen Gebäudes unerläßlich sein. Auch für das Patentamt werden besondere und sehr ausgedehnte Räumlichkeiten nothwendig werden, wenn erst die Sammlungen anwachsen wie in Frankreich, England und Nordamerika.

Demnach würde es schon jetzt als dringend nothwendig zu erachten sein, jene erwähnten Grundstücke an der Sommerstraße zu erwerben, außerdem aber noch die bald freiwerdende Kaserne der Artillerieschießschule, sowie noch einige Bauplätze an der Spree. Nach einer Regulirung der Sommerstraße würde dennoch so viel Terrain übrig bleiben, um drei bis vier große Paläste auf demselben aufzuführen, in welchen verschiedene Reichsämter und Behörden untergebracht werden können. Dies hat den großen Vortheil, daß die Reichsämter nicht in verschiedenen Stadttheilen zersplittert werden, daß außerdem ein großartiges architectonisches Ensemble geschaffen werden kann, denn es würde möglich sein, außer der projectirten Uferstraße noch eine Straße auf die Mitte des Reichstagsgebäudes von der Marschallsbrücke aus zu richten, so daß alsdann das Parlamentsgebäude im Point de vue der projectirten Uferstraße in einer Länge von 3000 Fuß liegen würde und bereits von der Weidendammerbrücke aus, längs der Spree, würde gesehen werden können. Im Zusammenhange mit der Alsenstraße, dem Königsplatz, der Uferstraße würde dies ein Straßenensemble werden, wie es großartiger wohl keine Stadt der Welt würde aufzubieten haben. In der Mitte dieser Anlage würde alsdann das Reichstagsgebäude an zwei Plätzen zu liegen kommen, umgeben von lauter monumentalen Gebäuden, zu denen sich dann noch die nahe gelegenen Paläste des physiologischen Instituts und der Kriegsakademie gesellen.

Ein solches Project ist ohne besondere Schwierigkeiten auszuführen, denn die Erwerbung sämmtlicher dazu nöthigen Grundstücke würde die Höhe von 12 Millionen Mark nicht übersteigen. Es würden dann also noch circa 19 bis 20 Millionen Mark für den Bau des Reichstagsgebäudes überbleiben, völlig ausreichend, um ein großartiges, monumentales Gebäude in der reichsten Ausstattung aufzuführen, während die anderen Gebäude für die Reichsämter erst je nach Bedürfniß hergestellt zu werden brauchten, indessen die Regulirung der Sommerstraße, sowie die Anlegung der Uferstraße sofort vorgenommen werden müßte.

So ist also die Hoffnung und die Möglichkeit vorhanden, die Frage des Reichstagsgebäudes endlich in würdiger Weise zu lösen, so daß man dann wenigstens sagen kann: was lange währt, wird gut.

Nicht so aussichtsreich und vielversprechend ist ein anderes Project, welches seit Jahren in der Luft schwebt, und zu dem schon viele Vorarbeiten gemacht sind, nämlich die Verlegung der großen königlichen Bibliothek nach den Gebäuden, in welchen sich jetzt die Akademieen der Künste und der Wissenschaften, sowie ein Theil des königlichen Hofstalls und die Kaserne einer Eskadron der Gardes du Corps befindet. Dieses überaus große Gebäude, welches unmittelbar neben der Universität liegt, ist schon seit Jahren für die Bibliothek bestimmt, der verstorbene Director der Bauakademie, Lucae, hat vielfache Reisen deswegen unternommen, jedesmal erhebt Professor Mommsen im Abgeordnetenhause bei der Berathung des Etats seine Stimme, um auf die traurigen Zustände der königlichen Bibliothek aufmerksam zu machen; aber die Angelegenheit bleibt auf dem alten Fleck.

Die räumlichen Verhältnisse der königlichen Bibliothek sind allerdings überaus traurige und der Würde des preußischen Staates keineswegs angemessen. Als Friedrich der Große das Gebäude erbauen ließ, da handelte es sich darum, eine Bibliothek von circa 100,000 Bänden unterzubringen, dafür genügte das Gebäude am Opernplatz vollständig. Seitdem aber hat sich die Bibliothek verzehnfacht und nimmt mit jedem Jahre zu; dazu kommt eine bedeutende Sammlung von alten Karten, Noten u. s. w. Früher dienten die Räume des Erdgeschosses dem gegenüberliegenden Opernhause als Aufbewahrungsstätte für die Coulissen. Jetzt sind sie längst der Bibliothek einverleibt, ohne aber dem Mangel an Raum dadurch abzuhelfen. Ueber dem Erdgeschoß erhob sich ein einziger großartiger Saal, in welchem die Bibliothek aufgestellt war. Dieser ist längst verschwunden und hat einer Reihe von kleinen unbedeutenden Gemächern Platz machen müssen, und nur in der Mitte ist noch ein größerer Saal reservirt. Trotzdem befinden sich Tausende von Büchern unausgepackt in Kisten, weil kein Platz ist, um sie aufzustellen, dabei haben sich die Böden theilweise wegen mangelhafter Construction gebogen und können kaum noch die Last tragen. Außerdem ist das Gebände nicht hinreichend gegen Feuersgefahr gesichert. Es wohnen Beamte in demselben, auch steht das Gebäude in unmittelbarem Zusammenhang mit dem königlichen Palais, so daß immerhin die Gefahr vorhanden ist, daß in dem leicht gebauten Gebäude einmal Feuer ausbricht.

Aus all diesen Gründen dürfte die Verlegung der Bibliothek nicht länger aufgeschoben werden, aber die Ursachen, welche derselben entgegen stehen, liegen eben in der Benutzung des gegenwärtigen Gebäudes der Akademie. Zunächst muß wenigstens für die Akademie der Künste ein neues Gebäude aufgesucht werden. Für die früher in demselben stattfindende Kunstausstellung ist einstweilen ein provisorisches Gebäude auf der Museumsinsel aufgeführt. Es wäre nun durchaus entsprechend, daß auch dort in unmittelbarem An-

schluß an die Kunstsammlungen das Gebäude für die Akademie der Künste erbaut würde. Nichts wäre natürlicher und entsprechender; denn für die Schüler der Akademie kann es doch kein besseres Studium geben, als das der Vorbilder in den Museen. Es wurde auch bereits ein großartiger und genialer Plan auf die Anregung der Ministerien ausgearbeitet. Danach sollte ein Gebäude aufgeführt werden, welches dazu bestimmt war, die Akademie der Künste, sowie Ateliers für Maler und Bildhauer aufzunehmen, außerdem die permanente Kunstausstellung und einen Raum für eine Bildergalerie. Dieser Plan fand beim Kaiser und beim Kronprinzen ganz besonderes Gefallen, scheiterte aber bisher an den Intriguen der Geheimen Räthe, welche in der Ministerialbaucommission es dahin brachten, daß ein dem Projecte ungünstiges Urtheil gefällt wurde, weil dasselbe, wie es vom Ministerium der Finanzen verlangt war, mit dem Packhofe insofern in Verbindung gesetzt werden sollte, als ein Theil der unteren Räume des Gebäudes einstweilen von demselben benutzt werden sollte.

Diese Lage der Dinge hat nun speculirende Hausbesitzer am äußersten Westende Berlins dazu veranlaßt, in der öffentlichen Meinung Propaganda für die Verlegung der Akademie der Künste nach dem am Thiergarten gelegenen Lützowplatz zu machen. Besondere Gründe für eine solche Verlegung lassen sich natürlich nicht angeben, als nur das Interesse jener Grundbesitzer, welche ihre Terrains recht vortheilhaft verkaufen möchten. Für die Schüler der Akademie kann es auch nichts Unzweckmäßigeres geben, als die Akademie in jenen Stadttheil zu verlegen, wo ausschließlich nur große Wohnungen vorhanden sind und freilich einige Professoren wohnen.

Außerdem aber würden die Akademiker in der unangenehmsten Lage sich befinden, wenn sie ihre Mittagskost einnehmen wollten, weil billige Speisehäuser in jenem vornehmen Stadttheile überhaupt nicht vorhanden sind. Dieses Project stößt daher von vielen Seiten auf eine energische Opposition, während der andere Entwurf als der einzig richtige immer mehr Anklang findet.

Außerdem aber wird aller Wahrscheinlichkeit jenes Hinderniß, an welchem noch viele Anstoß nehmen, nämlich die Verbindung der Akademie mit dem Packhofe, in nächster Zeit verschwinden. Die in Aussicht genommene Umgestaltung der Zollverhältnisse fordert dringend die Vergrößerung des Packhofes und die Verlegung desselben in die Nähe der Eisenbahn. Es ist dazu schon seit Jahren ein sehr bedeutendes Terrain in Moabit reservirt, welches zugleich an der Verbindungsbahn und am Canal gelegen ist. Kommt diese Verlegung zur Ausführung, wozu jetzt sehr viele Aussichten vorhanden sind, dann versteht es sich von selbst, daß das sehr umfangreiche Terrain hinter den Museen für die oben angegebenen Zwecke benutzt wird. Es wäre daher

nur zu wünschen, daß die Verlegung des Packhofes möglichst beschleunigt und sofort nach Einführung der neuen Zölle beschlossen würde. Alsdann könnte noch in dem nächsten Landtage eine Vorlage gemacht werden, um endlich auch den Bau der Kunstakademie, der Künstlerateliers und des permanenten Kunstausstellungsgebäudes definitiv zu entscheiden.

Damit wäre dann wenigstens ein entscheidender Schritt gethan, um sowohl für die Kunstakademie ein würdiges Heim zu schaffen, als auch der Bibliothek Platz zu machen. Aber es sind dann immer noch andere Hindernisse zu überwinden, zu denen namentlich die anderweitige Placirung der einen Eskadron der Gardes du Corps gehört. Indessen wird auch dies Hinderniß nicht unüberwindlich sein, wenn höheren Orts ein energisches Wort gesprochen wird. Bei der Anlage der Bibliothek würde dann allerdings noch berücksichtigt werden müssen, daß die Hauptfront nicht wie jetzt nach der Straße „Unter den Linden" zu verlegen ist, sondern nach der Universitätsstraße, welche wesentlich verbreitert und bis zur Spree in gerader Linie durchgeführt werden soll.

Diese Umgestaltung, sowie der Neubau der Bibliothek und der Akademie der Künste wird für das Innere Berlins von hohem Werthe werden, namentlich dann, wenn nach Verlegung der Artilleriekaserne nach Moabit das große Etablissement am Kupfergraben für andere Zwecke verwendbar wird und die Regulirung jener Straßen zur Ausführung kommt, welche für diesen Stadttheil projectirt ist. Denn es soll dort von der Spree her auf das Friedrichsdenkmal zugehend eine große Avenue wie die Straße „Unter den Linden" angelegt werden, die in ihrer Verlängerung jenseits der Spree bis zum Stettiner Bahnhof in gerader Linie führen soll.

Die großartigste Veränderung, welche das Innere Berlins erfahren soll, wird aber durch die Anlage der Stadtbahn bedingt. Dieselbe wird auf einem Viaduct von vier Meter Höhe mitten durch die Stadt hindurch geführt. Von besonderem architectonischen Werth ist das Bauwerk allerdings nicht, und es hätte jedenfalls in schöneren Formen aufgeführt werden können, aber es wird der Bau dieser Bahn eine ganze Anzahl von großartigen Veränderungen nach sich ziehen, die, wenn sie in einheitlichem Sinne gelöst werden, für die Verschönerung Berlins von unendlichem Werthe werden können. Bisher zog sich mitten durch das Innere der Stadt ein sumpfartiger Festungsgraben, der sogenannte Königsgraben. Dieser soll nun zugeschüttet werden, und es wäre durchaus entsprechend, wenn dieses Terrain vom Staate hergegeben würde, um auf demselben längs dem Viaducte eine Boulevardstraße aufzuführen. Der Graben ist breit genug, um auf demselben außer dem Straßenpflaster noch Gartenanlagen zu errichten, und es wäre daher sehr zu bedauern, wenn diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen

sollte, ohne die so sehr vernachlässigte innere Stadt durch solche für die Gesundheit so nothwendigen Schmuckanlagen zu verzieren. Daran schließt sich dann ferner die von der Stadt projectirte Anlage der Kaiser-Wilhelmsstraße. Ueber dieses Project ist schon so unendlich viel geschrieben und gesprochen, daß dasselbe schon weiter gediehen sein müßte, wenn jedes Wort zu Stein hätte werden können.

Es handelt sich nämlich um eine Verlängerung der berühmten Straße „Unter den Linden", und zwar durch das alte Berlin bis nach dem Nordosten der Stadt. So wie dies Project aber vom Magistrat in die Hände genommen ist, kann es nicht als eine wesentliche Verschönerung aufgefaßt werden. Danach würde diese Straße nämlich einen Bogen machen und nur 70 Fuß breit werden, während die Straße „Unter den Linden" 180 Fuß breit ist. Daß eine solche Ausführung weder der Sache entspricht, noch auch dem Namen, welcher der Straße verliehen werden soll, liegt auf der Hand. Will man dem Kaiser Wilhelm zu Ehren eine Straße in der Hauptstadt des von ihm gegründeten deutschen Reiches benennen, so muß diese Straße wenigstens eine würdige sein und einen monumentalen Charakter haben. Hat sie das nicht, so erscheint es uns wenigstens als unwürdig, einer in der Anlage verfehlten Straße diesen Namen beizulegen. Noch kann allerdings dieser Beschluß geändert werden, und es wäre sehr zu wünschen, daß es geschehe. Dann müßte aber die Straße in derselben Ausdehnung wie die Straße „Unter den Linden" und zum mindesten in gerader Richtung angelegt werden. Geschähe dies, dann würde sie genau bei dem Friedrichshain enden und demnach nach beiden Seiten, auf der einen Seite nach dem Thiergarten und auf der anderen Seite mit dem Friedrichshain, einen passenden Abschluß gewinnen, an welchem dann ein ähnliches Triumphthor errichtet werden könnte.

Von hoher Wichtigkeit ist endlich auch die Entscheidung über das Landgerichtsgebäude. Durch die Gerichtsreform wird ein neues Gebäude für das Landgericht in Berlin unumgänglich nothwendig, da das Gerichtsgebäude in der Judenstraße nicht blos dem jetzigen Bedürfnisse durchaus nicht mehr entspricht, sondern auch in jeder Beziehung in hohem Grade mangelhaft ist. Es ist nun von dem Justizministerium das alte Cadettenhaus miethweise übernommen worden. Daß dieses Gebäude sich für das Landgerichtsgebäude besonders eignet, kann man nicht gerade sagen; denn es liegt an einer engen, sehr wenig verkehrsreichen Straße. Das Gebäude ist zwar sehr umfangreich, allein für ein Gerichtsgebäude sehr wenig geeignet, auch ein Umbau wird die vielen Mängel, die dasselbe hat, nicht beseitigen. Indessen kann diese Entscheidung nicht als eine endgültige angesehen werden, da das Gebäude vom Kriegsministerium nur miethweise überlassen ist. Es ist daher zu erwarten, daß diese Frage noch eine andere Entscheidung erhält, und das würde sehr

leicht möglich sein, wenn das fiscalische Terrain, welches in der Münzstraße liegt und gegenwärtig zu einer Kunstgießerei benutzt wird, mit Hinzunahme von Privatgebäuden zum Landgericht bestimmt würde. Es würde alsdann dies Gebäude an der projectirten Kaiser-Wilhelmsstraße zu liegen kommen, die sich dort leicht zu einem Platze erweitern ließe. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofes, von allen Seiten frei gelegen, würde es eine ausgezeichnete Lage erhalten und der Stadt zur wesentlichen Zierde gereichen können, während wenn es definitiv in der alten Cadettenanstalt untergebracht werden soll, von einer Verbesserung nicht die Rede sein kann.

Es harren also gegenwärtig viele und wichtige architectonische Fragen ihrer Lösung. Es kommt nur darauf an, daß sie in großem Sinne gelöst werden, und daß nicht kleinliche Gesichtspuncte dabei maßgebend sind; alsdann kann in nächster Zeit für die architectonische Entwickelung Berlins allerdings Großartiges geleistet werden, sonst aber wird auch diese überaus günstige Gelegenheit wieder ungenützt vorüber gehen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Reichstag. Nihilistenproceß. Socialistisches. Auswärtige Politik. — Die letzte Woche war eine der ruhigsten dieser tief bewegten Zeit, man widmete sich während derselben sowohl auf dem Gebiete der inneren Politik wie auf dem der auswärtigen der Vorbereitung und Sammlung. Im Innern galt es die Rüstung zum parlamentarischen Kampfe der Zolldebatten, und außen plante die Diplomatie neue Züge in der türkischen, griechischen und ägyptischen Politik. Der Reichstag ist heute wieder zusammengetreten und der lang erwartete und wohl vorbereitete Entscheidungskampf kann nun beginnen. Man thut wohl gut, jetzt wo die Thatsachen so bald selbst sprechen werden, auf alle Conjecturen über den Ausfall dieses Kampfes zu verzichten. Nur das läßt sich sagen, daß die Stimmung in den Kreisen der Regierung eine ruhige und zuversichtliche ist. Man weiß, daß der Kampf hart sein wird, daß er um jede einzelne Position des Tarifes von neuem entbrennen wird, aber man kennt die Freunde einer jeden dieser Positionen und scheint der Ueberzeugung zu sein, daß bei den meisten Positionen die Zahl der Anhänger eine ausreichende sein wird. Von gegnerischer Seite wird dies lebhaft bestritten, namentlich in Bezug auf die beiden Sätze, auf die es der Regierung vornehmlich ankommt, die Zollsätze für Getreide und Holz. Hier steht Meinung gegen Meinung und der Erfolg allein kann entscheiden. Die nächste praktische Frage ist die der parlamentarischen Behandlung der Tarif- und Steuervorlagen, ob dieselben im Plenum zu berathen oder ganz oder theilweise an eine oder mehrere Commissionen zu ver-

weisen sind. An eine Berathung der gesammten Vorlagen im Plenum denkt heute wohl Niemand mehr und hat vielleicht überhaupt Niemand jemals im Ernste daran gedacht, denn wie sollte man eine so schwierige verwickelte Materie lediglich im Hause selbst erledigen können, wie schwierig würde es sein bei solcher Behandlung der Entwürfe zu Compromissen und Ausgleichen zu gelangen. Die Bildung einer oder mehrerer Commissionen für die gesammten Vorlagen oder für verschiedene Theile derselben erscheint daher wahrscheinlich. Die Fractionen haben sich hierüber noch nicht schlüssig gemacht. Das leitende Organ der Nationalliberalen plaidirt heute für die Bildung zweier Commissionen, deren eine sich mit den Tarifpositionen beschäftigen soll, während die andere die Steuervorlagen in Vorberathung zu nehmen hätte. Die nächsten Tage werden hierüber die Entscheidung bringen.

Nächst den wirthschaftlichen Dingen nahm das öffentliche Interesse bei uns den regsten Antheil an einem Processe, der uns wieder einmal recht lebhaft an die von der socialistischen Propaganda her drohende Gefahr erinnerte. Am letzten Sonnabend standen vor der Criminalabtheilung des Berliner Stadtgerichts drei junge Russen jüdischer Abkunft, welche angeklagt waren des Vergehens gegen die öffentliche Ordnung, das heißt in diesem Falle angeklagt der Theilnahme an geheimen Gesellschaften und der Verbreitung des russischen Socialismus in Deutschland. Alle drei Angeklagte wurden verurtheilt, wenn auch nur zu recht geringen Gefängnißstrafen. Die Verhandlungen des Processes führten uns recht genau ein in das Leben und Treiben dieser nihilistischen Verschwörer, welche ihre Verbindungen aller Orten unterhalten und im regsten Verkehre mit einander stehen. Auch die Ruchlosigkeit der nihilistischen Tendenzen trat bei dieser Gelegenheit in den producirten Schriftstücken wieder einmal in deutlichster Weise hervor. Merkwürdig und neu war die Thatsache, daß die Angeklagten in einer Proclamation versucht hatten, die „jüdische intelligente Jugend" als solche für den Nihilismus zu gewinnen. Ein Versuch dieser Art war bisher nicht bekannt. Der ganze gerichtliche Vorgang war recht geeignet zu erweisen, wie dringend geboten auch heute noch, oder vielmehr gerade heute, Vorsicht und Wachsamkeit gegenüber dem Socialismus sind. Die revolutionäre socialistische Propaganda ist noch in voller Arbeit. Ganz natürlich. Wir haben eben erst begonnen sie zu bekämpfen, und wenn auch die anderen Regierungen, namentlich Rußland, jetzt gegen den gemeinsamen Feind auf der Hut sind, so ist der Kampf gegen diesen internationalen Gegner doch zu schwierig, als daß man hoffen könnte, ihn in naher Zeit zu bewältigen.

Im Gegentheil zunächst scheint er es noch auf eine Kraftprobe ankommen lassen zu wollen. Wir haben zwar neulich entschieden und wohl mit Recht bestritten, daß für Rußland eine unmittelbare Gefahr von Seiten der Revo-

lution drohe und sind noch heute derselben Ansicht, aber natürlich ist deswegen doch unbestritten, daß in Rußland die nihilistische Agitation eine große und gewaltige ist. Auch bei uns sind neuerdings stille aber sichere Anzeichen verdächtigen socialistischen internationalen Treibens zu Tage getreten. Aus London meldet man, daß dort für diesen Sommer ein Socialistencongreß vorbereitet werde. Möglicher Weise wird derselbe nicht zu Stande kommen; aber gleichviel, das Londoner socialistische Centralcomité ist doch heute wie immer an der Arbeit. Sehr zur Unzeit hat auch Garibaldi das radicale Panier entfaltet. Er kann nicht hindern, daß auch der Socialismus unter demselben aufmarschiren wird. Garibaldi wird jetzt das allgemeine Stimmrecht den Italienern erkämpfen. Ein recht unseliger Gedanke zu der unglücklichsten Stunde ersonnen! Garibaldi beschwört durch ihn eine schwere Gefahr für das Königthum und die Einheit Italiens herauf, eine Gefahr, von der schließlich nur die Internationale Nutzen ziehen kann, wenn die Regierung sich nicht rechtzeitig ermannt, dieses ganze Demagogenthum lahm zu legen. Und das ist in Italien eine recht heikle Aufgabe. So wie die Dinge also heute in Europa liegen, haben wir dringende Veranlassung ein wachsames Auge zu haben auf Alles was sich auf dem Gebiete dieser Agitation begiebt. Glücklicher Weise hat unsere Regierung jetzt die zur Abwehr geeigneten Mittel in Händen und daß sie dieselben zu gebrauchen versteht, wissen wir. Darin liegt eine große Beruhigung.

In der auswärtigen Politik arbeitet man noch immer an der Gestaltung der ostrumelischen Verhältnisse, ohne daß diese Arbeiten bis jetzt zu einem Abschlusse geführt hätten. Doch darf man annehmen, daß das Project, das wir jüngst hier entwickelten, die Wahl Aleko Paschas zum General-Gouverneur von Ostrumelien und die Verlängerung der Vollmachten der internationalen Commission, schließlich von allen Mächten angenommen werden wird. Man verhandelt augenblicklich wohl nur noch um Detailfragen, auch will man vielleicht die bulgarische Fürstenwahl abwarten, ehe man zu einem definitiven Abschlusse schreitet. Sehr günstig für die Verständigung der Mächte ist die Sendung des Grafen Schuwaloff nach Wien. Diese Mission bewies, daß die aggressive übergreifende Politik des Fürsten Gortschakoff wieder einmal ihr Ende erreicht hatte und daß versöhnlichere Tendenzen in Petersburg die Oberhand gewonnen hatten. Die Erklärung dieser Erscheinung ist zum Theil wohl in den inneren Zuständen Rußlands zu finden, die es den russischen Staatsmännern räthlich erscheinen lassen, sich mit den eigenen heimischen Angelegenheiten zu befassen, statt internationale Schwierigkeiten auf der Balkanhalbinsel anzurichten. Mittlerweile hat die französische Regierung auch die langerwartete Mediation der Mächte in der griechischen Grenzfrage eingeleitet. Die directen Verhandlungen zwischen Griechenland

und der Pforte sind fruchtlos geblieben, und es tritt nun die Vermittelung der Mächte ein, welche im Artikel 24 des Berliner Vertrages für diesen Fall vorgesehen ist. Die französische Regierung hat demgemäß in einer Circularnote die Mächte zur Mediation aufgefordert. Es hat den Anschein, als ob diese Angelegenheit glatt verlaufen wird. Die Mächte werden in dieser Frage nicht uneins werden, und die Türken und Griechen sind augenscheinlich des langen diplomatischen Haders müde und wünschen eine Verständigung. Sie werden sich beide unschwer zu Concessionen bewegen lassen und die Mächte werden diese Concessionen so zu formuliren wissen, daß beide Theile zufrieden sind und daß dabei nicht allzu weit von dem von dem Congresse in dieser Frage eingehaltenen Standpuncte abgewichen wird.

Einen zum Theil scherzhaften Charakter trägt bei allem Ernste der Lage die neuerdings aufgetauchte ägyptische Frage. Der Khedive, welcher England und Frankreich so erfolgreich angepumpt und dann die englischen und französischen Finanzcontroleure so elegant zur Thür hinausgeworfen hat, spielt jetzt mit bewundernswerthem Talente die Rolle des ehrlichen Zinsenzahlers und des wahrhaft constitutionellen Herrschers. Augenblicklich geht es ihm übrigens recht gut. Er hat sogar kürzlich eine neue Anleihe unter Garantie von sechs Paschas aufgenommen. Mehr kann man nicht verlangen. Wie lange dieses ägyptische Glück dauern wird, läßt sich heute nicht bestimmen. Man sagt, daß England und Frankreich durch eine gemeinsame Flottendemonstration diesem idyllischen Treiben ein Ende machen wollen. Vielleicht kommt das Ende auch in der Gestalt eines großen finanziellen Generalkraches. Auf alle Fälle wird es in diesem Sommer in Kairo recht lebhaft zugehen.

28. April. F.

Literatur.

Sociale Fragen und Antworten. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriftenverlag. Zweites bis fünftes Heft. — Das zweite Heft dieses Flugschriftenunternehmens behandelt „das socialdemokratische Zukunftsreich"; die für die populäre Darstellung vorhandenen Schwierigkeiten hat der Verfasser wohl zu überwinden gewußt und die wunderlichen und gefährlichen Consequenzen der socialistischen Theorie in kräftigen und faßlichen Zügen dargelegt. Dagegen ist der Ton des dritten Heftes („Umsturz oder Fortschritt?") etwas trocken und es scheint beinahe, als ob der Verfasser der vierten Flugschrift auch diese Empfindung gehabt hätte und durch sie zu einer neuen Darstellungsweise bestimmt wäre; denn er hat für sein Thema, „Eigenthum und Erbrecht", eine novellistische Einkleidung gewählt. Diese Form übt nicht nur auf die Mehrzahl der Leser einen größeren Reiz aus, sondern gewährt auch dem Darsteller in Ansehung der streng logischen Entwickelung eine gewisse Erleichterung, aber ein Umstand läßt sich bei ihr niemals vermeiden, daß nämlich an die Stelle der thatsächlichen, in ihren Aeußerun-

gen willkürlich erscheinenden und unberechenbaren Welt eine künstliche und gemachte tritt; die Nutzanwendungen, welche aus den in der letzteren gegebenen Verhältnissen gezogen werden, haben deshalb noch keinen Anspruch auf allgemeine theoretische Gültigkeit. Der Bearbeiter des fünften Heftes („Feierabend und Ruhetag") hat sein Thema, welches freilich als weit leichter erscheint, sehr glücklich behandelt; in die überall gediegene und auf einem guten logischen und ethischen Grunde aufgebaute Erörterung sind mit Witz und Geschick sehr schlagende Beispiele aus dem concreten Leben eingefügt. E—e.

Die Vivisection im Dienste der Heilkunde. Von Dr. R. Heidenhain, ord. Professor der Physiologie und Director des physiologischen Instituts an der Universität Breslau. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1879. — Gegenüber der durch die englischen Bischöfe auch auf deutschen Boden verpflanzten Agitation wider die Vivisection tritt hier ein Mann der Wissenschaft in die Schranken, der mit einleuchtenden Belegen darthut, daß der Thierversuch für die Heilkunde so erfolgreich als unentbehrlich ist. An einer Reihe von Fällen läßt sich nachweisen, wie es nur mittelst der Vivisection gelungen ist, die richtige Behandlung von Krankheiten zu finden, menschliche Leiden zu lindern, menschliche Leben zu retten. Mit diesem speciellen Nachweis bildet die Schrift Heidenhains eine Ergänzung zu dem Vortrag der physiologischen Celebrität, der in diesen Blättern veröffentlicht wurde und der, wie wir hinzufügen, auch in einem Sonderabdruck erschienen ist. Die einfache Würde, mit der die Wissenschaft ihr gutes Recht vertheidigt, bildet einen wohlthuenden und, wie man hoffen darf, wirksamen Gegensatz zu dem agitatorischen Treiben, das nur durch völlige Unkenntniß des Wesens und der Zwecke der experimentellen Medicin hat Boden gewinnen können. g.

Notiz.

Auszug aus dem Jahresbericht der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft.

(Leipzig, im März 1879.)

Für die Jahre 1879 bis 1882 sind von der historisch-nationalökonomischen Section der Gesellschaft folgende Preisaufgaben gestellt worden:

1) Für das Jahr 1879.

Bei der großen und für die jeweilig erreichte Entwickelungsstufe der ganzen Volkswirthschaft charakteristischen Bedeutung, welche die Handelsmessen besitzen, wünscht die Gesellschaft

> eine quellenmäßige Geschichte der Messen in einem der drei großen deutschen Meßplätze (Leipzig, Frankfurt a/M. oder Frankfurt a/O.), und zwar von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an bis zur Gegenwart.

Preis 700 Mark.

2) Für das Jahr 1880.

In richtiger Erkenntniß der culturhistorischen Schlüsse, welche sich aus der Uebertragung griechischer Wörter in das Lateinische ziehen lassen, sind verschiedene Versuche gemacht, diese Wörter zu sammeln und zu verwerthen. Da aber alles in dieser Beziehung Geleistete für unvollständig und blos vorbereitend gelten muß, wünscht die Gesellschaft

ein mit sorgfältigen Nachweisen versehenes alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher, aus sicheren Kriterien erkennbarer griechischen Wörter der lateinischen Sprache und im Anschluß daran eine sachlich geordnete, die Zeiten wohl unterscheidende Darstellung der sich daraus ergebenden Einflüsse griechischer Cultur auf die römische.

Preis 700 Mark.

3) Für das Jahr 1881.

Im Andenken an die Wünsche und Bestrebungen ihres erlauchten Stifters und in Erinnerung an die vortreffliche Lösung, die einst die Preisaufgabe über die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters durch Herrn Professor Heinrich von Zeißberg gefunden, wünscht die Gesellschaft,

Regesten der polnischen Könige von der Krönung Przemyslaws II. (1295), bis zum Tode König Alexanders (1506),

als eine unentbehrliche Grundlage für die Bearbeitung der polnischen Reichsgeschichte dieses Zeitraumes, hervorzurufen, indem sie sich die Regesten der beiden Sigismunde für den Fall einer glücklichen Lösung der vorliegenden Aufgabe als Thema für eine, vielleicht später zu stellende vorbehält. Die Art der Bearbeitung der Regesten wird sich allerdings nach der Natur des Stoffes richten müssen. Doch verlangt die Gesellschaft, daß die Ansprüche der heutigen Wissenschaft in Beziehung auf die einleitungsweise Besprechung der Kanzleiverhältnisse, auf die Angabe des Inhalts der einzelnen Urkunden, auf die Heranziehung der Schriftsteller u. s. w. mutatis mutandis in ähnlicher Weise erfüllt werden, wie dies etwa in der Bearbeitung der Regesten Kaiser Karls IV. durch Huber geschehen ist. Erforderlich ist vor Allem die Sammlung und Sichtung des gedruckten Materials, so erwünscht der Gesellschaft die Herbeiziehung neuen Stoffes aus Archiven auch sein würde. Am zweckmäßigsten erscheint der Gesellschaft der Gebrauch der lateinischen Sprache; doch soll auch der der deutschen Sprache nicht ausgeschlossen sein, in welchem Falle die Gesellschaft ihr Eigenthumsrecht durch Vorbehalt aller Rechte zu schützen suchen würde. Preis 700 Mark.

4) Für das Jahr 1882.

In der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen treten gegenwärtig die Untersuchungen über den Vocalismus besonders hervor und haben bereits wichtige Resultate geliefert. Dabei sind die einzelnen Familien des indogermanischen Sprachstammes nicht gleichmäßig herangezogen worden, namentlich vermißt man eine systematische Behandlung der litauischen und slawischen Sprachen in dieser Beziehung, die Gesellschaft wünscht daher eine

vergleichende Darstellung des litauischen und slawischen Vocalismus,

und erwartet von einer solchen Arbeit zunächst, daß sie das Verhältniß des litauischen zum slawischen Vocalismus, das noch in vielen Puncten unklar ist, festzustellen suche, dann aber auch, daß sie den litauisch-slawischen Vocalismus in Beziehung setze zu den Theorien und Problemen, die in den neueren Arbeiten über den indogermanischen Vocalismus überhaupt niedergelegt sind. Preis 700 Mark.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer andern Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1879 Professor der deutschen Sprache und Literatur Dr. Friedrich Zarncke) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die „Leipziger Zeitung" im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 1. Mai 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Entstehung und Bedeutung des Palestrinastiles.

Das zunehmende Interesse für die unvergleichlichen Erzeugnisse der alten römischen Kirchenmusik, die seit Jahrzehnten bereits für die öffentlichen Aufführungen wiedergewonnen, jetzt auch mehr und mehr wieder in den Gottesdienst selbst verwebt werden, läßt auch die weiteren Kreise der Gebildeten stets mehr nach der Entstehung dieses wahren Wundergebildes der Kunst fragen. Wir wollen versuchen, an der Hand der Geschichte ein allgemein verständliches Bild dieser großen Periode der Musik des Jahrhunderts der Renaissance zu geben.

Die technische Entfaltung der polyphonen (vielstimmigen) Kunst war vorerst vorwiegend bei den Niederländern geschehen. Doch haben in dem gleichen fünfzehnten Jahrhundert auch Deutsche und Franzosen an diesem Triumph neuer künstlerischer Bildungen zum Ausdruck des reichsten Geisteslebens der Menschheit theilgenommen.

Zeitgenossen des ersten großen Niederländers, des päpstlichen Sängers Dufay, waren der Engländer Dunstable und der Franzose Binchois, sein Schüler aber, der „Patriarch des Contrapunctes und der canonischen Künste", Johannes Ockenheim, ebenfalls aus dem Hennegau stammend und geboren um 1420. Er trieb die canonischen Künste aufs höchste und schrieb sogenannte Räthselcanons, die statt der Aufschrift der Stimmen nur das Zeichen ihres Eintritts, ja oft nur Schlüssel und Tonart oder gar bloße Fragezeichen enthielten. Die Stimmenzahl wuchs oft auf 30 und mehr, doch schrieben die Niederländer gewöhnlich 5–6stimmig. Die Künstlichkeit ist aber auch hier noch größer als der Wohlklang, die Harmonie oft recht hart und rauh und von Melodie noch so gut wie nichts vorhanden.*) Zeitgenossen Ockenheims

*) Für solche, die nicht musikverständig sind, sei bemerkt, daß die Polyphonie der Niederländer auf dem Contrapunct und der canonischen Punctation beruht. Die alten einstimmigen Wechselgesänge (Antiphonen) der Kirche waren nämlich von Papst Gregor dem Großen in dem sogenannten Antiphonar gesammelt worden und galten nun als feststehender Gesang (cantus firmus) für alle kirchlichen Compositionen. Um denselben

waren der berühmte Musikschriftsteller Johannes Tinitoris, der das erste Musiklexicon verfaßt hat, und Johann Obrecht, um 1470 in Utrecht wirkend, und wegen seines Feuers und seiner Erfindungskraft wie als Lehrer weit berühmt. Erasmus von Rotterdam war sein Schüler. Heinrich Isaak und Hermann Finck sind die deutschen Componisten, die damals berühmt waren. Von dem Ersteren soll die schöne Melodie zu „Nun ruhen alle Wälder" herrühren. Er übertrifft die gleichzeitigen Niederländer an Ausdruck und Wohlklang in der Harmonie bei weitem.

Aus der niederländischen Schule stammt der Hennegauer Josquin de Pres († 1521), von dessen Lobe alle Zeitgenossen überfließen. „Josquin ist der Noten Meister, die habens müssen machen, wie er wollt, die andern Sangmeister müssens machen, wie es die Noten haben wollen", mit diesem einen Wort sagt Luther alles über diesen ersten genialen Contrapunctiker, dessen Compositionen denn auch alsbald alles Bisherige aus den kirchlichen Capellen verdrängten. Ja, in der Sixtinischen Capelle, wo er selbst um 1471 Sänger war, legte man eine sehr beliebte Motette zurück, als man erfuhr, sie sei nicht von ihm, sondern von seinem doch ebenfalls sehr berühmten Landsmann Willaert. Seine Beherrschung der Technik ist souverän und alle Schwierigkeiten verhüllt der schöne Ausdruck der Stimmen, die schon ganz melodisch klingen. Und dennoch beginnt mit ihm jener Verfall der Kirchenmusik, dessen Gründe wir später auseinanderzusetzen haben werden.

Berühmt waren in diesem sechzehnten Jahrhundert ferner der Niederländer Arcadelt, und die Franzosen Goudimel und Carpentrasso, beide letztere Sänger der päpstlichen Capelle, die von jetzt an schulbildend wurde, und der Deutsche Stephan Mahu, der geistliche Melodien und Lamentationen (Klage-

---

zu schmücken und zu heben, setzte man aber später, und zwar ursprünglich Note gegen Note (punctus contra punctum), eine andere Stimmen dagegen. Dieser „Contrapunct" vermehrte sich dann bald auf mehr Noten und viele Stimmen (Polyphonie). Ebenso fand man, daß die einzelnen Stimmen einander nachahmen konnten (Imitation), und wenn dies regelrecht und streng durchgeführt geschah, nannte man es einen Canon. Die canonische Imitation nun, deren vollendetstes Gebilde die Fuge, d. h. der Canon in der Quinte, dem Hauptpfeiler der Tonleiter, ist, war die höchste Kunst der alten Componisten und mit ihr die im Tenor liegende Hauptmelodie möglichst reich auszustatten ihr Hauptbestreben. Auf ihr beruht aber auch die eigentliche Selbständigkeit der Musik, da sie nicht wie die alte griechische von Wort und Rhythmus abhängt, sondern ausschließlich aus eigenen, d. h. musikalischen Mitteln baut. Die Erfindung der contrapunctischen Polyphonie ist ein wahrer Triumph des menschlichen Geistes und daher die Vertiefung der Componisten in ihre Künste zu jener Zeit wohl begreiflich. Ja, um die ganze Ueberlegenheit zu zeigen, nahm man bald oft statt des kirchlichen Cantus firmus ein weltliches Lied, wie das beliebte provençalische Volkslied L'homme armé, über das zahllose, L'homme armé genannte, Messen componirt sind. Der Erfolg dieser Tausendkünste war jedenfalls eine souveräne Beherrschung aller technischen Möglichkeiten.

lieder Jeremiä) in einfach großem Stile hinterlassen hat. Eine eigene Schule aber, die später gerade für die deutsche Musik einflußreich werden sollte, gründete der Niederländer Adrian Willaert, 1527 — 1563 Capellmeister an der Marcuskirche in Venedig, welche Stelle durch ihn eine „Großwürde ersten Ranges“ ward. Bei ihm und seinem Schüler A. Gabrieli († 1586), zeigt sich der Einfluß der wieder erwachenden Antike in einem sehr haltungsvollen Stile und klarer, durchsichtiger, und doch tieffarbiger Harmonie. Willaert ist auch infolge der doppelten Chorgallerie in der Markuskirche der Erfinder doppel- und vierchöriger Compositionen, die wie die Antiphonen selbst gegen einander singen. Der erste berühmte Italiener ist Costanze Festa in Rom († 1545), dessen Tedeum sich besonders durch schöne Deutlichkeit der Sprache auszeichnete, der erste Spanier Morales, um 1540 in Rom wirkend, beide Vorbilder des hohen Stiles von Palestrina. Der schon genannte Johannes Tinitoris gründete gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine Musikschule in Neapel, Gafurius († 1522) lehrte in anderen Städten Italiens und mit Glareanus, 1488 in Glarus geboren, nennen wir einen weiteren berühmten Theoretiker der Zeit, der die Werke des römischen Musikcompilatoren Boethius herausgab und in seinem Dodekachordon die Tonarten des sechzehnten Jahrhunderts lehrte. Willaerts Schüler Zarlino in Venedig († 1590) aber war der größte Tongelehrte seiner Zeit. In Deutschland lebten als solche Adam de Fulda, Agricola, Calvisius und später M. Prätorius, der die italienische Weise überführte. Im Jahre 1537 wurde auch in Neapel das erste Conservatorium gegründet, ursprünglich ein Findelhaus, in dem den Knaben Gesang beigebracht ward. Venedig folgte bald mit mehreren solchen Instituten nach. Man erkennt, daß im Laufe eines Jahrhunderts die Musik als Kunst und Wissenschaft eine große Ausdehnung und Bedeutung gewonnen hatte.

Jetzt tritt ein Meister hervor, der, das ganze Können seiner Zeit umfassend, alle Zeitgenossen bis auf einen — Palestrina — überragt und auf den der stolze Vers gemacht ward: „Hic ille est Lassus, qui lassum recreat orbem“ (Hier ist Lassus, der den laß gewordenen Erdkreis erfrischt) — Orlandus Lassus, Orlando di Lasso, geboren 1520 in Moes, also abermals ein Niederländer. Er zeigte als Knabe eine so herrliche Stimme, daß er dreimal entführt ward. Das dritte Mal blieb er mit Erlaubniß seiner Eltern bei seinem Entführer, Ferdinand von Gonzaga, der im niederländischen Kriege General war. Nach dem Kriege folgte er diesem, der Vicekönig von Sicilien war, nach Italien. 1538 war er in Neapel, wo Tinitoris seine Musikschule hatte, 1541 in Rom, wo kurz zuvor jener Franzose Goudimel eine solche errichtet hatte. Schon mit 21 Jahren erhielt er die Capellmeisterstelle am Lateran und ließ vier Jahre später seinen ersten Band Messen und das erste Buch Motetten drucken. Tödtliche Erkrankung der

Eltern führte ihn jedoch schon 1548 nach der Heimat zurück. Dann bereiste er mit einem Kunstfreunde England und Frankreich und weilte zwei Jahre in Antwerpen, wo er den lebhaftesten Verkehr mit den hochgebildeten Männern der glänzenden Handelsstadt hatte, unter denen auch die als Beschützer der Künste berühmten Augsburger Fugger waren. Vermuthlich durch diese erging an ihn 1557 der Ruf des kunstsinnigen Herzog Albert V. von Baiern zur Begründung einer Mustercapelle aus Niederländern, da Deutschland zu jener Zeit in Folge der Reformationsbewegung an tüchtigen Musikern sehr arm war.

München bildete damals den Mittelpunct Deutschlands in den Künsten. Der geistig hochstehende Orlando Lasso, der fast sämmtliche Bildung und Kunstübung der Zeit an Ort und Stelle kennen gelernt, fand daher die beste Aufnahme und Lebensstellung und verblieb dort bis zu seinem 1594 erfolgten Tode. Schon zwei Jahre nach seinem Eintritt in München vertraute ihm der Herzog (nicht, wie auch Thibaut, „Reinheit der Tonkunst", irrig nacherzählt, Karl IX. von Frankreich) die Composition der Bußpsalmen an, die Orlandos Ruhm besiegelt haben. Sieben Psalmen zeigt die Kirche zu diesem liturgischen Zweck zusammengestellt. Das Elend der Sünde, die Klage des von der Schuld bedrückten Herzens, reuevolles Eingestehen der Schuld und in dieser Tiefe der Noth die Bitte um Erbarmen und Rettung vor dem Bösen, — dies ist das große Seelengedicht, das Orlando Lasso hier in wechselnder Vielstimmigkeit ergreifend wahr, tief religiös und mit erhabener Kraft gesungen hat. Ein Zeitgenosse sagt über das Werk: „Er hat die klagenden und jammernden Töne, wo es erforderlich war, mit dem Inhalt des Textes in entsprechender Weise verbunden, die einzelnen Seelenstimmungen so herrlich wiedergegeben und das Ganze so dramatisch dargestellt, daß man im Zweifel sein kann, ob die trefflich ausgedrückten Seelenstimmungen den klagenden Stimmen oder diese jenen die größere Schönheit verleihen", d. h. ob hier der Ausdruck des Einzelnen oder die Vollendung des Ganzen mehr Bewunderung verdienen. In Bezug auf diese Art Kunst, musica reservata, streng an sich haltende, ernst erhabene Musik genannt, habe er der Nachwelt die Ueberlegenheit seines Genies bewiesen, und deshalb sei von dem erlauchten Fürsten, „der wohl allein unter den jetzt lebenden Herrschern ein musikalisches Urtheil hat", befohlen worden, das Werk auf Pergament zu schreiben und mit Bildern zu schmücken. Dies sind die vier großen Saffianbände mit kostbaren Beschlägen, die heute zugleich eine bildnerische Hauptzierde der Münchener Bibliothek bilden.

Mit diesem weltberühmten Werke nun ist zugleich der Gipfelpunct von Orlando di Lassos Schaffen bezeichnet. Nicht als wenn er wie Lionardo da Vinci nur wenige Löwenwürfe seines Genies gegeben! Im Gegentheil ist

gerade er von fast unerhörter Fruchtbarkeit gewesen: mehr als zweitausend Werke zählt ein Verzeichniß auf und zwar fast von jeder damaligen Gattung kirchlichen und weltlichen Stiles. Aber der Ausdruck ernster Erhabenheit und ergreifender Dramatik in Darstellung psychologischer Zustände und Vorgänge ist in diesen Bußpsalmen von typischer Vollendung und die Beherrschung des technischen Apparates vollständig. Nur ein Punct ist, der ihn noch vorwiegend zu den Niederländern stellt: das Vorherrschen des Stimmengewebes vor dem harmonischen Zusammenklang, wie ihn gleich einem Schimmer aus höheren Sphären derjenige Meister besitzt, der sogar dieser letzten Vollendung der mittelalterlichen Polyphonie den Namen gegeben, Palestrina. Zu ihm, der zugleich der Erhalter dieser Kunst für den Cultus seiner Confession geworden, gehen wir also jetzt über, müssen jedoch zuvor, um diese seine That nach ihrer ganzen Bedeutung darzulegen, einige Angaben darüber machen, worin dieselbe bestand und wie gerade Palestrina sie durchzuführen vermochte.

Der Mittelpunct der ganzen Kunstmusik des Mittelalters war und blieb mit dem religiösen Cultus die Messe. Sie besteht aus fünf Stücken, die den innersten Kern und Gehalt des Gottesdienstes selbst darstellen. Der Introitus (Eingang) ruft mit dem Kyrie eleison und Christe eleison das Erbarmen des Herrn an, in dessen Allmacht alles Athmende zusammenklingt, und vertraut auf die Versöhnung durch die Erlösungsthat Christi. Das Gloria giebt mit „Ehre sei Gott in der Höhe" den Lobgesang der Engel bei der Geburt Christi, die Lobpreisung Gottes und seines Sohnes, die Bitte um Tilgung der Schuld der Welt und zum Schluß das Bekenntniß der heiligen Dreifaltigkeit. Das Credo enthält das christliche Glaubensbekenntniß, so wie es im Jahre 325 in Nikäa festgestellt ward, also für die Kirche den entscheidendsten Theil des Ganzen und auch in der Ausdehnung am größten. Als vierter Theil folgt das Sanctus, das Bekenntniß des ewig Heiligen, zu dem wir bittend aufsehen, mit dem Benedictus „Gesegnet sei der da kommt im Namen des Herrn" und dem Osanna. Den Schluß der Messe bildet das Agnus, die Bitte zu dem Erlöser, der die Welt von der Schuld befreite. Man hat die Liturgie der katholischen Kirche mit Recht schon „selbst eines der größten Kunstwerke" genannt, — wie hoch mußte der Genius des einzelnen Künstlers sich also erheben, um hier einem Geiste Ausdruck zu verleihen, der, abgesehen von einzelnen historischen Zufälligkeiten der Geist der Menschheit selbst ist und an dem die Jahrtausende seiner Entwickelung gearbeitet haben! Um so schwerer wurden also hier gar Mißstände empfunden, um so höher die Erhebung zu der vollen Erhabenheit der Sache gepriesen, und Princeps musicae, „Fürst der Tonkunst", hat man Denjenigen genannt, der hier die entscheidende That that und die reine Seele der Kunst wieder erweckte und feststellte, Palestrina.

Welches sind nun zunächst die Mißstände, die hier eingerissen waren?

Wir hörten oben, daß der entscheidende Cantus firmus in dem hellklingenden Tenor lag und daß man ihm, da er doch an sich nicht zur besonderen Geltung kam, auch weltliche Melodien substituirte. Je mehr nun aber die Contrapunctik selbst zunahm, je weniger Gewicht legte man auf das Aussprechen der einzelnen Worte, die ja ohnehin in einem solchen Stimmengewoge schwer verständlich waren und schließlich ganz darin untergingen. War man doch allmählich dahin gekommen, die Worte gar nicht mehr unter die Noten zu setzen, sondern einfach Gloria oder Sanctus hinzuschreiben und alles Weitere dem Sänger zu überlassen. Als nun gar jene Niederländer das Stimmengewebe zu einer Höhe trieben, daß es mehr ein Gewirr als ein Gewebe war, kam schon die natürliche Empfindung zum Bewußtsein des Ungehörigen und sogar Unschönen solcher Compositionsweise, und gerade der geniale Josquin de Pres, der die Vielstimmigkeit doch so viel mehr melodisch durchgebildet hat, bedeutet den tiefsten Verfall der Musik als kirchlicher Kunst. Es soll von ihm einen vierstimmigen Satz geben, in dem jede Stimme einen anderen Text der Liturgie hat. Allein noch mehr: man nahm gar anstößige und obscöne Lieder zum Cantus firmus und selbst große Meister hatten ein Vergnügen daran mit ihren Erzeugnissen für die Kirche die Tanzlust der Zuhörer zu erwecken. Ja Josquins Messen sollen in lustigen Gesellschaften zum Sang und Tanz gedient haben. Erasmus von Rotterdam nennt daher die gleichzeitige Kirchenmusik ein Geschrei und Getümmel der Stimmen, und „prasselnde Fugen" und „polternde Contrapuncte" waren allerdings darin völlig Herr geworden.

Da kam die Reformation und mit ihr, als die neue Kirche mit dem Augsburger Glaubensbekenntniß von 1555 sich begründet hatte, der Gedanke an die Renovation der alten allerdings arg entarteten Kirche mit dem Tridentiner Concil. Dieses bestimmte nun nach mancherlei Berathung, wo auch die Idee einer Abwerfung der ganzen Polyphonie und Rückkehr zu der alten Einfachheit des Gregorianischen Gesanges auftauchte, ganz allgemein, daß alle diejenige Musik zu verbannen sei, die eine Beimischung weltlicher Ueppigkeit, „damit das Haus des Herrn in der That als ein Haus des Gebetes erscheine". Es wurden demgemäß Grundsätze aufgestellt und zunächst dem Kaiser Ferdinand übersandt. Dieser drückte nach seinem deutschen Gemüthsbedürfnisse den Wunsch aus, daß doch nicht aller „figurirte Gesang", wie man diese Polyphonie im Gegensatz zu der einfachen Intonation des Priesters nannte, ausgeschlossen werden möge, weil derselbe oft den Geist der Frömmigkeit wecke. Und wirklich ging man nun nicht weiter und überließ zugleich die Ausführung jenes Beschlusses den einzelnen Bischöfen. Orlando di Lasso stand mit den deutschen Bischöfen in inniger Verbindung und hat seinerseits

die Renovirung redlich ausführen helfen, war aber schon längst aus eigener Empfindung auf diese Unwürdigkeit seiner Kunst gekommen und hatte sowohl stets den Text deutlich ausgesprochen und oft gar völlig recitirt, wie auch von der Contrapunctik nur jenen künstlerischen Gebrauch gemacht, der eben den Sinn und Inhalt des Cantus firmus und der heiligen Handlung selbst in diesen Tönen völlig auszudeuten strebt.

Das Gleiche that nun speciell für die römische Kirche Palestrina und dies in einer solchen weltgültigen Herrlichkeit, daß man ihn als den Reformator der katholischen Kirchenmusik und den Begründer des a capella- oder Palestrinastiles bezeichnet.

Und worin besteht nun dieser Stil?

Vier, fünf, sechs menschliche Stimmen von verschiedener Höhe und wohl auch zwei vierstimmige Chöre singen ohne alle und jede instrumentale Begleitung in solcher Weise, daß man zunächst in jeder Stimme das Wort nach seinem Accent und Sinn deutlich versteht, dann daß jede Stimme, nicht blos der Cantus firmus, eine schöne melodische Gestaltung hat und doch ihr Zusammentreffen eine wohlklingende Harmonie bildet, die immer durchsichtig bleibt. Palestrina verwendet deshalb in seinen Messen gewöhnlich wenig Figuration, hält sich vorwiegend in den Dreiklangharmonien und giebt den einzelnen Stimmen stets eine möglichst ausdrucksvolle Physiognomie, ohne sie jedoch irgend zu jener individuellen Art zu erheben, die wir speciell mit Melodie bezeichnen. Denn diese paßt nicht in den Rahmen des katholischen Cultus, in dem jede Individualität schwindet, jede subjective Regung schweigt und nur die ununterschiedene Gemeinde der Andächtigen gilt. Ruhige Erhabenheit und typische Idealität ist darum der letzte Eindruck dieser herrlichen Gebilde, die nur in der Antike und der gleichzeitigen Malerei ihr Gegenbild haben.

Damit ist denn zugleich der Punct berührt, wo Palestrina sich auf eine thätige Richtung der Zeit auch in künstlerischer Hinsicht stützen konnte: Das Wiedererstehen der Antike in Bild und Wort hatte auch innerhalb der Musik den Wunsch erweckt, neben der verwickelten kirchlichen Kunst, die im wesentlichen auch die weltliche Musik bis zu ihren beliebten Quodlibets, d. h. zusammengestellten Volksgesängen beherrschte, wieder die einfache Melodie zu vernehmen, die den Sinn der Worte ausdrucksvoll ausspricht oder empfindungsvoll aussingt. Die Kirchencomponisten hatten ihre weltlichen Regungen vorwiegend mit der Motette befriedigt, die ursprünglich weltlich aus der Composition eines einzelnen Verses oder Spruches (mot) entstanden, jetzt ebenfalls ganz kirchlich geworden war und von Josquin bis Sebastian Bach geblieben ist. Sie hielt ebenfalls an dem Gesang des Antiphonars fest und war ein rechtes Schulstück. Ihr gegenüber trat also jetzt als Ausdruck weltlicher

Empfindung und freieren geistigen Bildung das sogenannte Madrigal, das mehr als ein Jahrhundert lang die Welt beherrschte und fast der alleinige künstlerisch gültige Vertreter der weltlichen Musik war.

Das Madrigal (mandrigal) war ursprünglich ein Schäferlied: mandriale heißt Schäfer. Der dem Tonfall und Wortaccent folgende einfache Volkssinn hatte die natürliche Melodie nicht verloren. Ihm folgten jetzt auch die an der Schönheit der Antike gebildeten Italiener und componirten freie Verse von zehn bis zwölf Zeilen in polyphoner Weise so, daß der Inhalt der Worte deutlich vernommen wurde, ja gewissermaßen schon selbst in den Tönen wiederhallte. Die Schönheit der individuellen Erscheinung, die Physiognomie, das Profil traten hier naturgemäß in den Vordergrund. Demgemäß hörte vor allem der Cantus firmus ganz auf und trat freie Erfindung der Motive ein. Polyphon natürlich blieb das Gebilde, — wie hätte das Mittelalter sich Kunstgebilde der Musik als homophon vorstellen können? Allein die Stimmen dienen doch schon vorwiegend dazu, sogar das Gesicht des Ganzen in erhöhtem Relief zu zeigen. Die strenge Canonik und Fugenkunst ist ausgeschlossen, nur eine schöne freie Nachahmung hält die Stimmen in Fluß und im innern Zusammenhang zugleich. Man konnte hier sein Können sogar auf die feinste Weise zeigen und die Stimmenverwebung aufs künstlichste gestalten. Aber immer galt nur der Geist des Ganzen, nicht die Kunst oder gar Künstlichkeit. Und so kam man denn hier wieder auf den Zweck der Kunst zurück, den die Kirchenmusik selbst so sehr aus den Augen verloren hatte.

Der eigentliche Begründer des Madrigals als ebenbürtigen Kunstgebildes ist jener Niederländer Adrian Willaert in Venedig. Von hier aus verbreitete es sich aber bald über alle Länder und übte den größten Einfluß auf alle Art der Musik. Arcadelt in Rom, Cyprian de Rora in Venedig, Orlando di Lasso in München waren seine Hauptpfleger mit und vor Palestrina. Bei Lasso wirkte es so sehr auf die alte Motette ein, daß dieselbe unter seinen Händen ein ganz neues Gebilde von sehr individuellem Charakter und besonderer Schönheit ward, voll „leicht fließender Melodie, lieblicher Harmonie und rhythmischer Lebendigkeit". Bei Palestrina aber hat es in Hinsicht des Einflusses auf den Kirchenstil seine größte Bedeutung erhalten, und die Oper ist, wie wir später erkennen werden, von seiner Existenz so abhängig, daß ein Musikschriftsteller des vorigen Jahrhunderts den Madrigalstil (Stylus madrigalescus) überhaupt als den dramatischen, d. h. ausdrückenden nimmt und zu dem Schluß kommt: „Die Opern sind lauter historische Madrigale."

Dazu kam noch ein weiteres anregendes Element, der Choral der neuen Kirche.

Um die Andächtigen inniger aneinander zu ketten, trat mit dem protestantischen Cultus der allgemeine Gemeindegesang wieder an die Stelle der

idealen Gemeinde des Chors, und schon 1524 gab J. Walther das erste protestantische Gesangbuch heraus. In Frankreich und den Niederlanden zeigten sich bald ebenfalls die Spuren dieser neuen Gesangsweise, die zwar nur ein einfaches Lied, aber von innigstem natürlichen Ausdruck war. Denn es war — man denke nur an „Ein' feste Burg" — so recht aus dem Herzen des Volkes geflossen. Darum nahm man auch alte Kirchengesänge der römischen Confession, wie des heiligen Ambrosius Veni redemptor (Nun komm der Heiden Heiland), ja sogar tief empfundene weltliche Lieder hinzu, und der wiedererwachte religiöse Sinn verschmolz alles zu einem ebenso unmittelbar anrührenden wie wahr empfundenen Melodiegebilde. Die katholische Kirche blieb bald mit solchen Liedern nicht nach. Aber selbst wenn sie von protestantischer Seite kamen, wurden sie von den großen Contrapunctmeistern polyphon bearbeitet: Orlando di Lasso zum Beispiel hat sieben solcher Choräle fünfstimmig gesetzt. Die Hauptsache war auch hier die deutliche Recitation der Worte, und dies im Choral bei aller Einfalt und Unschuld von welcher Erhabenheit und ergreifenden Wahrheit im Ausdruck! Sie haben oft wahre Heiligengesichter, diese Choräle, sind Gebilde von ernstester Wahrheit und wieder zartester Schönheit.

Wenn wir nun zu all diesen technischen Neuerungen und Hülfsmitteln die wunderbare Formschönheit und den Adel des Stils der Renaissancezeit zumal in Rom nehmen und weiter den alles entscheidenden Umstand, daß Palestrinas beste Manneszeit in die Epoche fiel, wo auch die alte Kirche sich neu zu ihrem inneren Wesen zu erheben strebte und aufrichtige Frömmigkeit des Herzens den fast heidnisch üppig gewordenen Prunk und Tand des Cultus und des päpstlichen Hofes selbst überwand und verdrängte, endlich daß es der Gregorianische Gesang war, der hier die Grundlage bildete, so haben wir alle Elemente zusammen, die wie die Wogen eines höheren geistigen Lebens diesen Palestrina trugen und, stets höher steigend, auch ihn zu seinen Zielen erhoben, die freilich nur der Genius deutlich zu erkennen und auch mit der Schwungkraft seines Feuergeistes zu erreichen wußte. Um Palestrina, der allein fast eine Epoche bildet, gruppiren sich noch verschiedene große römische Meister, wie Anerio, Vittoria, Nanini und später Allegri (Miserere) — er selbst aber steht da wie eine Sonne, um welche sternengleich andere Welten kreisen. Mit Skizzirung seines Lebens und Schaffens schließt also diese Darstellung der großen Zeit der römischen Kirchenmusik naturgemäß ab.

Johannes Peter Aloysius Sante ward um 1514 in dem römischen Orte Palestrina (Präneste) geboren, das ihm also seinen Künstlernamen gegeben hat. Er kam früh nach Rom und wurde Schüler jenes Südfranzosen Goudimel, den wir oben nennen hörten und der weniger die Künste des Contra-

punctes liebte, als das choralmäßige deutliche Aussprechen des Textes und eine einfach durchsichtige Harmonie. Derselbe hat auch später selbst in seiner Heimath Choräle geschrieben und fiel in der Bartholomäusnacht in Lyon als angeblicher Hugenott. Doch stand Palestrina auch der Kunst der eigentlichen Niederländer sehr nahe und muß sie in der Jugend fleißigst studirt haben. Schon 1544 ward er Capellmeister an der Cathedrale seiner Vaterstadt, wo er eine inniggeliebte Gattin gewann. Dann kam er 1551 nach Rom zurück, wo er Capellmeister an St. Peter wurde und 1554 seinen ersten Band Messen herausgab, die er dem Papste Julius III. widmete. Dieser berief ihn dafür in die berühmte Sixtinische Capelle, den bedeutendsten Mittelpunct katholischer Kirchenmusik, wo man noch heute ausschließlich den Palestrinastil übt. In dem gleichen Jahre 1555 gab er einen Band Madrigale heraus, deren er sich später schämen zu müssen meinte. Denn die Kirche hatte sich derweilen ihres höheren Berufes wieder besonnen: auf Päpste wie Julius II., Leo X., der ein „wahrer Kunstsybarit" auch in der Musik gewesen, war der strenge Hadrian VI. gefolgt, und wenn Palestrina noch Julius III. seine Madrigale widmen wollte, so war es sein Nachfolger, dem jene Missa papae Marcelli gewidmet ist, welcher die Beibehaltung der Figuralmusik entschieden hat und zugleich die höchste Vollendung der katholischen Kirchenmusik bezeichnet. Denn Marcell II. stellte, wie Ranke sagt, „die Reformation der Kirche, von der die anderen schwatzten, in seiner Person dar". Einen gleichen Ernst bewährten die dann folgenden Päpste, und ein Capellmeister unter ihnen mußte natürlich der gleichen Richtung folgen. Doch hatte die Berührung mit dem freieren weltlichen Stile Palestrinas Sinn für das Schöne bereits völlig erweckt und seinem ebenfalls auf das Ernste und Erhabene gerichteten Geiste das Gefühl für die Schönheit der Erscheinung, für das Künstlerische bewahrt.

Der nächste Papst Paul IV. entfernte ihn zwar, weil er verheirathet war, rücksichtslos aus der Capelle. Allein er fand noch in demselben Jahre 1555 eine Stellung am Lateran, und damals nun schrieb er seine berühmten Improperien, die alljährlich am Charfreitag in der Sixtinischen Capelle aufgeführt werden. Denn der folgende Papst Pius IV. (1559 bis 1565) hatte sie sofort für dieselbe verlangt, und erhielt ihm dafür seine Pension als ehemaliger Capellsänger. Im Jahre 1561 widmete ihm dann Palestrina eine neue Messe, die auf das Hexachord ut re mi fa sol la geschrieben war und ebenfalls in der päpstlichen Capelle außerordentlich gefiel. Auf diese beiden Werke gründete sich vor allem die Wahl Palestrinas zum Reformator der Kirchenmusik.

Die Improperien (Vorwürfe) sind uralte Klagen Christi gegen das Volk, das ihn gekreuzigt. Zwei Chöre stellen bei Palestrina die Frage:

„O du mein Volk, was that ich dir? Betrüb' ich dich? Antworte mir," dieselben zwei antworten abwechselnd mit dem Anruf um Vergebung, worauf eine alte Antiphone und das ebenfalls alte Kreuzeslied im Gesammtchore folgen. Alles ist hier in der wunderbar einfachsten Dreiklangharmonie ergreifend deutlich ausgesprochen und bringt eben an Ort und Stelle selbst jenen Eindruck „undenkbarer Schönheit" hervor, von dem Goethe in der italienischen Reise spricht. Hier ist der Geist der Religion wirklich lebendig und zu der unmittelbarsten Erscheinung geworden. Die genannte Messe enthielt wahrhaft „seraphische Sätze" für vier hohe Stimmen und ist trotz der steten Wiederkehr des Hexachords „durchweg von klarer Durchsichtigkeit", vor allem aber von klarster Verständlichkeit in den Worten. Palestrina hatte sie 1562 Pius IV. selbst überreicht.

Als nun 1564 in Rom das Tridentiner Concil durchgeführt werden sollte, bildete sich für die Musikfrage ein Collegium aus drei Cardinälen und acht Capellsängern, die wegen der Verständlichkeit und Einfachheit auf Costanzo Festa und Palestrina verwiesen. Sie beriefen dann Palestrina selbst zu einer Probecomposition. Er schrieb drei Messen. Wie heilig ernst ihm selbst die Sache war, erhellt aus dem Motto der ersten: „Herr, erleuchte meine Augen" und aus der auf dem Todesbette gegebenen Anordnung, alles Ungedruckte alsbald zu veröffentlichen, „zum Preis des Allmächtigen und zur würdigen Feier des Gottesdienstes". Er wußte, was seine Kunst einer solchen wirklich gilt. Die erste dieser Messen hat ganz einfache, alterthümlich strenge Form, die zweite ist schon bewegter und freier, ja gegen die strenge Würde jener von „zarter Innigkeit und beinahe schüchterner Anmuth". Die dritte ist die weltberühmte Marcellusmesse, in welcher Erhabenheit und Schönheit, unerschöpflich quellender Reichthum und höchste Einfachheit, Klangfülle und dennoch sichere Textverständlichkeit in einer Weise vereinigt sind, die dem Werke den Stempel der Vollendung aufdrücken. Am 28. April 1565 war ihre erste Aufführung, die Frage der Musik zeigte sich entschieden: man hatte den Stil gefunden, in dem die Bedürfnisse des Cultus und die der Kunst einander nicht entgegentreten, sondern sich fördernd miteinander vereinen. Dreihundert Jahre später ward für die dramatische Musik derselbe Einigungspunct durch gegenseitige Gleichstellung von Dichtung und Musik gefunden.

Pius IV. hörte die Marcellusmesse bald darauf und sprach: „Das müssen Harmonien des neuen Gesanges sein, den der Apostel Johannes im triumphirenden Jerusalem gehört, davon ein anderer Johannes hier ein Stück im irdischen Jerusalem giebt." Zugleich ernannte er ihn zum „Compositor" seiner Capelle selbst. Dieselbe stellte denn auch fortan ihr Programm aus Werken der reinsten Kunst zusammen, wie sie in der Marcellusmesse culminirte, und bewahrte so den a capella- oder Palestrinastil in

seiner vollen Reinheit als einen Besitz, der, wie er aus dem heiligen Gewinn der Menschheit hervorgegangen, auch stets von neuem seine erfrischende und spendende Kraft bewähren wird. Die Antiphonen sind in diesen Werken eines Festa, Morales, Palestrina, Vittoria, Anerio, Allegri nach dem vollen Geiste ihrer religiösen Herkunft verwendet und also wie die Bilder, welche Homer von den Göttern zeichnete, zu den Göttergestalten der Griechen wurden, ebenfalls zu den heiligsten Idealen unserer eigenen Brust geworden, in der sich das Ewige vollendet wiederspiegelt. In diesem Stile besitzen wir denn auch heute noch ein ebenso entsprechendes Mittel, das höchste religiöse Ideal in Tönen auszusprechen, wie die Antike aller späteren Plastik Form und Canon gegeben, und zu der Entwickelung unserer Kunst in ihren letzten und allumfassenden Zielen gehört der Palestrinastil so gut wie die moderne Melodie und Thematik. Es ist dies kein „überwundener Standpunct", kein altfränkischer Stil. Aber in der That, es kann wieder nur das Genie sein, das ihn verwendet, ohne ihn blos nachzuahmen. Wir haben daher heute auf Wagners Parsifal eben so gespannt zu sein, wie uns Liszts einfache Missa choralis beim Gottesdienste selbst gleich einem neuen geistigen Brode erquickt, und eine erneute Entfaltung des längst Verfallenen oder doch Vergessenen steht vor unserer künstlerischen Zukunft.

Von Palestrina selbst ist zum Schluß nur noch weniges zu melden. Er ward jetzt zum Componisten der päpstlichen Capelle ernannt und 1571 auch Capellmeister der St. Peterskirche. So hatte er die beiden entscheidenden musikalischen Stellungen der katholischen Christenheit inne. Darum fuhr er nicht blos fort, selbst Meisterwerke für den wahren Dienst des Höchsten zu schreiben, sondern half durch eigenen Unterricht auch die berühmte römische Schule gründen und stellte auf Befehl Gregors XIII. mit Hülfe eines seiner Schüler in mehr als zwanzigjähriger Arbeit das ganze Antiphonarium in seiner Reinheit wieder her. Der Verlust seiner geliebten Gattin, die ihn anfangs von der Musik ganz entfernt hatte, brachte ihn durch die Composition des Hohenliedes (1584) seiner Kunst nur wieder um so näher. Der Geist der Liebe ist hier wie in dem Gedichte selbst in idealster Verklärung wiedergegeben. Dem Stile nach sind es auf den Gregorianischen Gesang begründete Motetten, 29 an der Zahl, und wieder völlig zu der Würde künstlerischer Gebilde kirchlicher Composition erhoben. Dieses Werk von größter Erhabenheit und doch fast leidenschaftlich bewegtem Ausdruck verschaffte ihm den Namen „Fürst der Tonkunst". Im Jahre 1583, also als ein fast siebenzigjähriger Greis, schrieb er die berühmten Lamentationen (Klagelieder Jeremiä), die man ebenfalls noch heute in der päpstlichen Capelle hört. Es folgten die sämmtlichen Hymnen seiner Kirche in vierstimmigem Satze und das einzige Stabat mater für zwei Chöre. Der 2. Februar 1594 ist sein

Todestag. Schönheit und Erhabenheit verbinden sich in der Kunst Palestrinas zur Erreichung des ersten Zieles der Classicität der Musik. Es ist der romanische Stil in der Kunst der Töne, und wie dieser trotz Gothik und Renaissance unserer kirchlichen Baukunst in keiner Weise verloren ist, so bleibt der a capella- oder Palestrinastil ein musikalischer Stil für sich, aber nur da, wo eben das Heilige und Ewige in seiner vollen Ruhe und Erhabenheit dargestellt werden soll und religiöses Gefühl und künstlerisches Genie genug vorhanden ist, um über Raum und Zeit und jede Vergänglichkeit hinweg sich zu dem Unvergänglichen zu erheben. Ludwig Nohl.

Elsaß-lothringische Verwaltungsreorganisationsideen.

Elsaß-Lothringen ist wieder in den Vordergrund der öffentlichen Discussion getreten, oder richtiger dahin gedrängt worden; denn weder in der Bevölkerung Elsaß-Lothringens, noch im übrigen deutschen Reiche war eine Strömung erkennbar, welche zu den allzu zahlreichen schwierigen und brennenden Tagesfragen der Gegenwart ohne zwingenden Anlaß ein neues Problem hinzuzufügen Lust bezeigt hätte. Das hat man in den maß- und tonangebenden Kreisen wohl auch bald erkannt, und man hat sich beeilt, von der Lösung des eigentlichen Problems, der definitiven Regulirung der staatsrechtlichen Stellung Elsaß-Lothringens im deutschen Reiche, vorläufig Abstand zu nehmen. Es ist von keinem Kronprinzenlande mehr die Rede, von keinem fürstlichen Statthalter, von keiner selbständigen Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrathe, überhaupt von keiner Constituirung eines staatsrechtlich selbständigen Kleinstaates mit eigenem Oberhaupte zwischen Rhein und Vogesen und an Stelle dieser Projecte sind bloße Verwaltungsorganisationsreformideen getreten. Dadurch wird indessen die ganze Angelegenheit zu einer relativ bedeutungslosen. Eine selbständige, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Volksvertretung wird man den Elsaß-Lothringern vorerst nicht bewilligen, die bloße Vermehrung des Landesausschusses ändert nichts an dem Charakter und der Stellung dieser Körperschaft, das Recht der Initiative hat sich der Landesausschuß längst angeeignet, und ob der höchste Beamte des Landes Oberpräsident oder Statthalter heißt, ist thatsächlich einerlei.

Um hierbei im Voraus etwaigem Widerspruch zu begegnen, sei daran erinnert, daß in Folge des Gesetzes, betreffend die Einrichtung der Verwaltung in Elsaß-Lothringen vom 30. December 1871, dem Oberpräsidenten durch Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 29. Januar 1872 die Aus-

übung der Befugnisse einer obersten Verwaltungsbehörde für Elsaß-Lothringen, die Aufsicht über die Behörden der Landesverwaltung und der Entscheid über die Beschwerden gegen dieselben übertragen worden sind. Nach diesem Gesetze war der Oberpräsident bereits im Wesentlichen als ein, wenn auch nicht verantwortliches, Ministerium für Elsaß-Lothringen anzusehen, ihm waren insbesondere die Befugnisse des Unterrichtsministers und alle übrigen Ministerialbefugnisse mit Ausnahme der des Kriegs- und Justizministers und der die auswärtigen Angelegenheiten und indirecten Steuern betreffenden zugewiesen worden, er besaß auf Grund des bekannten Artikels 10 des citirten Gesetzes die weitgehendsten, ja dictatorischen Vollmachten, das Recht, Militär zu requiriren u. s. w. Endlich bestimmte Artikel 4 jenes Gesetzes: „Derselbe (der Oberpräsident) steht unmittelbar unter dem Reichskanzler."

Eine selbständigere Stellung und weitergehende Befugnisse, als sie dieses Gesetz dem Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen verlieh, wird auch ein Statthalter nicht erlangen können; wohl aber wird er in der Lage sein, sich dieselben zu bewahren, während der Oberpräsident es sich gefallen lassen mußte, seine Machtvollkommenheiten durch die Praxis im Laufe der Zeit unausgesetzt beschränkt zu sehen.

Zu weit würde es führen, hier darzulegen, wie Alles so gekommen. Nach Artikel 4 des Gesetzes vom 9. Juni 1871, betreffend die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reich, bedürfen die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers, welcher in Elsaß-Lothringen die Staatsgewalt ausübt, zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. In Folge dieses Gesetzes war der Reichskanzler als verantwortlicher Minister für Elsaß-Lothringen zu betrachten, und er war sich dieser Aufgabe wohl bewußt; äußerte er doch bei der dritten Lesung dieses Gesetzes, in der Sitzung vom 25. Mai 1871: „.... und wenn ich in diesem Stadium bei abnehmender Gesundheit und abnehmender Arbeitskraft vor einer solchen Aufgabe nicht zurückschrecke, so leitet mich dabei ein gewisses Gefühl der Verantwortlichkeit für das Schicksal der Bewohner dieser Provinz, wegen des Antheils, den ich an ihrer Loslösung von Frankreich habe; ich fühle mich berufen, der Advocat in dem neuen Staatswesen, dem sie beitreten, soweit es mir gegeben ist, zu sein, und ich möchte sie ungern im Stiche lassen." Dennoch wendete der Reichskanzler sein besonderes und sympathisches Interesse von den neuen Reichslanden ab, und zwar zu einem deutlich erkennbaren Zeitpunct, als die ersten Reichstagsabgeordneten in Elsaß-Lothringen gewählt wurden und als sie auf der Tribüne des Reichstages einen Protest gegen die Annexion ihres Landes einlegten. Von dieser Zeit an erfüllte sich, was der Abgeordnete von Treitschke bei der Berathung des Vereinigungsgesetzes prophezeit hatte, es war in der Sitzung vom 20. Mai

1871: „.... Es geht über Menschenkraft, die Geschäfte des Reichskanzlers und eines Regenten von Elsaß zugleich zu bewältigen. Es kann nicht ausbleiben, daß die laufenden Geschäfte einigen Geheimräthen in die Hände fallen, welche die Meisten von uns nicht einmal dem Namen nach kennen, welche sich als anonyme Größen der Controle, sogar der öffentlichen Meinung entziehen ...." Das Verwaltungsorganisationsgesetz für Elsaß-Lothringen vom 30. December 1871 hatte den Oberpräsidenten ausdrücklich dem Reichskanzler unmittelbar unterstellt, aber die Praxis schuf gar bald eine an Einfluß und Befugnissen mehr und mehr zunehmende Zwischeninstanz. Im Reichskanzleramt wurde eine Abtheilung für Elsaß-Lothringen eingerichtet, derselben ein eigener Director vorgesetzt, später wurde diese Abtheilung losgelöst, in ein selbständiges Reichsamt für Elsaß-Lothringen umgewandelt und an die Spitze desselben ein mit Ministerialbefugnissen ausgestatteter Unterstaatssecretär gestellt.

Das Verwaltungsorganisationsgesetz für Elsaß-Lothringen vom 30. December 1871 hatte weder beabsichtigt, noch vorausgesetzt, daß die Dinge so ihren Verlauf nehmen würden; es hatte ausdrücklich jede Zwischeninstanz zwischen dem Reichskanzler und dem Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen ausgeschlossen, offenbar, um von vornherein einer vom grünen Tische aus verwaltenden Büreaukratie vorzubeugen. Als des Reichskanzlers Interesse sich von Elsaß-Lothringen abwandte, da erhob sich diese Büreaukratie und bestrebte sich, die oberste Verwaltung des ferngelegenen Landes zunächst auf das Eingehendste zu controliren und ganz an sich zu reißen. Wirkung oder Ursache davon waren zunächst persönliche Antagonismen der beiden, in eigenthümlicher, weder coordinirter, noch übergeordneter Art einander gegenüberstehenden Chefs, von welchen der Eine parlamentarisches Geschick bewies, während der Andere sich größerer Beliebtheit im Lande erfreute. Aber auch geschäftliche Unzuträglichkeiten erwuchsen daraus, an deren Beseitigung schließlich ernsthaft gedacht werden mußte.

In gewissen einheimischen Kreisen nahm man dieses Nebeneinander in der obersten Verwaltung Elsaß-Lothringens zum willkommenen Vorwande für die zunehmenden particularistisch-constitutionellen oder autonomistischen Bestrebungen. Da sich selbst der Oberpräsident ihnen nicht abgeneigt zeigte, so gewannen sie schnell an Terrain, auch bei der eingewanderten deutschen Beamtenwelt. Von altdeutscher Seite wurden zuerst Vorschläge in dieser Hinsicht laut. Eine angeblich von hoher Stelle inspirirte Brochüre*) wollte das Reichsland Elsaß-Lothringen zu einem Kaiserland machen, d. h. Elsaß-Loth-

*) Elsaß-Lothringen, seine Vergangenheit — seine Zukunft. Zweite Auflage. Straßburg 1877, Trübner.

ringen durch Personalunion mit der Kaiserkrone in der Weise verbinden, daß dem deutschen Kaiser, welcher bisher die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen nur als Vertreter des Reiches ausübte, die Souveränetät und Landesherrlichkeit über Elsaß-Lothringen in erblicher Weise zu übertragen seien, wodurch letzteres als gleichberechtigtes Glied in die Reihe der deutschen Staaten treten und neben der gewünschten Vertretung im Bundesrath auch eine gewisse Autonomie erlangen könne. Der deutsche Kaiser als Landesherr könnte dann das Land durch einen Statthalter als alter ego regieren, welchem ein direct dem Kaiser verantwortliches Landesministerium zur Seite stehen würde. Die Bevölkerung verhielt sich diesem, wie bemerkt, von altdeutscher Seite ausgehenden Vorschlage gegenüber ebenso indifferent, wie einem später, ebenfalls durch eine eigene Brochüre*) verkündeten, Elsaß-Lothringen nämlich unter der von einem Mitglied des Kaiserhauses, etwa dem jeweiligen Kronprinzen auszuübenden Souveränetät zu einem Großherzogthum mit eigenem Hof, Adel, Wappen u. s. w. umzugestalten. Im Landesausschusse von Elsaß-Lothringen hat der Gedanke, Elsaß-Lothringen zu einem Kronprinzenland zu machen, später einige Freunde gefunden, allein es wurde still davon, als der Kronprinz in Folge der bekannten traurigen Ereignisse die Regentschaft übernehmen mußte. Der Landesausschuß hatte beiläufig am 22. December 1877 den Wunsch ausgesprochen, „es möge dem Reichslande eine eigene Verfassung als Bundesstaat mit dem Sitz der Landesregierung in Straßburg und einer Vertretung im Bundesrath zugestanden werden," wobei in den Motiven als einzig mögliche Lösung des eigentlichen, jetzt nicht auf der Tagesordnung stehenden Problems der staatsrechtlichen Stellung Elsaß-Lothringens im Reich ausgesprochen wurde, „daß die unmittelbare Souveränetät des Kaisers an Stelle der Gesammtsouveränetät der Bundesstaaten tritt."

In seiner Sitzung vom 7. März hat der Landesausschuß bekanntlich folgende Resolution angenommen: „Der Landesausschuß, in Erwägung, daß es sehr wünschenswerth ist, daß Elsaß-Lothringen eine constitutionelle Repräsentativregierung und für seine Landesvertretung das Recht der parlamentarischen Initiative erlange, spricht den Wunsch aus, es möge Elsaß-Lothringen eine eigene Verfassung als Bundesstaat mit dem Sitz der Regierung in Straßburg und deren Vertretung im Bundesrath gewährt werden." Diese Resolution war sehr überhastet eingebracht worden, man hatte sie nicht gedruckt vertheilen lassen, auch gelangte sie eigentlich nicht zur Discussion, da von den Antragstellern selbst Niemand das Wort ergriff. Nur zwei der linken Seite des Hauses angehörige Mitglieder sprachen, Herr Fulter, um

*) Elsaß-Lothringen als kaiserliches Kronland. Köln 1878, Dumont-Schauberg.

sich dagegen zu erklären, Herr Grad, um seine Abstimmung für den ihm zu unbestimmt gehaltenen Antrag zu motiviren. Beide Redner gaben deutlich zu verstehen, daß sie entschieden gegen die Regierung eines Prinzen mit einer Civilliste und einem Hofe seien, erklärten sich aber im übrigen mit der Resolution und mit der Majorität vollkommen einverstanden. Fulter brachte schließlich einen präciseren Antrag ein: „Der Landesausschuß spricht den Wunsch aus, es möge Elsaß-Lothringen eine constitutionelle Repräsentativregierung gewährt und derselben, wie dem mit der Leitung beauftragten Beamten Straßburg als Sitz angewiesen werden." Allein der Landesausschuß blieb bei der von den Elsässern eingebrachten Resolution, er nahm dieselbe mit 22 Stimmen an, während die 6 Lothringer sich der Abstimmung enthielten.

Als Endziele der autonomistischen Bestrebungen hat der Abgeordnete Schneegans folgende Forderungen aufgestellt: 1) Die Einsetzung einer selbständigen, in Straßburg residirenden, mit Vollmachten ausgerüsteten und im Namen des Kaisers die oberste Leitung der Geschäfte mit verantwortlichen Ministern führenden Regierung. 2) Die Einberufung eines elsaß-lothringischen Landtags mit den Rechten aller anderen deutschen Landesvertretungen. 3) Die Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrath. Der Antrag Schneegans verlangt nur die Erfüllung der ersten Forderung, denn er lautet: Der Reichstag wolle beschließen, den Reichskanzler zu ersuchen, darauf hinzuwirken, daß Elsaß-Lothringen eine selbständige, im Lande befindliche Regierung erhalte. Dabei ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß die Zahl der Mitglieder des Landesausschusses gleichzeitig vermehrt und der Landesregierung eine consultative Vertretung im Bundesrath eingeräumt wird. Letztere ist beiläufig thatsächlich bereits vorhanden, da der Oberpräsident wie der Chef des Reichsamtes für Elsaß-Lothringen Mitglieder des Bundesraths sind, die Vermehrung der Mitgliederzahl des Landesausschusses ist aber gänzlich unerheblich.

In zwei Sitzungen, vom 21. und 27. März, hat der Reichstag den Antrag Schneegans berathen, um sich schließlich mit dem Inhalte desselben nahezu einstimmig einverstanden zu erklären. Einige Redner erwarben sich um die Klarstellung der ganzen Frage nicht geringe Verdienste.

Im Wesentlichen hat hier wohl der Abgeordnete von Puttkamer (Löwenberg), ehemals Bezirkspräsident von Deutsch-Lothringen, das Richtige getroffen, wenn wir von seiner allzu optimistischen Schilderung der reichsländischen Verwaltung und Zustände absehen. Der Schwerpunct der gegenwärtigen Verwaltungsreorganisationsideen liegt in der Regelung der zukünftigen Stellung des Reichskanzlers zur elsaß-lothringischen Verwaltung. Wenn man nun einerseits dem Desiderium dieses Abgeordneten sich anschließen muß, daß der Reichskanzler auf die Erfüllung des von ihm ausgesprochenen Wunsches, es

möge ihm künftig erspart sein, zur Leitung der elsaß-lothringischen Dinge hinzugezogen zu werden, verzichten möge, so wird andererseits die Forderung des Abgeordneten Hänel nicht außer Acht zu lassen sein, daß die oberste Controle über die Regierung Elsaß-Lothringens dem Reichstage in keiner Weise entzogen werden dürfe, daß er im Zusammenwirken mit dem Bundesrath jederzeit eine Instanz bleibe, an welche von der Verwaltung wie von der Volksvertretung Elsaß-Lothringens appellirt werden kann. Diesem Verlangen hat ja auch der Reichskanzler bereits zugestimmt.

Correct war die Erklärung des Abgeordneten Kable im Namen der elf nicht autonomistischen Abgeordneten Elsaß-Lothringens; sie konnten nicht gegen den Antrag Schneegans sein, aber sie mußten consequenterweise die von Schneegans hintenangesetzte Forderung nach einer aus allgemeinen directen Wahlen hervorgegangenen, mit allen constitutionellen Befugnissen ausgestatteten gesetzgebenden Versammlung hervorheben.

Autonomistische Andeutungen im engeren Sinne hat nur der Abgeordnete von Stauffenberg gegeben, er meinte, ein Eindringen der einheimischen Elemente in die Landesverwaltung von unten herauf sei nicht schwer; wenn es gelänge, für die Regierung aus dem Lande selbst Kräfte zu gewinnen, dann würde der Anfang zur Einführung des Elementes der Eingeborenen besser gemacht werden können. Das sind gewiß sehr schöne Intentionen, allein sie lassen sich, wie die Dinge einmal liegen, schwer verwirklichen.

Es ist ganz richtig, daß der Uebergangszustand, in welchem sich die Reichslande befinden, früher oder später einmal sich im Sinne der autonomistischen Bestrebungen zu einem definitiven gestaltet. Der Reichskanzler selbst hat im Jahre 1871 diesen Entwickelungsgang der Reichslande angedeutet, denn in der Reichstagssitzung vom 2. Mai äußerte er: „. . . . ich bin überzeugt, daß wir der Bevölkerung des Elsaß auf dem Gebiete der Selbstverwaltung ohne Schaden für das gesammte Reich einen erheblich freieren Spielraum lassen können . . .," nämlich als dies unter französischer Regierung möglich war. Aber wie Alles seine Zeit haben muß, so auch dieser Uebergangszustand, während dessen man von unten aus reformiren sollte, um schließlich durch Regelung der staatsrechtlichen Stellung Elsaß-Lothringens in mehr oder minder autonomistischem Sinne das restaurirte Gebäude zu krönen.

Unseres Erachtens schrumpft die elsaß-lothringische Frage zu einer nicht schwer lösbaren Verwaltungsorganisationsreform zusammen. Doch auch diese ist mit Vorsicht zu erörtern, und man sollte sich dabei möglichst eng an das Bestehende anschließen, der Experimente sind nachgerade genug geworden! So lange der Sitz der Reichsregierung in Berlin ist, wird auch dort über die Geschicke des Reichslandes entschieden werden müssen. Die Befugnisse der

localen Oberverwaltung in Elsaß-Lothringen mögen thunlichst ausgedehnt werden, aber eine oberste, controlirende Instanz in Berlin kann deshalb nicht entbehrt werden, am wenigsten in den nächsten Jahrzehnten, wo in den neuen Reichslanden die einheimischen und eingewanderten Elemente einander noch unfreundlich gegenüberstehen. Insbesondere sollte sich der Reichstag seine Competenzen in elsaß-lothringischen Angelegenheiten nicht nehmen lassen. Die einfachste Lösung der Sache wäre offenbar in der stricten Durchführung des Verwaltungsorganisationsgesetzes vom 30. December 1871 zu finden; sie scheint den Vorzug zu verdienen, weil sie das Bestehende am wenigsten berührt. Mit der Errichtung einer vorzugsweise repräsentativen Statthalterschaft in Straßburg wird sich derjenige, welcher Land und Leute in Elsaß-Lothringen kennt, sicherlich nicht einverstanden erklären, der Gedanke aber, Lothringen vom Elsaß zu trennen und mit Rheinpreußen zu vereinigen, ist unbedingt zurückzuweisen.

Das Regiment des gegenwärtigen Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen hat wenig von den Verheißungen erfüllt, welche man den Elsaß-Lothringern einst machte, es hat ihnen fast die ganze schlimme französische Gesetzgebung gelassen, es hat ihnen keine deutsche Gemeindeordnung, kein deutsches Preß- und Vereinsgesetz, keine deutsche Steuerverfassung verliehen und mit dictatorischer Gewalt manche Freiheiten unterdrückt; allein es hat verständig und geschickt, mit sorgsamer Schonung und engem Anschluß an das Bestehende das entfremdete Land in die neuen Verhältnisse übergeleitet und kaum andere als Unterlassungssünden begangen. Bleibt im Wesentlichen vorerst Alles beim Alten, in der Voraussetzung, daß die Berliner Zwischeninstanz ohne weiteren Ersatz wieder beseitigt werde, so ist zu hoffen, daß bald und ernsthaft an die Einführung wirklicher Reformen in Elsaß-Lothringen gedacht werden kann, zunächst an die Einführung deutscher Rechte und Freiheiten.

So wie die Dinge jetzt liegen, erscheint es vor Allem erforderlich, Verwaltungsgesetz und Verwaltungspraxis wieder in Einklang zu bringen.

Der neue bulgarische Staat.

Auch die schwierigsten Fragen, die in Folge des Berliner Friedens zu regeln waren, beginnen sich zu glätten. Seitdem Aleko Pascha zum Gouverneur von Ostrumelien ernannt, ein deutscher Prinz zum Fürsten von Bulgarien erwählt ist, wird jeder Zweifel an dem übereinstimmenden Willen der Mächte, die Bestimmungen des Congresses aufrecht zu halten, hinfällig. Die Bulgaren sind mit ihrem Verlangen nach Aufhebung der willkürlichen Balkanlinie zur Geduld verwiesen. Es soll wenigstens ein ernstlicher Versuch zur Durch-

führung des in Berlin vereinbarten Compromisses gemacht werden. Rußland selbst hat sein Machtwort eingelegt und der panbulgarischen Agitation jede Aussicht für die nächste Zeit benommen. Für das nun in Wirksamkeit tretende Staatswesen droht freilich gerade dieses Gefühl der nationalen Unfertigkeit zur Klippe zu werden. Ob die Bulgaren so weise sind, sich mit den bisherigen Errungenschaften zunächst zu bescheiden und durch geduldige Arbeit auf dem jetzt gelegten Grund für Höheres sich würdig zu machen, das ist eben die Frage. Die Erschütterung des letzten Krieges und die diplomatische Spannung, die seine Folge gewesen, waren von der Art, daß keine der Mächte den Wunsch haben kann, in den nächsten Jahren einen abermaligen Ausbruch der Volkskräfte auf der Balkanhalbinsel erleben und regeln zu müssen. Ueberall wird das Ruhebedürfniß gleich stark sein. Aber auch unter den politischen Köpfen des Bulgarenvolkes, sollte man denken, wird so viel Einsicht vorhanden sein, um zu begreifen, daß es im Interesse des befreiten Volkes selber ist, aus der Noth eine Tugend zu machen und seine staatsmännischen Eigenschaften vorerst innerhalb der Grenzen zu üben, die zwar willkürlich abgesteckt sind, aber immerhin der auflebenden Nation ein hinlängliches Versuchsfeld darbieten. Gerade weil der spätere Anfall Ostrumeliens, wie heute Jedermann zugiebt, sicher und unvermeidlich ist, kann man sich Zeit dazu lassen. Nicht nach außen, sondern im Innern hat sich der Patriotismus der Bulgaren jetzt zu bewähren. Hier ist geradezu Alles erst zu schaffen. Die Aufgabe ist ohne Frage weit schwieriger als sie in den Donaufürstenthümern war. Die Rumänen bilden eine ungleich geschlossenere Nationalität und sie sind, an der Peripherie des alten Osmanenreichs gelegen, schon von lange her allmählich zur Selbstregierung herangezogen worden. Die bulgarische Nation aber, mit den Bruchtheilen zahlreicher anderer Völker in ihrem Schooße, ersteht mit einem Male wieder aus völliger Verschüttung, und zu den Folgen vielhundertjähriger Unterjochung treten die noch frischen Wirkungen eines mit allen erdenklichen Greueln geführten Vernichtungskrieges. Im Zustand der Unmündigkeit und der Verwilderung zugleich tritt dieses Volk plötzlich in den Genuß und die Function einer abendländisch zugeschnittenen Verfassung. Die ganze Basis eines gesitteten Völkerlebens ist hier erst mühsam zu legen. Nur in der Heranbildung der Milizen scheint die russische Verwaltung bisher schon Befriedigendes erzielt zu haben. Aber das Beamtenthum, das Unterrichtswesen, die wirthschaftliche Entwickelung, das Alles findet sich in den dürftigsten Anfängen. Und dazu wird der Art des Volkes von den neueren Reisenden geringes Lob gespendet: hier bedarf es unendlicher Arbeit, deren Früchte erst in langen Zeiträumen bemerkbar werden können. Es ist weniger ein politisches als ein Civilisationswerk, das auf die Schultern des jungen deutschen Fürstensohnes gewälzt ist.

In dieser schwierigen Aufgabe wird der Fürst zunächst auf die Mithülfe russischer Kräfte angewiesen sein. Rußland trägt sozusagen die Verantwortung für den neuen Staat. Es hat die Befreiung der Bulgaren mit den eigenen Waffen unternommen, wider den Willen Europas durchgesetzt, und wenn die europäische Sanction seiner Schöpfung zuletzt nur in erheblich verengerten Grenzen erfolgte, so war daran die Mißgunst der anderen Mächte Schuld. Rußland allein hat sein Interesse dem neuen Staatswesen zugewandt, und so folgt von selbst, daß für jetzt sein Einfluß daselbst allmächtig ist. Dieser Einfluß zeigt sich in der einstimmigen Fürstenwahl und wird der Natur der Sache nach noch geraume Zeit sich fühlbar machen. Ebenso natürlich ist, daß in dem neuen Staate sehr bald eine Tendenz sich zeigen wird, sich dem übermächtigen Einfluß der Schutzmacht zu entziehen. Die befreite Nation wird sich selbst angehören wollen. Von Erfolg wird diese Tendenz freilich nur in dem Maße sein können, als das Staatswesen innerlich erstarkt und zugleich bei den anderen Mächten dasselbe Interesse und denselben Rückhalt findet, für die es sich bis jetzt auf eine einzige angewiesen sieht. Immerhin ist bemerkenswerth, daß schon in den Verhandlungen der ersten Notabelnversammlung, also zu einer Zeit, als die Pflicht der Dankbarkeit wie der Druck der russischen Herrschaft noch in unmittelbarer Kraft war, entschieden autonome Regungen sich zeigten und namentlich auch bei Amendirung der Verfassung ein selbständiger Wille zum Vorschein kam. Die Zeit kann nicht ausbleiben, da das bulgarische Interesse das oberste in dem neuen Staate sein wird. Es wird sich wiederholen, was die Zeitgenossen mit Griechenland und mit Rumänien erlebt haben, die beide als „russische Schöpfungen" so lange der gleichen Mißgunst begegneten. Doch bis dahin ist noch ein weiter Weg zurückzulegen. Dem deutschen Fürstensohn aber, der in Tirnowa, der alten bulgarischen Czarenstadt residiren wird, geht ein Ruf voraus, der die Hoffnung rechtfertigt, daß er seine Stellung ebenso begreifen und ausfüllen wird, wie der andere deutsche Prinz, dem die Rumänen ihre Geschicke anvertraut haben.

W. L.

Aus dem Reichstag.

Büreaukratisch gesprochen kann ein Bericht aus dem Reichstag, der sich auf die Tage seit dessen Wiederzusammentritt bis heute (2. Mai) bezieht, nur ein Vacatschein sein. Denn bis jetzt läßt sich noch nichts berichten, was im Reichstag, sei es in den officiellen Berathungen und Beschlüssen, sei es in den vertraulichen Vorbereitungen und Vorberathungen zur Klärung der großen, auf Entscheidung wartenden Fragen geschehen wäre oder überhaupt hätte ge-

schehen können. Es konnte noch nichts geschehen und auch weiterhin wird die Entscheidung nur langsam vorrücken, und zwar ganz im Interesse der Sache, im Interesse der Nation. Denn die vorgelegten Steuern und Zölle schneiden so unbeschreiblich tief in die wirthschaftliche Thätigkeit und Existenz von Millionen Deutscher ein, daß auch die geübten Augen erfahrener Kenner Zeit brauchen, um die theils fördernden, theils hemmenden Wirkungen auf die verschiedenen Zweige wirthschaftlichen Lebens klar und vollständig übersehen zu können. Unverantwortlich aber wäre es, wenn eine Volksvertretung der Bevölkerung neue Steuern auferlegen wollte, ohne zu prüfen und zu wissen, ob dieselben 50 oder 100 oder 150 Millionen Ertrag geben werden, ob sie das Bedürfniß des Reichs überschreiten werden oder nicht, wenn eine Volksvertretung ein neues Zollsystem genehmigen wollte, ohne sorgfältig zu prüfen, ob und in wie weit die Klagen ganzer Industriebranchen begründet sind oder nicht, daß einzelne große Exportindustrieen, die Millionen Menschen ernähren, durch verschiedene der vorgeschlagenen Zollsätze ernstlich bedroht und gefährdet würden. Diese sorgfältige Prüfung, mag ihr Resultat bejahend oder verneinend ausfallen, ist doch das wenigste, was man verlangen kann, und wenn dadurch die aufreibende Thätigkeit der Reichstagsmitglieder noch ein paar Wochen weiter in den heißen Sommer hinein verlängert wird, so ist das zu beklagen, aber doch nur ein nothwendiges Ergebniß ihrer Pflicht, wenn es sich darum handelt, die Productionsbedingungen für Industrieen, die für den Weltmarkt arbeiten, von Staatswegen zu ändern und dadurch auf die Verhältnisse von Millionen einen umgestaltenden Einfluß zu üben. Daß die dreiwöchentliche Pause, die der Reichstag in seinen Berathungen eintreten ließ, nicht zu lang bemessen war und nicht, wie Manche vorwurfsvoll eiferten, zur Verschleppung der Sache gedient hat, das liegt jetzt klar zu Tage. Denn erst drei Tage vor Wiederbeginn der Sitzungen waren die Regierungsvorlagen vollständig in den Händen der Abgeordneten, Vorlagen von solchem Umfange, von solcher Tragweite, von solchem Zifferwerk begleitet, daß ihr erschöpfendes Studium wohl auch dem sachkundigsten Abgeordneten bis jetzt noch nicht vollständig möglich gewesen ist. Keiner beherrscht ja alle Industriezweige, die durch die neuen Zollsätze irgendwie beeinflußt werden, Jeder bedarf mindestens für den einen oder andern Zweig der Belehrung durch Fachkundige, und die Interessenten selbst bedürfen zum Theil erst eines eingehenden Studiums, um sich der Einwirkung verschiedener Zollsätze auf ihre Branche klar bewußt zu werden. Die ungefähr dreiwöchentliche Frist seit dem ersten Erscheinen des neuen Tarifs, jedoch damals noch ohne die erst vierzehn Tage später erschienenen Motive, scheint ausgiebig zu solcher gegenseitigen Information benutzt worden zu sein, dagegen zeigte sich zum Glück von einer agitatorischen Thätigkeit in schutzzöllnerischem oder freihändlerischem Sinne

kaum eine Spur. Und wir bedürfen dessen in der That nicht, die Gemüther sind schon erregt und verwirrt genug und für eine besonnene Prüfung und baldige Lösung, die wir vor allem brauchen, wäre ein neuer Appell an die dunklen Gefühle der Massen, an die Leidenschaften der eignen Interessen vollends gar verderblich gewesen. Die Aeußerungen aus den Interessentenkreisen strömen jetzt in Form von Broschüren, von Petitionen oder Protesten massenhaft auf den Reichstag und die einzelnen Abgeordneten ein, und die Fluth dieser zum Theil werthvollen Druckschriften ist so groß, daß kein Abgeordneter im Stande ist, auch nur den größeren Theil davon, geschweige denn alle, sich zu eigen zu machen. Ein nur auf die wenigen Tage seit dem 28. April sich erstreckendes Verzeichniß weist circa 700 solcher Zollpetitionen nach. Die in den letzten Tagen eingegangenen rühren zum großen Theil von solchen Branchen unserer Exportindustrie her, die durch die neuen Zölle auf Halbfabrikate in ihrer Concurrenzfähigkeit auf fremden Märkten sich bedroht glauben. Diese zum Theil sehr sorgsam gearbeiteten Erklärungen und Gutachten aus Interessentenkreisen erfordern aber um so mehr ein ernstliches Studium, als die Motive der Regierung trotz ihrer Länge die Gründlichkeit und Objectivität sehr vermissen lassen, die man für ein so schweres Gesetzgebungswerk hätte erwarten können. Das tumultuarische Durchjagen eines so umfassenden Reformversuchs zeigt sich zum Theil sehr deutlich in der Flüchtigkeit der Arbeit, die z. B. von der sehr gründlichen Enquête über die Textilindustrie, wornach Erhöhung der Schutzzölle nicht angezeigt schien, nur höchst oberflächliche Kenntniß nahm und zu dem gegentheiligen Resultate einer sehr starken Zollerhöhung zum Vortheil der Spinnereien gelangte, so daß eine Eingabe der großen Crefelder Industriebranche eine wahrhaft vernichtende Kritik an diesem Theile der Motive üben konnte. Die ersten Besprechungen im Reichstage bewegten sich und bewegen sich noch um die Form der geschäftlichen Behandlung der Vorlagen, in der sich die sachlichen Differenzen bereits abspiegeln. Wenn wir früher ankündigten, daß diese Verhandlung zum Theil gleich im Plenum, zum Theil erst in Commissionen erfolgen werde, so scheint darüber bereits volles Einverständniß, auch darüber, daß für die Tabakssteuer jedenfalls eine besondere, technische Commission zu ernennen sei. Die Meinungen scheiden sich aber darüber, ob für die übrigen wichtigeren Artikel, insoweit sie nicht gleich im Plenum zu erledigen sind, nur eine Commission zu ernennen sei oder zwei verschiedene, von denen die eine die wichtigeren Schutzzölle, die andere die Finanzzölle mit den sich hieran knüpfenden finanztechnischen Fragen und den Fragen der sogenannten constitutionellen Garantieen zu prüfen hätte. Der Widerspruch gegen die Bildung zweier solcher Commissionen, wie sie von nationalliberaler Seite beansprucht wird, geht insbesondere von denen aus, die mit Hülfe der zu verwilligenden Schutzzölle hohe Finanz-

zölle durchbringen möchten und umgekehrt. Diese Vermengung beider Fragen erschwert in hohem Grade die Lösung, nicht minder wird sie bei aller Bereitwilligkeit, dem Reiche durch indirecte Steuern ausreichende eigene Einnahmen zuzuführen, durch die Haltung der Regierung erschwert, die in den Motiven mit einer cavalieren Leichtigkeit über die Frage nach dem finanziellen Erfolg der vorgeschlagenen Reform durch die Erklärung hinweggeht, daß eine solche Berechnung sich nicht mit Sicherheit anstellen lasse, da eine Annahme, daß dieser Ertrag dreißig Millionen betragen werde, nicht mehr Begründung für sich habe, als daß er hundert Millionen sein werde. Nun ist ja gewiß, daß man den Ertrag indirecter Steuern nicht bis auf Heller und Pfennig im voraus berechnen kann, aber eben so sicher, daß keine Volksvertretung der Welt sich für berechtigt halten kann, der Bevölkerung Steuern von völlig unbekannter Höhe und ohne jede Abmessung des Bedürfnisses aufzuerlegen. Die eine Forderung scheint deshalb klar, daß der Reichstag nicht Steuern verwilligen kann über das nachgewiesene Bedürfniß des Reichs hinaus. Das nachgewiesene Bedürfniß des Reichs aber ist ziffermäßig festgestellt durch den Betrag der Matricularbeiträge. Wir meinen, daß die Gesammtlage sehr dringend dafür spricht, daß der Reichstag bis zu dieser Höhe die geforderten Steuern und Zölle verwilligt (und man mag hierbei nicht allzuknapp, sondern reichlich rechnen und steigende Bedürfnisse in Betracht ziehen), aber auch nicht über diese Grenze hinaus. Die jetzt geforderten Zölle und Steuern würden in ihrem Ertrag diese Grenze wohl bedeutend überschreiten und insoweit wird der Reichstag sie beschränken müssen. Denn der Gedanke, daß das Reich über sein eigenes Bedürfniß hinaus sich mit völlig unlimitirten Einnahmen aus den Taschen der Steuerpflichtigen versehen solle, damit es dann aus seinem Ueberfluß freigebige Spenden an die Einzelstaaten vertheilen könne, die damit ihre directen Steuern ermäßigen oder sonstwie ihre Finanzen verbessern könnten, das scheint uns ein so völlig unhaltbarer, zugleich die bestehenden Verfassungsverhältnisse so völlig verschiebender und durchkreuzender Plan, daß wir trotz der Stärkung des Reichsgedankens, den Einige davon erwarten, ihn absolut nicht adoptiren können. Der Streit hierüber so wie über die ziffermäßige Begrenzung dessen, was das unmittelbare Reichsbedürfniß erfordert, wird der eine Angelpunct sein, um den sich die Finanzdebatte dreht; von nicht minderem Belang wird der zweite Punct sein, bei dem es sich darum handelt, das Einnahmebewilligungsrecht des Reichstags, das durch den Wegfall der Matricularbeiträge zum großen Theil verschwindet, gesetzlich anderweit zu sichern, beispielsweise wie wir früher bemerkten dadurch, daß einzelne Zolleinnahmen, z. B. auf Kaffee, Petroleum, Salz auf jährliche Bewilligung gestellt werden. In diesen beiden Puncten wird für die liberale Seite des Reichstags der Schwerpunct der Finanzdebatten liegen.

Bei den eigentlichen Zolldebatten wird der Unterschied der Parteien nur sehr verwischt zum Vorschein kommen, da die Gemeinsamkeit der politischen Ueberzeugung, die die Parteien zusammengeführt hat, sich nicht auf das Zollgebiet erstreckt, auch ein Zoll- und Tarifprogramm allein nie eine dauernde Basis für Parteibildung abgeben kann. Uns scheinen jene beiden Hauptstreitpuncte in der Finanzreform keineswegs unlösbare Schwierigkeiten zu bieten, namentlich da auf Seiten der Regierung bis jetzt der Gedanke einer jährlichen Verwilligung einzelner Steuern gut aufgenommen ist; beiläufig sind aber die Gerüchte von irgend einem in dieser Richtung abgeschlossenen Compromiß ohne alle thatsächliche Unterlage. Die Programmrede freilich, mit welcher der Reichskanzler die Generaldebatte einleitete, schloß den Wunsch keineswegs aus, das Reich möge auch über seinen eigenen unmittelbaren Bedarf hinaus sich unlimitirte Einnahmen zuführen, um dann großmüthig an die Einzelstaaten, z. B. zur Abschaffung der Grund- und Classensteuer, austheilen zu können. Wir möchten fragen, nach welchem Maßstabe vertheilen, etwa nach demselben Maßstabe pro Kopf wie die Matricularbeiträge? Das hieße, die Ungerechtigkeit dieser Kopfsteuer vom passiven auf das active Gebiet übertragen.

Die Programmrede des Kanzlers trug ebenso wie sein Programmschreiben vom 15. December v. J. den Charakter eines kühnen Programms — in der Rede fast noch kühner als in dem Schreiben — in sehr allgemein angedeuteten Umrissen, so daß der Interpretation und der wirklichen praktischen Ausführung der weiteste Spielraum bleibt. Die Ansicht aber, daß, wie es in dem Schreiben vom 15. December heißt, in erster Linie ihm die Kräftigung der Reichsfinanzen steht, das heißt also die Finanzzölle, wodurch das Schutzzollsystem nur in die zweite Linie eines Mithelfers tritt, fand durch diese Rede neue Bestätigung. Wenn der Reichskanzler sein Programm nur in ganz großen Umrissen entwarf ohne jedes Eingehen in das Detail und nur in der sehr fürsorglichen Weise, womit er agrarische Gefühle für seine Gedanken zu gewinnen suchte, etwas mehr in das Einzelne ging, so bewegte sich dagegen sein früherer College, der Abgeordnete Delbrück, lediglich auf dem Gebiete einer nüchternen, ganz concreten Detailkritik, die bei der eminenten Sachkenntniß und der objectiven Ruhe dieses Redners das Haus zwei volle Stunden lang fesselte. Delbrück schloß ausdrücklich die Finanzzölle und die ganze politische Seite der Sache von seiner Rede aus und prüfte nur die Frage: wird durch den Tarifentwurf dem ausgesprochenen Zweck entsprochen, nationale Arbeit zu schützen und zu fördern? Er prüfte dies Punct für Punct an den einzelnen wichtigeren Tarifpositionen und das Resultat war fast immer, meist unter Berufung auf die Nachweise der Interessenten selbst, daß große deutsche Industrieen, die ohne Export nicht

existiren können, nicht gefördert, sondern ruinirt werden durch die Vertheuerung, welche die neuen Schutzzölle ihren unentbehrlichen Halbfabrikaten und Rohstoffen bereiten.

Die Flüchtigkeit der Arbeit der Tarifcommission trat durch diese durchweg ruhige und sachliche Kritik, die nur an einigen Stellen durch eine feine Ironie unterbrochen ward, von Neuem in ein bedenkliches Licht. Des einen Gedankens konnte man sich dabei nicht erwehren, warum der Mann nur die Rolle des Kritikers, nicht die des Schöpfers jetzt spielen muß, der wie kaum ein Zweiter in Deutschland die realen wirthschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse Deutschlands kennt und ihnen gerecht zu werden versteht?

In einem Gedanken stimmen wir vollständig mit dem Reichskanzler überein, den er am Schlusse ausführte, das ist in dem Gedanken, daß unsere politische und wirthschaftliche Lage vor allem erfordert, daß dem Zustande der Unsicherheit bald ein Ende gemacht werde, damit wir wieder festen Boden unter den Füßen haben für eine stetige Fortentwickelung. Deshalb möge nur nicht etwa eine Entscheidung jetzt vertagt werden, vielmehr der gegenwärtige Reichstag nach sorgsamer, nicht übereilter Prüfung es zu irgend einer Vereinbarung bringen. Gott gebe, daß sie uns nicht gar zu weit abdrängt von der bisherigen glücklichen Bahn unserer Entwickelung. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß dies gelingen werde, wenn auch das Zünglein der Entscheidung noch oft hin und her schwanken wird. Der Kampf einiger Schutzzollinteressenten gegeneinander macht sich bereits in vielen Beispielen geltend, am stärksten Seiten der Agrarier, denen die proponirten landwirthschaftlichen Zölle viel zu niedrig scheinen und die deshalb in einigen Petitionen verlangen Verdoppelung oder Verdreifachung der Kornzölle, und wenn dies nicht zu erreichen sein sollte, Verwerfung aller und jeder Schutzzölle. Die beiden großen Industrieen, deren Großcapital sich den Löwenantheil des Schutzzollprogramms zu gewinnen wußte, Eisenindustrie und Spinnerei, mögen wohl gemeint haben, daß man viel fordern muß, wenn man wenigstens etwas erreichen will. Denn daß die für sie beantragten Schutzzölle in ihrem vollen Betrage verwilligt würden, dazu hat es zur Zeit gar keinen Anschein. Auch bezüglich des Tabaks scheint die Neigung sehr stark, die Nachverzollung ganz zu verwerfen (wenigstens für das Fabrikat) oder doch sehr stark zu ermäßigen und den Zollsatz von 60 Mark pro Centner auf 50 Mark oder weniger zu ermäßigen, da ein Zollsatz von 60 Mark den Consum allzu plötzlich vermindern, mithin viele Arbeiter brodlos machen und zugleich den finanziellen Ertrag der Steuer verringern würde.

Die Brausteuer hat zur Zeit die wenigsten Chancen für sich, da die Anschauung sehr weit verbreitet ist, daß keine Erhöhung der Biersteuer ohne gleichzeitige Erhöhung der Branntweinsteuer zulässig sei. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Oberrhein. Der Reichstag als Baucommission. — Der bevorstehende Ankauf des Raczynskischen Palais durch das deutsche Reich, um für das künftige Reichstagsgebäude den lange gesuchten Bauplatz endlich zu gewinnen, giebt uns den Anlaß auch jetzt noch auf einen Vorgang zurückzukommen, an sich von geringem Interesse, aber dennoch von größerer Tragweite, welcher sich in den letzten Märztagen im Reichstag abspielte. Wir meinen die Verhandlung über das Straßburger Universitätsgebäude bei der dritten Lesung des Reichshaushaltsetats.

Den Lesern ist es wohl erinnerlich, daß vor zwei Jahren der Reichstag die Mittel bewilligte, um in Straßburg ein Universitätsgebäude zu errichten, wogegen die Kosten der Institute und übrigen akademischen Bauten aus reichsländischen Mitteln bestritten werden sollten. Der jenem Beschluß zufolge ausgearbeitete Bauplan fand, als er nach Jahresfrist dem Reichstage vorgelegt ward, keine Gnade vor dessen Augen. Auf seine Veranlassung berief der Reichskanzler eine Commission hervorragender deutscher Architekten, welche ebenfalls so manches an dem Plane auszustellen fand, daß sie vielmehr eine allgemeine Concurrenz auszuschreiben vorschlug. Dies geschah, und zwar mit solchem Erfolge, daß im October vorigen Jahres unter nicht weniger als 101 eingelaufenen Entwürfen die Wahl zu treffen war. Die zur Preisvertheilung einberufene Commission bestand aus sechs Architekten (Hitzig und Strack in Berlin, Hase in Hannover, Neureuther in München, Nicolai in Dresden und Egle in Stuttgart) und zwei Vertretern der Universität Straßburg (Prof. Baumgarten und Michaelis). Von den fünf Preisen ward der erste durch einstimmigen Beschluß der Commission dem Plane des Karlsruher Architekten Professor Warth zuerkannt, welcher sich durch einen ebenso klaren wie praktischen Grundriß auszeichnete und damit eine einfache, würdige Form der äußeren Architektur verband. Die in Berlin erscheinende „Deutsche Bauzeitung" hat, ungeachtet einiger Verstimmung, welche in Berliner Künstlerkreisen über den Ausfall der Concurrenz herrschte, kurz darauf die Vorzüglichkeit dieses Planes vollkommen anerkannt und geradezu ausgesprochen, der glückliche Grundgedanke desselben werde ohne Zweifel fortan bei vielen ähnlichen Aufgaben maßgebend werden. Auch an der Universität Straßburg war über die glückliche Lösung der Aufgabe Alles einig. In Folge weiterer Verhandlungen zwischen Karlsruhe und Straßburg ist der Plan noch mannichfach im Einzelnen verbessert worden, so daß die Grundgedanken und Hauptvorzüge desselben jetzt noch viel klarer hervortreten, als im ursprünglichen Entwurf. In dieser Gestalt hat der Plan sodann die Billigung der Reichs-

behörden erhalten, nur daß über ein Paar Puncte von geringerem Belang noch Verhandlungen in der Schwebe sind.

Der so umgearbeitete Plan lag der Budgetcommission des Reichstages vor, welche denn auch für den Beginn des Baues eine Jahresquote von 500,000 Mark in den Etat einzustellen beschloß, mag sie nun den Plan geprüft und gut befunden, oder sich (was jedermann in der Ordnung finden würde) auf das Urtheil der Sachverständigen verlassen haben. Bei der ersten und zweiten Lesung des Etats ward der Antrag der Budgetcommission ohne alle Discussion genehmigt. Plötzlich bei der dritten Lesung, wo sicherlich niemand mehr sich dessen versah, erfuhr der Plan eine strenge Kritik von Seiten der Abgeordneten August Reichensperger und Nordeck von Rabenau, bekanntlich zweier eifriger Verfechter des sogenannten gothischen Baustiles. Letzterer erklärte kurzweg den neuen Plan für schlechter als den im vorigen Jahre verworfenen, und verurtheilte ihn gleichmäßig „vom ästhetischen, vom dispositiven und vom stilistischen Standpuncte aus". Da er keine Gründe angeführt, sondern nur auf „seine Auffassung" sich berufen hat, so ist natürlich eine sachliche Erörterung unmöglich. Das Publicum hat die Wahl zwischen der „Auffassung" eines einzelnen Liebhabers und dem von den Fachkreisen als zutreffend anerkannten Urtheil einer Commission, in welcher alle Theile Deutschlands durch ein halbes Dutzend seiner anerkanntesten Architekten vertreten waren. Das Hauptverbrechen des Planes — dessen hatte der Redner gar kein Hehl — war, daß er nicht im „deutschen" Stil, d. h. in dem einst von Frankreich nach Deutschland übertragenen sogenannten gothischen Stil entworfen war. Dies veranlaßte den Redner, das Haus zur Verwerfung des ganzen Postens bis zur Vorlage eines Planes in jenem alleinberechtigten Stil aufzufordern. Trotz der Warnung vom Regierungstische, daß durch einen solchen Beschluß und die dadurch bewirkte Verzögerung die Universität Straßburg erheblichen Schaden leiden würde, fehlte nicht viel, daß das Haus jener Aufforderung wirklich Folge geleistet hätte: es bedurfte erst der Gegenprobe um festzustellen, daß die Mehrheit des Hauses sich für die Bewilligung des Budgetpostens erhoben habe!

Viel sachlicher und viel maßvoller ging der Abgeordnete Reichensperger zu Werke. Auch er hätte natürlich einen Plan im „germanischen" Stil lieber gesehen, allein „willig, obgleich unwilligen Herzens" hatte er sich dem Verdict der vom Reichstage selbst acceptirten Preisjury gefügt und sich darein gefunden, daß das neue Gebäude im Renaissancestil errichtet würde, nur nicht gerade in der vom Architekten beliebten Art desselben. Statt einer durch Säulen und Halbsäulen belebten Façade wünscht er vielmehr einen massigen Quaderbau nach Art der Florentiner Paläste. Worauf beruht denn die große Wirkung der letzteren? Ohne Frage in erster Linie auf dem Vorwalten der

gewaltigen Mauerflächen mit ihren großen Steinblöcken, welche dem Palaste, entsprechend den Zeitverhältnissen, unter denen dieser Stil erwuchs, einen burg- oder festungsartigen Charakter verleihen, während im Einklang mit den Bedürfnissen des südlichen Klimas die Fensteröffnungen gegen diesen starken Mauerverschluß zurücktreten. Hätte es nun wohl einen Sinn, einem Universitätsgebäude das Aussehen eines mittelalterlichen Herrenschlosses zu geben? Ein Unterrichtsgebäude gebraucht vor allen Dingen viel Licht, also große Fensteröffnungen, denen die Wandflächen an Masse untergeordnet werden müssen. Diesem Bedürfnisse entspricht jener ganze Baustil durchaus nicht, während sich von selbst die Säulenarchitektur italienischer Renaissancepaläste und Universitätsgebäude darbietet, um bei dem Vorwiegen der Fensteröffnungen den schmaleren Zwischenwänden selbständigen Werth zu geben. Und wenn Herr Reichensperger es an dem Straßburger Entwurf tadelt, „daß das Dachwerk von unten kaum wahrgenommen werden könne, so daß das Ganze so aussehe, als ob das Dachwerk über Nacht abgebrannt sei" (wir lassen dahingestellt, mit welchem Recht diese Behauptung aufgestellt wird), sieht man denn von unten das Dachwerk des Palazzo Pitti oder des Palazzo Strozzi? Oder hat schon irgend jemand beim Berliner Schloß die von Herrn Reichensperger geschilderte Empfindung gehabt?

Herr Reichensperger legt selbst das Hauptgewicht nicht auf diese Stil- und Geschmacksfragen, sondern auf einige praktische Bedenken. Vor allen Dingen nimmt er an den beiden „überaus engen" Lichthöfen Anstoß, die „nur eine Ausdehnung von 30 Fuß haben". Das heißt eine Breite von 35 Fuß. Herr Reichensperger hat vergessen hinzuzufügen, daß die Länge genau das Doppelte beträgt, die ganzen Höfe also fast 2500 Quadratfuß messen, was bei einem nur zweistöckigen Gebäude gewiß keine kleine Fläche ist. Herr Reichensperger hält es aber für „nicht möglich, daß von diesen Höfen die denselben zugekehrten Seiten des Bauwerks zureichend erhellt werden". Wiederum hat er vergessen den Reichstag darauf hinzuweisen, daß diese „Seiten des Bauwerkes" fast ausschließlich von Corridoren eingenommen werden, und zwar Corridoren von nur zehn Fuß Breite, durch zahlreiche breite und hohe Fenster gegen die Höfe sich öffnend, daß dagegen sämmtliche Auditorien und Geschäftsräume zweckmäßigerweise an die Außenseiten des Gebäudes verlegt sind. Man sollte denken, daß in jenen Corridoren das Reichenspergersche „Halbdunkel" nicht zu befürchten und der empfohlene Gebrauch einer Brille nicht von Nöthen sein wird. Weiter werden die „engen" Lichthöfe dem Reichsgesundheitsamt als gefährlich denuncirt. Aber abgesehen von den besonderen Vorrichtungen, welche zur Ventilation und Entwässerung der Höfe vorgesehen worden sind, wird auch die Sonne sicherlich in Höfe dringen, welche von

Süden nach Norden eine Länge von 70 Fuß haben, bei einer Höhe von wenig mehr als der Hälfte dieser Länge.

Weiter tadelt Herr Reichensperger eine Verschwendung von Corridoren und ein Kreuzen derselben, welches die Besucher des Hauses in Verwirrung setzen werde. Da es für ein vielbesuchtes Gebäude als erste Regel gilt, die Corridore nicht zwischen zwei Zimmerreihen zu legen und dadurch dunkel zu machen, so dürfte es doch dem Kritiker schwer fallen anzugeben, wie sich bei der Menge erforderlicher Räume mit einer geringeren Länge einseitig beleuchteter und anderseitig mit Zimmern besetzter Corridore hätte auskommen lassen. Eine einfachere Disposition der Corridore aber, als in dem preisgekrönten Plan, ist kaum denkbar. Von einer weiten Centralhalle laufen zwei Corridore geradeaus bis zur Hinterfront des Gebäudes, und je zwei nach rechts und nach links in die Flügel des Gebäudes, wo sie sich um die eben besprochenen Lichthöfe herumziehen und am Ende derselben in einem Querarm vereinigen. Auf diese Weise hat jedes Zimmer des Gebäudes seinen directen Ausgang auf einen Corridor, welcher von der gegenüberliegenden Seite erhellt wird und direct in die Centralhalle mündet. Kann eine Anordnung einfacher, übersichtlicher und zweckmäßiger sein?

Endlich findet Herr Reichensperger es unbegreiflich, daß das archäologische Museum in den ersten Stock statt in das Erdgeschoß verlegt worden sei, theils wegen des Gewichtes der dort unterzubringenden „alten Steine, Bildwerke und alles möglichen Derartigen", theils wegen erschwerter Zugänglichkeit für das Publicum. Herr Reichensperger hat wiederum übersehen, daß in dem Bauprogramm vorgeschrieben war, für alle Säle dieser Abtheilung „nebst reichlicher ruhiger Beleuchtung — eventuell durch gleichzeitige Anwendung von Oberlicht — auf möglichste Freiheit von Staub und Feuchtigkeit Bedacht zu nehmen". Es liegt auf der Hand, daß Oberlicht sich nicht im Erdgeschoß eines zweistöckigen Baues beschaffen läßt, und daß der erste Stock zugleich gegen Staub und gegen Feuchtigkeit bessere Sicherheit gewährt als das Erdgeschoß. Auf das Gewicht „alter Steine und alles möglichen Derartigen" brauchte der Architekt keine Rücksicht zu nehmen. Er wußte, was anscheinend Herr Reichensperger nicht weiß, daß es sich bei archäologischen Universitätsmuseen nur um Gypsabgüsse handelt, für welche durch eiserne Schwellen und sonstige feste Construction der Fußböden die nöthige Tragfähigkeit leicht zu erzielen ist. Was endlich die bequeme Zugänglichkeit betrifft, so ist diese in einem Universitätsgebäude für die Auditorien ohne Frage viel wichtiger als für ein Abgußmuseum. Oder sollen die Studenten und Docenten lieber alle Stunden jedes Wochentages die Treppe steigen müssen, als ein paarmal in der Woche die Besucher des Museums?

Diese Bemerkungen sollen nur darthun, wie wenig die Kritik des Herrn

Reichensperger auf gründlicher und vorurtheilsloser Betrachtung des von ihm getadelten Projectes beruhte und wie leicht es ist, dieselbe zu widerlegen. Sollten die Pläne etwa noch einmal dem Reichstage vorgelegt werden, so wird sich Jeder davon überzeugen können. Gleichwohl trat in jener Sitzung Niemand aus der Mitte des Reichstages den Ausführungen des Herrn Reichensperger entgegen, vielmehr wurden sie auch von dem Fürsprecher der Bewilligung der Bausumme, von Herrn Lasker, für sehr verdienstlich erklärt. Und als Herr Reichensperger, welcher Anfangs erklärt hatte, keinen Antrag stellen zu wollen, schließlich dennoch mit dem Antrage hervortrat, die Regierung möge eine nochmalige Prüfung des Bauplanes vornehmen lassen und das Ergebniß derselben dem Reichstage vorlegen, den Façadenbau aber (man denke!) einstweilen aussetzen, erklärten sich 135 Stimmen dafür und nur 105 dagegen. Als dann aber wegen eines Formfehlers über den Antrag am folgenden Tage nochmals abgestimmt ward, ohne daß eine neue Discussion stattgefunden hätte, fiel er mit 97 gegen 132 Stimmen!

Es ist begreiflich, daß dies Resultat in der hohen Versammlung „Bewegung" hervorrief. Die Bewegung hat sich auch außerhalb des Reichstagssaales fortgepflanzt. Denn schlagender konnte der Reichstag selbst den Beweis nicht führen, auf welches Glatteis er sich begiebt, wenn er sich durch den künstlerischen Uebereifer einiger Mitglieder die Rolle einer Baucommission aufzwingen läßt. Sind denn Stilfragen und Untersuchungen über bauliche Zweckmäßigkeit Gegenstände, welche, gegenüber dem Urtheile der Fachleute und der Nächstbetheiligten, von einer politischen Körperschaft durch Stimmenmehrheit entschieden werden können? Die Abstimmung über den Antrag des Herrn Nordeck von Rabenau kann dahin gedeutet werden, daß die Anhänger und die Gegner von dessen Anschauungen im Reichstage einander ungefähr die Wage halten. Da würde es also dem Zufall einer Abstimmung und der schwankenden Zahl der gerade im Saale Anwesenden anheimfallen, ob ein Reichsgebäude im gothischen oder in einem anderen Stil gebaut, ob diese oder jene Einrichtung, mag sie auch noch so unzweckmäßig sein, dem Bau zudecretirt werden soll. Es scheint doch so selbstverständlich, daß alle dergleichen Einzelfragen ästhetischer oder technischer Art nicht in den Reichstag gehören. Weil sie dort nicht mit voller Sachkenntniß gelöst werden können, schwächt ihre Erörterung das Ansehen der hohen Körperschaft und schädigt zugleich die Interessen derer, welchen der Reichstag seine Fürsorge beweisen will. Denn es ist nicht richtig, was im Laufe der Debatte bemerkt ward, daß es sich um Zurückweisung eines unberechtigten Einflusses der „Baubureaukratie" handele. Wenigstens für den vorliegenden Fall gilt dies nicht. Durchaus den Wünschen des Reichstages gemäß hatte die Regierung eine Commission berufen, deren Namen im Reichstage selbst mit Beifall be-

grüßt wurden. In dieser Commission war auch die Gothik durch einen ihrer hervorragendsten Meister in Deutschland, durch Hase, vertreten. Ueber die Wahl des Baustils war in dem Programm nichts vorgeschrieben. Es waren wohl einzelne Wünsche in dieser Richtung im Reichstage laut geworden, aber der Reichstag als solcher hatte wohlweislich keinen Beschluß zu Gunsten eines angeblich allein nationalen Stiles gefaßt. Die Commission hatte lediglich die Pläne darauf zu prüfen, in wie weit sie den im Programm niedergelegten Bedürfnissen der Universität am besten und am würdigsten entsprächen. Daß sie dabei auf das Gebiet ästhetischer Discussionen und Stilstreitigkeiten abgeirrt wäre, daß sie sich durch irgend welche andere Gesichtspuncte hätte bestimmen lassen, als durch ihre Ueberzeugung von der bestgelungenen Erfüllung jener Bedingungen, das darf man nach Allem, was über die Verhandlungen der Commission in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, getrost in Abrede stellen. Wenn nun alle acht Mitglieder der Commission, Herrn Hase einbegriffen, sich einstimmig dafür ausgesprochen haben, daß der Plan eines bisher nur wenig bekannten Architekten den ersten Preis verdiene, sollte da dieser Ausspruch nicht alle Gewähr eines wirklich unparteilichen, sachgemäßen Urtheils, nicht aber eines willkürlichen Actes der „Baubureaukratie" in sich tragen?

Immer ist es nur die kleine aber mächtige Partei architektonischer Romantik, welche im Reichstage bei Baufragen das große Wort führt. Die beredten und überzeugungseifrigen Kämpen der Gothik nehmen für diesen Stil das Monopol in Anspruch. Selten oder nie spricht sich für einen anderen Stil eine Stimme aus. Fast sollte man denken, der Reichstag bestehe aus lauter Gothikern, während doch in der gesammten Bauthätigkeit Deutschlands die Gothik nur eine verhältnißmäßig geringe Rolle spielt und die Wissenschaft über die Mängel und Bedingtheiten des Stils ebenfalls ziemlich einig ist. Gewiß darf man nicht wünschen, daß auch die anderen Baustile ihre Fürsprecher im Reichstage finden und die Erörterungen über öffentliche Bauten dort vollends in Disputationen über Dinge ausarten, über die sich bekanntlich nicht disputiren läßt. Vielmehr sollte der Reichstag es sich geradezu zum Princip machen, über die Auslassungen seiner für Baukunst begeisterten Mitglieder zur Tagesordnung überzugehen, aus dem einfachen Grunde, weil er die Rolle einer Baucommission zu spielen seiner Zusammensetzung und seinen Aufgaben nach weder fähig noch berufen ist. Die ohne Zweifel bald wieder auftauchenden Verhandlungen über das neue Reichstagsgebäude werden der hohen Versammlung Gelegenheit genug bieten, zu dieser principiellen Frage bestimmte Stellung zu nehmen. Möge der Reichstag sich selbst und Deutschland das beschämende Schauspiel einer Doppelabstimmung, wie die vom 28. und 29. März es war, ersparen.

Aus Wien. Die Wiener Festtage. — Fremde und Einheimische überbieten einander im Preise der Festlichkeiten bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Kaisers. Und in Wahrheit, sie sind so gelungen ausgefallen, daß die gehobene Stimmung durch nichts geschmälert werden konnte, nicht durch das zum größten Theil höchst unfreundliche Wetter, nicht durch das endlose Geknatter hohler bombastischer Phrasen, nicht durch den Ungeschmack und Tactmangel, welche sich Festpoeten, Festordner u. a. m. nicht selten zu Schulden kommen ließen. Wir wissen, daß das Talent für das Festefeiern — denn auch dazu gehört ja natürliche Anlage —, der nicht zu ermüdende Eifer für eine solche Sache, die Bereitwilligkeit, derselben große Summen zu widmen: daß alles dies, sagen wir, auch seine Kehrseite hat. Wir können leider nicht vergessen, daß, wenn es sich um ernste Angelegenheiten handelt, dieser Eifer und diese Ausdauer zu oft vergebens gesucht werden, daß da auch unser Talent zu versagen pflegt; über unsere Neigung, Geld auch dann auszugeben, wenn wir keines haben, ist es vollends nicht nöthig, Worte zu verlieren. Aber heute brauchen wir uns die Freude nicht durch grämliche Betrachtungen zu vergällen, die liebenswürdigsten Eigenschaften des Wieners zeigten sich in so hellem Lichte, daß es geradezu Unbilligkeit wäre, sie nicht herauszustreichen. Mag bei dem Prunken viel Eitelkeit und Liebedienerei mit im Spiele gewesen sein, mögen Viele nachträglich ihre liebe Noth haben, das wieder zu erschwingen, was sie jetzt für wenige Stunden hingegeben haben, und mag endlich „das Kleingewerbe", mit welchem man dem Kaiser gegenüber den großen Aufwand rechtfertigte, nicht gar so viel profitirt haben, weil der Löwenantheil doch in die Taschen der großen Unternehmer und Speculanten geflossen ist, so dürfte man sich dennoch an manchem Orte ein Beispiel daran nehmen, wie hier zu Lande der Reichthum mit wenigen Ausnahmen die Verpflichtung anerkennt, bei außerordentlichen Anlässen auch etwas Außerordentliches zu thun. Unter den Palästen der Ringstraßenbarone that sich ein einziger durch die zugleich geschmacklose und schäbige Decoration hervor; der Mann ist längst ebenso bekannt wegen seines Geizes wie wegen seiner Ordensjagd. Seine Collegen hatten durchweg sich wenigstens bemüht, ihre Häuser künstlerisch und gediegen zu schmücken und in den Costümen wurde echte Pracht entfaltet. Bei Veranstaltung des Festzuges hatte sich Alles, der alte und der neue Adel, die Corporationen, die Bürger u. s. w., willig der Autorität der Künstler untergeordnet, und den leitenden Personen, vor allen dem Maler Makart, huldigte die Kopf an Kopf geschaarte Volksmenge in so spontaner, begeisterter Weise, daß man sich dieser allgemeinen Anerkennung einer bedeutenden künstlerischen Leistung von Herzen freuen mußte. Ueberhaupt kann das Benehmen des Wiener Publicums nicht hoch genug gerühmt werden. Als gutgeartet ist die Bevölkerung von jeher bekannt, und dennoch wurden

hier und da Besorgnisse gehegt. Erinnerte man daran, daß vor zwanzig Jahren, unmittelbar nach dem Aufhören der rücksichtslosesten Polizeiwirthschaft, die Hunderttausende, welche dem Fackelzuge am Schillertage beiwohnten, alle düstern Prophezeihungen beschämt hatten, so wurde darauf hingewiesen, daß jetzt materielle Noth herrscht und daß die städtischen Behörden durch die zahllosen Tribünen den Zuschauerraum für Unbemittelte ungebührlich eingeschränkt hatten. (Und hierin war allerdings sehr weit gegangen worden, so weit, daß der Kaiser selbst Einspruch erhob.) Aber obwohl eine nie gesehene Menschenmasse zusammengeströmt war, welche zum Theil schon vor Tagesanbruch Posto gefaßt hatte und bis über die Mittagsstunde aushalten mußte, fiel nicht eine nennenswerthe Unordnung vor, kam es nicht einmal zu lästigem Gedränge. Mangel an Erziehung fällt hier sehr häufig auf, aber ein solches Maß angeborner Rücksicht und Höflichkeit wird bei der Menge einer großen Stadt außer in Italien kaum zum zweiten Male gefunden werden.

So haben, was den Festzug anbelangt, schließlich Alle Recht behalten. Das Wetter trat anfangs mit grausamer Entschiedenheit auf die Seite Derjenigen, welche meinten, unter unserem Himmelsstriche und vor allem in dem wegen seiner unbeständigen Witterung berühmten Wien dürfe ein Fest im Freien nicht auf den April anberaumt werden. Während der kirchlichen Feier am 24. April, dem Jahrestage der Vermählung, brach ein kalter Regen in solchen Strömen los, daß jeder Gedanke an die Abhaltung des Aufzuges nicht allein für den folgenden Tag aufgegeben werden mußte; in wenigen Stunden wurden die Wege im Prater, wo die schweren Prunkwagen aufgestellt waren, dermaßen aufgeweicht, daß die letzteren nicht wären fortzubringen gewesen. So vertagte man das Fest von Freitag auf Samstag, von Samstag auf Sonntag, und sah sich vor die schwierige Entscheidung gestellt: was soll geschehen, wenn Kälte und Nässe noch länger andauern? Daß viele Fremde schon des Wartens müde wurden, hätte sich ertragen lassen; aber wie lange sollten die Tribünenbauten, den Verkehr hemmend, stehen bleiben? Wie lange durfte man die Bevölkerung in dem Zustande der Vorbereitung und Erwartung erhalten? Fast alle Arbeit ruhte, welche nicht in unmittelbarer Beziehung zu der Feierlichkeit stand, die Schulen hatten Ferialtage. Was dabei thun? Das Fest verschieben — das war leicht gesagt, aber der Beschluß würde große Verlegenheiten und Streitigkeiten hervorgerufen haben zwischen den Erbauern der Tribünen und den tausend und abertausend Inhabern von Karten für die Tribünen. In dieser Noth half sich die Festcommission mit einem echten Nothbeschluß: am Sonntage findet der Zug statt, falls das Wetter ihn nicht ganz unmöglich macht. Wenn es ihn aber in der That unmöglich machen sollte, dann — dafür ließen sie vorläufig

den Himmel sorgen. Und er sorgte. Krystallklar war der Sonntagsmorgen, und im Sonnenschein konnte man vergessen, daß die Temperatur noch immer des Februars würdig war.

Eine umständliche Beschreibung des Zuges, welcher sich dann stundenlang über die Ringstraße hinbewegte, auf einem Schauplatze, der auch wenige Seinesgleichen hat, soll hier natürlich nicht gegeben werden. Die Widersacher des schwarzen Fracks und Cylinderhuts behielten Recht: die Studenten und Handwerker, welche „im Festkleide des neunzehnten Jahrhunderts" die erste Abtheilung des Aufzuges bildeten, boten wirklich einen traurigen Anblick; hätte man sie, wie beabsichtigt gewesen, zwischen die costümirten Gruppen eingereiht, würden sie dem lauten Spotte kaum entgangen sein. So aber waren sie in dem Augenblicke vergessen, als die Herolde und Bannerträger in den Farben Wiens, Baierns und Oesterreichs und die erste Musikbande in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts daherkamen als die Ersten der über 2000 Köpfe zählenden „Historischen". Die Befürchtung, daß das Ganze an Theater und Maskenball erinnern werde, fand sich nur äußerst selten gerechtfertigt, und da war es meist nicht schwer, die Erklärung dafür zu geben: z. B. für die Gärtner, Ackerbauer und Winzer, beziehungsweise -innen mochte man keine historischen Costüme ermittelt haben, welche zugleich dem natürlichen Verlangen der Betheiligten, „schön" auszuschauen, genügt hätten, und so waren diese Gruppen etwas balletmäßig ausgefallen. Aber es waren durchgängig gute neue Stoffe verarbeitet worden, und nur an einigen wenigen Puncten wurde das Auge durch allzu moderne, sich nicht in die Harmonie einordnende Farben beleidigt. Die Vorbilder der einzelnen Trachten waren dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert entnommen, vornehmlich Gestalten Burgkmairs, Manuels, van Dycks zogen verkörpert an uns vorüber; und das ist keine leere Phrase: man dachte nie an Statisten, welche sich in den ungewohnten Kleidern unheimlich fühlen, die Träger schienen andere geworden zu sein durch die Tracht, so sicher, hier würdevoll, dort keck, bewegten sie sich. Für das Arrangement im Großen und Ganzen hatte natürlich Burgkmair als Führer gedient.

Einen ganz untadelig historischen Effect machten die sieben Gruppen der Jagd; freilich gehörte dazu weniger Kunst, denn die hohen Herren, welche persönlich, den Grafen Wilczek an der Spitze, und mit ihren Förstern und Jägern die Gruppen bildeten, hatten für diesen Zweck das Beste aus ihren Rüstkammern und Sammlungen hergegeben und für Schnitt und Farben der Kleider standen ihnen die Quellen ausreichend zu Gebote. Nebst ihrem Jagdpersonale hatten sie auch Pferde, Hunde und die Jagdbeute an Bären, Wölfen, Wildschweinen, Fasanen u. s. w. von ihren Besitzungen in Böhmen, Steiermark u. s. w. kommen lassen. Daß die Repräsentation der Reis-,

Gems-, Hirsch-, Sau-, Bären- und Falkenjagd nebst dem prachtvollen, von Professor Zumbusch componirten Wildwagen die Krone des ganzen Zuges sei, darüber herrschte nur eine Stimme, so malerisch und stattlich sich auch viele von den Gewerken und Genossenschaften ausnahmen. Der Gruppe der Künstler that die geringe Zahl der Theilnehmer Eintrag. Sie waren meist in niederländischer Tracht, und der Ordner des ganzen Zuges, Hans Makart, soll den Rubens vorgestellt haben. So berichten die Zeitungen, wohl eigenmächtiger Weise. Denn sollte der Künstler wirklich nicht den Vergleich zwischen seiner Gnomengestalt und der imponirenden Erscheinung Peter Pauls gescheut haben, so würde er doch nicht so unbescheiden gewesen sein, sich für dessen künstlerischen Erben auszugeben.

Genug davon. Wenn die Berichterstatter der englischen und französischen Blätter erklären, ein solches Schauspiel noch nie gesehen zu haben, so sind wir geneigt, das für baare Münze zu nehmen. Je flüchtiger aber ihrer Natur nach diese Decoration des Augenblicks (um mit Jakob Burckhardt zu reden) sein mußte, ein desto dauernderes Denkmal dieser Tage ist uns in der Votivkirche geblieben. Heinrich Ferstel, der Erbauer derselben, darf sich trösten, wenn sein Werk, dessen Einweihung am 24. April stattfand, für den Moment durch das Maskenspiel in Schatten gestellt worden ist. Neidlos wie gerade er ist, wird er willig die glänzende Arbeit Makarts anerkennen. Aber wenn von dieser längst nur noch die Chronik der Stadt zu berichten weiß, wird sein gothischer Bau nicht durch gewaltige Verhältnisse, sondern durch deren Ebenmaß, durch die mustergültige Disposition und die im höchsten Grade gelungene Innendecoration noch imponiren. Er hat das erste Bauwerk auf dem Boden des „neuen Wien" geschaffen (der Grundstein wurde schon 1856 gelegt) und zugleich das erste vollendet, an welchem nicht einmal die Kritik der Collegen etwas auszustellen weiß.

Literatur.

Reben und Ranken. Studienblätter von Julius Duboc, Dr. phil. Halle, Herm. Gesenius. 1879. — Dieses Buch enthält nicht, wie man nach dem Haupttitel erwarten könnte, eine Sammlung poetischer Schöpfungen, sondern, wie der Zusatz deutlicher anzeigt, eine solche von Aufsätzen, und zwar beschäftigen sich dieselben theils mit literarischen Erscheinungen (1. Jean Pauls Charakter in seinem Liebesleben, 2. Ueber Jean Pauls national-classische Bedeutung, 3. Ueber Bürgers Lenore, 4. Ein Volksdichter, 5. Anzengrubers „Schandfleck", 6. D. F. Strauß als Dichter), theils mit philosophischen Fragen (7. „Renommisten des Wissens", 8. Ueber das Gefühl des Erhabenen, 9. Die Berechtigung des Theismus vom Standpunct der Seelenfrage), theils geben sie auch persönliche Eindrücke und Erinnerungen des Verfassers wieder (10. Skizzen aus Oberösterreich [1876], 11. Konrad Deubler, 12. Erinnerungen an 1848). Solcher Mannich-

faltigkeit gegenüber muß unsere Anzeige auf ein genaues Eingehen in alle einzelnen Gegenstände verzichten und für manchen Aufsatz sich mit der Bemerkung begnügen, daß in der Darstellung und Betrachtung durchweg ein ernster und gediegener, aber auch mitunter etwas schwerfälliger Ton herrscht. Was diejenigen Aufsätze betrifft, die einen specifisch philosophischen Inhalt haben, so hat sich in ihnen dem Verfasser keine Gelegenheit zur eigentlichen Entwickelung eines Systems geboten, und eine solche hat er wahrscheinlich schon früher in Schriften, auf die er gelegentlich hinweist („Gegen den Strom“, wie es scheint, eine ähnliche Sammlung von Aufsätzen, „Leben ohne Gott“ und „Psychologie der Liebe“), in weiterem Umfange gegeben, so viel erhellt aber auch hier überall, daß des Verfassers Weltanschauung der materialistischen sehr nahe steht. Dabei muß indessen auch der Gegner (und zu ihnen zählt sich der Schreiber dieser Zeilen) anerkennen, daß Duboc seine Ansichten in sehr würdiger Weise geltend macht, ja sich nach der Seite ihres Inhalts sie mitunter (z. B. in seinen Aeußerungen über die Nothwendigkeit und Möglichkeit eines religiösen Cultus) der idealistischen Anschauung ziemlich bedeutend nähert. In dem Aufsatze „Renommisten des Wissens“ polemisirt er wegen dieses gegen „die populären Wortführer des materialistischen und atheistischen Unglaubens“ gebrauchten Ausdrucks gegen Jürgen Bona Mayer, gelangt aber eben so wenig wie dieser in den von Duboc angegriffenen Worten zur Festsetzung eines bestimmten Unterschiedes von Glauben und Wissen. Die Abhandlung „Ueber das Gefühl des Erhabenen“ giebt sich als eine Art Erweiterung des Schillerschen Aufsatzes „Ueber das Erhabene“ und stellt mit Glück neben das Gefühl des Erhabenen als ein besonderes und nicht damit zu Verwechselndes die Ehrfurcht hin. „Die Berechtigung des Theismus vom Standpuncte der Seelenfrage“ hat es vorzugsweise mit Fechners Theorien zu thun und legt trotz der Verschiedenheit des Standpunctes eine große Achtung vor diesem Denker an den Tag.

Von denjenigen sechs Arbeiten, welche sich mit literarischen Erscheinungen oder Persönlichkeiten beschäftigen, rühmt die dem „Gedenkbuch“ von D. F. Strauß gewidmete mit Recht den ethischen, wie den poetischen Werth dieser Hinterlassenschaft des außerordentlichen Mannes. Auch der Anerkennung, welche in Nr. 4 und 5 Anzengruber gespendet wird, kann man nur beistimmen. In dem Aufsatz „Ueber Bürgers Lenore“ erhält man auf Grund des Materials, wie es in dem von Strodtmann herausgegebenen Briefwechsel geboten ist, einen Bericht über die verschiedenen Formationen jener Dichtung bis zu ihrer letzten und endgültigen Gestaltung. Von den beiden Aufsätzen über Jean Paul unterscheidet sich der erste in seinem Tone wohlthuend von den mancherlei Ueberschwänglichkeiten, welche man neuerdings wieder über diesen Dichter zu lesen bekommt, und übersieht über allem Reiz, der in der Persönlichkeit Jean Pauls und in seinen verschiedenen Beziehungen zu geistig erregten Frauen liegt, nicht die sinnlich spielende, wie die phrasenhafte Seite in diesem Liebesleben. Weniger hält sich der zweite Aufsatz von einer Ueberschätzung des Dichters frei, wenn er auf eine „Auferstehung“ desselben „aus einer ungebührlichen Vernachlässigung“ rechnet. In dieser Ueberzeugung begegnet er sich bekanntlich besonders mit Paul Nerrlich, dem eifrigsten Verkündiger einer neuen Jean-Paul-Aera, ist aber mit jenem keineswegs über dasjenige Moment einig, aus welchem sich die Wiederauferstehung des Dichters als nothwendig ergeben soll, und wir können ihm nur beistimmen, wenn er gegen dessen Behauptung, daß Jean Paul gerade deshalb „eine Wiederauferstehung verdiene, weil er die Synthese von Christenthum und Alterthum, auf die unsere ganze Entwickelung hindränge, gewissermaßen personificire“, Einsprache erhebt.

Freilich würden wir uns lieber nicht nur auf den von Duboc angeführten Grund der dualistischen religiösen Anschauung Jean Pauls stützen, sondern überhaupt die Berechtigung des Nerrlichschen Satzes von vornherein bestreiten, und zwar nicht nur in Bezug auf die Behauptung, daß unsere ganze Entwickelung auf eine Synthese von Christenthum und Alterthum hindränge, sondern noch mehr in Bezug darauf, daß eine solche Synthese in Jean Paul vorhanden gewesen sei. Unseres Erachtens ist in Jean Paul leider und zu seinem großen Schaden von einem nachhaltigen Einfluß und einem lebendigen Widerhall des Alterthums so gut wie nichts zu spüren, und darin liegt es hauptsächlich, daß er in gewisser Beziehung Zeitlebens, und zwar nicht blos in der Form, unfertig geblieben ist und auf heutige Leser, welche nicht mehr von dem romantischen Zuge seiner Zeit fortgerissen werden, nicht mehr so stark zu wirken vermag. Das christliche Element aber, welches bei ihm hervortritt, wurzelt eben auch ganz in der Romantik, theilt also in der Art, wie es sich geltend macht, mit dieser seine Vorzüge und seine Mängel, und darum muß auch nach dieser Seite der Standpunct des Dichters heutzutage in vieler Beziehung als ein überwundener erscheinen. Jean Pauls Bedeutung ist doch beinahe ausschließlich eine literarhistorische geworden und, wenn auch keiner, der sich einmal in ihn vertieft und in seine Gestalten hineingefunden hat, diese missen möchte, im Großen und Ganzen steht unser heutiges Geistesleben zu ihm nicht wie zu Lessing und Goethe und Schiller, sondern wie zu Klopstock oder Wieland oder Herder; wir wissen uns ihm dankbar und versuchen auch seiner mächtig zu werden, aber er kann schwerlich jemals wieder zu den Geistern gehören, deren Gedankenwelt, wie die der Erstgenannten oder Shakespeares oder der großen Alten, so zu sagen die Atmosphäre bildet, in der wir täglich athmen. Duboc citirt an einer Stelle auch einen Ausspruch Fr. Vischers, worin dieser ohne Zweifel sehr richtig Jean Paul „eine historisch merkwürdige, integrirend in den Gang unserer Literatur sich einfügende Gestalt“ nennt; ganz vortreffliche Bemerkungen desselben Autors über Jean Paul wird er in dessen „Auch Einer“ finden, und als besonders gelungen ist uns ein Sonett in Erinnerung, dessen Schlußzeile, irren wir nicht, freilich etwas despectirlich von dem Dichter als einem „in Bier und Thränen schwelgenden Kneipanten“ spricht; dieser Ausdruck, der natürlich in seinem Zusammenhange genommen sein will, und die Auffassung, aus der er hervorgegangen ist, sagen uns jedenfalls mehr zu als eine überschwängliche Ueberschätzung, zu der auch Duboc, wie gesagt, in seinem zweiten Aufsatze eine gewisse Neigung verräth. E—e.

W. Heyd. Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. Bd. 1, 2. Stuttgart, J. G. Cotta. 1879. — In den Jahren 1866 bis 1868 erschienen als Vol. 6 und 13 der Nuova collezione di opere storiche: „Le colonie commerciali degli Italiani in Oriente nel medio evo, dissertazioni del prof. G. Heyd.“ Es war die Uebersetzung einer Reihe von Abhandlungen, welche in der Tübinger staatswissenschaftlichen Zeitschrift erschienen waren und in dieser Sammlung dem Volk und Land näher gebracht wurden, welches das größte Interesse an denselben haben mußte, weil eine schöne Vergangenheit darin wieder im Gedächtniß der Lebenden aufgefrischt wurde, Italien. Die Ehre, welche dem schwäbischen Gelehrten dadurch widerfuhr, ist der wohlverdiente Sporn zu weiterer Arbeit geworden, fleißige ununterbrochene Studien auf demselben Gebiete haben nun das vorliegende treffliche Werk gezeitigt, eine reife Frucht deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, die erste vollständige Monographie über diesen Gegenstand. Sie wird die Forschung auf diesem Zweige der Wissenschaft zwar nicht

abschließen, wir erinnern nur an das urkundliche Material, das in immer reicherer Fülle den Archiven entströmt, aber was die Wissenschaft mit den gegenwärtigen Bausteinen an der Errichtung dieses großartigen geistigen Gebäudes leisten kann, das ist von dem gelehrten Stuttgarter Oberbibliothekar geleistet worden; spätere Geschlechter mögen die Façaden verschönern und die Räume mehr ausfüllen, die Grundlagen sind für alle Zeiten gelegt worden. Wohl ist das Buch zunächst für den Gelehrten bestimmt, und Geschichtschreiber und Geograph können sich gleichermaßen in die Resultate theilen, welche ihnen hier von sicherer, zuverlässiger Hand dargeboten werden, aber auch der Laie, der wie beinahe Jedermann gegenwärtig für das undefinirbare vielgestaltige Etwas, welches man Culturgeschichte nennt, Interesse hat, wird vieles finden, was seine Aufmerksamkeit verdient. Ist es doch ein merkwürdiges Auf- und Niederwogen der Handelsbewegung, des Völkerverkehrs, welches in dem ungeheuren Zeitraum vom Untergang des weströmischen Kaiserreichs bis zum Auftreten der Portugiesen in Indien (476 bis 1498) uns vorgeführt wird, und nicht blos die wissenschaftliche, auch die menschliche Theilnahme wird erregt bei diesem Anblick des Aufblühens und Vergehens großartiger, weitgreifender Thätigkeit, welche die Seestädte des Mittelmeeres, besonders die beiden mächtigsten von ihnen, Venedig und Genua, zu entfalten verstanden. Hat es doch ein spannendes Interesse, die Verkehrswege zu erkunden, auf welchen die kostbaren vielbegehrten Producte des fernen Ostens Seide, Gewürze, Spezereien, Parfüms, Arzneimittel in den ärmeren Westen, in die heimathlichen Gegenden gebracht wurden, und wenn in der Gegenwart frühere Handelswege, die Jahrhunderte lang brach gelegen sind, wieder aufgesucht und durch Eisenbahn und Telegraph unseren modernen Anforderungen angepaßt werden, wenn der Suezkanal den langen Weg um das Cap der guten Hoffnung erspart und eine Ueberlandbahn nach den Euphratländern und wer weiß wohin geplant ist, so ist es doch auch der Mühe werth, in der Vergangenheit den Pfaden nachzugehen, auf welchen sich der Welthandel einst bewegt hat. Wenn der Handelspolitiker darüber erschrickt, daß jährlich so vieles baare Metall nach Indien und China fließt, so mag er sich damit trösten, daß auch im 14. und 15. Jahrhundert dieselbe Klage laut wurde, auf 300,000 Dukaten berechnete man jährlich die Handelsbilanz zu Ungunsten Europas, und wer als Kaufmann in fernen Ländern die Ungunst der dortigen Behörden zu erfahren hat, der möge hier nachlesen, welchen Unbilden und Grausamkeiten der damalige Handelsherr ausgesetzt war.

Der überreiche Inhalt des Werkes, das von immenser Belesenheit und vollständiger Beherrschung des Gegenstandes zeugt, zerfällt in drei Perioden, von welchen die erste die Zeit von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen umschließt. Mit vorsichtiger Behutsamkeit geht der Verfasser den ersten Spuren des aufblühenden Handels nach, die Beziehungen, welche zwischen Ost und West von uralter Zeit her stattfanden, werden dargelegt; vom byzantinischen Reiche ausgehend, welches in den Stürmen der Völkerwanderung auch als Handelsstaat aufrecht blieb, durchwandern wir an der Hand des sicheren Führers die Ostseegegenden, Skandinavien, Deutschland, Frankreich, um in Italien anzugelangen, das, trefflich in der Mitte des mittelländischen Meeres gelegen, von unternehmungslustigen und thatkräftigen Volksstämmen bewohnt, während des ganzen Mittelalters die Führerschaft im Handel mit dem Oriente übernehmen sollte; Amalfi, Venedig, Genua, Pisa treten nach einander auf mit den immer stärker werdenden Beziehungen, in welche sie mit Griechenland, mit den Arabern traten. Umgekehrt hatte dies letztere Volk die Verbindung mit den Heimathländern der kostbarsten Producte der Erde an sich gezogen, so waren alle Bedingungen vor-

handen, um einen gewaltigen Verkehr, ein großartiges Aufblühen des Handels in Aussicht zu stellen. Die Kreuzzüge, mit den Staaten, welche in Syrien und Armenien gegründet wurden, führten diese Blüthe herbei (II. Periode); ohne die Flotten der italienischen Seestädte wäre es gar nicht möglich gewesen, diese Staaten zu gründen, geschweige denn zu erhalten; sie bildeten gleichsam die leicht zugänglichen Pforten zu den ferner liegenden Gegenden, in den Seestädten Tyrus, Acco u. s. w. hatten die Italiener ihre eigenen Quartiere, ihre Fondachi und Kirchen, eigene Justiz und Verwaltung. Am bedeutungsvollsten war aber der Verkehr mit der Hauptstadt des Griechenreiches, mit Konstantinopel; gewaltig dehnte sich dort das venetianische Quartier, besonders nach der Gründung des lateinischen Kaiserthums (1204), bei der Theilung der Beute hatten die klugen Kaufherren sich die wichtigsten Inseln und Städte vorbehalten, die Stadt an der Adria nahm zu an Reichthum und Macht, freilich die unersättliche Habsucht, die Rivalität mit den anderen Seestaaten, die unaufhörlichen Streitigkeiten trugen viel zu dem raschen Ende bei, welches die ephemeren Lehnsstaaten in Syrien nahmen. Aber beinahe zu gleicher Zeit öffnete das Auftreten der Mongolen, die welthistorische Reise Marco Polos dem Handel neue unbekannte Bahnen nach China und Centralasien, und in Verbindung mit dieser Ueberlandsroute von Tana über Kaschgar, Jarband, Khotan, Pain nach dem Reiche der Mitte trat die Bedeutung der Colonien recht in Vordergrund, welche Genua nach dem Sturz des lateinischen Kaiserthums (1265) an dem Bordgestade des Schwarzen und Asowschen Meeres in Kaffa, Sudak, Tana u. s. w. gegründet hatte. Dort war Genua der führende Staat, gewaltig der Verkehr, der die Gestade des Pontus belebte. Interessant sind die rechtlichen Verhältnisse, in welchen die Colonien zu den Mutterstaaten, zu den einheimischen Landesfürsten standen. Das 13. Jahrhundert ist für den ganzen Levantehandel die Zeit der höchsten Blüthe, mit dem Auftreten der Osmanen beginnt der Verfall, das allmähliche Ersterben (III. Periode). Unter dem eisernen Tritt dieser rohen, dem friedlichen Verkehr wenig geneigten Eroberer sank eine der stolzen Schöpfungen Italiens um die andere in Trümmer, aus denen sie sich nicht mehr erheben sollten. Der Fall von Konstantinopel (1453) zog den von Kaffa und Tana nach sich, bald war die Inselwelt des ägäischen Meeres den Abendländern entrissen, immer mehr verödeten die Meere, welche sonst von den Wimpeln betriebsamer Seefahrer bedeckt waren, nur Egypten, das vermöge seiner vorzüglichen geographischen Lage schon während der Kreuzzüge hervorragenden Antheil an dem Verkehr zwischen Indien und Europa gehabt, feierte im 15. Jahrhundert noch eine schöne Nachblüthe, welche erst das unverständige Gebahren der Mamelukensultane mit ihrem Streben, den wichtigen Pfefferhandel zu monopolisiren und die erfolgreichen Bestrebungen der Portugiesen, den arabischen Handel zwischen Indien und Egypten zu vernichten, knickten. Auch die übrigen handeltreibenden Städte, Ragusa, Pisa, Florenz, Marseille, Barcelona, sowie die Emporien und Gegenden, welche zeitweise Hauptstapelplätze gewesen sind, Cypern, Kleinarmenien, Trapezunt u. s. w. werden an den bezüglichen Stellen gebührend gewürdigt. Zwei Anhänge über die Gegenstände des Austausches zwischen Abend- und Morgenland und über die Abnehmer der Waaren, keineswegs die uninteressantesten des Buches, schließen das Werk, welches auch von der Verlagshandlung trefflich ausgestattet, in jeder Hinsicht eine Zierde der deutschen Wissenschaft, des deutschen Büchermarktes genannt zu werden verdient.

Th. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 8. Mai 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Neugriechisches.*)

Der Freiheitskampf der Griechen und die Aufrichtung ihres Königreichs ist der Gegenstand stets wiederholter geschichtlicher Darstellung geworden. Einen erklärlichen Reiz übt schon der geweihte Schauplatz dieser Geschichte aus und die thatenreiche Erhebung eines entschlossen die Fesseln abschüttelnden Volkes. Dazu gesellt sich der Umstand, daß hier ein abgerundetes, leicht zu übersehendes Stück Geschichte mit bestimmtem Anfang und glücklichem Ende vorliegt, ein begrenzter Proceß, in dem sich doch zugleich das Gegenspiel der großen europäischen Politik sichtbar zusammendrängt. Denn daß das Feld, auf welchem ein empörtes Volk mit seinem Bedränger rang, zugleich der Kampfplatz der europäischen Großmächte wurde, giebt dieser Geschichte ihren eigenen Charakter, der durch die in reichem Maße sich folgenden Veröffentlichungen des urkundlichen Materials immer schärfer ins Licht trat. Dieses urkundliche Material wird durch den jüngsten Geschichtschreiber nicht bereichert, er hat keine neuen Aufschlüsse zu bringen. Aber seine gewissenhafte Erzählung baut sich leicht und sicher auf den bisherigen Forschungen auf. Die Fülle der Ereignisse kommt zu ihrem Rechte, wie das verdeckte Spiel der diplomatischen Fäden. Er verfährt kritisch und sichtend, nicht ohne warme Theilnahme ist er doch parteilos, er ist insbesondere bestrebt, unverdrossen den Stoff gleichmäßig zu behandeln, nicht durch Vorliebe verleitet einzelne Partien weiter auszuspinnen, kurz: es gelingt ihm, so vollständig als gedrängt zu sein.

Und Eines hat Hertzberg vor seinen Vorgängern voraus: die Weite der weltgeschichtlichen Perspective. Ganz kann dieselbe ja bei keinem Erzähler dieser Epoche fehlen, aber bei Hertzberg drängt sie sich schon durch den Rahmen des Geschichtsgemäldes auf. Seine Geschichte des neueren Griechenlands ist nur der Abschluß des großen Werkes, das uns die Schicksale des helle-

*) Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. Von G. Fr. Hertzberg. Vierter Theil. Von der Erhebung der Neugriechen gegen die Pforte bis zum Berliner Frieden. (1821—1878.) Gotha, Fr. A. Perthes. 1879.

nischen Bodens von der Römerzeit an bis in unsere Tage im Zusammenhang erzählt. Da knüpft sich denn das Ende zum Anfang. Wir sehen wie ein Volk nach Jahrhunderte langer Verschüttung sich wieder zu einer eigenen Existenz emporringt, wie der altclassische Boden zurückerobert wird für die eigenen Bewohner, nachdem er seit der Schlacht von Actium seine Gesetze von auswärts erhalten, von Rom zuerst, dann von Byzanz. Denn in dieser ganzen Zeit bis in das dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts waren die Griechen nur die „interessanten Bewohner wichtiger Provinzen großer Reiche, deren Centrum jenseits ihrer Grenzen lag". Sie sind verschlungen in die wechselnden Geschicke der byzantinischen Welt. Ja sie sind durch ganze Zeiträume vergessen, ausgelöscht aus den Tafeln der Geschichte, so daß die späte Geschichtsforschung, auf diese Räume sich besinnend, Mühe hat sie nothdürftig wieder zu erhellen. Die hochberühmten Städte sind vom Erdboden vertilgt oder doch zu ärmlichen Dörfern herabgesunken, bewohnt von einem Geschlecht, das auf dem angehäuften Schutt, dem Ueberreste der einstigen Herrlichkeit seine Hütten erbaut hat. Denn fremde barbarische Völkerschaften haben sich in wiederholten Strömen über die classische Landschaft ergossen, den größten Theil der alten Bevölkerung vernichtet, mit dem Reste sich vermischt, und so gründlich mit der Welt des Alterthums aufgeräumt, daß selbst die Erinnerung daran erlosch. Dieses Land, das die höchste Blüthe der Menschheit gezeitigt hatte, sank in die tiefste Barbarei zurück. Nur einmal, im dreizehnten Jahrhundert, schienen die Landschaften südlich vom Othrysgebirge zu einer neuen politischen Existenz wieder erweckt zu werden. Eigene Staaten werden gegründet, ein Herzogthum Athen ersteht, ein Fürstenthum Achaia, die Burgen von Athen und Theben erfüllt von Neuem Glanz und ein festliches Hofleben; aber es sind auch jetzt Fremde, die dem Lande ihr Joch auflegen und ohne Sinn für die Volksart, ohne Sinn für die geschichtlichen Mächte ein abenteuerliches und fast phantastisches Regiment aufrichten, dem denn auch keine Dauer beschieden ist. Die fränkischen Ritter, die das Lehens- und Fehdewesen in diese Landschaften gebracht, stürzen sich gegenseitig ihre Fürstenthümer um, oder diese werden, ohne Wurzel fassen zu können, erdrückt von den größeren Mächten, die um das oströmische Erbe streiten, auf dem Festland erobert die kluge Zähigkeit der Byzantiner schrittweise überall die Herrschaft zurück, doch von neuem dringen barbarische Völker in Massen ein, vernichtend, was von neuer Gesittung im Aufkeimen war, und zuletzt tritt das Gewaltreich der Osmanen, auch vom Löwen von San Marco nicht auf die Dauer aufgehalten, die Erbschaft der byzantinischen, fränkischen und slavischen Trümmer an und verschlingt Alles in einem gemeinsamen Grab.

Wie nun dennoch durch alle diese Umwälzungen hindurch ein griechisches Volksthum, nicht unverändert aber doch unzerstörbar sich erhielt, die fremden

Bestandtheile in sich auffsaugend, wie auch unter der bleiernen Decke der Türkenherrschaft die Volksseele sich allmählich wieder zu regen anfing, ihre ersten Flügelschläge that, von abendländischen Ideen genährt zu höheren Dingen strebte, und zuletzt in wildem Kampfe die gewaltsam auferlegte Decke sprengte, das zu verfolgen ist der eigene Reiz, den dieses Geschichtswerk darbietet. Diesen Zusammenhang im Großen muß man sich gegenwärtig halten, um nicht zu ermüden in dem bunten, formlosen Durcheinander, in das Jahrhunderte lang die Geschichte der einzelnen, jetzt auftauchenden und wieder verschwindenden Herrschaften sich auflöst. Keine Geschichte ist so zersplittert, so ins Locale und scheinbar Zufällige auseinandergerissen, wie diejenige der Balkanhalbinsel während langer Zeiträume. Allein inmitten dieses kaleidoskopischen Wechsels der Dinge, dem die Erzählung mit unermüdeter Treue folgt, sind in der Tiefe die Volkskräfte thätig, nähern sich und stoßen sich ab, suchen neue Verbindungen einzugehen oder sich in sich selbst zu verfestigen, und führen damit schließlich den Zustand herbei, wie er die Grundlage des in unserem Jahrhundert zum Austrag gebrachten orientalischen Problems bildet. Dieses selbst wird damit in einen höheren, von den Zufälligkeiten der Tagesgeschichte unabhängigen Zusammenhang gerückt. Nicht die Fäden und Eingriffe der Diplomatie sind das Wesentliche, sondern die mit Naturgewalt wirkenden Kräfte des Völkerlebens, die blos regulirt aber nicht unterdrückt und ebensowenig in willkürliche, falsche Bahnen gedrängt zu werden vermögen.

In unseren Tagen, da wir diese Kräfte lebendiger als je wirken sehen, hat die Erzählung von der Begründung des neugriechischen Staatswesens, der ersten selbständigen Schöpfung, die aus dem unaufhaltsamen Ruin des Osmanenreiches erstand, ein naheliegendes Interesse. Schon die Art, wie den Hellenen die volle Selbständigkeit zu Theil wurde, ist überaus lehrreich. Von den Mächten wurde die Befreiung des aufgestandenen Volkes, je nachdem die sich kreuzenden Interessen dahin oder dorthin zogen, abwechselnd gehemmt und gefördert: an völlige Unabhängigkeit aber dachte keine, bis zuletzt eben der Widerstreit und die Eifersucht unter den Mächten in diesem Sinne den Ausschlag gab. Bis zum Frieden von Adrianopel (18. September 1829) war ausgemacht, daß der abzulösende Staat unter der Souveränetät der Pforte verbleiben solle, es war ihm ungefähr die Stellung zugedacht, welche die Donaufürstenthümer einnahmen. Daß eine solche Lösung verhindert wurde, daran trug einmal die Pforte die Schuld, die mit herkömmlicher Hartnäckigkeit nicht einmal zur Einwilligung in die tributäre Autonomie Griechenlands zu bringen war, worüber die Mächte durch das Londoner Protocoll vom 22. Mai sich verständigt hatten. Mit gleicher Hartnäckigkeit lehnte die Pforte auch in ihrem Kriege mit Rußland die Vermittelung der anderen

Mächte ab, bis sie endlich überwunden sämmtliche Bedingungen zugestehen mußte, die der siegreiche Feldherr ihr auferlegte. Unter den Forderungen des Generals Diebitsch war aber auch die Regelung der griechischen Dinge auf Grund des Londoner Protokolls. Und jetzt erst, da die Pforte ganz in die Hände des russischen Siegers gegeben war, kam den Mächten die Einsicht, daß die Aufrichtung eines Hospodariats nur im russischen Interesse gelegen wäre, daß diese zwitterhafte Schöpfung nur als ein Vorposten der nordischen Macht dienen würde. Nun waren es gerade die Westmächte, England voran, die eifrig von Metternich unterstützt die völlige Unabhängigkeit Griechenlands durchsetzten, was dann auch Rußland nicht verhindern konnte. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Rechnung richtig war. Völlig von der Pforte losgelöst, hatte das Königreich kein Interesse mehr, ausschließlich auf diejenige Macht sich zu stützen, von der alle Bewegungen auf der Balkanhalbinsel ausgingen, aber so, daß sie von ihr zum Zwecke der eigenen Machterweiterung ausgenützt wurden. Mit Rumänien war es später ganz der gleiche Fall. Welche Lehre daraus auf die heutige unfertige Gestaltung Bulgariens fällt, dessen eine Hälfte noch unter der Souveränetät der Pforte gehalten wird, liegt auf der Hand.

In diesem Augenblick steht wieder die Frage der griechischen Nordgrenze im Vordergrund, und es mag darum erwünscht sein, an die früheren Stadien derselben zurück erinnert zu werden.

Noch an der griechischen Nationalversammlung, die unter Kapodistrias Regiment am 23. Juli 1829 in den Ruinen des alten Theaters von Argos eröffnet wurde, nahmen neben den Abgeordneten aus Morea, Rumelien und den nächsten Inseln etwa fünfzig Abgesandte aus Epirus und Thessalien, aus Chios, Samos und Kreta Theil. Aber das war zu einer Zeit, da längst jede Hoffnung verschwunden war, daß der künftige Staat die genannten Landschaften und Inseln, so ebenbürtig sie sich am Befreiungskrieg betheiligt hatten, in sich begreifen würde. In dem Protokoll, das am 4. April 1826 zwischen England und Rußland zu St. Petersburg unterzeichnet wurde und das den Ausgangspunct der Verhandlungen bildet, die zur Unabhängigkeit Griechenlands führten, war die Bestimmung der Grenzen noch vorbehalten worden. Ein gleiches geschah, als am 6. Juli 1827 zu London die Tripelallianz zwischen Rußland, England und Frankreich abgeschlossen wurde. Erst im Londoner Protocoll vom 22. März 1829 wurde festgesetzt, daß die Nordgrenze des neuen Hellas vom Golfe von Arta bis zu dem von Volo gezogen werden, Euboia und die Kykladen an Griechenland fallen sollen. Das war erheblich weniger, als die Griechen fordern zu dürfen glaubten. Allein auf ihre Wünsche wurde keine Rücksicht genommen und auch an dieser Grenze hielten die Mächte nicht fest. Nachdem sie nämlich, wie oben erwähnt, über Ruß-

lands Absichten hinaus, die völlige Unabhängigkeit Griechenlands zugestanden hatten, überkam es sie wie eine Art Reue und sie beschnitten dafür dem Königreich die Grenzen, die ihm im Londoner Protokoll zugesagt waren. Rußland, das an einem selbständigen Hellas weiter kein Interesse mehr hatte, blieb gleichgültig, als Wellington aus kurzsichtiger Sorge, daß Griechenland der Pforte gegenüber zu stark werden möchte, gänzlich die Rücksicht vergaß, daß es auch dem Vordringen Rußlands gegenüber eine Schranke aufzurichten galt. Entgegen Lord Palmerstons Ansicht, setzte Wellington nicht blos durch, daß Kreta bei der Türkei verblieb, daß Samos von der Verbindung mit Griechenland ausgeschlossen wurde: die kümmerliche und kurzsichtige Politik Englands ging so weit, jetzt selbst Akarnanien mit seinen tapferen Palikaren, das nördliche Aetolien und das Spercheiosthal von Griechenland loszuschneiden, wobei anscheinend der Grund mitwirkte, die Griechen unter Englands Herrschaft, nämlich die Jonier, nicht in allzunahe Berührung mit dem neuen griechischen Staate kommen zu lassen. Nicht vom Golfe von Arta bis zu dem von Volo, sondern von der Mündung des Acheloos über die Kammhöhe des Oita bis zum Golf von Zeitun, südlich von der Spercheiosmündung, lief die neue Grenze, wie sie von den Mächten festgestellt wurde.

Diese ungünstige und unbillige Grenzbestimmung ist, obwohl sie später nicht verwirklicht wurde, gleichwohl sehr verhängnißvoll geworden. Sie war bekanntlich einer der Puncte, woran die Uebernahme des hellenischen Thrones durch den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg scheiterte. Kapodistria führte in einer Denkschrift an den Prinzen aus, daß Griechenland auf der ursprünglich ausgemachten Grenze Arta — Volo bestehen müsse, wie auf der Einbeziehung der Inseln Samos und Kreta in den neuen Staat. Der Prinz wurde mit den Vorstellungen, die er in diesem Sinne an die britischen Staatsmänner richtete, hart von ihnen angelassen, da er sich aber zuvor schon gegenüber dem Cabinet Wellington gebunden hatte, vermochte er auf diesen Bedingungen nicht zu bestehen, und im Februar 1830 verstand er sich dazu seine Einwilligung zu geben, nachdem seinen Wünschen in anderen Puncten, doch nicht in dem der Nordgrenze, entsprochen war. Allein diese Entschließung war von kurzer Dauer. Der Prinz wurde stutzig, als ihm die freilich interessirten Berichte Kapodistrias die Lage Griechenlands in abschreckendster Weise darstellten, wobei an erster Stelle auf die ungünstige Grenzregulirung Gewicht gelegt war. Noch stärker wirkte im gleichen Sinne eine ebenfalls vom Präsidenten eingegebene Denkschrift des griechischen Senats, worin namentlich die militärische Unhaltbarkeit der neuen Nordgrenze, die Härte gegen den hier im Nordwesten ausgeschlossenen, nun der Pforte wieder überlieferten Theil rein griechischen Volkes, und für die Seeseite die Schwierigkeit betont war, bei Kretas Abtrennung von Griechenland ohne eine sehr kostspielige Marine die

Vertheidigung des Landes auf den südlichen und südöstlichen Fronten zu sichern. Gestützt auf diese Actenstücke lehnte Prinz Leopold am 21. Mai 1830 die griechische Krone endgültig ab. Es widerstrebe ihm, erklärte er den Mächten, auf Grund der neu verfügten Nordgrenze in seinem ersten Acte als Fürst der Griechen seine neuen Unterthanen durch fremde Gewalt zur Abtretung von Gebieten zwingen zu sollen, die für Griechenland von unschätzbarem Werthe, die die Heimath vieler seiner besten und namhaftesten Krieger wären, die sich sicherlich nicht ohne Widerstand unter die Herrschaft der Pforte zurückführen lassen und von den übrigen Griechen nicht wohl ihrem traurigen Schicksal überlassen werden würden.

Erst als das Ministerium Wellington=Aberdeen vom Whiggistischen Cabinet Grey abgelöst wurde, änderte sich die Sache zu Gunsten der Griechen. Lord Palmerston, der in diesem Cabinete das auswärtige Amt führte, kam auf die Grenzlinie Arta — Volo zurück, und die Londoner Conferenz faßte am 26. October 1831 einen dahin gehenden Beschluß, als freilich die Entsagung Leopolds nicht mehr rückgängig, der Fehler der Tories nicht mehr gut gemacht werden konnte. Bei diesem Beschlusse blieb die Conferenz auch stehen, als König Ludwig von Baiern bei den Verhandlungen im April 1832 für seinen Sohn eine noch günstigere Grenzlinie, und womöglich Kreta, zu erlangen suchte. Am 21. Juli desselben Jahres wurde, nachdem die Pforte in gewohnter Weise so lange als möglich sich widerspenstig gezeigt hatte, das Protocoll über die neue Nordgrenze unterzeichnet. Griechenland erhielt gegenüber der Grenze, wie sie dem Prinzen Leopold angeboten war, den District von Zeitun, das Gebiet des Spercheios, das südliche Agrapha, das nördliche Aetolien und ganz Akarnanien wieder zugetheilt. Es ist dieselbe Grenze, wie sie bis heute gezogen blieb.

Daß auch diese Abgrenzung, womit auf den ersten Entwurf zurückgegriffen war, nicht befriedigen konnte, hat sich bald genug fühlbar gemacht. Nur einen, allerdings nicht zu unterschätzenden Gewinn hatte sie zur Folge. Das neue Griechenland erstand da, wo der Mittelpunkt der Geschichte des alten Griechenlands gewesen war. Schon die Tradition half mächtig dazu, hier von Neuem ein eigenthümlich griechisches Leben, mit Ausstoßung oder Aufsaugung aller fremden Mischtheile hervorzutreiben. Die Bevölkerung war ganz überwiegend griechisch; die wenig zahlreichen Türken verschwanden in Kurzem und das albanesische Element verschmolz im Lauf der nächsten Jahrzehnte leicht mit dem hellenischen. So bildete sich ein zwar kleiner Kern hellenischer Nationalität, der aber dafür um so reiner blieb und immer reiner sich in der Richtung nationaler Eigenthümlichkeit entwickelte.

Wären Gebietstheile mit stärkerer albanesischer oder slavischer Bevölkerung angeschlossen worden, so hätte sich dieser Proceß ohne Zweifel nicht

mit derselben Reinheit vollzogen. Doch ein schwerer Uebelstand war davon unzertrennlich und drückte von Anfang an auf das Königreich: die ächt und alt-hellenischen Landschaften, aus denen jetzt ein Staat aufgerichtet wurde, waren gerade diejenigen, die von Natur die ärmsten, vom Freiheitskrieg vorzugsweise mitgenommen, ja niedergestampft, in ihrem Wohlstand geradezu vernichtet waren. Die Armuth des Landes war sein Unglück. Hier konnten auch einsichtsvolle und nachdrückliche Anstrengungen — und es fehlte nicht an Hindernissen und Mißgriffen — nur höchst langsame und dürftige Resultate herbeiführen, während indessen das Mißverhältniß zwischen dem engen und kärglichen Boden und dem geistigen Aufschwung des Volkes immer unerträglicher wurde: denn es war, zumal da der nationale Mittelpunct bald seine Anziehungskraft auf die Griechen der Diaspora auszuüben begann, bald ein Ueberfluß geistiger Kräfte vorhanden, für die in den Grenzen des Königreichs keine Verwendung war. So war es denn keineswegs bloße Lust an der Unruhe oder Großmannssucht, sondern es war die bittere Noth, welche die Griechen begehrliche Blicke werfen ließ nach den vom Kriege weniger mitgenommenen Provinzen im Norden, nach der Kornkammer Thessaliens, nach dem reichen Samos, nach dem üppig ausgestatteten Kreta, welche Insel auch zu einer genügenden Defensivstellung unerläßlich schien. Und der augenscheinlich fortschreitende Zersetzungsproceß der Türkei hat diesem Ausdehnungsdrange nur immer neue Nahrung zuführen müssen.

Was die Griechen jetzt in Folge des Berliner Friedens erlangen werden, wird in keinem Falle ein Abschluß der griechischen Frage sein. Das Verhängniß des Osmanenreiches ist aufgehalten, aber nicht abgewandt, und bei späteren Ausscheidungen des großen Liquidationsgeschäftes können den Griechen weitere Zuwendungen nicht vorenthalten bleiben. Was jetzt zu ihren Gunsten der widerwilligen Türkei sich abringen läßt, wird sie also nicht endgültig befriedigen. Aber man kann nicht sagen, daß die Zutheilung von Epirus und Thessalien an Griechenland darum werthlos für eine friedliche Abwickelung der orientalischen Dinge sein würde. Muthwillige Ungeduld kann man im Allgemeinen den Griechen nicht zum Vorwurf machen. Durch schmerzliche Erfahrungen, namentlich während des Krimkrieges, belehrt, haben sie in den letzten Jahren eine bemerkenswerthe Mäßigung an den Tag gelegt, allerdings in der Hoffnung, daß die Mächte die Zusagen erfüllen werden, mit denen sie ihre Drohungen zu begleiten pflegten. Es wäre widersinnig, die Griechen dafür büßen zu lassen, daß sie, den Abmahnungen der Mächte Gehör schenkend, die Bedrängnisse der Pforte nicht vermehrt haben. Die Einsichtigen unter den Griechen verstehen es wohl, daß ihr Staatswesen noch von schwacher Verdauungskraft ist und nur die allmähliche und langsame Ausdehnung des Gebietes verträgt. So ist denn zu hoffen, daß die jetzige Gebietserweiterung,

wenn sie nicht allzu engherzig bemessen wird, dem griechischen Staat wirklich eine Kräftigung bringt, die ihn befähigt, seiner Zukunft gewiß die fernere Abwickelung der orientalischen Dinge mit größerer Ruhe abzuwarten, als bisher der Fall war.

Erwägt man die ungünstigen Verhältnisse, mit denen bis dahin das Königreich zu kämpfen hatte, so wird man seine bisherige Geschichte, bei vielem Unerfreulichen im Einzelnen, doch nicht unbefriedigend finden können. Ein halbes Jahrhundert ist ihm jetzt vergönnt gewesen, von den Folgen vielhundertjähriger Knechtschaft und von den Nachwehen eines verheerenden Befreiungskampfes sich zu erholen. Auf die begeisterten und sanguinischen Hoffnungen, die das Abendland im Anfang auf die Wiederauferstehung des Landes der Leonidas und Perikles gesetzt hatte, ist eine Periode der Enttäuschung und wegwerfender Mißgunst gefolgt. Jetzt ist das Urtheil ein billig abwägendes und nüchternes geworden. Man verlangt von den modernen Hellenen nicht mehr das Unmögliche, aber man kann auch nicht blind sein gegen die großen Fortschritte, welche ihre Gesittung in diesem halben Jahrhundert gemacht hat. Man muß sich erinnern, in welchem Zustande Athen sich befand, als es die Ehre übernahm, die Hauptstadt des neuen Reichs zu werden. Man muß sich erinnern, in welchem Zustande das ganze Land war: die Felder verwüstet, die Städte zerstört, der Bauer verarmt, die Civilisation fast zertreten, dazu die Parteien und ihre Führer in wildem Hader, die Sitten des Volkes nach dem langen gräulichen Kriege und den Einwirkungen der Noth und der Räuberei zu Wasser und zu Lande in schrecklicher Weise verwildert, Willkür und Anarchie überall an der Tagesordnung — die Wirkungen von dem Allem sind auch heute noch nicht überwunden, aber doch, wer heute die im Ganzen geregelte Function der Selbstregierung bedenkt, das Anwachsen der Bevölkerung, das Aufblühen der Städte, die Fortschritte im Anbau des Landes und mehr noch im Handelsverkehr, die Anfänge der Industrie, die Blüthe des Unterrichtswesens und den Eifer der Wissenschaft, wer endlich die tüchtige Art der bäuerlichen Bevölkerung, die Strebsamkeit und Intelligenz aller Classen in Rechnung zieht, der wird in den Griechen immerhin dasjenige Element erblicken, das von allen Erben der Osmanli uns Abendländern am nächsten steht und am sympathischsten ist. Daß dieses Volk im Aufsteigen begriffen ist, das ist auch das Resultat des neuesten Geschichtsschreibers, der am Ende seiner gewissenhaften Erzählung und nach unparteiischer Abschätzung der zuverlässigsten Berichte zu dem schließlichen Urtheile gelangt, daß trotz der schlimmen Schatten, die auf die politische Arbeit der hochbegabten Nation fallen, nach aller menschlichen Zuversicht Griechenland noch eine Zukunft hat — „diese wird freilich erst dann heller aufleuchten, wenn die altbegehrte Vergrößerung endlich sich vollziehen wird."

Wilhelm Lang.

Zu Schillers Wallenstein.

Der Bürgermeister von Eger: Pachhelbl.

> Wallenstein: Hört, Bürgermeister — wie ist euer Name?
> Bürgermeister: Pachhälbl, mein erlauchter Fürst.

Schillers Beziehungen zu Böhmen sind beachtenswerth. Die „Räuber" spielen bekanntlich theilweise auf böhmischem Boden. Die Studien zu Wallenstein leiteten den Dichter und Historiker in die Geschichte Böhmens hinein und wer weiß, wäre ihm der Lebensfaden nicht so gar früh abgeschnitten worden, ob wir nicht noch einen nationalen „Ottokar" bekommen hätten. Der Balladenstoff zum „Handschuh" beruht auf einer wirklichen Begebenheit, so geschehen am Hradschiner Hofe in Prag unter Rudolf II.; der zum „Gang nach dem Eisenhammer" auf einer uralten böhmischen Sage um Schloß Pürglitz, durch und durch dort volksthümlich. Der strenge Graf von Savern ist in der böhmischen Sage König Wenzel IV.; an die Stelle der Gräfin tritt die Königin Johanna, erste Gemahlin Wenzels; der fromme Knecht Fridolin heißt hier Jan und der Jäger Wok. Als Ziel des Ganges wird Althütten (Böhmens ältestes Eisenwerk) bezeichnet. Die kleine Kirche, in welcher der fromme Knecht bei der Messe gedient, ist die uralte Capelle zu Strabonic am Wege von Pürglitz nach Althütten. Die beiden Stoffe hat Schiller wohl nicht in Böhmen geholt, ihre weite Verbreitung haben E. Götzinger, Deutsche Dichter, 1877, II. Bd., 184 ff., 223 ff. und Dünzer in der neuesten Auflage seiner Erklärungen der Schillerschen Gedichte dargethan (IV. Gedichte der dritten Periode 1) und die directen Quellen stammen wohl von romanischem Boden. Siehe dagegen Jos. Svátels Culturhistorische Bilder aus Böhmen. Wien 1879. S. 209 ff. (Schiller in Böhmen.)

Mit den Angaben betreffend den Besuch Schillers in Eger, das Jahr und Monat — nahm es die Welt nicht so gar genau. Hat doch die schwarzmarmorne Gedenktafel am Hause wo Schiller in Eger abstieg, neben dem Rathhause auf dem Markte, die Jahreszahl 1798 statt 1791! Vom Karlsbader Aufenthalte wissen die Biographien wohl einiges, vielleicht auch von dem zu Eger, aber von dem zu Prag und Dux so viel als nichts. Sollten nicht im letzteren Schlosse gewisse Familienbilder auf einige Gestalten im Wallenstein von Einfluß gewesen sein? In den ersten Tagen des Juli kam Schiller in Karlsbad an, sein Besuch in Eger fällt in die erste Hälfte des August, und da war es in erster Linie das Pachhelbelsche Haus, worin Wallenstein am 24/25. Februar 1634 fiel, das ihn lange beschäftigte. Schiller war noch im wirklichen Mordzimmer, in der linken Eckstube des Vorderhauses, während

man seit 1850 die Fremden lächerlicherweise in die Stube im Hinterhause führt (Spátek 215).

Mitten in dem sehr bewegten Leben von 1618 an, bis wohin seit circa 1570 das Egergebiet und seine Stadt Ruhe hatte, tritt uns Wolf Adam Pachhelbel entgegen (geb. 1592, † 1649). „In friedlicher Zeit konnte derselbe (nach Adam Wolf, Geschichtliche Bilder aus dem Zeitalter der Reformation in Oesterreich. Wien 1878. I, 376 ff.) „als das Muster eines rechtschaffenen edlen Bürgers gelten, der sein Vermögen verwaltet, seine Kinder in der Furcht Gottes erzieht, seine Kraft und seine Kenntnisse für die Gemeinde verwerthet und im Alter einen friedsamen Tod gefunden hat.“ Er entstammte einem alten Egerer bürgerlichen Geschlechte, das im fünfzehnten Jahrhundert nach Wunsidel auswanderte, im sechzehnten wieder zurückkehrte, sich mit den Patriziern verschwägerte und eine Zeit hindurch an der Spitze der Stadtregierung und politischen Bewegung stand. Pachhelbels Vater, Wolfgang Pachhelbel, war wieder der erste seines Namens seit 1584 in Eger, heirathete 1591 die Tochter des Bürgermeisters Franz Junker von Oberkunreut und kam somit in die Familien hinein, welche die reformatorische Bewegung zuerst eingeleitet hatten. Er war wie seine Frau streng protestantisch, nahm an allen Ereignissen die politische Freiheit seiner Vaterstadt betreffend lebendigen Antheil, war ein wohlhabender Mann, besaß Güter und Häuser, so das Stammhaus am oberen Ring, die Güter Gehag und Harles (Urheimath der deutschen Gelehrtenfamilie Harleß, Emigranten); wurde 1610 geadelt; starb 1620. Wolfgang Pachhelbel hinterließ drei Söhne und mehrere Töchter, welch letztere Patrizier heiratheten. Die Söhne theilten das Vermögen. Unser Wolf Adam Pachhelbel erhielt das Stammhaus in Eger, die Güter Gehag und Harles, der jüngere Alexander das Haus am untern Ring, welches sein Vater 1619 gekauft hatte und in dem später Wallenstein ermordet ward. Wolf Adam Pachhelbel trat in die Fußstapfen seines Vaters, war trefflicher Hausvater und Wirthschafter, eifriger Protestant und ein rüstiger Vorkämpfer für die politische Freiheit seiner Heimath. Er verheirathete sich in jungen Jahren mit Anna Maria von Fleims, im 28. Jahre ward er (1620) Bürgermeister; stimmte nach der Schlacht am Weißen Berge in der Commission für Friedrich von der Pfalz. Anno 1624 und 1625 wird Pachhelbel genannt, als Eger ein Hauptsammelplatz der neuen kaiserlichen Armee ward und Wallenstein selbst mit seinem Hofstaate und den Generalen monatelang auf Kosten der Stadt lebte. Die Zeiten wurden traurig: die Heimath mußte wieder katholisch werden, trotz alles Protestes der ehrlichen Männer. Die Reformationscommission des September 1628 begann ihr gottgefälliges Werk mit Absetzung der evangelischen Geistlichkeit, der die Einsetzung der katholischen auf dem Fuße folgte. Wegnahme der

Bücher, Verbot von Bürgerzusammenkünften folgten. Eine andere Commission sollte das Volk belehren und wieder herüberbringen. Wer sich nicht belehrte, konnte auswandern. Gleiches Loos traf die adelige zahlreiche Ritterschaft des alten Egerer Reichsstadtbezirkes. Zu den Ausgewanderten von 1629 gehörte Pachhelbel mit Adam Junker, der auch von 1613—1629 wiederholt Bürgermeister war. Adam Junker ist der Stammherr der Junker in Süddeutschland, sein zweiter Bruder Johann Junker der preußischen Junker von Oberkunreut. Es traf Pachhelbels Vorladung vor die Reformationscommission im Schlößchen Gehag ein, wo er nach Verlust des Bürgermeisteramtes still zurückgezogen lebte. Er ließ sich auf keine Erklärung ein und wanderte wie oben gesagt 1629 aus und zwar mit seiner Mutter, seiner Frau und Kindern nach Wunsidel. Die Jesuiten und Chronisten haben ihn als Verräther gebrandmarkt und ihm die Besetzung Egers 1631 durch die Sachsen und 1647 durch die Schweden zugeschoben, was nicht nachweisbar ist. 1631 unter sächsischer Occupation kam Pachhelbel (im December) wieder zurück, und ward Commissär für Stadt und Land. 1632 mit dem Einzuge der kaiserlichen Truppen begann die zweite große Emigration, sowie Confiscation der Emigrantengüter. Pachhelbel ward Syndicus der Stadt Wunsidel, Vicehauptmann und Rath des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach; er heirathete wiederum, da seine erste Frau 1632 gestorben war. Seine Thätigkeit in Egerischen Sachen blieb eine lebhafte, er hatte aber wenig Ruhe. Sein Bruder Alexander Pachhelbel ward, weil er kein österreichischer Unterthan war, einfach ausgewiesen, wanderte nach Wunsidel, ward Bürgermeister, 1633 von den Kaiserlichen als Geißel nach Eger geschleppt, zwölf Wochen gefangen gehalten und mußte sich mit 4000 Thaler lösen. Er starb in selbigem Jahre. Das Haus in Eger blieb seiner Wittwe Magdalena, geb. Junker, und ward 1635 von der Stadt sequestrirt. Von 1632—1647 war strenges österreichisches Soldatenregiment da. Wallenstein war 1625 beim Durchzuge des neugeworbenen Heeres nach dem Reiche in Eger, 1630 kam er wieder mit großem fürstlichen Gefolge von Memmingen her und wohnte da im Hause des Wolf Pachhelbel. Im Juni 1632 kam Wallenstein wiederum, von Pilsen her, nachdem Holka Eger mit 40,000 Mann eingenommen hatte. 1634 zog er als kranker unmächtiger Mann mit einem Häuflein Truppen in Eger abermals ein, Willens, sein Soldatenglück von neuem zu versuchen oder „um eine neue Armee zu werben, wie er zu Leslie sagte, in vier Wochen in Oesterreich einzurücken und dem Kaiser zu zeigen, daß er ihm Unrecht gethan.“ Am 24. Februar kam er in Eger an, schickte seine Boten an Bernhard von Weimar, Arnim u. A. und nahm seine Wohnung in dem Hause der Wittwe Alexander Pachhelbels. Am 25. Februar in der Nacht lag er in einer Stube dieses Hauses, von Officiren und Soldaten ermordet, als ein

ehrloser, geächteter, verrätherischer Mann, nachdem seine Genossen in der königlichen Burg niedergemacht waren. Weder Alexander noch Wolf Pachhelbel waren damals in Eger, jener war bereits todt, dieser lebte in Wunsidel. Bürgermeister war Paul Junker, weiland Oberstlieutenant der Wallensteinschen Armee, ward katholisch und 1629 Bürgermeister in Eger. Er war der Bruder des schon genannten Adam Junker, des treuen Protestanten. Das Haus, in dem Wallenstein ermordet ward, kam 1635 käuflich an die Jesuiten, 1706 an die Junker, 1735 wieder an die Stadt Eger und ist seit 1850 das Stadthaus. Das Mordzimmer ist die linke Eckstube im ersten Stocke des Vorderhauses. (Egerer Jahrbuch 1873, S. 152—168. Adam Wolf I, S. 392.) In jener schrecklichen Nacht lagen die Egerer Bürger ruhig in ihren Betten. Sie hörten erst das furchtbare Ereigniß, als ihnen am darauffolgenden Morgen Walter Buttler verkündigen ließ, Wallenstein habe sie ihm und den Feinden zu schwören zwingen wollen. Rath und Gericht versicherten aufs Neue ihre Treue für Kaiser und für Oesterreich, aber Eger galt in Wien und Prag als eine abtrünnige rebellische Stadt und hatte, so lange Ferdinand II. lebte, keine Gnade, keine Rücksicht zu hoffen.

Wir ersehen hieraus, daß der Dichter erlaubterweise von der Geschichte abging, aber nur zum Vortheile. Denn Pachhelbel war ein Charakter, an ihn knüpften sich die Geschicke der Stadt Eger und nur mit ihm konnte er Wallenstein so sprechen lassen. Der wirkliche Bürgermeister, vom Glauben seiner Familie abgefallen, Werkzeug der Jesuitenpartei, von Hause aus wohl Patrizier aber kein Charakter, zudem noch ehemaliger Officier des Wallensteinschen Heeres und aus leicht ersichtlichen Gründen ausgeschieden — mit dem konnte Schiller nichts anfangen. Pachhelbels Auftreten im Wallenstein ist ein äußerst sparsames, aber wir haben ihn alle liebgewonnen. Um so größer ist der Abscheu, den wir an dem gemein-schmutzigen Iren Buttler haben müssen; es ist völkerpsychologisch betrachtet die richtige Gestalt in dem Wallensteinschen Drama; heimathlos, verkommen, voll Genußsucht und Rachelust, was er theilweise seiner Abstammung zu verdanken haben wird, glücklich im Gedanken an den Mord, der da im Verborgenen schleicht, eine Gestalt, wie sie die Geschichte noch öfters drüben aufweist.

Ich möchte nur noch zur Klarstellung der Eingangsworte des Aktes IV, Auftritt 3 etwas beifügen. Eger ist urdeutsch, 1149 staufisches Hausgut, dann unmittelbares Reichsland, allmählich wächst ein Territorium der Reichsstadt Eger. 1266 von Ottokar von Böhmen erobert, aber unter Rudolf von Habsburg wieder Reichsland bis zur Verpfändung und Abtretung an Böhmen 1322 durch Ludwig den Baier. Die Verbindung war nur mit der Krone, Eger blieb unmittelbares Reichsland mit allen Territorialrechten und mit dem Vorbehalt der Reichshoheit. Das geschlossene Territorium des Eger-

landes, seine staatsrechtliche Stellung, sowie die besonderen Rechte der Stadt und des Landes Eger sind in den Majestätsbriefen anerkannt. 1495 neue Bestätigung des Rechts und der Freiheit des Egerlandes. Mit 1526 erhielt Oesterreich Böhmens Krone und von da ab schwinden die Rechte.

Anton Birlinger.

Nach Sonnenuntergang.*)

In dem neuesten Roman Wilhelm Jensens, „Nach Sonnenuntergang", dessen Inhalt ganz dem modernen Leben entnommen ist, erzählt der Held, Reinold Keßler, durch Erinnerungen, welche bei Gelegenheit einer späteren Rückkehr in seine Vaterstadt in ihm erwachen, dazu getrieben, dem Leser selbst seine Jugendgeschichte, und zwar füllen die in die Schuljahre fallenden Erlebnisse den ersten, die Ereignisse aus den beiden ersten Universitätsjahren den zweiten Band. Früh verwaist wächst Reinold in dem Hause seines Vormundes, eines Doctor Pomarius, dessen Thätigkeit sich auf die Ueberwachung einiger Pensionäre und ein paar Unterrichtsstunden an der Töchterschule der Stadt beschränkt, auf und hat dort, wie auf dem Gymnasium, Philipp Imhof, Fritz Hornung und später auch Eugen Bruma zu ständigen Kameraden. Mit den beiden ersten hält er treue Gemeinschaft, in dem dritten lernt er einen Heuchler und Angeber hassen. Ueberhaupt empfängt er von den meisten Leuten seiner Umgebung, namentlich aber von seinem Pflegevater und seinen Lehrern, also von denen, denen er sich am engsten verbunden fühlen sollte, die allerungünstigsten Eindrücke, und nach dem, was er von ihnen erzählt, mit Recht. Dagegen erfreut er sich von einer anderen Seite her, ohne daß ihm und dem Leser vor der Hand der Grund dafür verständlich wird, einer theilnahmsvollen Fürsorge: in Doctor Erich Billrod, einem Privatdocenten an der ebenfalls in der Stadt befindlichen Universität, findet er nicht blos einen Beschützer gegen seine Peiniger, sondern auch den vornehmsten Förderer seines eigentlichen geistigen Lebens. Endlich übt auch das weibliche Geschlecht seinen Einfluß auf Reinolds Entwickelung: nicht weniger als drei Mädchengestalten fesseln schon den Knaben, eine jede in ihrer Weise; mit der Jüdin Lea verbindet ihn eine beiden Theilen noch unbewußte sinnliche Neigung, für Magda Helmuth empfindet er Freundschaft und zu Anna Wende zieht ihn ein ihm selbst freilich noch unklares Gefühl der Liebe. Während das Verhältniß zu Magda immer ungestört dauert, wird er von Lea gewaltsam getrennt und ist

---

*) Nach Sonnenuntergang. Roman in zwei Büchern von Wilhelm Jensen. 2 Bde. Berlin, Silvester Frey. 1879.

die Beziehung zu Anna Wende zunächst eine ganz vorübergehende, aber beide Gestalten greifen ein paar Jahre später, als Reinold das Gymnasium verlassen und die Universität seiner Vaterstadt bezogen hat, wieder in sein Geschick ein. Reinold studirt nämlich, wie der zweite Band erzählt, fleißig seine Naturwissenschaften, ist dabei ein flotter Student, der von seinem Doctor Pomarius, dessen Haus er natürlich verlassen hat, alle gewünschten Mittel erhält, und pflegt auch fast alle die Beziehungen weiter, die er als Knabe gehabt hat; mit Hornung, der Jura studirt, wohnt er in einem Hause, mit Billrod und Magda steht er in unausgesetztem Verkehr und auch die übrigen Genossen aus der Schulzeit kehren alle wieder in die Stadt zurück. Als Imhof, welcher Kaufmann geworden ist und sich frisch von der Schule weg mit einer alten Flamme aus seiner Heimathsstadt, Lydia Brandstätter, verheirathet hat, sich nach Jahresfrist in der Universitätsstadt niederläßt, ferner Anna Wende, die Gast dieses Imhofschen Hauses wird, und endlich Lea als berühmte Schauspielerin und Eugen Bruma als Candidat wiederkehren, sind alle Personen vereinigt, welche für die Schlußkatastrophe, mit der das Jugendleben Reinolds endigen soll, nöthig sind. Dabei ist nun die Stellung der verschiedenen Gestalten zu einander eine sehr verwickelte. Erich Billrod (eigentlich Robert Lindström) ist, wie jetzt gelegentlich mitgetheilt wird, mit Reinolds Mutter, Asta Ingermann, verlobt gewesen, aber zuletzt, als es zur Verheirathung hat kommen sollen, von ihr um seiner Häßlichkeit willen verschmäht worden; Asta hat dann in einer kurzen Ehe mit einem weit älteren Manne Reinold, der nie seine früh verstorbenen Eltern kennen gelernt hat, das Leben gegeben. Jetzt nun bereitet Magda Helmuth dem unglücklichen Billrod dasselbe Schicksal wie Asta Ingermann und wendet vielmehr ihre ganze Neigung, ohne daß dieser es merkt, Reinold zu. Reinold liebt seinerseits Anna Wende, die aber in ihm nur einen Bruder sieht und Fritz Hornung an sich fesseln möchte; letzterer jedoch ist für Lea entflammt, aber Lea, die sich keiner reinen Liebe mehr fähig und würdig fühlt und deshalb auch auf Reinold, welcher sonst seit alter Zeit der Gegenstand ihrer Neigung ist, zu Gunsten Magdas verzichtet, treibt ihr Spiel mit Hornung, so daß dieser sich selbst tödtet. Voll Verzweiflung darüber reicht Anna Wende nicht Reinold, sondern dem ungeliebten Eugen Bruma die Hand und Reinold, von ihr zurückgewiesen, von Lydia Imhof, welche um seinetwillen ihren Gatten vergiftet hat, heißbegehrt, wird sich endlich der unwandelbaren Liebe Magdas bewußt und stürzt sich in Todesgefahr, um diese, deren Leben durch eine Ueberschwemmung bedroht wird, zu retten; dabei geräth er mit dem eifersüchtigen Billrod in einen Kampf und holt, ehe er selbst zusammenbricht, zum Todesstoß gegen diesen aus. Als er nach längerer Zeit zum Bewußtsein erwacht, erfährt er, daß außer Magda auch Billrod, aber nicht durch

den von ihm geführten Streich, gestorben ist und ihn zum Erben seines Vermögens eingesetzt hat. Da vorher berichtet ist, wie zu derselben Zeit, in welcher sich alle Vorgänge der Katastrophe rasch hinter einander vollziehen, Reinold die Gewißheit erhält, daß Doctor Pomarius ihn um sein väterliches Erbtheil betrogen hat, so kommt diese Testamentsbestimmung sehr gelegen, und der Leser nimmt wenigstens mit der tröstlichen Ueberzeugung von dem Helden Abschied, daß seine materielle Existenz gesichert ist; von der Art seines geistigen Fortlebens erfährt er nichts Genaueres und weiß nur aus dem ersten Capitel des ersten Buches, daß er nach zwanzig und mehr Jahren noch lebt, seiner Vaterstadt, wie oben erwähnt, einen Besuch abstattet und sich dabei in dem Gedankenkreise des Doctor Erich Billrod bewegt.

Denn dieser ist der eigentliche Hausgeist der Dichtung und aus seinem Sinne heraus ist sie geschrieben. An einer Stelle (I, S. 35) wird ihre Entstehung von Reinold Keßler selbst auf seine Anregung zurückgeführt und an einer anderen (I, S. 30) heißt es: „Das ist der Triumph unserer Zeit, daß wir es dahin gebracht, zu verherrlichen, was wider die Natur ist, und mit Entrüstung und Verachtung auf das zu blicken, was sie gebietet — oder mindestens sich so zu stellen. Erkünstelt, erheuchelt, verlogen vom Kunststück der Hebamme bis zu dem des Todtengräbers; solltest Du einmal den Kitzel fühlen, Deine Lebensgeschichte zu verfassen, Reinold Keßler, so schreibst Du die Verlogenheit Deiner Zeitgenossen, die bewußte und unbewußte, vererbte und neugeborne." Erich Billrod nimmt somit an, daß unserer Zeit (denn von der Gegenwart ist die Rede, mag die Jugendzeit Reinolds auch ein zwanzig bis dreißig Jahre vor 1879 liegen sollen) jedes natürliche Gefühl und zugleich jedes sittliche Bewußtsein verloren gegangen sei, und weist an keiner Stelle auf irgend eine Erscheinung hin, an der und durch welche ein kleines Zeichen der Besserung sichtbar werde; ihn selbst und vielleicht Reinold und Magda ausgenommen, besteht die Welt aus Heuchlern oder Dummköpfen, und ist nur werth, zu Grunde zu gehen. Dieser pessimistischen Weltanschauung, welche der Dichters übrigens durch Billrods Lebenserfahrungen bei ihm vollkommen begreiflich gemacht hat, ist nun aber sonst in der Dichtung nicht das geringste Gegengewicht gegenübergestellt und, so vieles Schöne der Roman im Einzelnen bietet, als Ganzes ist er eine trostlos unkünstlerische Schöpfung. Ein wahrhaft künstlerisches Schaffen ist einmal mit dieser Weltanschauung unvereinbar, denn Kunst ist nicht ohne den Glauben an einen das Irdische durchdringenden und überdauernden Geist zu denken und eben diesen leugnet die Meinung, daß kein vernünftiger Sinn in dieser Welt, wie sie ist, sich finden lasse. Um das, wonach das Herz des Lesers verlangt, bieten zu können, um eine Dichtung zu einem positiven Ergebniß zu führen, um un-

lösbar scheinende Differenzen zu lösen, muß sich der Dichter über das Alltagsgetriebe des Lebens zu erheben, unter dem Gemeinen das Seltene und unter dem Irdischen das Göttliche zu sehen vermögen und nicht mit trübem Auge am Einzelnen haften und alle Schwäche zur Sünde, alle Begeisterung zur Selbsttäuschung oder Heuchelei stempeln. Gewiß sieht jeder denkende Mensch die Welt mit anderen Augen an und Niemandem darf es einfallen, eine humoristische Auffassung, welcher die komischen und verkehrten Seiten des menschlichen Treibens zuerst ins Auge fallen, für unberechtigt zu erklären, aber nur derjenige Humor ist ein echter und künstlerisch brauchbarer, welcher sich im Bewußtsein eines Höheren über die Dinge zu erheben und mit ihnen zu spielen vermag, nicht aber der, welcher trotz allen bitteren Spottes ohnmächtig das Feld räumt. Sehr vieles von dem, was Jensen verspottet, verdient, falls seine Schilderung richtig ist, diesen Spott vollkommen und in den Städten Hamburg und Kiel, welche doch wohl als die Geburtsstätten Philipp Imhofs und Reinold Keßlers anzusehen sind, wird man sicherlich die Richtigkeit des Bildes noch besser als anderswo zu schätzen wissen. Bei Manchem muß man, wie schon angedeutet, an der Genauigkeit der Zeichnung zweifeln und schon die letztere als durch die gallige Anschauung beeinflußt betrachten; das gilt z. B. vor Allem von dem von den Gymnasiallehrern entworfenen Bilde, auf welchem mit Ausnahme des Doctor Unger nur Dummköpfe oder Schurken figuriren; man kann dabei nicht umhin, an eigene trübe Erfahrungen Jensens zu denken, muß aber selbst bei dieser Voraussetzung annehmen, daß ihn seine berechtigte Erbitterung zu einer unberechtigten Entstellung verleitet hat.

Alles dies berührt um deswillen noch unangenehmer, weil wir fortwährend nur Negationen vernehmen und alles in einem Tone der Ueberlegenheit und Unfehlbarkeit vorgetragen wird, der jede andere Ansicht von vorn herein als eine unsagbar thörichte kennzeichnet. Die Lieblingsgestalten des Dichters, wie etwa Erich Billrod oder Reinold Keßler, leben in einer höheren, den übrigen Sterblichen verschlossenen Welt und, so kräftig und realistisch sonst der Dichter zu zeichnen liebt, die äußere Umhüllung seiner ganzen Welt ist eine phantastische Maske, hinter der indessen kein anderer Kern als die erwähnte pessimistische Weltanschauung steckt. Bei solcher Verwechslung des Poetischen mit dem Phantastischen entstehen für die Personen der Dichtung selbst Conflicte, welche eigentlich nicht entstehen sollten; fast alle Liebenden und Geliebten sind blind, irren sich gröblich in ihrem eigenen Empfinden und merken nichts von dem, was alle Welt außer ihnen weiß; auch der Betrug des Doctor Pomarius an Reinold entbehrt aller äußeren Wahrscheinlichkeit. Die allgemeinen Betrachtungen, in denen sich der Dichter seiner subjectiven

Manier gemäß gern ergeht, bleiben auch fast immer bei der Negation stehen, obschon sie selbst mit dieser nicht einmal Recht haben; so giebt z. B. das erste Capitel des zweiten Bandes auch von dem Stoffe, mit welchem sich der Gymnasialunterricht beschäftigt, und der Richtung, in welcher er behandelt wird, ein, weil es ohne Einschränkung und Begrenzung hingestellt wird, unverantwortliches Zerrbild. Und trotz aller Erörterungen bleibt der Leser zwar nicht über die äußeren Fäden des Gewebes, wohl aber über die letzte Intention des Dichters im Unklaren oder kommt zu dem Schlusse, daß für den Dichter gar nicht die Absicht einer künstlerischen Lösung vorhanden ist, sondern ihm das Poetische in der phantastischen Darstellung des Einzelnen liegt. Auch der Name des Romans giebt in dieser Hinsicht keinen Aufschluß und ihn vermag ich mir nur so zu erklären, daß Jensen dabei an die Häßlichkeit Billrods gedacht hat, welche in der Dämmerung nach Sonnenuntergang nicht mehr störend wirkt, und daß die Dichtung ihm ein Denkmal setzen soll in dem Sinne, wie er selbst es ausspricht (I, S. 36 vgl. mit S. 32): „Vielleicht weckte er unseren Haß gegen sich, während, wenn wir ihn recht gekannt, ihm ins Herz zu blicken vermocht, keine Liebe ihm das vergolten hätte, was er für uns gethan." Man könnte, wenn man diesen Gedanken weiter verfolgt, zu der Annahme kommen, daß der Dichter in Billrod gewissermaßen den tragischen Helden habe zeichnen wollen, hätte aber auch damit weiter nichts gewonnen, denn weder steht Billrod wirklich im Mittelpunct der Dichtung noch ist sein Geschick ein tragisches zu nennen, vielmehr gehört es sammt seiner Voraussetzung, der abschreckenden Häßlichkeit, zu den phantastischen Seltsamkeiten, von denen oben die Rede gewesen ist.

Sonach finden sich auch in diesem Werke Jensens dieselben Elemente, welche ich vor einiger Zeit bei der Besprechung des Romans „Um den Kaiserstuhl" als dem Dichter eigenthümlich hervorgehoben habe; ja mancher wenig angenehme Zug, z. B. der lüsterne Ton in der Schilderung einzelner Frauen, tritt hier eher noch stärker hervor. Trotzdem muß man immer wieder anerkennen, daß sich in diesen gedankenreichen Schöpfungen keine ganz geringe dichterische Kraft offenbart und daß einzelne Gestalten und Situationen (von denen in der vorliegenden Dichtung hebe ich besonders Philipp Imhof und sein Gebahren in der Heimath hervor) trotz aller Uebertreibung wohl anzuziehen vermögen. Aber für dichterische, für künstlerische Leistungen im höchsten Sinne ist nun einmal eine Vereinigung von Realismus und Phantasterei, von poetischem Schaffenstriebe und pessimistischer Weltanschauung unmöglich der rechte Boden. Edm. Fritze.

Die neueste Fabrikgesetzgebung.

Wir sprachen in einem früheren Artikel (Seite 613) von der Frage des sogenannten Normalarbeitstages und der Ausdehnung des Schutzes auf die verschiedenen Gebiete der Arbeit. Wir haben jetzt zu sprechen von dem Wichtigsten in der Reihe der hier zu erörternden Gesichtspuncte, welches theilweise das über den ersten Punct Gesagte weiter ausführt. Nämlich, welche Zeit- und Altersgrenzen sollen gezogen werden bei der gesetzlichen Regelung der Arbeitszeit? Für erwachsene Männer ist diese Frage durch das früher Gesagte im Wesentlichen erledigt; dagegen nicht für Frauen und Kinder, in deren schützender Berücksichtigung die Hauptaufgabe der bisherigen Fabrikgesetzgebung bestanden hat. Das Princip ist hierfür mit großer Allgemeinheit anerkannt; aber die Ausführung des Princips ist bedeutend verschiedenartig gewesen und ist es noch, und der Grund solcher Verschiedenheit hat dann beruht namentlich auf der Verschiedenheit der gegebenen socialen Zustände, welche eine gute, durchführbare Socialpolitik niemals aus dem Auge lassen kann.

Auf diese Nothwendigkeit, die sich aus der Verschiedenheit der gegebenen Verhältnisse ergeben hat, ist es zum großen Theile wenigstens zurückzuführen, wenn die neue schweizerische Bundesgesetzgebung — im Anschlusse an die früheren Gesetze der Kantone — vorschreibt: daß Kinder, welche das vierzehnte Altersjahr noch nicht zurückgelegt haben, überhaupt nicht zur Arbeit in Fabriken verwendet werden dürfen, und daß, auch bis zum vollendeten sechszehnten Altersjahre die Fabrikarbeit zusammen mit dem Schul- und Religionsunterrichte täglich elf Stunden nicht überschreiten darf. Wogegen das neue englische Gesetz, das seinerseits schon einen erheblichen Fortschritt gegen frühere Jahrzehnte der dortigen Gesetzgebung kennzeichnet, nur bis zu dem Verbote der Arbeit von Kindern unter zehn Jahren zu gehen wagt, und für Kinder von zehn bis dreizehn Jahren nur den Schulbesuch neben der Fabrikarbeit zu sichern unternimmt.

Das Ziel ist in der Schweiz und in England das gleiche: aber im gebotenen Anschlusse an die gegebenen Zustände muß man stückweise auf dies Ziel losarbeiten. Das gilt für Kinderarbeit wie für Frauenarbeit und in gewissem Maße gilt dasselbe für die Arbeit erwachsener Männer, wenn man eingerissenen Mißbräuchen gegenüber die dringenden Interessen der Gesundheit sichern will. Immer kommt es darauf an, das unverlierbare Ziel von allgemeiner Gültigkeit in dem Besonderen der vorliegenden Umstände zu verwirklichen, das Tempo der Reformmaßregeln den gegenwärtigen Erfordernissen der Noth anzupassen, damit das auf die Dauer Nothwendige oder

Wünschenswerthe im Gegensatze zu den vorhandenen Mißbräuchen mit möglichst schonender Hand, mit möglichst erträglichen Opfern erreicht werde. Denn die Menschen wollen, wenn sie einmal im Dasein sind, lieber elend leben als gar nicht leben; und die Idee eines geordneten, gesitteten Lebens der Gesammtheit, welches freilich so unverlierbar ist wie die Idee der Menschheit selber, muß diesen natürlichen Thatsachen des Kampfes ums Dasein gebührende Rücksicht zollen.

Der Zusammenstoß dieser beiden einander widerstrebenden Gesichtspuncte wird namentlich klar an der Frage der Frauenarbeit und der sogenannten Frauenfrage im engeren Sinne. Die Fabrikgesetzgebung, in ihrem Bestreben, die normale und naturgemäße Ordnung des Familienhaushaltes da, wo sie entartet ist, wiederherzustellen, arbeitet nach ihrem Vermögen, wie auf die Zurückgewinnung der Kinder und Unerwachsenen für die erziehenden Kreise des Hauses und der Schule, so auf die Zurückgewinnung der Frauen aus der erwerbenden Arbeit des industriellen Marktes in die natürliche Stellung, die sie als Frauen im Hause haben sollen. Sie beginnt selbstverständlicherweise mit einzelnen gesetzlichen Einschränkungen, die zuvörderst die dringendsten Anforderungen befriedigen sollen, welche die Schonung der Gesundheit verlangt; sie thut zunächst das Nothwendigste, um nach dessen Erreichung weitere Schritte zu wagen. Aber schon in dem Wenigen, was bis heute die darauf gerichtete Gesetzgebung zu thun unternommen, ist sie, wie zur Beleuchtung des zweischneidigen Charakters aller derartigen Gesetze, auf den Widerspruch anderer Bestrebungen gestoßen, welche sich befleißigen, das Gebiet der Frauenarbeit zu erweitern. Als in England im Jahre 1873 ein neuer Schritt angebahnt wurde, um wieder ein geringes Stück vorwärts zu kommen mit der Beschränkung der Frauenarbeit in den Fabriken — was durch Gesetz vom Jahre 1874 in der That gelang —, da traten die Führer der Bewegung für Erweiterung der Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts, und an deren Spitze Herr und Frau Fawcett, Verfasser des Handbüchlein der englischen Political economy, jenen Bestrebungen lebhaft entgegen. Beide Bewegungen, die eine wie die andere, wollten und wollen offenbar das Beste der arbeitenden Frauen und Mädchen; beide aber kennzeichnen die verschiedenen, einander entgegengesetzten Standpuncte, von denen aus diese Frage zu behandeln ist. Eine besonnene Reformmaßregel wird von Erwägungen ausgehen müssen, welche diese beiden Standpuncte zu vermitteln verstehen, den einen als das unablässig zu verfolgende Ziel, den anderen als das hemmende Bleigewicht der heutigen Nothwendigkeit anzuerkennen wissen. Jenes Ziel ist deutlich; diese Nothwendigkeit ist hart und mannichfaltig, ja sie ist so unabweisbar, daß jedes abstracte Raisonnement über die wahre Bestimmung der Frau, welche sie vergißt, unfruchtbare Romantik bleiben muß.

Mit der wahren Bestimmung der Frau kann man erst dann etwas ausrichten für praktische Zwecke, wenn man für alle disponiblen Mädchen, für die auf den Bällen mit höherer Töchterbildung und für die in den Fabriken im dürftigen Rock, Gatten zur Hand hat, welche im Stande sind, wirthschaftlich und moralisch ihnen zu ihrer wahren Bestimmung zu verhelfen. Aber ein bloßes Decretiren dieser wahren Bestimmung hilft nichts; es würde etwas helfen, wie der Normalarbeitstag, wenn es im socialistischen Staate gehandhabt würde und das bloße Verbot der erwerbenden Arbeit sich in die positive Zuweisung eines passenden Gatten und Ernährung für jedes Mädchen verwandelte: für die Männer das Recht auf Arbeit, für die Frauen das Recht auf den Mann. So lange wir in diesem Zukunftsstaate noch nicht leben, bleibt der praktischen Socialpolitik nichts anderes übrig, als solche irrthümlich conservativen Ansichten als das zu schätzen, was sie sind, als achtbare Wünsche, welche nach dem Maße der gegebenen Zustände zu verwirklichen sind, aber nach diesem Maße kaum jemals ganz verwirklicht werden können. Um so fester soll dagegen die Ueberzeugung wurzeln, daß nach vorwärts der Blick unablässig gerichtet bleiben, daß in allen Schwierigkeiten und Beschwerden des Moments das leuchtende Ziel nicht vergessen, daß nach Erforderniß dieser Hemmnisse stückweise und schonend, aber consequent ein Schritt nach dem anderen gethan werden soll. Als solche Schritte von mäßigem Tempo sind die bisherigen Maßregeln der englischen Gesetzgebung, die neuesten Vorschriften des schweizerischen Bundesgesetzes vollkommen zu billigen, und es kann nur über geringe Einzelheiten eine Differenz der Meinungen obwalten.

Das schweizerische Gesetz bestimmt in seinem fünfzehnten Artikel:

„Frauenspersonen sollen unter keinen Umständen zur Sonntags- oder zur Nachtarbeit verwendet werden. Wenn dieselben ein Hauswesen zu besorgen haben, so sind sie eine halbe Stunde vor der Mittagspause zu entlassen, sofern diese nicht mindestens anderthalb Stunden beträgt. Vor und nach ihrer Niederkunft dürfen Wöchnerinnen im Ganzen während acht Wochen nicht in der Fabrik beschäftigt werden. Der Wiedereintritt in dieselbe ist an den Ausweis geknüpft, daß seit ihrer Niederkunft wenigstens sechs Wochen verflossen sind. Der Bundesrath wird diejenigen Fabrikationszweige bezeichnen, in welchen schwangere Frauen überhaupt nicht arbeiten dürfen. Zur Reinigung im Gange befindlicher Motoren, Transmissionen und gefahrdrohender Maschinen dürfen Frauenspersonen nicht verwendet werden."

Wir wissen doch außerdem, wie für Männer, natürlich auch für Frauen der Maximalarbeitstag von elf Stunden gilt.

Eben dieselbe Schweiz aber ist es, welche jener vernünftigen Erweiterung der Erwerbsgebiete des weiblichen Geschlechts, die heute unumgänglich er-

scheint, vollen Spielraum gewährt und damit die relativ erfreulichsten Erfahrungen macht. Sie ist es, in welcher zahlreiche brave Bürgerstöchter in den Post- und Telegraphenämtern mit ausgezeichneter Pflichttreue und mit nicht anzuzweifelndem Erfolge seit einer Reihe von Jahren thätig sind; sie ist es, in welcher das Studium der Frauen, derer aus dem eigenen Lande und derer aus dem Auslande — neben einzelnen kaum zu vermeidenden Fehlgriffen der ersten Anfänge — bereits so erfreulichen Fortgang und Erfolg gehabt hat, daß die Frage aus dem Stadium allgemeiner Discussionen herausgesetzt ist und jetzt, analog wie beim Studium der jungen Männer, es nur noch eine Frage des besonderen Falles und der besonderen Zwecke ist.

Doch wir brechen hier ab: es sollte bei diesem Puncte, und allerdings dem Brennpuncte der gesetzlichen Regelung der Arbeitszeit, nur auf einzelne entscheidende Momente hingewiesen, es sollte das Nachdenken darüber angeregt werden, der Gegenstand sollte keineswegs erschöpft werden.

Wir gelangen zu einem folgenden Puncte. Dieser betrifft das Ineinandergreifen verschiedenartiger Maßregeln, welche das von der Fabrikgesetzgebung Geleistete ergänzen, ja in manchen Fällen und in manchen Richtungen geradezu ersetzen. Die englische Gesetzgebung ist auch hier merkwürdig einmal wegen der Anhäufung kranken Materials, welche die Folge langjährigen Gehenlassens gewesen, dann aber wegen der empirischen Art der Gesetzgebung, die jeweilen einzelne gewerbliche Gebiete und einzelne Seiten ihrer Mißstände in Angriff nahm, mit dem bewundernswerthen Vorzuge, der sich daran knüpfte, daß die einzelne Behandlung sachgemäß und gründlich wurde. So die Gesetze wider das Trucksystem, d. h. die Ausbeutung des Lohnarbeiters durch eine Art der Naturallöhnung, welche den Schaden der Arbeiter in wirthschaftlicher, moralischer, gesundheitlicher Hinsicht zur bewußten Folge hatte oder doch eine derartige Gefahr in sich schloß. So die gesetzlichen Maßregeln wider die gesundheits- und lebensgefährlichen Zustände der gewerblichen Anstalten: Ueberfüllung der Räume, gefährliche Dünste, schlechte Ventilation, bedrohliche Maschinen u. dgl. m. Vornehmlich aber der gesetzliche Zwang zum Besuch der Schule, geordnet in Altersgrenze, täglicher Schulpflicht, Schulzeugnissen u. s. w. In den Staaten des Festlandes, namentlich in der Schweiz und in Deutschland, hat diese letztere Maßregel vielem schädlichen Mißbrauch der Kinderarbeit vorgebeugt; in England umgekehrt ist die Fabrikgesetzgebung eine Handhabe geworden, um die Einschränkung der Kinderarbeit zu der positiven Beförderung des Schulbesuches nutzbar zu machen, derart, daß man für gewisse Altersstufen ein begrenztes Maß der Fabrikarbeit an die Bedingung des regelmäßigen Schulbesuches knüpfte. Bis dann jetzt in den allerletzten Stadien der Gesetzgebung, zusammen mit der auch dort zu Lande endlich durchschlagenden Ueberzeugung von der Noth-

wendigkeit der allgemeinen Schulpflicht, dieser Zwang emancipirt wurde von der bisherigen Verknüpfung mit der Fabrikgesetzgebung. Die oben bereits genannte königliche Commission zur Untersuchung der Wirkung der Fabrik- und Werkstättengesetze behufs deren Consolidation sagt in ihrem Berichte vom Februar 1876 (Report S. 55, § 143):

„Zwar sind wir nicht der Ansicht, daß für Kinder, die im herumziehenden Gewerbe oder im Ackerbau beschäftigt sind, aus Gründen der Gesundheit eine gesetzliche Schranke der Arbeitszeit durchaus erforderlich sei; aber nichtsdestoweniger meinen wir, daß die Unterscheidung, die gegenwärtig durch die Gesetzgebung hinsichtlich des Schulunterrichts zwischen diesen und den Fabrikkindern gemacht wird, aus gar keinem Grunde haltbar ist, ja daß jetzt für diesen Zweck die Dringlichkeit gesetzlicher Fürsorge bei den Kindern, die nicht in Fabriken arbeiten, die größere geworden ist. Das Parlament hat gezeigt, daß es die Ausdehnung des Schulunterrichts auf alle Classen ins Auge faßt; jetzt entsteht die Frage, ob dieser Versuch auf dem Wege directen oder indirecten Zwanges gemacht werden soll. Die Thatsache, daß beide Arten bei uns angewendet worden sind als rivalisirende Systeme für den gleichen Zweck, ist nicht sowohl aus inneren Gründen, als aus der äußeren Begebenheit der Umstände zu erklären, welche Experimente auf beiderlei Wegen empfahlen in einem für Experimente (leider) so großen Gebiete, das nach Abhülfe rief. Jetzt aber nähern wir uns dem Zeitpuncte, wo dieses ganze Feld, wenigstens nach dem Buchstaben der Gesetze, mit gesetzlichen Vorschriften gedeckt sein wird, und fortan wird man den positiven Schulzwang als die allgemeine Basis und den indirecten Zwang (durch die Fabrikgesetze) als additionelle Vorschrift zur Verstärkung des directen Zwanges in gewissen Fällen zu betrachten haben. Dagegen muß die Frage, ob der blos indirecte Zwang genügen kann, verneint werden, selbst dann verneint werden, wenn man bereit ist, die Bestimmungen der Fabrikgesetze auf alle Arten von Kinderarbeit auszudehnen und den Apparat der Fabrikinspection entsprechend zu vergrößern."

Mit dieser Anerkennung gelangt die englische Gesetzgebung endlich zu dem Standpuncte, welcher in den Ländern deutscher Zunge glücklicherweise nicht erst erkämpft zu werden braucht, sondern seit lange ein fester Bestandtheil unseres Staatswesens ist, dessen bessere Entfaltung nur die Aufgabe der praktischen Politik ist. Wir dürfen namentlich, wenn häufig die Leistungen der deutschen Volksschule übertrieben dargestellt werden, übertrieben in dem, was sie als Schulen heute leisten, und in dem, was überhaupt eine Schule neben den sonstigen unentbehrlichen Mitteln der Volkserziehung zu leisten im Stande ist, wir dürfen wenigstens diesen negativen Erfolg für die allgemeine Schulpflicht in Anspruch nehmen, daß sie, soviel auch noch zu wünschen übrig blieb, ein

im Vergleich zu anderen Ländern mächtiges Werkzeug gegen die schlimmste Ausbeutung der Kinderarbeit in Bewegung setzte. Indessen hüten wir uns auch hier vor Ueberhebung: der Schulzwang ebenso wenig wie die Fabrikgesetze leistet ohne Weiteres das, was die Worte des Gesetzes fordern; er beugt sich, gleich diesem, und muß sich beugen vor den Nothständen, denen gegenüber er eine Härte wird; er muß Jahrzehnte, ja Menschenalter lang vor solchen Mißständen sich zuwartend verhalten und wird vollends auch durch nicht zu schonende Mißstände gehemmt werden, wenn die Controle über die Ausführung der Schulgesetze schlaff ist, ebenso wie die Fabrikgesetze einer solchen Controle nicht entrathen können.

Wir kommen damit zu dem letzten Puncte, den wir hier erörtern wollen. In Frankreich hat es seit dem Jahre 1841 ein Fabrik- und Werkstättengesetz gegeben zum Schutze der Kinderarbeit (Loi du 22 Mars 1841 relative au travail des enfants employés dans les manufactures usines ou ateliers. Tallon-Maurice, Législation sur le travail des enfants. p. 9), welches die Kinderarbeit vom vollendeten achten Lebensjahre ab zuließ, für Kinder von acht bis zwölf Jahren eine achtstündige Arbeitszeit gestattete, welches also keine übertriebenen Anforderungen stellte und welches großentheils dennoch ein todter Buchstabe geblieben ist, weil in dem classischen Lande des Polizeistaats und des Alles reglementirenden Beamtenthums jenes staatliche Organ fehlte, welches im Lande des Selfgovernment ein Jahrzehnt vorher sich als unentbehrlich erwiesen hatte, um an Stelle des Selfgovernment die Durchführung der gesetzlichen Fabrikvorschriften zu sichern. Dreißig Jahre lang war in England aus diesem Grunde das Fabrikgesetz von 1802 unwirksam geblieben, dreißig Jahre ist das französische Fabrikgesetz von 1841 unwirksam geblieben, weil es an der nothwendigen Inspection zur Durchführung der amtlichen Verbote und Gebote fehlte. „Wenn man, so heißt es in dem angeführten französischen Buche, seit dem Jahre 1841 bei uns muthig auf das Ziel losgeschritten wäre, so würde man sich jetzt wohl nicht einer Arbeiterclasse gegenüber befinden, in welcher die Demoralisirung furchtbare Zerstörungen angerichtet hat, zumal in den großen Städten und den industriellen Agglomerationen. Weiß man, wie das Kind in den Werkstätten unserer großen Städte heute beschaffen ist? Meistens kann es weder lesen noch schreiben, arbeitet dreizehn und selbst vierzehn Stunden täglich bei einem Meister, der es in seine Werkstätten eintreten läßt schon im Alter von sechs oder sieben Jahren. Man werfe uns nicht Uebertreibung vor, wir werden den Beweis dafür liefern." Und das sagen die sachkundigen Männer, welche mit der Schaffung des neuen Gesetzes von 1874 speciell betraut waren. Im September 1848 ist ferner in Frankreich ein zwölfstündiger Normalarbeitstag (oder richtiger Maximalarbeitstag) für sämmtliche Arbeiter in den Fa-

briken festgesetzt worden; der Umstand, daß das neue Gesetz vom Jahre 1874 für Kinder zwischen zwölf Jahren und sechzehn Jahren die Arbeitszeit auf zwölf Stunden beschränkt(!), läßt indessen vermuthen, daß jenes Gesetz von 1848 gar nicht als vorhanden, als wirklich durchgeführt gilt (Lohmann, die Fabrikgesetzgebungen, S. 21).

Hierin ist das englische Beispiel, wie für so vieles Andere auf diesem Gebiete, mustergültig. In dem Maße, als man in England Ernst machte mit dem Gesetze, entwickelte man den Apparat der Fabrikinspection; die anfangs natürlich, wie jede andere Erweiterung der Verbote, unpopuläre Werkstättengesetzgebung von 1867 begann ihrerseits die Laufbahn ihrer Wirksamkeit mit der Controle durch die localen Gemeindeorgane und blieb entsprechend unwirksam; erst die Handhabung durch die Fabrikinspectoren machte sie durchgreifend und wirksam. Die Befugnisse, welche das gegenwärtige Gesetz dem englischen Fabrikinspector einräumt, müssen aufs Tiefste befremden den Altgläubigen der wirthschaftlichen Freiheit, wie sie in der That ein merkwürdiges neues Stück am alten englischen Staate sind.

Das Gesetz vom Mai 1878 bestimmt in seinem achtundsechzigsten Paragraphen:

„Ein Fabrikinspector soll die folgenden Befugnisse haben. Er soll betreten, inspiciren und untersuchen dürfen bei Tage und bei Nacht eine Fabrik oder Werkstatt und jeden Theil derselben, so oft er vernünftigen Grund zu der Annahme hat, daß darin eine Person beschäftigt ist. Er soll mit sich nehmen dürfen einen Constabler in jedem Falle, wo er Grund zur Erwartung ernsten Widerstandes gegen die Ausübung seiner Pflicht hat. Er soll die Vorweisung der Register, Zeugnisse, Urkunden, die dies Gesetz verlangt, fordern dürfen, soll jede Untersuchung vornehmen dürfen, um die Befolgung dieses Gesetzes zu ermitteln, soll jede Schule betreten dürfen, in welcher er Kinder, die in Fabriken arbeiten, befindlich glaubt, soll jede Person, allein oder vor anderen Personen, verhören dürfen hinsichtlich der Dinge, die unter dies Gesetz fallen, jede Person, die er in der Fabrik oder Schule antrifft oder von der er annimmt, daß sie in den letzten zwei Monaten in einer Fabrik beschäftigt war.

Jeder Inhaber einer Fabrik nebst seinen Untergebenen soll die von einem Fabrikinspector verlangten Mittel, die zur Untersuchung, Inspection, überhaupt Ausführung dieses Gesetzes nothwendig sind, demselben gewähren. Wer absichtlich einen Inspector in der Ausübung seiner Befugnisse hemmt, seinen Anforderungen behufs Inspection nicht nachkommt, irgend eine Person verbirgt, soll dafür bestraft werden wegen Widerstandes gegen den Beamten, mit einer Buße bis fünf Pfund Sterling, die außer der widerstandleistenden

Person auch der Besitzer der Fabrik zu zahlen hat, und für Widerstand bei Nachtzeit bis zwanzig Pfund Sterling."

Auf dem Festlande hat bis vor Kurzem noch kein einziger Staat in der Weise wie England mit der Inspection der Fabriken zur Sicherung der Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen Ernst gemacht. So oft man aber, was neuerdings hier und da geschehen, solchen Ernst zu machen anfing, zeigte sich auch die Bestätigung der in England gemachten Erfahrung, daß man mit dieser systematischen und gründlichen Inspection erst feststellte, in wie lückenhafter Weise bisher die auf dem Papiere stehenden Vorschriften des Gesetzes beobachtet worden waren. Namentlich mußte erst eine ordentliche Gewöhnung an die neue Inspection und deren Controle geschaffen werden, das Vertrauen zu den Absichten dieser Beamten bei Arbeitern und bei Unternehmern verbreitet, ein Einvernehmen hergestellt werden, wie es am Anfange nirgendwo, namentlich auch in England nicht, vorhanden war. Der vor wenigen Jahren neu ernannte Fabrikeninspector für die Provinz Preußen theilt in seinem ersten Jahresberichte für das Jahr 1876 an den Oberpräsidenten der Provinz die sehr bezeichnende Thatsache mit: der ihm in mehreren Fällen von den Fabrikanten entgegengetragene Argwohn sei in einem Falle so weit gegangen, daß man ihn für einen Agenten der Socialdemokratie hielt, daß selbst die amtliche Legitimationskarte diese Meinung nicht ändern konnte und erst die ausführlichen Erklärungen des Bürgermeisters den betreffenden Mann eines Besseren belehrten.

In der Schweiz ist es ebenfalls eine Thatsache, daß erst jetzt durch die auf Grund des neuen Bundesgesetzes geschaffene Institution von drei ständigen eidgenössischen Fabrikinspectoren der Anfang gemacht werden soll mit einer stetigen, wirksamen, gleichmäßigen Controle über die Ausführung der erlassenen gesetzlichen Vorschriften. Diese Inspectoren sind erst in den letzten Monaten in Thätigkeit getreten, und die Erfahrung der Folgezeit wird lehren, wie sie im Stande sind, für die Durchführung der Anforderungen der einheitlichen Gesetze Sicherheit zu schaffen. Hier aber ebenso wie im deutschen Reiche fehlt heute noch, im Gegensatze zu dem in England Geleisteten, eine gründliche Untersuchung und Aufdeckung der wirklichen Zustände der Fabrikarbeit. Bekanntlich versuchte man etwas der Art vor wenigen Jahren im deutschen Reiche; doch war das Verfahren jener Enquête (vergl. die Kritik desselben in dem Gutachten des Vereins für Socialpolitik, Jahrgang 1877) so mangelhaft, daß das Ergebniß durchaus nicht befriedigen konnte.

Pariser Plaudereien.

Paris, Anfang Mai 1879.

Es ist Frühling! Die Feuer erlöschen in den Kaminen. Auf den Straßen und den Boulevards wogt die Menge der Spaziergänger, und die breiten Fahrwege bieten kaum Raum für die vielen Carossen und Fuhrwerke. Da die Osterfeiertage vom Wetter nicht begünstigt waren, so sucht sich das Publicum gegenwärtig dafür zu entschädigen. An den Sonntagen ist eine enorme Menschenmenge zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen sowohl in Longchamps als im Bois de Boulogne, Versailles, Venciennes, Asnières, kurz überall draußen versammelt. Im üppigsten Schmucke aber prangte auch sowohl das Gehölz wie vor Allem die Champs Elysées. Der Gesang der Vögel, die Musik der Concerte, der Duft der Blumen, das Gewoge der unabsehbaren Menge Carossen, Wagen und Reiter, sowie ein Heer von mehreren hunderttausend Fußgängern, alles dies macht namentlich auf den Fremden einen großartigen Eindruck. In der riesigen Avenue der Champs Elysées, auf dem Wege zum Arc de Triomphe de l'Etoile und durch die Avenue de Bois de Boulogne, mögen wohl mehr als vierzig Tausend elegant gekleidete Herren und Damen auf den einer Actiengesellschaft gehörigen Sesseln und Stühlen sitzen, welche je 2 und 3 Sous Miethe kosten, um die brillante, mit raffinirter Eleganz geputzte, hohe und niedere, ich meine die Halbwelt zum oder vom Rennen kommend, an sich vorüberziehen zu lassen: ein Schauspiel, reichlich so interessant wie auf der Rennbahn selbst, wo man im Menschenocean fast untergeht, wenn man nicht selbst zu Wagen oder zu Pferde ist oder wenigstens 20 Francs Entrée bezahlt, um zu den Sitzplätzen der Tribünen zu gelangen. Obgleich wir im demokratischen Zeitalter leben und die kaiserlichen wie prinzlichen Prunkwagen von vormals fehlen, so sind doch noch die Ambassadeure und Gesandten da mit ihren Staatscarossen, sowie diejenigen der Fürsten, Herzoge und Herzoginnen mit ihren oft prächtigen Viergespannen, ihren aufstaffirten Lakaien, die in weiß, gelb, roth, grün, kornblau oder violettem Atlascostüm, mit tadellos weißen Hosen, gelben Stulpen, reich vergoldeten Kappen und Achseln, glänzend gepudertem Haar, wie die Schmetterlinge in der Sonne schillern.

Vor Zeiten fanden die Rennen auf dem sonnigen, staubigen Marsfelde statt, welches gegenwärtig großentheils in Garten verwandelt, und vom letztjährigen Ausstellungspalaste bedeckt, seinen vormaligen Charakter gänzlich verloren hat. Damals waren der Herzog von Orleans und der Lord Seymour die hohen Protectoren dieser von England aus importirten Vergnügen; heutigen Tages ist es der Jockeyclub, und Longchamps am Fuße des Mont

Valerien, sowie das nahe belegene Auteuil vermögen kaum die Menge der Zuschauer zu fassen. In England sind die Rennen volksthümlicher, in Frankreich mehr elegant und das Pferd ist mehr nur ein Vorwand. Wie manche Personen Theater, Gesellschaft, oft gar die Kirche nur besuchen, um zu sehen oder gesehen zu werden, so auch hier. Die Damen besonders sind hier gleichzeitig actrices et spectatrices. Die Tribünen bilden eine feenhafte Gemäldegallerie, wie man sie sich nicht schöner und bunter denken kann.

Von 5 Uhr ab beginnt le retour des courses. Die Hauptströmung der Wagen, Reiter und Fußgänger passirt die herrlichen Alleen und Avenuen, die vom Triumphbogen aus in die verschiedenen Stadttheile abführen und die gewaltig weiten Wege genügen oft nicht, um nur die Menge zu fassen. Gestern, wo „tout Paris“ einmal wirklich wieder auf den Beinen war, so daß man, wenigstens im Westen der Stadt, von 2 Uhr Nachmittags ab selbst für 1 Louisd'or keinen Fiacre mehr aufzutreiben vermochte, traten bei der Rückkunft für die zahllosen Fuhrwerke vielfache Störungen ein.

Von Tagesberühmtheiten ist es gegenwärtig Sarah Bernhardt in ihrem eleganten Cabriolet, die am meisten die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Vor zehn Jahren noch war sie mit wenigen hundert Franken Monatsgage im Odeon engagirt; als Königin trat sie im Ruy Blas mit glänzendem Erfolge auf und ein Jahr später sprach ganz Paris von ihr, nicht etwa ihres Talentes wegen, das heute jeder bewundert, sondern weil sie für hunderttausend Franken Kunstgegenstände zur Zier ihrer Wohnung gekauft hatte. Heute ist sie die erste Kunstcelebrität, man bewundert sie in ihren Rollen in der Comédie française, in ihren Bildern und Sculpturen, im Salon und sogar in ihren Gedanken und in den Büchern, die sie erscheinen läßt. Man erzählt sich Märchen von dem Leben, das sie in ihrem Feenpalaste führt, in dem sie bald Schauspielerin und Schriftstellerin, bald Malerin und Bildhauerin spielt.

Abgesehen nun von dem Frühjahrs-Promenadenvergnügen bietet der Monat Mai dem aufmerksamen Beobachter im ungläubigen und spottsüchtigen Paris das Schauspiel einer ganz speciellen und studienswerthen Kirchlichkeit dar.

Des Abends nämlich findet man die Kirchen fast überfüllt. In den am linken Seineufer belegenen Stadttheilen sind es, außer der prächtigen Kathedrale und dem Pantheon, die St. Sulpice und St. Clothilde, wie am diesseitig rechten Ufer außer der Madelaine noch die St. Roch, St. Augustin, Trinität, Nôtre Dame de Lorette, und besonders Nôtre Dame de Victoires, nahe der Börse, welche ihre Anziehungskraft auf das Publicum ausüben. Letztere Kirche scheint seit einigen Jahren sich nicht nur bei den Parisern, sondern auch bei den anwesenden Provinzbewohnern und durchreisenden Fremden einer besonderen Gunst zu erfreuen, so daß der Raum oft kaum genügt, all die Andächtigen und Neugierigen zu fassen.

Der Monat Mai ist bekanntlich der Monat der heiligen Jungfrau und im Monat der Blumen entfaltet sich die Blüthe des Katholicismus vielleicht in keiner Stadt Frankreichs charakteristischer als hier, wo sich die Pracht des Frühlings und der Reichthum des Cultus mit dem Glanze der Welt verbindet. In der fast dunklen Kirche ist eine einzige Capelle mit Licht überfluthet, das ist die Capelle der heiligen Jungfrau. Auf ihrem Altare, mitten zwischen weißen Draperien und stufenweise geordneten Kerzen, Blumen und goldenen Gefäßen erhebt sich die anmuthige Gestalt der jungfräulichen Mutter; aus den von Chorknaben geschwenkten silbernen Rauchfässern steigt der scharfe Geruch des Weihrauchs empor und mischt sich mit den süßen Düften der Maiblumen und des weißen Flieders, womit das Heiligthum dicht angefüllt ist. Die Kerzenbündel, Candelaber und Kronleuchter vereinigen ihren Glanz mit dem der goldenen Lampen und Wachskerzen, um gleichsam einen Strahlenheiligenschein um die Jungfrau zu bilden; abwechselnd mit den klagenden Tönen der Orgel erklingen Silberstimmen, wie aus weiter Ferne, und verschmelzen in einander zu einer Harmonie von seltener Reinheit und Weiche. Es sind dies Damenchöre; junge Mädchen der verschiedenen Congregationen singen die Litaneien.

Im gesellschaftlichen Leben herrscht die bisherige Stille und Zurückgezogenheit, wie es unter den republikanischen Verhältnissen nicht anders zu erwarten. Die Theater werden dagegen, obgleich sie wenig Neues, von Grand Casimir, Madame Favart, L'assommoir &c. abgesehen, meist nur Neueinstudirtes (réprises) bringen, dennoch verhältnißmäßig gut besucht. Betreffs der Oper geht man im Hinblick darauf, daß Halanziers Contract auf October erlischt, mit der Idee um, dieses Institut in eine Regie zu verwandeln und geschäftsmäßiger auszubeuten. Wohl hat der gegenwärtige Director, besonders zu Anfang während und nach dem Kriege einige schlimme Jahre gehabt, doch ist in Betracht zu ziehen, wie die natürliche Anziehungskraft des neuen Gebäudes, die Millionen Provinzbewohner und Fremde zum Besuch anzog, entsprechenden Ersatz bot, den die Zukunft nicht gewähren wird. Die Bilanz des vorvorigen Jahres, also nicht des Ausstellungsjahres, ergab eine Totalausgabe von 3,905,137 Francs, eine Einnahme dagegen von 4,145,350 Francs; einen Ueberschuß also von 242,211 Francs, in welche Summe sich der Staat mit dem Director contractlich gleich theilten, so daß dem Director, selbst in diesem Jahre, neben seinem Fixum monatlich immer noch einige 10,000 Francs in die Tasche fielen. Jetzt will man im Falle der Regie, die dem Staat vormals schon theuer geworden, statt eines selbständigen Directors einen Administrator mit fixem Gehalt und Benefizantheil für drei Jahre und wieder wählbar ernennen; derselbe soll von einer aus neun Personen bestehenden Commission unterstützt werden und vorzugsweise die Hebung der Kunst ins

Auge fassen, sowie neue Schöpfungen insceniren. Die Subvention soll alsdann durch einen Reservefonds um 400,000 Francs erhöht, sowie für die Plätze zweiter und dritter Kategorie abwechselnd ermäßigtere Preise eintreten. Erwähnt zu werden verdient, wie der letzte Monat des vorigen Jahres und der erste dieses Winters sich als überaus ungünstig erwiesen und daß es nur dem Ballet Yedda und der Wiederaufnahme des Roi de Lahore, der jetzt seine fünfzigste Aufführung überschreitet, zu danken ist, daß jener Ausfall beglichen wurde.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Süddeutschland. Ein Wort zu den Zoll- und Steuerfragen. — Gerne vernimmt man, daß die große Frage, die den Reichstag beschäftigt, in gutem Geleise sich befindet, und die Aussicht auf eine Verständigung sich befestigt. Jedermann hat doch die Empfindung, daß sie eine Seite hat, die ganz außerhalb der streitigen Meinungen über Tarif, Concurrenz, Schutz oder Nichtschutz der einheimischen Industrieen liegt. Je mehr das vom Reichskanzler erstmals in seinem berühmten Schreiben umrissene Programm greifbare Gestalt gewinnt, um so mehr hat man den Eindruck, daß der Schwerpunct nicht in den einzelnen Maßregeln liegt, die im Gebiet des Steuer- und Zollwesens getroffen werden sollen, sondern in der letzten Absicht, wofür dieselben das Mittel sind; nicht in der Höhe der einzelnen Zoll- oder Steuersätze, sondern in der finanzpolitischen Umwälzung, welche die Stellung unseres Reiches nach innen und nach außen von Grund aus ändert. Das Urtheil bleibt ein unsicheres und schwankendes, so lange der Blick sich in jenem Kreise der streitenden Interessen verengt. Hier ist weder Vollkommenheit noch Genügsamkeit je zu erreichen. Die Schutzzöllner werden niemals zufrieden sein, wie auch die Staatsprämie für ihre Erzeugnisse bemessen wird; vergeblich wäre es, Begünstigungen für diesen Gewerbszweig auszusinnen, ohne daß ein anderer dadurch sich verkürzt wähnte; ja innerhalb einer und derselben Industrie wird man stets erleben, daß der Eine überflüssig oder schädlich findet, was der Andere, bei Gefahr des Ruins, als unentbehrlich herbeiruft. Ebenso wird man darauf verzichten müssen, ein System der Besteuerung auszudenken, das sämmtliche Classen der Bevölkerung zufriedenstellt; entweder klagen die Einen oder die Anderen, in der Regel alle zusammen über unbillige Vertheilung. Auf diesem Gebiet ist der Versuch nicht ausgeschlossen, die Gesetzgebung wird je nach den Umständen da und dort helfend eingreifen, wird den wechselnden Beschwerden und Bedürfnissen Raum geben, ohne Anspruch auf Unfehlbarkeit von den gemachten Erfahrungen sich leiten

lassen. Allein für unser Reich handelt es sich im gegenwärtigen Augenblick um Anderes und Größeres als diese an sich berechtigten, ja unerläßlichen Bemühungen, Versäumtes nachzuholen, Mißgriffe wieder gut zu machen, leidenden Erwerbszweigen aufzuhelfen und die Lasten mit größerer Gerechtigkeit zu vertheilen. Kann hier nur ein unausgesetztes Reformiren das annähernd Befriedigende leisten, so ist die Aufgabe des Augenblicks vielmehr eine einmalige Reform. Was jetzt geschehen soll, steht in Einer Linie mit der Aufrichtung des Reichs, ist die unmittelbare Fortsetzung, eine unausweichliche Folge davon. Zu dem gemeinsamen Bürgerrecht, der gemeinsamen Vertretung nach außen, dem gemeinsamen Heer- und Flottendienst, dem gemeinsamen Recht soll jetzt, als die eigentliche Basis von dem allem, die gemeinsame Casse kommen. Jedermann begreift, daß damit das Gebäude, dessen Fronten nach allen Seiten ausgebaut sind, erst nachträglich die ausreichende Fundamentirung erhält. Im Finanzwesen waren wir noch der alte Bundestag, die selbständigen Einnahmequellen erst sollen das Reich auf sich selber stellen. Es ist die größte Umwälzung, die wir innerhalb des neuen Reichs erleben. Wer dem deutschen Staate zugethan ist, dem erklingt hier eine Saite, die ihn freudig bewegt und mit stolzer Zuversicht erfüllt, er mag über Zölle und Steuern im Uebrigen denken wie er will.

Der Schöpfer des Werkes hat dafür das glückliche Wort gefunden: das Reich solle aufhören, ein lästiger Kostgänger der Einzelstaaten zu sein. Vielmehr, fügte er hinzu, sollte das Reich der freigebige Versorger der Einzelstaaten sein, und er unterließ nicht, auszumalen, in welcher Weise bei richtiger Benützung der Quellen, zu denen der Schlüssel durch die Verfassung in die Hände des Reichs gelegt ist, die Einzelstaaten, anstatt vom mahnenden Gläubiger gedrängt, vielmehr erleichtert und selbst zu einer besseren Steuervertheilung befähigt würden. Man mag dies verlockende Zukunftsgemälde auf sich beruhen lassen, ohne die Hülfe des Tabaksmonopols würden solche Aussichten keinenfalls sich verwirklichen lassen. Allein wenn auch blos der Wegfall der Matricularbeiträge sich erreichen ließe, spränge in die Augen, wie das Bedürfniß der finanziellen Selbständigkeit des Reichs zugleich einem Bedürfniß der einzelnen Staaten entspricht. Und dies ist das Eigenthümliche und Neue der gegenwärtigen Reform: ein unitarischer Fortschritt im großen Stil, der zugleich laut und dringend von den Regierungen der Einzelstaaten gefordert wird. Seine besten Bundesgenossen hat Fürst Bismarck diesmal bei den Ministern der mittleren und kleinen Staaten gefunden, die sonst eifersüchtig auf der Wahrung der Souveränetäts- und Sonderrechte bestehen. Nur auf das Recht, als selbständige Staaten Matricularumlagen zu leisten, verzichten sie willig. Sie müssen darauf verzichten im eigenen Interesse. Zum erstenmal trifft eine Lebensfrage des Reichs zusammen mit dem eingestandenen

Interesse aller Glieder. Zum Bau der Einheit tragen am eifrigsten diejenigen die Steine zusammen, die sonst nur Hemmnisse und Vorbehalte hatten. Das ist diesmal nicht die Ironie der Geschichte, die listig auch die widerstrebenden Kräfte für höhere Zwecke einfängt, sondern es drückt sich in dieser Thatsache ganz nüchtern das unabweisbare Bedürfniß aus. Die Finanzminister sind nicht blind genug, die Wirkungen von dem sich zu verbergen, was sie selbst am lautesten begehren: es ist die Nothwendigkeit, vor der Jedermann sich beugt.

Darum sind auch die alten Parteien, die bisher noch von den Programmen von 1866 und 1870 lebten, gründlich erschüttert und auseinandergerissen. Denn es ist eine neue und eine Lebensfrage, zu deren Beantwortung das bisherige Rüstzeug der Parteien nicht ausreicht. Hier im Süden besonders empfindet man es lebhaft, wie gründlich überlebt die alten Gegensätze sind. Sind manche Freunde des Reichskanzlers stutzig geworden, so folgen dafür in Schaaren die bisher dem Reiche Abgewandten der neu aufgepflanzten Fahne. Wahrlich nicht, weil sie über Nacht überzeugte Reichsfreunde geworden wären, aber weil die Reform an das Interesse der weitesten Kreise appellirt und ihm Befriedigung verheißt. Ob in Wirklichkeit die zahllosen Wünsche befriedigt werden, ist eine andere Frage, es kann nicht an Enttäuschungen fehlen, aber doch wird nach gewissenhafter Prüfung ein durchschnittliches Maß der sich kreuzenden Begehren erzielt werden. Die Coalition der heischenden und sich gegenseitig überwachenden Interessen macht sicher nicht den achtungswürdigsten Eindruck, aber für jetzt wirkt sie als eine geschlossene Macht und treibt ein Werk vorwärts, dessen Erfolg erst noch zu hoffen steht, für das aber der Name seines Urhebers keine unverächtliche Empfehlung ist.

Als souveräne Macht im Innern wird das Reich aus der gegenwärtigen Krisis erstehen, und als souveräne Macht nach außen. Das ist doch wohl der eigentliche Zusammenhang zwischen der Finanz- und der Zollfrage. Es hat nicht widersprochen werden können, daß Deutschland als wirthschaftliche Macht seither eine demüthigende Stellung unter den Nachbarstaaten inne gehabt hat, zuletzt ist es peinlich bei den Verhandlungen mit Oesterreich zu Tage getreten. Unsere internationale Weitherzigkeit ist uns übel vergolten worden. Die nächste Umgebung hat sich gegen uns abgesperrt, während wir „durch die weit geöffneten Thore unserer Einfuhr die Ablagerungsstätte aller Ueberproduction des Auslandes“ geworden sind. In dieser Lage ziemt es sich, einem gesunden Egoismus, wider die Stimme eines edlen Idealismus, das Wort zu lassen. Der autonome Tarif wird der Ausdruck dieses Egoismus sein. Gerade für eine rationelle Gestaltung des internationalen Verkehrs wird dadurch ein wohlthätiges und unentbehrliches Element geschaffen.

Daß es nicht au tendenziöse Prohibition, nicht einmal auf dauernde Aufhöhung der Schranken abgesehen ist, hat der Reichskanzler deutlich zu verstehen gegeben. Die ungehemmte Handelsfreiheit hat er nicht blos als ein Ideal deutscher, ehrlicher Schwärmerei bezeichnet, sondern ihm auch die Erreichbarkeit in künftigen Zeiten nicht absprechen wollen. Gewiß wird in dieser Richtung die Zukunft liegen. Doch um in diese Zukunft mit dem vollen Gewicht unseres Staates einzutreten, ist es an der Zeit, für jetzt die Thüre zu schließen, den deutschen Markt der deutschen Industrie zu erhalten und damit unser Wirthschaftsgebiet auf eine nationale Grundlage zu stellen. So nur treten wir in eine künftige Aera der Handelsverträge mit dem Einfluß, der einer vom deutschen Reiche geschirmten Industrie gebührt.

Das sind die Aussichten, die uns die Reform eröffnet. Die Einzelheiten festzusetzen ist Sache der Opportunität. Hier giebt es nirgends Principienfragen. Wie hoch die Besteuerung der verschiedenen Artikel bemessen werden soll, ohne nach anderer Seite wieder schädlich zu wirken, darüber wird man sich verständigen, wenn man sich nur gegenwärtig hält, daß auf absolute Gerechtigkeit und allseitige Zufriedenstellung von vornherein verzichtet werden muß. Hier kann es sich nur darum handeln, jeweils das annähernd Richtige zu finden. Der Streit um die Zölle wird fortdauern, wie der über das Verhältniß der Steuergattungen. Allein jetzt stehen wir im Begriff, für diese wirthschaftlichen Kämpfe uns ebenso eine gemeinsame Basis zu erstreiten, wie wir sie für die politischen Kämpfe besitzen an unserer Reichsordnung. Am Tage, da die Bismarckschen Vorlagen zum Gesetz werden, wird die Souveränetät des Reichs einen ihrer größten Triumphe feiern. g.

Aus Bulgarien. Die Milizen. — Mit dem Augenblick, da die Russen wirklich die Balkanhalbinsel räumen, muß auch die neugeschaffene Wehrkraft des bulgarischen Staatswesens sich auf eigene Füße stellen. Der Grundstein dieser jungen Armee wurde folgerichtiger Weise bereits vor Beginn des „slavischen Befreiungskrieges" gelegt, als im Winter 1876—77 die Donauarmee um Kischinew versammelt wurde. Aus dem serbischen Feldzuge her war noch eine Anzahl Freibeuter vorhanden, welche nun hier mit Neuangeworbenen zusammen die ersten bulgarischen Drujinen bildeten. Unter großen Feierlichkeiten erhielten dieselben bald eine Fahne und zur Zeit des Donauüberganges zählten die Bulgaren bereits eine Brigade von sechs Drujinen, welche demnächst dem General Gurko unterstellt wurden und seine Cavallerie auf ihrem dreisten Zuge über den Balkan begleiteten. Daß dieselben sich besonders im Gefecht hervorgethan, wurde nirgends berichtet. Das Erscheinen von Truppen bulgarischer Nationalität steigerte aber den Drang zur Auflehnung der Landsleute und half hierdurch den blendenden Eindruck der ersten russischen Erfolge

vermehren. Mit dem Beginn des Rückschlags trat auch die bulgarische Legion in ein größeres Dunkel. Zwar nahm dieselbe noch Theil an der Abwehr der türkischen Angriffe gegen die Schipkastellung, jedoch nach dem Eintreffen der russischen Verstärkungen wurden die Bulgaren aus dem Balkan gänzlich zurückgezogen. Die Neubildung der stark gelichteten Schaar wurde angesichts der immer deutlicher zu Tage tretenden Unzulänglichkeit der russischen Streitkräfte fortgeführt und im October sogar die Errichtung von sechs weiteren Drujinen versucht. Während der türkischen Offensive auf Elena wurden die Bulgaren zur Deckung von Tirnowa verwendet, und nach dem Fall von Plewna folgten dieselben abermals dem Vormarsch der Armee über den Balkan, wo sie bei der Gefangennahme des türkischen Schipkacorps Erwähnung finden. Nach dem Eintritt des Waffenstillstandes wurden die zwölf Drujinen, welche zwar bestimmungsmäßig die Stärke der russischen Bataillone haben sollten, in Wirklichkeit jedoch wenig über sechstausend Mann zählten, in der Gegend von Philippopel und Sliwno untergebracht. Auf Grund des Vertrages von San Stefano sollte das neue Bulgarien eine eigene Miliz erhalten, und der Nachfolger des dilettantischen Fürsten Tscherkaski, der neue Gouverneur Fürst Dondukow-Korsakow, ging mit größerer Energie als der verstorbene ins Werk. Im Mai fand die erste Aushebung der jungen Leute von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht statt. Das Ergebniß derselben schien allerdings noch ein sehr mäßiges zu sein und ergab nur einige Tausend Mann. Es wurde von Dienstentziehung, sogar mehrfach von Selbstverstümmelung der in ihrem Eifer abgekühlten Bulgaren berichtet. Immerhin wurden die bestehenden Drujinen vollzählig gemacht. Auch für Heranbildung von Artilleristen bulgarischer Nationalität wurde Vorsorge getroffen, indem man eine Anzahl der Rekruten in russische Batterien einstellte. Zeitweilig fanden Bulgaren in diesem Zeitraum eine kriegerische Verwendung bei Bekämpfung der aufständischen Bewegung im Rhodopegebirge.

Der Berliner Vertrag, welcher für das vom großen Bulgarien abgetrennte Rumelien nur eine Localmiliz bewilligte, änderte nicht merklich den Fortgang der militärischen Entwickelung. Die im Juli und August 1878 vorgenommene neue Recrutirung aus denselben Jahresclassen wie im Mai, erstreckte sich auf alle Theile des occupirten Gebietes, und neue Drujinen wurden in einer Reihe von Garnisonsorten zu beiden Seiten des Balkan errichtet. Sogar aus denjenigen Gegenden Thraciens, welche nach Ablauf der Räumungsfrist wieder unter türkische Herrschaft zurücktreten sollten, wurden Leute eingezogen. Als sich derartige „Irrthümer" herausstellten, baten die Betroffenen gleichwohl, bei den Fahnen bleiben zu dürfen, so hieß es wenigstens in russischen Zeitungen.

Der Einrichtung einer nationalen Wehrkraft wurde fortdauernd große Aufmerksamkeit zugewendet und die Besichtigungen, welche entweder der commandirende General oder der Gouverneur selber abhielten, ergaben befriedigende Fortschritte. Im September fanden größere Uebungen bei Philippopel, dem Hauptsitz der provisorischen Verwaltung, statt. Von den zu diesem Zweck herangezogenen Drujinen trugen einige bereits eine höhere Ziffer als zwanzig, auch traten hierbei schon selbständige bulgarische Batterien in Thätigkeit. Wie hoch die Anzahl der uniformirten Truppen gestiegen ist, wurde officiell niemals mitgetheilt. Im eigentlichen Bulgarien waren zu Ende des Jahres bereits neunzehn derselben vorhanden, eine zwanzigste sollte in Varna, wo vorläufig noch immer einige serbische Bataillone zurückgeblieben waren, gebildet werden.

Der erste Schritt zur Räumung von Ostrumelien war die Verlegung der Regierung von Philippopel nach Sophia, der Hauptstadt des eigentlichen Bulgarien. Dorthin wurde auch im December die Kriegsschule zu ihrer definitiven Errichtung übergeführt. Die Officiere, Unterofficiere, sowie eine Anzahl Stammmannschaften der Drujinen waren bisher Russen, Commando und sonstige Einrichtungen direct der russischen Sprache und Armee entnommen. Aber bereits im Frühjahr waren die ersten Schritte zur Erziehung der künftigen Vorgesetzten aus jungen Bulgaren gethan worden, deren eine Anzahl damals auf die Junkerschule nach Odessa gesendet wurden. In Philippopel trat eine Art Lehrdrujine zusammen, welche bei der Errichtung der erwähnten Kriegsschule in Sophia mit dieser verschmolzen wurde.

Aus Berlin. Windthorst, Bismarck und Lasker. — Wir müssen heute zunächst auf ein Ereigniß zurückgreifen, das älteren Datums ist und an dieser Stelle noch nicht besprochen werden konnte. Dasselbe ist sehr wichtiger Natur und giebt in vieler Beziehung den Schlüssel für die Beurtheilung unserer inneren Situation, sowohl für die Erklärung der vergangenen Dinge, als auch für die Construction der muthmaßlichen Zukunft. Wir meinen die Annäherung des Führers des Centrums an den Reichskanzler. Vor acht Tagen waren alle Zeitungen voll von diesem Ereigniß, und sie thaten sehr Recht, es gewaltig hervorzuheben, denn es bezeichnet allerdings einen bedeutenden Wendepunct in unserer politischen Entwickelung.

Die äußere Geschichte dieser Annäherung ist, soweit sie zuverlässig bekannt ist, die folgende: Windthorst verhandelte schon vor einigen Wochen persönlich mit dem Reichskanzler in der Angelegenheit der Königin Marie von Hannover. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die pecuniäre Lage der Königin keine glänzende ist, weil König Georg den größten Theil seines Vermögens theils in schlechten industriellen Anlagen verloren, theils an wel-

fische Agenten und Schmarotzer vergeben hat. Als unser Kronprinz zur Hochzeit der Herzogin von Connaught jüngst in England war, soll die Königin Victoria Veranlassung genommen haben, die üble Lage der Königin Marie zur Sprache zu bringen. Gleichzeitig soll auch der Herzog von Altenburg in dieser Sache am preußischen Hofe vorstellig geworden sein. Im weiteren Verlaufe dieser Dinge begab sich dann Windthorst zum Reichskanzler, und man wurde einig, der Königin Marie diejenige Summe aus dem Welfenfond zu zahlen, die ihr in ihrem Heirathsvertrage für den Wittwenfall zugesichert ist. So ist wenigstens die vorläufige Abrede gewesen, ganz zum Abschlusse ist die Angelegenheit damals nicht gekommen, und auch heute ist noch keine definitive Abmachung erfolgt. Mittlerweile kam die Eröffnung des Reichstages, und Windthorst begab sich abermals in das Palais des Reichskanzlers, um seine Karten dort abzugeben. Darauf erhielt er eine Einladung zur parlamentarischen Soirée des Fürsten Bismarck, der er Folge leistete. Der freundliche Empfang, der ihm zu Theil wurde, der cordiale Verkehr der beiden alten Gegner an jenem Abend ist genugsam beschrieben worden und allgemein bekannt.

Von allen Seiten erhob sich nun die Frage, welche Bedeutung diesem Zusammenkommen der alten Feinde beizumessen sei. Wir thun wohl am besten, statt aller der unzähligen Conjecturen, die hierüber angestellt sind, einfach die Version wiederzugeben, die noch auf jener Soirée selbst von competenter Seite ausgesprochen wurde. Man sagte damals, wenn auch dieses Zusammensein des Kanzlers und des Führers des Centrums nicht bedeutet, daß in dem Kampfe mit der römischen Curie bald Frieden gemacht werden wird, so bedeutet es doch so viel, daß ein Waffenstillstand geschlossen werden wird, oder schon geschlossen ist. Diese Interpretation ist authentisch, und wir können sie daher ohne Weiteres zur Grundlage unserer Darlegung der gegenwärtigen Situation machen. Man ist gewillt, einen Waffenstillstand einzugehen, das ist das hauptsächlichste Moment der Lage. Man muß sich aber hüten, diese reine Thatsache mit willkürlichen Zusätzen zu versehen. Man darf zum Beispiel nicht die Unterstellung machen, daß für die Dauer dieses Waffenstillstandes bezüglich des Verhaltens beider Theile andere Bestimmungen verabredet seien, als eben die eine einzige, daß die Waffen ruhen sollen. Mit anderen Worten, der Kanzler und Windthorst haben bezüglich des römischen Streites keinerlei Vereinbarung getroffen, es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß dieses Kampfes in den letzten Besprechungen beider Staatsmänner überhaupt gar keine Erwähnung geschehen ist. Noch viel weniger kann also verständiger Weise davon die Rede sein, daß der Kanzler dem Centrum irgend welche Zugeständnisse auf kirchlichem Gebiete gemacht hätte. Die Bedeutung dieser Annäherung der beiden alten Gegner liegt aber in

dieser Thatsache selbst. Gleichsam stillschweigend und ohne ihres Gegensatzes zu gedenken, sind sie anläßlich der verhältnißmäßig untergeordneten Frage des Abkommens mit der Königin von Hannover in persönliche Berührung getreten und stillschweigend sind sie übereingekommen, die persönlichen Beziehungen zu pflegen und auf Gebieten zur Geltung zu bringen, auf denen sie keine Gegner zu sein brauchen und auch keine sind, zunächst also auf dem wirthschaftlichen Gebiete. Abgesehen nun von der großen Bedeutung, die diese Thatsache für die Art der Lösung der wirthschaftlichen Frage hat, ist sie natürlich auch von höchster Wichtigkeit für die endliche Beilegung des kirchlichen Streites. Denn es kann nicht fehlen, daß die Gewohnheit des freundschaftlichen Verkehrs während des Waffenstillstandes auch eine günstige Disposition schaffen wird für die Beendigung des großen kirchenpolitischen Kampfes. Die Besorgniß aber, daß diese gute Disposition den preußischen Staat auf den abschüssigen Weg unzulässiger Concessionen an die römische Curie führen könnte, bedarf wohl keiner ernsten Abweisung. Wer solches besorgt, der kennt doch den Reichskanzler sehr schlecht. Das aber verdient noch hervorgehoben zu werden, daß, ganz abgesehen von dem wirthschaftlichen und dem kirchlichen Streite, es an sich eine große und bedeutende Thatsache ist, daß das Centrum in lebendige und positiv wirksame Gemeinschaft mit den bisherigen Trägern der nationalen Politik tritt. Wir haben es nie begriffen, wie man ein Geschrei darüber erheben konnte, daß der Reichskanzler mit alten Widersachern der preußischen Politik, wie beispielsweise mit Herrn von Varnbühler, in intime Verbindung trat, sondern wir haben darin einen Sieg des preußischen Staatsgedankens und vor allem der Reichspolitik erkannt. So werden wir es auch heute nur mit ungetheilter großer Freude begrüßen, daß die sieghafte große Politik des Reichskanzlers den Führer des Centrums in das Palais des Fürsten geführt hat, um die Schließung alter Gegensätze herbeizuführen.

Was nun die zweite Frage des Tages, die wirthschaftlichen Debatten im Reichstage anlangt, so ist der Stoff zur Besprechung ein so gewaltiger, daß wir nur die wichtigsten, bedeutendsten Thatsachen aus diesen Discussionen zur Orientirung hervorheben können. Wir können nur im Vorbeigehen bemerken, daß der Abgeordnete Richter, wie zu erwarten war, eine scharfe Opposition gegen die Politik der Regierung entwickelte und daß der Abgeordnete Sonnemann, gleichfalls nicht unerwarteter Weise, ihm auf diesem Wege folgte. Epochemachend war dann aber die Rede Bennigsens, der in deutlichen, ausgesprochenen Gegensatz zu den prononcirt freihändlerischen Anschauungen Bambergers trat und auf der Grundlage bestimmt formulirter Ansichten den Weg der praktischen Verständigung angebahnt hat, ein Weg, auf dem ein bedeutender Theil seiner Parteigenossen ihm unbedingt folgen wird.

Das Hauptinteresse hat sich dann aber concentrirt auf die Rede Laskers und die Antwort des Fürsten Bismarck. Lasker begründete seine oppositionelle Haltung in der wirthschaftlichen Frage sehr eingehend, leider aber nicht ohne sich bezüglich des Fürsten Bismarck in Ausführungen zu ergehen, die, sie mögen nun parlamentarisch zulässig sein oder nicht, nach unserer persönlichen Ansicht verletzender Natur, und überdies materiell unrichtig waren. Hierher gehört besonders der Passus, in dem Lasker dem Fürsten Unkenntniß der Gesetze vorwarf und bezüglich dessen Laskers eigene Unwissenheit von dem Fürsten nachher in seiner Antwort so schlagend nachgewiesen wurde. Die Schärfe dieser Antwort Bismarcks hat einigen freihändlerischen Organen zufolge einen „peinlichen Eindruck" gemacht, wie der technische Preßausdruck jedesmal lautet, wenn eine der Säulen der Partei einmal unvorhergesehener Weise die Erschütterung erfahren hat, die die Opposition gewohnheitsmäßig an dem Regierungsgebäude hervorzubringen versucht. Wir müssen offen gestehen, einen solchen peinlichen Eindruck keineswegs erhalten zu haben. Wir haben uns vielmehr sehr darüber gefreut und ganz Unzählige, wie wir wissen, mit uns, daß das anmaßliche rednerische Pathos von dem gesunden Menschenverstande in so glücklicher Weise regulirt worden ist. Wir begreifen vollkommen die Erregung des Fürsten, die sich seiner bemächtigte, als er die Würdigung der Interessen aller derjenigen Leute zu Ehren brachte, die überhaupt ein praktisches Interesse vertreten und als er sich in schneidigem Tone gegen diejenigen wandte, welche das Ideal darin finden, nichts zu vertreten als ihre Meinung, welche anstatt Verständniß zu haben für die Befriedigung der realen Interessen der verschiedenen Gruppen der Bevölkerung, unglaublicher Weise heute angesichts der socialistischen Gefahr den Teufel des Interessenkrieges an die Wand malen.

Die Reden des Fürsten Bismarck wirken bekanntlich politisch erziehend auf das Volk. Aus dieser seiner letzten Rede werden Tausende die heilsame Lehre schöpfen, daß Interessent in wirthschaftlichen Dingen zu sein, noch keineswegs gleichbedeutend ist mit dem Verfolgen egoistischer Zwecke, daß im Gegentheil das reale Interesse nur ein ganz nothwendiger Stützpunct für den Aufbau einer wirthschaftlichen Politik ist, ein Stützpunct, welcher demjenigen, der aus der wesenlosen Höhe objectiver Anschauungen in den politischen Kampf hineinredet, abgeht.

12. Mai. F.

Literatur.

Zur Geschichte Karls V. — Nicht durch Moriz von Sachsen allein, auch durch seinen eignen Bruder, den König Ferdinand, hat Karl V. sich überlisten lassen und ohne das geheime Einverständniß jener beiden Fürsten würde der Feldzug von 1552 den wahrhaft glänzenden Verlauf nicht genommen haben,

den er genommen hat. Wie ist es gekommen, daß der treue Reichsverweser des Weltbeherrschers Karl zum Verschwörer gegen seinen Bruder ward? Das ist die Frage, die sich nur aus der Geschichte der Thronfolgepläne beantwortet, welche Karl V. in den Jahren 1548—1552 zu Gunsten des Infanten Philipp betrieben hat. Mit Erforschung und Darstellung dieses beschäftigt sich Dr. Adelbert Soldan (Oberlehrer an der Realschule erster Ordnung zu Crefeld) in einer Abhandlung unter dem Titel: „Die projectirte Succession Philipps II. auf den Kaiserthron", von welcher in den Osterprogrammen jener Lehranstalt von 1876 und 1878 der erste und zweite Abschnitt erschienen sind. Nichts bezeichnender für die Geistesart Karls als der Plan, seinen Sohn Philipp zum Römischen König wählen zu lassen, damit er die Vereinigung der Weltherrschaft des Hauses Habsburg mit der Kaiserwürde abermals auf ein Menschenalter verewige. Noch immer ist in Deutschland die gutmüthige Auffassung nicht ausgestorben, die es als eine sonderbare Laune des Schicksals betrachtet, daß das „jung edel Blut", wie auch Luther 1520 den neugewählten Kaiser nannte, verschmähte, der Nationalheld der deutschen Reformation zu werden und vorzog, sich in einem unmöglichen Kampf gegen die Geister einer neuen Zeit zu verbluten. Zu oft und zu lange hat man in dem Virtuosen der Diplomatie den Fanatiker einer durch und durch mittelalterlichen Weltpolitik verkannt, die ihre eigenste Natur hätte verleugnen müssen, ehe sie nur um Haaresbreite von dem Gesetz: Einheit des Glaubens und Einheit des Gehorsams, abwich. Der Gedanke, die Gewaltfülle, die er im schmalkaldischen Kriege erstritten, auf dem Augsburger Reichstag sanctionirt zu haben glaubte, in seinem Hause unmittelbar zu verewigen, floß mit so zwingender Nothwendigkeit aus seiner gesammten Politik, daß diejenigen, die sich mit deren innerer Logik einigermaßen vertraut gemacht haben, an ihm irre werden würden, wenn er ihn nicht so ergriffen, wie ers gethan, oder ihm entsagt hätte, als er auf Widerstand stieß. Es war eine lohnende Aufgabe, an der Hand der zahlreichen Urkunden, die darüber veröffentlicht sind, die Geschichte der Stimmenwerbungen im Zusammenhang zu erzählen, mittelst deren der Kaiser sein Ziel zu erreichen suchte zu einer Zeit, wo Niemand in Deutschland offenen Widerspruch wagte, insgeheim aber eine Stimmung aufwuchs, die kaum der Verhandlung bedurfte, um zur Verschwörung zu werden und nur einen Führer nöthig hatte, um zur bewaffneten Auflehnung überzugehen. Im ersten Abschnitt der Soldanschen Arbeit ist gezeigt, wie Karl auf dem Reichstag zu Augsburg seinen Bruder Ferdinand nach langem, heftigem Widerstreben dahin gebracht hat, in einem förmlichen Vertrage am 9. März 1551 jenem Plane zuzustimmen; im zweiten wie unaufrichtig sowohl Ferdinand als sein Sohn Maximilian diese Zustimmung gegeben, die nunmehr beginnenden Verhandlungen aber mit den Kurfürsten nichts weiter erzielt haben als deren nahezu einmüthige Verständigung über den Entschluß, dem kaiserlichen Plane aus allen Kräften zu widerstehen. Der Fürstenverschwörung, die kurz danach das Werk seines Lebens vernichten sollte, hat der Kaiser selbst, ohne es zu ahnen, den denkbar stärksten Vorschub geleistet, und als sie zum Ausbruch kam, hatte er die Hülfe des Waffenbruders nicht, der ihm früher so treu zur Seite gestanden.

Die Haltung Ferdinands in dieser Probe will der Verfasser in einem dritten Abschnitt seiner Studien behandeln. Die Arbeit Soldans zeigt Fleiß und Umsicht in Forschung und Kritik und große Klarheit in der Darstellung.

Die Grandidiers. Ein Roman aus der französischen Colonie von Julius Rodenberg. Drei Bände. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. Auf jedem Gebiete der Dichtung und besonders auf dem der Romanliteratur giebt

es Jahr für Jahr eine Reihe von Erscheinungen, welche sich weder in der Gesammtanlage noch in der Ausführung des Einzelnen zu den höchsten Höhen dichterischer Gestaltung erheben, aber um ihres gesunden ethischen Gehaltes und ihrer im Allgemeinen correcten Form willen auf Theilnahme Anspruch haben und dieselbe oft in sehr viel weiteren Kreisen finden, als manches Werk von vornehmerer Art. Die Grenzlinien sind in der Theorie sehr schwer zu ziehen und ebenso schwer ist im einzelnen Falle das Urtheil zu begründen; nur zu sehr beruht gerade auf diesem Gebiete der Hauptfactor des Urtheils auf der unberechenbaren subjectiven Empfindung, auf dem unanfechtbaren individuellen Geschmack. Mit diesen Bemerkungen wollen wir uns Indemnität dafür erbitten, daß wir über den oben genannten Rodenbergschen Roman nicht so enthusiastisch zu urtheilen vermögen, als es bisher in manchem öffentlichen Blatte geschehen ist. Uns ist die Handlung vielfach zu matt und locker, die Zeichnung nicht immer kräftig, die Darstellung nicht immer packend und fesselnd genug: Und doch wie natürlich und gesund ist andererseits der Verlauf der erzählten Begebenheiten, wie deutlich erkennbar die Absicht einer significanten Charakteristik, wie ungesucht und schlicht der Ton der Schilderung! Vor allem aber, ein wie warmer patriotischer Zug geht durch das Ganze, mit welcher Vorliebe läßt der Dichter die mächtige und segenwirkende Gestalt des großen Kurfürsten im Hintergrunde erscheinen, mit welcher Anhänglichkeit redet er von dem oft so arg und so sehr mit Unrecht verketzerten Berlin!

Die Grandidiers blühen in zwei Zweigen, einem Pariser und einem Berliner, und der Repräsentant des letzteren zu Ende des vorigen Jahrzehnts ist Herr George Grandidier, der Besitzer einer großen Hutfabrik und ein dankbarer und treuer Unterthan des Enkels jenes Monarchen, welcher zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts seinen Ahnen mit anderen Refugiés eine Zufluchtsstätte in seinem Lande und speciell in seiner Hauptstadt gewährt hat; mit dem Pariser Zweige der Familie, dessen Stammvater unter dem Druck der Schreckensmaßregeln Ludwigs XIV. zum Katholicismus übergetreten und deshalb nicht zur Auswanderung genöthigt gewesen ist, haben die Berliner Grandidiers kaum Beziehungen unterhalten, und die Anknüpfung, welche sich für George Grandidier selbst bei einem längeren Aufenthalte in Paris während seiner Wanderzeit gefunden, hat gerade eher zu einer Entfremdung geführt; denn Rosa Grandidier, die Tochter des Pariser Hauses, ist nicht, wie er es ersehnt hat, seine Gattin, sondern die seines Straßburger Freundes Glöcklin geworden und damit für ihn die Beziehung zu beiden erloschen. Beim Beginn unserer Erzählung, der, wie erwähnt, in das Ende des vorigen Jahrzehnts fällt, ist George Grandidier längst das Haupt einer stattlichen Familie, welche aus seiner Gattin, der Tochter eines nicht zur Colonie gehörigen Berliner Mützenmachers, zwei verheiratheten Töchtern mit ihren Gatten und Kindern und einem noch unverheiratheten, aber auch schon erwachsenen Sohne besteht. Ein Conflict, welcher zwischen dem Vater und diesem Sohne entsteht, weil der letztere nicht dem Berufe des Vaters treu bleiben, sondern Maler werden will und deshalb das elterliche Haus verläßt, bildet den einen Hauptfaden der Dichtung; die Versöhnung tritt erst im Kriege von 1870 ein, als Eduard, der trotz seiner französischen Abstammung voll patriotischer Begeisterung in den Kampf für das Adoptivvaterland seiner Ahnen gezogen ist, vor Straßburg verwundet wird. Der zweite Hauptfaden der Erzählung liegt in dem Geschick einer Straßburger Familie, welche in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu den Pariser Grandidiers steht, in Folge eines schweren Unglücks aber von George Grandidier unterstützt und nach Berlin gezogen wird. Aus der Ehe des oben erwähnten Glöcklin und der Rosa Grandidier ist nämlich eine Tochter,

Helene, hervorgegangen, und diese hat sich mit einem Cousin Alphons, einem Sohne des Pariser Hauses, verheirathet; als dieser, ein Beamter des zweiten Kaiserreichs, durch eine Handlung, welche, ursprünglich politischen Charakters, absichtlich der criminalistischen Beurtheilung unterworfen wird, in eine entehrende Strafe fallen soll, opfert Glöcklin vergebens Hab und Gut, um ihn zu retten, und nimmt als ein ruinirter Mann die ihm und seinen Kindern von George Grandidier, welcher zufällig Kenntniß von diesen Vorgängen erhalten hat, angebotene Zufluchtsstätte an; seine Tochter Helene vermag sich indessen in die neuen Verhältnisse nicht zu finden und vergeht fast vor Sehnsucht nach ihrem unglücklichen Gatten; die Schrecknisse des Krieges führen zu einer kurzen Wiedervereinigung und, als beide in Straßburg gestorben sind, wird ihr Sohn George von dem alten George Grandidier als der dereinstige Erbe seines Berufs adoptirt. In anderer Richtung findet ebenfalls eine Wiedervereinigung der getrennten Familienzweige statt, indem sich Eduard mit Bärbel, einer zweiten Tochter Glöcklins, verheirathet; auch trägt diese Liebe das ihrige dazu bei, um eine Lösung des Conflicts zwischen Vater und Sohn vorzubereiten. Außer den bei diesen beiden Hauptfäden der Dichtung direct betheiligten Personen sind noch einige Nebenfiguren vorhanden, von denen die des Referendars a. D. Fritz Scharf, der sich als ehemaliger Lieutenant der Berliner Bürgerwehr selbst hat zum Obersten avanciren lassen und mit der Führung dieses Titels in der Reactionszeit gewissermaßen das demokratische Princip aufrecht erhält, am meisten hervortritt. Indessen will es uns scheinen, als ob es gerade bei dieser Figur besonders bemerkbar werde, daß das Können des Dichters nicht ganz seinem Wollen entspreche; hier hätte noch mancher Zug drastischer herausgearbeitet, auch die Verbindung der komischen Gestalt mit den anderen in einer natürlicheren Weise hergestellt werden können.

Immerhin weht eine anheimelnde Luft in dem ganzen Buche und namentlich in einer Beziehung wird dasselbe auch den Forderungen der Aesthetik vollauf gerecht: das Geschick der Einzelnen vollzieht sich, wie es im Roman der Fall sein soll, auf dem Hintergrunde des öffentlichen, des nationalen Lebens; nicht nur einzelne Gestalten mit rein individuellen und deshalb vergänglichen Erlebnissen sehen wir vor uns, sondern typische Vertreter großer Principien und charakteristischer nationaler Eigenthümlichkeiten; dabei ist der Ton zwar durchweg patriotisch, aber frei von Chauvinismus und Engherzigkeit. E—e.

Dr. R. Schleiden, Die Disciplinar- und Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen über ihre Mitglieder. Zweites Heft. Berlin, J. Springer. — Die dankenswerthen Studien des Verfassers sind in diesem zweiten Heft mit vielem Fleiße ergänzt, und da jetzt neben den Staaten von altem parlamentarischen Herkommen auch Neulinge wie die Türkei, Rumänien, Bulgarien berücksichtigt sind, wird dem Verfasser schwerlich etwas Beachtenswerthes entgangen sein. Die Commission des Reichstags, die mit der Prüfung des in der vorigen Session angeregten Gegenstandes beauftragt ist, findet hier somit eine vollständige Beispielsammlung vor. Dabei begnügt sich die Schrift nicht damit, die gesetzlichen Bestimmungen der einzelnen Länder aufzureihen, sie zeigt auch, wie dieselben angewendet worden sind und wie sie gewirkt haben. Seine eigene Meinung, die der Verfasser am Schluß der Untersuchung und auf deren Grund ausspricht, geht dahin, daß für den Reichstag die Einführung neuer Strafarten entbehrt werden könne und die Verschärfung der Disciplinargewalt des Präsidenten ausreichenden Schutz auch bei schwereren Ausschreitungen gewähren würde. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 15. Mai 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

England und Deutschland in den Jahren 1857 bis 1859.*)

Auf den dritten Band des Lebens des Prinzen Albert, der vor einem Jahre durch seine offenherzigen Mittheilungen aus der Zeit des Krimkrieges in Petersburg, Berlin und an anderen Plätzen so viel Anstoß gegeben und einmal wieder gezeigt hatte, daß wie in vielen anderen Stücken des politischen Lebens so in Bezug auf Scheu oder Achtung vor der Oeffentlichkeit die Begriffe des Festlandes und die der Insel weit auseinander gehen, ist rasch eine Fortsetzung gefolgt. Sie umfaßt drei weitere, nicht minder tief bewegte Jahre, wird aber wegen der Richtung, welche die Betrachtung der Zeitereignisse einschlägt, in Deutschland viel eher anmuthend als verletzend wirken. Unverkennbar freilich bleibt die dem Thron so nahe stehende Geschichtschreibung in England auch fernerhin der Administration des Earl von Beaconsfield freundlich zugeneigt. Weder ist die Abneigung gegen Rußland verschwunden, noch eine besondere Zärtlichkeit für die mit dem nordamerikanischen Staatsideal gaukelnde Opposition zu entdecken. Vielmehr wird den Tendenzen derselben an den auf den Krimkrieg folgenden inneren Drangsalen, an dem Verhalten während des furchtbaren Aufstandes in Indien und des italienisch-französischen Krieges wider Oesterreich ein empfindlich reflectirender Spiegel vorgehalten. Heute begnügt sich die Regierung mit einer Einkommensteuer von 5 Pence vom Pfund, während damals außer beträchtlich höher tarifirten Finanzzöllen 9 bis 16 Pence vom Pfund entrichtet werden mußten.

Das Leben des Prinzen Albert gehört zu einer Gattung von Darstellungen der neuesten Geschichte, die in England eben so häufig wie in Deutschland selten, aber in hohem Grade geeignet ist, die der Tagesliteratur und selbst der parlamentarischen Discussion abgehende sichere Kunde von den eigentlich treibenden Kräften bei Zeiten zu verbreiten. Wie das Leben Lord Palmerstons von Ashley und die in deutscher Sprache besonders hervor-

*) The Life of His Royal Higness the Prince Consort by Theodore Martin. Vol. IV. London 1879.

ragenden Denkwürdigkeiten des Freiherrn von Stockmar reiht das Buch an einen losen biographischen Faden die wichtigsten Documente und authentischsten Aeußerungen der an der zeitgeschichtlichen Bewegung in erster Linie betheiligten Persönlichkeiten. Daß der deutsche Prinz mit seiner ernsten, umfassenden Bildung und Gesinnung, seinen hohen staatsmännischen Anlagen, in seiner überaus exceptionellen Stellung den Mittelpunct einnimmt, sichert ihm unstreitig das Interesse beider Nationen, denen er angehörte, ein Interesse, von dem nur zu wünschen wäre, daß es heute ein ähnliches gegenseitiges Verständniß unter ihnen fördern und dafür die mitunter recht bedenklich werdende und selbst geflissentlich geschürte Entfremdung hemmen helfen möchte.

Es ist bekannt genug, wie unmittelbar die königliche Wittwe an dem biographischen Denkmal betheiligt ist, das sie dem unvergeßlichen Gemahl errichten läßt. Auch über die hohen Tugenden des Gatten und des Vaters, über seine aufopfernde, wirkungsvolle Arbeitskraft in kleinen und großen Dingen, über die rastlose Thätigkeit weit mehr noch in der Stille als öffentlich vor den Menschen, über das aus gründlichem Wissen entspringende Mitgefühl, der Dummheit und Rohheit von Arm und Reich aufzuhelfen, über die unvergleichlich gepaarte Weisheit des Herzens und Verstandes läßt die Königin alle Welt den Reichthum sehen, den sie einst besessen hat. Es ist dies nicht der Ort, um längst Bekanntes zu wiederholen. Die neuen Blätter bieten in diesen Beziehungen noch immer genug, um auch hoch gespannte Wißbegier zu befriedigen. Es kommt vielmehr darauf an, durch die folgenden Anmerkungen auf einige hervorragende Gesichtspuncte des wie von hoher Warte die Zeitgeschichte überblickenden Prinzen hinzuweisen.

Während die englische Regierung im Jahre 1857 hastig abrüsten ließ, obwohl im fernen Osten, in Persien und in China, neue Zerwürfnisse heraufzogen, machte die Annäherung des Kaisers der Franzosen an den Czaren sichtbare Fortschritte. Der wenig erfreuliche Eindruck, den sie in England hervorrief, kam zwischen den beiden Höfen, die sich in den letzten Jahren freundschaftlich begegnet waren, zur Sprache, als Louis Napoleon zur Geburt der jüngsten Tochter Victorias Glück wünschte, während eben der Großfürst Constantin in Paris zu Besuch eintraf. Prinz Albert entwickelte dem Kaiser in vertraulicher Weise, wie immer unter Mitwissen der leitenden Minister seiner Gemahlin, die Gründe, weshalb die englische Nation aus jener Annäherung einen unvortheilhaften Schluß auf die zwischen den beiden Ländern bestehende Allianz ziehen müßte. Bald fand er seine Befürchtungen durch Symptome bestärkt, welche mindestens russische Connivenz zu der von Frankreich in den Donaufürstenthümern und später in Italien wider Oesterreich eingeschlagenen Politik verriethen. Als nun im Sommer immer schlimmere Nachrichten über den Aufstand der eingeborenen Truppen aus Indien eintrafen

und bald das ungeheure asiatische Colonialgebiet in Flammen stand, gab es angstvolle Zeiten auch im Königsschloß. Nichts war bezeichnender als daß die Königin angesichts solcher Ereignisse wiederholt den Premier, Lord Palmerston, antreiben mußte, das Reich wieder schleunigst aus seiner militärisch hülflosen Lage herauszureißen, in die es durch Ersparungsrücksichten der im Innern vorwiegenden Strömung versetzt worden war „trotz der im letzten Kriege empfangenen schrecklichen Lehre, mit zwei Kriegen auf dem Halse in Persien und in China“. Der Prinz suchte sein beschwertes Gemüth in einem Schreiben an den Prinzen von Preußen zu entlasten, in welchem es heißt: „Der Kampf wird ohne Frage schwer und blutig sein, da die wenigen geschulten europäischen Truppen über das ganze Land weit vertheilt und verzettelt sind. Er wird gegen erdrückende Massen gerade derjenigen Truppen geführt werden müssen, denen England seit einem Jahrhundert Zucht beigebracht hatte, die aber, da sie als Besatzung in den großen Städten liegen, sich jetzt im Besitz unserer Arsenale und Festungen befinden . . . Das Ministerium ist nach meinen Begriffen viel zu ruhig, weshalb wir ihm unsere Sporen beständig in die Seite setzen.“ Bei aller Apathie der Regierung bewahrte er indeß sein Vertrauen zu der Energie des englischen Nationalcharakters, der auch dies Unheil bezwingen würde.

Unter solchen Eindrücken erschienen zu Anfang August Louis Napoleon und Eugenie, sein guardian angel nach einem Ausdruck der Königin, zu kurzem Besuch in Osborne. Die persönliche Berührung konnte nicht herzlicher sein und erweckte noch einmal die Meinung von einem durchaus ehrenhaften Verhältniß der beiden Höfe. Auch die vertraulichen Unterredungen des Kaisers mit dem Prinzen hatten in Betreff der Moldau und Wallachei, derentwegen zwischen den Mächten die ernsteste Spannung herrschte, zur nicht geringen Befriedigung der englischen Minister in so weit einen günstigen Erfolg, als dem orientalischen Geschwür noch einmal ein Pflaster aufgelegt werden konnte. Aus seiner persönlichen Ansicht freilich, daß die Integrität der Türkei doch nicht zu behaupten sein würde, machte Napoleon schon jetzt so wenig Hehl wie aus seinen Plänen, eine Revision der Verträge von 1815 und eine Rejustification der europäischen Staatengesellschaft anzubahnen. Auf seine Frage, ob Großbritannien hinsichtlich einer Ueberlassung Holsteins an Preußen etwa wegen des trefflichen Kieler Hafens Einwendungen erheben würde, erwiderte Lord Palmerston, der hinzugezogen worden: „Nicht das Geringste“. Der Prinz aber bemerkte, daß Holstein ja zu Deutschland gehörte, vor Allem aber nicht von Schleswig losgerissen sein wollte, und erging sich etwas näher über diese Union, die jedoch den Kaiser als très compliquée zu langweilen schien. Als von dessen in Stuttgart bevorstehender Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander II. die Rede war und Napoleon selber

bedauern mußte, für solche Transactionen keinen Minister hinzuziehen zu können, der sein volles Vertrauen besäße, hob Prinz Albert die dringende Nothwendigkeit hervor und meinte: „Kein Monarch ist noch wahrhaft groß gewesen ohne einen großen Minister.“ Wie der Kaiser sich lebhaft über das Mißtrauen beklagte, das die öffentliche Meinung Englands nicht gegen ihn fahren lassen wollte, so hatte der scharf blickende Prinz doch auch gegen Napoleon selber bereits Verdacht geschöpft, welcher nach einiger Zeit nur zu sehr bestätigt werden sollte, als sich der Selbstherrscher, der in der That an keinen Minister gebunden sein wollte, über den Compromiß von Osborne hinsichtlich der Donaufürstenthümer hinweg setzte. Mochte er in den Tagen des gemeinsamen Krimkampfes gegen Rußland als Englands Bundesgenosse noch so loyal gewesen sein, die Unwissenheit und Unschlüssigkeit des hohen Gastes, der beständige Wechsel in der Wahl seiner Werkzeuge, die schönen Worte, von denen er überströmte, von denen dann die häßlichen Thaten des alten Verschwörers um so greller abstachen, machten den Prinzen im Innersten stutzen. Fortan wachte er ernstlich darüber, daß England nicht wieder von einem solchen Alliirten zu eigennützigen Zwecken ausgebeutet würde.

Schon bei einem Ausfluge, den die königliche Familie im Sommer 1857 incognito nach der Normandie unternahm, und vollends bei dem officiellen Gegenbesuch in Cherbourg im August 1858 überzeugten sich die Königin und ihr Gemahl mit Schmerz von den Riesenbauten des dortigen Kriegshafens und von dem Dasein einer gewaltigen Flotte, die doch zu keinem anderen Zwecke zur Verfügung stand, als um England nöthigenfalls mit einer Invasion zu bedrohen, ein Unternehmen, das wahrhaftig in wenigen Stunden auszuführen war, so lange sich die Engländer zu keiner thatkräftigen Defensive aufrafften. In die Zwischenzeit fiel Orsinis Attentat gegen den Kaiser, das nicht nur diesen persönlich aus seiner scheinbar kalten Haltung zu höchst bedenklichen Mißgriffen hinriß, sondern das rohe Landsknechtthum seiner Officiere wider das perfide Albion, das die Meuchelmörder bei sich verborgen, wild mit dem Säbel rasseln machte. Erst als über dem Versuch, an dem Fremdengesetz zu rühren, Lord Palmerston zu Fall und ein Torycabinet unter dem Grafen Derby an das Ruder kam, begann in Paris die Animosität sich zu legen, und konnte die Begegnung beider Flotten in den ungeheueren Bassins von Cherbourg stattfinden. Aber wie frostig und gezwungen war diesmal inmitten des maritimen Spectakels und des unaufhörlichen Donners aus vielen tausend Feuerschlünden der Austausch der Gefühle zwischen beiden Familien. Wie froh verzeichnete die Königin in ihr Tagebuch, daß sie Abends bei Zeiten die Cajüte erreicht habe, um die Lectüre eines überaus fesselnden Buches, Currer Bells Jane Eyre, zu vollenden. Prinz Albert zumal hatte sich von einer bedeutsamen Umwandlung des Kaisers

überzeugt. Er hatte ihn befangen und zerstreut gefunden, damals aber nicht einmal ahnen können, was derselbe kurz zuvor zu Plombières im tiefsten Geheimniß mit Cavour abgemacht hatte. Konnte er selber auch sich über die unvernünftigen Aeußerungen im Parlament und in der Presse, die dem Kaiser der Franzosen immer mehr Verdruß machten, recht herzlich ärgern, so überwog doch bei ihm der erdrückende Anblick der französischen Seemacht. „Was sind alle unsere Anstalten dagegen. Unsere Minister ergehen sich in schönen Redensarten, aber thun gar nichts. Mir wallt das Blut auf.“

Dieselbe Sorge um die Sicherheit des Staates beseelte den Prinzen mit echt königlichem Sinn, wenn er die Bewältigung des indischen Aufstandes weiter verfolgte. „Ich hege die Hoffnung, daß das Schlimmste vorüber ist,“ schrieb er im October 1857 aus Balmoral . . . „Das Unheil wächst nicht mehr, nachdem unsere Streitkräfte an Ort und Stelle sind. Unsere armen Truppen haben sich überall wieder wundervoll benommen.“ Um so angelegentlicher aber drang er in die Regierung, mochte sie nun bei Whigs oder Tories sein, die unerläßliche Reorganisation zu beschleunigen, das britische Heer mit dem angloindischen zu verschmelzen und bei Ersetzung der ostindischen Compagnie durch eine neue, besser dem Mutterlande eingegliederte Verfassung diese vor Grundschäden, wie z. B. vor einem Wahlrecht der fünf größten Handelsplätze Großbritanniens für den obersten Rath von Indien, womit sich sogar die Tories trugen, zu bewahren. In einem der regelmäßigen Briefe nach Coburg an den alten vertrauten Gewissensrath Stockmar heißt es: „Viele Dinge werden jetzt discutirt, von denen manche die zartesten Seiten in der Stellung der Krone berühren, wie die Regierung Indiens und die Stellung der Armee, während von anderen die Sicherheit des Landes abhängt, wie Flotte, Heer, Miliz, und die schwierigsten auswärtigen Verschiebungen, welche ohne die ernste Ueberlegung, die sie erfordern, über die Knie gebrochen zu werden pflegen. Mit offenem Auge und Sinn bereiten uns diese Dinge viel Angst und Sorge.“ So kostete es beispielsweise die allergrößte Mühe, die alten Ueberlieferungen des India House bei Seite zu schieben, wonach die Streitkräfte in Ostasien einer anderen Controle als die einheimischen zu unterstehen hätten. Doch hatte er die große Genugthuung, daß alle Militärs und Staatsmänner, die an der Wiederaufrichtung der britischen Herrschaft in Indien mitgeholfen, vor allen auch der Kriegsminister General Peel, der vielfach an seinen verstorbenen edlen Bruder erinnerte, zu ihm standen. „Peel hält den Dienst der Krone für seine erste Pflicht. Er steht uns in unseren Schwierigkeiten wegen Organisation der indischen Armee bei, welche der Rath von Indien der Autorität der Krone zu entziehen und als seine eigene Domäne zu behandeln trachtet.“ Als endlich nach langen Verhandlungen die Schwierigkeiten, welche Souveränetät, Militärgewalt und das Verhältniß der

Religionen bereitet hatten, aus dem Wege geräumt waren, konnte Victoria dem Vicekönig Lord Canning, der gleichfalls mit hellem Blick die vom Prinzen vertretenen Grundsätze begrüßt hatte, am 2. December 1858 dankbar schreiben: „Es ist der Königin eine Quelle großer und stolzer Genugthuung, sich in unmittelbarem Austausch mit dem ungeheueren Reiche zu wissen, das ein so strahlendes Juwel ihrer Krone bildet und das sie sehnlichst wünscht glücklich, zufrieden und geordnet zu sehen."

Vor dieser angestrengten Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten traten die Pflichten des Familienvaters wie von Anfang an keinen Augenblick in den Schatten. Sie gipfelten um dieselbe Zeit in der Vermählung der Prinzeß Royal mit dem Erben der preußischen Krone, dem jetzigen Kronprinzen des Deutschen Reichs. Ueber die persönlich zarten Verhältnisse einer in allen Stücken hoch erfreulichen Verbindung nicht nur, sondern auch über die folgenreiche Wendung, die bald darauf in Preußen eintrat, wird der Schleier in dankenswerther Weise vielfach gelüftet. Der innige Verkehr, der die Tochter früh zur Geistesverwandten ihres bedeutenden Vaters entwickelte, hat wahrhaftig eben so wenig das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen, wie die ersten entscheidenden Schritte, welche der Prinzregent, gegenwärtig unser ruhmgekrönter Kaiser, that, um nach einer Periode trostloser Verirrung Preußen wieder an seine Stelle unter den bestimmenden Mächten zu rücken. Fast hält es schwer, aus der Fülle der Mittheilungen die anziehendsten auszulesen.

Rührend und würdig zugleich riß die junge Prinzessin sich aus dem Elternhause und den Umgebungen ihrer Jugend los, um noch ganz anders als eine Braut im gewöhnlichen Leben mit einem Schlage in eine ganz neue, völlig umgewandelte Welt überzutreten. Tief ergriffen schrieb die Mutter am 25. Januar 1858 in ihr Tagebuch: „Dies ist, was die Gefühle betrifft, der zweitereignißreichste Tag meines Lebens" und bat innig bewegt nach der Trauung in der St. James Capelle den Prinzen von Preußen, einander nun auch Du zu nennen. Den vollsten Ausdruck aber wußte doch am Tage nach dem Abschied von der geliebten Tochter der Vater seinen Gedanken zu geben: „Ich bin nicht demonstrativer Art, und so kannst Du denn kaum wissen, wie lieb Du mir stets gewesen und welche Lücke Du in meinem Herzen zurückgelassen hast. Doch nicht in meinem Herzen, denn da wirst Du sicherlich wie bisher verbleiben, aber in meinem täglichen Leben, das mein Herz ja mehr und mehr an Deine Abwesenheit erinnern wird." Die Tochter selbst aber rühmt er gegen Stockmar: „Durch die ganze bewegte und sehr angreifende Zeit hat das gute Kind sich einzig und zu allgemeiner Bewunderung zu halten gewußt. Sie war so natürlich, so kindlich, so würdevoll und fest

in ihrem ganzen Auftreten und Benehmen, daß man an eine höhere Eingebung hätte glauben können."

Wie sie aus ihrer neuen Heimath mit der Mutter täglich, mit dem Vater wöchentlich Briefe wechselte, so folgte dieser gespannt der Aufnahme, die ihr in Berlin bei Hofe und in weiteren Kreisen zu Theil wurde. Die politische Lage hatte Frankreich mit Rußland zusammengeführt, dem eine Partei in Preußen unverbrüchlich ergeben blieb, dieselbe, die sich mit der preußisch-englischen Heirath schwer befreunden konnte. Von Brunnow, dem damaligen russischen Gesandten in London, der jüngst die Stuttgarter Zusammenkunft bewerkstelligt hatte, heißt es in einem Briefe an Stockmar: „Er ist es allein, der Vickys Heirath in Berlin populär gemacht hat, wo sie zuerst sehr unpopulär war. Jetzt weint er Thränen der Rührung, wenn er von ihr spricht." Aus den Briefen der Kronprinzessin selber entnahm der Prinz begierig jede weitere Bestätigung ihres tactvollen Auftretens. „Daß Du allerorten einen so günstigen Eindruck hervorbrachtest," schrieb er bei Ablauf der Flitterwochen, „hat mich als Vater unendlich beglückt. Ich muß Dir meine vollste Bewunderung aussprechen über die Art, mit der Du in voller Erkenntniß der Dir obliegenden Pflicht Deine eigenen kleinen persönlichen Unannehmlichkeiten, vielleicht auch mancherlei noch nicht geheilte traurige Empfindungen unterdrückt und überwunden hast. Dies und dies allein führt zum Erfolge. Wenn es Dir gelang, die Herzen durch Freundlichkeit, Einfachheit und Höflichkeit zu gewinnen, so liegt das Geheimniß darin, daß Du nicht an Dich selber dachtest . . . Deine Stelle ist die der Frau Deines Mannes und der Tochter Deiner Mutter. Mehr wirst Du nicht wünschen, aber Du wirst auch auf Nichts verzichten, was Dir als Frau Deines Mannes und Tochter Deiner Mutter gebührt." Dann räth er dringend ja das Verlangen nach Thätigkeit zu befriedigen. „Für den Erfolg in allen Angelegenheiten des Lebens ist Zeiteintheilung wesentlich, und diese wird, wie ich hoffe, Dein erstes Bestreben sein, damit Du für Erfüllung einer jeden Pflicht immer Zeit zur Verfügung hast." Die Tochter, welche noch als Braut unter anderen vorbereitenden Studien eine Uebersetzung von J. G. Droysens Abhandlung: „Karl August und die deutsche Politik" angefertigt hatte, entwarf denn auch schon in den ersten Monaten ihrer Ehe sich einen festen Haushaltplan, den sie dem Vater einsandte. „Da ich in diesem Geschäfte," schrieb er, „lange und viele Erfahrung habe, will ich Dir zu Deiner Anleitung einen Rath geben, nämlich eine beträchtliche Summe pour l'imprévu auszuwerfen. Dieser Herr ist im Leben der kostbarste der Gäste. Wir würden sehr beschämt aussehn, wenn wir ihm nichts vorzusetzen hätten." Von Anfang an tauschte er mit ihr auch seine politischen Gedanken aus. Als die Kronprinzessin nach der angstvollen Geburt eines Thronerben zum ersten

Mal wieder das Elternhaus besuchte, fand der Vater sie körperlich und geistig gereift und meinte, daß sie alle Anlagen zu einer ausgezeichneten Persönlichkeit besitze.

Die Sehnsucht, das geliebte Kind so bald als möglich in seinem jungen Glück mit eigenen Augen zu erblicken, hatte den Prinzen bereits im Juni bewogen, von einem Besuch in Coburg einen kurzen Abstecher nach Potsdam zu machen. Im August, sobald das Parlament geschlossen und die unerquickliche Staatsvisite im Hafen von Cherbourg überstanden war, begleitete er die Königin gar zu einem vierzehntägigen Aufenthalt in Babelsberg. Die Aufzeichnungen beider lassen nicht nur tiefe Blicke thun in den ungezwungenen, gemüthvollen Verkehr der hohen verschwägerten Familien, sondern weisen auch genugsam auf die politische Bedeutung des Besuches hin zu einer Zeit, als die Krankheit Friedrich Wilhelms IV. bereits als unheilbar betrachtet werden mußte. Dort in Babelsberg wurde nicht nur mit Lord Malmesbury, der sich als erster Staatssecretär des Auswärtigen im Gefolge befand, die Proclamation der Besitzergreifung Indiens durch die Königin definitiv festgestellt, sondern mit dem Prinzen von Preußen vertraulich auch die herannahende neue Aera besprochen. Einem Diner wohnte noch das bisherige Ministerium bei, mit dem Freiherrn von Manteuffel an der Spitze, der den fremden Gästen wenig liebenswürdig erschien. Um so besser gefiel der Königin der alte Wrangel, der von der Heirath ihrer Tochter schwärmte, sie selber ungenirt: Meine liebe Königin anredete und ihr die Schmeichelei sagte, sie sähe ja aus, als ob sie selber zu Tanz ginge.

Prinz Albert, der, ehe wieder geschieden sein mußte, so recht nach Herzenslust in den reizenden Umgebungen der Havel seinen Geburtstag feiern durfte, wünschte einige Zeit nach der Rückkehr dem Prinzen von Preußen, sobald derselbe in offener Verständigung mit dem Landtage die volle Regierungsgewalt in die Hand genommen, aufrichtig Glück zu der wichtigen Lösung, „die in Uebereinstimmung mit seinen persönlichen Wünschen, mit dem Buchstaben des Gesetzes und der Wahl des Landes sich vollzogen." Er sprach seine Bewunderung aus über die ausgezeichnete Haltung des preußischen Volkes, das innige Theilnahme an dem traurigen Loose des Souveräns, Treue zum Königshause, festes Vertrauen zum Regenten und vor allem große Ruhe gegenüber oft willkürlichen Maßregeln bewiesen, welche seinen heiligsten Interessen zuwiderliefen." Sehr befriedigt über das Ministerium Hohenzollern schrieb er fernerhin dem Regenten: „Die Stellung, die Sie drinnen und draußen, in weltlichen und geistlichen, in preußischen und deutschen Angelegenheiten eingenommen haben, erscheint mir durchweg richtig und verbürgt Preußen und Ihnen die Sicherheit einer glücklichen Zukunft ... Was mich besonders freut, ist die Aussicht, zukünftig unter den fünf Mächten eine Con-

tinentalmacht zu wissen, die einzig und allein auf dem Boden von Recht und Billigkeit steht und die daher ein Correctiv von der größten Bedeutung in der großen festländischen Intrigenpolitik sein wird." Der alte Stockmar, welcher auf höhere Einladung der bedeutsamen Umwandlung in Berlin beigewohnt hatte, theilte seinem Jünger den Eindruck mit, welchen die Persönlichkeit des Prinzen von Preußen auf ihn gemacht hatte. Er fand, daß er weit mehr Hochachtung und Vertrauen verdiene, als ihm die Mehrzahl seiner eigenen Umgebung bisher geschenkt. „Bei einer Gelegenheit, als er mir seine Ansichten über Preußens Politik gegenüber einem benachbarten Staate entwickelte, fand ich sie so richtig, so einfach, so aufrichtig und ehrenhaft, daß ich ihm die Hand küßte."

Eine solche Gewißheit mußte für den Mentor der britischen Politik von großer Bedeutung werden, je mehr sich die mit bedenklicher Unruhe betriebenen Entwürfe Louis Napoleons gegen Oesterreich enthüllten, je mehr er darauf aus war, in der mit dem neuen Jahre aufsteigenden italienischen Krisis die Mächte gegen einander auszuspielen und England insbesondere seinen Zwecken dienstbar zu machen. Die letzten Capitel des Bandes sind daher zur Geschichte des Jahres 1859 von hervorragender Bedeutung wegen der laufenden Kritik, mit welcher der Prinz den Krieg und Frieden mit Oesterreich, die Winkelzüge des Kaisers der Franzosen gegen Cavour und die italienische Einheitspartei, wie gegen Preußen verfolgte. Nachdem sein persönliches Vertrauen längst erschüttert war, gewahrte er mit Staunen, wie Lord Palmerston noch ausgesprochen französisch gestimmt war, bis auch ihm, seit dem Juni wieder an der Spitze eines liberalen Ministeriums, denn doch allmählich die Augen aufgingen. Noch wurden Briefe zwischen Windsor und den Tuilerien gewechselt, aber die Unaufrichtigkeit der wiederholt versicherten treuen Allianz wurde längst durchschaut, ehe nur bei Magenta und Solferino gekämpft worden. Die Doppelzüngigkeit gar, mit der die englische Vermittelung in Wien zuerst angenommen, dann aber durch den Vorschlag eines europäischen Congresses gekreuzt wurde, bestätigte den schlimmsten Argwohn. Mit schwerem Bedenken bemerkte der Prinz, wie Rußland seine Hände im Spiel hatte, indem es nicht nur in billigster Weise Revanche an Oesterreich nahm, sondern den Kaiser der Franzosen in seiner Correctur der Karte Europas, die von vornherein auch auf den Rhein zielte, gewähren zu lassen wollen schien.

Um so wesentlicher nun aber die neue Wendung in Berlin, die, wie die Entlassung Manteuffels in Paris und in Petersburg sehr mißfiel, um so freudiger von Prinz Albert begrüßt wurde. Er hat denn auch nach dieser Richtung das Seine redlich dazu beigetragen, sie zu stärken und besonders die englische Regierung vor Fehlern zu bewahren. Schon im Januar machte

er Lord Malmesbury darauf aufmerksam, daß Napoleon, Rußlands sicher, nur vor der Ungewißheit über England und aus Furcht vor Deutschland stutzen würde. Um dieselbe Zeit bemerkte er seinem Oheim, dem Könige Leopold, der gleich Palmerston skeptisch blieb: „Die neue nationale Politik Preußens ist in diesem Augenblick ein ungeheurer Schutz und ermöglicht Sympathie zwischen Deutschland und England, deren Mangel ein großes Unglück war.“ Mit ähnlichen Gedanken trug sich der Prinz von Preußen, an dem alle Verlockungen Napoleons abblitzten, dem aber die bisherige Allianz zwischen England und Frankreich Bedenken machte, während er mit sicherem Blicke die Gefahren erwog, wenn etwa Rußland beitreten, oder nur Rußland und England bei Ausbreitung des Krieges am Rhein neutral bleiben, oder aber wenn Preußen und Deutschland im Falle eines österreichischen Sieges in Italien bei Seite stehen sollten. In einem sehr merkwürdigen Schreiben vom Januar 1859 sprach er dem Prinzen Albert seine hohe Befriedigung über die öffentliche Meinung aus, die sich seit vier Wochen durch ganz Deutschland geltend machte, „vor der Niemand seine Augen verschließen kann“. Den mit Italien fackelnden Napoleon aber verglich er treffend mit Jemandem, der Zwickmühle spielt und den gewinnenden Stein hin- und herschiebt, bis die Zeit kommt den entscheidenden Zug zu thun. Da er sah, wie dem Kaiser der italienische Dolch zur fixen Idee wurde, wollte er durch eine vertrauliche Sendung bei Zeiten die Ansichten in England erfahren. Prinz Albert erwiderte am 7. Februar: „Von preußischem und europäischem Gesichtspuncte aus haben Sie durchweg richtig gehandelt. Sie haben Frankreich höflich gewarnt und Oesterreich nicht minder von jeder Herausforderung abgerathen, dagegen die preußische Politik auf die bestehenden Verträge begründet. England begegnet Ihnen auf demselben Boden, unsere Sprache ist buchstäblich dieselbe, unsere Uebereinstimmung eine vollständige.“ Das Zusammengehen Englands und Frankreichs betrachtete er demnach als beendet. Dann heißt es weiter: „Alles dies beweist nur, worin in diesen Tagen die wahre Stärke und Sicherheit der Regierungen beruht, nämlich in der durch freie Discussion gebildeten und aufgeklärten öffentlichen Meinung. Da ist der Leitstern und die Bürgschaft für die Handlungsweise der Regierungen zu suchen. Für Preußens Sicherheit und Stärke ist das vornehmste Erforniß, daß seine Sprache offen und fest sei. Mein Rath würde daher lauten: Rufen Sie diese Macht ins Leben. Sie ist es, welche Frankreich und Rußland in Schach halten, Deutschland einigen und die letzte Entscheidung in Ihre Hände legen wird... Zugleich würde ich auch fernerhin die äußerste Mäßigung beobachten, wenig verhandeln, noch weniger mich auf Erörterungen einlassen, vor Allem aber an den bestehenden Verträgen festhalten und in Deutschland die Organisation der Bundestruppen betreiben, was Frankreich

gegenüber mit der Unsicherheit über sein weiteres Beginnen in Italien zu rechtfertigen wäre.“ Immer dringender wiederholte er in den nächsten Wochen die Aufforderung, mit offener Sprache zum Landtage wie zu Oesterreich die Rüstungen zu gemeinsamem Ziele zu betreiben und dadurch die Unterstützung Europas zu gewinnen.

Man weiß, wie die Dinge anders kamen, wie zwar überall in den deutschen Landen mobil gemacht wurde, wie sehr aber die mißtrauische Abneigung der Wiener Regierung gegen Preußen von dem großdeutschen Anhange getheilt wurde. Die Baiern und die Schwaben meinten zwar im Sturm nach Paris marschiren zu können, während der Prinz von Preußen, militärischer Fachmann ersten Ranges, gerade an dieser Mobilmachung die Mängel der eigenen Heeresordnung durchschaute und den großen zukunftsreichen Entschluß einer Reform faßte. Daher denn Enttäuschung und Unwille aller Orten, und wahrlich nicht zum Wenigsten in England und Deutschland, als Franz Joseph und Louis Napoleon sich nach jenen beiden Schlachten hastig verglichen, den Einheitsbestrebungen Italiens einen Riegel vorschieben wollten und im Norden der Alpen zwar der Krieg vermieden, aber alle Gehässigkeit von den einen auf Preußen abgewälzt wurde, weil es Oesterreich nicht beigesprungen, von den Franzosen, weil es bei Zeiten deren Anschläge gewittert hatte.

Auch Prinz Albert blickte überaus schwarz. Im Juli schrieb er an Stockmar: „Der überraschende Friede hat Vieles herbeigeführt, was Jeder, der auszuschauen verstand, vorhergesehen haben muß: Preußen ganz discreditirt, Deutschland gefährdet, Italien unbefriedigt, die französische Armee in blutdürstiger Laune, der Kaiser Napoleon fast gezwungen, sich durch neue Streiche für seine Mäßigung zu entschädigen, Oesterreich in seinen Armen und voll Rache gegen Preußen und England, Rußland voll Freude, dem Papste und den Ultramontanen die Hände gestärkt.“ Indeß ließ er das Vertrauen nicht sinken, sondern hielt daran fest, daß ein unter Preußens Führung geeinigtes Deutschland die beste Stütze auch für Oesterreich sein würde. Ihn verlangte, wie er seiner Tochter nach Berlin schrieb, dort das Beispiel Sardiniens in Italien befolgt und Preußen hochherzig „deutsch handeln“ zu sehen. Er meinte, daß die liberalen Staatsmänner in Berlin bisher nur Prätensionen, aber noch keine Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nation zu erheben verstünden. Daß Rußland auch zu dem neuen Regiment in der alten, engen Verbindung verharrte, womit doch sowohl in Rücksicht auf Oesterreich wie auf Frankreich zu rechnen war, ist ihm erst allmählich deutlich geworden. Daß die englische Politik den Fallstricken auswich, durch welche Napoleon noch immer versuchte, sie an sich zu fesseln, ist wesentlich den aufopfernden Bemühungen des staatsmännischen Prinz Gemahls zu ver-

danken, der in den unendlich aufreibenden Beschäftigungen seines Geistes durch Verdauungsbeschwerden und Fieberanfälle bereits empfindlich an die Gebrechlichkeit seiner körperlichen Hülle gemahnt wurde.

Mit dem Schlusse des Jahres 1859 endet der vierte Band dieser Denkwürdigkeiten, deren Verfasser im Ganzen schlicht und natürlich, maßvoll und tactvoll, dem Gegenstande entsprechend, so ursprüngliche Mittheilungen zu verbinden weiß. Von seiner Seite begegnen kaum Vorurtheile oder Irrthümer. Wohl aber hätten Citate wie Seite 496 aus der Braut von Messina in richtigem Deutsch wiedergegeben werden sollen. Indeß auch der Uebersetzung, die gewiß nicht lange auf sich wird warten lassen, ist dringend zu empfehlen, daß Flüchtigkeiten und Verstöße, wie sie in den früheren Bänden begegnen, vermieden werden. R. Pauli.

Helferich Peter Sturz.*)

Schwierig gestaltet sich für den Biographen die Aufgabe, wenn seinem Gegenstande die Einheit fehlt, wenn Wirken und Streben seines Helden nach verschiedenen Richtungen sich vertheilt und die Zusammenfassung unter einen Gesichtspunct wo nicht unmöglich macht, so doch erschwert. Wie soll er es anfangen, den von allen Seiten reich zuströmenden Stoff in den beschränkten Rahmen einer Monographie zu bringen? Die Gefahr liegt nahe, daß er nach der einen oder anderen Seite zu viel oder zu wenig thut. Er wird entweder auf Kosten seines Helden dem Verlangen des Lesers nach einheitlicher Darstellung zu genügen suchen, oder er wird über dem Bestreben, keine Seite seines Stoffes sich entgehen zu lassen, den Forderungen des Lesers nicht genug Rücksicht schenken.

Das vorliegende Werk ist in den zweiten, verzeihlicheren Fehler verfallen. Koch wollte uns in Sturz' Lebensabriß zugleich einen Beitrag zur geschichtlichen Erkenntniß der deutschen Literaturentwicklung im 18. Jahrhundert geben. Nun weiß aber ein Jeder, der auch nur die kurze Charakteristik dieses Mannes bei Gervinus gelesen hat, in wie vielfältigen Beziehungen derselbe zu den verschiedenen literarischen Bestrebungen steht, welche in den sechziger oder siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Blüthezeit unserer Dichtung voraufgingen; Beziehungen, die in ihrer Mannichfaltigkeit es fast unmöglich erscheinen lassen, gleich auf den ersten Blick ein einheitliches Bild von Sturz' Wesen und Wirken davonzutragen.

*) Dr. Max Koch, Helferich Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswigschen Literaturbriefe. München, Chr. Kaiser. 1879.

Dazu kommt noch der Umstand, daß es mit dem Literarischen allein noch gar nicht gethan ist; auch der Weltmann, der Politiker forderte sein Recht und erschwerte dem Biographen seine mühsame Aufgabe. Da dürfen wir mit dem Verfasser nicht allzu streng ins Gericht gehen, wenn die Behandlung des Stoffes nicht immer die Ansprüche des Lesers befriedigt, wenn wir uns die einzelnen Züge zu dem Bilde hin und wieder etwas mühselig zusammensuchen müssen, wenn sogar öfters die stilistische Behandlung der letzten Feile entbehrt.

Aber gern vergessen wir die Unvollkommenheiten der Form über der Fülle von Belehrung, die uns aus dem Inhalt zuwächst. Was der Verfasser in der Vorrede versprochen, das hat er wirklich geleistet, er hat uns in seinem Buch einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur geschichtlichen Erkenntniß der deutschen Literaturentwicklung im 18. Jahrhundert gegeben. Mit umfassender Kenntniß und oft überraschendem Feinsinn hat er die mannichfachen Beziehungen Sturz' zu den zeitgenössischen Literaturbewegungen verfolgt und dargestellt, mit Sorgfalt hat er sich überall bemüht, das oft so verschlungene Getriebe der Literatur bis in sein zartestes Geäder dem Auge bloszulegen. Es ist mit dieser Biographie unserer Literatur eine immerhin bedeutende Erscheinung wiedergewonnen, über die wir uns aus Gervinus und Anderen nur dürftig belehren konnten.

Helferich Peter Sturz wurde den 16. Februar 1736 (die landläufige Angabe 1737 ist vom Verfasser als falsch nachgewiesen worden) zu Darmstadt geboren. Sein Vater, der als fürstlicher Cabinetskassier sich in behaglichen Umständen befand, konnte dem Sohne eine gute bürgerliche Erziehung zu Theil werden lassen. Er trat 1748 in das Gymnasium ein, scheint sich aber hier mit den klassischen Sprachen, besonders der griechischen, nicht sehr vertraut gemacht zu haben, wenigstens weisen seine späteren Schriften kein unmittelbares inniges Verhältniß zur Literatur des Alterthums auf. In seinem letzten halben Schuljahr gehörte Sturz der von dem Director der Anstalt, dem Hofbibliothekar Johann Martin Wenck, gegründeten Selecta an, deren Zweck es war, den großen Hiatus zwischen Gymnasium und Universität auszufüllen, und in der Theologie, Philosophie, Redekunst und Disputirübungen getrieben wurden.

Vom Gymnasium, welches er in seinem 17. Jahre verließ, wandte sich Sturz nach dem schon in der Abnahme begriffenen Jena und nach 2½jährigem Aufenthalt nach Göttingen, wo er am 20. October 1755 als studiosus iuris immatriculirt wurde. In Göttingen konnte er die staatsrechtlichen Vorlesungen von Pütter hören und das vielleicht schon in Jena begonnene Studium der englischen Sprache und Literatur fortsetzen, das für sein nachmaliges schriftstellerisches Wirken nicht ohne Einfluß bleiben sollte.

Als Hesse durfte er auch die Landesuniversität nicht unbesucht lassen, und so finden wir ihn am 19. März 1758 in Gießen immatriculirt. Geistig bot diese Universität dem Studirenden sicherlich weniger als Jena und besonders Göttingen, aber für den Menschen Sturz wurde der Aufenthalt in Gießen bedeutsam. Ein Liebesverhältniß knüpfte sich an, von dem wir aus den nachgelassenen Papieren Sturz' durch den Verfasser ausführlich Kunde erhalten. Sturz liebte unglücklich; die Geliebte mußte, von den Eltern gedrängt, einem Mr. Fayre die Hand reichen. Koch, der hier einen geistvollen Excurs über den Fortschritt im Ausdrucke der Liebesleidenschaft in der Dichtung des 18. Jahrhunderts einschiebt, weist auf die innere Verwandtschaft von Sturz' Liebesbriefen mit Rousseaus Héloise hin. Bezüge zu dem später zu erwähnenden Trauerspiel „Julie“ sind nicht zu verkennen.

Als Sturz im Jahre 1759 mit seinen Studien abgeschlossen hatte, wurde er zunächst Secretär des kaiserlichen Gesandten Baron Widmann in München, da Mosers Plan, ihn zum Erzieher des Erbprinzen Louis von Hessen zu machen, an der Weigerung des Landgrafen gescheitert war. Seine Stellung machte es ihm vor Anderen möglich, einen Einblick in die Wirren des siebenjährigen Krieges zu thun. Schon im folgenden Jahre aber, 1760, sehen wir ihn als Privatsecretär des Kanzlers Adolf Gottlob von Eyben in Glückstadt. In dieser Eigenschaft hatte er Gelegenheit, zweimal Wien zu besuchen. Von einer verloren gegangenen relation de la Cour de Vienne, die Sturz an den Grafen Rantzau erstattete, giebt uns ein aus dem Nachlaß veröffentlichter Brief Kunde. Die Verbindung mit Rantzau, der später einer seiner schlimmsten Widersacher werden sollte, blieb für Sturz nicht ohne günstige Folgen; ihr verdankte er den Eintritt in dänische Dienste. Nach Kochs Feststellungen wurde er zunächst auf Vermittelung Rantzaus im Jahre 1764 Secretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und in dieser Stellung war es, wo Bernstorf ihn kennen und schätzen lernte.

Das Verhältniß zwischen Sturz und dem großen Staatsmann (1712 bis 1772) ward bald zu einem freundschaftlich-innigen. Ohne sein Amt aufzugeben, ward Sturz Bernstorfs Privatsecretär und als solcher ein Mitglied jenes Kreises von vornehmlich deutschen Dichtern und Gelehrten, der sich um Bernstorf als seinen Mittelpunct sammelte. Hier lernte er Klopstock kennen, mit dem er sieben genußreiche Jahre in ungetrübter Eintracht verlebte und dem er später ein so liebenswürdiges Denkmal setzte (Schriften I, 180 ff.). Hier trat er auch Cramer näher und Gerstenberg, dessen ausgesprochene Vorliebe für englische Literatur er theilte. In seinen Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Bernstorf hat Sturz den Aufenthalt im Hause seines edlen Gönners mit der wehmüthigen Freude der Erinnerung an ein verschwundenes Glück geschildert, und der Verfasser hat es verstanden, aus den Mit-

theilungen seines Helden und eigener Forschungen ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben in jenem Kreise vorzuführen.

Hier war es auch, wo Sturz die erste äußere Anregung zu selbständigem schriftstellerischen Hervortreten empfing. In den Jahren 1759 bis 1761 war in Kopenhagen der von J. A. Cramer herausgegebene „Nordische Aufseher" erschienen, zu dessen Mitarbeitern auch Klopstock zählte. Die Zeitschrift hatte die heftigsten Angriffe von Seiten Lessings in den Berliner Literaturbriefen erfahren (Brief 48, 49 und 51). Da brachte das Jahr 1767 abermals eine moralische Wochenschrift, „der nordische Sittenfreund"; der Herausgeber war ein sonst unbekannter Herr Breding. Es stand zu befürchten, daß die Berliner Schule diese Zeitschrift für einen Nachfolger des „Aufsehers" halten würde, um so mehr, als der letztere eine Fortsetzung im „Dänischen Zuschauer" zu geben versprochen hatte (Koch, S. 70, 71). Die Gründe, die diese Möglichkeit zu einer sehr unangenehmen für Cramer und Klopstock machten, müssen in der Beschaffenheit der Bredingschen Zeitschrift gelegen haben; daß dieselbe keineswegs zu den besten gehörte, scheint aus Sturz' gleich zu erwähnender Parodie hervorzugehen. Genug, man fühlte die Nothwendigkeit, einem solchen Verdachte entschieden entgegen zu treten, und so schrieb Sturz als Mitglied des nordischen Literaturkreises seine Parodie: „Die Menechmen oder zwey Wochenschriften von gleicher Statur in vier Aufzügen" u. s. w. 1767 (Schriften II, S. 21 bis 91). Wenn die satyrische Ader Sturz' sich hier auch nicht gerade sehr bedeutend erweist, so gewinnt doch dieser Jugendversuch dadurch ein erhöhtes Interesse, daß er — wie auch Koch hervorhebt — sein Gegenstück in einem der letzten ebenfalls anonym erschienenen Aufsätze Sturz' findet, einer Satyre auf den Adel, die unter dem Titel „Fragment der Beschreibung einer gewissen Insel" im Januarheft des „deutschen Museums" 1779 enthalten ist. Sie ist schon von Jördens IV, 753, als von Sturz herrührend erkannt worden und vom Herausgeber im Anhang mitgetheilt. Dieser leider Fragment gebliebene satyrische Versuch zeugt, wie auch die köstlichen Briefe eines deutschen Edelmannes (Schriften II, 402 ff.), von wirklicher humoristischer Begabung. Wäre es Sturz, der in den Jahren, da jenes Fragment entstand, mit feiner Beobachtungsgabe einen reichen Schatz von Erfahrung verband, den er sich in einem vielbewegten, thätigen Leben erworben hatte, und der die Grundlage jeder gesunden und lebenskräftigen Satyre bilden muß, wäre es ihm vergönnt gewesen, seiner humoristischen Neigung unbeirrt zu folgen, so würden wir in ihm ohne Zweifel einen unserer hervorragendsten Satyriker bewundern.

In die ersten Jahre von Sturz' Aufenthalt in Kopenhagen fällt nun

auch ein literarisches Unternehmen, zu welchem Sturz, wenn auch nicht unmittelbar, so doch jedenfalls mittelbar in Beziehung steht.

1766 bis 1767 erschienen in Schleswig und Leipzig bei Joachim Friedrich Hansen in drei Sammlungen die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur"; bekannt unter dem Namen: „Schleswigsche Literaturbriefe". Ob Sturz einen so bedeutenden Antheil an diesen Briefen hat, wie Koch es annimmt, mag wohl bezweifelt werden. Der Geist dieser Briefe ist ein durch und durch revolutionärer. Aus der Revolution gegen die „Berliner Literaturbriefe", deren Sprache sie hin und wieder täuschend nachahmen, sind sie entstanden. Sturz, wenn auch ganz zu den Fortschreitenden seines Zeitalters gehörend, hat sich dennoch nie zu so stürmischen Kundgebungen seiner Ansichten hinreißen lassen, wie wir ihnen in diesen Briefen so häufig begegnen; er hat stets eine weise Mäßigung zu bewahren gewußt, und die sich überstürzenden Bestrebungen der Stürmer und Dränger in späteren Jahren locken ihm wohl gar ein Lächeln des Spottes ab. Es ist bezeichnend für Sturz, daß er sich fast nie direct kritisch oder gar polemisch geäußert hat (vergl. seinen Aufsatz über „deutsche Kunstrichterei", Schriften II, S. 361 ff., und Koch, S. 222). Auch die ausgesprochene antimonarchische Gesinnung der „Schleswigschen Literaturbriefe" konnte er schwerlich theilen; denn wenn er auch die vielfältigen Schäden der damaligen Regierungen klar einsah und oft bitter genug rügte, so blieb er doch im Herzen stets ein treuer Anhänger der Monarchie. Ebenso wenig dürfen wir annehmen, daß er, der Corneille und Racine so warme Anerkennung zollte (Schriften II, 157), denselben mit Gerstenberg (Schleswigsche Literaturbriefe, S. 381) das Genie hätte absprechen sollen.

Nichts desto weniger fanden sich der Beziehungen zwischen diesen Briefen und Sturz genug, nur muß die Bedeutung derselben auf das richtige Maß zurückgeführt werden.

Vor allen Dingen theilt Sturz mit den Herausgebern die Vorliebe für die dänische und ganz besonders für die englische Literatur. Die Briefe 8, 11, 19, 21 und 25 der Sammlung sind mehr oder minder der nordisch-dänischen Literatur gewidmet. Sie sind trotz der beifälligen Aufnahme, die sie bei Herder fanden, von geringerem Einfluß und darum auch von geringerem Interesse. Als hoch bedeutsam aber müssen wir den Theil der Sammlung bezeichnen, der sich mit der englischen Literatur beschäftigt. Schon die Sprache der „Schleswigschen Literaturbriefe" steht durchaus unter englischem Einflusse. Englische Ausdrücke und Wendungen werden mit bewußter Vorliebe gebraucht: aus der englischen Literatur ist eine große Anzahl der Citate entnommen und englische Autoritäten werden herbeigezogen, um den ästhetischen Anschauungen der Herausgeber zur Stütze zu dienen.

Gleich zum Eingang der Sammlung finden wir Bemerkungen über Spencer Fairy-Queen, angeknüpft an Th. Wartons Observations über dies Epos (Brief 2, 4, 5); ihnen schließen sich im 8. Briefe sehr kurz gehaltene Mittheilungen über Percys „Reliques“ und Macphersons „Ossian“ an. Aber die Einführung Spencers in unsere Literatur konnte, nachdem das Miltonsche Epos durch die Schweizer und Klopstock zu wahrhaft kanonischer Geltung bei uns gelangt war, nur noch von literarhistorischer Bedeutung sein. Von höchstem Interesse hingegen sind für uns auch noch heute die von Gerstenberg, dem eigentlichen Herausgeber der Sammlung, herrührenden Briefe über Shakespeare (13 bis 18). Ausgehend von einer tadelnden Anzeige der Wielandschen Uebersetzung, versuchen diese Briefe zum ersten Male in Deutschland ein Gesammtbild von Shakespeares dramatischer Dichtung zu entwerfen, und sie thun dies mit so umfassender Kenntniß der Sprache und des Dichters, mit so klarer künstlerischer Einsicht und mit so aufrichtigem und hingebenden Bemühen, das wahrhaft Große im Dichter für sich und Andere dem Verständniß nahe zu bringen, daß noch heute, nach mehr als hundert Jahren, die Lectüre dieser Briefe zu einer genußreichen für jeden einsichtigen Leser wird.

Daß Sturz bei seinen regen geistigen Interessen als dänischer Beamter auch der dänischen Sprache und Literatur nicht fern blieb, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wie Koch uns berichtet, hatte er schon nach einem halben Jahre die dänische Sprache erlernt. Aber auch „Ossian“ und „Reliques“ waren für ihn vertraute Bekannte. In seinem ersten Briefe aus England vom 18. August 1768 (Schriften I, 1) erzählt er von einer Unterredung, die er mit Johnson über die Macphersonschen Lieder geführt, deren Echtheit Johnson bekanntlich hartnäckig leugnete, während Sturz sich von derselben bei seinem Aufenthalt in London, wo er auch Macpherson kennen lernte, nur noch mehr überzeugte. Aus den „Reliques“ hat Sturz sogar die „verses by king Charles the first“ in Prosa übersetzt.

Dagegen ist zu bezweifeln, ob das Verhältniß Sturz' zu Shakespeare ein so inniges war, wie wir es bei Gerstenberg auf alle Fälle annehmen müssen. Koch hat bemerkt, daß Sturz zu jeder größeren Arbeit sich gern durch eine äußere Anregung bestimmen ließ. Fast möchte es scheinen, als ob er einer solchen Anregung auch dann bedürftig war, wenn es sich darum handelte, einem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft ein eingehenderes Studium zu widmen.

Die ersten Dichtungen Ossians waren 1760, die „Reliques“ 1765 erschienen. Beide fanden nicht nur in ihrer Heimath, sondern auch in Frankreich und Deutschland die verdiente Beachtung; was Wunder, daß auch Sturz auf sie geführt wurde? Wo war dagegen ein so directer Anstoß zur Be-

schäftigung mit Shakespeare gegeben? Die Wielandsche Uebersetzung darf doch kaum als ein solcher gelten. In den Reisebriefen aus England hören wir freilich Sturz oft von Shakespearschen Stücken reden, aber dann hat er auch ihrer Aufführung beigewohnt, und er erwähnt sie, wie er die Dramen auch jedes anderen Dichters erwähnen würde, weil sie ihm willkommenen Anlaß bieten, sich in Lobeserhebungen über das ausgezeichnete Darstellungstalent Garricks zu ergehen. Nicht als ob Sturz Shakespeare nicht gekannt und gelesen hätte, aber er hat ihn wohl kaum je so eingehend studirt wie Gerstenberg oder Lessing.

Ich übergehe den übrigen Inhalt der Literaturbriefe, da derselbe weiter zu Sturz so gut wie keine unmittelbare Beziehung hat. (Höchstens wäre noch das Fragment eines Gesprächs [Schriften II, S. 399] mit dem zweiten Theil des 20. Briefes zu vergleichen.) Der betreffende Abschnitt bei Koch giebt hier fast überall die eingehendste und gehaltvollste Belehrung; nur über den 3. und 12. Brief vermissen wir die gewünschte Aufklärung, und vielleicht wäre auch der 22., und in Verbindung mit diesem der 24., als den Don Quijote betreffend, einiger erläuternder Bemerkungen werth gewesen.

Noch vor Sturz' Reise nach England und Frankreich fällt die Abfassung und Veröffentlichung seiner „Julie". Sie erschien 1767 unter dem Titel: „Julie, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen", mit einem Briefe über das deutsche Theater an die Freunde und Beschützer desselben in Hamburg. Kopenhagen und Leipzig bei G. Chr. Rothens Wittwe und Proft.

Bedeutsam ist der Geleitbrief, in welchem Sturz unumwunden sein literarisches Glaubensbekenntniß ablegt. Mit aller Entschiedenheit dringt er auf Unabhängigkeit von der französischen Bühne. „Ich wünsche zuvörderst eine Hauptverfolgung gegen die deutschen Nachahmer zu erregen, gegen diesen Geist der Knechtschaft, in welchem wir an das Mittelmäßige gefesselt, schon so lange einhergehen"; doch will er deshalb nicht wie die Engländer „alle Regeln der Einheit verläugnen". Er verlangt vaterländische Stoffe, an denen besonders die alte nordische Geschichte reich sei, damit wir nicht ferner „die Fabeln der heroischen Zeit mißhandeln und die Sujets der Alten nach unserer Weise travestiren, an die Seite ihrer großen idealischen Gestalten unsere gebrechlichen Formen hinstellen, wie Zwerge neben einem Riesen".

Mit scharfem Blick findet er den Grund für den Mangel eines deutschen Lustspiels in der politischen Verfassung Deutschlands; denn eine gute Comödie verlange Einheit in Sitte und gesellschaftlicher Sprache, wie aber sind diese möglich ohne eine einzige, den Mittelpunct des politischen und geistigen Lebens bildende Hauptstadt. Noch heute erfreut sich der englische Romanschriftsteller vor dem Deutschen des Vortheils, in London einen festen örtlichen Mittelpunct für seine Erzählungen zu besitzen; und was ein solcher

Vortheil sagen will, hat wohl Jeder empfunden, der je einen Roman von Dickens oder Thackeray gelesen. Sturz geht alsdann bis ins Einzelnste auf die damaligen Theaterzustände und auf die Mittel zur Hebung derselben ein; und da verdient vor allem die schöne Humanität hervorgehoben zu werden, mit der er ermahnt, die niedrige gesellschaftliche Stellung der Schauspieler nicht länger zu dulden, sondern wie die Franzosen ihnen eine menschenwürdige Behandlung zu Theil werden zu lassen.

Das Drama selbst, welches seinen Stoff aus dem englischen Roman: „Julie Mandeville" (von Francis Brook) 1763 entlehnt, ist ziemlich unbedeutend, und der Charakter des Capitäns, trotz allem, was Sturz zu seiner Rechtfertigung sagt, durchaus verunglückt. Hat hier wirklich, wie Koch will, und wie dies auch durchaus nicht unwahrscheinlich ist, Shakespeare die Anregung geben, so sind die hohen künstlerischen Intentionen des Dichters in diesem Drama so gründlich wie nur je mißverstanden worden. Einen Fortschritt über Lessing findet Koch darin, daß der Dichter in der Sara, unter deren Einfluß Sturz' Drama entstanden ist, im Anschluß an Richardson, nur die leidende Tugend im Kampf mit dem Laster schildere, während in dem englischen Roman, und also auch in der „Julie", unter der Einwirkung der Rousseauschen Ideen in der neuen „Heloise" der leidende Mensch im Kampfe mit den Vorurtheilen der Gesellschaft dargestellt werde.

Sturz' weitere Thätigkeit fürs Drama beschränkt sich, so viel wir wissen, auf das Fragment der „Medea" (im Anhang bei Koch mitgetheilt). Sturz scheint also doch seinen Grundsätzen in Bezug auf vaterländische Stoffe untreu geworden zu sein und den altvertrauten klassischen Fabeln den Vorzug gegeben zu haben.

Im Jahre 1768 erfuhr der Aufenthalt unseres Helden in Dänemark eine angenehme Unterbrechung. Die Regentschaft hatte es für gut befunden, den ausschweifenden jungen Fürsten, der zwei Jahre vorher als Christian VII. in seinem sechzehnten Lebensjahre seinem Vater auf den Thron gefolgt war, auf Reisen zu schicken. Sturz gehörte mit zu dem Gefolge. Man reiste den 6. Mai 1768 ab und kehrte nach einer Abwesenheit von ungefähr neun Monaten, die man zum größten Theil in London und Paris verbracht hatte, den 14. Januar 1769 wieder zurück. Die Frucht dieser Reise waren für Sturz außer zwei ziemlich inhaltslosen Reisejournalen in deutscher und französischer Sprache die 12 Briefe, die zuerst im Museum erschienen und später von Sturz in den ersten Theil seiner gesammelten Schriften 1779 aufgenommen wurden. Fünf von diesen Briefen sind aus London, die sieben anderen aus Paris datirt.

Der Aufenthalt in diesen beiden Weltstädten war für Sturz reich an geistiger Anregung. In London lernte er Johnson, „den Coloß in der eng-

lischen Literatur", kennen und wurde der Freund des großen Schauspielers Garrick, über den er uns im 2. und 3. Briefe die schätzenswerthesten Nachrichten giebt. Auch die Idee zu dem biographischen Aufsatz über Samuel Foote (1719 bis 1777) (Schriften II, 365 f.) ist hier wohl zuerst entstanden. Daß Sturz sich auch einen Einblick in die inneren politischen Verhältnisse Englands zu verschaffen wußte, zeigt uns der 5. Brief, mit dem das Fragment über Pitt (Schriften I, S. 120—129) zu verbinden ist.

In Paris eröffneten sich ihm die Salons der Madame Geoffrin und Mademoiselle d'Espinasse und Neckers, des Residenten der Republik Genf. Hier machte er die Bekanntschaft von Männern, die zum Theil an der Spitze der philosophisch-literarischen Revolution in Frankreich standen, die der socialen von 1789 voraufging und sie vorbereitete. Hier lernte er einen Alembert kennen und schätzen und hier machte er sich auch mit der für ihn durchaus nicht so abstoßenden Philosophie eines Helvetius vertraut. Der 11. an Garrick gerichtete Brief enthält eine nicht ganz günstige Kritik der berühmten Schauspielerin Clairon, die Sturz in der Rolle der Didon auf einem Privattheater in Paris gesehen hatte; flüchtiger werden noch einige andere bedeutende Schauspiele erwähnt.

Man sieht, das Interesse für das Theater ist noch durchaus nicht erkaltet. Der 12. Brief endlich giebt eine Uebersicht von dem, was man damals in Paris von der deutschen Literatur wußte oder vielmehr nicht wußte; zu diesem Briefe bildet ein interessantes Seitenstück der französisch geschriebene Dialog „Sur les Français et les Allemans" (Schriften II, S. 312. Vergl. auch die von Koch im Anhange aus dem „Museum" veröffentlichte Anekdote: „Deutsches Verdienst, französische Politesse").

Als Sturz 1769 von der Reise zurückkehrte, da begannen am politischen Himmel Dänemarks schon die Gewitterwolken aufzuziehen, die den behaglichen Verhältnissen, unter denen unser Held so manches Jahr in ungetrübter Heiterkeit verbracht hatte, den nahen Untergang drohten. Nicht lange und der Sturm brach los, der sein Lebensglück vernichten und ihn für den Rest seiner Tage zu einem freudlosen Manne machen sollte.

In den ersten Monaten des Jahres 1772 war Struensee den Cabalen seiner Gegner unterlegen, und der Tod von Henkers Hand war auf seine Niederlage gefolgt. Sturz hatte mit dem unglücklichen Manne früher in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Sie waren 1768 Reisegefährten gewesen, und selbst später noch, als Struensee bereits der politische Gegner Bernstorfs geworden war, hatte Sturz auf seines Gönners ausdrücklichen Wunsch den Verkehr mit ihm nicht abgebrochen. Als der Hof im Sommer 1771 in Hirschholm residirte, ließ sich ein täglicher Umgang mit Struensee geradezu nicht vermeiden. Dennoch waren gravirende Beweise gegen Sturz

durchaus nicht vorhanden, wenn nicht etwa ein Brief für einen solchen gelten sollte, in welchem sich Sturz mit Erfolg zu Bernstorfs Gunsten — es handelte sich um die Belassung der Pension — bei Struensee verwandt hatte. Aber Sturz war der Freund Bernstorfs, er war für die Interessen desselben zu wiederholten Malen eingetreten, und die Partei, die nach Struensees Fall die herrschende war, mochte allen Grund haben, einen Ehrenmann wie Bernstorf von sich fern zu halten, der auf alle Fälle inniger mit den Verhältnissen vertraut war, als es für sie wünschenswerth erscheinen konnte.

So wußten die Gegner Sturz', und unter ihnen in erster Linie sein früherer Gönner Graf Rantzau, es durchzusetzen, daß er am 22. Januar 1772 verhaftet und in strengen Gewahrsam abgeführt wurde. Gründe für dies ungerechte und gewaltsame Verfahren anzugeben, hielt man nicht für nöthig. Erst nachdem Sturz mehrere Monate in einer fast unerträglichen Gefangenschaft geschmachtet hatte, erfolgte seine Freisprechung durch den König zugleich mit dem Verbote, sich in Zukunft mündlich oder schriftlich über die Kopenhagener Verhältnisse zu äußern.

Sturz wandte sich nach seiner Freilassung zunächst für den Sommer nach Uetersen, lebte dann bald in Glückstadt, bald in Altona, bis er 1773 zum Regierungsassessor in Oldenburg ernannt wurde. Im Jahre 1774 führte er seine Braut heim, die Tochter eines dänischen Majors Mazar de la Garde, mit der er sich bereits 1771 verlobt hatte. Aber die kleinen Verhältnisse in Oldenburg konnten ihm auf die Dauer nicht genügen, ihm, der noch vor wenigen Jahren an der Bestimmung der Geschicke eines ganzen Landes mitgearbeitet hatte. Er machte verschiedene, aber erfolglose Versuche, seine Lage, die auch von der pecuniären Seite zu wünschen übrig ließ, zu verbessern. So wuchs die Mißstimmung, die von seinem Unglück in Dänemark ihren Anfang genommen hatte, in seinen letzten Jahren immer mehr.

In dem Fragment aus den Papieren eines verstorbenen Hypochondristen (Schriften I, S. 190—199) schildert er unverkennbar seinen eigenen Zustand. Die Zeit seines Aufenthaltes in Oldenburg war die trübste in seinem ganzen Leben, so daß wir seinen frühen Tod wohl kaum beklagen dürfen. Er starb am 12. November 1779 auf einer Reise nach Bremen im Hause seines Freundes, des Hofraths Schuhmacher. Seine Frau und Kinder kehrten nach Dänemark zurück.

Trotz der gedrückten Verhältnisse war Sturz in Oldenburg schriftstellerisch vielseitig thätig. Seine zahlreichen kleineren Aufsätze, die er für das von Dohm und Boie herausgegebene „Deutsche Museum" 1776 bis 1788 schrieb und die in ihrer Zerstreutheit die Uebersicht über sein literarisches Wirken so sehr erschweren, fallen alle in diese Zeit. Von größeren Arbeiten sind zunächst die schon erwähnten Erinnerungen aus dem Leben des

Grafen Johann Hartweg Ernst von Bernstorf zu nennen. Sie sind der verwittweten Gemahlin seines Gönners gewidmet und zeichnen sich durch die Wärme der Schilderung und die Vorzüglichkeit der Darstellung aus. Einen besonderen Werth haben sie noch als autobiographisches Document; als solches lassen sie uns auch einen Einblick in Sturz' politische Gesinnungen thun. Sturz hat nie ein eigentliches politisches Glaubensbekenntniß abgelegt, aber wo sich ihm in seinen kleineren und größeren Schriften die Gelegenheit bietet, geht er mit Vorliebe auf politische Fragen ein. Wie in der Literatur, so gehört er auch hier durchaus zu den Fortschreitenden; aber, wenn er sich die Mängel des Bestehenden auch keineswegs verhehlt, wenn er, ihren Druck empfindend, ihnen sogar oft den denkbar energischsten Ausdruck verleiht, so behält er andererseits ein offenes Auge für das Lächerliche in den sich überstürzenden Freiheitsbestrebungen, denen die Mitglieder des Hainbundes in ihrem blutdürstigen Tyrannenhaß sich damals hingaben. Wie sonst, weiß er auch hier eine weise Mäßigung zu bewahren.

Von dem nahen Verhältnisse, in dem Sturz sein ganzes Leben lang zu Rousseau gestanden, und von der warmen Theilnahme, die er für die Schicksale dieses Mannes hegte, zeugen seine: „Denkwürdigkeiten von Johann Jacob Rousseau" (Schriften I, S. 129 bis 180). Außer den schon erwähnten waren Sturz noch andere Berührungspuncte mit Rousseau gemeinsam. Der Aufsatz über die Verbesserung der Landschulen (Schriften II, S. 346) lehrt uns Sturz auch als Pädagogen kennen, und seine Ansichten von dem Glück, als dem Leben in und mit der Natur, berühren sich, wie Koch nachweist, innig mit der Rousseauschen Philosophie.

Der Verfasser findet in Sturz' Aufsatz über Rousseau die unmittelbare Anregung zu der zweiten Strophe von Schillers Gedicht Rousseau, wie er in der Kindesmörderin Anklänge an die Vertheidigungsrede wahrnimmt, die Sturz in seiner Abhandlung: „Linquets Vertheidigung der Todesstrafen" (Schriften I, S. 232) einer derartigen Verbrecherin in den Mund legt.

Von einem beabsichtigten größeren Werke culturhistorischen Inhalts sind uns nur noch Andeutungen erhalten; dagegen macht uns mit seinem liebevollen und eingehenden Studium der Kunst das Fragment über die Schönheit (Schriften I, S. 222) bekannt, so wie die bei Koch im Anhang mitgetheilten Ergänzungen desselben. Auch der Zusatz zum 6. Reisebrief gehört hierher. Die hier begonnene freundschaftliche Polemik gegen Lessing, den Sturz sowohl aus seinen Werken als auch aus persönlicher Bekanntschaft aufs Höchste verehren gelernt hatte, findet ihre Fortsetzung in dem ebenfalls im Anhang mitgetheilten einzigen Briefe Sturz' an Lessing.

Was die Zeitgenossen vor allem an dem Schriftsteller Sturz hochschätzen, was fast überall, wo von ihm die Rede ist, in erster Linie hervor-

gehoben wird, das ist sein Stil; und wirklich gehört Sturz zu den bedeutendsten deutschen Prosaikern des vorigen Jahrhunderts. Will man die eigenthümlichen Vorzüge seines Stils mit einem Worte bezeichnen, so wird man sagen müssen, seine Schriftsprache ist eine veredelte Wiedergabe des gesprochenen Wortes. Klar und leicht verständlich fließt sie dahin, und wie sie einem geordneten Gedankengang ihren Ursprung verdankt, so erweckt sie einen solchen auch im Leser. Koch hat diesen Gegenstand in so ausführlicher als scharfsinniger Weise behandelt. Es ist unseres Wissens das erste Mal, daß eine so wahrhaft anatomische Betrachtung des Prosastils im eigentlichen Sinne des Wortes, wie sie uns hier geboten wird, versucht worden ist. Möge er auf diesem Felde recht viel Nachfolger haben, freilich nur solche, die zu ihrer Aufgabe auch ein fein ausgebildetes Sprachgefühl mitbringen, denn unter plump zutappenden Fingern wird der Schmetterlingsflügel seinen Farbenglanz verlieren (S. 245), ohne das Geheimniß desselben zu verrathen.

Leo Türkheim.

Die Wirthschaftspolitik der Florentiner Renaissance.

Seitdem Jacob Burckhardt durch seine classischen Werke: „die Cultur der Renaissance" und „die Geschichte der Renaissance in Italien" ein erhöhtes Interesse für jene wundersame Zeit der Wiedergeburt und Erneuerung wachgerufen hat, welche hervorragende und bleibende Schöpfungen auf fast allen Gebieten des Lebens, in Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst hervortrieb, war beinahe jedes Jahr eine literarische Novität zu verzeichnen, die sich mehr oder minder eingehend und gründlich mit den einzelnen Entwickelungsphasen der Renaissance oder einem ausgezeichneten Träger jener Zeitrichtung beschäftigte. So sehen wir allmählich vor unsern Augen eine Culturgeschichte der Renaissance entstehen; ein erhabener Bau, der durch die Mannichfaltigkeit und den Reichthum seiner Formen das Auge des Beschauers entzückt. Freilich ist er noch nicht vollendet; mancher Stein wird noch zur Füllung der Lücken herbei geholt werden müssen. Unter denen, welche in jüngster Zeit an diesem Werke thätig waren, nennen wir Robert Pöhlmann, dessen im vorigen Jahre erschienene, von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig preisgekrönte Schrift: „Die Wirthschaftspolitik der Florentiner Renaissance und das Princip der Verkehrsfreiheit" gerade bei dem gegenwärtigen Kampfe der handelspolitischen Gegensätze eine über das geschichtliche Interesse hinausgehende Beachtung verdient. Dieser Umstand veranlaßt uns, aus dem reichen, auf Grund eingehendster archivalischer Forschung gewonnenen Inhalt dieses Werkes wenigstens einige Hauptpuncte zur Kenntniß des Lesers zu bringen.

Man staunt mit Recht, in dem Florentinischen Staatswesen Einrichtungen anzutreffen, die weit entfernt, zu ihrer Zeit mit den Culturbestrebungen des gesammten übrigen Europas zu harmoniren, vielmehr mit dem Maßstabe des modernen Zeitgeistes gemessen zu werden verlangen. Wie wir Florenz als die Geburtsstätte der pragmatischen Geschichtschreibung, der jetzt geltenden Lehren und Theorieen, als die Mitbegründerin der erst in unseren Tagen nach ihrer Bedeutung gewürdigten Wissenschaft der Statistik verehren, so begrüßen wir in diesem Staatswesen eine Entfesselung des Bodens und eine Emancipation der bäuerlichen Bevölkerung, welche vergleichsweise in Preußen nicht eher als zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung in Angriff genommen wurde. Im Florentiner Gebiet, belehrt uns Pöhlmann, ist der Bauer von jeder Gebundenheit an die Scholle, von jeder Gutsunterthänigkeit mit all ihren persönlichen und dinglichen Herrenrechten befreit. Im Fall der Bauer als Colon fremdes Gut bewirthschaftet, bindet seine Freizügigkeit nichts als der Vertrag; sie ist weder durch Schranken im Inlande noch durch Auswanderungsverbote beeinträchtigt. Das Grundeigenthum ist frei von feudalen Fesseln; nichts hindert die freie Theilbarkeit des Grund und Bodens; es giebt keine Parcellirungsverbote, keinen Güterschluß durch Majorate und Fideicommisse.

Parallel der Entfesselung wirthschaftlicher Kräfte auf agrarischem Gebiet ging die der Industrie und des Handwerkes. Auch hier keine Geschlossenheit der zünftigen Operationen; innerhalb der Zunft keine obligatorischen Avancementsverhältnisse, weder Forderung von Meisterstück, noch von Echt- und Lehrbriefen, wie sie zur selben Zeit in unseren Hansestädten nach der Gewerbeordnung verlangt wurden: im Gegentheil; allem, was zu einer künstlichen Beschränkung der Mitgliederzahl in den Zünften führen konnte, trat die Regierung mit großer Einsicht entgegen. Ja selbst die Vereinigung mehrerer Gewerbe, welche verschiedenen Zünften angehörten, in Einer Hand war erlaubt, und am Ende der Epoche erscheint, wenigstens in der Grafschaft von Florenz, fast völlige Zunft- und Gewerbefreiheit durchgeführt. Ebenso ist von einer Fesselung der Privatindustrie durch Staatsmonopole, von Schiff- und Bergbau abgesehen, welche Regal bildeten, keine Rede.

Daneben herrschte innerhalb der Zünfte ein nicht geringes Maß wirthschaftlicher Freiheit. Es findet sich nicht die geringste Spur, daß man in Florenz den Meister hinsichtlich der Zahl seiner Gesellen und Arbeiter beschränkt hätte; keinem ist ein Maximum in seiner Production vorgeschrieben. Die Lehr- und Dienstverhältnisse und im Allgemeinen auch die Freizügigkeit des Arbeiters hat in ähnlicher Weise wie auf agrarischem Gebiet der Privatvertrag geregelt.

In Florenz gehen wir ferner den ersten Spuren einer Freihandels-

politik nach. Zunächst sehen wir überall den Staat das Thun und Treiben seiner Unterthanen überwachen und leiten; er bestimmt das Maß der individuellen Freiheit in der Ausübung des Handels. Während die Regierung den Käufer über Güte und Werth der Waaren durch Merkzeichen und Etikette belehrt, regelt die Zunft das Creditwesen zwischen Käufer und Verkäufer. Es war eine Folge des Zunftzwanges, daß die Zunft einen monopolistischen Anspruch auf den zu Markte gebrachten Rohstoff erhob, daß sie den Zwischenhandel, wo es anging, beseitigte oder doch monopolisirte. Diese handelsfeindlichen Bestimmungen betreffen vorzüglich die vornehmsten und ausgedehntesten Industriezweige jener Stadt, die Seiden- und Wollenmanufacturen, deren Industrie in den Händen der reichen, in die höheren Zünfte gegliederten, Bourgeoisie lag. Den einseitigen corporativen Tendenzen dieser Großindustriellen gegenüber vertritt nun der Staat den wichtigen Grundsatz, daß „jeder, gleichviel ob Unterthan oder Fremder, nach District und Stadt jede Waare einführen und dieselbe, wo er will, verkaufen und wieder wegführen kann, ohne Einspruch von irgend einer Seite, sei es einer Zunft oder Einzelner." Außerdem forscht der Staat nach Mitteln zur Einführung der im Inlande bisher nicht betriebenen Gewerbe und zum Schutze der bereits bestehenden. Er findet sie in den Prohibitionen durch Ein- und Ausfuhrzölle. Wir erfahren, daß eine ganze Reihe von Waaren mit dem enormen Schutzzoll von 52½ Procent, eine größere Zahl sogar mit einem solchen von 105 Procent des Werthes belastet werden. Da aber die hohen Schutzzölle bald einen ausgedehnten Schleichhandel hervorgerufen hatten, verbot die Regierung im Jahre 1458 die Einfuhr aller Fabrikate der italienischen Tuchmanufacturen, in der Hoffnung, jenen einzuschränken, die Fabrikation gleicher Stoffe im Inlande anzuregen und die Ausfuhr von Baargeld nach Möglichkeit zu verhüten. Die Reaction konnte nicht ausbleiben: im Jahre 1466 wurde die Einfuhr der geringeren Wollstoffe bei dem sich steigernden Bedürfniß des Volkes nach diesen wieder freigegeben und im Jahre 1472 der Schutzzoll für bestimmte Tuche ganz aufgehoben. Fortan griff die Regierung nur dann zu schutzzöllnerischen Maßregeln, wenn sich voraussehen ließ, daß der zu schützende Gewerbszweig in kurzer Zeit im Stande sein würde, die Concurrenz des Auslandes zu ertragen. Mit den Seiden- und Tuchmanufacturen, dem zur Tuchfabrikation verwendeten Alaun, ferner Leder und fabricirtem Eisen schließt sich schon der Ring der geschützten Industrieen; für andere erachteten die Producenten selbst zur Zeit einer schweren Krise keinen besonderen Schutz als nothwendig, sondern verlangten nur die Heranziehung der fremden Händler zur Tragung gleicher Lasten.

Wenn somit für die meisten Industrieen kein Einfuhrzoll erhoben wurde, so finden wir dieselbe Erscheinung wieder bei dem Export, nur mit dem Unterschiede, daß hier, von einigen Schwankungen abgesehen, die Prohibitiv-

politik festere Normen behauptet hat. Der florentinische Schutzzoll war in erster Linie durch das Interesse des Fiscus dictirt, und es ist anziehend, zwei Strömungen, die freihändlerische Richtung des Kaufmannes und die fiscalische des Staates mit einander kämpfen zu sehen: diese fand, wenn sie in Zeiten der Geldnoth zu stark betont wurde, die nothwendige Correctur in den freiheitlichen Tendenzen der Industriellen, so daß der Staat früh erkannte, daß das finanzielle Ergebniß seiner Zollpolitik Gefahr laufe, sobald die Höhe des Zolles nicht mehr im richtigen Verhältniß zu dem Werth der einzuführenden Waaren stand, dagegen wachse bei zunehmender Einfuhr. Die genauesten statistischen Ermittelungen lieferten den Florentiner Staatsmännern die Grundlage für die Aufstellung der Zolltarife; auf die durch sie gewonnene Erfahrung beseitigte man für einige Artikel sogar die drückenden Binnenzölle und suchte den Verkauf der fremden Waaren im Inlande durch Verlängerung der für den Transit derselben bestimmten Zeit zu fördern, indem durch Erzielung eines größeren Absatzes der Staatscasse der höhere Einfuhrzoll statt des niedrigeren Transitzolles zufiel.

Die eigenthümliche Ausbildung der Wirthschaftspolitik, wie sie auf der einen Seite den modernen Grundsätzen des Freihandels die Hand reicht, auf der anderen Handel und Gewerbe durch den Schutzzoll von dem Wege der natürlichen Lockmittel des Verkehres ablenkt, sehen wir in dem Seeverkehr sich wiederholen. Während der Florentiner Staat den fremden Kaufmann zum Besuch seiner Häfen Pisa, und Livorno, durch Zollaufhebungen und Erleichterungen ermunterte, beschränkte er ihn dagegen durch parteiische Beschützung der nationalen Flagge, durch die Monopolisirung der Rhederei und Frachtschifffahrt. Der Staat liefert für den überseeischen Handel die Galeeren, bestimmt nicht nur Umfang der Ladung, Höhe der Frachtsätze, Anzahl Matrosen, Gehalt des Capitäns, sondern zeichnet auch mit peinlicher Genauigkeit den Curs des Schiffes, die Zahl der anzulaufenden Stationen und die Zeit für die Löschung vor. Kein Florentiner durfte außerdem, in welcher Stellung es sei, auf einem ausländischen Schiffe dienen und konnte nur für Florentiner Bürger und Waaren die Versicherung gegen Seeunfälle übernehmen. Alle diese Verordnungen bezweckten, den heimischen Seefahrern die ausländische Concurrenz zu erleichtern; indeß was war der Erfolg? Der Staat mußte selber dem ausländischen Handel eine Concession nach der andern einräumen, bis der Sieg der Verkehrsfreiheit ein vollständiger war. Die Bevorzugung der nationalen Flagge wurde durch ein Gesetz des Jahres 1464 aufgehoben und die Einfuhr auf allen Schiffen gestattet; der Fremde sollte hinfort hinsichtlich der Zölle nicht anders behandelt werden, als der eigene Unterthan. Der Rechtsunsicherheit, unter welcher der fremde Kaufmann durch die zu Gunsten der heimischen Schifffahrt erlassenen Suspensionen der bestehenden Gesetze zu leiden hatte, machte der Staat dadurch ein Ende, daß er

durch Beschluß des Jahres 1480 den Schiffsbau völlig freigab und auf seine Betheiligung am Schiffshandel in der früheren Weise verzichtete.

Werfen wir noch einen Blick auf die internationalen Handelsbeziehungen des Florentiner Staates, so werden wir uns, soweit man überhaupt davon reden kann, von ihnen nicht allzu umfassende Vorstellungen machen angesichts der schwach ausgebildeten Normen des mittelalterlichen Völkerrechts, welches gegen das dem Handel überaus lästige Repressalienwesen keinen Schutz bot, sowie der kleinstaatlichen Zersplitterung des damaligen Italiens, wo der nationale Gesichtskreis mit dem Weichbilde der Stadt abschloß. Pflegen die Wege der Politik gewöhnlich verschlungen zu sein, pflegt auch der Stärkere seinen Willen dem Schwächeren vorzuschreiben, man wird nicht leicht in der Geschichte der Politik so selbstsüchtigen Triebfedern staatsmännischer Handlungsweise begegnen, wie wir sie im Folgenden kennzeichnen. Als Venedig im Jahre 1422 mit dem befreundeten Florenz ein Bündniß gegen Mailand abschließen wollte, scheute man sich in der Lagunenstadt nicht, offen zu bekennen, daß eine Niederlage der Florentiner der venetianischen Industrie nur zu Gute kommen würde. Noch unerhörter ist das Verfahren, welches die Florentiner Regierung im Jahre 1507 gegen Lucca, das mit Pisa rebellirt hatte, einleitete; jeder Handelsverkehr zwischen Florenz und Lucca wurde untersagt; jede kaufmännische, ja selbst die Privatcorrespondenz zwischen den Unterthanen beider Staaten mit einem Schlage verboten. Daß die Florentiner durch derartige Repressivmaßregeln gegen ihr eigen Fleisch und Blut wütheten, welche den ihren Staatsbeschlüssen zu Grunde gelegten theoretischen Erörterungen Hohn sprachen, ist den Vertretern einer Stadt, welche die ersten kaufmännischen Lehrbücher in die Welt sandte, nicht in den Sinn gekommen.

Schließlich sei es gestattet, einen Augenblick zu verweilen bei den geistreichen Ausführungen Pöhlmanns über das Verkehrsrecht unter den Einwirkungen des canonistischen Wucherverbotes, das bekanntlich in die jüngsten Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses seinen Schatten warf, als ein Antrag auf Wiedereinführung der Wuchergesetze auf der Tagesordnung stand. Wie sehr die liberale Partei im Rechte war, in dem Antrage des Centrums eine Verneinung der ganzen freiheitlichen Entwickelung der letzten Jahrzehnte zu erblicken und denselben ohne sentimentale Empfindungen abzulehnen, ist allgemein anerkannt worden; wir nehmen hier Gelegenheit, an einigen geschichtlichen Beispielen zu zeigen, zu welchen wirthschaftlichen Fehlern jenes berühmte Zinsverbot der Kirche im Florentiner Staate geführt hat. Deckt sich auch die gegenwärtige Forderung der katholischen Partei nicht mit dem rigorosen Gesetz der Kirche, in der Verfolgung des Princips treffen beide Mächte wieder zusammen. Wenn man im vierzehnten Jahrhundert den Wucherzins moralisch verpönte, so zwang gleichwohl der Florentiner Staat einen Gläubiger nicht, auf seine Zinsen zu verzichten, sofern er nicht frei-

willig dazu bewogen wurde. Ein Jahrhundert später hat das canonische Recht in der weltlichen Gerichtspraxis straffere Anwendung gefunden; auf Zins zu leihen, wurde den Wechslern verboten; jedermann konnte auf Rückerstattung der dem Gläubiger bezahlten Zinsen klagen, und dieser wurde obendrein noch bestraft. Dabei wurde zwischen Wucher und Zinsnehmen nicht einmal unterschieden. Welches waren nun die Folgen dieser Finanzpolitik? Die Regierung hatte gehofft, daß die flüssigen Capitalien zur Hebung der Industrie verwendet würden — statt dessen bemerkte sie, daß auf der einen Seite todtes Capital sich ansammelte, auf der andern die Geldbedürftigen im Auslande unter weit drückenderen Bedingungen Hülfe suchten; man gab vor, leichtsinnige Existenzen durch Befreiung aus wucherischen Händen zu einem moralischen Lebenswandel zu bekehren, und entdeckte, daß das Gesetz durch tausend Ränke und Kniffe umgangen wurde und der Wucher im Geheimen schöner denn zuvor blühte. Und um das allgemeine Rechtsbewußtsein noch mehr zu verwirren, ereiferten sich Franciscaner für, Augustiner und Dominicaner, insbesondere der durch den hinreißenden Schwung seiner Rede wirkende Savonarola, gegen die Zinsbarkeit der Staatsanleihen. Von jeher hatte der Staat Privaten Concessionen zur Errichtung von Leihbanken ertheilt, welche nur gegen Pfand und nur auf Mobilien leihen durften. Dazu kam, daß die ganze Existenzfähigkeit dieser Institute in der Hand des Staates lag; obschon er ihnen im Jahre 1420 einen Zinsfuß von 25 Procent erlaubte, verlangte das Capital gebieterisch nach einer größeren Entfesselung und daher zog man im Jahre 1430 die Juden nach Florenz, für welche der Zinsfuß auf 20 Procent herabgesetzt wurde.

Es ist wunderbar, daß die Vertreter einer Regierung, welche der Mehrzahl nach Großindustrielle und Capitalisten waren, aus dem beschränkten Gesichtskreis der theologischen Auffassung nicht herauszutreten vermochten. Die Extremen dieser Richtung brachten es mit Hülfe der fanatisirten Massen im Jahre 1469 dahin, daß den Juden das öffentliche Leihgeschäft völlig untersagt wurde. Die Folgen dieser Wirthschaftspolitik blieben nicht aus; das Capitalbedürfniß des kleinen Mannes suchte in unbedeutenden Landstädten Befriedigung, so daß die Regierung, nachdem die Verkehrsnoth vier Monate angehalten hatte, schließlich gezwungen war, den Juden die Erlaubniß zum Zinsdarlehen zurückzugeben. Diese freiheitliche Errungenschaft ist seitdem nicht wieder in Frage gestellt worden. Eine wie geringe Vorstellung indeß von den durch die Macht des Capitals hervorgerufenen Verkehrsschwankungen, von dem wechselnden Geldbedürfniß des Staates und den Mitteln zur Beseitigung der Finanzcalamitäten die Florentiner Staatsmänner jener Zeit besessen haben, zeigt klar genug das eine Beispiel, daß die Regierung des Jahres 1415 den Zinsfuß der jüdischen Darlehen ein für alle Mal auf 15 Procent im Staatsgrundgesetze meinte festsetzen zu können.

So erscheint der Staat als der Vormund jeder wirthschaftlichen Regung, auf der einen Seite blind gegen die natürlichen Verkehrsbedürfnisse des Volkes, auf der anderen einsichtig und stets bereit, gemachte Erfahrungen zum allgemeinen Wohle zu verwerthen: in den Motiven zu seinen Gesetzen der Verkündiger moderner, volkswirthschaftlicher Anschauungen, tritt er uns sowohl auf commerciellem und industriellem, als auf agrarischem Gebiet als der verkörperte Trieb des Florentiner Volksgeistes entgegen, der aus sich heraus das staatliche, sociale und wirthschaftliche Leben zu gestalten und die Gesetze desselben zu ergründen strebte.

Welches Resultat die Florentiner als Agrarpolitiker, sowie in ihrem Streben nach industrieller Verkehrsfreiheit aufzuweisen haben, mag der Leser selber aus dem anziehenden und lehrreichen Buche Pöhlmanns erfahren.

K.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Süddeutschland. Glossen zum Reichstag. — Was am 14. Mai im Reichstag vorgegangen ist, fordert zu ernsten Betrachtungen heraus. Die Vorstandswahlen für die drei Commissionen, die zur Berathung der Zolltarif-, der Tabaksteuer- und der Brausteuervorlage eingesetzt sind, haben an den Tag gebracht, was man sich lange nicht gestehen wollte: die völlige Verschiebung des Machtverhältnisses der Parteien. Daß die nationalliberale Partei als solche, bei ihrer unheilbaren Zerklüftung in der Tagesfrage, zusehends an Gewicht verlor, war, zum Schmerz ihrer Freunde, längst erkennbar; sie hatte aufgehört, der werthvollste Bundesgenosse und der gefürchtetste Gegner zu sein. Dennoch hat die Thatsache, daß jetzt das Bündniß der conservativen Parteien mit dem Centrum fertig ist, und die Nationalliberalen in die Stellung der verneinenden Minderheit gedrückt hat, ein peinliches Aufsehen machen müssen. Nach der Rede Bennigsens durfte man noch Hoffnung auf eine bessere Wendung schöpfen. Jetzt, da diese Hoffnung vernichtet ist und die Kerntruppe des Parlaments, die, an Talenten die reichste, den Ruhm besaß, Jahre hindurch die zuverlässigste Stütze der Reichspolitik zu sein, nun als eine der Oppositionsparteien gestempelt und damit in eine zweifelhafte Gesellschaft gedrängt ist, wird es nicht an Hohn bei den Gegnern, nicht an Anklagen unter den Freunden selber fehlen. Ueberall wird man geneigt sein, die Schuld abzulehnen und nach anderen Seiten zu schieben. Wer außerhalb der Parlaments- und Fractionsgeheimnisse steht, der kann nicht ein ausreichendes Material für das Urtheil besitzen, er wird bescheiden und mit Zurückhaltung seine Meinung äußern. Aber der Eindruck drängt sich unabweislich auf, daß unsere Freunde nicht frei von Schuld sind an dem Gericht, das über sie hereingebrochen ist. Noch weniger schuldfrei wird man diejenige

Presse sprechen können, die man als Organ derselben anzusehen gewöhnt ist. Die ganze Wirthschaftsreform, wie sie aus dem Kopfe des Kanzlers entsprang, ist — wer kann das heute leugnen? — von Anfang nicht in ihrer vollen Bedeutung erkannt und dem entsprechend behandelt worden. Ueber den Ziffern der Zollsätze hat man die politische Wichtigkeit des Ganzen nicht nach Verdienst gewürdigt. Sonst hätte man sich nicht bis in die letzten Tage mit dem schalen Troste abfinden können, daß die Wirthschaftsfragen zu den Adiaphora der Partei gehören, diese als solche nichts angehen, ins Belieben eines Jeden gestellt seien. Dieser Vorlage gegenüber ziemte es sich für die erste Partei des Reichstages doch kaum, mit der Ablehnung der Verantwortung sich zu begnügen und diese Anderen zu überlassen. Die einzelnen Bestandtheile des umfangreichen Programms haben tiefe Meinungsverschiedenheiten aufregen müssen, aber doch hätte sich ein Standpunct für unsere Partei auffinden lassen müssen, der ihr ihre alte historische Stellung, als die freie Verbündete des Kanzlers, sicherte. Was bezweckte die Reform? Kurz gesagt, eine bleibende Festigung des Reichs mit Zuhülfenahme von Maßregeln, die ohne Zweifel reactionär, aber in den augenblicklichen Umständen nicht unbegründet und ihrer Natur nach vorübergehende, wechselnde waren: war es so schwer für die nationalliberale Partei, eine bestimmte Stellung zu einem solchen Programm zu finden? Man hat außerhalb nicht vernommen, daß ernstliche Versuche hierzu gemacht worden wären. Die einflußreichsten Preßorgane waren in den Händen derjenigen Parteiführer, die von Anfang an einer Verständigung entgegenwirkten, oder standen doch auf deren Seite. Nach außen hatte es so den Anschein, als ob allerdings die Partei ihre Stellung genommen hätte, aber gegen die Reform, und als die Rede Bennigsens diese geflissentliche Täuschung endlich zerriß, war es zu spät, um der zerklüfteten Partei ihren Einfluß zu erhalten. Der Vergleich mit der Politik des Centrums läßt diejenige unserer Freunde vollends in unvortheilhaftem Lichte erscheinen. Beide Parteien befanden sich in einer ähnlichen Lage: das Centrum war geneigt, den wirthschaftlichen Theil des Programms zu unterstützen, verhielt sich dagegen kühl zu dem finanziellen; umgekehrt die Nationalliberalen, günstig der Finanzreform, widerstrebten der Zollreform. Wie viel klüger aber hat das Centrum operirt, das jetzt die Früchte seiner Vorsicht einerntet? Und wie viel richtiger hat es den vorherrschenden Zug der öffentlichen Meinung erkannt?

Daß es zu der jetzigen Wendung kommen werde, diese Besorgniß hat man schon seit den letzten Reichstagswahlen sich nicht mehr verbergen können. Allein die Session, die dem Socialistengesetz gewidmet war, schien noch einmal die damals aufgetauchten Schatten zu verscheuchen, ihr Verlauf schien noch einmal eindringlich allen national gesinnten Elementen in Erinnerung zu bringen, daß auf ihrem Zusammenhalt die wirksame Abwehr gegen den

Umsturz, wie der wirksame Ausbau der Reichseinrichtungen beruhe. Der Reichskanzler selbst erklärte seinen Wunsch, in dem Zusammenwirken der conservativen Parteien und der Nationalliberalen seine natürliche Stütze zu finden. Gewiß haben auch die conservativen Parteien ihr volles Maß von Schuld, daß das gelockerte Band nicht wieder fester geknüpft und jetzt zerrissen ist, aber die nationalliberale Partei wird bei ehrlichem Besinnen sich gestehen müssen, daß sie in sich selbst Elemente, und übermäßig einflußreiche Elemente, hat, die aus allen Kräften die Kluft zwischen den Mittelparteien zu erweitern trachteten. Sie sind nur allzu erfolgreich gewesen. Die Unterstützung, die er in der alten Mehrheit nicht mehr hat, findet der Kanzler in einer neuen Combination, die wir nicht ohne Sorge im Besitze ungeahnter Macht sehen. Schwer hält man das starke Wort zurück, daß die liberale Sache jetzt büße für die Fehler ihrer Stimmführer. Ob die Fehler wieder gut zu machen sind, ob die Partei ihre einflußreiche Stellung wieder zu finden weiß, das ist jetzt die besorgte Frage. Die Antwort wird zum guten Theile davon abhängen, wie die neue Coalition ihre Macht gebrauchen, und wie weit sie dieselbe ausdehnen wird über das Wirthschaftsprogramm hinaus.

g.

Literatur.

Karl Hillebrand, Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, R. Oppenheim. 1879. — Aus der kleinen Schrift „Eindrücke und Erfahrungen", die, bald nach dem Krieg erschienen, verdientes Aufsehen in Deutschland machte — in Frankreich ist sie bezeichnenderweise völlig ignorirt worden — ist nun durch die nachbessernden Ergänzungen des Verf. ein stattliches Buch geworden, das sich über die französische Gesellschaft in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nach den verschiedensten Richtungen verbreitet: Familie und Sitte, Unterrichtswesen, Theater und Literatur, das Verhältniß der Provinz zur Hauptstadt kommen an die Reihe, und daran schließen sich einige politische Capitel, über Napoleon und die Republikaner, Thiers, das Septennat u. s. w., das Ganze von Anfang bis zum Ende so lesenswerth als angenehm zu lesen. Hillebrand hat ein scharfes Auge, um Dinge und Menschen zu sehen, und zu der natürlichen Schärfe tritt die Schulung des Urtheils durch ein reiches Material der Vergleichung, das ihm zu Gebote steht. Es fehlt nicht an gelegentlichen Streiflichtern auf Deutschland, dessen Schwächen nicht geschont werden. Zur Beurtheilung der französischen Verhältnisse zieht Hillebrand vielfach die Meinung der bedeutendsten Geister Frankreichs zu Rathe und lernt von ihnen. Doch sein eigenes Urtheil ist souverän, gänzlich unabhängig, ohne doch paradox zu sein. Man fühlt vielmehr stets dessen solide Unterlage, seinen Aufbau auf exacter Beobachtung. Es ist etwas unerbittlich Zwingendes in den Schlußfolgerungen, die er zieht und dem Leser vorträgt. Verblüfft zuweilen seine Meinung durch ihren entschiedenen Ausdruck, der keine Milderung zuzulassen scheint, so wird man finden, daß das, was scheinbar einseitig ist, an anderer Stelle sein Gegengewicht erhält. Die Dinge werden durch dieses Verfahren stets in scharfe, wenn auch

wechselnde Beleuchtung gerückt. Die Wirkung, die Hillebrand erzielt, beruht eben darauf, daß er jedesmal das volle, ungebrochene Licht auf den Gegenstand wirft.

Einem so scharfsichtigen, vorurtheilsfreien Beobachter schenkt man gerne Gehör, wenn er eine Diagnose der heutigen politischen Zustände Frankreichs versucht. Hier ist sein Urtheil ungünstig genug. So viel er im französischen Privatcharakter Anerkennenswerthes findet, so wenig vermag er im politischen Zustand der Nation Anzeichen wiederkehrender Gesundheit zu sehen. Eher findet er eine bedenkliche Verschlimmerung der chronischen Krankheit Neufrankreichs. Als Krankheit aber, als wider den gesunden Instinct der Nation gehend, sieht er die importirten Ideen des Self-government, des Parlamentarismus an. Nur unter der Dictatur, dies ist ein Hauptsatz unseres Verfassers, vermag die französische Nation, wie sie Naturanlage und geschichtliche Entwickelung gemacht haben, ihre großen Geistesgaben und Charaktertugenden zu entfalten, gleichviel ob der Mann, der die Dictatur ausübt, ein gekröntes Haupt ist oder ein Parvenu. Natürlich ist eine aufgeklärte und gemäßigte Dictatur gemeint, eine Regierungsform, die sich ja mit der größten bürgerlichen Freiheit sehr wohl verträgt, keinerlei nationale Thätigkeit und Bewegung zu hemmen braucht, die Controle durch Volksvertretung und Presse sehr wohl zuläßt, nur die Lenkung des Staates nicht der Menge oder deren Führern ausliefert. Sehr treffend und gleichfalls ein grundlegendes Axiom des Verfassers ist die Bemerkung, daß Europa und namentlich Deutschland den Parteinamen und Einrichtungen in Frankreich eine Wichtigkeit beilegen, welche denselben durchaus nicht zukommt. Die aufgeregten Leidenschaften, die sich mit trostlosem Einerlei fast seit einem Jahrhundert bald in blutigen Straßenkämpfen, bald in heftigen parlamentarischen Stürmen entladen, die unheilbaren und mannichfaltigen Factionen, die sich um die oberste Stelle drängen, gehen weit weniger tief, ja sie erschüttern das Land weit weniger, als man gemeiniglich annimmt. Die Masse des französischen Volkes ist glücklich im Besitze der revolutionären Errungenschaften, deren Regelung und endgültige Einführung es Napoleon I. verdankt; es erträgt nur ungeduldig die Versuche politischer Theoretiker, dieselben umzugestalten. Aber es will weder im Mittelpuncte, noch in den Gliedern etwas von Selbstregierung wissen. Sein Ideal bleibt trotz seiner ausgezeichnetsten und feinsten Denker das eines tüchtigen Beamtenstaates. Ein dauerndes parlamentarisches Regiment erscheint dem Verfasser unmöglich, weil er nicht an eine dauernde Vereinigung der Centren, der gemäßigten Elemente der Demokratie glaubt. Und so kommt er immer wieder darauf zurück, daß der gemäßigte Cäsarismus dem Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts das Angemessenste sei. Welche Personen aber, oder auch nur welche Partei der wiederum drohenden Umsturzperiode ein Ende machen werde, das wagt er nicht zu prophezeihen. Auffallend ist nur, daß Hillebrand die Meinung ausspricht, ein Herrscher, der sein Regiment klug, mit vollem Verständniß der Franzosen ausübe, würde wohl im Stande sein, eine dauernde Regierung in dem vielbewegten Lande zu gründen und die Herrschaft ruhig seinem gesetzlichen Nachfolger zu überlassen. Die Dinge liegen doch vielmehr so, daß eben, weil das persönliche Regiment unter irgend einer Form für das heutige Frankreich als eine Nothwendigkeit erscheint, des Wechsels und der Unbeständigkeit kein Ende abzusehen ist. Im Uebrigen darf von der Diagnose gesagt werden, daß sie — die Schlußbetrachtung ist schon an Weihnachten 1878 geschrieben — durch das seither Geschehene nicht Lügen gestraft ist.

L.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 21. Mai 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Das Mausoleum von Halikarnaß und seine Zerstörer.

Seit geraumer Zeit sind im Auftrage und unter dem Schutze des neuen deutschen Reichs deutsche Wissenschaft und deutscher Fleiß bemüht, das alte olympische Nationalheiligthum der Hellenen aufzudecken; fast täglich hören wir von neuen, köstlichen Funden, welche die verschiedensten Gebiete unseres Wissens auf das glücklichste bereichern, und schätzen als eine der ehrenvollsten Errungenschaften unserer neuesten Geschichte dieses Bestreben, wieder wett zu machen, was unsere Vorfahren bei ihrem Eintritt in die Geschichte an den Meisterwerken alter Kunst so gesündigt, daß man noch heute systematische Zerstörungslust mit dem Namen eines deutschen Volksstammes brandmarkt.*) Und um so schöner ist dieses Bestreben, als es nicht geschieht, um unsere Museen mit den Schätzen, welche wir dem Schooße der Erde entreißen, zu bereichern, sondern im reinen, selbstlosen Dienste der Wissenschaft.

Andere Völker sind praktischer gewesen; der Parthenon zu Athen weiß davon zu erzählen; und zu den werthvollsten Besitzungen des britischen Museums in London, nächst den Reliefs des Tempels in Phigalia, gehört die Ausbeute, welche man in den Trümmern des Mausoleums zu Halikarnaß gemacht, jenes Wunderwerkes antiker Baukunst, dessen barbarische Vernichtung man bis auf die neueste Zeit einem deutschen Würdenträger des Johanniterordens zuschrieb.

Ausländer waren es, welche zuerst diesen Vorwurf erhoben und verbreiteten; Deutsche trifft der Vorwurf, ihn auf die Autorität jener hin aufgenommen, und damit vor den andern Nationen ein offenes Schuldbekenntniß abgelegt zu haben. Mit entrüsteten Worten weist von Hammer auf den „barbarischen deutschen Bauherrn, welcher die classische Ruine verstümmelte“, und noch weiter geht Kinkel**). Denn während man bisdahin den Elementen

*) Bekanntlich aber mit Unrecht. „Die ruhige Forschung verdammt die triviale Fabel, daß die Vandalen die Gebäude Roms zerstört haben.“ Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom (1. Aufl.) I, S. 215. D. Red.

**) „Das Mausoleum von Halikarnassos und die Reste seiner Bildwerke im britischen Museum“ in: Mosaik zur Kunstgeschichte. Berlin 1876. S. 108—160.

einen immerhin bedeutenden Antheil an der Zerstörung zuschrieb, sucht er diesen auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen, damit die volle Verantwortung „die deutsche barbarische Hand, welche zuerst das Mausoleum abtrug", treffe.

Mit Freuden begrüßen wir daher die neuerdings erschienene Schrift eines anderen Deutschen*), in welcher auf Grund sorgfältigen Quellenstudiums die ganze Behauptung als ein Gewebe von Mißverständniß, Böswilligkeit und Oberflächlichkeit aufgedeckt und in das Nichts zurückgewiesen wird.

Artemisia, die Schwester und Gattin des Mausolos, jenes staatsklugen Dynasten von Karien, den Lukian von sich selbst rühmen läßt: „ich habe über ganz Karien regiert, und auch über einige Lydier, und manche Inseln habe ich unterworfen, und bis Milet bin ich gekommen, nachdem ich große Stücke von Jonien erobert hatte; und schön war ich und hochgebaut, und in Schlachten stark", dem aber Kinkel nicht mehr Intelligenz zuschreibt, als etwa „zu einem Premierlieutenant nothwendig wäre", ließ für ihn nach seinem 352 v. Chr. erfolgten Tode in der Bucht von Halikarnassos, das er zu seiner Hauptstadt erhoben hatte, durch die Architekten Satyros und Pytheos ein hochragendes Grabmal entwerfen und beginnen. Sie selbst erlebte die Vollendung nicht; die betheiligten Künstler sahen aber, wie die alten Schriftsteller berichten, die Beendigung des Baues als eine Ehrensache an und schufen ein Bauwerk, welches von so charakteristischer Gestalt war, daß von ihm die ganze Gattung derartiger Monumente seinen Namen entlieh, und wegen seiner Größe und Pracht zu den hervorragendsten unter den sieben Wunderwerken der antiken Welt gerechnet wurde.

Ganz aus Marmor gearbeitet, oder wenigstens mit solchem bekleidet, und mit leuchtenden Farben bemalt, erhob es sich auf einer Terrasse am Meer in einer Gesammthöhe von 140′, etwa so, wie es eine restaurirte Ansicht in den von diesen Blättern mit Recht lobend erwähnten Kunsthistorischen Bilderbogen (Blatt 7) darstellt, bestehend aus einem mächtigen, mit Reliefs verzierten viereckigen Unterbau, in welchem die Grabkammer verborgen lag, und einer, von einem Säulengange ionischer Ordnung mit darüber befindlichem Fries und dazwischen gestellten Statuen umgebenen Cella, über der sich eine Pyramide von 24 Stufen aufbaute, welche von der ein Viergespann lenkenden Statue des Mausolos (die aus mehreren Stücken fast vollständig zusammengesetzt, sich jetzt im britischen Museum befindet) gekrönt wurde. Diese Letztere hatte Pythis gearbeitet, während als Meister des, Amazonenkämpfe darstellenden Frieses der Säulenhalle (der andere, welchen der englische

*) Karl Herquet „Die Zerstörung des Mausoleums von Halikarnaß durch die Johanniter" in: Juan Ferrandez de Heredia, Großmeister des Johanniterordens. Mühlhausen i. Th. 1878. S. 104—115.

Architekt Pullen nicht an den Unterbau, sondern an die Außenwand der Cella versetzt, hat die Kentaurenschlacht, Wettkämpfe und dergleichen zum Gegenstand; was von beiden erhalten ist, bewahrt ebenfalls das britische Museum) Bryaxis, Timotheos, Leochāris und Skopas genannt werden. Diesem theilt Plinius die Arbeit an dem östlichen Theil des Frieses zu, und da nun dort einige vorzüglich erhaltene Platten von eigenartiger Behandlung gefunden wurden, haben wir in ihnen vielleicht Originale von der Hand des Meisters, welchem man in Concurrenz mit Praxiteles die Florentiner Niobidengruppe zuschreibt, und von dem man bisher beglaubigte Werke noch nicht kannte. Friederichs ist freilich anderer Ansicht.

Wie lange das Mausoleum so in voller Herrlichkeit gestanden, wissen wir nicht. Plinius und Vitruv beschreiben es ziemlich ausführlich; später wird es ab und an, doch nur mit allgemeinen Redensarten, erwähnt. Die letzte Nachricht von seinem Bestehen scheint Gregor von Nazianz in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts zu geben; mir erscheint es wenigstens bedenklich, aus seinen Worten

Μαυσωλου ταφος ἐστι πελωριος, ἀλλα Καρεσσι
Τιμιος, οὑτις ἐκει τυμβολετης παλαμη

mit Herquet das Gegentheil herauszulesen.

Dann aber muß es, und zwar gründlich, zerstört worden sein. Spätere Schriftsteller kennen nicht einmal seine Stelle mehr. Die griechische Prinzessin Eudokia (Ende des elften Jahrhunderts) will wissen, daß es an einer sumpfigen Stelle liege, während es sich in Wahrheit auf einer Felsenterrasse befand; und diesem Umstande gegenüber kann die Phrase des Eustathios „es war und ist noch ein Wunderwerk" nicht mehr bedeuten, als wenn wir es noch heute unter den sieben Wunderwerken der alten Welt aufzählen. Der Venetianer Coriolano Cepione will zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch die „vestigia" desselben gesehen haben. Marulli aber, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, läßt es ganz unter dem Wasser liegen, und ihm folgt der französische Akademiker Sainte-Croix, welcher das Verdienst hat, die Erzählung von dem deutschen Zerstörer in ein System gebracht und als einen Kanon aufgestellt zu haben, von dem man bisher nicht abzuweichen wagte.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß, als man in den Vierziger Jahren dieses Jahrhunderts dem Gegenstande wissenschaftlich näher trat, die competenten Gelehrten sich über die Situation völlig unklar waren. Professor Roß suchte es an einer anderen Stelle, als vor ihm der Engländer Spratt; beide aber hatten sich geirrt, denn ein glücklicher Zufall ließ den richtigen Ort durch Newton aufgefunden werden.

Die von diesem auf englische Staatskosten 1856—1859 ausgeführten Nachgrabungen ergaben, daß das Gebäude als solches vollständig zerstört sei,

doch fand man genügendes Material, um seine Dimensionen berechnen zu können, wobei sich herausstellte, daß die bezüglichen Angaben der Alten vollständig auf Wahrheit beruhten.

Rund um das in den Felsen gehauene Fundamentbett und innerhalb desselben fand man zahlreiche Fragmente colossaler, durch einen jähen Sturz aus bedeutender Höhe zerschmetterter Statuen, deren einstiger Platz zwischen den Säulen rings um die Cella gesucht werden muß, zusammen mit Platten des oberen und unteren Frieses, und Theilen von Löwen, welche vielleicht den unteren Rand der Stufenpyramide umgeben hatten. Ferner in ziemlicher Entfernung nördlich von dem Gebäude, noch jenseits seiner Umfassungsmauer, einen Theil der Pyramidenstufen, die Statue des Mausolos, Bruchstücke seines Wagens und der Pferde und Säulencapitäle, während merkwürdigerweise Fragmente eines großen Wagenrades auch südlich von dem Gebäude lagen.

Würdigt man diesen Zustand der Fundstätte vorurtheilsfrei, so wird man sich sagen, daß ein plötzlich und mit fürchterlicher Gewalt hereinbrechendes Ereigniß die Zerstörung herbeiführte, und daß dies kaum etwas anderes gewesen sein kann, als ein Erdbeben, wie solche so oft die Küste Kleinasiens heimsuchten. Es stürzte zuerst die Statue des Mausolos mit dem größeren Theil der Pyramide, welche auch die Säulen zum Theil mit sich riß. Die meisten der letzteren aber, ihres Haltes beraubt, fielen in sich zusammen, rissen die Statuen in jähem Sturze nieder, veranlaßten auch, indem sie aus ihren Basen wichen, das Bersten des Unterbaues und begruben die Friesplatten desselben unter seinen und ihren Trümmern. Diese Ansicht über die eigentliche Ursache und den Beginn der Zerstörung war bisher die allgemein verbreitete, und auch Kinkel schließt sich ihr zu Eingang seines Aufsatzes an, um später, wie Herquet treffend bemerkt, seiner Theorie von der Zerstörung durch die Johanniter zu Liebe, und von der nicht zu begründenden Vermuthung ausgehend, als sei Halikarnaß ein von Erdbeben verschonter Ort gewesen, weil seine Bewohner einmal dem Kaiser Tiberius versicherten, sie hätten seit 1200 Jahren kein Erdbeben gehabt, die Hypothese aufzustellen, ein Blitzstrahl habe das Viergespann nebst einem Theil der Pyramide herabgeschleudert, während der Rest unversehrt geblieben sei, bis ihn die Johanniter verwüsteten und abtrugen. Daß er dabei dem Zustande der übrigen Sculpturen keine Rechnung trägt, liegt auf der Hand, und daß dieser auch mit dem, was seine Gewährsmänner behaupten, gar nicht in Einklang zu setzen ist, wird sich gleich zeigen.

Der erste derselben, der Appellationsrichter des Johanniterordens, Jacob Fontanus aus Brügge, berichtet in seinem 1540 erschienenen Buch „de bello Rhodio“: ein deutscher Ritter, Henricus Slegelholt, habe, als Tamerlan in

Asien eingefallen und Bajesid in Ketten geworfen habe, das Ordenskastell St. Petri „ex ruinis Halicarnassi piramidibusque Mausoli sepulchri“ erbaut, d. h. zur Zeit der am 20. Juli 1402 geschlagenen Schlacht bei Angora. Sainte-Croix setzt diesen Bau fälschlich in das Jahr 1404 und interpretirt die Worte des Fontanus dahin, daß die Reste des Mausoleums dem neuen Gebäude einverleibt worden seien, worin ihm Kinkel folgt. Mit Nothwendigkeit braucht dies aber ihr Sinn nicht zu sein, und Herquet bemerkt mit Recht, Fontanus, dessen ausgesprochene Absicht es gewesen, die Verleumder des Ordens in Rom zum Schweigen zu bringen, habe nichts anderes sagen wollen und sagen können, als daß der Orden seine Festung auf den Trümmern des Mausoleums wie überhaupt auf denen von Halikarnaß errichtet habe.

Mag aber auch die Deutung von Sainte-Croix und Kinkel richtig sein, so folgt doch daraus nicht allzuviel. Denn thatsächlich ist Fontanus in dieser Angelegenheit kein zuverlässiger Berichterstatter. Nach der Angabe des den Ereignissen zeitlich weit näher stehenden Cristofero de'Buondelmonti (liber insularum archipelagi) und anderen damit übereinstimmenden Nachrichten fiel der Bau des Castells schon in den Frühling des Jahres 1400, und zwar brachte dazu, wie Ducas erzählt, der Großmeister Nailhac das Material, auch Steine und Kalk, auf Transportschiffen von Rhodos herüber. Der von Fontanus genannte Heinrich Slegelholt kann kein anderer sein als der in der Ordensgeschichte eine bedeutende Rolle spielende Hesso Schlegelholtz, über den bisher heillose Verwirrung geherrscht hat. Rottier machte aus ihm einen Pierre Schlegelhold, und von Hammer schreibt dies nach, indem er hinzufügt, der Name lebe noch verstümmelt in dem heutigen Namen des Ortes Bodrun. Kinkel hat nicht ermitteln können, aus welchem Theile Deutschlands Hesso stamme, und scheint außer der Notiz des Fontanus überhaupt von ihm nichts zu wissen. In einem längeren, besonderen, dem Hesso gewidmeten Excurse seines Buches hat nun Herquet nachgewiesen, daß derselbe einer im Breisgau angesessenen Familie angehörte, und während der Rhodisischen Periode des Johanniterordens die bedeutendste Stelle unter den deutschen Gliedern desselben einnahm; er war 1398—1408 oberster Meister des Johanniterordens in deutschen Landen, und dann bis zu seinem am 20. Mai 1412 auf Rhodos erfolgten Tode Comtur zu Lango, Großcomtur von Cypern und Statthalter des Meisterthums zu Rhodos, befand sich aber vom Sommer 1398 bis in den August 1401 in Deutschland, sodaß er keinenfalls bei der Erbauung des St. Peterscastelles betheiligt gewesen sein kann, wie dieselbe denn auch von zuverlässigen Gewährsmännern der persönlichen Thätigkeit des Großmeisters Nailhac zugeschrieben wurde.

Kinkel sucht die Betheiligung Hessos an dem Bau noch dadurch wahr-

scheinlich zu machen, daß er sagt: „Unter den sogenannten Zungen des Ordens nahm die deutsche stets einen ehrenvollen Rang ein; die Annalen der letzten Belagerung vom Jahre 1522 verweilen auf ihren Heldenthaten. Eine der kriegerischen Großwürden des Ordens fiel ihnen zu; wie der sogenannte Türkendrescher (Turcomastix), d. h. der General der Reiterei, stets aus der englischen Zunge gewählt wurde, so war der Bailli des Ordens immer ein Deutscher. Der Bailli hatte die Aufsicht über die Festungswerke, also war es natürlich, daß der Bau des neuen Schlosses von St. Peter, am Hafen von Halikarnassos, einem deutschen Ritter zufiel.“ Wie verfehlt diese Beweisführung ist, lehrt uns Herquet. Erst im Jahre 1428 wurde für die deutsche Zunge die Würde des Großballei (nicht Bailli) geschaffen, mit der Präeminenz, jährlich einmal das St. Peterscastell zu inspiciren. Somit fällt auch diese Beziehung zwischen Hesso und dem ihm zugeschobenen Bau. Zugleich erhalten wir aber eine Andeutung, wie die ganze Fabel entstanden. Der erste Großballei, welcher bis 1437 fungirte, aber bereis 1432 Rhodos verließ, war ein Verwandter Hessos, Johannes Schlegelholtz. Davon hörte der noch vor Fontanus schreibende Ulmer Dominicaner Felix Fabri (Schmidt), welcher sich 1480 auf Rhodos aufhielt, und indem er in seinem „evagatorium“ (welches Sainte-Croix, Newton und Kinkel unbekannt geblieben zu sein scheint) die Erbauung des Peterscastells mit allerlei abenteuerlichen Zuthaten erzählte, warf er, da ihm einerseits die Auszeichnung seines Landsmannes imponirte, andererseits aber die Bedeutsamkeit der Burg wohl bekannt war, unbedenklich beides zusammen, und machte Johannes zum Erbauer. Dem Fontanus wird dies nicht unbekannt geblieben sein, und er substituirte nun, der richtigen Chronologie gemäß, ohne weiteres den älteren Hesso, von dem, wie Herquet nicht für unwahrscheinlich hält, vielleicht der Plan zur Anlage des Castells ausging; er stützte sich dabei nach Herquets Vermuthung möglicherweise auf eine zu Rhodos unter den deutschen Rittern bestehende Tradition, wonach das Castell auf dem Fundamente des Mausoleums erbaut worden.

Gravirender erscheint die Anklage des savoyischen maître des requêtes, Claude Guichard, welcher seine Nachrichten durch Vermittelung des in Lyon lebenden Arztes d'Alechamps von einem Augenzeugen, dem Johannitercomtur de la Tourette haben will; dieselbe nennt zwar keinen deutschen Namen, sondern richtet sich nur im Allgemeinen gegen den Orden, trifft doch aber indirect auch den deutschen Großballei, dem, wie gesagt, die Inspection des Castells oblag.

Er erzählt in seinem 1581 erschienenen Buche: funérailles et manières diverses d'ensevelir des Romains, Grecs etc., die Johanniter hätten im Jahre 1522, um sich gegen den drohenden Angriff Solimans zu vertheidigen, die Ausbesserung der Festungswerke des Peterscastelles beschlossen. Zum

Kalkbrennen wären ihnen gewisse, in Form eines Perrons in der Nähe des Hafens sich erhebende Marmorstufen sehr geeignet erschienen, und bei weiterem Nachgraben hätte sich gezeigt, daß die Fundstätte immer ausgiebiger geworden. Nach vier- bis fünftägiger Arbeit seien sie auf eine Art Höhle gestoßen, mit Lichtern hinabgestiegen, und nun in einen prächtig mit Reliefs und buntem Marmor verzierten großen Saal, von dort aber durch eine niedrige Pforte in eine Art Vorzimmer gelangt, in welchem sich ein Grabmal mit einer Vase und einem Aufsatz von weißem Marmor befunden. Sie hätten alle Kostbarkeiten zerschlagen, das Grab aber nicht mehr aufdecken können, da bereits zum Rückzug geblasen worden. Am andern Morgen hätten sie das Grab, vermuthlich von Seeräubern, geplündert, und die Erde rings umher mit Goldflittern und Goldbrokatstücken bestreut gefunden.

So detaillirte Angaben diese Nachricht enthält, und so bestimmt sie auftritt, so unwahrscheinlich ist sie doch.

Kinkel nimmt an, die Ritter seien auf den noch an seinem alten Platz befindlichen unteren Theil der Pyramide gestoßen, nach mehrtägiger Arbeit in die Nähe der Grabkammer gelangt, welche, den Ausgrabungen zufolge, im untersten Theil des Unterbaues und zum Theil innerhalb des Fundamentes lag, und durch einen geheimen Gang — denn den eigentlichen Zugang fand Newton noch durch eine colossale Steinplatte verschlossen — in dieselbe gedrungen, um dort ihr barbarisches Zerstörungswerk zu vollführen.

Demnach wäre das Mausoleum damals von einer etwa 110′ tiefen Erdschicht überdeckt gewesen, während Newtons Nachgrabungen das Alluvium höchstens 20′ hoch fanden; und in verhältnißmäßig kurzer Zeit hätten die Ritter aus diesem tiefen Schachte die noch stehenden Blöcke der Pyramide, der Cella und des Unterbaues heraufgeschafft, um schließlich zur Grabkammer zu gelangen, deren geschilderte Ausstattung mit dem, was sonst von dergleichen Gemächern bekannt ist, nicht übereinstimmt. Von den zerschlagenen Sculpturen derselben, dem Friese mit Schlachtendarstellungen, hat sich nichts gefunden, denn die vielen auf dem Boden des Gebäudes und rings umher entdeckten Fragmente haben alle, nach Kinkels eigener Darstellung, zu der äußeren Ausschmückung gehört. Und wenn in der That, worauf Kinkel großes Gewicht legt, mit Guichards Bericht übereinstimmend, in der Grabkammer eine, Keilschrift und Hieroglyphen tragende Vase gefunden wurde, so ist das doch nicht so wichtig, daß dadurch der ganze Bericht einwandsfrei würde, zumal es, nach Herquets Meinung, den Anschein hat, als sei dieselbe nicht durch Menschenhand, sondern durch einen von unten kommenden Stoß, den sie infolge eines Sturzes beim Aufschlagen erlitt, beschädigt worden. Es ist möglich, daß sie an der Grabstätte des Mausolos gestanden; ebensowohl aber kann sie, wie die in ihrer Nähe zu Tage geförderten Reliefs, einen

anderen Platz gehabt haben. Unerklärlich wäre es auch, daß die augenscheinlich aus großer Höhe herabgestürzten Statuenfragmente, die Reliefplatten und die gleich zu erwähnenden Löwen rings um das Fundament verstreut worden, wenn die Ritter gezwungen waren, das Material, welches ihnen das Gebäude bot, aus der umgebenden Erde wie aus einem Steinbruch heraufzuholen. Alle diese Dinge hätten dann ebenfalls mit heraufgebracht werden müssen, und wären zweifellos, nachdem man sie für werthlos erachtet, auf der Oberfläche verstreut worden. Denn daß etwa eine vollständige Freilegung des Grabmals vorgenommen, liegt weder in den Worten Guichards, noch würde der dazu erforderliche Zeit- und Kraftaufwand mit dem angeblichen Zweck der Zerstörung — der schleunigen Ausbesserung der Festungswerke — in Einklang gestanden haben. Merkwürdig ist ferner, daß von der Cella und deren Inhalt, die nach Kinkels Darstellung ebenfalls noch gestanden haben muß, gar nicht die Rede ist. Und was soll man nun gar davon denken, daß in dem Sarge eines vor Alexander dem Großen lebenden karischen Königs Goldbrokat gefunden sein soll, da es außerdem wahrscheinlich ist, daß die Leiche desselben verbrannt wurde; erzählt doch die Sage, seine Wittwe habe die Asche ihres Gatten im Uebermaße ihres Schmerzes, und um sich nie von ihr zu trennen, in täglichen Portionen verschluckt.

Vergleicht man nun das, was Newton fand, was Fontanus berichten soll, und was Guichard erzählt, mit dem, was sich Kinkel über die Zerstörung des Gebäudes zurecht gelegt hat, so stellt sich die vollkommene Unmöglichkeit einer Vereinigung heraus.

Die krönende Statue mit der Spitze der Pyramide wurde thatsächlich durch irgend ein Naturereigniß, mag dies nun Erdbeben oder Blitzstrahl gewesen sein, weit hinweg geschleudert. Alles andere blieb, Kinkel zufolge, erhalten, und wurde im Laufe der Zeit mit Erde überdeckt. Den noch erhaltenen Theil der Pyramide, und was darunter war, beseitigten die Ritter angeblich 1522; worauf soll sich denn nun die mit so emphatischen Worten gebrandmarkte Zerstörung unter Heinrich (Hesso) Schlegelholtz zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, die nach Kinkel in einer „Abtragung" bestand, bezogen haben? Es bleibt absolut nichts für sie übrig; neben der Zerstörung von 1522, deren Thatsächlichkeit mit Kinkel vorausgesetzt, ist für sie kein Raum, und nur der Schluß ist gestattet, daß Fontanus eben nichts von dem sagt, was man in ihn hinein interpretiren will, oder daß er sich, wie in anderen, für diese Untersuchung wesentlichen Dingen, geirrt hat.

Aber auch Guichards Bericht wird zum größten Theil auf Phantasie beruhen. Von unleugbarem Gewicht ist der von Herquet mitgetheilte Umstand, daß der Name seines Gewährsmannes de la Tourette bei der zweiten Belagerung von Rhodos gar nicht vorkommt, wohl aber bei der ersten im

Jahre 1480. Daß man damals auf Rhodos von einer Zerstörung des Mausoleums behufs Erbauung des St. Peterscastells nichts wußte, sieht man aus dem bereits erwähnten Bericht des Felix Fabri, der, obwohl er sonst verschiedenartigstes Detail mittheilt, das Mausoleum gar nicht erwähnt. Wohl aber mag de la Tourette bei seiner Rückkehr nach Frankreich von der Benutzung des Halikarnassischen Trümmerfeldes im Allgemeinen, von merkwürdigen Entdeckungen dabei gesprochen und zugleich berichtet haben, daß Sculpturen, welche er mit Recht dem Mausoleum zuwies, am Castell eingemauert, auch wohl ins Ausland verschleppt worden seien, wie denn in der That eine ganze Reliefplatte in Genua, ein Fragment in Konstantinopel gefunden wurde. Daraus haben dann der in nicht besonders gutem literarischen Rufe stehende d'Alechamps und Guichard ihre romantische Erzählung componirt, wobei sie durch den Umstand unterstützt wurden, daß eine Anzahl zum Mausoleum gehöriger Reliefplatten mit darüber befindlichen Löwenbüsten, die sämmtlich 1846 durch Vermittelung des englischen Gesandten in Konstantinopel, Viscount Stratford de Redcliffe, in das britische Museum gelangten, in die Wände des Castells eingemauert waren. Reliefs und Büsten erhielten anscheinend diese Plätze gleichzeitig, und eine der Letzteren trägt, worauf Herquet aufmerksam macht, das Wappen des Großmeisters d'Amboise (1505 bis 1512) mit der Jahreszahl 1506, sodaß sich dadurch das Datum ihrer Auffindung und Einmauerung, zu einer Zeit, in welcher in der That ein großer Theil der Mauer ausgebessert und erhöht wurde, ergiebt. Konnten aber damals bereits Friesplatten in dieser Weise verwendet werden, so folgt daraus, daß das Gebäude weiter zerstört war, als es nach Guichard und Kinkel 1522 gewesen sein soll; nimmt man aber an, daß der obere Theil noch so weit aus der Erde hervorgeragt hätte, daß die Platten einfach herausgenommen werden konnten, so läßt sich wiederum gar nicht absehen, warum die Ritter bei der Sorgfalt, mit welcher sie dieselben factisch behandelten, nicht auch die übrigen zum Schmuck ihrer Burg sollten verwendet haben. Dazu kommt noch die Unwahrscheinlichkeit, daß in der kurzen Zeit bis 1522 dieser ganze freistehende Rest mit Erde überdeckt worden sein mußte, und daß die Ritter, wie aus Guichards Bericht hervorgeht, jede Kenntniß von dem darunter Verborgenen hätten verloren haben müssen. Ferner ist es bemerkenswerth, daß Newton auf dem Fundamentplateau neben wohl erhaltenen Löwenfiguren die vollständig passenden abgeschlagenen Hintertheile jener oben erwähnten Büsten fand. Wir müssen danach vermuthen, daß in dem gedachten Jahre bereits die Ritter das Mausoleum bis nahe an seine Basis zerstört vorfanden, und die ihnen zufällig in die Hände gelangenden antiken Bildwerke, sie in ihrer Weise zurechtstutzend, zur Verzierung des Castells verwendeten. Denn müßten wir annehmen, daß zu jener Zeit die Löwen etwa noch auf ihrem alten

Platze standen, und erst sechzehn Jahre später die völlige Zerstörung erfolgte, so würden sich schwerlich die fehlenden Stücke gerade an dieser Stelle gefunden haben; sie würden vielmehr im weiteren Umkreis, oder wenigstens in der oberen Schicht des Alluviums, nicht aber tief unten, gelegen haben.

Als Gesammtresultat der von Herquet angestellten Untersuchung erscheint nun, daß Hesso Schlegelholtz nicht der Zerstörer des Mausoleums gewesen, und daß wir mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit behaupten dürfen, dasselbe sei vor der Erbauung des St. Peterscastelles vermuthlich durch ein Erdbeben von Grund auf zerstört, aber noch nicht so hoch, wie zu Newtons Zeiten, mit Erde bedeckt gewesen, so daß die Ritter bei gelegentlichen Nachforschungen, wie sie die Natur des Trümmerfeldes ergab, die von ihnen zur Zierde ihres mit der größten Sorgfalt gehegten und gepflegten wichtigen Castells verwendeten Sculpturen zufällig entdeckten, während vieles andere ihnen verborgen und der Auffindung in der Neuzeit vorbehalten blieb.

G. Sello.

Jean Paul über den Humor.

Vergleicht man die Aufnahme, welche Fr. Vischers „Auch Einer“ beim großen Publicum, und, wenige Ausnahmen abgerechnet, auch bei der Kritik gefunden, mit der Gier, womit das Publicum jedes neue Product eines Romanschreibers, der sich ihm einstmals durch ein hervorragendes Werk empfohlen, verschlingt, selbst wenn ihm jetzt auch noch so elendes Geschreibsel geboten wird, oder vergleicht man sie mit den Posaunenstößen des Lobes, mit welchen die Kritiker das neueste Opus ihres Freundes willkommen heißen, so könnten sich wohl schwere Bedenken erheben, ob denn nicht wirklich alle die Recht haben, welche verkünden, daß unserer hastenden Zeit der Sinn für die wirklich großen Schöpfungen des Geistes abgehe, daß sie in kindischer Freude am Scheine und am Truge festhalte. Das Vischersche Werk weicht ja vom Herkömmlichen ab, das läßt sich nicht leugnen. Der Held ist ein wunderlicher, närrischer Kauz, der im Kampfe mit Kleinigkeiten zu unterliegen scheint; er ist aber zugleich auch ein Virtuos der Sittlichkeit, ein gewaltiger Heros, ein tiefer Denker, ein gemüthreicher Dichter. Scherz und Ernst wechseln im Buche, Lachen und Weinen. Der ruhige Gang der Erzählung wird plötzlich durch eine scheinbar durchaus nicht mit dem Ganzen zusammenhängende Geschichte unterbrochen; es fehlt die gewöhnliche Systematik, das Werk läßt sich nicht recht classificiren; es scheint gegen die einfachsten Gesetze der Aesthetik zu streiten. Daß freilich der Dichter unser größter Aesthetiker ist, daß es seltsam wäre, wenn er in so handgreiflicher Weise den von ihm selbst gegebenen Gesetzen zuwider handelte, das scheint keiner der Gegner in Erwägung zu ziehen.

Vor einiger Zeit erschien in dieser Zeitschrift (1878 II, S. 781 ff.) eine Besprechung des Werkes unter dem Titel: Jean Paul redivivus. Vischer selbst läßt im zweiten Bande desselben seinen Helden die Frage aufwerfen: „Sollte es nicht eine schöne Aufgabe sein, zu zeigen, daß es einen Humor giebt, der ein Bild des Närrischen mit der Objectivität des Künstlers entwirft und durchführt? Zweite verbesserte Auflage Jean Pauls, der mit Unrecht zu den Todten geworfen ist? Auferstandener, genießbar gewordener Jean Paul?" Damit glauben wir in Uebereinstimmung mit dem eben erwähnten Aufsatze das Thema des Buches gefunden zu haben. Der classische Typus eines Humoristen ist es, den Vischer schildern will, und, setzen wir hinzu, den er geschildert hat. Damit ist aber zugleich die Erklärung gegeben, warum das Buch die Gegenwart so fremdartig berührt hat. Eine Zeit, die von Jean Paul, von Humor überhaupt nichts mehr wissen will, wird sich auch sehr schwer für eine „zweite, verbesserte Auflage Jean Pauls" begeistern. Und doch ist jenes wie dieses eine tief zu beklagende Einseitigkeit. Die Deutschen wissen gar nicht, was sie an Jean Paul haben, sonst würden sie ihn schätzen und preisen und rühmen, sonst würden sie ihn lesen und immer wieder lesen, wie es seine Zeitgenossen gethan haben. Sie wissen aber auch nicht, welch kostbaren Schatz sie an Vischers neuem Buche besitzen, sonst würden sie ihm nicht werthlose Romansudeleien vorziehen.

Wenn ich es jetzt unternehme, Jean Pauls Ansicht über den Humor zu entwickeln, so soll dies natürlich in erster Linie ein Beitrag zur Kenntniß des unsterblichen Dichters selbst, ein Schlüssel für seine Werke sein; jeder aber, der Vischers Roman kennt, wird im Folgenden zugleich eine Apologie für diesen bemerken. Wenn ich auch hier wiederum es vorziehe, Jean Paul so viel als möglich selbst sprechen zu lassen, so wird die Art, in welcher er spricht, mich jeglicher Nöthigung, mich deswegen zu vertheidigen, überheben.

Jean Paul widerspricht zunächst Sulzer, welcher erklärt hatte, daß der Humor das seltenste Talent sei: für noch seltener hält Jean Paul das Talent, den Humor zu goutiren. Die meisten Deutschen, sagt er, verstehen Spaß, nicht alle Scherz, wenige Humor. Dereinst wohl hat ein Volk „dem Lachen" einen Tempel errichtet, die Deutschen aber haben noch nicht einmal das Modell zu einer Filialkirche fertig, da sie mehr nach den Eicheln greifen als nach den Blättern derselben. Sie haben unter dem Brodstudium wenig Lust zu ästhetischen Spielen und Studien; ebenso hat man es von einem der nützlichsten Hausthiere bemerkt, daß es nie, auch nicht als Ferkel, scherze und spiele, sondern daß sein männlicher Ernst nie auf etwas schlechteres ausgehe als Eicheln. Verwunderlich ist dieses freilich nicht. Denn wenn bei einem Werke die Unähnlichkeit mit allen übrigen so zum Lebensgeiste dieses Werkes gehört wie bei einem humoristischen, so macht dies erst spät aus einem Feinde

einen Freund. Nicht sowohl der Verstand, als vorzüglich der komische Sinn kommt nicht vor den Jahren, und es kann kein humoristisches Werk das erste Mal gefallen, sondern erst wenn man es zum zweiten, dritten oder vierten Male liest. Allerdings hat der Humorist einen närrischen, widerlichen Berghabit zum Einfahren in seine Stollen, und er nimmt nach Vermögen alle Aus- und Mißwüchse der Menschheit in sich auf. Es gehört zu den Aehnlichkeiten des „Hesperus“ mit dem Abendsterne, daß beide ihrer Unebenheit ihren größten Glanz verdanken. In einem Briefe an Jacobi redet Jean Paul von seinen Ueberbeinen, Milchversetzungen, Polypen und Speck- und Pulsadergeschwülsten, in der Unsichtbaren Loge von seinen stößigen Satyrs-Bocksfüßen. Ein Fichteaner ist „Schoppe“ und ein Humorist; ist nun aber, sagt Jean Paul, eines von beiden schon schwer von Verrückung zu trennen, wie viel mehr erst ihre Vereinigung. In der That grenzt der Humor an den Wahnsinn; er ist, wie die Alten den Diogenes nannten, ein rasender Sokrates, und nur Leser vom höchsten Geschmack halten die höchste Anspannung nicht für Ueberspannung. Der Humorist selbst wird oft als recht häßlich dargestellt, Jean Paul führt sich selbst vielfach als mit körperlichen Fehlern behaftet ein, so als lahm oder als halbtaub. Insbesondere wird es den Frauen schwer, sich mit humoristischen Charakteren zu befreunden, denn es kostet, besonders einer engen Phantasie, viel Ueberwindung, sich in unvollkommene Charaktere zu denken. Daß Siebenkäs in unglücklicher Ehe mit Lenette lebt, daran ist zum größten Theil schuld, daß er sein schönes Herz mit der grotesken komischen Larve verhing und seine Höhe auf dem niedergetretenen Soccus verbarg. Das feine weibliche Gefühl des Schicklichen ritzt und schindet sich gleichsam an allem Eckigen und Ungeglätteten; diese an bürgerliche Verhältnisse angestängelten Seelen fassen keine, die sich den Verhältnissen entgegenstellen. Für die Frau ist der schnelle Fieberwechsel zwischen Ernst und Scherz nichts, auch nicht das Komische, für den Mann dagegen ist letzteres blos das Umgekehrte der comédie larmoyante. Auch die Satire ist nichts für die Frauen; sie haben längst ein Surrogat für die Satire, die mehr für die Männer ist, und das ist die Medisance.

Auch die mangelnde Systematik und die Digressionen des Humoristen gehören hierher.

In der Levana z. B. bekennt Jean Paul, daß er sehr wohl wisse, wie gar oft das Besondere früher als das Allgemeine dargestellt werde und daß er sehr oft systematische Ordnung vermissen lasse. Ordnung, heißt es anderwärts, unverwandtes Augenmerk auf das vorgesetzte Ziel ist meine Sache nicht, ich springe lieber als ich gehe. Seinem Freunde Otto versichert er, daß er meist eine satirische Personage wie eine Pfänderstatue ansehe, die man mit allem Möglichen bestecke und umhänge; er empfiehlt ihm Digressionen,

denn im Grunde müsse jede Hauptmaterie für den Autor nur das Behikel sein, um darin über alles andere zu reden. Als er den Titan schreibt, ist es sein Trost, daß er noch zu jedem Bande einen Anhang hat, wo er zwischen seinen vier Wänden ist und machen kann was er will. Er erbittet sich daher ausdrücklich in einer äußerst witzigen „Vorrede zum satirischen Appendix" die Erlaubniß zu diesen Excursionen aus und schließt damit, daß er nicht befugt sein soll, in seinen historischen Bildersälen mitten unter Damen Spaß oder Extrasachen oder andere Sprünge mit seinem ererbten Bocksfuße zu machen, daß es ihm dagegen unbenommen bleibe, hinten an seinen Bildersaal ein Wirthschafts- und Hintergebäude, obwohl in einiger Entfernung, anzustoßen, um da sein Wesen zu treiben und seinen satirischen Tabaksrauch ohne Schaden der Damen, denen sonst die Schminke abfließt, auszublasen.

Alles das kann uns als Vorbereitung zu Jean Pauls Definitionen von Humor dienen.

Er nennt ihn die Parodie des Großen durchs Kleine, den komischen Weltgeist; er redet davon, daß der Humor mit der kleinen Welt die unendliche ausmißt und verknüpft, daß er absichtlich das unwillkürlich Komische zum künstlerischen adelt, die Narrheit zur Weisheit, das Erden-Irrhaus zum Nationaltheater. Der Humor ist ihm das auf das Unendliche angewandte Endliche, das umgekehrte Erhabene; er vernichtet das Endliche durch den Contrast mit der Idee; er erniedrigt das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten. Seine Höllenfahrt bahnt ihm die Himmelfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt. Dieser Gaukler trinkt, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hinaufwärts. Er soll die Seele mit jenem Dithyrambus entflammen, welcher die im Hohlspiegel eckig und lang auseinandergehende Sinnenwelt gegen die Idee aufrichtet und sie ihr entgegenhält. Als ein jüngster Tag wirft er die sinnliche Welt zu einem zweiten Chaos ineinander — blos um göttlich Gericht zu halten.

Wie durch die Digressionen und die mangelnde Systematik, so erregt der Humor ganz besonderen Anstoß durch das für seine Charakteristik Wichtigste, durch die Mischung von Niedrigem und Erhabenem, Kleinem und Großem, Komischem und Tragischem, Scherz und Ernst, Heiterem und Melancholischem.

Man tadelt, daß er den Leser ins Dampfbad der Rührung führt und ihn sogleich wieder ins Kühlbad der frostigen Satire hinaustreibt. Es muß aber, entgegnet Jean Paul, da das Leben an einem Fuße einen Kothurn und am andern einen Soccus trägt, uns lieb sein, daß eine Lebensbeschreibung

auch in einem Athem lacht und weint. Er verbindet mit dem „Campanerthal" unmittelbar „die Holzschnitte" und sagt in der Vorrede, der Mensch bestehe aus zwei Theilen, aus Spaß und Ernst, seine Glückseligkeit bestehe daher aus höheren und aus niederen Freuden. Berühmt ist jene Stelle des Fixlein, in welcher er von den drei Wegen, glücklicher zu werden, redet. Der erste, der in die Höhe geht, ist ihm: so weit über das Gewölke des Lebens hinaus zu bringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben und Beinhäusern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben und Beinhäuser sieht, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den er für den schwersten und klügsten hält, ist der: mit den beiden anderen zu wechseln. Wenn der Titan selbst vom Menschen nur den Oberleib zeigt, so soll das Pestizer Realblatt des Anhanges sein Verdienst darein setzen, die andere Hälfte darzustellen, die untere, das Erdstockwerk. Beim Victor des Hesperus hat die negativ-elektrische Philosophie mit seinem positiv-elektrischen Enthusiasmus immer um das Gleichgewicht zu kämpfen; aus dem Aufbrausen aber beider Spiritus wird nichts als Humor. Der Humor gleicht dem zweiköpfigen Adler der Fabel, der mit dem einen niedergebückten Kopfe verzehrt, indeß er mit dem anderen umherblickt und wacht. Es erquicken Jean Paul nirgends mehr ernste Stellen als unter komischen, wie die grünen Flecken an den Schweizerfelsen das Auge sanft unter dem blendenden Schnee und Eise streicheln; daher ist auch der auf das Mark des hohen Ernstes geimpfte Humor der Engländer so hoch über den Humor aller Völker gewachsen.

Jean Paul plaidirt aber nicht blos für die Vereinigung beider: er hält auch dem Heitern, Komischen und Kleinen für sich selbst, sowie dem Erhabenen und Ernsten für sich begeisterte Lobreden.

Es ist, sagt er, beinahe nicht so nöthig zur Religion zu erziehen als zur Heiterkeit; seine Schreibfeder soll der Mercuriusstab sein, mit welchem er den Weg zum Lande der Seligen anzeigt; froh sein heißt gut sein; vor Gott ist nur der Heitere gerecht, nicht der Verdrießliche. Otto tadelt ihn wegen des Komischen; Jean Paul dagegen meint, er habe sich das närrische, coupirte Erzählen vom Tristram angewöhnt. Otto sei wie die Frauen zu sehr auf Geschichte aus und gegen das Komische, auch von zu zartem Geschmacke. Wer im Komischen auf dem rechten Wege ist, der verliert ihn nie wieder und die Jahre bringen ihn nur weiter und von Ziel zu Ziel. Vom Humor ist der Krieg mit allen kleinen Schwächen und Erwartungen der Menschen allerdings unzertrennbar. So hat im „Kometen" der Zuchthausprediger ein ordentliches

Lehrgebäude, worin er den Satz feststellt, daß der Ahriman oder der Teufel, d. h. Teufelchen oder boshafte Geschöpfe, den Menschen mit mikroskopischen Wunden, mit elenden Kleinigkeiten hetzen, deren ein guter Engel von Verstand sich in die Seele hinein schämen würde. Wie reißende Thiere leichter übermannt werden als Insectenschwärme, so ist der Sieg nicht über die seltenen und großen, sondern über die kleinen und täglichen Versuchungen schwerer. Aber, so ruft Jean Paul aus, er ist auch besser, denn nichts ist ja wohl auf unserem Erdchen, diesem Zwicksteine des Weltgebäudes, so groß als Kleinigkeiten. Wenn wir, schreibt er an Emanuel, göttliche Fußtapfen im großen, langen Gange der Weltgeschichte aufsuchen, warum wollen wir sie nicht noch lieber in den kleineren Tritten unseres Lebens studiren? Es ist unsinnig zu denken, daß die großen Räder im Universum gehen werden, wenn der Schöpfer nur die Räder und nicht auch die kleinsten Zähne daran machte. So laben auch kleine Freuden wie Hausbrot immer ohne Ekel, große dagegen wie Zuckerbrot zeitig mit Ekel. Jean Paul empfiehlt ein zusammengesetztes Mikroskop zu nehmen um damit zu sehen, daß der Tropfen Burgunder eigentlich ein rothes Meer, der Schmetterlingsstaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld und der Sand ein Juwelenhaufe ist. So soll auch der Fixlein lehren, daß man kleine sinnliche Freuden höher achten müsse als große, den Schlafrock höher als den Bratenrock, und daß uns nicht große, sondern kleine Glücksfälle beglücken. Jean Paul erklärt sich selbst mit allem zufrieden, nennt sich einen halben Wasserkünstler der Freude. Während die meisten sich zu ihren Lust- und Rheinfahrten die Rheinschnaken selber aushecken, kehrt er es um und zapft sich, wenn blos die Schnaken da sind, aber der Rhein nicht, irgend ein Paradiesflüßchen dazu an, und wäre es schmal wie ein Krebsloch. Er sieht jedes etwa ihm verdrießliche Wetter für ein recht erwünschtes an, das sich eben einer oder der andere für seine Wirthschaft glücklicher Weise gerade bestellt hatte.

Aber eben so ist auch das Große und Erhabene, der Ernst und das Melancholische vom Humor unabtrennbar und er richtet sich nicht auf das Einzelne und gegen den Einzelnen, sondern auf das Allgemeine.

Er verlangt nicht nur einen poetischen Geist, sondern einen frei und philosophisch gebildeten, der statt des leeren Geschmacks die höhere Weltanschauung mitbringt. Daher ist der Humor auch immer nur für wenige; daher kommen die elenden Definitionen des Humors, als sei er Manier oder Sonderbarkeit; daher eigentlich die geheime Kälte gegen wahrhaft komische Gebilde. Es giebt für den Humor keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt. Der Humorist nimmt fast lieber die einzelne Thorheit in Schutz, den Schergen des Prangers aber sammt allen Zuschauern in Haft, weil nicht die bürgerliche Thorheit, sondern die

menschliche, d. h. das Allgemeine, sein Inneres bewegt. „Ich kann und mag," sagt Jean Paul von sich selbst, „keinem Menschen auf seiner fliegenden Flucht durch das Leben den Giftpfeil der persönlichen Satire vorn ins Herz oder auf das Schulterblatt nachwerfen, der, ungleich der allgemeinen, keine heilenden Schmerzen macht, sondern nur eiternde." „Nie habe ich einen Menschen bei aller Neigung zur Ironie auf dem Papier, in der Wirklichkeit ins Lächerliche, weder allein, noch vor andern, hineingeschraubt, sondern seinen Schwächen so theilnehmend ernst geantwortet wie fremder Kraft." Der Humor ist ernst. Wie die griechische Dichtkunst heiter macht im Gegensatz zur modernen, so macht der Humor ernst im Gegensatze des alten Scherzes; er geht auf dem niedrigen Soccus, aber oft mit der tragischen Maske, wenigstens in der Hand. Darum waren nicht nur große Humoristen sehr ernst, sondern gerade einem melancholischen Volke haben wir die besten zu danken. Die krumme Linie des Humors ist zwar schwerer zu rectificiren, aber er nimmt doch nichts regelloses und willkürliches vor, weil er sonst niemanden ergötzen könnte als seinen Inhaber; er theilt mit dem Tragischen die Form und die Kunstgriffe, obwohl nicht die Materie; er ist nur die Frucht einer langen Vernunftcultur und muß mit dem Alter der Welt sowie mit dem Alter eines Individuums wachsen. Sogar an Individuen erweist sich der Ernst als Bedingung des Scherzes. So hat der ernste geistliche Stand die größten Komiker; Jean Paul erinnert an Abraham a St. Clara, er weist auf sich selbst, den Pfarrerssohn und ehemaligen Studenten der Theologie, hin und schreibt auch an Jacobi: „In mir ist ein unwandelbarer Ernst, wie könnte ich sonst an Deinen und andern Werken so hangen? Ohne Ernst kenne ich keinen Scherz, aber Ernst ohne Scherz ist denkbar und sogar ursprünglich." Henriette Herz fand den Dichter im Gespräche sehr selten humoristisch im hergebrachten Sinne; Rahel bemerkte vom Komischen „keine Ahnung", sie schildert Jean Paul vielmehr als scharfsinnig, die Stirn von Gedanken wie von Kugeln zerschossen. Jean Paul selbst tadelt an Hoffmann, daß dieser, obwohl der Nachahmer seines Komischen, doch kein Freund seines Ernstes sei, ebenso an Schlegel, daß dieser nur das Humoristische an ihm achte, das Sentimentalische dagegen oder Edle in seinen Werken verwerfe; im Jubelsenior endlich verspottet er den Herrn von Esenbeck, daß dieser in seinem für edlere Gegenstände pulsirenden Adernsysteme nichts werth halte als seine dünne satirische Hohlader.

Mit diesem Ernste ist die innigste Menschenliebe auf das Engste verbunden.

Die rechte Satire, meint Jean Paul, kommt so wenig aus dem Herzen als die rechte Empfindung aus dem Kopfe; sie ist mit duldender Menschenliebe und der noch schwereren Menschenachtung verträglich zu finden; nur der

soll die Menschen belachen, welcher sie recht herzlich liebt. Der Humor läßt uns werden wie die Kinder; er gewährt, als echte Dichtkunst, dem Menschen Freilassung, und nach dem Weglegen eines humoristischen Buches haßt man weder die Welt noch sogar sich. Aus der „Auswahl aus des Teufels Papieren" soll man sich die Lehre nehmen, daß man auf den Bergen, in Wäldern, auf den Auen, kurz vor der harmlosen, niemals satirischen Natur, so gut wie die Biene den Stachel der Satire in sich tragen könne bei allem Honig der Liebe im Herzen. Jean Paul versichert von sich selbst, daß er nie Anlage zur Satire gefühlt habe, sondern daß sich bei ihm ein Grad von Empfindsamkeit geäußert habe, der sich mit einem gewissen Grade des Spottes nicht verträgt. Daß er recht herzlich liebe, sei das einzige Wahre, was man von ihm aus seinen Büchern schließen könne. Nicht an Worten und Gedanken fehlt es dem ennuyirten Jahrhundert, sondern an der Liebe, die jene leicht entbehren lehrt. Die Liebe ist die alles zusammenhaltende Gottheit, die eigentliche göttliche Einheit des All, in welcher das Ich viel mehr meint als es versteht.

Der Stil des Humoristen kann nicht sinnlich genug sein, die Sinnlichkeit nicht farbig genug. Ein Humorist muß daher bis ins Kleinste individualisiren und uns eng an das sinnlich Bestimmte haften; es giebt allem Lebensfarbe, wenn man dem Abstracten zuweilen körperliche, sichtbare Sitzstangen giebt. Schon in seinem zwanzigsten Jahre schreibt Jean Paul von sich: Antithesen und Gleichnisse sind mir in mein Gehirn so eingewurzelt, daß sie selbst meinen Träumen anhängen, daß ich in lauter Gleichnissen rede, fluche, bete und zanke. Anderwärts sagt er: Unsere inneren Zustände können wir nicht philosophischer und klarer nachzeichnen als durch Metaphern, d. h. durch Farben verwandter Zustände. Die engen Injurianten der Metaphern, die uns statt des Pinsels lieber die Reißkohle gäben, schreiben der Farbengebung die Unkenntlichkeit der Zeichnung zu; sie sollten's aber blos ihrer Unbekanntschaft mit dem Urbilde schuld geben. Wahrlich! Der Unsinn spielt Versteckens leichter in den geräumigen, abgezogenen Kunstwörtern der Philosophen als in den engen, grünen Hülsen der Dichter. Von der Stoa und dem Porticus des Denkens aus muß man eine Aussicht haben in die epikurischen Gärten des Dichters. Hierher gehört auch der Witz. Witz ist Bemerkung des Verhältnisses zwischen entfernten Ideen; Tiefsinn die Bemerkung des Verhältnisses zwischen den nächsten. Der Witz durchläuft gleichsam in der Länge, was der andere in der Tiefe der Ideen durchzieht. Witz ist allemal unstät und bleibt nie auf einer Fährte; und warum? weil er nach Aehnlichkeiten hascht, weil er, gleichgültig gegen die wahren Verhältnisse der Dinge, blos scheinbaren nachläuft und sich durch die Verfolgung seines Fanges in alle krummen Umgänge desselben verirrt. Daher unterscheidet sich sein Gang von

der Philosophie, aber nur durch die Art seiner Ordnung. Jeder tritt, klagt Jean Paul, dem Witze das Gras ein und Jeder rückt den Grenzstein des Verstandes weiter. Als wenn der Cantor, der orgelt und singt, nicht ebenso gut sein müßte, wie der Pfarrer, der predigt! Ja, Witz und Verstand sind Blutsverwandte. Zwar setzt der eine über den Graben, und der andere macht einen Umweg; der eine ist für Mesalliance und der andere zählt erst die Ahnen; der eine stampft wie das Pferd aus jeder gepflasterten Straße Funken und der andere braucht ein Feuerzeug, um ein Licht aufzustecken; der eine hat ein teleskopisches und der andere ein mikroskopisches Auge. Aber eine Henne sieht den unsichtbaren Raubvogel in der Höhe und das unsichtbare Würmchen unter ihren Füßen zugleich, und der Witz ist öfter mit Verstand als der Verstand mit Witz verbunden.

Von der allergrößten Wichtigkeit endlich für den Humor ist die Subjectivität. Es spricht, sagt Jean Paul, lyrischer Geist aus dem Humoristen; er wirft alles immer auf das eigene Ich, als den Hohlspiegel der Welt zurück. Das Ich spielt überall die erste Rolle; wo der Humorist kann, zieht er seine persönlichen Verhältnisse auf sein komisches Theater, wiewohl nur, um sie poetisch zu vernichten. Am häufigsten finden wir dies in Jean Pauls erstem großen Romane, der Unsichtbaren Loge; aber auch später noch, im Hesperus, dem Siebenkäs, dem Kometen, spielt das Jean Paulsche Ich eine hervorragende Rolle. Der Dichter verkehrt persönlich mit den Helden und greift in die Entwickelung der Geschichte ein; er korrespondirt mit ihnen und empfängt Nachrichten über ihr Ergehen. Aber nicht nur das empirische Ich tritt bei ihm in den Vordergrund: es ist klar, daß ihn sein Subjectivismus auch der Fichteschen Philosophie nahe bringen mußte. Als er von den excentrischen Geisterregenten spricht, aus deren Hand die Menschheit all ihre akademischen Grade empfängt, und welche nur deshalb die Erde verändern, weil sie von ihr nicht verändert werden, nennt er neben Luthers Protestantismus auch Fichtes Idealismus. Er nennt Fichte nicht minder wie seinen geliebten Jacobi redliche scharfe Schatzgräber der Wahrheit; Fichte hat den Geisterglobus wie es Maupertuis für den Erdglobus vorschlug, bis aufs Centrum durchgraben, sein geliebter Schoppe ist, wie schon oben erwähnt, ein Fichteaner. Aber gerade dies sein Verhältniß zu Fichte ist auch die Klippe, an der Jean Paul scheitert: Nicht Fichte, sondern Jacobi ist in Wirklichkeit der Mann seines Herzens, und damit ist alles gesagt. Fichte ist ihm viel zu titanisch, zu atheistisch; Jean Paul kann den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit nicht aufgeben; der Stellen, in welchen er von dieser Grundlage aus gegen Fichte polemisirt und Jacobi auf den Thron erhebt, ließen sich eine gewaltige Anzahl anführen. Nur ein paar der wichtigsten seien hier aus der Menge herausgegriffen. Er sieht in der Fichteschen Philosophie nichts als

eine Bilderblende, in die ein Mensch sich selbst als eine Statue hineinstellt, um von unzähligen angebetet und angeschaut zu werden. Jeder Selbergott aber von Mensch wird am Ende auch sein Selberteufel werden. Scharfsinn wohl hat Fichte, aber nicht Tiefsinn wie Jacobi. Jean Paul bittet letzteren, doch öffentlich das transcendente Schachspiel umzustoßen, wozu sich jener die Figuren und Spieler gegeben ausbittet und nur die Combination nicht. Das Ich frißt wie ein Todter blos sich selber auf und weckt sich wie Christus selber auf. Es ist sein eigener Divisor, Dividend und Quotient. Wenn die früheren Philosophen, wie Spinoza, das Glas blos schliffen, um dadurch Gegenstände zu sehen, so haben wir jetzt das Sehglas selber zu guten Realismen und Realitäten geblasen und gesponnen, zu gläsernen Perrücken, Bürsten, Bärten u. dgl. und so Idealismus und Realismus erträglich verschmolzen. Im Ich schmelzen die Objecte weg; Fichtes Idealismus lebt und webt dergestalt im Absoluten, daß nun gar kein Weg mehr herein in die Endlichkeit und Existenz geht, so wenig als rückwärts aus dieser ins Absolute, ohne die unermeßlichen dogmatischen Sprünge, Flüge und Unbegreiflichkeiten. Der vernichtende Idealismus der Philosophie, der ichsüchtig die Welt und das All vernichtet, vereinigt sich mit dem poetischen und mit der gesetzlosen Willkür des jetzigen Zeitgeistes, um den Glauben an Gott zu rauben. Jean Paul klagt über den himmelstürmenden Titanengeist der Zeit, wo die Speculation mit Höhen nach Höhen den Riesensprung gegen den Himmel unternimmt; er zagt vor der frechen, ruchlosen Titanenzeit, worin ein geistiges Faustrecht zu Gerichte sitzt. Jean Paul schreibt die Clavis Fichtiana und eignet sie Jacobi zu; er kämpft gegen den titanischen Goethe; sein Titan müßte, meint er, eigentlich Antititan heißen; er schreibt am Ende seines Lebens die Selina. In Uebereinstimmung mit dieser Abwendung vom Geiste der Zeit steht auch seine Ableitung der ganzen neueren Poesie aus dem Christenthume, seine Gleichsetzung von Christenthum und Romantik. Hier aber begegnen wir einem bemerkenswerthen Widerspruche in Jean Paul. Er erklärt, daß das Christenthum wie ein jüngster Tag die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen vertilgt, sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelsstaffel zusammengedrückt und eine neue Geisterwelt an die Stelle gesetzt habe, und in diesem Sinne sind allerdings einige seiner hervorragendsten Helden echte Christen und Spiritualisten, nicht minder wie er selbst. Wie stimmt aber, frage ich, hierzu, was er oben über die Bedeutung der Sinnlichkeit für den Humor gesagt hat? wie stimmt es, daß sein Stil sinnlich und bilderreich und farbenreich ist wie der keines anderen unserer Heroen? wie ist es möglich, daß in einem und demselben Dichter der Christ und der Antichrist vereinigt sein können? Wir müssen uns an dieser Stelle mit der einfachen Constatirung des Widerspruches begnügen; wir dürfen aber doch nicht unterlassen hervorzuheben, daß diese

Vereinigung nicht zum Wesen des Humors gehört; sie war das Irdische, Vergängliche an Jean Paul, das was ihn uns entfremdet. Fragt ihr nun, ob es denn ein humoristisches Werk gebe, welches von diesem Vorwurfe frei bleibe, so schließe ich mit dem Anfange, mit dem Hinweise auf Vischers „Auch Einer".

Vischer ist einer der genialsten Vertreter nicht der alten, sondern der modernen Weltanschauung, wie sie in dem auf Fichte weiterbauenden Hegel ihren classischen Ausdruck gefunden; ich rede von dem wohlverstandenen, richtig interpretirten Hegel, dessen Lehre am besten durch sein eigenes Wort: „Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" charakterisirt wird. Paul Nerrlich.

Aus dem Reichstag.

Die letzten Wochen der Reichstagsthätigkeit haben eine wesentliche Klärung der Lage herbeigeführt in einer Richtung, die sich zwar schon seit Beginn der Session ankündigte und allmählich in deutlicheren Umrissen hervortrat, die aber doch, nachdem sie nun zur festen Thatsache geworden, immer noch überrascht, wie jedes Ereigniß, das das lange Gewohnte durchbricht und ein völlig Neues an die Stelle setzt. Die seit Beginn der Reichstagssession sich zeigende Annäherung des Centrums an die Politik des Reichskanzlers, auf die wir des öfteren aufmerksam machten, ist in allen Formen des parlamentarischen und außerparlamentarischen Lebens zur bestimmten Allianz wenigstens ad hoc geworden, das heißt für die jetzige Wirthschaftspolitik des Kanzlers, und eine auch äußerlich bereits hervorgetretene ultramontan-conservative Majorität im Reichstag steht dem Kanzler für die Durchführung seiner wirthschaftlichen Reformpläne zur Verfügung. Den ersten äußerlich sichtbaren Ausdruck fand die neue Coalition in den Wahlen der Vorsitzenden für die drei zur Prüfung der Steuervorlagen gebildeten Commissionen. Alle sechs Vorsitzende dieser drei Commissionen wurden nur den Reihen der Conservativen und Ultramontanen, sogar unter Ausschließung des vermittelnden Herrn von Bennigsen, entnommen und lauter homines novi (oder futuri) drücken dieser wichtigen Vorberathung ihre Signatur auf. So stehen wir nun vor der Thatsache, daß die Bismarckſche Politik, die seit dem Jahre 1866 ihre wesentliche Stütze in den Reihen des gemäßigten Liberalismus des Bürgerthums fand, hiervon sich abwendet und sich zur Zeit auf eine Coalition zwischen Conservativen und Ultramontanen stützt, die noch bis vor kurzem theils durchgehends, theils in sehr wesentlichen Puncten entschiedene Gegner der Bismarckschen Politik waren. Dies ist für die Dauer nur denkbar, wenn

entweder diese Politik selbst oder die sie bisher bekämpfenden und nun sie unterstützenden Parteien ihren Charakter ändern oder wenn von beidem gleichzeitig etwas eintritt. Wir haben früher die bestimmte Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Reichskanzler nimmermehr einen Frieden mit dem Centrum durch einen Gang nach Canossa, das heißt durch Preisgebung von Rechten des deutschen Staats an die römische Curie, worum allein es sich im Culturkampf handelte, erkaufen könne oder erkaufen werde. Fürst Bismarck kann dies nicht und kein Minister der Hohenzollern kann und wird dies thun. Wir halten heute noch eben so bestimmt an dieser Ueberzeugung fest. Aber bei der eingetretenen Einigung auf anderen Lebensgebieten wird sich jetzt leichter, auch ohne vertragsmäßige Festsetzung und unter Wahrung der Rechte, von beiden Seiten ein modus vivendi finden lassen, der in der milden Handhabung fortbestehender Gesetze recht weit gehen, vielleicht auch in der Opferung von Personen ein Unterpfand der Friedensliebe darbieten kann. Eben so unausbleiblich ist es aber, daß dieser Friede mit dem Centrum, die lebhafte Unterstützung, die dasselbe einem wichtigen Theile der Bismarckschen Politik darbietet, eine fühlbare Rückwirkung auf unsere innere Politik ausüben muß. Seit zwölf Jahren hat Fürst Bismarck wie seine Ministercollegen nicht im entferntesten dem deutschen Liberalismus angehört; wie er aber in ihm seine wesentliche Stütze fand, so trägt auch die Gesetzgebung dieser Zeit wesentlich den Geist des gemäßigten Liberalismus, der auch die moralische Verantwortlichkeit dafür nicht von sich ablehnen kann. Und in gleicher Weise kann es nicht anders kommen, als daß die conservativ-ultramontanen Parteien, die von nun an statt der bei Seite geschobenen nationalliberalen Partei die parlamentarische Stütze des Reichskanzlers bilden, unserer inneren Politik und Gesetzgebung auch einen Theil ihres Geistes aufprägen. Bis zu welchem Grade dies der Fall sein wird, wer möchte das voraussagen können? Die so klug berechnende als wuchtige Art des gewaltigen Mannes an der Spitze läßt uns sicher glauben, daß er sorgen wird, den Einfluß seiner neuen Verbündeten nicht zu einem ausschließlichen und allzumächtigen werden zu lassen, und es kann nicht überraschen, wenn zu dem Ende manchmal kleine Schwenkungen nach der anderen Seite hin vorkommen. Es wird darauf ankommen, wie in den großen Schichten des deutschen Bürgerthums, die seit zwölf Jahren die breite Basis bildeten, auf der die Bismarcksche Politik sicher ruhte, und in denen unzweifelhaft eine starke Strömung nach conservativer Seite hin von politischer Ermüdung und Uebersättigung begleitet wird, die neue ultramontan-conservative Firma aufgenommen wird.

Die bisher ausschlaggebende nationalliberale Partei war unter anderem gekennzeichnet durch eine große, vielleicht falsch angebrachte Selbstlosigkeit, indem sie sich auf die parlamentarische Wirksamkeit beschränkte und keine Re-

gierungsposten für sich in Anspruch nahm. Sie war dadurch in der übeln Lage, daß die ganze moralische Verantwortlichkeit für den parlamentarischen Antheil an der Gesetzgebung von der Bevölkerung ihr aufgebürdet ward, während ihr doch jeder Antheil an der Regierung fehlte. Diese Verantwortung ist nunmehr von der bisher ausschlaggebenden nationalliberalen Partei übergegangen auf das Centrum, in dessen Händen jetzt jede Entscheidung liegt. Die nationalliberale Partei, bei Seite gedrängt, wird die Stellung erst suchen müssen, welche die neue Gestaltung der Lage ihr zuweist, wir hoffen, daß es nicht die Stellung einer einfachen Oppositionspartei wird sein müssen, die einer anderen Seite überlassen bleiben kann.

Ob die jetzige ultramontan-conservative Coalition, die zunächst der Durchbringung der wirthschaftlichen Reformpläne gilt, von Dauer sein wird, wird von Manchen bezweifelt. Uebrigens ist nicht zu vergessen, daß bei aller festen Disciplin der Centrumspartei die große Schwenkung sich doch natürlich nicht ohne starke innere Kämpfe vollzogen hat, deren Symptome auch äußerlich hier und da wahrnehmbar werden. Bei einer längeren Dauer der jetzigen conservativ-ultramontanen Coalition würde ein unveränderter Fortbestand der Centrumspartei eben so wenig wie der conservativen Partei zu erwarten sein, es würden für alle Parteien, auch für die nationalliberale Verschiebungen eintreten. Die letztere hat bisher daran festgehalten, daß die Zoll- und Tariffragen außerhalb des politischen Programms stehen und daß man vermeiden muß, dieselben als trennenden Keil in die Partei hineintreiben zu lassen. Dies ist um so nothwendiger, je mehr die wirthschaftlichen Interessenfragen jetzt in den Vordergrund geschoben sind und verwirrend und zerstörend einwirken auf alle vorhandenen Gestaltungen unseres politischen Lebens, ein Zustand, den das junge deutsche Reich nicht so gefahrlos überstehen kann, wie ein schon lange festgewurzeltes Staatswesen. Die Parteien, welche ihren hauptsächlichen Einigungspunct in der Verfolgung der einen der lebenden Generation gestellten Aufgabe, Ausbildung und Festigung des deutschen Staats finden, müssen eben versuchen, über den jetzigen schwierigen Augenblick ungestört hinwegzukommen, um auch ferner ihrer historischen Aufgabe dienen zu können. Inwieweit bei der engen Verbindung großer politischer Fragen mit den eigentlichen Zoll- und Tarifangelegenheiten und bei der Verschiebung, die die ganze Lage durch die ultramontan-conservative Coalition erfahren hat, dies für die Dauer möglich sein wird, das müssen die nächsten Wochen und Monate zeigen. Ueber den Vorwurf, daß die nationalliberale Partei durch ein mehr praktisches Sicheinfügen in die realen Forderungen des Augenblicks und durch ein größeres Entgegenkommen die jetzige Lage und das nunmehrige entscheidende Ueberwiegen der Ultramontanen hätte verhüten können, wird unbefangen nicht die Gegenwart, sondern nur die Zukunft entscheiden können.

Daran aber möchten wir erinnern, was wir in der Zeit der beginnenden Reichstagssession gesagt haben, daß die Erfüllung der eigentlichen Forderungen des Augenblicks, indirecte Steuern für das Reich im ungefähren Betrage der Matricularbeiträge und autonomer Tarif im Sinne des bisherigen Systems mit mäßigen Schutzzöllen auch ohne das Centrum auf dem Präsentirteller dalag, wenn es angenommen worden wäre. In dieser Beziehung trägt die nationalliberale Partei keine Schuld.

In den bisherigen Debatten, in denen den liberalen Parteien vorzugsweise die conservative Rolle der Vertheidigung des bisherigen Entwickelungsganges zufällt, traten besonders hervor einmal die Nachweise der zahlreichen groben Mängel, die der Tarif infolge der beispiellosen Hast und Ueberstürzung, mit der er um jeden Preis fertig gestellt werden sollte, in bedenklicher Zahl aufzuweisen hat, und zum anderen die Entwickelung des Bismarckschen Programms durch den Reichskanzler selbst, in der er zwar einzelne Haupttheile seines Decemberbriefes (namentlich die allgemeine Zollpflicht und den Schutzzoll für alle Production) stillschweigend fallen ließ, auf der anderen Seite aber noch kühnere Ziele bestimmt hinstellte, die früher nur dunkel in der Ferne gestanden hatten. Wir meinen das jetzt bestimmt ausgesprochene Verlangen, daß das Reich durch indirecte Steuern sich eigene Einnahmen sichern solle nicht nur bis zum Betrag seiner eigenen nachgewiesenen Bedürfnisse, d. h. also bis zum Betrag der jeweilig nothwendigen Matricularbeiträge, sondern darüber hinaus ohne bestimmt nachgewiesenes Bedürfniß, damit das Reich als freigebiger Dispensator erscheinen könne an Einzelstaaten und Communen, und damit es insbesondere Preußen so viel geben könne, daß dasselbe in der Lage sei, seine directen Steuern zum großen Theil zu erlassen; diese vollständige Ersetzung der directen durch indirecte Steuern erschien dem Kanzler als ein besonders erstrebenswerthes Ziel.

In dieser Beziehung nun wird auch für diejenigen eine ernste Differenz sich zeigen, die im übrigen vollbereit sind, das Reich finanziell selbständig zu machen und so viel indirecte Steuern zu bewilligen, als zur Deckung der wirklichen Reichsbedürfnisse, d. h. zum Ersatz der Matricularbeiträge nothwendig ist. Liegt jetzt ein Fehler in der allzu großen Steigerung der directen Abgaben, so würden wir nur aus einem Fehler in den anderen fallen, wenn wir die Deckung für die Staatsbedürfnisse nun ausschließlich oder ganz überwiegend durch indirecte Steuern beschaffen, d. h. auf die nicht besitzenden Massen abwälzen wollten. Nur ein in ein richtiges Verhältniß zu einander gebrachtes Nebeneinanderbestehen beider Steuerformen kann die Härten und Mängel beseitigen, die bei der einseitigen Anwendung der einen von beiden nicht ausbleiben können. Im Augenblicke, wo die directen Steuern bei uns zu hoch gesteigert sind, ist es völlig richtig, durch Anwendung der indirecten

Steuerform ein richtigeres Verhältniß herbeizuführen, aber die directen Steuern ganz oder beinahe ganz beseitigen, das wäre eine ungerechte Bevorzugung der wohlhabenden Classen und hieße zugleich, in Zeiten des Mangels die Staatseinnahmen bedenklichem Rückgange und Schwankungen aussetzen. Abgesehen aber von diesen Bedenken gegen den Plan, durch indirecte Reichssteuern die directen Steuern der Einzelstaaten abzulösen, erscheint der Gedanke, dem Reiche unbestimmte Mehreinnahmen zuzuführen, wovon es freigebig an die Einzelstaaten vertheilen könne, undurchführbar ohne wesentliche Veränderung der Competenzen des Reichstages und der Einzellandtage, die dadurch in eine kaum lösbare Verwirrung gerathen müßten. Zwischen dem Reichskanzler und dem preußischen Finanzminister herrschte über diesen Plan noch kein volles Einverständniß. Seitens einer mittelstaatlichen Regierung (Sachsen) ward durch deren bevollmächtigten Minister Gelegenheit genommen, sehr schonend darauf hinzuweisen; daß der Bismarck'sche Finanzplan nicht durchgehends die Zustimmung des Bundesrathes habe, und es war klar, daß damit jene Ueberschußtheorie gemeint war, die dem Reiche ein Uebergewicht und eine Einmischung in innere Landesangelegenheiten einräumen würde, wenig vereinbar mit dem föderativen Charakter der Verfassung. Wenn übrigens dem Reiche so ausgiebige Einnahmen über den Betrag seiner Bedürfnisse hinaus zugeführt würden, so würde dieser Ueberschuß noch lange nicht zur freigebigen Vertheilung an die Einzelstaaten führen, es würde dann rasch der Appetit wachsen, um zunächst mehr Bedürfnisse des Reiches, z. B. für Heer und Flotte, zu befriedigen, und auch ein haushälterischer Reichstag ist natürlich geneigter zum Verwilligen, wenn der schon gefüllte Geldkorb immer bereit steht.

Der berechtigte Wunsch, die durch die Zollpläne so beunruhigte Industrie und Schifffahrt und Handel durch endliche gesetzliche Regelung wieder in normale, ruhige Verhältnisse zu versetzen (wir denken dabei namentlich an die Tabaksindustrieen) hat leider an Wahrscheinlichkeit der Erfüllung verloren durch den Brief des Reichskanzlers an den baierischen agrarischen Führer, Freiherrn von Thüngen, ein Brief, der beiläufig sogar im „Reichsanzeiger“ abgedruckt ward, worin der Kanzler zur lebhaften Agitation auffordert, um die ungenügenden Getreidezölle des Tarifentwurfs zu erhöhen. Eine wohl noch nicht dagewesene Erscheinung, daß der leitende Minister im amtlichen Hauptblatte des Reiches während der Berathung des von ihm selbst eingebrachten Gesetzes eine Bestimmung desselben mißbilligt und zur Agitation dagegen auffordert. Das ist kein Zeichen gesunder Zustände! Die von so mächtiger Seite ausgegangene Aufforderung läßt eine fortgesetzte Agitation für höhere Schutzzölle anstatt der endlich gewünschten Ruhe und Stetigkeit

voraussehen; schon jetzt ist der erwartete Erfolg eingetreten, denn dem Reichstag liegt der Antrag auf höheren Getreidezoll bereits vor.

Die Abstimmung über den Zoll auf Roheisen, der sogar weit über die Forderung des autonomen Tarifs hinausgeht (letzterer verlangte 30 Pfennige pro Centner, der Entwurf aber 50 Pfennige), ergab mehr als eine Zweidrittelmajorität für den Entwurf, und man glaubt, daß ungefähr in demselben Verhältniß sich die Majorität für die meisten wichtigeren Positionen stellen wird.

Leider stehen die Dinge zur Zeit am ungünstigsten für das Tabaksgesetz, dessen Zustandekommen wir doch für so ganz unentbehrlich halten zur endlichen Beruhigung dieser vielgeplagten, hunderttausende von Menschen beschäftigenden Geschäftsbranche. Die Tendenz, dem Gesetze Schwierigkeiten zu bereiten, es der einen oder anderen Seite unannehmbar zu machen, um damit zum Monopol zu gelangen, findet so einflußreiche Unterstützung, daß das Gelingen dieses Gesetzes viel zweifelhafter ist, als die schließliche Annahme des Tarifgesetzes.

Die Frage der Nachverzollungen erschwert das Tabaksgesetz insbesondere. In der Weise, wie der Entwurf vorschlägt, halten wir die Nachverzollung für gänzlich unannehmbar, die Tabaksindustrie könnte den Gesammtbetrag dieser Nachverzollung (50 bis 60 Millionen Mark) gar nicht aufbringen, die Kleinindustrie wäre ruinirt. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß die Speculation in solchen Massen Rohtabak zum jetzigen niederen Zollsatz eingeführt hat und einzuführen fortfährt, daß der Bedarf für die nächsten 1½ oder 2 Jahre schon gedeckt zu sein scheint, und dem Reiche wird daher im nächsten Jahre aus dem Eingangszoll für Tabak äußerst wenig zufließen. Es hätte schon längst, vielleicht am Tage der Einbringung des Tabaksgesetzes, eine gesetzliche Bestimmung getroffen werden müssen, wodurch die höhere Steuer vom Tage solcher Einbringung eventuell, d. h. für den Fall der schließlichen Annahme der höheren Tabakssteuer, durch Baarzahlung oder Anschreibung in Geltung gesetzt worden wäre. Dadurch würde der fortgesetzten Speculation eine starke Schranke gesetzt worden sein. Die nationalliberale Partei bereitete einen solchen Gesetzentwurf vor, konnte ihn aber natürlich nicht einbringen, ohne gerade hierfür der Zustimmung der Regierung sicher zu sein (die Speculation würde sonst den Zwischenraum weniger Tage zu massenhafter Einführung von Tabak, der an der holländischen Grenze bereit steht, benutzt haben), und diese Verhandlungen führten zu keinem Ziele, hauptsächlich wohl deshalb, weil die Regierung damit einen stillschweigenden Verzicht auf ihre Nachverzollung ausgesprochen hätte. Jetzt legt nun die Regierung doch noch ein solches sogenanntes Sperrgesetz vor, aber nicht auf den Tabak beschränkt, nicht auf den jetzigen Tarifentwurf beschränkt, sondern als dauernde

Reichsinstitution, so daß künftig für jede beabsichtigte Zollerhöhung nicht eine besonders sorgfältige Berathung, sondern im Gegentheil ein abgekürztes tumultuarisches Verfahren eingeführt wird, wobei der Reichstag in einmaliger Berathung das Gesetz zu erhalten, zu berathen und zu genehmigen hat, und der Handel, der auf lange Zeit hinaus Verträge abzuschließen hat und dabei seine Calculation auf Grund bestehender Zollgesetze macht, könnte ohne jede Vorausverkündigung eines schönen Tages erfahren, daß für den oder jenen Artikel vom selben Tage an der Zoll erhöht und damit alle seine Calculation hinfällig sei. Der berechtigte Kern, der in dem Gedanken eines Sperrgesetzes lag, ist auch hier wieder mit rauher Hand zu einem kaum annehmbaren entstellt worden. Es wird schwer sein, den Entwurf soweit umzugestalten, daß das ganz berechtigte Ziel damit erreicht wird, ohne vielfache Interessen auf das stärkste zu verletzen, ganz abgesehen noch von den verfassungsmäßigen Bedenken.

Für die zahlreichen anderen Vorlagen, die den Reichstag beschäftigen und beschäftigen sollen, ist gegenüber der beinahe ausschließlichen Herrschaft, welche die Zollvorlagen auf die erregten Gemüther ausüben, so wenig Zeit wie Stimmung vorhanden. Ob und binnen welcher Zeit diese sämmtlichen Vorlagen in gegenwärtiger Session zur Erledigung kommen können, ist kaum abzusehen. Als eine der wichtigsten Vorlagen muß und wird jedenfalls zur Erledigung kommen das nun im Bundesrath vollendete neue Organisationsgesetz für Elsaß-Lothringen, das zum Theil seine Entstehung der aus dem Reichstage selbst gegebenen Anregung verdankt und dessen jetzt bekannt gewordener Entwurf vorläufig sehr sympathische Aufnahme findet.

* * *

Nachschrift vom 23. Mai. Durch den unerwarteten Wechsel im Präsidium hat die Physiognomie oder, wenn man will, die Aufschrift des Reichstags eine wesentliche Aenderung erfahren. Eine Aenderung, die freilich eben nur die Aufschrift betrifft, die den richtigen Ausdruck der schon vollzogenen inneren Veränderung wiedergiebt, denn schon im Vorhergehenden bezeichneten wir als abgeschlossene Thatsache, daß die deutsche Politik, die seit zwölf Jahren ihre wesentliche Stütze im gemäßigten Liberalismus des deutschen Bürgerthums fand und ihrer Gesetzgebung diesen Geist aufgeprägt hat, diese Stütze als nicht mehr verwendbar aufgegeben hat und ihre Stütze von nun an in ihren bisherigen Gegnern, den coalirten Ultramontan-Conservativen suchen will. Wie schwer es auch fällt, so müssen wir doch in diese nun einmal nicht zu ändernde Thatsache mit allen ihren Consequenzen uns hineinfinden und mit ihr rechnen und es ist viel besser, der veränderten Lage klar und ruhig ins Auge sehen und darnach Stellung nehmen, als einen Zustand

der Selbsttäuschung aufrecht halten und dadurch die Lage noch mehr verwickeln, nicht verbessern. Nicht ohne Bangen sehen wir auf die jetzige Lage, in der wir vieles mühsam Gewonnene wieder verlieren können, aber nicht hoffnungslos, dann nicht hoffnungslos, wenn wir klar und ruhig den Dingen in die Augen sehen, und ihre Entwickelung prüfen, um die Fehler zu finden, die wir etwa selbst gemacht und die wir fortan vermeiden möchten und mit der ehrlichen Absicht, nicht pessimistisch und grollend unthätig in den Schmollwinkel zu treten, sondern unvermindert thätig, wenn auch in veränderter Stellung, mitzuwirken an den Aufgaben, die Deutschland jetzt gestellt sind. Diese Lage der Dinge hat sich auch in dem Präsidentenwechsel ausgesprochen, bei welchem der zufällige Entstehungsgrund nur eine nebensächliche Bedeutung hat; wäre dieser Wechsel jetzt nicht eingetreten, so würde — und dies Gefühl war schon seit einigen Tagen im Reichstag verbreitet — jeden Tag irgend etwas zu erwarten gewesen sein, was den Wechsel unvermeidlich gemacht hätte. Herr von Forkenbeck ging, weil er sich in tief eingreifenden Fragen in zu starkem Gegensatz zu der Mehrheit des Reichstags glaubte, als daß er nicht die Niederlegung des Präsidiums für seine Pflicht erkennen mußte. So zurückverlegt in den Bereich subjectiven Empfindens und des daraus abgeleiteten Pflichtgefühls kann die Sache nicht Gegenstand öffentlicher Discussion sein; mit einem erfahrenen, gewissenhaften Mann kann man nicht darüber rechten, wie tief er einen etwaigen Gegensatz zwischen sich und der Mehrheit des Reichstags empfand und wie stark deshalb sein Pflichtgefühl ihn antrieb, eine Function niederzulegen, die er mit Erfolg nicht weiter führen zu können glaubte. Gegenüber einem Charakter von solcher Integrität, solcher Reife und Festigkeit wie Herr von Forkenbeck kann man hierbei nur an den sittlichen Zwang seiner inneren Empfindung glauben, wie tief man auch zu beklagen hat, daß dieser Zwang für ihn gerade jetzt eintrat, wo seine treffliche und trotz aller Gegensätze doch allseitig mit Vertrauen entgegengenommene Geschäftsleitung die jetzigen schwierigen Verhandlungen und Beschlüsse doch vielfach erleichtert und geglättet haben würde, wo sein Ausscheiden die ohnehin schon sehr zugespitzte Lage noch mehr zuspitzt und das Schwanken wie die Verwirrung in den vorhandenen politischen Organisationen um so bedenklicher steigert, je emsiger man von einer Seite her bestrebt ist, eine so hervorragende Kraft wie von Forkenbeck auf die Seite einer im Absterben begriffenen Partei der Opposition quand même hinüberzuziehen. Im Augenblick seines Scheidens halten wir hiernach eine Kritik seines durch eine große politische Krisis erzeugten Entschlusses viel weniger am Platze, als der aufrichtigen Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die Deutschland dem Manne schuldet, der nun seit beinahe dreizehn Jahren die parlamentarischen Versammlungen Preußens und Deutschlands mit hoher Meisterschaft, Unparteilichkeit und

Würde leitete, und nicht nur die Formen der Verhandlungen leitete, sondern vielfach in kritischen Momenten durch sein besonnenes, richtiges Urtheil, seine Autorität und seine Energie sehr bestimmend und vermittelnd auf den Gang der Dinge einwirkte. Deutschland ist nicht überreich an Männern von so hervorragenden Fähigkeiten und so reinem Charakter wie Herr von Forkenbeck und wenn wir für den Augenblick ihn scheiden sehen aus seiner hohen Ehrenstellung, der höchsten, welche die freie Wahl in Deutschland zu vergeben hat, so geschieht es mit dem Ausdruck wärmster Dankbarkeit, auf die er durch hohe Verdienste um das Vaterland gerechten Anspruch hat, und mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß er, in demselben Geiste weiter handelnd wie bisher, diesen Verdiensten noch neue hinzuzufügen Gelegenheit haben werde.

Die Neuwahl des ersten Präsidenten an Forkenbecks Stelle konnte nach Lage der Sache keine Schwierigkeit bereiten, so wenig wie die Wahl des ersten Vicepräsidenten an des erkrankten Stauffenbergs Stelle viel Schwierigkeit erzeugen wird. Das Präsidium des Reichstags hat durch seine Mitglieder bisher stets ein Abbild des den Reichstag beherrschenden Geistes gegeben. Daß bei der jetzt veränderten Sachlage für ein nationalliberales Mitglied kein Platz im Präsidium des Reichstags möglich sei, schien so selbstverständlich, daß wohl nur von sehr Wenigen vorübergehend ein anderer Gedanke gehegt worden ist. Es entsprach vollständig der Lage der Dinge, wie sie nun einmal ist, daß Ultramontane und Conservative, die von jetzt an dem Reichstag und dem deutschen Reich den Stempel ihres Geistes aufprägen sollen, die Stellen des Präsidiums unter sich vertheilten. Von den Conservativen war schon früher von Seydewitz, der als sehr klug und geschäftsgewandt gilt mit angenehmen Formen, dafür genannt, das erste Vicepräsidium soll nun hiernach einem vom Centrum zufallen und wie wenig sich bis jetzt Viele in den Gedanken finden können, daß die bis vor kurzem dem deutschen Reich bitter grollende Partei des Centrums nun einen der höchsten Ehrenposten des Reichs aus ihrer Mitte besetzen solle, so entspricht dies doch völlig der Wirklichkeit der Dinge, die eben in kurzer Zeit die Wandlung erfahren haben, daß die bisher jede Festigung und Entwickelung des deutschen Reichs bekrittelten und zu hemmen und zu hindern suchten, jetzt seine Stützen und Tragsäulen werden sollen. Freilich gilt zur Zeit die Coalition nur ad hoc, zur Durchführung des Bismarckschen Finanz- und Wirthschaftsprogramms — denn nach dem Werth, den der Urheber darauf legt, beharren wir auf unserer alten Meinung, daß dem Finanzprogramm weitaus die erste Stelle zukommt — ob sie darüber hinaus noch halten oder wie sie sich dann gestalten wird, das kann heute Niemand übersehen. Das aber kann man mit Sicherheit übersehen, daß die alten Verhältnisse in keinem Fall unverändert wieder aufleben. Neue Gruppirungen werden sich bilden; es würde voreilig

sein, beim jetzigen Fluß der Dinge den Einzelnen schon ihre künftigen Stellungen anweisen zu wollen, und wir glauben hoffen zu dürfen, daß auch die nationalliberale Partei ihre Stellung sich suchen wird, wenn die Dinge sich mehr abgeklärt haben, eine Stellung, die hoffentlich nicht weiter von ihrer bisherigen Haltung abweichen wird, als Veränderungen im System der Regierung es bedingen. Sehr unglücklich erschien uns ein Gedanke, dessen Anregung der Zeit nach mit Forkenbecks Rücktritt, wenn auch ohne causalen Zusammenhang, zusammenfiel, der Gedanke, aus einer städtischen Antikornliga eine neue politische Partei, die große liberale Partei, sich entwickeln zu lassen. Schon der Gedanke, einen Gegensatz zwischen Stadt und Land zu erzeugen und dauernd zu machen dadurch, daß man die Agitation gegen Kornzölle zu einer wesentlich städtischen Sache mache, erscheint höchst unglücklich und bedenklich. Ein so scharfer Interessengegensatz zwischen Stadt und Land existirt bei uns nicht weder in Wirklichkeit noch in der Empfindung der Menschen, aber künstlich hervorrufen kann man solchen Aberglauben und damit die Gehässigkeit und den Fanatismus, die immer mit so grundlosen Vorstellungen verbunden sind. Der Widerstand gegen die Kornzölle wird bald genug kommen, wenn man ihre nachtheiligen Wirkungen spürt oder wenn einmal Mißernten kommen, dieser Widerstand wird aber von allen Betheiligten kommen, das ist Stadt und Land gemeinsam, dazu braucht man nicht beide in künstlichen Gegensatz zu bringen. Noch unglücklicher erscheint uns aber der Gedanke, auf der schmalen Basis dieser wirthschaftlichen Frage eine politische Partei begründen zu wollen. In unseren heutigen deutschen Zuständen eine politische Partei auf ein wirthschaftliches Programm hin gründen zu wollen, erscheint uns das Aussichtsloseste und Unrichtigste, das sich vorschlagen läßt. Dazu ist eine breitere Basis nöthig, als die Sätze eines wirthschaftlichen Programms oder gar nur einer einzelnen Tariffrage. Nicht ein paar Jahre lang könnte solche Partei zusammenhalten, bei ernsten politischen Constellationen aber könnte sie nie eine Stütze für den Staat sein. Es gehörte nach unserer Empfindung mit zu den bedauerlichsten Irrthümern in dem jetzigen leidigen Zollkampfe, daß von manchen Seiten, so z. B. von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", lebhaft dafür plaidirt wird, die bisherigen politischen Parteien, die sich überlebt hätten, sollten sich neu bilden und zwar auf der Grundlage eines wirthschaftlichen Programms. Wir hoffen zuversichtlich, daß von Seiten unserer Freunde dem Versuche, die wirthschaftlichen Fragen als einen trennenden Keil zwischen sie zu treiben, wie bisher so auch künftig mit Erfolg widerstanden wird und daß sie über die Meinungsdifferenzen wegen Zollfragen sich auch ferner fest verbunden fühlen mögen durch die Uebereinstimmung der Ansichten in den Fragen unserer nationalen Politik. Denn

hier liegt für jetzt und wohl noch für lange der Schwerpunct der Aufgaben, die der lebenden Generation gestellt sind.

Mit der erfolgten Abstimmung über Eisen- und Getreidezölle hat die Tarifdebatte in zweiter Lesung wohl ihren Höhepunct erreicht; in dritter Lesung, wo die einzelnen Interessengruppen mit einander streiten und „handeln", wird wieder eine Steigerung eintreten. Für jetzt wird die Debatte mehr technisch werden, d. h. es wird gelten, von den sehr zahlreichen Widersprüchen und Fehlern des leicht hingeworfenen Tarifs einiges zu bessern und auf diesem Felde wird ja, ohne daß das System damit berührt wird, vielleicht etwas zu erreichen sein. An die heutige Ablehnung der beantragten Erhöhung des Kornzolles (beiläufig nur mit einer Mehrheit von elf oder zwölf Stimmen) und an die mit Zweidrittelmehrheit erfolgte Genehmigung des von der Regierung vorgeschlagenen Getreidezolles knüpfte ein gemäßigter Schutzzöllner die Hoffnung, daß nun ein leidlich vernünftiger Schutzzolltarif zu Stande kommen werde, da alle extremen Forderungen durch diese Abstimmung aussichtslos geworden und nun auch bei Eisen- und Textilbranche Ermäßigungen zu hoffen seien. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Die Volksabstimmung über die Todesstrafe. — Diese Ueberschrift ist nur der Kürze wegen gewählt, eigentlich ungenau und mißverständlich; es wurde aber schon im letzten Berichte deutlich genug gesagt, daß es sich bei dieser Streitfrage nicht darum handle, ob die Todesstrafe in der Schweiz wieder allgemein (von Bundes wegen) eingeführt werden solle oder nicht, sondern nur darum, ob die Wiedereinführung derselben den Kantonen erlaubt werden solle. Diese einzig richtige Fassung der Frage muß heute, nachdem der Entscheid gefallen ist, und zwar zu Gunsten — zunächst nicht der Todesstrafe —, sondern der strafrechtlichen Souveränetät der Kantone, nachdrücklich wiederholt werden, und alle Zeitungsberichte, welche mit dem Schlagwort: die Schweiz hat die Todesstrafe wieder eingeführt! den Sachverhalt in aller Kürze darstellen zu können oder zu müssen glauben, sind von vornherein als Entstellungen, wissentliche oder unbewußte, zu bezeichnen. Dem Schweizervolke war am 18. Mai ausdrücklich die Frage vorgelegt, nicht: Wollt ihr die im Artikel 65 der Bundesverfassung aufgehobene Todesstrafe wieder eingeführt wissen? (denn das war sie ja auch vorher nicht), sondern: Wollt ihr den fraglichen Artikel so revidiren, daß die Todesstrafe für politische Verbrecher und daß körperliche Strafen ausgeschlossen sein sollen? Wir hatten im vorigen Berichte auch schon auf die Doppelseitigkeit der Frage hingewiesen, welche darin bestand,

daß es sich nicht nur um die materielle Frage der Todesstrafe handelte, sondern zugleich um die zunächst formelle, aber viel allgemeinere Frage einer Revision der Bundesverfassung, und daß diese beiden Fragen in einer Weise sich verschlungen hatten, die allerdings verhängnißvoll war oder werden konnte, wenn die Revision sich auf andere wichtigere Puncte ausdehnen sollte. Wie nun manche Mitglieder des Nationalrathes für eine auf Artikel 65 eingeschränkte Revision gestimmt hatten, nicht weil sie persönlich Aufhebung des Verbotes der Todesstrafe wünschten, sondern nur um Conflict mit dem Ständerathe und in Folge davon die Frage einer Totalrevision zu vermeiden, und wie ein Theil dieser Nationalräthe nachher, auf die bevorstehende Volksabstimmung hin, ausdrücklich und öffentlich die Gründe ihres Verhaltens abgab und persönlich, als Private, Verwerfung der Revision empfahl, so konnten auch viele einzelne Bürger in ernstlichen Conflict mit sich selbst kommen, weil auch ihnen eine Doppelfrage vorlag, nämlich die der Todesstrafe an sich und die andere, ob eine Bestimmung über dieselbe in die Bundesverfassung gehöre oder vielleicht, nachdem nun die Sache einmal so weit gediehen, aus derselben wieder entfernt werden solle, da man sich wohl erinnerte, daß sie seiner Zeit nur mit Mühe und unter Widerstreben vieler Kantone und Bürger hineingekommen und eben mit den übrigen, wichtigeren Bestandtheilen angenommen worden war. In der That haben viele und zwar von den gebildetsten und selbständigsten Bürgern an jenem Artikel damals schon und jetzt wieder Anstoß genommen, weil er ihnen seinem Inhalt nach bestreitbar oder seiner Stellung nach zu vereinzelt vorkam, indem sie entweder gar keine oder dann mehr strafrechtliche Bestimmungen in der Bundesverfassung haben wollten. Weiter ging eine ganze Gruppe von Kantonen, welche überhaupt gegen Erweiterung der Bundescompetenz, also auch im Strafrecht, auf Kosten der Kantonalsouveränetät immer sich gestemmt haben.

Es konnte also in der Abstimmung vom 18. Mai mancher Einzelne, welcher persönlich kein Freund der Todesstrafe ist, für Zulassung derselben stimmen, eben aus den angegebenen formellen Gründen, und es konnte ein ganzer Kanton, welcher die Todesstrafe vorher nicht hatte oder auch jetzt nicht einzuführen gesonnen war, dennoch dafür stimmen, daß das Recht, darüber zu entscheiden, den Kantonen zurückgegeben werde. Umgekehrt konnten Viele, die der Todesstrafe nicht abgeneigt sind, gegen Wiederfreigebung derselben stimmen einzig darum, weil sie an der Bundesverfassung nicht rütteln wollten, oder weil sie in dem fraglichen Artikel wenigstens einen Anfang, wenn auch einen nicht glücklich gewählten, zu einer künftigen Einheit des Strafrechts erblickten. Diese verschiedenen Gesichtspuncte zeigen, daß in dieser Frage die gewöhnlichen Schlagwörter und Gruppirungen der Parteien bei Seite bleiben oder in ihrer Bedeutung verschoben werden konnten. Uebrigens soll nicht ge-

leugnet werden, daß die große Masse der Bürger sich die Frage allerdings einfacher zurecht legte und rein vom sittlichen Standpuncte aus für oder gegen die Todesstrafe überhaupt stimmte. Die Fähigkeit, über diese Frage sich eine Ansicht zu bilden, kann auch dem gemeinen Manne nicht abgesprochen werden, der als Geschworener fähig sein soll, über die Frage der Schuld zu entscheiden. Belehrung bedarf er allerdings in beiden Fällen, und sie wurde wenigstens den Bewohnern größerer Ortschaften und Lesern von Zeitungen zu Theil, indem eine Menge von Vorträgen in Versammlungen gehalten wurden, und auch die Presse die Frage nach beiden Seiten behandelte. Es ist wahr, daß diese Kundgebungen größtentheils von Seite der Gegner der Revision und der Todesstrafe ausgingen, aber unwürdige Agitation fand nicht statt, und es wurde Niemandem Gewalt angethan. Auch der anderen Partei stand es frei, sich zu rühren, und wenn sie es weniger that, so war der Grund entweder Siegesgewißheit oder wenigstens der Glaube, daß etwas, was länger bestanden habe, weniger Vertheidigung bedürfe, als eine Neuerung. Daß die conservative Partei sich auch zu rühren und allerlei Mittel anzuwenden weiß, wo sie es für nöthig hält, hat sie bei anderen Anlässen sattsam gezeigt, und daß andererseits die von der Fortschrittspartei benutzten Mittel eben doch nicht Alles vermögen, zeigt der nun vorliegende Erfolg. Eine Mehrheit von ungefähr 15,000 Stimmen, bei einer Gesammtzahl von ungefähr 400,000, hat für Rückkehr zur früheren Freiheit entschieden, beziehungsweise also für Beibehaltung der Todesstrafe. Daß sich keine große Mehrheit ergeben würde, war allgemeine Erwartung, und daß der Entscheid eher so ausfallen werde, wie nun geschehen ist, mußte sich die nun unterlegene Partei selbst sagen; sie hat darum ebenso wenig Grund, sehr niedergeschlagen oder irgendwie beschämt zu sein, wie die siegreiche Partei wenig Grund hätte, laut zu triumphiren; sie wird es auch unterlassen, da ihre Mehrheit doch eher etwas hinter der Erwartung zurückgeblieben ist. Die größeren und kleineren Städte haben fast durchweg gegen die Revision (Todesstrafe) gestimmt, die Landbevölkerung im Durchschnitt dafür. Auf der letzteren Seite finden wir den größten Theil der katholischen Bevölkerung, mit Ausnahme der Kantone Tessin und Waadt. Kantone, welche die Todesstrafe schon früher aus eigenem Antriebe abgeschafft hatten, haben sie auch jetzt nicht angenommen; die Zahl der annehmenden Kantone, 15 gegen 7, beweist nichts, weil sie mit der Bevölkerungszahl nicht in geradem Verhältniß steht.

Es fragt sich also schließlich: Was ist gewonnen und verloren? und: Was wird nun weiter geschehen?

Verloren ist ein Stück Rechtseinheit, und das ist viel mehr zu bedauern, als daß dieses Stück gerade die Abschaffung der Todesstrafe ist, welche weniger dringendes und unbestreitbares Bedürfniß war, als manches Andere,

z. B. die Erstellung gemeinsamer Straf- und Zuchtanstalten. Möglich ist es nun also wieder, daß die Strafrechtspflege einzelner unmittelbar aneinander grenzender Kantone sich so verschieden gestaltet, daß dasselbe Verbrechen im einen mit dem Tode bestraft wird, welches im andern nicht einmal lebenslängliches Gefängniß zur Folge hat, und daß die Todesstrafe selbst, auch wo sie in mehreren Kantonen besteht, in denselben ungleich verhängt und vollzogen wird. Doch darf man hoffen, daß diese Ungleichheiten in Wirklichkeit sich nicht so schroff gestalten, weil unwiderstehliche Einflüsse der Nachbarschaft und anderweitiger Gemeinschaft sie mildern werden. Als Verlust muß auch der Eingriff in die Bundesverfassung als Ganzes betrachtet werden, obwohl er in gesetzlicher Form verübt worden ist, und noch schlimmer wäre es, wenn dieser erste gelungene Versuch zu ähnlichen weiteren führen sollte. Einige Geneigtheit dazu ist ohne Zweifel bei allen Denen vorhanden, welchen die Bundesverfassung von 1874 im Ganzen oder in einzelnen Theilen zuwider war. Aber auch diese Gefahr darf nicht übertrieben werden; denn Fragen, welche allgemeines Interesse in Anspruch nehmen und doch so verschieden beurtheilt werden können wie die Todesstrafe, giebt es nicht viele; es würde also größeren Aufwand von Agitation erfordern, andere Artikel in Frage zu stellen, und da der Erfolg gewiß nicht immer derselbe wäre, so würden auch die Versuche bald erlahmen.

Nicht verloren ist hingegen, auch wenn einige leichtfertige Blätter es behaupten sollten, weder die Ehre der Schweiz vor dem Ausland, noch ihr Antheil am Fortschritt der Cultur überhaupt. Wir haben schon im letzten Berichte bestritten, daß das Aufgehobensein der Todesstrafe ein untrügliches Zeichen höherer Cultur sei: nur die Abnahme der Verbrechen selbst und der socialen Uebelstände, durch welche sie erzeugt oder genährt werden, kann jenen Beweis leisten, und die benachbarten Großstaaten, welche doch auch Culturstaaten sein wollen, können nicht die Schweiz wegen Beibehaltung einer Strafart geringschätzen, die sie selbst noch besitzen. Die Schweiz hat auch nie den Anspruch erhoben, den anderen Staaten in der allgemeinen Cultur voranzugehen, sondern nur, unter vielfach ungünstigen Verhältnissen, mit ihnen Schritt zu halten. Republik und Demokratie können sich nicht rühmen, bessere Menschen zu erzeugen, als die Monarchie, sondern höchstens freiere Staatsbürger. Rühmlich ist nun das Zurückweichen von einer eingenommenen kühneren Position auf keinen Fall, aber daraus folgt noch keine Schande, und wenn ein Fehler begangen worden ist, so bestand er eher in vorzeitiger Aufnahme jenes Artikels, als im Wiederaufgeben desselben. Sehen lassen darf sich die Schweiz mit ihrer Volksabstimmung vom 18. Mai immerhin, denn schon eine solche Frage überhaupt vor das Volk bringen zu können, ist etwas Großes, und auch was den materiellen Entscheid anlangt, so hätte

wohl kein anderes Volk verhältnißmäßig mehr Stimmen gegen die Todesstrafe aufgebracht. Ungerecht ist es überdies, in allen ähnlichen Fällen dem ganzen Volke zur Last zu legen, was nur einer geringen Mehrheit desselben zugerechnet werden kann! ebenso ungerecht wie es war, den ganzen Nationalrath dafür verantwortlich zu machen, daß eine Anzahl von Mitgliedern desselben jene Schwenkung machte, die vielleicht nicht bei allen aus ganz ehrenhaften Motiven geschah.

Nach allem bisher Gesagten kann die Frage: Was ist nun gewonnen? allerdings ziemlich kurz beantwortet werden. Gewonnen ist jedenfalls die heilsame Einsicht, daß der Artikel 65 eine Verzierung war, die man sich hätte ersparen können, weil die ihm zu Grunde liegende Anschauung noch nicht hinlänglich tiefe und breite Wurzeln in den weiteren Kreisen des Volkes hatte, so daß ein zufälliger Windstoß die unreife Frucht abstreifen konnte. Man wird sich also auch für zukünftige Gesetzgebung die Lehre merken, nicht zu viel auf einmal zu verlangen, das Nöthige dem Ueberflüssigen vorzuziehen und von unten herauf statt von oben herab zu bauen. Gewonnen ist aber neben dieser Einsicht auch die Zuversicht, daß die Hälfte des Schweizervolkes einheitliche Grundsätze für das Strafrecht will, und daß bei einem nächsten Anlaß dieses Streben nach Rechtseinheit vielleicht einen um so größeren Fortschritt erreichen wird, gerade weil der kleine Rückschritt die Nachtheile der Rechtsungleichheit wieder in helleres Licht gesetzt haben wird.

Was aber wird nun zunächst geschehen? Wahrscheinlich sehr wenig und jedenfalls nicht eine Wiederaufrichtung von Galgen und Schaffot an allen Orten. Die Kantone, welche die Todesstrafe vor 1874 noch hatten und auch gelegentlich vollzogen (was aber nur in der Minderheit geschah), müssen nun schon ehrenhalber dieselbe wiederherstellen, besonders wenn sie sich dafür ereifert haben. Diejenigen, welche sie bereits abgeschafft haben, werden sie sicherlich jetzt nicht wiederherstellen, und zwischen beiden Gruppen mag es auch wieder einige geben, welche die Todesstrafe dem Namen nach, zur angeblichen „Abschreckung" fortbestehen lassen, ohne sie zu vollziehen. Dieser Zustand ist nicht beneidenswerth, aber er wird Gelegenheit geben, lehrreiche Vergleichungen über die sittlichen Zustände der verschiedenen Kantone anzustellen und Schlüsse auf den Zusammenhang zwischen Verbrechen und Strafarten zu ziehen. Vielleicht aber wird ein solcher Zusammenhang nicht zu Tage treten; um so mehr wird sich dann die Ansicht befestigen, daß die Frage der Todesstrafe keine „Lebensfrage" für den Staat ist, und damit wird die definitive Abschaffung der Todesstrafe herbeigeführt und besiegelt werden, mit oder ohne Bundeshoheit.

Aus Wien. Föderalistisches und Centralistisches. Die Eroberung, die keine ist. — Nur kurze Zeit ist uns das Glück der Selbstzufriedenheit gegönnt geblieben. Als der Festzug so schön von Statten gegangen war, meinten die Skeptiker unter uns, nun müsse Alles gelingen, nur auf das Wollen komme es noch an, während die Leute von ganz correcter Gesinnung erstaunt fragten, was denn überhaupt noch zu vollbringen sei? In allen Sprachen der Welt werde ja versichert, daß so etwas die Welt noch niemals gesehen habe — was bleibe denn noch zu wünschen? Ein Stadtpoet ernannte den Maler Makart in aller Form zum Rubens, die durch ihre Schwefelquellen und Kipfel bekannte Stadt Baden wieder denselben zum Tizian, und daß wir endlich den Muth haben müßten, uns als die Florentiner des neunzehnten Jahrhunderts zu bekennen, forderten verschiedene Stimmen. Wozu uns denn noch ferner sorgen und anstrengen?! Wozu? Jetzt wissen wir's wieder, und mit der Lust zum Selbstbespiegeln wäre es gänzlich aus, wenn nicht mindestens das Gefühl geblieben wäre, daß wir nicht sind wie jene Zöllner und Sünder im unglückseligen deutschen Reiche. Daß wir Jene bemitleiden können, ist in der That unser bester Trost, und in dem Abscheu gegen die neue deutsche Zollpolitik sind wir alle einig: die Freihändler aus Princip, die Schutzzöllner, weil sie es ganz unschön finden, das System ihrer Wahl auch gegen uns anzuwenden. Allein wir bedurften auch des Trostes, denn die Sturzbäder kamen zu zahlreich und rasch hintereinander.

Am 13. Mai gelangte das Herrenhaus endlich in die Lage, sich über den Staatsvoranschlag für das Jahr 1879 zu äußern — was sollte es anders thun, als sich den Beschlüssen des anderen Hauses einfach anschließen? Die Pairs sind längst daran gewöhnt oder sollten doch daran gewöhnt sein, daß ihnen das Budget erst im letzten Augenblicke zur Signatur vorgelegt wird; ganz verwinden sie dieses Verhältniß freilich noch nicht, wie die bei anderem Anlaß gefallene Aeußerung des Erzbischofs von Wien bewies, das Herrenhaus scheine nur als Streusandbüchse für die Beschlüsse der Abgeordneten angesehen zu werden. Aber was sollten sie jetzt thun? Durch Specialberathung und vielleicht Aenderungen an einzelnen Positionen die Regierung zwingen, auch den sechsten Monat im Jahre noch im Provisorium und mit Vorschüssen zu wirthschaften? Das mochten die Herren nicht auf sich nehmen, und so überließen sie es wie gewöhnlich dem Grafen Leo Thun, seinen moralischen Protest zu erheben. Treffend hob er hervor, daß jetzt, unmittelbar vor dem Ende der sechsjährigen Reichsrathsperiode, Angesichts der Neuwahlen, plötzlich viele Stützen der Regierung bedenklich würden und sich zu Anschauungen bekennten, welche sonst nur die Opposition vertreten habe — ein Beweis, welcher Auffassung sie bei ihren Wählern zu begegnen

erwarten, bezw. fürchten. Und er knüpfte daran die Hoffnung, daß es dem Kaiser gestattet sein möge, „in Oesterreich jene Grundlagen christlichen Rechtes und edler Sitte, welche in allen großen Zeiten den Ruhm Oesterreichs begründet haben, auf denen allein dauernde Ordnung, wahre Freiheit und allgemeine Wohlfahrt gedeihen kann, recht bald wieder zur vollen Geltung zu bringen und damit auch die Eintracht der Völker Oesterreichs und die Größe und das Gedeihen Oesterreichs zu begründen." Darauf zu entgegnen war, ebenfalls wie gewöhnlich, Sache des Freiherrn von Winterstein, des Treuesten der Treuen. Er liebt die Regierung und hat auch Ursache sie zu lieben, denn wenn es keine Bürgerministerien gegeben hätte, wenn Oesterreich nach dem Wunsche des Grafen Thun ein specifisch christlicher Staat geblieben wäre, so würde es kein freiherrliches Geschlecht von Winterstein geben und der Ahnherr desselben nicht im Herrenhause sitzen. Darum duldet der edle Freiherr auch keine Kritik seines Ministeriums. Zum Beispiel als Schmerling, einige Monate vor dem welthistorischen Krach, mißbilligend und warnend über die Begünstigung des Börsenschwindels sprach, glaubte Winterstein den alten Zopf verhöhnen zu dürfen, der von dem heiligen Geschäft nichts verstünde. Diesmal war er jedoch in einiger Verlegenheit. Einfach leugnen konnte er nicht, daß die Politik der letzten Jahre höchlich unpopulär sei, auf Erfolge konnte er nicht hinweisen, und das Aussprechen des Wortes „christlich" als ein Attentat auf die Glaubensfreiheit zu denunciren, mußte er seinen Landsleuten in der Journalistik überlassen. Er begnügte sich daher die Ueberzeugung auszusprechen, daß Unternehmungen wie der bosnische Feldzug, welche den Staat neuerdings auf die Bahn des Schuldenmachens drängen müßten, sich nicht wiederholen werden, und zu erklären, daß er den Wahlen ruhig entgegensehe — was er allerdings darf, da er vom Kaiser auf Lebenszeit ernannt ist.

Daß die Anspielung Thuns auf eine föderalistische Gestaltung des Reiches diesmal nicht mehr als frommer Wunsch zu betrachten sei, ist evident, und die Forderung, daß die Tschechen vor allem die bestehende Verfassung anerkennen sollen, will Niemand als einen rechten Schutz gegen gefährliche Elemente gelten lassen. Allerdings giebt es in Böhmen jetzt eine Partei, welche in der Abstinenz den Ruin des Volkes erkennt, der Herrschaft der Feudalen und Klericalen sich entziehen und „bedingungslos" in den Reichsrath eintreten will. Allein sie bildet vorläufig noch eine verschwindend kleine Minderheit, die Menge der Alt- und der Jungtschechen ist jetzt wieder ganz einig darüber, daß „die Nation" bedeutende Zugeständnisse fordern müsse und daß ihnen diesmal alles werde gewährt werden. Noch äußern sich die hiesigen Blätter sehr zuversichtlich über die tschechischen Prätensionen, doch weiß Keiner, wie bald wieder eine „Zwangslage" proclamirt, und wenn nicht

das „böhmische Staatsrecht" anerkannt, doch in den Bezirken mit gemischter Bevölkerung das Deutschthum vollends preisgegeben wird.

Während aber Deutsche und Magyaren gleich bedenklich die Verhandlungen zwischen Wien und Prag beobachten, erhebt sich Anton Ritter von Schmerling, um — dem Centralismus die Zukunft zu vindiciren! Bei der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums konnte er sich nicht versagen, jenes Gesammtösterreich wieder zur Sprache zu bringen, welches unter seiner ministeriellen Behandlung glücklich verschieden ist. Man mag es als Geschmackssache bezeichnen, wenn Jemand selbst mit Vorliebe von Episoden seiner Geschichte spricht, welche Andere vorsichtigerweise unberührt lassen, wenn sie zu ihm sprechen und ihn nicht kränken wollen. Aber dieser Aeußerung wurde zugejubelt, und am folgenden Tage figurirte sie in den Zeitungen als höchst bedeutsam. Daß der Präsident des obersten Gerichtshofes öffentlich eine derartige Stellung gegenüber der Staatsverfassung annimmt, war aber noch nicht der Gipfel des Humors, die Festredner feierten als Hort der Freiheit (selbstverständlich mit Seitenhieben auf das geknechtete Deutschland) den Mann, unter dessen Regiment derjenige mit vielmonatlicher Gefängnißstrafe belegt wurde, welcher behauptete, daß die Verfassung eines Volkes nicht verwirkt werden könne.

Wessen Selbstgenügsamkeit durch dies alles noch nicht gestört worden war, den verblüffte dann mindestens die österreichisch-türkische Convention. Diese ganze Affaire gäbe in Wahrheit den Stoff für eine Tragicomödie. Nachdem solche Tinten- und Redefluthen über die Frage vergossen worden, ob Oesterreich ein Recht gehabt und ob es Recht gethan habe, Bosnien zu besetzen, nachdem man sich so viel den Kopf darüber zerbrochen hatte, was mit dem eroberten Lande anzufangen sei, kommt heraus, daß es gar nicht erobert worden ist. Die Verfassungspartei wird gesprengt durch den Streit über die Nützlichkeit einer Annexion, welche gar nicht stattgefunden hat und gar nicht stattfinden soll. Wir nehmen das schöne Bosnien nur in Verwahrung für unseren guten Freund, den Sultan, regieren in seinem Namen, lassen für ihn beten, und erhalten dafür als Entschädigung die Erlaubniß, unter gleichen Bedingungen auch Novibazar zu besetzen, wieder so viel tausend Menschen und so viele Millionen hinzugeben. Und dabei muß man sich der officiösen Räubergeschichten über die Convention wegen Novibazars erinnern. Da hatten die österreichischen Diplomaten ihre türkischen Collegen so gründlich über den Löffel barbiert, daß diese fürchten mußten, für Landesverräther erklärt zu werden!

Dem Grafen Andrassy ist viel Bitteres und Gesalzenes wegen dieses Meisterstückes gesagt worden, aber das Schmerzlichste muß ihm gewesen sein, daß der hiesige türkische Moniteur ihm feierlich seine Zufriedenheit zu er-

kennen gab. Uebrigens sollen durch den Inhalt der Convention am meisten jene Beamten überrascht worden sein, welche beauftragt sind, die Verwaltung Bosniens zu organisiren, und welche, wie man versichert, als erste Frucht ihrer Studien die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es ganz unmöglich sei, aus diesem Lande die Kosten der Verwaltung herauszuziehen. Es giebt allerdings eine Meinung, nach welcher der Act mit vollem Bewußtsein, ja mit höchster Staatsklugheit durchgeführt wäre, aber sollen wir fürchten, daß jene Meinung Recht behalte? Sollen wir uns darauf gefaßt machen, daß bereits in nächster Zeit der orientalische Krieg fortgesetzt werde? Was würde dann Herr von Winterstein sagen!

Aus Ungarn. Der Sprachenzwang in der Volksschule. — Der drohende Gesetzentwurf über die Einführung der magyarischen Sprache in alle Volksschulen Ungarns, der unlängst auch „Im neuen Reich" berührt wurde, ist zum Gesetz geworden. Das ungarische Abgeordnetenhaus in Pesth hat in seinen Sitzungen vom 29. April — 8. Mai gegen die Stimmen der Abgeordneten der Nichtmagyaren es angenommen. Es ist ein neuer Zwang, der über die Nationalitäten in Ungarn hereinbricht und da in den Verhandlungen des ungarischen Reichstages der ganze Chauvinismus des in Ungarn herrschenden magyarischen Stammes sich wiederspiegelt, der ein Rechtsgefühl gegen die anderssprachigen Völker in Ungarn nicht kennt, so mag hier kurze Mittheilung über jene Sitzungen um so mehr ihre Stelle finden, als die Protocolle des ungarischen Reichstags nur magyarisch veröffentlicht, ins Ausland nicht gelangen. Auch die deutschen Zeitungen haben nur wenig von der bedeutenden Frage Notiz genommen. Nach dem Entwurf, um den es sich handelte, sollte in allen Volksschulen, auch in denen, die nicht vom Staate erhalten werden, das Magyarische ein obligater Unterrichtsgegenstand werden; die Lehrer, die schon angestellt in vier Jahren sich die Kenntniß dieser Sprache nicht verschaffen, sollen einfach der Willkür des Schulinspectors, der Absetzung preisgegeben werden. Die Regierung begründet den Gesetzentwurf damit: es müsse jedem Gelegenheit geboten werden, die „Staatssprache", das ist in Ungarn die magyarische Sprache, die nur ein Drittel der Bewohner des Landes als ihre Muttersprache redet, zu erlernen. Es war den Vertretern der nichtmagyarischen Nationalitäten, voran dem Serben Dr. Polit, der in einer meisterhaften Rede gegen den Gesetzentwurf sprach, nicht schwer, die Unwahrheit aufzudecken, die in diesem Beweis liegt, da die zwangsweise Einführung der magyarischen Sprache in die Dorfschule ja nicht die Gelegenheit zu ihrer Erlernung bietet, sondern zu derselben zwingt. „Es soll dies neue Schulgesetz einen politischen Zweck, den der staatlichen Assimilation erfüllen. Es ist dies aber ein eitler Traum, wo die Bedingungen dazu nicht vorhanden

sind," so sprach Polit, ohne eine Widerlegung zu finden. Ja, einige Redner sprachen ungescheut es aus: mit der magyarischen Sprache soll dem Kinde — Vaterlandsliebe eingeprägt werden. Wo hat Zwang jemals Liebe hervorgerufen? Die Sachsen K. Gebbel und A. Zay wiesen in ähnlichen treffenden Reden wie Polit darauf hin: daß die innere Consolidirung des ungarischen Staates durch solche zwangsweisen Magyarisirungsversuche gehemmt, ja unmöglich gemacht werde, daß die Volksschule pädagogisch gefährdet sei, wenn man einen solchen Gegenstand ihr aufbürde, eine Sprache in ihr lehre, die in manchen Theilen des Landes nie gehört und gesprochen werde. Der Gesetzentwurf verletze die in § 14 des Artikel 43 von 1868 noch jüngst wieder gewährleistete Autonomie der Confessionen. Der rumänische Abgeordnete Strevoj wies auf die schädlichen Folgen hin, die die Einführung des Gesetzes haben werde, darum hätten die Rumänen alle Stellung gegen dasselbe genommen. Von magyarischer Seite fand sich eine Stimme, die ebenfalls gegen das Gesetz sprach. L. Mocsáry, sonst einer der chauvinistischsten Renegaten, konnte doch nicht umhin, in diesem Falle zu betonen: es sei des Staates unwürdig, mit seinen Mitteln eine Action zur Verbreitung der magyarischen Sprache in Scene zu setzen. Die magyarische Nation imponire den anderen Nationen nicht durch ihre Zahl, außer dem Lande sei für sie kein Platz, Ungarn dürfe nicht vergessen, daß es ein polyglotter Staat sei. Es war alles in den Wind geredet! Bela Grünwald, trotz seines deutschen Namens einer der fanatischsten Vertheidiger der heutigen magyarischen Zwangsherrschaft, befürwortete sogar die Einführung der magyarischen Sprache als Unterrichtssprache in allen gemischtsprachigen Gemeinden. Die Minister Tissa und Trefort, die einige Mal für den Entwurf eintraten, haben kein einziges Bedenken zerstreuen, keinen einzigen Vorwurf widerlegen können. Ihre Reden zeigten, es galt einer Sache, die sich nicht vertheidigen läßt.

So ist der Entwurf Gesetz geworden, von der Majorität des Hauses angenommen.

Der „Pester Lloyd" aber feiert die Annahme mit dem unverhüllten Geständniß, ob es denn ungerecht und schrecklich wäre, daß der ungarische Staat magyarisire? Ungescheut wird hier eine Politik verherrlicht, die die Rassenherrschaft eines Drittels der Bevölkerung über die zwei anderen Drittel zum tyrannischen Ziel sich setzt. Er meint, es sei nicht ungerecht, „die Elemente der niedrigeren Cultur einem höheren culturellen Organismus zu assimiliren". Also die Cultur der Deutschen in Preßburg und Ofen, in der Zips und im Banat, in Siebenbürgen niedriger als die magyarische?

Wir bedauern solchen Zwang in Ungarn. Er macht die Zustände dort immer ähnlicher türkischen Zuständen, — denen Europa eben ein Ende zu machen bestrebt ist!

Literatur.

Adolf Pichler, Fra Serafico. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1879. — Der wackere Dichter und Gelehrte, der mit seinen tirolischen Freunden im Süden die Wacht deutscher Geistesbildung hält, bringt hier eine Geschichte in Jamben, gut erfunden und gut erzählt, einfach und doch spannend, so daß man gerne dem Erzähler noch länger zugehört hätte. Wirklich wünschte man, daß die Dichtung reicher ausgesponnen worden wäre, während wir so eigentlich blos den Rahmen, ein anekdotisches Erlebniß, haben. Auf einer seiner geognostischen Excursionen in Italien gelangt der Dichter, einsam im Apennin herumschweifend, unvermuthet zu einem Einsiedler, der ihm nicht blos seltene Gesteinsschätze weist, sondern auch durch seine Bildung und vornehm reife Lebensweisheit ihn fesselt. In einer vertrauten Stunde weiß der Fremdling aus Fra Serafico dessen Lebensgeschichte hervorzulocken und es wird eine feste Freundschaft geschlossen. Als aber der steinklopfende Tirolese nach zwei Jahren wiederkehrt, trifft er einen jungen Einsiedler, der die Stelle des inzwischen Verstorbenen einnimmt und, wie dieser, als Arzt und Wohlthäter unter dem Hirtenvolk der Umgegend waltet. Auch er vertraut dem Fremden seine Vergangenheit an: unglückliche Liebe hat den alten Serafico, wie seinen Jünger und Nachfolger, in die Einsamkeit getrieben, nur daß das einemal der Tod der Geliebten, das anderemal ihre Untreue das Motiv des Entschlusses ist. Diese Episoden, die nur kurz erzählt sind, konnten wohl zu einer breiteren Behandlung auffordern, zumal da es außer der im Mittelpunct stehenden Frage nach dem wahren Glück und der Gottversöhnung nicht an einem politisch-patriotischen Hintergrund der Erzählung fehlt; denn der alte Serafico hat seiner Zeit gegen die Tirolesi am Chiese, und der junge unter Garibaldi bei Dijon gegen die Deutschen gefochten. In der Sprache der kleinen Dichtung werden dem deutschen Leser manche Provincialismen auffallen. — Wer selbst etwas zu leisten im Stande ist, darf wohl einmal sich in seiner Weise befreien von angesammelter Galle und die volle Schale seines Zornes ausgießen über das Schlechte und Unwerthe der umgebenden Welt. Pichler thut dieses Befreiungswerk in den Epigrammen: „Zu Literatur und Kunst". Innsbruck, Wagner. 1879. Es stört freilich, daß man bei den wenigsten dieser Zornausbrüche, trotz ihrer persönlichen Zuspitzung, erräth, auf wen sie gemünzt sind. Auch sind manche ziemlich trivial in der Form oder entbehren der epigrammatischen Spitze. Es fehlt ihnen aber nicht das Gegengewicht an Distichen, die der Verehrung des Großen und Würdigen gewidmet sind, und wir möchten eben diesen den Vorzug vor den galligen geben. „Homeros", „Dante", „Ariosto", „Lope und Calderon", Shakespeare", Michelangelo" und andere dieser Distichen lassen den echten Dichter erkennen. Hier ein paar Proben:

Homeros.

Schön wie die Blüthenpracht des Gebirgs, wie die Sterne des Himmels,
Wenn am Tag sie der Mai, wenn er bei Nacht sie enthüllt:
Willst Du bezeichnen Homer, dann such' kein anderes Bild noch,
Aber der Wogen Gebraus darfst Du vergessen mir nicht.

Michel Angelo.

Goethes Mütter versteht Ihr nicht? — Und Angelo schuf doch
Auf der Medici Grab lange vor Goethe die Nacht!

Griechisch und deutsch.

Spielend, von selber hob die Sprache den griechischen Dichter,
Kräftig wider den Strom zwingt sie den Deutschen zu steh'n.

L.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 29. Mai 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Theorie und Praxis in der Nationalöconomie.

Wenn es wahr ist, daß die wissenschaftliche Volkswirthschaft bis jetzt in so wenigen Fällen zu allgemein anerkannten, unbestrittenen und unbestreitbaren Wahrheiten geführt hat, so liegt es nahe, diesen Mangel auf zwei Gründe zurückzuführen. Man könnte nämlich entweder annehmen, daß die Grundlagen derselben unsicher und zum Theil falsch seien, oder man könnte meinen, daß die Schlußfolgerungen, welche die Wissenschaft aus den Principien zieht, mehr oder weniger unzutreffend seien.

Es giebt aber noch eine dritte Möglichkeit. Es ist denkbar, daß sowohl die Principien einer Wissenschaft als auch die aus denselben gezogenen Schlüsse richtig sind, und daß dennoch die Folgerungen mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Ein einfaches Beispiel möge zur Erläuterung dienen.

Alle materiellen Körper sind der Schwere unterworfen; deshalb sollte ein Luftballon zur Erde fallen. Wenn er dennoch aufsteigt, so beweist dies weder etwas gegen die allgemeine Schwere noch gegen die Folgerung in Bezug auf den Ballon. Die frühere Erkenntniß wird durch die Ausnahme nicht umgestoßen; sie erweist sich nicht als unrichtig, sondern als unvollständig. Auf den Ballon wirkt die Schwerkraft genau in derselben Weise und in demselben Umfange, wie auf einen Stein; im luftleeren Raume würden beide mit gleicher Geschwindigkeit fallen; aber es tritt zu dieser Kraft eine zweite, etwa die Erwärmung und Verdünnung der in dem Ballon befindlichen Luft, welche nun in Verbindung mit der Schwere der äußeren Luft das auf den ersten Blick paradox erscheinende Resultat liefert, daß der Ballon steigt.

Die Ausnahme hebt also das Gesetz nicht auf, sondern modificirt dasselbe. Sie zeigt, daß neben der Kraft, die man bisher allein ins Auge faßte, noch andere Factoren sich geltend machen. Nun ist aber in der Physik das endliche Ergebniß immer aus allen einzelnen in Betracht kommenden Momenten auf eine höchst einfache Weise zusammengesetzt. In der Resultante kommen alle Componenten zur Geltung und durch die letzteren ist erstere vollständig bestimmt. Kennt man also die Wirkung aller einzelnen Kräfte,

so kann man hieraus a priori das Ergebniß ihres Zusammenwirkens, die Resultate, ableiten.

Aehnliche Verhältnisse herrschen auf dem wirthschaftlichen Gebiete, und alle Geister ersten Ranges haben dies, wenn nicht klar gesehen, so doch unbewußt gefühlt. Ihr Instinct hat sie vor absurden Schlüssen selbst da bewahrt, wo dieselben die nothwendigen Consequenzen ihres Systems zu sein schienen. Intuitiv haben sie erkannt, daß neben den von ihnen in Betracht gezogenen Kräften noch andere Momente wirken, durch welche ihre Resultate erheblich modificirt werden. Bekannt ist, daß Adam Smith in einzelnen Puncten durchaus Schutzzöllner ist; aber er läßt sich hier nicht durch öconomische Betrachtungen leiten, sondern sein Patriotismus treibt ihn zur Inconsequenz gegen sein System. Mit vollem Bewußtsein aber ist die Methode der exacten Wissenschaften zum ersten Male auf die Volkswirthschaft angewandt worden von einem deutschen Denker, Johann Heinrich von Thünen. Sein „isolirter Staat" stellt und löst zum Theil die Aufgabe, wirthschaftliche Fragen einer unanfechtbaren Lösung dadurch entgegenzuführen, daß nach Analogie der mathematisch-physikalischen Untersuchungen die einzelnen in Betracht kommenden Factoren unter Abstraction von der Wirklichkeit zunächst gesondert und unabhängig von einander betrachtet werden. Die sich jedesmal ergebenden Schlüsse sind nun durchaus einseitig, aber so lange man sich dieser Einseitigkeit bewußt ist, und dieselben nicht ohne weiteres auf die realen Verhältnisse überträgt, nie unrichtig. Und je mehr es gelingt, den Einfluß aller wesentlichen Potenzen zu analysiren, um so genauer wird auch das Bild sein, welches aus ihrem Zusammenwirken entsteht, mit um so größerer Annäherung werden sich also die gezogenen Folgerungen auf die Wirklichkeit übertragen lassen.

Mit welchem Erfolge diese Methode schon von Thünen zur Erforschung volkswirthschaftlicher Arbeiten angewandt worden ist, wollen wir an der Frage untersuchen, welche Veranlassung dazu gegeben hat, daß augenblicklich die gesammte gebildete Welt sich mit Volkswirthschaft beschäftigt, an dem Kampfe zwischen Freihandel und Schutzzoll.

Thünen ist seiner ganzen Anlage und Denkungsart nach Freihändler. Das einzige Princip, welches gegenwärtig der schrankenlosen Ausdehnung des Freihandels entgegentritt, das der Nationalität, lag ihm wie vielen großen Geistern seiner Zeit bei der Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes ferner als uns. Aber so rückhaltslos er auch die Schlußfolgerungen von Adam Smith anerkennt, seine Methode führt ihn mit Nothwendigkeit auf die Untersuchung der Vorbedingungen, welche Smith unbewußt den meisten seiner Consequenzen zu Grunde legt. Hierbei findet er, daß Smith im allgemeinen auf dem kosmopolitischen Standpuncte steht, und daß derselbe mit sich in

Widerspruch geräth an den Stellen, wo er diesen Standpunct unbewußt mit dem nationalen vertauscht. Diesen Widerspruch vermeidet Thünen, indem er zuerst von kosmopolitischen Gesichtspuncten aus die Richtigkeit des Freihandelssystems nachweist, und dann erst die Nationalität als neuen, ihm persönlich sogar durchaus unsympathischen Factor in Betracht zieht. Der Gedankengang der zweiten Untersuchung, in welcher er sich gezwungen sieht, die bedingte Nothwendigkeit eines Schutzzolles anzuerkennen, ist im wesentlichen folgender *):

Denken wir uns einen völlig abgeschlossenen, etwa von einer Sandwüste umgebenen, also einen „isolirten" Staat A. Dieser würde alle seine Bedürfnisse selbst erzeugen, und es würden daher in demselben alle Gewerbszweige nach Maßgabe des Bedürfnisses harmonisch entwickelt sein. Landwirthschaft und Industrie würden neben einander bestehen, und beide könnten, theoretisch betrachtet, sich auf einer hohen Entwickelungsstufe befinden.

Denken wir uns nun plötzlich in die Nähe dieses Staates einen zweiten Staat B gerückt, welcher, durch größere Fruchtbarkeit oder durch ein milderes Klima begünstigt, im Stande ist, alle Bodenerzeugnisse zu einem niedrigeren Preise nach A zu liefern, als dieselben bisher dort standen. Was ist unter Voraussetzung der Handelsfreiheit die nothwendige Folge dieses Verhältnisses? Der Landbau wird in dem Staate A zurückgehen, er wird sich auf die fruchtbarsten und günstigst gelegenen Gebiete zurückziehen. Unter der weiteren Voraussetzung vollständiger Freizügigkeit, und wenn die Bewohner von A zur rechten Zeit die Sachlage begreifen, „werden sie ihre Gebäude verfallen lassen und mit ihrem Vieh und der beweglichen Habe nach B wandern, wo wegen des fruchtbaren Bodens ihre Arbeit und ihr Capital eine höhere Belohnung finden als in A. Die endliche Folge der Handelsfreiheit ist also die, daß der Staat A an Bevölkerung, Capital und Landrente ärmer geworden ist".

Einer solchen Auswanderung tritt aber erstens die Anhänglichkeit an das Vaterland und zweitens die Kosten und Schwierigkeiten der Uebersiedelung nach einem anderen Lande entgegen. In der Wirklichkeit trägt der Mensch lange Zeit Armuth und Entbehrung, ehe er sich zur Auswanderung entschließt.

Auf diese Weise wird in dem Staate A „Armuth und somit Abnahme des Glückes über alle Classen der Staatsbürger verbreitet". Denn daß durch die Calamität der Landwirthschaft das ganze Land in Mitleidenschaft gezogen wird, liegt auf der Hand.

---

*) J. H. v. Thünen, Der isolirte Staat. 3. Aufl. II. 2. S. 83—92. Wir glauben von Thünens Methode ein zutreffenderes Bild zu geben durch Einführung einer kleinen, sachlich irrelevanten Veränderung. Die räumliche Entfernung spielt nämlich in Thünens Werk eine so hervorragende Rolle, daß wir meinten, dieselbe unserer Betrachtung zu Grunde legen zu müssen, obgleich sie gerade in der vorliegenden Stelle durch einen anderen Factor ersetzt ist.

Es pflegt gegen diese Argumentation ein Einwurf gemacht zu werden, der zwar dem Geiste der Thünenschen Methode durchaus widerspricht, und den daher Thünen selbst gar nicht berücksichtigt, dessen Betrachtung aber gerade die Vorzüge seiner Methode zeigt. Man könnte nämlich sagen, die Bewohner von A hätten nunmehr Gelegenheit, sich in höherem Grade der Industrie zuzuwenden, um die Erzeugnisse derselben gegen die landwirthschaftlichen Producte von B auszutauschen. Dann müßte man aber gleichzeitig annehmen, daß gewisse Bedingungen für den Industriebetrieb in A günstiger wären, als in B; denn sonst wird doch B seine Industrieerzeugnisse nach wie vor selbst produciren, besonders da dieser Staat mindestens die landwirthschaftlichen Rohproducte billiger hat als A, wohin dieselben erst transportirt werden müssen. Der Einwurf widerspricht also dem Geiste der angewandten Methode, weil er die Argumentation nicht widerlegt, sondern ein neues, gar nicht in die Betrachtung gehörendes Moment herbeizieht. Daß es viele Gründe giebt, welche für den Freihandel sprechen, wurde ja von vornherein zugegeben, und welche Gründe in der Praxis schließlich überwiegen, sollte noch nicht untersucht werden, sondern es handelte sich nur darum, was unter den betrachteten Bedingungen, wenn alle übrigen Verhältnisse als gleich angenommen werden, für A die Folge des Freihandels ist.

Sollte der gemachte Einwurf stichhaltig sein, so müßte man ferner annehmen, daß B die Industrieerzeugnisse von A gleichfalls zollfrei einließe, was in der Praxis keineswegs immer zutrifft. Aber selbst wenn auch diese Nebenbedingung noch als günstig angenommen wird, so vollzieht sich doch der Uebergang von der Landwirthschaft zur Industrie in A nicht ohne den empfindlichsten Schaden für einen außerordentlich erheblichen Theil seiner Bewohner, nämlich für alle die, welche bisher von der Landwirthschaft lebten. Die Zeit des Ueberganges würde mithin für A unter allen Umständen mehr oder weniger große Uebelstände mit sich führen.

Endlich aber hat der in Rede stehende Einwand gar keine principielle Bedeutung. Denn man könnte nach Thünens Vorgang ohne Schwierigkeit annehmen, daß ein dritter Staat C in die Nähe von A rückte, welcher hinsichtlich der Industrie günstiger als A stände, sei es in Folge günstigerer Lage zum Weltmarkte oder wegen des Besitzes von besserer Kohle, oder aus irgend welchen anderen selbst politischen Gründen. Der Staat A würde dann bei vollständigem Freihandel sein Getreide aus B, seine Industrieerzeugnisse aus C so lange beziehen, bis er vollständig verarmt wäre.

„Dies ist der Zustand, den jene Schriftsteller (von der Freihandelsschule) vor Augen haben, wenn sie behaupten, daß kein Handel ohne gegenseitigen Austausch von Erzeugnissen bestehen kann. Aber ehe dieser Zustand

eintritt, ist der Staat A an Bevölkerung, an Capital und damit an Macht bedeutend ärmer geworden.

Das ist nun die nationale Seite der Frage, und von diesem Standpuncte aus müssen wir die Zweckmäßigkeit der Handelsfreiheit verneinen."

So bedingt also das Princip der Nationalität eine Ausnahme von dem allgemeinen, kosmopolitischen Gesetze des Freihandels, doch so, daß sie dasselbe nicht umstößt, sondern modificirt. Alle Vorzüge des Freihandels bleiben nach wie vor bestehen; aber es können Verhältnisse eintreten, unter denen auf einen Theil dieser Vorzüge verzichtet werden muß, wenn man nicht von einer anderen Seite her größeren, unheilbaren Schaden erleiden will.

Selbstverständlich ist hiermit der Streit zwischen Freihandel und Schutzzoll nicht einmal theoretisch entschieden, sondern es giebt noch eine große Anzahl von Momenten, welche gleichfalls in Betracht kommen und auf die Entscheidung mit einwirken; aber die Frage ist der theoretischen Lösung näher geführt, als wenn nur die eine, kosmopolitische Seite ins Auge gefaßt wird, und man kann der wissenschaftlichen Nationalöconomie nicht mehr den Vorwurf machen, daß sie Lehren aufstelle, welche in der Praxis unhaltbar seien. Noch viel weniger wird sich die entwickelte Theorie unmittelbar auf unsere heutigen Verhältnisse anwenden lassen, sondern nur eine verständige, allen Verhältnissen nach Möglichkeit Rechnung tragende Ueberlegung kann darüber entscheiden, ob die modernen Verkehrsmittel entlegene und von der Natur bevorzugte Länder uns so nahe gerückt haben, daß wir deren Concurrenz ohne Schutz nicht ertragen können; aber diese Entscheidung wird unbefangener ausfallen, wenn man weiß, daß es falsch ist, nur *ein* Princip zu berücksichtigen, während doch gerade in der Wirklichkeit jedes Resultat durch das Zusammenwirken so vieler zum Theil entgegengesetzter Momente herbeigeführt wird; wenn man einsieht, daß ein Compromiß zwischen den beiden Principien nicht auf Inconsequenz beruht, sondern das nothwendige Resultat des Zusammenwirkens verschiedener mehr oder weniger entgegengesetzter Beweggründe ist.

Die wissenschaftliche Nationalöconomie kann also überhaupt keine Schablone liefern, nach der wirthschaftliche Fragen ohne weiteres zu entscheiden wären. Ihre Aufgabe kann nur sein, unter Abstraction von der Wirklichkeit die einzelnen bei einem praktischen Beispiele in Betracht kommenden Factoren qualitativ und wo möglich auch quantitativ zu analysiren und so die Gesichtspuncte festzustellen, nach denen im gegebenen Falle der praktische Politiker seine Entscheidung zu treffen hat. E. W.

Aus den Tagen der russischen Leibeigenschaft.

Eine literargeschichtliche Notiz.

Ueber die russischen Bauernzustände, wie sie sich unter der alten ungebrochenen Herrschaft der Leibeigenschaft entwickelt hatten, besitzt die russische Literatur leider keine von Betheiligten herrührenden Aufzeichnungen. Die russische Dorfgeschichte ist ein modernes Kunstproduct, das sich an deutsche und französische Vorbilder anlehnt, und die Empfindungen der gebildeten Zeugen jener unwürdigen Zustände in die Seelen der Opfer derselben verlegt. Wer Turgenjews „Tagebuch eines Jägers", Herzens „Byloje i dumi" und S. T. Aksakows „Familien-Chronik" gelesen und von einigen der officiellen Berichte Act genommen hat, welche über vor die Gerichte gezogenen Bauernschindereien veröffentlicht worden, hat kaum nöthig, sich um die russischen Nachahmer deutscher Dorfgeschichtenschreiber zu kümmern: ein russischer Jung-Stilling ist bis jetzt noch nicht entdeckt worden. — Beiträge zur Naturgeschichte des russischen Bauern vermögen auch die nachfolgenden Blätter nicht zu liefern. Ihre Absicht beschränkt sich auf die Wiedergabe eines vor einigen Jahren veröffentlichen actenmäßigen Berichts über die Wirthschaft, welche ein Vierteljahrhundert lang (von 1802 bis 1827) auf den Gütern eines Generalmajors Ismailow getrieben worden, der dem Schicksal, gleich zahllosen anderen Bauernschindern jener Zeit, vergessen zu werden, nur durch einen Zufall entgangen ist. Das ausgezeichnetste Lustspiel der russischen Literatur, Gribojedows in den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts geschriebene geniale Komödie „Verstand bringt Leiden" enthält einige Zeilen, von denen bereits die Zeitgenossen wußten, daß sie auf einen thatsächlichen Vorgang anspielten, denen in der Folge spätere Kritiker nachgegangen sind, und die in deutscher Uebersetzung etwa folgendermaßen lauten:

„ . . . Wie hieß er doch,
Zu dem man mich als Kind geführt
Und ganz ergebenst präsentirt?
Der Nestor hochgeborner Schurken,
Dem seiner treusten, ältsten Diener Paar,
Das ihn von Tod und Schande oft gerettet,
Feil für zwei Hühnerhunde war!"

Nachdem bereits vor längerer Zeit festgestellt worden, daß dieser „Nestor" der erwähnte Ismailow gewesen, hat ein neuerer Kritiker sich die bezüglichen Acten zu verschaffen gewußt und auf Grund dieser die folgenden, ihrer Zeit viel besprochenen, aber keineswegs isolirt dastehenden Thatsachen ans Licht gezogen.

Im Jahre 1802 ließ Kaiser Alexander I. dem Gouverneur von Tula den Befehl zugehen, über die Zustände auf den Gütern des Generalmajor a. D. Ismailow zu berichten, über welche Seiner Majestät außerordentlich ungünstige Gerüchte zu Ohren gekommen seien. Ob dieser Befehl ausgeführt und der geforderte Bericht erstattet worden ist, hat nachträglich nicht mehr festgestellt werden können. Thatsache ist dagegen, daß mehr als zwanzig Jahre vergingen, bevor auch nur der erste Schritt zur Verwirklichung der Absicht gethan wurde, welche dem erwähnten kaiserlichen Befehl zu Grunde gelegen hatte. Daß das auf den Ismailowschen Gütern getriebene Unwesen während dieses Zeitraums ein öffentliches, bis nach Moskau hin gedrungenes Geheimniß gewesen und daß diesem Unwesen von den zum Schutz des Bauernstandes verpflichteten Behörden geduldig zugesehen worden, geht aus dem Umstande hervor, daß die Abfassung des Stückes, durch welches der „Nestor“ für alle Zeiten gebrandmarkt worden, in die erste Hälfte der Zwanziger Jahre, die Eröffnung der Criminaluntersuchung wider denselben erst in das Jahr 1827 fällt. Daß es überhaupt zur Untersuchung kam, erschien unter den gegebenen Verhältnissen und gegenüber der Connivenz der Tulaer Localbehörden als halbes Wunder; als Beleg dafür, daß unter Umständen auch in Rußland Noth Eisen bricht; die armen gequälten Bauern hatten sich direct an den Kaiser gewendet und diesen zu einem directen Einschreiten vermocht. Ihre Noth hatte freilich den denkbar höchsten Grad erreicht und zwei Menschenkategorien, die sonst wenig mit einander gemein zu haben pflegten, Hofgesinde und Bauern, zu Verbündeten gemacht. Das Hofgesinde, das den verabschiedeten General umgab, umfaßte nicht weniger als 270 Personen beiderlei Geschlechts, die zum einen Theil mit der Bedienung des Herrn, zum andern mit Garten- und Fabrikarbeiten beschäftigt waren; die Zahl der Stubenmädchen betrug allein 12, diejenige der Pferde- und Hundeknechte war noch größer. Das weitläuftige Gebäude, in welchem der General wohnte, machte trotz seiner Ausdehnung und der glänzenden Ausstattung einzelner Räume einen düsteren, unheimlichen Eindruck; zahlreiche Fenster desselben waren vergittert, aus anderen sahen die Gesichter blasser, vergrämter Männer und Frauen heraus, allenthalben herrschte eine bange, ängstliche Schwüle. Sah man näher zu, so erfuhr man, daß ein Flügel des Herrschaftshauses vornehmlich als Gefängniß benutzt wurde; Leute, die seinen Zorn erregt, ließ der General hier nicht blos auf Stunden und Tage, sondern auf Wochen und Monate einsperren; so vollständig waren die bezüglichen Einrichtungen getroffen, daß es Gefangenschaften verschiedener Grade, unter anderen auch solche in Ketten und Halseisen gab, und daß die Zahl der Gefangenen zu Zeiten bis auf vierzig wuchs. Zur Strafanstalt diente eine große, Tag und Nacht arbeitende Fabrik, in welcher, außer den regelmäßig beschäftigten Leuten,

beständig eine Anzahl zur Strafe hingeschickter Dienstboten und Bauern arbeitete. Während es auch bei den verrufensten Leuteschindern Herkommen war, Einsperrungen und Körperstrafen regelmäßig nur gegen das Hofgesinde in Anwendung zu bringen, sich bezüglich der eigentlichen Bauern aber an Aussaugung ihrer Arbeitskräfte und an Plünderung ihres Viehes und sonstigen Inventars genügen zu lassen, hatte Ismailow sich zur Regel gemacht, die Wohlthaten väterlicher Hauszucht auf beide Kategorien seiner Unterthanen auszudehnen und zwischen denselben keinen Unterschied zu machen. Die Zahl der in seinen Gefängnissen und Strafanstalten schmachtenden Bauern war zu Zeiten ebenso bedeutend, wie diejenige der Haussclaven — Plette und Ruthe wurden alltäglich über die Einen und die Anderen geschwungen. Ebenso waren Abkömmlinge beider Gattungen in dem streng bewachten Harem des Herrenhauses vertreten; nicht weniger als dreißig hinter Schloß und Riegel gehaltene Mädchen (darunter viele mit Kindern) bezeichneten sich den Untersuchungsbeamten als Opfer des halb gelähmten, nahezu siebzigjährigen Wütherichs, der außerdem eine Maitresse von Stande hielt. Vielen von ihnen war direct Gewalt angethan, Andere waren durch Mißhandlung, Einsperrung und mehrmonatliche Zwangsarbeit in der Fabrik mürbe gemacht worden; näheren Freunden, die ihn besuchten (unter diesen wird namentlich ein Samarin genannt) pflegte Ismailow unschuldige Mädchen zu beliebigem Gebrauch vorzusetzen. Daß Männer und Frauen wegen geringer Versehen bis aufs Blut gepeitscht wurden, kam täglich vor; ebenso häufig geschah es, daß der General Familien sprengte und einzelne Glieder derselben verschenkte und verkaufte; das famose Tauschgeschäft, auf welches Gribojedow anspielt (vier Leute, die dreißig Jahre lang zu Ismailows Bedienung gehört hatten, wurden gegen zwei Koppeln Windhunde vertauscht) datirte von 1823. Nach der Aussage des örtlichen Geistlichen hatte nicht nur der „Herr" selbst zwanzig Jahre lang die Kirche nicht besucht, sondern auch seine Hofleute an dem Besuch derselben verhindert. Heirathsschließungen ließ er regelmäßig weder unter dem Hofgesinde, noch unter der Bauernschaft zu — gegen seinen Willen geschlossene Ehen aufzulösen, sah er für das gute Recht des Erbherrn an; einem Bauern, der ihm seine Tochter nicht ausliefern wollte, hatte er das Dach über dem Kopf anzuzünden befohlen.

Trotz des erwähnten kaiserlichen Befehls war dieser Schandwirthschaft von all den Gouverneuren, Vicegouverneuren, Procureuren, Fiskalen und Isprawniks (Landpolizeibeamten), welche von 1802 bis 1827 das Gouvernement Tula verwalten und beaufsichtigen sollten, geduldig zugesehen worden, als die zur Verzweiflung gebrachten Bauern endlich eine direct an den Kaiser gerichtete Bitt- und Beschwerdeschrift abfassen und nach Petersburg senden ließen. Die Postverwaltung hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als von

diesem kühnen, die gesammte Localverwaltung compromittirenden Unterfangen in Tula Mittheilungen zu machen und den, von der gesammten Bureaukratie der Provinz unterstützten vornehmen Verbrecher zu dem Versuch einer Umkehrung des drohenden Spießes zu veranlassen. Ismailow beschuldigte die der Absendung der Bittschrift verdächtigen Personen, einen „bunt“ (revolutionäre Verschwörung) gegen ihren legitimen Herren angezettelt zu haben und brachte mit Hülfe einer Anzahl abhängiger und bestochener Zeugen wirklich fertig, daß das örtliche Kreisgericht eine Criminaluntersuchung gegen die Bittsteller einleiten und verschiedene „Verdächtige“ einsperren ließ, — daß der Rest privatim geprügelt, in Halseisen und Ketten gelegt wurde, verstand sich von selbst; die Hauptrolle bei dieser Infamie hatte ein tulascher Beamter gespielt, der sich für einen „Abgesandten des Czaren“ ausgab und in dieser Eigenschaft die Kläger ausholte. Man war eben im Zuge, eine Anzahl unschuldiger Menschen zu Knute und Verbannung nach Sibirien zu verurtheilen, als, im Jahre 1828, ein direct aus Petersburg gesendeter Gensdarmerieofficier, Capitän Schamschin, in Tula eintraf und durch sein bloßes Erscheinen einen so panischen Schrecken unter den Schuldigen hervorrief, daß die Sache eine andere Wendung nehmen und dem Herrn Gouverneur sammt Genossen an den Kragen gehen zu sollen schien. Kurzer Hand wurde eine Anzahl von Ismailows amtlichen Helfershelfern und Verbündeten cassirt, dem Gerichte ein Verweis ertheilt und die Ernennung von Verwaltern für die Güter angeordnet, welche die Schauplätze so unerhörter Schandthaten gewesen waren. Jetzt aber that die ganze Bande aus ihrem Frieden aufgestörter Schurken und Feiglinge sich zusammen, um der Gerechtigkeit ihr Opfer zu entreißen; so zahlreiche günstige Zeugnisse über den guten Leumund und das Verhalten Sr. Excellenz des Herrn Generalmajors wurden dem Gensdarmeriecapitän von den Tulaer Autoritäten, dem Kreisadelsmarschall, den benachbarten Gutsbesitzern u. s. w. vorgelegt, daß dieser sich irre machen ließ, die Angaben der Kläger als verdächtig bezeichnete und darein willigte, daß für die Dauer des gegen Ismailow angestrengten Processes zwei Männer zu curatores bonorum ernannt wurden, die dem alten Wütherich freie Hand ließen und im Sinne desselben schalteten. Erst nachdem mehrere Jahre vergangen und die Dinge in eine unheilbare Verwirrung versetzt worden waren, ordnete ein kaiserlicher Immediatbefehl vom Jahre 1830 an, daß die Verwaltung der Güter in andere Hände gelegt, Ismailow wegen Mißbrauchs der gutsherrlichen Gewalt für immer der Disposition über sein Vermögen beraubt und für den Rest seines Lebens in einer Kreisstadt des Gouvernements Tula internirt werde. Von einer förmlichen Bestrafung des ruchlosen „nestor snatnich negodajew“ hatte auch der strenge, in ähnlichen Fällen nicht selten mit heilsamem Despotismus durchgreifende Kaiser Nicolaus Abstand nehmen zu müssen geglaubt.

Für seine Berather war vielleicht auch in dieser Angelegenheit der Grundsatz maßgebend gewesen, zu welchem der Chef der Gensdarmerie, Fürst Orlow, sich einige Jahre später in einem in Sachen eines anderen „vornehmen Schurken" des sog. „Amerikaners" Tolstoy an den Fürsten Schtscharbatow gerichteten Schreiben bekannte: „Es ist immer bedenklich, wenn ein Individuum niederen Ranges und Standes über einen Angehörigen der höheren Classen direct den Sieg davonträgt*)."

Ueber die Generation, welcher der General Ismailow angehörte, und über das Verhältniß derselben zu dem nachwachsenden Geschlechte, heißt es in der Gribojedowschen Comödie wie folgt:

„Zeigt mir nur einen ältern Mann,
Der für ein Muster gelten kann.
Es gilt bei uns der Satz: Je älter, desto schlimmer!
Mit Titel, Ordenskram und hohlem, eitlem Schimmer
Verdeckte dies Geschlecht die jämmerlichste Leere,
Den Mangel aller Würde, aller Ehre!
Uns aber weist man in dieselben Bahnen,
„Folgt Euren Vätern" heißt: „folgt Euren würd'gen Ahnen."

So hat der bedeutendste russische Satyriker und Sittenschilderer seiner Zeit über die Väter der heutigen Generation des russischen Adels und über die dieser angewiesenen Bahnen geurtheilt.

Japan und seine Heeresreformen.

Unter den ostasiatischen Reichen gewährt Japan ein besonders lebhaftes Interesse, außer durch den hohen Stand seiner Cultur, auch durch seine Dimensionen an Land und Bevölkerung, welche denen einer europäischen Großmacht gleich kommen — 7000 Quadratmeilen mit einigen dreißig Millionen Einwohnern — und durch seine vermöge der insularen Lage fest abgerundete politische Gestaltung.

Kaum zehn Jahre sind verflossen, seit das japanische Reich eine Umwälzung erlebte, welche aus der alten feudalen Gliederung den Einheitsstaat

*) Dieser Tolstoy hatte zu Ende der Dreißiger Jahre einen Moskauer Bürger, über welchen er sich geärgert, in sein Haus gelockt, ihn binden lassen und ihm einen Zahn ausgerissen. Der Bürger klagte, Tolstoy aber wußte es dahin zu bringen, daß der Kläger nicht nur abgewiesen, sondern wegen Verleumdung ins Gefängniß gesteckt wurde. Ein Mitglied der Moskauer Gefängnißverwaltung, der Schriftsteller N. F. Pawlow, nahm sich der Sache an und bewirkte die Einleitung einer neuen Untersuchung; Fürst Schtscharbatow brachte die Sache zur Kenntniß des Chefs der Gensdarmerie und erhielt von diesem den obigen Bescheid und zugleich den guten Rath, Herrn Pawlow seiner Stellung zu entheben.

mit constitutioneller Monarchie emporsteigen machte. Nicht ohne blutigen Widerstand gaben die zahlreichen Landesherren die alten Vorrechte auf, aber ihre Zeit war vorüber und die Obergewalt des Mikado siegte über sie, wie über die Machtstellung des „weltlichen" Staatshauptes, welches als eine Art Majordomus geschaltet hatte.

Dem neuen Staate fehlte das Heer. Die alte Ordnung kannte nur eine Kriegerkaste, die „Sumurai", welche in einer Zahl von mehreren Hunderttausenden über das Land verbreitet waren und große Begünstigungen genossen, aber mehr noch mißbrauchten. Sie trugen als Waffe und Abzeichen die zwei Schwerter, deren seither Massen auf den europäischen Markt gekommen sind. Ihre Stellung war derjenigen der Mameluken oder der Janitscharen vergleichbar und wie diese mußten sie einem Heerwesen von abendländischen Formen weichen. Die Katastrophe trat indeß unter milderer Gestalt ein. Ein Decret des Mikado hob im Jahre 1872 die Rechte der Sumurai auf, forderte die Niederlegung der Schwerter und gewährte ihnen neben der Ansiedelung eine Abfindungssumme, welche in bankartigen Instituten für sie nutzbar gemacht wurde.

Die neue Heerordnung beruhte auf dem Grundsatz der Wehrpflicht aller Staatsangehörigen und schuf eine feste Eintheilung des Staatsgebiets in sechs Militärbezirke, aus denen sich fortan vierzehn Linien- und zwei Gardeinfanterieregimenter zu ergänzen hatten. Die Dienstzeit beim stehenden Heere beträgt drei Jahre, doch ist eine Entlassung der gut ausgebildeten Leute nach Ablauf des zweiten Jahres gewährt.

Die nächste Stufe der Wehrkraft bilden die vier Jahrgänge der Reserve, welche in den ersten beiden Jahren eine Uebung unter den Waffen abzulegen haben. An diese schließt sich eine Landwehr, welche bis zum vierzigsten Lebensjahr dienstpflichtig bleibt. Das Vorbild dieser Einrichtungen ist uns nicht fremd, dennoch waren es zunächst französische Commissare, welche die erste Unterweisung der Armee in den Formen europäischer Kriegskunst zu leiten hatten. Auch ein Deutscher, ein früherer Feldwebel der Armee von Bückeburg, nahm einen einflußreichen Posten ein, ähnlich wie vor Kurzem ein ehemaliger preußischer Sergeant als Tartarengeneral in chinesischen Diensten bei der Armee der Kaschgarprovinz auftauchte.

Japanische Militärs in größerer Zahl machten in Europa ihre Studien; neue Waffen, Snydergewehre und Kruppsche Geschütze trafen allmählich in größeren Massen ein.

Doch die Neugestaltung des Heerwesens hatte gefährliche Krisen zu überstehen. Aus der alten Zeit her befanden sich die Waffen- und Pulvervorräthe in den Hauptorten der einzelnen Lesesgebiete zerstreut. Die Regierung war bemüht, sich in den Besitz des gesammten Materials zu bringen

und ordnete die Wegführung desselben von den meisten dieser Plätze an. Dies Verfahren konnte bereits als durchgeführt gelten, doch kam es im Herbst 1876 in Kumomoto, der größten Stadt der südlichen Provinz von Japan, Satsumo, aus gleichem Anlaß zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen Regierungstruppen und ehemaligen Sumuraileuten.

In Satsuma übte ein bewährter Heerführer, der Marschall Saigo, bedeutenden Einfluß. Seiner Hülfe verdankte die Dynastie des Mikado ihren Sieg über die Daimios in den Kämpfen des Jahres 1868. Die Kerntruppen, mit denen er seine Erfolge bewirkte, hatten noch eine Zeit lang nach jener Epoche in der Hauptstadt gestanden. Unzufrieden mit dem europäisirenden Entwickelungsgange der japanischen Angelegenheiten hatte Saigo seine Leute nach Satsuma zurückgezogen. Der erwähnte Zwischenfall sollte das Zeichen für eine allgemeine Erhebung des altjapanischen Elements gegen die Neuordnung des Staates bilden. An einer anderen Stelle hatte bereits ein verfrühter Ausbruch der Empörung stattgefunden. Die Truppen des Mikado, welche in Eile auf den Schauplatz der Rebellion abgingen, zeigten sich der Aufgabe wenig gewachsen.

Saigo hatte es verstanden, seine Mannschaft in Uebungslagern zu schulen und verfügte über namhafte und gut bewaffnete Truppenkräfte. Nahezu ein Jahr währte die Guerilla in dem gebirgigen Lande. Die sehr bedeutenden Verluste der Kaiserlichen zeugen deutlich von der Hartnäckigkeit des Widerstandes. Die Auflehnung blieb indeß vereinzelt, und dies war die Ursache, daß die Insurgenten trotz sehr geschickter Führung und guter Erfolge zusammenschmolzen, während die Regierungstruppen sich stetig ergänzten.

Wie unfertig übrigens das Institut der allgemeinen Wehrpflicht arbeitete, geht am besten daraus hervor, daß der Ersatz des Heeres aus den zum großen Theil müssigen Sumurai geworben wurde. Mit dem Tode Saigos war die Bewegung zur Ruhe gebracht und die Reform des Heerwesens wurde eifriger als zuvor in Angriff genommen.

Die französischen Offiziere sind nach ihrem Vertrage nicht befugt, Einfluß auf den inneren Dienst auszuüben, doch hat die japanische Regierung eingesehen, daß gerade mittelst der Durchführung strafferer Disciplin eine wesentliche Förderung der Armee zu erreichen sein würde. Die große Masse des Volkes war bisher nicht gewohnt die Waffen zu tragen, daher war der Eifer, mit dem die Jugend in das Heer trat, um so geringer, als das Gesetz zahlreiche Befreiungen vom Dienst kannte. Zunächst enthebt die Zahlung einer mäßigen Summe zur Beschaffung eines Stellvertreters von der Wehrpflicht gänzlich. Demnächst aber giebt es eine hohe Zahl von Exceptionsgründen, welche weiten Spielraum gewähren. So sind z. B. sämmtliche Staatsbeamte aller Grade vom Eintritt in das stehende Heer befreit. Da

die Landmacht lediglich den Zwecken der Vertheidigung zu genügen hat, übersteigt ihre planmäßige Stärke nur wenig den Satz von Ein pro Mille der Bevölkerung, und dieser geringe Bedarf an Nachwuchs für das Heer wird somit stets ausreichend gedeckt. Die Einrichtung für die Vornahme der Recrutirung und Losung weisen keine Abweichung von dem europäischen Verfahren auf. Die körperliche Beschaffenheit der japanischen Jugend bedingt noch weitere Ausfälle, da nur Leute über fünf Fuß zur Einstellung gelangen sollen. Häufig ist ferner die Dienstuntauglichkeit durch eine krankhafte Erweiterung des Magens verursacht, welche dem massenhaften Reisgenuß des Volkes zugeschrieben wird. Beispielsweise enthält die Krankenportion in den militärischen Lazarethen ein Pfund Reis, welches Quantum doch eben nur als ein Minimalsatz gelten darf.

Das Aussehen des unter diesen Einschränkungen ausgewählten Heeres wird als ein sehr gutes geschildert. Kleidung und Ausrüstung sind durchweg europäisch, zumeist französischen Vorbildern nachgeformt. Selbst eine lange Stufenleiter von Ordenszeichen, beginnend mit dem grünen und dem silbernen Kleeblatt, ist dem modernisirten Staate ebenso wenig erspart geblieben wie eine angemessene Staatsschuldenlast.

Die Truppen halten Uebungen mit gemischten Waffen ganz in abendländischen Formen ab und ihre Leistungen werden von einsichtigen Beobachtern gerühmt. Die Artillerie ist gut, die in geringer Zahl vorhandene Cavallerie ist keine Nationalwaffe, da nur der vornehme Japaner und dieser lediglich im Schritt reitet, indem jede Beschleunigung der Fortbewegung seine Würde verletzen hieße. Auch ist jedem Cavalleristen noch ein Pferdepfleger zu Fuß beigegeben, welcher Umstand der kriegsgemäßen Verwendung dieser Waffengattung nicht günstig sein kann. Die Pferde des Landes sind von kleinem aber kräftigem Schlage und werden in vorzüglich angelegtem Gestüt herangezogen.

Die Verwaltungseinrichtungen der Armee sind durchaus gut. Es besteht ein Kriegsministerium mit streng gegliederten Abtheilungen, welches gut functionirt und zumeist mit Offizieren besetzt ist, die in Europa ihre Schule durchgemacht haben. Während ihres Aufenthaltes hier haben diese Offiziere überall große Intelligenz an den Tag gelegt.

Es ist möglich, daß in naher Zukunft die Hinneigung zum deutschen Vorbilde noch in entschiedenerer Weise sich äußert. Die Contracte mit den französischen Offizieren laufen im Jahre 1880 ab, und es verlautete bereits von Versuchen der japanischen Regierung, aus Deutschland militärische Lehrkräfte in größerer Zahl hinüberzuziehen.

Die japanische Flotte, welche billigerweise den Hauptbestandtheil seiner Wehrkraft ausmachen sollte, ist noch nicht zu sonderlicher Bedeutung heran-

gewachsen. Das Reich verfügt über etwa ein Dutzend mittelgroßer Kriegsfahrzeuge, welche zum großen Theil in Amerika gebaut sind. Auch auf diesem Gebiete ist indeß ein eifriges Streben erkennbar, den Bau der Schiffe selbständig im Lande auszuführen. Die Flotte hat einige Kriegserfahrungen aus Kämpfen gegen Seeräuber und in Folge der Expedition zur Unterwerfung der Halbinsel Korea auf dem chinesischen Festlande, welche im Jahre 1874 stattfand.

Die Veranlassung gab ein Conflict mit den halbwilden Einwohnern dieses Gebiets, deren Züchtigung durch fremde Kräfte die chinesische Regierung nicht ungern zu sehen schien. Nach einigen Erfolgen der Japaner wünschte China indeß den Abzug des Expeditionscorps und erreichte denselben in Folge der gewährten Zahlung für die durch Japan aufgewendeten Kosten. Eine Ausdehnung des japanischen Gebiets auf das Festland erscheint übrigens um so weniger erforderlich, als die nördlichste große Insel des Reichs, Jeso, selber nur zum geringsten Theile als civilisirt und in den Verwaltungsrahmen aufgenommen gelten kann.

Maria Stuart.*)

Als Leopold v. Ranke vor Jahren seine englische Geschichte veröffentlichte, formulirte er sein Urtheil über Maria Stuart dahin, daß dieselbe unter dem Drucke gewisser politischer und religiöser Antriebe von der Jugend bis zum Alter in einer sehr gefährdeten Stellung sich befunden habe und daraus großentheils ihr unglückliches Schicksal zu erklären sei. Sie war in der That Königin von Schottland, ihrem Rechtsgefühle nach nicht minder Königin von England und außerdem entschiedene Anhängerin des zu neuer Weltherrschaft emporstrebenden regenerirten Katholicismus; alles dieses aber in einer Zeit, in welcher in Schottland die Presbyterianer die Oberhand gewannen, in England der Anglicanismus sich definitiv constituirte und ebendort die Königin Elisabeth, von klugen Räthen unterstützt, mit fester Hand die Regierung führte. Maria kam durch die Tendenzen, die ihr Kopf und Herz erfüllten, nicht blos in Streit mit ihren Unterthanen, mit den protestantischen Engländern und mit der Königin Elisabeth, sondern auch ihr persönlichstes Schicksal wurde durch dieselben mächtig beeinflußt, indem ihre Heirath mit dem kläglichen Darnley zum Theil wenigstens durch den Wunsch hervorgerufen wurde, sich mit einer katholisirenden und der Königin Elisabeth bitter feindlichen

*) Maria Stuart. Von Arnold Gaedeke, a. o. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg. Mit einem Porträt Maria Stuarts nach Donaldson. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1879. XII und 414 S.

Gruppe des schottischen Adels möglichst eng zu verbinden. Wenn alles dieses nicht blos zur Erklärung, sondern sogar zu einiger Entschuldigung ihres Verhaltens dient, so bleibt daneben freilich genug schweren Vorwurfes gegen sie übrig. Denn nimmermehr hätte sich die vielseitig begabte, geistvolle Frau erniedrigen dürfen, dem mehrere Jahre jüngeren, ungebildeten und rohen Darnley die Hand zu reichen: seine hübsche Figur allein war es, die neben jenen unglückseligen politisch-religiösen Erwägungen ihre leidenschaftlichen Sinne berückte. Von hier nahm dann alles weitere Unheil seinen Ausgang. Maria wendete sich bald verächtlich von dem ihr ungenügenden Gatten ab: dieser ließ, voll ungerechter Eifersucht, den Mann ermorden, mit dem die Königin in unvorsichtiger Vertraulichkeit die wichtigsten Geschäfte allein zu erledigen sich gewöhnt hatte, den Piemontesen David Riccio: sie hing endlich ihr Herz, in immer heißerem Sturme aller Empfindungen, an den verwegenen, vor keiner Gewaltthat zurückscheuenden Grafen von Bothwell, der vornehmlich darauf sann, wie er durch die Neigung Marias die schottische Krone für sich selber gewinnen könne. Die Königin erfuhr nach kurzer Frist, daß ihre neue Liebe den eigenen Gatten mit Tod bedrohe, aber, hingerissen von Leidenschaft, unterstützte sie, wenigstens durch Gewährenlassen, die Pläne Bothwells. Sie schrieb dem Grafen jene liebeglühenden Briefe, die, zwar oftmals als Fälschungen angetastet, dennoch, „wenn auch nicht dem ganzen Wortlaute nach, so doch jedenfalls in allen Hauptsachen" ohne Zweifel echt sind, und die demselben die Machtstellung gaben, zu vollenden, worauf seine finsteren Absichten sich richteten. Nach der Ermordung Darnleys und der Vermählung Marias mit Bothwell kam freilich das Verderben in furchtbarer Schnelligkeit über Beide. Der Graf büßte sein Verbrechen in langer dänischer Kerkerhaft; Maria rang noch eine Reihe von Jahren in englischen Gefängnissen und mit Hülfe zahlreicher Mitverschworener um das alte Ziel ihres fürstlichen Ehrgeizes, um die vereinigten Kronen des katholischen Großbritanniens, aber niemals sah sie, die so stolz begonnen, das Licht der Freiheit wieder, und das Ende ihres verfehlten Lebens war, nicht unverdient, das Schaffot.

Diese Auffassung der Thaten und Leiden Marias, die also vor Jahren schon Leopold v. Ranke vorgetragen hat, ist seitdem in Deutschland zumeist herrschend geblieben: nur wenige Stimmen haben bei uns den ziemlich erfolglosen Versuch gemacht, hieran Wesentliches zu ändern. Die Franzosen dagegen und die Engländer sind während der letzten Zeiten mit mehreren Versuchen hervorgetreten, dem Publicum ein gründlich umgestaltetes Bild der Schottenkönigin annehmbar zu machen. Da ist die unglückliche Maria gelegentlich mit einer Härte angegriffen worden, die von der feinsinnigen Art Rankes, verständlich erscheinen zu lassen, wie sie in Schuld und Fehler verfallen, sehr weit und unerquicklich absticht; weit häufiger aber ist die Königin als eine

reine Märtyrerin, als ein beklagenswerthes Opfer ihrer politisch-religiösen Gegner dargestellt und dabei vornehmlich die Aechtheit jener an Bothwell gerichteten Briefe mit allen Mitteln einer klopffechterischen Logik bestritten worden. Alle dem gegenüber machte sich schon lange das Bedürfniß geltend, daß die ganze Maria-Literatur von deutscher Seite und durch eine kritisch-geschulte Feder einer Gesammtrevision unterzogen werde. Dies ist nun geschehen, und Gaedekes verständiges und anziehendes Buch beweist von Neuem, wie Recht wir hatten, an Rankes Auffassung trotz des unruhigen Treibens und Drängens jener heißblütigen Tendenzschriftsteller unbeirrt festzuhalten. In einer glücklich gewählten Form, die dem Gelehrten ausreichendes Beweismaterial an die Hand giebt und dem übrigen Publicum eine angenehm fließende Erzählung bietet, entledigt sich Gaedeke der von ihm gewählten Aufgabe.

Indessen es hieße doch diesem Buche bei Weitem nicht gerecht werden, wenn man demselben gleichsam nur eine Wiederherstellung des Rankeschen Standpunctes vindiciren wollte. Der Verfasser hat eben, wie er gar nicht anders konnte, die gesammte Maria-Literatur der eingehendsten Nachprüfung unterworfen und hierbei theils aus solchem Materiale, welches erst später als Rankes Werk veröffentlicht worden ist, theils auch aus älteren Quellen, die er, auf den Schultern seiner Vorgänger stehend, sorgfältiger als diese zu zergliedern vermochte, eine Reihe neuer Ergebnisse gewonnen, denen wir eine erhebliche Bereicherung unserer Kenntnisse verdanken. Das Buch zerfällt zwar in dieser Beziehung in zwei etwas ungleichartige Hälften. Die erste Hälfte, die Jugend Marias bis zu ihrer Gefangenschaft in England fassend, enthält wohl auch manches neue Resultat wissenschaftlicher Forschung, und besonders tritt in dieser Beziehung die Katastrophe Darnleys und die Vermählung der Königin mit Bothwell hervor, die hier in ihrem Causalnexus wesentlich klarer als irgendwo bisher erscheinen; aber die sachgemäße Zusammenstellung des bisher schon Bekannten bildet in dieser Hälfte doch die Hauptsache, und zugleich tritt in derselben der romantische Schimmer, der die Jugendschicksale Marias mit unvergänglichem Reize umgiebt, stark in den Vordergrund, so daß hier namentlich das Unterhaltung bedürftige Publicum Befriedigung suchen darf und finden wird. In der zweiten Hälfte des Buches dagegen, die den vielverschlungenen Kampf der gefangenen Maria gegen Elisabeth enthält, dürften sich, so gewandt dieselbe auch geschrieben ist, weitere Kreise von Lesern und Leserinnen vielleicht nicht mehr im gleichen Grade angezogen fühlen, während der Fachgelehrte dem Verfasser für eine größere Zahl von Belehrungen um so dankbarer sein wird. Bisher erschien uns Maria als die Verbrecherin, die sich, von einem dunkeln, aber gerechten Geschick getrieben, ihrer Gegnerin selber ausliefert und in den Kerkermauern mit genialer Ausdauer, jedoch wiederum auf verbrecherischen Bahnen, gegen

dieselbe conspirirt, während Elisabeth schlechtweg mit der politischen Nothwendigkeit entschuldigt wurde, daß sie ihre Cousine wider Recht verhaftet und schließlich ums Leben gebracht hat. Hier stellt Gaedeke nicht blos die Charaktere der beiden mit einander ringenden Frauen vollends ins rechte Licht, indem er uns einerseits lehrt, worauf schon Ranke hingedeutet hatte, „Mitleid mit der unglücklichen Maria zu empfinden", mit allen Gaben, aller Standhaftigkeit, der fast heldenhaften Seelengröße, in der sie ihr furchtbares Geschick ertragen hat, und indem er andererseits die kleinlichen Züge im Wesen Elisabeths, ihre Kargheit gegen die unglückliche Gefangene und ihre gehässige Verfolgungssucht, schonungslos aufdeckt, sondern er weist auch treffender, als dies bisher in unserer Literatur geschehen ist, darauf hin, daß die Königin von England keineswegs durch unbedingte politische Nothwendigkeit zu ihrem Verfahren gegen Maria gedrängt worden ist. Es gab freilich Augenblicke, in denen die englische Politik die Gefangene im Lande durchaus fest zu halten suchen mußte, während auch manche Versuche, dieselbe ohne Schaden für sich selber aus dem Reiche zu entlassen, ohne Schuld der Königin und ihrer Rathgeber scheiterten; im Ganzen aber ist das verständigste Ziel, eine Vergewaltigung Marias zu vermeiden und die gestürzte und entehrte Fürstin ruhig ihrem eigenen Schicksale zu überlassen, nicht sorgfältig und fest genug ins Auge gefaßt und verfolgt worden. Die gefangene Maria ist durch die Intriguen ihrer Anhänger dem Regiment der Königin Elisabeth mindestens ebenso gefährlich geworden, als es die in Freiheit schaltende nur irgendwann und wo muthmaßlich hätte werden können. Elisabeth ist daher für die gehässige Rolle, die sie im Kampfe mit ihrer Nebenbuhlerin gespielt hat, bitter bestraft worden, durch die zahllosen Gefahren, die ihr Jahr um Jahr bei deren Leben drohten, und durch den Justizmord, durch den sie Maria vernichtet, ihr eigenes Andenken aber mit einem dunklen Flecken beschmutzt hat.

Das Buch Gaedekes bietet also viel des Guten, und es wird nicht nöthig sein, es den Lesern dieser Zeitschrift mit weiteren Worten zu empfehlen. Dasselbe ist Carl von Noorden gewidmet, und wenn hierin eine Andeutung liegen sollte, daß Noorden etwa den jüngeren Fachgenossen darauf aufmersam gemacht hat, wie geeignet es zur Zeit war, eine Biographie Marias zu schreiben, so hätten wir Ursache, auch diesem Gelehrten für die erwünschte Gabe dankbar zu sein. Beigefügt ist dem Buche ein sehr anmuthiges Bild der jungen Maria, welches ohne Zweifel vielen Beifall finden wird. Auffallen wird nur manchem Betrachter, daß diese Marie erst in ihrem vierzehnten Jahre stehen soll, während sie bei allem Jugendreiz doch einen beträchtlich älteren Eindruck macht. Vielleicht äußert sich Gaedeke einmal darüber, ob das Original dieses Bildes nicht doch etwas jugendlichere Züge trägt, oder ob zu vermuthen ist, daß der Maler desselben aus höfischer Gesinnung

das Kind wie eine voll entwickelte Jungfrau hat erscheinen lassen wollen, oder ob wir annehmen dürfen, daß Maria wirklich schon in ungewöhnlicher Frühreife so vielen Liebreiz und einen so durchgeistigten Ausdruck besessen hat. B. Kugler.

Die deutschen Beamten im Reichslande.

Eine der gewöhnlichsten Klagen der Elsässer, welche ihr Echo auch im Landesausschuß gefunden hat, ist diejenige über die deutschen Beamten im Allgemeinen, und gewisse Kategorien derselben im Besonderen. Es wird vielleicht nicht ohne Interesse sein zu untersuchen, was es mit diesen Klagen für eine Bewandtniß hat, und inwiefern dieselben begründet sind. Obgleich selbst Beamter, glaube ich mir ein hinlänglich unparteiisches Auge in dieser Frage zutrauen zu dürfen. Ich werde die Dinge nach keiner Seite hin zu beschönigen suchen, obwohl ich sehr wohl weiß, daß ich dadurch — wie ein Schiedsrichter, der keiner der Parteien in allen Puncten Recht geben kann — hüben und drüben, bei Neu- und Alt-Elsässern, Anstoß erregen dürfte.

Vorweg ist anzuerkennen und zu betonen, daß die der Justiz angehörigen Oberbeamten sich im Großen und Ganzen im Reichslande einer unbeschränkten Achtung und selbst Beliebtheit erfreuen. Wenn hier und dort einmal ein junger Friedensrichter seine Stellung überschätzt, sich vorzugsweise zum Germanisator auserschen glaubt, und sich unberufen in die politischen oder administrativen Vorkommnisse in seinem Canton oder der Stadt, in welcher er „residirt", einmischt, so gehören diese Fälle eben zu den Ausnahmen, und sind noch stets, wenn sie zu amtlicher Kenntniß kamen, von dem sehr gestrengen Herrn Generalprocurator auf das Energischste gerügt und abgestellt worden. Diese sehr günstige Meinung für die richterlichen Beamten ist theilweise dem Umstande zu verdanken, daß dieselben, mit Ausnahme der Friedensrichter, wenig oder gar nicht mit dem Publicum in unmittelbarem Verkehr stehen; größtentheils aber der besonderen Sorgfalt zuzuschreiben, mit welcher die Richter sowohl, wie auch die höheren Subalternbeamten in der Justiz, seiner Zeit von dem Generalprocurator Schneegans ausgewählt sind. Dem genannten Herrn ist es zum allergrößten Verdienst anzurechnen, daß er keine Mühe gescheut hat, die zuverlässigsten Informationen einzuziehen über diejenigen Personen, welche sich zur Anstellung im Justizfach Elsaß-Lothringens gemeldet hatten, oder dazu von den verschiedenen Regierungen vorgeschlagen waren, und daß er zu diesem Zwecke selbst größere Reisen und die eingehendsten Untersuchungen ausgeführt hatte. Unterstützt wurde er dabei durch die große Personalkenntniß, die er von seiner früheren Stellung her im rhein-

ländischen Richterpersonale, welchem neben dem aus der baierischen Pfalz die meisten Beamten entnommen sind, mit herübergebracht hatte.

Ebenso zufrieden ist die altelsässische Bevölkerung mit den meisten Anwälten und Notaren, welche sich zum Theil überraschend schnell das Vertrauen des Publicums zu erwerben verstanden und sich in jeder Beziehung eine ausgezeichnete Stellung zu erwerben gewußt haben.

Die Klagen beziehen sich also zumeist auf die eigentlichen Verwaltungsbeamten, und sind — leider muß es eingestanden werden — in einzelnen Fällen begründet. Unterscheiden wir hier 1. die Spitzen der Behörden, welche in Straßburg, Metz und Colmar ihren Sitz haben, 2. die höheren Beamten daselbst und in den Provinzialstädten (Kreisdirectoren, Zoll- und Steuerbehörden, obere Forstbeamten, Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten rc.), 3. das große Heer der Subalternbeamten, 4. die Unterbeamten (fast durchgängig aus Einheimischen bestehend), so ist zu constatiren, daß die Kategorie ad 1 nur wenig Widersacher hat, und dann meist nur solche, welche mehr der Sache als der Person feindlich gesinnt sind. Namentlich ist es der Oberpräsident, welcher sich der allgemeinsten Anerkennung der Elsässer, ich glaube sagen zu dürfen, der sämmtlichen gebildeten Einheimischen im Reichslande, erfreut. Ob die ihm dargebrachten Huldigungen, die vielen angenehmen Dinge, die man Herrn von Möller innerhalb des Landesausschusses, in den Zeitungen, und ganz besonders in seinem Arbeitscabinet zu sagen weiß, immer ganz aufrichtig gemeint sind, kann man dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist es klug; weiß man ja doch, daß ein gutes Wort immer eine gute Statt findet, und daß es des Oberpräsidenten wirklicher Wunsch und Wille ist, sich der Bevölkerung so gefällig als möglich zu erweisen, und sicherlich derselben wenigstens ihr Recht angedeihen zu lassen. Nicht vereinzelt sind die Fälle, in denen die, zuweilen selbst auf Grund bestehender administrativer Verordnungen, von den Behörden getroffenen Maßregeln, in Folge einer Eingabe beim Oberpräsidenten, in einem den Bittstellern günstigen Sinne abgeändert und modificirt worden sind. Ich betone dabei, daß hierdurch nicht ein versteckter Tadel des Herrn von Möller ausgedrückt, sondern nur erklärt werden soll, woher die ungewöhnliche Beliebtheit desselben stammt.

Aehnlich verhält sich die Sache mit den Spitzen der übrigen Verwaltungszweige, namentlich den Generaldirectoren der Eisenbahnen, der Zölle, der Forsten, und, wenn auch nicht im ganz gleichen Maße, mit den drei Bezirkspräsidenten. Einwände, welche von elsässischer Seite gegen den Einen oder den Anderen dieser Herren in engeren Kreisen ab und zu verlauteten, bezogen sich niemals auf die Fähigkeiten oder auf den guten Willen derselben, der ansässigen Bevölkerung ihr Recht angedeihen zu lassen, sondern mehr auf Aeußerlichkeiten, die ihre Erscheinung, ihren Haushalt, ihr öffent-

liches Auftreten betreffen. Nach französischen Begriffen ist der „Herr Präfect" eine viel großartigere, vornehmere, glänzendere Persönlichkeit, als einzelne der Präsidenten, namentlich im Elsaß, eine solche vorzustellen für nöthig erachteten. Am meisten sind es die kleinen Geschäftsleute, von welchen man solche Einwürfe hören konnte; sie verdienten eben nicht genug an der „Präfectur", weil die Bedürfnisse und wohl auch die Festlichkeiten zu wenig hervorragende waren, und ihnen nicht häufig genug einzutreten schienen.

Beschwerden in Bezug auf ihre Amtsführung, auf etwaigen Mangel an Höflichkeit und Zuvorkommenheit sind schwerlich jemals erhoben, besonders nachdem die Vornehmen, Reichen oder sonst Einflußreichen im Lande es sich abgewöhnt hatten, bei jeder Gelegenheit zum Präfecten zu laufen, wenn sie sich über irgend eine Persönlichkeit beklagen wollten, oder einer anderen eine Gunst zuwenden zu können hofften. Diese Herren überzeugten sich mit der Zeit, daß ihren Wünschen nur insofern Genüge geschah und geschehen konnte, wenn dieselben mit Recht und Gerechtigkeit zu vereinbaren waren, daß es aber in diesem Falle weder persönlicher Besuche, noch längerer Briefe, die fast stets das unterstrichene Wort: „Confidentiel" an der Spitze trugen, bedürfe, und daß das Wort „Gunst", wenigstens wenn Verdienst damit nicht verbunden ist, in dem deutschen Regierungslexicon nicht aufzufinden ist. Also die Präsidenten der Bezirke ließ und läßt man im Ganzen noch willig passiren. Nicht so aber die Mittelbehörden, unter denen die Kreisdirectoren voranstehen.

Mit diesen Beamten ist es eine eigene Sache. Die meisten derselben waren ziemlich junge Leute — manche hatten eben erst ihr letztes Examen gemacht — als sie in Folge tüchtigen Verhaltens während des Krieges, oder während ihrer anfänglichen commissarischen Beschäftigung im Reichslande, zu der wichtigen und einflußreichen Stellung als Leiter eines großen, meist stark bevölkerten Landstrichs berufen wurden. Manche lernten ihre Functionen erst kennen, während sie dieselben auszuführen hatten, und erwiesen sich daher zuweilen ungewandt und unsicher. Einige darunter verfielen in den Fehler zu großer Schroffheit, besonders den, in gewisser Beziehung, ihnen untergeordneten Bürgermeistern gegenüber, und brachten das stramme sogenannte „Preußenthum"*) — was aber auch anderen deutschen Stämmen nicht ganz abgeht — bei der Verwaltung in Anwendung. Andere ließen wohl mitunter einmal die guten Formen vermissen, auf welche bekanntlich Franzosen und französisch Gebildete einen ganz besonderen Werth legen, waren ironisch, wenn

*) Als Curiosum sei hier erzählt, wie man selbst in deutschen, natürlich nichtpreußischen Kreisen, über dies Preußenthum denkt. Ein Kreisdirector, baierischer Nationalität, drohte seinen Eingesessenen: „Wenn Ihr dies und das nicht thut, so nehme ich meinen Abschied, und Ihr bekommt sodann einen echten Preußen zum Kreisdirector."

nicht beißend, und stießen dadurch auf mannichfaltige Weise an. Genug, es wurde hier und da wohl einmal eine Schwäche offenbar, welche sodann außerordentlich ausgebeutet und in der übertriebensten Weise weiter colportirt wurde. Wie sollte man auch nicht Anlaß zu Redereien geben, wenn man auf einem, allen Blicken so ausgesetzten Posten steht, und sich mit dem Publicum tagtäglich in einem so directen und unmittelbaren Verkehr befindet, wie gerade ein Kreisdirector! Was aber bei dem Kreisdirector nie in Frage gestellt ist, oder in Frage gestellt werden konnte, das ist die Ehrenhaftigkeit des Charakters, der redlichste Wille und das Bemühen, seine Pflicht zu thun, und das scheint mir, wenn nicht Alles, so doch sehr Viel, bei einem Beamten zu bedeuten. Legen die Elsässer die Hand aufs Herz, haben sie bei allen früheren französischen Beamten, und namentlich den Unterpräfecten, niemals Schwächen auffinden können, und haben sie überall solche ehrenwerthen und anständigen Gesinnungen angetroffen? Ich denke und weiß es, auch die französischen Beamten sind nur Menschen gewesen, mit allen menschlichen Fehlern und Schwächen, und diese meine Gedanken werden von manchem beherzten Elsässer öffentlich, von den meisten übrigen wenigstens in ihrem Inneren getheilt.

Was sage ich von den übrigen deutschen Beamten derselben Kategorie? Nicht viel anderes als von den Kreisdirectoren, nur daß unter denselben bei ihrer so bedeutend größeren Anzahl auch selbstverständlich mehr Individuen gefunden werden, welche weniger ausgebildetes Tactgefühl, und weniger ausreichende Eigenschaften zu ihrem hiesigen Posten mitgebracht haben, als es wünschenswerth oder nothwendig wäre. Ist dem aber so, wen trifft dann die Schuld? Vornehmlich die Regierungen unserer verschiedenen deutschen Vaterländer, und zwar ohne jede Ausnahme, welche die gute Gelegenheit gern und willig benutzt haben, von ihrem meistens großen Reichthum an Beamten und Expectanten einen Theil abzuschieben und fortzugeben, um zu Hause ein wenig Luft zu bekommen. Daß sie uns nicht gerade die Allervorzüglichsten und diejenigen gesendet haben, welche sie in ihren Verwaltungen am wenigsten entbehren zu können meinten, wird man ihnen kaum verdenken; daß sie uns aber in nicht seltenen Fällen auch solche herübersendeten, deren Verwendbarkeit im eigenen Lande sie aus irgend einem Grunde bezweifelten, das muß ihnen zu einem schweren Vergehen angerechnet werden. Ein solches Verfahren bewies große Kurzsichtigkeit, oder ein starkes Verkennen der schwierigen Verhältnisse, und der Mission, welche Deutschland den Reichslanden gegenüber zu erfüllen hatte und noch hat. Daß ich zu dieser Rüge berechtigt bin, möge man aus folgendem kleinen Vorfall ersehen. Ein hiesiger hoher Beamter trifft — ich glaube es war im Jahre 1872 oder 1873 — mit einem Minister eines deutschen größeren Staates in Kissingen zusammen. Man macht Be-

kanntschaft, und der Minister erkundigt sich nach den hiesigen Verhältnissen, unter anderen auch nach einer im Reichslande angestellten, zufällig der Justizverwaltung angehörigen Persönlichkeit aus seinem Lande. „Der macht sich ganz gut," wird ihm erwidert. „Desto besser, desto besser," ruft der Minister fröhlich, — „wollen Sie nicht noch ein Paar von dieser Sorte haben?" Noch manche andere, nicht minder drastische Beispiele könnten hier angeführt werden, dafür, daß man uns in vielen Fällen ganz bewußt in dieser Beziehung übel mitgespielt, und dadurch das Ansehen der deutschen Beamten im Allgemeinen durch Zusendung einzelner unpassender Persönlichkeiten schwer geschädigt hat. Dies gilt in ganz besonderer Weise von dem großen Heere der Subalternbeamten, welche in den zahlreichen Bureaux und Canzleien der Behörden thätig sind, oder die als Einnehmer, Steuererheber ꝛc. über das ganze Land ausgestreut wurden. Ein Theil, und zwar ein ziemlich beträchtlicher dieser Herren war schon während der Occupation 1870/71 im Lande oder bei den Civilcommissariaten, Präfecturen ꝛc. in den unter deutsche Verwaltung genommenen Theilen Frankreichs beschäftigt gewesen, in welcher Stellung sie, neben ihrem heimischen Gehalte, verhältnißmäßig hohe Diäten bezogen hatten. Sie führten während dieser Zeit ein Leben als große Herren und gewöhnten sich an „Bedürfnisse", die ihnen unter anderen Umständen sehr fern gelegen hätten. Was Wunder, daß sie sich später, als mit der definitiven Anstellung die Diäten fortfielen, und statt derselben ein festes, ganz gut und reichlich bemessenes, immerhin aber gegen bisher sehr bedeutend ermäßigtes Einkommen gewährt wurde, nicht einzurichten wußten, sich in Schulden stürzten, und leider zuweilen sogar kühne Griffe in die ihnen anvertraute Casse thaten. Daß die Frauen dieser Beamten, wie so häufig, auch in diesen Fällen einen Hauptheil der Schuld durch Putzsucht und unordentliche Wirthschaftsführung trugen, bedarf nicht der besonderen Bekräftigung. Abgesehen von den ungetreuen Cassenbeamten, welche sich selbst entfernten oder durch Richterspruch entfernt wurden, welche Sorge und Mühe erwuchs den Behörden, die schlechten und untauglichen Subjecte auf gute Manier wieder los zu werden! Und wie wenig wurden sie dabei von den Regierungen ihres Heimathlandes unterstützt! Selbst gute und pflichtgetreue Beamte, denen aus irgend einem Grunde der Aufenthalt in den Reichslanden verbittert war, und zwar Beamte aller Categorien, konnten nie und nimmermehr zu Hause eine Anstellung und Brot finden. Sie hatten sich verkauft mit Haut und Haar, sie waren in die Mausefalle gegangen, und saßen nun darin ohne jede Aussicht auf Erlösung. Manche glaubten vorsichtig genug gehandelt zu haben, ehe sie hierher gingen, daß sie sich bei ihren heimischen Behörden die Zusicherung eines möglichen Rücktrittes vorbehalten hatten. Aber auch diese fanden sich mitunter getäuscht, wenn sie auf eine dahin gehende Bitte von den heimischen

maßgebenden Personen den Bescheid erhielten, man wolle sie allenfalls zurücknehmen — natürlich aber nur in derjenigen Stellung, Anciennetät und dem Einkommen, welche und welches sie bei Aufgabe ihrer Stellung in dem alten Lande gehabt hätten. Die älter gewordenen und in gewisser Beziehung verwöhnten Beamten konnten sich selbstverständlich nur in sehr wenigen Fällen auf solche harte und unbillige Bedingungen einlassen, um so weniger, als sie die im Reichslande erdienten Ansprüche auf Pension und Versorgung ihrer Wittwen hätten aufgeben müssen.

Um übrigens kein Mißverständniß aufkommen zu lassen, erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß die vorausgesprochenen Anklagen gegen den Beamtenstand aller Classen heute nur noch in bedingtem Maße Gültigkeit haben. Es ist gehörig purificirt worden, so daß sich jetzt die reichsländischen Angestellten mit denen aller übrigen deutschen Staaten in Bezug auf Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit getrost messen können. Daß noch immer ungeeignete Leute unter denselben gefunden werden, wen könnte dies in Erstaunen setzen? Aber sind denn in Preußen, Baiern, Hessen u. s. w. alle Beamte Engel? Je größer eine Heerde, desto mehr räudige Schafe werden wir in derselben vorfinden. Vom Staate und seinen Organen kann nur verlangt werden, daß man dieselben herauszufinden weiß, und sie, wo keine Besserung erwartet werden kann, mit allen dargebotenen Mitteln ausmerzt. Und dies geschah und geschieht in Elsaß-Lothringen mit mindestens gleichem Ernste als in allen übrigen deutschen Ländern.

Es hat uns hier in den ersten Jahren unseres Wirkens schmerzlich berührt, daß nicht allein in Kreisen der Landesangehörigen und in Frankreich der herübergekommene deutsche Beamtenstand geringschätzig angesehen und boshaft kritisirt wurde, sondern daß sogar unsere lieben Landsleute zu Hause sich in nicht immer schmeichelhafter Weise über uns zu äußern erlauben konnten. Die letzteren thaten es wohl nur aus Unkenntniß der factischen hiesigen Verhältnisse und der enormen Schwierigkeiten, welche unsere Stellung mit sich brachte, und dürften nunmehr wohl eines Besseren belehrt sein. Was die Stimmen in der Presse und den Büchern von jenseits der Vogesen betrifft, so hat man wohl nicht nöthig, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, doch fühle ich mich gedrungen, in dieser Sache einige Worte an unsere neuen Mitbürger, die Elsaß-Lothringer, zu richten, deren abfällige Beurtheilungen die Veranlassung zu dieser kleinen Arbeit pro domo gaben. Vorweg sei es gesagt, daß auch bei nicht Wenigen derselben die Ansichten über uns Beamte sich in erfreulicher Weise geändert haben, und daß Vielen von uns, selbstverständlich nur im engsten Privatkreise, gar nicht selten sogar Anerkennung zu Theil wird, unter Hinweis darauf, daß die früheren französischen Beamten, namentlich die höheren, lange nicht so zugänglich, und wohl auch

nicht so objectiv gewesen seien, als wir. Thatsache ist, daß die in der ersten Zeit vielfach unternommenen Versuche, nicht selten unterstützt durch Anerbietungen reelleren Dankes, unsere Stimmung irgend welchen Privatinteressen geneigt zu machen, vollständig aufgegeben sind, nachdem einige, mitunter recht fatal ausgeschlagene Vorkommnisse die Gesuchsteller von dem Unangebrachten und selbst Gefährlichen ihrer Schritte belehrt hatten. Thatsache ist es auch, daß man uns heute mit vollster Achtung, ja hier und dort sogar mit einer Spur von Vertrauen begegnet. In dieser Beziehung könnten wir daher mit den errungenen Erfolgen und unserer schwer erkämpften Stellung zufrieden sein. Leider giebt es nur noch zu Vieles, was uns nie befriedigen kann und wird und eine Art von Heimweh im tiefsten Inneren stets lebendig erhält. Wir fühlen uns vereinsamt, beinahe wie ausgesetzt, und überzeugen uns von Jahr zu Jahr immer mehr, daß wir hier nie Wurzeln schlagen werden. Wir haben dasjenige, was wir hier zu finden hofften, nicht gefunden, und die Ziele, die wir zu erreichen uns vorgenommen hatten, nicht erreicht, verzweifeln auch mehr und mehr an der Möglichkeit, sie je zu erreichen. Weshalb sind wir eigentlich herüber gegangen? Einzelne — wir geben es zu, eine Minderzahl — aus wahrem deutschen Patriotismus. Die Begeisterung, das patriotische Hochgefühl, welches unser Aller Brust geschwellt hatte, als die Einigung Deutschlands, die Wiedergewinnung der alten deutschen Lande am linken Rheinufer bis zu den Vogesen, eine historische Thatsache geworden war, verbunden vielleicht mit einer hohen Meinung von den eigenen Fähigkeiten, von einer Art Vocation, veranlaßte einige idealistischer angelegte Naturen, ihren heimischen Wirkungskreis zu verlassen und an die schwierige, aber, wie man meinte, auch dankbare Aufgabe zu gehen, die alten deutschen Stammesgenossen mit dem Mutterlande auch mit den Herzen wieder zusammenzukitten. Ein Theil dieser Herübergekommenen, der in der glücklichen Lage war, es thun zu können, kehrte nach und nach wieder nach Hause zurück, nachdem er eingesehen, daß der gute Willen und ein gewisser Enthusiasmus nicht allein genüge, um vorwärts zu kommen, sondern daß dazu Geduld, unendliche Geduld und Entsagung gehöre. Ein anderer Theil wirkt zwar weiter mit der gleichen Gewissenhaftigkeit, aber erheblich herabgemindertem Enthusiasmus, denn er ist müde geworden und wird gern eine sich darbietende Gelegenheit benutzen, nach Hause zurückzukehren, oder sich ganz aus dem Staatsdienst zurückzuziehen.

Die überwiegende Mehrzahl der Beamten aber, welche freiwillig in die Reichslande gekommen sind, thaten diesen Schritt aus materiellen Gründen, weil sie sich hier in der Stellung sowohl, wie in ihrem Einkommen verbesserten oder wenigstens zu verbessern hofften. Kann sich Jemand darüber wundern? Wird irgend ein Mensch seine Gewohnheiten und seine Lebens-

weise ändern, seine Familienbande lockern, seine Kräfte besonders anstrengen und nach einer vielfach neuen Richtung hin anspannen, wenn ihm dafür nicht ein Ersatz, eine Entschädigung geboten wird?

Ja, meine Herren Elsässer und Lothringer, wir nehmen keinen Anstand dies offen einzugestehen, wir wollen etwas dafür haben, daß wir uns für Deutschland in Ihrem Dienste aufreiben und verbrauchen, daß wir Ihre nicht immer sehr liebenswürdige Art und Weise, namentlich in geselliger Beziehung, ertragen und die uns zugefügten kleinen Bosheiten, sowie Ihre hermetische Abschließung ignoriren und übersehen! Alles dies ist zwar im Laufe der Jahre etwas besser geworden — die venetianischen Zustände zu österreichischer Zeit, welche Sie uns bereiten wollten, ließen sich doch nicht so streng durchführen —, es ist hier und da Bresche gelegt worden, und überdies bedürfen wir Ihrer in geselliger Beziehung nicht in dem Maße, als Sie es vorauszusetzen schienen, da wir in genügend großer Zahl fast überall vertreten sind, um innerhalb unserer „Colonie" einen zusagenden Verkehr zu finden. Aber unbehaglich und unerquicklich bleibt dieser Zustand trotzdem, zumal die Nadelstiche, welche uns, vorzugsweise von Ihren Damen, zugefügt werden, oft empfindlicher sind, als die Beweise Ihrer offenen Feindseligkeit. Wer ist wohl unter uns, der nicht schon unzählige Male von Landesangehörigen, die mit uns in geschäftlichen, unter vier Augen selbst in fast freundschaftlichen, Verkehr getreten waren, Aeußerungen gehört hätte, wie: „Oh, was mich betrifft, — ich wollte sehr gern Alles thun, aber ich kann leider nicht, sehen Sie, meine Frau ist eine Französin", oder: „ich würde Sie bitten zu mir zu kommen, aber meine Damen sind leider noch immer etwas chauvinistisch . . ." u. s. w. u. s. w. Begegnet man den „Herren der Schöpfung" allein auf der Straße, und haben diese sich vergewissert, daß keine Damen in der Nähe sind, so grüßen sie äußerst höflich, ja freundschaftlich, und drücken uns wo möglich beide Hände; sind aber Damen dabei oder in Sicht, so wird der Gruß kühl, gemessen, und wird von den Damen nur selten oder gar nicht erwidert. Freilich im Theater, besonders im französischen Schauspiel, kommt man wohl zusammen, oder auch nicht, wenn man will, denn Altelsaß verkriecht sich mit Vorliebe in den dunklen Logen unten, den sogenannten Baignoires. Wohl ist man nicht so stolz, unser Geld zurückzuweisen, wenn es sich um Sammlungen für die Armen, für Krankenhäuser, Mägdeherbergen und andere wohlthätige Anstalten handelt, aber man räumt uns und unseren Damen nicht das Recht ein, ein Wort in Bezug auf die Verwendung der Gelder mitzusprechen, oder denkt etwa gar daran, einen Deutschen oder eine Deutsche mit in das Comité oder den Vorstand eines Vereins zu wählen. Muß man es uns dabei nicht hoch anrechnen, wenn wir trotz alledem und alledem Geduld und gute Laune behalten?

Aber noch mehr, noch viel mehr. Man kann wohl sagen, mit ausgezeichnetem Tact, ja mit Aengstlichkeit, die in manchen Fällen sogar übertrieben worden ist, haben wir deutsche Beamte es stets vermieden, unseren deutschpatriotischen Gefühlen bei den sich darbietenden Gelegenheiten öffentlichen Ausdruck zu geben. Nur der einzige Tag, der Geburtstag unseres geliebten Kaisers, konnte uns bisher veranlassen, aus unserer Zurückhaltung hervorzutreten, unsere Häuser mit Fahnen zu schmücken, Festlichkeiten zu veranstalten und an dem stattfindenden öffentlichen Gottesdienste Theil zu nehmen. Und noch dazu findet dieser öffentliche Gottesdienst nicht in allen Kirchen des Landes statt, — wunderbarer Weise ist der Geistlichkeit bisher noch nicht aufgegeben worden, diesen Tag kirchlich zu feiern, und man ist hierüber selbst in Elsässer Kreisen höchst erstaunt, — nein nur in einer Kirche derjenigen Orte, in welchen Militär steht und ein Divisionspfarrer angestellt ist, haben wir eine solche, vorherrschend militärische Feier, welcher als Gäste beizuwohnen die Civilbeamten jedesmal besonders eingeladen werden! Anderwärts ist von Gottesdienst gar nicht die Rede, und gehört es zu den Seltenheiten, daß hier und da einmal ein Geistlicher des hohen Herrn und des Tages gedenkt, und dies auch nur dann, wenn derselbe auf einen Sonntag fällt.

Die Sedanfeier existirt für uns nicht, und mit trauerndem Herzen vernehmen wir nur aus den Zeitungen, in welcher schönen Weise dieselbe, auch in den kleinsten Städtchen, da drüben jenseits des Rheins, in unserer alten, eigentlichen Heimath, ihren Ausdruck erhält. Ja, wir hören es ruhig mit an und lesen es in hiesigen Zeitungen, daß man es hierorts ganz in der Ordnung findet, wenn man von jeder, auch nur privaten Feier dieses Tages hier absieht, und daß es eigentlich im Interesse eines wiederzustellenden guten Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich bedauerlich sei, daß grade dieser Tag, der 2. September, in Deutschland so allgemein gefeiert werde! Daß es den hiesigen Landeskindern eben so befremdlich erscheinen möchte, wenn man in Frankreich einen annähernd eben so wichtigen Tag und großen Sieg zu verzeichnen gehabt hätte, und den Gedenktag mit Glanz umgäbe, bezweifeln wir sehr stark. Keines sonstigen Sieges oder Festtages wird hier gedacht, außer im allerengsten Familienkreise, denn man will die Empfindlichkeit der Eingesessenen schonen, und es ist ja keine Frage, daß man im Allgemeinen Recht daran thut. Eben so wenig ist es aber eine Frage, daß wir Beamte darunter leiden, daß wir uns vorkommen wie ausgeschlossen aus dem Vaterhause, und daß diese Lage nicht unter die geringsten Opfer gehört, welche uns auferlegt sind durch unser Hiersein und Hierverbleiben.

Ja, dafür „ernährt" uns aber das Land, wie, wenn ich nicht irre, das autonomistische „Elsässer Journal" einmal sagte, dafür bekommen wir die „horrende" Bezahlung und die durch nichts zu rechtfertigende Ortszulage,

gegen welche eine von Herrn Charles Grad im Landesausschusse geführte Fraction mit eingelegter Lanze unaufhörlich anrennt!

Ich habe schon zugegeben, daß die Besoldung hier selbst in den meisten Fällen eine bessere ist, als in der Heimath, obwohl sie dort in den letzten Jahren, namentlich was die Wohnungszuschüsse betrifft, auch erheblich aufgebessert worden ist. Es muß dabei aber auch hervorgehoben werden, daß das Leben hierselbst und gerade das, was zur dringendsten Lebensnothdurft gehört, sehr bedeutend kostspieliger ist, als zu Hause, sei es im Süden oder im Norden und im Nordosten des Vaterlandes, und daß man sehr viel mehr Geld braucht, um gerade existiren zu können. Und dann, geben die Beamten nicht auch im Lande das wieder aus, was sie vom Lande beziehen? Giebt es Viele unter ihnen, welche Schätze sammeln und die Doppelkronen auf die hohe Kante legen? In meinem Kreise ist mir kein Einziger bekannt, der hier irgend welche erhebliche oder auch nur geringere Ersparnisse machte, wohl aber nicht Wenige, welche ein hübsches eigenes Vermögen besitzen und die Zinsen desselben neben ihren Einkünften hier zu verzehren keinen Anstand nehmen. Wer zieht denn den Vortheil daraus? Sicher doch das Land selbst, die Kaufleute, Handeltreibenden jeder Art, die Grundeigenthümer und verschiedenartigen Producenten. Frage man doch sie Alle, ob sie einen größeren Vortheil hatten von den schlechter bezahlten und sehr viel sparsamer auftretenden früheren Beamten französischer und elsässischer Nationalität, — ich weiß im Voraus, wie die Antwort ausfallen wird.

Ich will dabei nicht in Abrede stellen, daß die eine oder die andere Beamtenclasse wirklich ein höheres Einkommen bezieht, als nöthig ist und als man derselben zur Zeit zubilligen würde. Wer aber näher in das Getriebe der Verwaltung zu blicken Gelegenheit hat, namentlich also die Mitglieder des Landesausschusses, werden bei dem Studium und der Berathung des Landeshaushaltsetats die Ueberzeugung haben gewinnen müssen, daß man ernstlich bemüht ist, dergleichen, der ersten Zeit der deutschen Verwaltung angehörige Irrthümer für die Folgezeit zu corrigiren, und daß man überhaupt mit einer ausgesuchten Sparsamkeit bei Verwendung der Staatsgelder zu Werke geht.

Es erscheint daher um so mehr an der Zeit, endlich mit den Klagen über zu hohe Beamtenbesoldung ein Ende zu machen, als die Neugestaltung der Dinge und die bevorstehende sogenannte autonome Verwaltung des Reichlandes jedem Eingesessenen, sowie überhaupt Jedem, der ein Interesse daran hat, ausreichende Gelegenheit giebt, völlig klaren Einblick in die Lage zu erhalten und seinen mehr oder minder schwer wiegenden Einfluß auf eine Aenderung und etwaige Besserung dieser Dinge, sowie überhaupt der Verwaltung des neugeschaffenen Kleinstaates zwischen Rhein und Vogesen zuzuwenden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Süddeutschland. Glossen zum Reichstag. — Die Pfingstferien bringen dem Reichstag eine wohlthätige Pause. Vor den letzten Entscheidungen über die Zoll- und Finanzreform gewähren sie noch einmal eine Frist, das Geschehene zu überdenken, über die Folgen der bevorstehenden Beschlüsse sich klar zu werden, begangene Fehler vielleicht wieder gut zu machen. Manche Uebertreibung, die in der ersten Aufregung mit unterlief, ist jetzt schon gegenstandslos geworden. Zugleich aber zeigt sich, daß die Schwierigkeiten, die das Bismarck'sche Doppelprogramm auf seinem Wege sieht, noch mit nichten aus dem Wege geräumt sind. Nirgends ist ein Abschluß erreicht. Agrarier und Eisenzöllner streiten sich andauernd um den Antheil an der Beute. Und schlimmer noch steht es um die rein finanziellen Entwürfe. Weder die Brausteuer noch die Tabaksteuer sollen, nach den Anträgen der betreffenden Commissionen, annähernd in der Höhe verwilligt werden, worauf der ganze Finanzplan gegründet ist. So ist Alles noch in der Schwebe; eine Lage, aus der zunächst das Eine unwidersprechlich hervorgeht: daß das angebliche Bündniß der Regierung mit dem Centrum eine Fabel ist, und daß ebenso das Bündniß der Conservativen mit dem Centrum auf überaus schwachen Füßen steht. Vollauf bestätigt sich, daß die Ultramontanen zwar der schutzzöllnerischen Wendung ihren Beifall schenken, dagegen dem finanziellen Theil des Programms, der die Befreiung des Reichshaushaltes von dem der Staaten bezweckt, mit äußerstem Mißtrauen gegenüberstehen. Diese Lage beweist aber zum anderen, daß es noch immer in der Hand der nationalliberalen Partei stehen würde, sich eine Stellung zurückzuerobern, die sie vorzeitig preisgegeben und freiwillig preisgegeben hat. Sie müßte das jetzt gewählte negative Verhalten, das von ihren Organen mit Commentaren begleitet wird, in denen eine gemachte Gelassenheit abwechselt mit nicht minder gemachten Angstrufen, allerdings vertauschen mit einer positiven Stellungnahme, wie sie den Ueberlieferungen der Partei entsprechen würde und wie sie von deren Freunden von Anfang an erhofft wurde. Vielleicht daß dadurch mit einem Schlage das natürliche und historische, bisher noch in jeder Krisis bewährte Verhältniß der Parteien zu der Reichsregierung wiederhergestellt würde. Wenn es für unsere Partei noch eines besonderen Impulses bedürfte, zu einer solchen Selbstrehabilitirung sich aufzuraffen, so wäre es der Umstand, daß die Ultramontanen in ihre Karten blicken ließen, indem sie das Stichwort von den „föderativen Garantien" ausgaben. Daß es ihnen gerade um die finanzielle Kräftigung des Reichs gegenüber den Staaten nicht zu thun ist, haben sie damit eingestanden. Unwillkürlich haben sie damit ihre

Besorgnisse vor dem wahren Sinn der Reform verrathen und die ganze Weite ihres Gegensatzes zu den Ideen des Kanzlers enthüllt. Eben damit haben sie unseren politischen Freunden noch einmal klar den Ausweg aus der jetzigen Verwirrung gewiesen. Die Hoffnung ist freilich schwach, daß der Ausweg ergriffen werden wird, nachdem in der Tabaksteuercommission die nationalliberalen Mitglieder dem Centrumsantrage zum Siege verholfen haben, der für die Regierung ausgesprochenermaßen unannehmbar ist. Anstatt nutzlos über die conservativ-ultramontane Coalition Klage zu führen, wäre es vielleicht ersprießlicher gewesen, das Centrum mit seinen durchsichtigen Hintergedanken in die Minderheit zu bringen. Das lag in der Hand der nationalliberalen Mitglieder. Sie hätten damit den Willen gezeigt, in demjenigen Theil des Programms, mit dem sie sich „im Princip" längst einverstanden erklärt haben, auch thatsächlich den Reichskanzler zu unterstützen. Sie konnten wieder zu einer Partei werden, mit der der Reichskanzler zu rechnen hat. Und es ist noch immer die Möglichkeit vorhanden, daß sie zur Endentscheidung wieder in diese Stellung einrücken. Thun sie es nicht, so ist der Gang der Dinge ziemlich klar vorgezeichnet. Soll die Auflösung vermieden werden, so wird dem Reichskanzler nichts übrig bleiben, als wirklich um die Stimmen des Centrums zu werben, das schon bei dem Sperrgesetz geschickt als ausschlaggebender Factor sich geltend gemacht hat. Der Handel, der bisher nur in der Aufregung liberaler Phantasien bestand, würde dann wirklich geschlossen. Er würde wenigstens ad hoc geschlossen; doch in seinen Folgen schwerlich in hoc sich begrenzen lassen.

Der kritische Augenblick erneut für die Freunde der nationalen Sache unwillkürlich das Gedächtniß ihrer trübsten Zeiten und Erfahrungen. Ruft doch schon die Tonart, die wir seit den Reden des Zoologischen Gartens in befreundeten Organen angeschlagen sehen, die bedenklichsten Erinnerungen wieder wach. Wenn wir das Banner der neuen Freiheitsliga aufpflanzen sehen, wenn wir den schwungvollen Anruf zur kühnen That vernehmen, das laute Pochen auf Bürgermuth und Mannesstolz, ist es nicht, als ob holde Klänge unser Ohr träfen aus einer Zeit, die wir längst begraben wähnten? Noch eine andere Reminiscenz drängt sich auf. Gerade in der Zeit, als die ersten Umrisse von Bismarcks deutscher Politik in Fracturschrift sichtbar wurden, befand sich der Nationalverein, der auf das Programm der Initiative Preußens hin gegründet war, in der denkbar übelsten Leitung, nämlich was seine officielle Vertretung in der Presse betraf. Einmal im Zuge, bohrte sich das Wochenblatt des Vereins immer tiefer in seine unseligen Irrgänge ein, seine Ausdrucksweise wurde immer erstaunlicher; zuletzt begegnete es dem Organ der preußischen Partei, daß es in Preußen verboten wurde. Nun wußte auch damals Jedermann, daß der Präsident des Vereins hoch

erhaben über diesen Verirrungen war und keinen Theil an dem Lärm hatte, der im Wochenblatte und sonst getrieben wurde. Aber doch compromittirte diese officielle Sprache nothwendig den ganzen Verein derart, daß, als das Programm der Partei in Erfüllung ging, dies als eine Niederlage der Partei erschien.

Wir sind auf dem besten Wege dazu, daß Aehnliches bei der Finanzreform sich wiederholt.

Man kann sich der Besorgniß nicht entschlagen — warum soll es nicht ausgesprochen werden? — daß unsere Partei Wortführer besitze, denen ein Stein vom Herzen genommen scheint, seitdem sie sich wieder in der Opposition befinden, die es sich zur Ehre rechnen, die Reform, welche dem Reiche seine finanzielle Autonomie zu geben bestimmt ist, kaltblütig abgelehnt oder eifrig bekämpft zu haben. Auch diesmal ist es nur ein Theil der Partei, wie ansehnlich immer, aber es ist auch diesmal der Oeffentlichkeit gegenüber für ihn so geschickt operirt worden, daß es lange Zeit schien, als sei er allein vorhanden, und daß nun seine unvermeidliche Niederlage auf die ganze Partei zurückzufallen droht. Allerdings fehlt es nicht an einiger Uebung in diesem Thun. Beim Militärcompromiß, beim Strafgesetzbuch, noch beim Socialistengesetz ist es derselbe Einfluß gewesen, der immer bis zu der dritten Lesung das Abkommen mit der Regierung hintanhielt, so daß zuletzt, als die Verständigung doch vom Gemeinwohl gebieterisch verlangt wurde, als Schwäche der ganzen Partei erschien, was in Wahrheit blos die Niederlage einzelner Persönlichkeiten war.

An derlei heute zu erinnern, ist ein unerquickliches Geschäft. Aber man muß daran erinnern, weil es zum Verständniß der heutigen Dinge dient. Es droht sich ein Verhängniß zu erfüllen, das von altem Datum ist. Gewiß, unter besonders verwickelten Umständen erfüllt sich das Verhängniß, und dennoch sind auch heute, inmitten des abstoßenden Streits der nächstbetheiligten Interessen, die großen Ziele der deutschen Staatskunst deutlich erkennbar. Wenn man im Auge hat, daß gleichzeitig mit seinen Finanz- und Zollplänen der Kanzler der Kleinstaaterei des Verkehrswesens zu Leibe rückt, daß er die Eisenbahnen unter die Fittige des Reichs zu nehmen im Begriffe ist, daß er gleichzeitig deutschem Unternehmungsgeist in fernen Weltmeeren eine Stätte sichert, und in den Interessen des Mittelmeers das Gewicht der deutschen Macht einzusetzen begonnen hat, so ist die Meinung verzeihlich, daß die Angelegenheiten unseres Vaterlandes nicht in stümperhafter Hand sich befinden. Unschwer erkennt man hier die zusammenhängenden Theile eines Ideenganges, der das eine Ziel verfolgt, Deutschland, nachdem es zur politischen Einheit geworden ist, zu einem nationalen Wirthschaftsgebiet zu machen, das endlich fähig ist, mit den früher entwickelten Nationalstaaten in Wettbewerb zu treten.

Ist es denkbar, daß die Partei, die sich die nationale nennt, der Mithülfe zu diesem Werke sich versagt? Dreimal sei das liebliche Fest gepriesen, wenn es die Erleuchtung bringt, welche die Freunde des Vaterlandes ungeduldig und aufs innigste erwünschen. g.

Aus Oberitalien. Die republikanische Bewegung. — Politik nimmt gegenwärtig den größten Theil des öffentlichen Lebens für sich in Anspruch: Auf den Straßen wird politisirt, in den Kaffeehäusern wird Politik getrieben, und selbst in harmlosen gesellschaftlichen Kreisen sind die Namen Garibaldi, Cairoli und Depretis in Aller Munde. Die politische Erregung in Italien ist eine derartige, daß man meinen könnte, das Land befindet sich in einer Krise, und wenn dieselbe trotzdem die Schranken der Gesetzlichkeit nicht überschreitet, geschieht dies nur darum, weil diese Schranken eben möglichst weit gezogen sind, so weit, daß eine Ueberschreitung kaum möglich ist. Zu eigentlichen Excessen kommt es selten.

Das Eigenthümliche ist, daß die politische Erregung in Italien nicht mit schwebenden Tagesfragen, oder doch nur zum geringsten Theile mit solchen zusammenhängt: es ist vielmehr die große Frage, Republik oder Monarchie, welche die Gemüther in Erregung hält, und wenn auch die Schaar der Republikaner in Italien vorderhand weder durch Zahl, noch durch Intelligenz der Monarchie gefährlich erscheint, geben doch die Fortschritte, die ihre Propaganda seit dem Tode Victor Emanuels gemacht hat, viel zu denken. In der letzten Periode der Regierung Victor Emanuels gab es in Italien kaum mehr Trümmer der einstmals so starken republikanischen Partei, welche unter der Führung Mazzinis nicht viel weniger zur Einheit Italiens beitrug, als die unter der Aegide Cavours stehenden gemäßigten Parteien, die übrigens selbst zum Theil aus der Reihe der Mazzinistischen Republikaner hervorgegangen waren. Der ehrenhafte Charakter der savoyischen Monarchie, unterstützt durch den Glanz des Namens Victor Emanuels, wirkte selbst auf überzeugungstreue Republikaner versöhnend und entwaffnete die Unbeugsamen vom Schlage der Saffi, Campanella u. s. w. Als der ehemalige Republikaner Crispi die berühmte Formel erfand: La monarchia ci unisce, la repubblica ci divide, um das Banner Mazzinis zu verlassen, schlossen sich ihm die angesehensten Republikaner, namentlich der südlichen Provinzen, wo die republikanische Idee die kräftigsten Wurzeln geschlagen zu haben schien, an, und geraume Zeit konnte man in Italien von keiner eigentlichen republikanischen Partei sprechen, wennschon die Kammer in Florenz sowohl wie in Rom stets einige ausgesprochen republikanisch gesinnte Abgeordnete zählte, und auch immerhin einige gelesene Blätter unverhüllt die republikanische Sache vertraten.

Im Jahre 1874 machte die gänzlich zerfallene republikanische Partei den Versuch, sich zu reorganisiren, und Aurelio Saffi, der römische Triumvir aus dem Jahre 1848, stellte sich, nicht ohne Empfehlungen Garibaldis, an die Spitze der Bewegung. Allein trotzdem die Regierung Minghettis durch eine, den Traditionen der savoyischen Monarchie zuwiderlaufende Verfolgung der Republikaner die Existenz derselben als politische Partei der ganzen Welt kund machte, fand die Bewegung im Lande selbst nur geringe Theilnahme, und verlief vollends in den Sand. Die circoli repubblicani führten kaum eine anständige Scheinexistenz. Der Name Victor Emanuels schien das letzte Bollwerk gegen die republikanischen Bestrebungen, denn er imponirte nicht blos den Massen, sondern auch den Gebildeten, selbst den ausgesprochenen, zielbewußten Republikanern vom Schlage der Saffi, Cavalotti u. s. w.

Der Sturz der alten Partei der Consorterie brachte die republikanische Agitation ein wenig in Fluß, jedoch immer noch ohne nachhaltigere Wirkung. Es war nichts Ernstliches in Bezug auf innere Angelegenheiten von Seite der Republikaner geplant, ihre Tendenzen hatten ausschließlich die auswärtigen Angelegenheiten zum Gegenstande, und statt des Mazzini-Cultus, der sonst in den republikanischen Vereinen mit besonderer Pietät getrieben wurde, ward nunmehr Triest, Nizza, Albanien, ja selbst Malta Gegenstand besonderer Verehrung. Die Republikaner wurden eine Actionspartei, und Benedetto Cairoli stand so lange, gewissermaßen als der Stellvertreter des kranken Garibaldi, an der Spitze, bis er zum Mißvergnügen der Conservativen Ministerpräsident wurde.

Nach dem Tode Victor Emanuels wurde es mit einmal anders. Obgleich sein Sohn Humbert in jeder Beziehung sich des Vaters würdig zeigte, obgleich auch unter ihm Italien das von Rattazzi geträumte Bild einer Monarchie mit einem Republikaner an der Spitze darbot und noch darbietet, fehlte der Monarchie der Schirm des Namens, der Jahrzehnte hindurch das Losungswort des revolutionären Italiens war, und die republikanische Bewegung nahm fast plötzlich einen überraschenden Aufschwung. Allenthalben entstanden republikanische Vereine, sie wurden zahlreich besucht, und mit reichen Geldmitteln ausgestattet; selbst Städte, die man von jeder republikanischen Bewegung verschont glaubte, zeigten in allen Schichten der Gesellschaft bedeutende republikanische Bruchtheile, die zu Parteien geeinigt, neue Anhänger fanden und unverhüllt dem republikanischen Ziele zustrebten, die Tricolore durch die rothe Fahne zu ersetzen.

Jede größere Stadt besitzt gegenwärtig mindestens einen ausgesprochenen republikanischen Verein, an dessen Spitze allerdings Männer von unbedeutender Autorität stehen, da die hervorragenden Persönlichkeiten Italiens fast ausschließlich Anhänger der Monarchie sind und es so lange bleiben wollen,

als die Monarchie sich selbst treu bleibt. Selbst der ausgesprochene Führer der Republikaner, der Dichter Felice Cavalotti in Mailand, erfreut sich außerhalb seiner Kreise, bei aller Anerkennung seines poetisch-schriftstellerischen Talentes, keiner sonderlichen Autorität: Die Jugend, welche heute die republikanische Partei in Italien bildet, hatte aber noch keine Gelegenheit, sich hervorzuthun; und zu ihrer Ehre muß es gesagt werden, daß sie auch nicht nach einer lärmenden Gelegenheit sucht. Der Boden der republikanischen Partei ist der ebene Boden der Gesetzlichkeit, Gewalt und Conspiration liegen ihr gleich fern.

Trotzdem, vielleicht eben deshalb, gewinnt die republikanische Partei zusehends Anhänger, namentlich in den Städten. Der eigenthümliche Wahrspruch, welchen die neapolitanische Jury im Processe Passanante fällte, beweist, daß auch im Süden die republikanische Agitation Fortschritte macht, noch deutlicher beweist dies aber die Ruhe, mit welcher dieser Spruch allenthalben im Lande aufgenommen wurde. In sämmtlichen Zeitungen wurde der Proceß Passanante ausführlich erörtert und namentlich auf das Stimmenverhältniß beim Schiedsspruch (sieben Ja, fünf Nein) hingewiesen. Ich fand Gelegenheit, mich neulich mit einem oberitalienischen Staatsanwalte über dieses Stimmenverhältniß zu unterhalten, und ich mußte mich verwundern über die Ruhe und Objectivität, mit welcher diese Kreise der italienischen Gesellschaft das Verdict der Jury beurtheilen, das in anderen Ländern, wo nicht zur Abschaffung, doch gewiß zur Discussion über die Abschaffung des Geschworenengerichtes geführt hätte. Ich sagte dem Staatsanwalte, der, nebenbei bemerkt, Einer der Tausend von Marsala ist, ich fände es unbegreiflich, daß fünf Geschworene den geständigen Passanante für nichtschuldig erklärten, und bat ihn um Aufklärung über dieses eigenthümliche Verdict. Achselzuckend erwiderte er mir: „Wir sind die Söhne verschiedener Mütter ... Die Einen halten einen König für nothwendig, die Anderen für überflüssig," allein er fügte mit Eifer hinzu, der bewies, daß er zu den entschiedenen Anhängern der Monarchie gehöre, „ich hätte den Mörder, würde ich auch zwölf Stimmen gehabt haben, schuldig gesprochen, denn ich bin ein Freund der Monarchie: allein die anständigen Republikaner hätten das Gleiche gethan, denn der Königsmord, an einem nationalen König begangen, kann keinen Programmpunct der republikanischen Partei bilden."

Nüchterner und ruhiger kann man kaum über eine so fatale Thatsache sprechen, und es scheint gewiß, daß der Procurator blos das Echo der Anschauungen ist, welche in den Kreisen der höheren italienischen Magistratur über das Votum der Jury im Processe Passanante herrschen. An Repressivoder dergleichen Maßnahmen gegen die Republikaner denkt in Italien kein Mensch; Niemandem fällt es bei, die republikanische Partei für die That

Passanantes verantwortlich zu machen, deshalb entwickeln sich auch die politischen Verhältnisse in Italien bei aller Lebhaftigkeit, trotz der großen Principien, die in Frage stehen, ruhig und mit Anstand, ohne daß begründete Furcht für die öffentliche Ordnung vorhanden wäre. Wie das Ende dieses Kampfes ausfallen wird, ist allerdings ungewiß, allein Angesichts des schnellen Umsichgreifens der republikanischen Idee neigen Viele der Ansicht zu, daß Italien einer republikanischen Zukunft entgegen gehe. Fr.

Aus Berlin. Was die nationalliberale Partei thun soll. — Seit dem Ende des Jahres 1875 haben wir bei jeder sich bietenden Gelegenheit in diesen Blättern auf die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung und auf die Unerläßlichkeit der Herstellung einer geschlossenen parlamentarischen Majorität hingewiesen. Im December 1875 constatirten wir die schwere Schädigung, die sich die nationalliberale Partei durch ihre oppositionelle Haltung gegen die Strafgesetznovelle zugezogen hatte und noch zuziehen würde.

Wir schrieben damals hier: „Die nationalliberale Partei ist bereits zerschlagen, die alte compacte Organisation existirt nicht mehr und wenn auch die neue noch nicht da ist, so wird ihre Beschaffung doch wahrhaftig nicht gefördert, wenn man fort und fort die Existenz des alten Gebildes fingirt und sich und andere über die wirklichen Verhältnisse täuscht. Der Versuch, an der Hand der parlamentarischen Arbeiten der letzten Jahre auf Grundlage der nationalen Partei eine sich in allen Hauptfragen geschlossen fortbewegende Majorität im Parlamente zu bilden, ist gescheitert. Diese Majorität existirt weder an sich, noch auch im Anschluß an die Politik der Regierung. Sie ist überhaupt nicht da und statt ihrer erscheinen tagtäglich neue bunt und unberechenbar zusammengewürfelte Majoritäten. Das kann in dieser Weise unmöglich fortgehen. Wir sind gewiß weit davon entfernt, die großen Verdienste der nationalliberalen Partei schmälern zu wollen, aber unberechtigte Schonung darf sie auch nicht verlangen und die würde man üben, wenn man es verhehlen wollte, daß diese Partei, in sich zerbröckelt, die Fähigkeit, sich selbst und die verwandten Elemente des Hauses zu regieren, verloren hat. In dieser Session wird man die Dinge lassen, wie sie sind. Wozu jetzt neue Parteiorganisationen und neue Führerschaften einrichten, da die nächsten Wahlen dieses Geschäft sehr viel gründlicher besorgen werden. In der Presse ist jetzt sehr viel von den „Unterströmungen" die Rede, welche im Gegensatz zu der Haltung der gewählten Vertreter des Volkes in der öffentlichen Meinung sich geltend machen. Die nationalliberalen Blätter bemerken, daß der Reichskanzler wieder einmal sehr aufmerksam auf das Rauschen dieses Stromes lauscht, und es ist ihnen nicht wohl dabei, denn sie wissen, daß der Kanzler sich sehr gut auf die Berechnung dieser unterirdischen Fluthen versteht und

mit großer Sicherheit den Boden da aufzuschlagen versteht, wo das Wasser am stärksten ist und am frischesten herausspringt. Erfahrungsmäßig giebt es dann immer eine kleine Sündfluth und da wird diesmal wohl Manches weggeschwemmt werden, was zwar sehr orthodoxliberal aber minder vortrefflich war. Und wenn sich die Wasser verlaufen haben werden, dann wird auf dem also neu präparirten Boden auch eine ganz neue Parteipflanze erwachsen. Wir haben wahrlich nichts dagegen, daß sie der alten nationalliberalen Partei ähnele in manchen werthen Eigenschaften, oder daß sie auch Bestandtheile der alten enthalte, aber wir hoffen und glauben, daß auch manche Eigenschaften und Substanzen sich an und in ihr nicht wiederfinden werden. Geradezu gesprochen, wir hoffen und wünschen, daß die Partei, die sich durch die Stimme des Landes als zur Vorherrschaft legitimirte erweisen wird, es verstehen wird, eine einigermaßen consequente Politik zu verfolgen. Schon durch diese Consequenz wird sie der Regierung werth sein. Denn dann wird man doch mit ihr rechnen können. Das Einverständniß mit der Regierung ist alsdann bei einigermaßen gutem Willen von beiden Seiten eine einfache Folge dieser Consequenz, denn eine sich wirklich treu bleibende und darum starke Parlamentsmajorität wird, gerade weil sie sich stark fühlt, ganz freien und ungezwungenen Gemüthes das Einvernehmen mit der Regierung suchen und finden. Vor allem aber hoffen wir, daß die herrschende Partei des Parlamentes endlich einmal sich einen wirklichen Führer erküren möge, daß sie nicht wie jetzt mit einem stillen Führer mit „ja“ stimmt und sich durch einen lauten „nein“ sagenden Führer vertreten läßt oder umgekehrt. Derjenige soll Namens der Partei reden, der die Führung wirklich hat, nicht derjenige, der sie zu haben glaubt oder sie haben will. Und dann vor allem derjenige soll Führer sein, der fähig und passend erscheint, um Fühlung mit der Regierung zu bekommen und zu halten, Jemand, der schon durch seine Persönlichkeit zu solcher Thätigkeit berufen ist. In parlamentarischen Dingen spielt die Persönlichkeit dieselbe große Rolle wie im Felde und sonst in der Politik. Niemand macht Jemand zum Unterhändler, wenn er weiß, daß dieser den anderen Theil persönlich nicht zu gewinnen versteht. Das ist schon ein einfaches Gebot der Klugheit.“

So schrieben wir im Jahre 1875 und hatten darob manch herbe Kritik nationalliberaler Blätter zu bestehen. Wir aber, die wir hier weder nationalliberale noch conservative Parteipolitik trieben, sondern stets nur die nationale Sache vertreten und fördern wollten, wir ließen uns nicht beirren, und bestrebten uns auch an unserem Theile, die „Unterströmungen“ in der Bevölkerung zu belauschen und das zu erkennen, was der eigentliche Wille der Mehrheit der Nation wäre. Heute können wir, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, constatiren, daß das eingetreten ist, oder einzutreten im Begriffe

ist, was wir damals vorhersagten. Die Unterströmungen im Volke haben die alte Parteibildung überfluthet, weil sie ihren Zielen und Strebungen nicht mehr entsprach. Neu befruchtet ist der Boden und neue Parteigebilde sollen entstehen. Das ist die eigentliche Bedeutung der letzten parlamentarischen Veränderungen. Sie sind nichts als die letzte Consequenz einer lang andauernden Bewegung, und zugleich der Anfang einer neuen Entwickelung.

Natürlich haben sich die Dinge im einzelnen anders vollzogen, als wir meinten. Wir glaubten damals, die neue Parteibildung würde sich durch den Zusammenschluß conservativer und liberaler Elemente ankündigen und sich in dieser Richtung fortentwickeln. Diese Wandlung ist bekanntlich nicht eingetreten, die liberale Partei ist vielmehr auf ihrer Bahn fortgegangen und lange Zeit schien es, als sollten unsere Wünsche auf Herstellung einer compacten parlamentarischen Majorität unerfüllt bleiben. Während der ganzen Jahre 1876 und 1877 bot der Reichstag das alte Bild der unberechenbaren zufälligen Parteigruppirung. Die nationalliberale Partei beging große Fehler, sie verkannte ihren eigenen Vortheil und noch mehr täuschte sie sich in der Stimmung des Landes und in den Erfordernissen der Zeit. Die sich ihr bietende Gelegenheit, selbst an der Regierung theilzunehmen, wies sie mit einer auf Unbetheiligte fast komisch wirkenden Energie zurück. Die Strömung im Lande aber, die sich im conservativen Sinne geltend machte, erkannte sie nicht. Statt sich dieselbe dienstlich zu machen, überließ sie es Anderen, deren Führerschaft zu übernehmen. Sie blieb taub gegen die eindringlichen Warnungen des Reichskanzlers und des Grafen Eulenburg vor der socialistischen Gefahr bei der letzten Berathung der Strafgesetznovelle im Frühjahre 1876, und sie glaubte noch zwei Jahre später mit der Ablehnung des ersten Socialistengesetzes eine große nationale That gethan zu haben. Der Ausfall der Neuwahlen nach dem zweiten Attentat bewies ihr dann endlich zum ersten Male die Schädlichkeit dieser Illusionen. Aber man scheint auch dann noch nicht die Stimmung des Landes gründlich studirt zu haben, denn als im Winter die wirthschaftliche Frage auf die Tagesordnung kam, erging man sich wiederum in einer schweren Täuschung. Man stellte den wunderlichen Grundsatz auf, daß die wirthschaftliche Frage eine von denjenigen sei, zu denen die nationalliberale Partei als solche keine Stellung zu nehmen habe, bei der es vielmehr jedem einzelnen überlassen bleibe, zu handeln wie er wolle. Wir haben es nie verstanden, wie eine große, die Nation in allen Tiefen aufregende Frage eine Partei als solche nichts angehen könne und solle. Wohl aber erkannten wir die Bedeutung der Erklärung der 204 Angehörigen der freien volkswirthschaftlichen Vereinigung des Reichstages. Wir sahen in ihr nicht allein die erste Unterstützung der Regierungspolitik, sondern wir erblickten in ihr auch den Anfang zur Herstellung einer geschlossenen parlamen-

tarischen Majorität, unseres alten Zieles, das schon halb verloren schien. Und diese Erwartungen haben sich über jede Voraussicht erfüllt. Nicht allein hat die Regierung ihre wirthschaftliche Politik bis zur Stunde auf jener von den 204 geschaffenen parlamentarischen Basis durchsetzen können, sondern es hat sich auch thatsächlich ein Zustand im Reichstage ergeben, der für die Zukunft das Vorhandensein fester Majoritäten verheißt. Die Conservativen und das Centrum haben Fühlung mit einander genommen, die Nationalliberalen sind zur Seite weggetreten. Die Majorität ist auf andere Weise zu Stande gekommen, als wir geglaubt hatten, deswegen aber ist ihr Vorhandensein als solches uns nicht minder erwünscht. Denn wir haben auf der einen Seite die unbedingte Zuversicht, daß die Regierung dem Centrum keine Concessionen machen wird, welche die preußische Tradition verbietet, und wir sehen andererseits in der Annäherung des Centrums an die Conservativen ein hoch erfreuliches Anzeichen des herannahenden inneren Friedens. Das Centrum betheiligt sich activ an den positiven, den Staat fördernden Aufgaben der Gesetzgebung. Das ist auf jeden Fall ein sehr gutes Symptom der Lage.

Es entsteht nun die Frage, wie wird sich die nationalliberale Partei zu dieser Lage stellen. Ihr stehen zwei Wege offen. Es ist ihr noch völlig möglich, einen würdigen Platz in der großen parlamentarischen Gruppe zu erhalten, die in Zukunft die entscheidende Majorität in allen größeren Fragen bilden wird, sie kann aber auch abschwenken nach links zur radicalen Opposition. An die dritte Eventualität der Theilung der Partei glauben wir nach Lage der Dinge innerhalb der Partei nicht. Wir brauchen es nicht auszusprechen, daß wir es dringend wünschen, daß die Partei eine ihrer Kraft entsprechende Einwirkung innerhalb der Majorität bald suchen und finden möge. Was den Weg nach links anlangt, so liegt für uns seine verhängnißvolle Bedeutung nur zu klar vor Augen. Wir möchten uns in dieser Beziehung nur ein Wort erlauben. Wenn es für uns noch eines Grundes bedürfte, um uns in dem Entschlusse, diesen Weg nach links nicht mitzumachen, zu bestärken, so wären es die Gedanken, die die Ereignisse auf dem jüngsten Berliner Städtetage in uns und Tausenden Anderen rege gemacht haben. Wir haben dort gehört, daß das deutsche Bürgerthum in Zukunft die Grundlage des Liberalismus sein solle. Wir erkennen zwar auch die hohe Bedeutung des deutschen Bürgerthums freudig und gern an und wünschen ihm Alles Gute, aber wir erblicken in dem Satze, der das Bürgerthum als solches heute noch zur Basis einer politischen Partei machen will, entweder einen einfachen Anachronismus oder den unbewußten, aber gefährlichen Versuch, den Classengegensatz vergangener Zeiten wieder zu beleben. Man denke, welch' ein Sturm würde sich, und mit Recht, erheben, wenn plötzlich Jemand den deutschen Adel als Grundlage einer politischen Partei proclamiren wollte.

Und so dumm, wie er aussieht, wäre dieser Gedanke noch durchaus nicht, denn wenn man die politischen Leistungen des deutschen Adels und des deutschen Bürgerthums mit wirklich historischer Treue einmal abwägen wollte, so möchten wir uns als bürgerliche Leute jedenfalls nicht sehr nach dem Amte eines Preisrichters drängen. Soll denn der alte Classengegensatz von vor 1848 wieder erwachen? Die heutigen Theilnehmer des Städtetages denken gewiß nicht an dergleichen, aber sehen sie denn nicht, daß ihr Auftreten dazu führen muß? Oder leben wir denn gar noch in den Zeiten, da die Städte ihre Freiheit gegen ritterliche Bedränger vertheidigen mußten? Fast scheint es, als ob noch heute solche Reste feudaler Weltanschauung auch in bürgerlichen Köpfen fortleben.

Wir aber haben von dem deutschen Bürgerthum eine bessere Meinung, und wir werden nicht den Weg politischer Velleitäten gehen. Wir haben vielmehr den Glauben, daß das deutsche Bürgerthum auch conservativ zu sein versteht, wo die Zeit und das Wohl des Staates es erfordern, denn es handelt sich hier um den Staat und nicht um das Bürgerthum und den Adel. Und der Gedanke scheint uns denn doch zu kleinlich, daß für den deutschen Bürger kein Platz an der Seite der Regierung sein soll, weil der katholische Edelmann seinen Frieden mit dem Staate schließt, denn der innere Frieden ist doch die Voraussetzung unseres politischen Lebens und nicht der Krieg. Heute am Pfingsttage liest man so viele trüb gestimmte Artikel. Und wie ungerechtfertigt ist doch diese Stimmung! Sie ist entstanden, weil eine Partei in Folge ihrer eigenen Fehler einen Theil ihrer Macht verloren hat. Das ist Alles. Und nun blicke man doch um sich. Ist da irgend welch' besonderer Grund zur Traurigkeit? Nein, seit langer Zeit haben wir nicht ein so hoffnungsvolles Pfingstfest gefeiert, als dieses. Außen ein Frieden, durch den Berliner Vertrag so gesichert, wie es die Welt seit Menschengedenken nicht zu hoffen gewagt hat, innen das Ungeheuer des Socialismus wenigstens erfolgreich gebändigt, der wirthschaftliche Aufschwung aller Orten im Anzuge und der kirchliche Frieden wenigstens in Sicht. Ist das eine Lage, welche zur Klage Anlaß giebt? Uns scheint die Klage mindestens undenkbar. Möge die Zeit niemals kommen, wo uns die heutigen Tage wie die eines verlorenen Glückes erscheinen könnten.

2. Juni. F.

Literatur.

Secundenbilder. Ungereimte Chronik von Ernst Dohm. Breslau und Leipzig, S. Schottländer. 1879. — In demjenigen Exemplare dieses Buches, welches, ursprünglich an die Redaction einer Zeitung gesandt, dem Schreiber dieser

Zeilen in die Hand gekommen ist, befand sich ein kleiner, mit folgenden Worten bedruckter Zettel:

Literarisches.

> **Secunden-Bilder.** Ungereimte Chronik von Ernst Dohm. Verlag von S. Schottländer. „Secunden-Bilder“ nennt Ernst Dohm, der weltberühmte Kladderadatsch-Gelehrte, die in wohlgefügtesten Versen gedichtete „Ungereimte Chronik“ der Jahre 1877/78. Mit Secundenschnelle und doch mit photographischer Treue ziehen die Ereignisse unserer neuesten Tagesvergangenheit an uns vorüber — und dieses bunte Bild steht in dem Rahmen jener geistsprühenden, stets witzig-treffenden, echt humoristischen Darstellungsweise Dohm's, die zur Genüge in aller Welt bekannt ist und bei diesem schon an und für sich so eigenartigen Werke ohne Zweifel dazu beitragen wird, den Namen Dohm's in noch weitere Kreise zu tragen — seiner humoristischen Muse noch zahlreichere Verehrer zuzuführen. Das Buch ist schön ausgestattet, wie man es von den Werken, die aus Schottländer's Verlag kommen, nicht anders gewöhnt ist.

Die in diesem Verfahren liegende Manipulation ist, wie wir uns haben sagen lassen, nicht so selten, geht in den meisten Fällen nicht von den Verfassern, sondern von den Verlagshandlungen aus und findet häufig genug Benutzung. Unter der Voraussetzung, daß auch in diesem Falle der Verfasser unschuldig sei, empfehlen wir ihm den liebenswürdigen Zettel für weitere Verbreitung in seinem „Kladderadatsch“. Wenn er damit zugleich für seine „Secundenbilder“ Reclame machte, so wäre das kein Schade; denn das Büchelchen, welches 54 in der Zeit vom 18. Juni 1877 bis zum 1. Juli 1878 im „Deutschen Montagsblatt“ erschienene „Chroniken“ reproducirt, ist wirklich recht lesbar, wenn es auch nicht gerade die überschwänglichen Lobsprüche des Zettels verdient und nur einen ephemeren, ja zum Theil rein berlinisch-localen Werth hat. E—e.

Struensee. Von Prof. Dr. Karl Wittich. Leipzig, 1879. Veit u. Co. — Es liegt in der Natur der Sache, daß die historische Forschung mit besonderer Vorliebe solche Personen zu den Objecten ihres Studiums sich wählt, deren Charakterbild nach dem vielgebrauchten Worte des Dichters zwischen der Parteien Gunst und Haß in der Geschichte schwankt. Denn es liegt ein besonderer Reiz darin, nach sorgfältiger Abwägung aller Umstände und Verhältnisse aus genauem Eingehen in den Charakter sich das eigene Urtheil zu bilden. Zu solchen problematischen Naturen gehört entschieden der bekannte Arzt und dänische Minister Graf Struensee, dessen Glücksstern eben so rasch emporstieg, als verschwand, dessen blutiger Ausgang sein Andenken mit dem eigenthümlichen Schimmer umgeben hat, welchen ein tragisches Ende jederzeit zu verleihen pflegt, der bald als Abenteurer verurtheilt, bald als Reformator und Volksbeglücker verherrlicht wird, über dessen Schuld oder Unschuld die Stimmen sehr auseinandergehen. Die Studie, welche uns hier vorliegt, aus Vorträgen im Rosensaal zu Jena entstanden (und noch läßt sich diese Form der Darstellung erkennen, aber wegen ihrer Frische, wegen des raschen Tempos, in welchem die ganze Erzählung gehalten ist, keineswegs zum Nachtheil des Werkes) erfüllt vollständig ihren Zweck, eine abgerundete, klare und unparteiische Schilderung der Zeit und der wichtigsten Personen zu geben, welche in dem Drama eine Rolle gespielt haben, das sich am dänischen Hofe in den Jahren 1770—72 abspielte.

Die Einleitung giebt uns in der Kürze ein Bild von der trostlosen Lage, in welcher sich Dänemark bei der Thronbesteigung von Christian VII. (14. Januar 1766) befand, eine absolute Monarchie, auf eine gewissenlose Adelsherrschaft gegründet, der Hof verschwenderisch, das Land mit Schulden beladen, das Volk arm, ohne Schulbildung, geplagt von einer maßlosen Titelsucht, die Geistlichkeit unduldsam; der neue König selbst wenig begabt, unwissend, schlecht erzogen, mit bedenklicher Neigung zu Grausamkeit und Zerstörungswuth, sah in seiner neuen Würde nur den Weg, seines Herzens schlimmeren Gelüsten zu folgen; und an diesen Elenden war die edle, gemüthvolle, ebenso reizende als heitere Karoline Mathilde, eine englische Prinzessin, durch eine Conventionsheirath gekettet! So war der Boden für ein Günstlingsregiment geeignet wie kaum ein anderer, Graf Holck nahm diesen Posten ein, bis Struensee an seine Stelle trat. In lebendiger Anschaulichkeit wird sein Lebensgang erzählt, seine religiösen Ansichten und seine literarische Thätigkeit besprochen, sein Verhältniß zu Graf Rantzau, der ihn Christian VII. zum Arzt auf einer Reise empfahl, sein rasches Steigen in der Gunst des Königs, später auch der Königin, die ihm anfangs sehr schroff entgegengetreten war, bis er durch geschickte ärztliche Behandlung auch sie — und bleibend für sich einzunehmen wußte. Das zweite Kapitel gilt der staatsmännischen Thätigkeit, welche Struensee vereint mit Rantzau und Brandt mit beinahe unumschränkter Machtvollkommenheit in Dänemark entfaltet, und welche auf allen Gebieten des Staatslebens durch die ununterbrochene Folge neuer Verordnungen und Einrichtungen eine wahre Revolution verursacht; das Gute an dieser Fülle von Weltverbesserungsversuchen wird gebührend anerkannt, aber ebenso die thörichte Hast, mit welcher dieselben ins Werk gesetzt wurden, die Unsicherheit alles Bestehenden, die daraus erfolgte, hervorgehoben. Auch jener dunkelste und heikelste Punct im Benehmen des „pillendrehenden Doctors", sein Verhältniß zur Königin, wird ins Licht gestellt und die beiderseitige Schuld klar erwiesen. Daß eine Catastrophe erfolgen mußte, war vorauszusehen, das Sprachedict — die Ersetzung der dänischen officiellen Sprache durch die deutsche — hatte die Erbitterung des Adels auch in das Volk übertragen. Das zweischneidige Schwert einer vollen Preßfreiheit kehrte sich gegen seinen Urheber, Struensee konnte sich auf keine Partei stützen, sein Freund Brandt war zu unbedeutend, Rantzau sein Feind geworden, und die Königin, statt der Fels zu sein, durch den er sicher gestellt war, wurde die Klippe, an welcher er scheitern mußte. Die Schwäche, welche Struensee bei der Unterdrückung einiger aufständischen Bewegungen zeigte, gab seinen Feinden den Muth, sich durch eine Palastrevolution des Königs zu versichern und den schwachsinnigen Monarchen zum Unterschreiben des Verhaftsbefehls gegen Struensee und Brandt zu zwingen. Ihr Schicksal war damit entschieden, aber die grausame Hinrichtung der beiden Grafen findet mit Recht den vollen Tadel des Geschichtsschreibers.

Einen bedeutenden Bestandtheil des Werkes bilden siebzehn historische Excurse; auch der Laie kann in diesen ausführlichen Belegen und Erörterungen über die wichtigsten Streitfragen (z. B. Benehmen der Königin Karoline Mathilde, Geisteskrankheit des Königs, Proceß Struensees, Bekehrung Struensees u. s. w.) reichlichen Aufschluß finden und das interessante Bild, das der Verfasser in etwas knappen Linien gezeichnet hat, wesentlich daraus ergänzen. —tt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 5. Juni 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Eleusis.

Alles, was griechischer Anschauungsweise nach an Kraft und Ausdauer, an Gewandtheit und Schönheit des menschlichen Körpers des Begehrens und Erstrebens werth schien, hat seinen nationalen Ausdruck und den Mittelpunct seines Cultes in Olympia gefunden. Den Gipfelpunct sittlich religiöser Anschauung, die reinste Klärung des Gottesbegriffes und die edelste Vorstellung der Beziehung des Menschen zu Gott erreicht das Alterthum in dem geheimnißvollen Dienste der Gottheiten von Eleusis.

Olympias alte Herrlichkeit vermögen wir, nun die bergende Sandhülle nach und nach entfernt wird, bereits klar und klarer in der wiederherstellenden und ahnenden Phantasie zu schauen; die Geheimnisse der Großen Deo, ihr Heiligthum mit seiner mystischen Schaubühne und seinen Vorhöfen, sie schlummern noch unter den Hütten und Gärten Lepsinas. Wird auch ihnen eine Stunde der Auferstehung schlagen?

Was heute in Eleusis über dem Erdboden vorhanden ist, danken wir der Forscherthätigkeit jener emsigen englischen Gesellschaft der Dilettanti, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Fundamente zu der gesammten Wissenschaft von der antiken Topographie und Architektur zu legen begann, und zwar auf einer so breiten Basis, daß alle neueren Forscher noch immer Raum finden, darauf weiter zu bauen. Was die von den Dilettanti ausgesandten Forscher Stuart und Revett damals in Eleusis fanden, ist in den „Unedited antiquities of Attica" 1817 herausgegeben. Es ist weit mehr, als wir heutzutage ohne Nachgrabungen dort wiederfinden; denn das albanesische Dörfchen, welches sich über den Trümmern der Feststätte erhebt und das noch immer den alten Namen führt, — nur in der im Rhomäischen gewöhnlichen Accusativform Eleusina, gekürzt in Lepsina — hat sich erst in späterer Zeit wieder darüber aufgebaut und bevölkert. Im Jahre 1676 fanden die ersten von den Dilettanti ausgesandten wissenschaftlichen Griechenlandpilger, Spon und Wheler, die Stätte gänzlich menschenleer; Stuart und Revett berichten, daß zu ihrer Zeit etwa 70 Hütten vorhanden gewesen seien.

Die Bevölkerung muß dann wieder abgenommen haben, denn Leake giebt zu Anfang dieses Jahrhunderts nur 40 Häuser an, während ich selbst im Sommer 1876 an 80 bis 100 Häuser und Hüttchen zählte. Leider liegt die dichtere Masse derselben gerade über dem alten Demeter-Heiligthume und läßt wenig Hoffnung auf eine baldige Untersuchung seiner Ueberreste. Erst hundert Jahre später, als Stuart und Revett hier arbeiteten, zu Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts, hat der französische Gelehrte François Lenormant die Studien jener Vorgänger mit regem Eifer und glücklichem Erfolge wieder aufgenommen. Leider steht die Veröffentlichung des seit fünfzehn Jahren versprochenen Werkes über die neu gewonnenen Resultate noch immer aus.

Nahe dem Strande der weiten friedlichen Meeresbucht von Eleusis erhebt der Boden des Flachlandes sich in zwei übereinander gethürmten felsigen Terrassen, auf deren unterer sich das Festheiligthum aufbaute und mit seiner Rückseite an die steil abfallende obere Terrassenwand sich anlehnte. Nach den Aufnahmen Stuarts umschließt diesen eigentlichen Tempel eine doppelte Einfriedigungsmauer, deren Spuren man auch heute noch im Wesentlichen verfolgen kann. Jede hatte eine besondere, reich ausgestattete Thoranlage. Man nähert sich auf einem sehr breiten Plattenpflaster den äußeren Propyläen, die in ihrer Anlage denen der athenischen Burg sehr verwandt sind, aber einer um viele Jahrhunderte späteren Zeit entstammen. An einem von den Achaiern geweihten Altare vorüber betritt man die gegen 30 Meter breite Steintreppe, schreitet durch die breitere Mittelöffnung der sechssäuligen dorischen Eingangsfront und sieht sich in der geräumigen, durch vier massige Pfeiler begrenzten, ionischen Zwischenhalle, der sich nach dem Innenhofe zu wiederum eine sechssäulige Hinterfront anschließt. Die Ruinen dieser Thoranlage liegen zum Glück heute noch ganz frei. Auf dem breiten Steinfliesenboden der Halle pflegten bis vor Kurzem des Sonntags die Mädchen von Lepsina in der reichen und malerischen albanesischen Tracht ihren anmuthigen Reigen, die Rhomaika, zu tanzen und eine zahlreiche Zuschauermenge von Fremden und Einheimischen aus Athen zu diesem reizenden Schauspiele hinauszulocken. Auch wir Beide hatten einen Sonntag zu unserem Ausfluge gewählt, in der Hoffnung, diesen Anblick zu genießen, aber die Mädchen tanzten heute nicht.

Gleich hinter den großen Propyläen beginnt die Ansiedelung elender Hütten die Verfolgung der antiken Anlage wesentlich zu erschweren. Kleine Kinder und kleine Schweinchen liefen gleich zahlreich und gleich schmutzig über die steinernen Schwellen aus und ein. Die Vorfahren der Ersteren haben nie zur Demeter gebetet, denn die Kinder spielten und zankten mit einander auf gut albanesisch, sie waren Nachkommen jener schkypetarischen

Völkermassen, die von den Bergquellen des Pindus her in fast ununterbrochener Folge seit Ende des vierzehnten bis zum Ausgange des vorigen Jahrhunderts sich über Griechenland, namentlich über Rumelien, ergossen haben.

Ob jenes kleine Borstenvieh den Anspruch erheben darf, aus den Familien jener Opfer zu stammen, die alljährlich bei den Eleusinien in ehrenvoller Weise ihr Leben für die große Göttin lassen mußten, wer möchte es nachweisen! Da ein Jeder der eleusinischen Festtheilnehmer gehalten war, der Demeter ein Schwein, mindestens ein Ferkelchen, zu opfern — ein Sinnbild unerschöpflicher Fruchtbarkeit, so muß der Bedarf zu jener Zeit ein sehr großer gewesen sein, und so möchten sich wohl Nachkommen jener Opferthierheerden bis heute erhalten haben. Auch heute noch ist der Bestand an Schwarzvieh ein ziemlich erheblicher; 1865 zählte man im kleinen Königreiche nicht weniger als gegen 57,000 Stück. Wer, der im Inneren Griechenlands reiste, hätte nicht so manche Nacht mit einem oder mehreren dieser freundlichen, die Pflichten der Sanitätspolizei mit regstem Eifer wahrnehmenden Thierchen das Schlafgemach getheilt! Ueberall laufen sie, an Aussehen völlig unserem braunschwarzen, augenfunkelnden Wildschweine gleichend, frei umher, Nahrung suchend, wo immer sie welche finden, bis der Tag des Verhängnisses sie ereilt. Nicht freilich wie bei uns der schmähliche Tod auf der Schlachtbank, sondern der edle durch Pulver und Blei. Im Februar — ich weiß nicht mehr an welches Heiligen Tage, nur daß es nicht der zu vermuthende des heiligen Antonius ist — da blitzt und kracht es in allen Dörfern, in Berg und Thal, und an einem Tage fällt die ganze Blüthe der Schwarzviehheerden. Das ist die Zeit, wo der Verbrauch des Chinins seinen Höhepunct erreicht, wo wochenlang Schweinefleisch und Oliven die einzige Nahrung der Landbewohner bilden und Verdauungsstörungen und Fieberanfälle zur natürlichen Folge haben.

Doch zurück von diesem Excurse über das der Demeter geheiligte Thier zu den Ruinen ihrer Heiligthümer!

Die Axe der äußeren großen Thoranlage führt nicht direct auf den Tempel, sondern auf eine steile und äußerst wild zerklüftete Felswand mit einer dunklen Grotte. Um zu dem inneren Heiligthume zu gelangen, mußte der Zug der Wallfahrer zur Linken abbiegen, wo sich die Eingangshalle der inneren Einfriedigung, in diagonaler Richtung zu der äußeren, jener steilen Felswand anschließt. Ich glaube nicht, daß diese Anordnung, die durch die Bodenverhältnisse durchaus nicht zwingend geboten war, eine zufällige ist. So viel größere Complexe griechischer Bauanlagen ich theils selbst gesehen, theils nach Aufnahmen studirt habe, scheint mir vielmehr in der so selten rechtwinkligen, fast immer mehr oder weniger divergirenden Axenstellung der

einzelnen Gebäude eine bewußte Absichtlichkeit zu liegen, die ganz offenbar in dem feinsten Schönheitsgefühle der Alten ihren Ursprung hat. Die perspectivische Wirkung solcher in unregelmäßigen Winkeln zu einander geordneten Gebäude sollte zur Geltung gebracht werden; nicht sowohl an der mathematisch klaren Regelmäßigkeit, mit der moderne Städtebauer verfahren — man denke nur an die unendliche Langweiligkeit des neuen Theiles von München —, nicht sowohl an dieser absoluten Gesetzmäßigkeit und Uebersichtlichkeit scheint das griechische Alterthum seine Freude gefunden zu haben, als vielmehr an der malerisch schönen Wirkung der in verschiedener Richtung den Blick öffnenden oder schließenden Bauanlagen. Wie oft auch Terrainverhältnisse ihren Einfluß geltend gemacht haben, wie viel auch bei der verschiedenen Entstehungszeit an einem Orte vereinigter Bauten aus der Rücksichtnahme auf Vorhandenes, wie viel aus Forderungen des Cultus für ihre gegenseitige Anordnung entspringen mochte: das Gefühl für die schöne Wirkung scheint doch immer am Allerwesentlichsten von Einfluß gewesen zu sein. Viel ist, um nur ein Beispiel anzuführen, über die von anderen griechischen Tempeln ganz abweichende Axenrichtung des Apollontempels bei Bassai, viel über seine räthselhafte Lage auf fast unzugänglicher, an tausend Meter über dem Meere belegener Wildniß geschrieben worden. Das Geheimniß löst sich dem, der nur einmal in der Morgenfrühe auf der Burghöhe des eine Stunde davon entfernten Phigalia gestanden hat: von dort gesehen bot den Phigaleern, seinen Erbauern, der Tempel den prachtvollen Anblick der halb über Eck geschauten Säulenhallen, die klare Silhouette gegen den Himmel abzeichnend, und das gerade an jener Stelle, wo das strahlende Gestirn des Gottes, dem er geweiht war, über den Höhen des Lykaiongebirges und scheinbar aus dem Tempel selbst zuerst emportauchte.

Hier in Eleusis mag für die unregelmäßige Anlage noch ein besonderer Beweggrund maßgebend gewesen sein, der, den Festzug möglichst wirkungsvoll zu gestalten, indem man ihn mannichfache Biegungen und Windungen machen ließ, die auch den Theilnehmern hin und wieder gestatteten, die gewaltige, bunte Schlange der Festwallfahrer zu überblicken.

Mit welcher Ueberlegung und welchem feinen Verständnisse für schönste und edelste Wirkung solche öffentliche Aufzüge in Griechenland geordnet und ausgestattet wurden, dafür fehlt es an den klarsten Beweisen nicht. Wie hätte ein Fries wie der parthenonische entstehen können, wenn nicht sein Gegenstand in Jahrhunderte langer Ueberlieferung sich entfaltet und ausgestaltet hätte.

Und wenn man einen so hohen Werth auf die schöne Prachtentfaltung solcher Festzüge legte, dann wurden sicherlich auch die baulichen Anlagen eines

Ortes, der für derartige Feier bestimmt war, von vornherein mit Rücksicht auf diesen Zweck disponirt und orientirt.

Die äußeren, großen Propyläen mit den zu beiden Seiten der Aufgangstreppe anschließenden, in schwachen Spuren noch erkennbaren, Hallen können ziemlich sicheren Anzeichen nach nicht wohl vor der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts entstanden sein. Ebenfalls in die Zeit römischer Herrschaft, jedoch wesentlich früher, fällt die Erbauung der inneren, kleinen Thoranlage, deren Gebälk die ionische mit der dorischen Bauweise verschmelzend, zu der letzteren noch ganz neue Momente hinzufügt in dem sonst nicht vorkommenden Schmucke der Triglyphen durch Aehrenbündel, Fackeln und andere Symbole der Demeter.

Die genauere Datirung der Erbauungszeit brachte ein äußerst glücklicher Fund Fr. Lenormants, die auf dem Gebälke befindliche Weihinschrift. Danach war der Stifter dieser Bauanlage jener Appius Claudius Pulcher, an den einige von Ciceros Briefen an die Freunde gerichtet sind, sein Vorgänger als Proconsul in Cilicien, der ältere Bruder des aus dem Processe des Milo berüchtigten Clodius. Cicero erwähnt seiner mehrmals als eines zu Mystik, Psycho- und Nekromantie neigenden, in Weissagungen und Traumdeutereien sich gefallenden Mannes, und bemerkt dann einmal beiläufig in einem Briefe an Atticus: „Wie ich höre, baut Appius jetzt ein Propyläon in Eleusis.“ Seine in Athen Philosophie studirenden Neffen führten die Aufsicht über die Herstellung des Baues. Aber dieser Bau ist nicht der erste, der an dieser Stelle stand, sondern bereits zur Zeit griechischer Autonomie muß hier eine im Maßstabe weit großartigere Anlage gestanden haben, von welcher die Claudier einen Rest in ihren neuen Bau hineinzogen. Verschieden im Materiale, grundverschieden in der Technik und in der klassischen Reinheit der Form, stehen inmitten des römischen Hallenbaues und ohne organischen Zusammenhang mit demselben die Reste zweier griechischer Antenpfeiler und zweier freistehender Säulen vor denselben, deren dreistirnige, reich mit Luchsköpfen und anderem plastischen Schmucke ausgestatteten Capitäle, wie aus ihrer Form hervorgeht, einst kein Gebälk, sondern geweihte Dreifüße trugen.

Jene Antenpfeiler bilden die Stirnen zweier nach der Innenseite zulaufenden kurzen Wände, zwischen denen nach inwendig die gewaltigen Thorflügel aufschlugen, welche die schaubegierige Menge von dem inneren heiligen Bezirke trennten. Deutlich sind die beiden in den Stein gearbeiteten Viertelkreisrinnen zu erkennen, in denen die unterstützenden Rollen der schweren Thorflügel liefen.

So deutlich der Zweck dieser Führungsrinnen ist, so mannichfache Deutungen läßt ein zweites Geleise zu, welches vom inneren Heiligthume her,

auf schräg zum Thore ansteigender Fläche bis an dieses heranführt. Zweifellos haben wir hier wohl bereits mit einem Theile der ausgedehnten maschinellen Anlage zu thun, die jene glänzenden pantomimischen Schaustellungen der Mysterien ermöglichten, zu denen die ersten Kräfte und das Statistencorps des athenischen Theaters, „die dionysischen Künstler", nach Eleusis berufen wurden. Vielleicht wurde auf diesem schräg ansteigenden Geleise mittelst einer Rollvorrichtung eine großartige Erscheinung gegen das Thor zu bewegt, die so aus der Tiefe höher und höher anwachsend, dem Boden zu entsteigen schien. Denn sicherlich ging ein großer Theil der Festfeier in den Vorhöfen vor sich, und wenn auch die Hauptvorstellung in dem inneren geschlossenen Tempel selbst und nur für den engsten Kreis der Eingeweihten stattfand, so erhielten die noch nicht zum Schauen gelangenden Mysten doch bereits einen Vorgeschmack dessen, was sie nach Vollendung der Vorbereitung im nächsten Jahre voll genießen sollten.

Wiederum schräg gegen die Axe des inneren Thores lag der eigentliche Festtempel, „die mystische Cella", „das Anaktoron", „der Ort der Vollendung". Kaum eine Spur von seinen Mauern ist jetzt zu entdecken, Häuser und Hütten, Gärten und Straßen haben über dem Schutte des Heiligthums ihre Stätte gefunden. Eine einzige Säulentrommel von etwa zwei Durchmesser sah ich mitten in einer Seitengasse und in gleicher Höhe mit dem Erdboden hervorschauen.

Stuart und Revett waren glücklicher daran; sie konnten den Tempel so weit aufdecken, daß wenigstens die Hauptmasse und die allgemeine Eintheilung des Inneren festgestellt werden konnten. Gänzlich abweichend von der üblichen Form griechischer Tempel zeigte sich hier hinter einer zwölfsäuligen Vorhalle ein großer, annähernd quadratischer Saal von etwa 52 Meter Seitenlänge. Vier Säulenreihen theilten ihn der Quere nach in fünf Schiffe, deren mittelstes die dreifache Breite der anderen besitzt. Erkenntlich war ferner, daß unter dem Versammlungsraume ein Kellergeschoß vorhanden war, das man irriger Weise Krypta genannt hat, während es offenbar für die theatralische Vorstellung als Vorbereitungs- und Versenkungsraum diente. Wir wissen aus Vitruv, daß der größte Baumeister des Alterthums, daß Iktinos, der Erbauer des Parthenon und angeblich auch des Tempels zu Bassai, den Plan zu dem eleusischen Tempel entwarf. Von einem anderen Berichterstatter werden dagegen die Meister Koroibos, später Metagenes und Xenokles genannt. Man darf daher zwischen Iktinos und den anderen drei Meistern vielleicht an ein Verhältniß, wie das des Planconcipirenden zu den praktischen Leitern der Ausführung denken. Koroibos führte die untere, Metagenes die obere Säulenreihe, Xenokles das Dach mit seinem kunstreichen Einfallichte aus. Die Vorhalle ließ mehr als 100 Jahre später, im

Jahre 318, Demetrios Phalereus durch den berühmten Architekten Philon dem älteren Baue anfügen.

Dieser große Tempel aber ist — was die englischen Forscher nicht erkannt oder doch nicht ausgesprochen haben — weder die älteste Cultusstätte in Eleusis, noch auch auf der Stelle derselben erbaut. Hoch oben über dem Heiligthume, auf dem Vorsprunge des Akropolisfelsens, liegt heute die kleine Kapelle der Panaghia Soodhochos Pighi, der „Mutter Gottes zur lebenspendenden Quelle", neben einem frischen Borne, und an dieser Stelle finden sich deutliche Reste eines uralten, pelasgischen Bauwerkes, das wir als das ursprüngliche Heiligthum der pelasgischen Ortsgottheit von Eleusis ansprechen dürfen. Die älteste Quelle über die Sagen von Eleusis, der von J. G. Voß herausgegebene, 1780 in Moskau entdeckte, sogenannte homerische Hymnos an Demeter, der etwa zur Zeit Hesiods entstanden sein mag, diese Quelle läßt die Göttin mit bestimmtester Deutlichkeit die Stelle bezeichnen, wo sie ihr Heiligthum errichtet haben will:

— — — „ὑπαὶ πόλιν αἰπύ τε τεῖχος,
καλλιχόρου καθύπερθεν, ἐπὶ προὔχοντι κολωνῷ."
„. . . unter der Burg und dem ragenden Walle
Ueber Kallichoros' Quell auf weit vorspringendem Hügel."

Hier, auf dem Rande des Brunnens „der schönen Reigen" hatte die Trauernde gesessen, bevor Keleos sie in sein gastliches Haus aufnahm, wo der junge Fürstensproß unter der wunderthätigen Hand seiner himmlischen Hüterin in staunenswerther Weise gedeiht und erblüht, so daß die göttliche Natur des Gastes nicht mehr verborgen bleiben kann. Und eben an dieser Stelle befiehlt die Scheidende ihr den Tempel zu bauen, wo sie in geheimnißvollen und beseligenden Uebungen, die wenigen Erwählten offenbart werden, künftig verehrt und gefeiert werden will. Und so trug auch diese Stelle zuerst den Namen „Eleusis", die „Ankunft" der großen Wohlthäterin, der Advent eines neuen, geläuterteren Gottesglaubens. Erst als der ursprünglich local-eleusische und später allgemein attische Cultus der Eleusinien sich auf ganz Griechenland und weit über seine Grenzen hinaus verbreitete, ward es nothwendig, dem erweiterten Gottesdienste eine neue und weit größere Stätte zu schaffen, und der große Staatsmann, dem die attische Hauptstadt ihren künstlerischen Schmuck verdankte, Perikles, nahm Veranlassung, dieses Bedürfniß zu befriedigen, gewiß nicht ohne politische Berechnung des Glanzes, der von dem eleusinischen Heiligthume auf Athen selbst zurückstrahlen sollte.

Außerhalb des heiligen Bezirkes liegen noch die Reste zweier Tempelchen, der eine der Artemis, der andere wahrscheinlich dem Triptolemos geweiht. Letzterer, in byzantinischer Zeit zur Kapelle ausgebaut, hat dann zuerst dem heiligen Georg und später dem heiligen Zacharias als geweihte

Wohnstätte gedient und ist jetzt das bescheidene Museum derjenigen eleusinischen Alterthümer, die noch nicht nach dem allgemeinen Landesmuseum in Athen übergeführt worden sind. Ein alter, mürrisch aussehender Invalide aus dem griechischen Unabhängigkeitskriege, der uns in den Ruinen erspäht hatte, öffnete mit rostigem Schlüssel die kleine Kapelle. Ihr Inhalt aber hatte wenig Reiz mehr für uns, die wir die besten Schätze von Eleusis bereits in Athen kennen gelernt hatten, vor allen jenes wunderbar große und ernste, andachtgestimmte Götterrelief, das 1859 gefunden, nun in Abgüssen alle Sammlungen schmückt, vielleicht das weihevollste Bildwerk des Alterthums, „der schönste Repräsentant einer Kunstrichtung, die vom Glauben getragen wird."

Doppelt glühend versengte uns die mittägliche Sonne, als wir aus dem Halbdunkel der kühlen Museumskirche heraustraten; es war die höchste Zeit, den Schatten zu suchen. Der grämliche Invalide begleitete uns ein Stück Weges und erzählte uns, weshalb die Mädchen von Eleusis nicht mehr auf der Plattform der Propyläen tanzten: Die Regierung habe es seit Kurzem untersagt, weil die alten Steinplatten und die umherliegenden Bautrümmer darunter leiden könnten. Einen anderen aber, als den altgewohnten Tanzplatz, wollten die Mädchen nicht wählen, und so tanzten sie lieber gar nicht mehr.

In dem luftigen Oberstock des Chani, aus dessen Erdgeschosse lautes Gespräch zechender Sonntagsgäste in Griechisch und Albanesisch zu uns heraufgetönte, war die Temperatur ganz erträglich, zumal wir uns alle gegen die Hitze wirksame Bequemlichkeit gönnen konnten. Die grünen Holzjalousien ließen nur wenige streifende Lichter jenes Meeres von Sonnenglut hereindringen, das da draußen die mittägliche Landschaft durchfluthete, wie sie im Rahmen eines der unverglasten Fenster offen vor unsern Blicken lag.

Im Mittelpuncte dieses Bildes tauchte dicht vor uns Salamis aus den blauen Fluthen, die „Friedensinsel", der Ausgangspunct für die attische Cultur, von dem aus phoinikische Seefahrer die Verehrung ihres Herakles-Melkart und mit ihr die Früchte einer tausendjährigen Cultur nach Attika trugen. Wie es so mit seinem röthlichen Felsufer steil aufstieg aus den schmeichelnden Wellen, rief es die Erinnerung an den sophokleischen Chor wach, mit dem die Gefährtinnen der Tekmessa ihrer ferner Heimath gedenken:

„Ruhmvoll thronest Du, Salamis,
Du von Wogen umspültes Glückseiland,
Stets Allen im Glanze sichtbar!"

Dann wieder breite blaue Fluth und in weiterer Ferne rechts über dem Sunde von Megara, in eitel Licht gehüllt, —

„Das Licht so licht, daß es als Schleier sich
Um Palmen, Felsen, Berge, Himmel windet“,

die Berge von Argos und Lakonien.

Wie schön ist das Alles auch in der ärmlichsten Umgebung, zwischen den vier völlig kahlen, weißgetünchten Wänden, die unseren Vordergrund bilden. Ein altersschwacher Tisch, mit reinlichem Tuche gedeckt, ein paar breite, teppichbelegte Holzbänke um ihn herum, wie eine für ein antikes Symposion bestimmte Lagerstatt, ein paar wacklige Holzschemel, das ist das ganze Mobiliar unseres Hôtelzimmers. Auf dem weißen Tischtuche aber entfalten sich nun die Schätze, die unser sorgsamer athenischer Wirth, Herr Kurvelis, in reicher Fülle in geräumigem Korbe geborgen hatte. Nur an Geschirr ist einiger Mangel, und der willige Chanibesitzer, der zu unserem Mahle nur Brod und Wein geliefert hat — die Gaben von Eleusis —, verstärkt das Tafelzeug gern durch einige jener, Albion entstammenden, in ganz Griechenland und darüber hinaus verbreiteten bunten Teller mit der Darstellung des chinesischen Märchens:

„von Yün-Yang, dem treuen Vogelpaare,
Das da stirbt, wenn es die Menschen trennen.“

Alle Phasen der ganzen Liebes- und Leidensgeschichte Yüns und Yangs, die Flucht über Land und Wasser, Brücken und Seen, zu Fuß und zu Schiff, mitsammt den verfolgenden bösen Verwandten, bis zur endlichen Verwandlung der Liebenden in das hoch am Tellerrande flatternde Vogelpaar, Alles das ist hier in kunstvoller Verschlingung auf demselben Raume dargestellt.

„Die Brille“, wie Kyrios Kurvelis meinen Begleiter in seinem mystischen Contobuche bezeichnete, war klug genug gewesen, sich ein Buch beizustecken, um nach dem Mittagsmahle auf einen jener harten Divans gestreckt, die Zeit der Hitze würdig zu vertreiben. Ich war nicht auf jenen glücklichen Einfall gekommen und lag also beschäftigungslos, Mittagsträume spinnend. Ich sah in sonnendurchleuchteter Staubwolke den orgiastischen Zug von Athen her nahen, das Jakchosbildniß hoch voran; ich sah die auffliegenden Thore des Vorhofes und durch die außen herrschende Nacht das magisch glänzende Bild der Demeter; ich sah in weiter Finsterniß tausende von Fackeln irrender Mysten auf der thriasischen Ebene, die das Leid der suchenden Mutter darstellten. In mein Ohr tönte die frohe Botschaft, das Weihnachtsevangelium der eleusischen Feier: Ἱερὸν ἔτεκε πότνια κοῦρον, Βριμὼ Βριμόν! „Den heiligen Sohn hat die Himmlische geboren, die Gewaltige den Gewaltigen!“ und aus dem Boden stieg vor mir, unter dem Todesschweigen der Menge, das letzte Symbol der Weihe, die goldene Aehre, die vom Tode auferstandene, in der Fülle neuer Samenkörner ewig lebende Saatfrucht.

Als ich wieder erwachte, stand die Sonne bereits um ein Beträchtliches

tiefer, aber es war draußen immer noch drückend heiß. Nichtsdestoweniger mußten wir pflichtgemäß noch der Akropolis und dem ehemaligen Hafen von Eleusis einen Besuch abstatten, um „Alles gesehen zu haben".

Und das Ersteigen des Burghügels von Eleusis verlohnt sich der Mühe. Hier erst übersieht man voll und ganz die Schönheit der Lage, wie seine Bedeutung als befestigte Etappe auf dem Trennungspuncte der Wege von Attika nach der Peloponnes und nach Nordgriechenland. Im Süden Meer, im Westen Berge, im Norden und Nordosten die nach Eleutherai zu nordwärts weit gedehnte Ebene, umrahmt von Aigaleos, Korydallos und Parnes. Mitten durch diese Ebene hindurch zieht sich bruchstückweise das an zwei deutsche Meilen lange Band der Wasserleitung, mit der Hadrian den an gutem Trinkwasser armen Eleusiniern ein kostbares Geschenk machte. Bis an die Abhänge des Parnes vermag das bewaffnete Auge die Trümmer jener Bogenstellungen zu verfolgen. Nicht minder deutlich giebt sich die zweckmäßige Dammbautenanlage von hier oben zu erkennen, die, wahrscheinlich von demselben Kaiser ausgeführt, den Ort vor dem reißenden Winterwasser des Kephissos schützte. Von der antiken Festungsanlage ist wenig mehr erhalten als ein Theil der Mauer, die sich den Berg hinab bis zu den alten Quaderschichten des antiken Hafenmolos verlängert. Aus der Frankenzeit schließen sich den antiken Trümmern die Reste eines alten Baronieschlosses an, in dessen Fensternischen eine Schaar kleiner albanesischer Mädchen saß und „Knöcheln" spielte. Sie waren dreister, als ich die sonst so schüchternen Landkinder im Innern sah, wohl weil hierher oft Fremde kommen; sie redeten mich auf Griechisch an, und als ich ihnen darin Rede stand, auch auf Albanesisch. Da war freilich meine Schulweisheit zu Ende, und ich mußte mir gefallen lassen, daß die kleine Bande mir noch lange nachhöhnte: *βρὲ! δὲν ξέρεις τ' ἀρβανίτικα; αἴ, δὲν ξέρει τ' ἀρβανίτικα!* „Was! Du kannst nicht albanesisch! äh! der kann nicht albanesisch!"

Von dem Molo, zwischen dessen dunklen Steinen die bis zum Grunde durchsichtig leuchtende Uferwelle sich wie ein ruhig athmender Busen hob und senkte, schritten wir die menschenleere Dorfstraße hinauf zwischen Hecken und Hütten.

Ueber einer Mauerpforte schaute ein langer Stecken heraus, mit einem Fähnchen von rothem Baumwollenzeug daran. Das bedeutet hier, was in Franken und Schwaben der Strauß an der Hausthüre sagen will: „Hier giebts Wein!" Wir traten ein, durch die schmale Thüre in eine Art von Laube und von da in ein kleines schattiges Gemach, blank gescheuert, wie ein deutsches Pfarrhaus am Sonntag. Auch hier gabs nur einen Tisch und ein paar lehnenlose Schemel von Steineichenholz, das wohl auf dem Parnes gewachsen sein mochte. Im Hintergrunde vervollständigte eine Art von Regal

mit vielen Fächern das Mobiliar. Von diesem Raume führte eine ganz niedrige Thür in ein anscheinend fensterloses Gemach, wo der Wein liegen mochte; denn Keller unter der Erde giebt es auch in den ländlichen Häusern Attikas nicht.

Das war ein prächtig gewachsener Bursch von etwa achtzehn Jahren, mit dem ersten bläulich-schwarzen Flaum über den rothen frischen Lippen, dessen scharlachner Fez jetzt aus dieser niedrigen Thür auftauchte, und der uns mit biederem Handschlage willkommen hieß. Bald stand der goldklare Wein in großen Wassergläsern vor uns und erquickte die durstigen Kehlen. Draußen im kleinen Gärtchen zitterte das Sonnengold über dem dunkelglänzenden Laube und den carminrothen Blüthen der Granatbüsche, von denen ein Theil bereits die tausendkernige, kronengeschmückte Frucht angesetzt hatte, den Apfel der Kora, das Sinnbild der Fruchtbarkeit und tausendfältigen Fortpflanzung, dessen Bedeutung Pausanias scheu verschweigt, „weil sie ganz unaussprechlich ist".

In den Traum, der sich aus der kühlen Dämmerung durch die goldige, zitternde Luft draußen hinüber spann nach fernen Gefilden und längst vergangenen Zeiten, mischte sich die lebensfrische Wirklichkeit, das Geplauder des munteren Burschen, der für den abwesenden Vater die Ehren des Hauses in schicklicher Weise wahrnahm. Er hauste allein mit Jenem, einer der wenigen jungen Männer, die im Sommer in Lepsina zurückgeblieben waren, die Anderen waren, wie alljährlich, hinaufgezogen in den Parnes, Kohlen zu brennen und Fichtenharz zu sammeln. Erst im Winter werden sie wiederkehren mit langen Zügen kohlenbeladener Saumthiere und mit großen Bütten voll kostbaren Harzes, zu geschweigen der irdenen Krüge voll durchsichtigen, duftenden Honigs. Dann wird ihnen Herr Solon, der athenische Zuckerbäcker, den Honig abkaufen und ihn in Büchsen thun mit der Aufschrift „Honig vom Hymettos", denn die Fremden müssen nun einmal Hymettoshonig haben, so gut wie sie in Neapel „Falerner" trinken müssen, den ein echt napolitanisch Kind nicht einmal dem Namen nach kennt. Die Athener aber wissen wohl, daß der Honig vom Parnes noch viel schöner und feiner ist, als der des baumarmen Hymettos. Alles das erzählte uns der junge Bursch mit unbefangenem Anstand, und als ich ihm eine Cigarre anbot, nahm er sie mit sichtlichster Freude und legte sie behutsam in eines der Wandfächer — für den Vater, wie er sagte. Bald erschien auch dieser, ein Vater dieses Sohnes würdig, ein Mann, wie Strabon seine albanesischen Vorfahren beschreibt, „durch Schönheit und mächtigen Wuchs ausgezeichnet", groß und stark wie ein Herakles, das bronzefarbene Gesicht eingerahmt von vollem, grau gemischtem Haare und dichtem Vollbarte. Daß es ein wohlbegüterter Mann war, zeigte die reiche Stickerei der Jacke und des breiten Ledergurtes, der die

Fustanella hielt. Ja, er besaß vierzig Häuser in Eleusis, aber er ward ihrer nicht froh. Vor Jahren hatte die archäologische Gesellschaft zu Athen den Plan gefaßt, den Demetertempel aufzugraben, und auch bereits einen kleinen Anfang damit gemacht. Da hatte er gedacht, sich ein gutes Geschäft zu sichern, und hatte alle die Häuser und Hütten und Gärten über der Tempelstätte angekauft, um sie nachher theuer wieder zu verkaufen. Aber die archäologische Gesellschaft hatte die Arbeit wieder abgebrochen, weil ihr die Gelder ausgingen, und unser Freund war mit seinen vierzig Häusern sitzen geblieben. Als ich ihm dann erzählte, wie wir von Olympia gekommen seien, wo die Regierung des deutschen Reiches jetzt die alten Festplätze und Tempel der Hellenen ausgraben ließe, da belebte ein Freudeschimmer seine Augen, und er sprach die Hoffnung aus, daß einst die Deutschen auch die Heiligthümer von Eleusis ausgraben würden. Er wolle ja nun auch gar Nichts mehr an seinen Häusern verdienen, wenn er sie nur für dasselbe Geld wieder los werde, für das er sie gekauft. Ich mußte ihm geloben, in Deutschland für diesen Plan zu wirken und alle Deutschen von seiner Bereitwilligkeit und seinem Entgegenkommen zu überzeugen. Dann kam die Rede auf die früheren Reigentänze der lepsinischen Mädchen und auf das Verbot der Regierung, von dem der alte Invalide uns erzählt hatte. Unser Hausfreund aber meinte, das seien eitel Lügen. Die Regierung habe gar kein solches Verbot erlassen, sondern es gehe allein von dem alten Invaliden aus, weil er nicht so viel Geschenke bekomme, wie er verlange, aber sie könnten nichts gegen ihn machen, weil er von der Regierungspartei sei. Wenn das Ministerium wechsle, würde er schon fortkommen, und dann würden die Mädchen wieder tanzen wie ehedem.

Wir schieden mit den Versicherungen freundschaftlichster Gesinnung und der Hoffnung auf Wiedersehen bei den Ausgrabungen in Eleusis. Als wir im Chani eintrafen, hatte der pünctliche Kutscher bereits die Pferde eingespannt, und bald rollten wir wieder über die Hadriansbrücke dem im Abendgolde schimmernden Korydallos zu. Wer, der ihn erlebte, vergäße je den Zauber eines solchen Abends an südlichem Meeresstrande, wenn das grelle Licht des Tages in den sanften Purpurschleier des Abends übergeht, wenn die Natur, den heißen Gluthküssen des Sonnengottes sich entwindend, in Schlummer sinkt, wie ein liebemüdes Weib. Hinter Salamis flammten lange Purpurstreifen und tauchten die Wellenkämme in rothe Gluth; so mochten sie ausgesehen haben, als ihre blauen Fluthen sich mit Perserblut färbten, an jenem Septembertage des Jahres 480.

In Kloster Dhaphnis einsamer Schenke ist alles dunkel, als wir vorüberkommen, und als wir bei dem Grabmale der anmuthigen Pythionike wieder die attische Ebene unter uns haben, liegt sie dunkel da, wie ein schwar-

zes Grabtuch, nur von Athen herüber schimmern einige Lichtlein und der röthliche Schein aus der Capelle vom hohen Lykabetos, ein irdischer Stern unter den Tausenden von himmlischen. Kein Laut, als das Hufgetrappel unserer Pferde und das leise Rollen des Wagens in dem tiefen Staube des Weges. Und auch wir sind still geworden und lassen die Bilder des schönen Tages noch einmal an unserer Seele vorüberziehen.

Es ist ein beklagenswerthes Schicksal, daß wir, so gut unterrichtet über Staatshaushalt und Gesetze, über Wissenschaft und Kunst, über die Bedürfnisse und Zugehörigkeiten des öffentlichen und häuslichen Lebens der Alten, von der Einrichtung und dem näheren Inhalt des allerhöchsten, Niedrigen und Hochstehenden, Ungebildeten und geistig Hochbegabten gleich zugänglichen und gleich heiligen Festes so gut wie nichts mit Sicherheit wissen. Einzelne Muthmaßungen über den Gang der Festfeier ermöglicht die ausführliche Erzählung des Prozesses, in den Alkibiades und seine übermüthigen Genossen wegen Parodirung der Mysterien bei einem nächtlichen Zechgelage verwickelt wurden, und der mit der Verbannung des Ersteren endete. Im übrigen bewahren die alten Schriftsteller, die der Weihe theilhaftig geworden, ein unverbrüchliches Schweigen über das, was sie erfahren haben. Der einzige, der es wagt, den Inhalt der Mysterien in einem Buche darzulegen und zu bekritteln, der Philosoph Diagoras, wird verbannt, sein Buch ist verschollen. Erst durch den Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume, besonders durch die apologetischen Schriften eines Clemens Alexandrinus, vermag man einige Einsicht in das Wesen der Mysterien zu gewinnen. Daß Clemens seine Wissenschaft der Geheimnisse aus dem Buche des Diagoras erhalten, wie Ch. Lenormant meint, scheint mir sehr unwahrscheinlich in einer Zeit, in welcher die von der Staatsregierung beschlossene Vernichtung eines Buches bei der geringen Anzahl von Exemplaren so leicht gewesen sein muß. Viel wahrscheinlicher ist es mit Döllinger anzunehmen, daß Clemens selbst die Weihen empfangen hat. So viel ist klar, daß er auf das Vollkommenste von Allem unterrichtet ist. Leider aber vermag man bei ihm nicht mit Sicherheit auszuscheiden, was von dem Berichteten speciell der eleusinischen Festfeier, was der Vorfeier in Agrai, was dem Dienste der phrygischen Göttermutter angehört. Im Jahre 190, als Clemens das Haupt der alexandrinischen Schule wird, steht das Fest der Eleusinier in hoher Blüthe. Kurz zuvor hat eine Feuersbrunst das Heiligthum zerstört. Der Redner Aristides, der den Fall berichtet, läßt durchblicken, daß die böswillige Hand der Christianer den Brand verschuldet. Aber schöner und herrlicher ersteht das Heiligthum wieder aus der Asche — es ist sehr wahrscheinlich, daß der Bau der äußeren, großen Propyläen erst jetzt entstanden ist — glänzender gestaltet sich die Festfeier, reicher wird der Tempelschatz durch das Herbeiströmen entlegenster Nationen.

Denn auch die Schranken sind gefallen, die früher allen Nichtgriechen den Zugang zu den Mysterien verwehrten. „Alles was Göttliches, Ergreifendes und Liebliches in den Festen und Mythen aller Gegenden war," so schreibt jener Aristides, „das sah und hörte man göttlicher, ergreifender und lieblicher zu Eleusis."

Da steht in gewaltiger Streitbarkeit Clemens auf gegen die heidnische Abgötterei; rücksichtslos führt er den Götzendienern die ganze Reihe ihrer Festhandlungen, ihrer mystischen Formeln vor, indem er sie theils als einfältig bitter bespöttelt, theils als unsittlich und unzüchtig geißelt. Nun erst beginnen auch heidnische Schriftsteller, da die Profanirung der Mysterien doch einmal geschehen ist, sich wenigstens andeutungsweise über ihren Inhalt auszusprechen; Plutarch, Theon und Dio Chrysostomus, Themistios und Liban zeugen von dem Ernste und der Beseligung, die in jener Feier die erlesensten Geister der alten Welt gefunden.

Immerhin wissen wir doch nicht viel mehr, als daß das Fest neun oder zehn Tage lang währte, von denen die ersten in Athen gefeiert wurden; dann erfolgte nach einer Reinigung der Mysten im Meere die Ueberführung des Jakchosbildes in großer Procession von Athen nach Eleusis mit mannichfachen Stationen auf dem heiligen Wege. Die Trauer der Demeter wird durch strenge Askese, durch Fasten und Klagelieder nachgeahmt, dann nach dem sacramentalen Genusse des Kykeontrankes beginnt der freudige Theil der Feier, die Erinnerung an die Wiedervereinigung der verlorenen Tochter mit ihrer göttlichen Mutter, und als höchste Stufe der Festesfreude die Verkündigung von der Wiedergeburt des zerstückelten und begrabenen Jakchos. Es scheint, daß dieser Gedankengang sich wiederholte, einmal für alle Festtheilnehmer bei der Procession und in den Vorhöfen, das andere Mal nur für die Schauenden in den dramatischen Vorstellungen im Inneren des Tempels. Auf beide Cyklen müssen wohl Plutarchs beschreibende Worte bezogen werden: „Zuerst Irrgänge und mühevolles Umherschweifen und gewisse gefährliche und erfolglose Gänge in der Finsterniß. Dann vor der Weihe selbst alle Schrecknisse, Schauer und Zittern, Schweiß und ängstliches Staunen. Hierauf bricht ein wunderbares Licht hervor; freundliche Gegenden und Wiesen nehmen uns auf, in denen sich Stimmen und Reigen und die Herrlichkeit heiliger Gesänge und Erscheinungen zeigen."

Sicherlich war die Wirkung der Feier sehr verschieden für die Theilnehmer, je nach dem Grade ihrer geistigen Befähigung. Aber gerade darin liegt der Werth jener religiösen Handlungen — wie überhaupt eines jeden Sacramentes —, daß der einfache Mann aus dem Volke so gut darin seine Befriedigung fand, wie die geistig Höchstbegabten ihrer Zeit. „Selig", singt Pindar, „wer Jenes geschaut hat und dann unter die hohle Erde hinabsteigt;

er kennt des Lebens Ende, er kennt den von Zeus verheißenen Anfang." Und ein Sophokles ruft aus: „Oh, dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weihen empfangen haben, wenn sie zum Hades hinabsteigen. Für sie allein ist ein Leben in der Unterwelt, für die Anderen eitel Drangsal und Noth." Und von „fröhlichen Hoffnungen" redet Isokrates „für des Lebens Ende und für alle Ewigkeit."

Entgegenstehende Urtheile geistig hochstehender philosophischer Köpfe entkräften diese laut redenden Zeugnisse nicht. Wenn der beständig negirende Diogenes seine herben Zweifel an der seligmachenden Kraft der Weihe ausspricht und den Einwurf erhebt, er könne sich nicht vorstellen, daß schlechte und gemeine Athener, die die Weihen genossen, nun auf ewig selig leben würden, während die Besten ihrer Zeit, wie ein Agesilaos und Andere, die derselben zufällig nicht theilhaftig werden konnten, ewig in Schlamm und Moder stecken sollten, so richtet sich dieser Angriff doch offenbar nur gegen die befangene Auffassung der minder gebildeten Classen. Wenn ein so eminenter Geist, wie Platon, gelegentlich seine Geringschätzung der Mysterien durchblicken läßt, so bedeutet das eben nichts Anderes, als daß zu jener Zeit, wie zu allen, die edelsten und erleuchtetsten Köpfe, die in ernster Geistesarbeit ihren Zeitgenossen vorangeeilt waren, der Vermittelung einer Priesterschaft zwischen sich und der Gottheit entrathen konnten, weil sie sich selbst Hoherpriester genug sind.

Aber die große Menge auch der Gebildeten hat in der Feier der Mysterien ihre Befriedigung und Stärkung gefunden lange über die Zeit hinaus, wo Alarich mit seinen Gothenhorden den Brand und die Verwüstung in die Heiligthümer von Eleusis trug. Ihm schreibt man gewöhnlich die gänzliche Vernichtung dieser Tempelstätte zu; da indessen die sichersten Nachrichten über den späteren Fortbestand der Mysterienfeier vorliegen, so müssen die Bauten doch wenigstens theilweise wieder aus dem Schutte erstanden sein.

Mit dem Aufhören der olympischen Festspiele, mit dem Erlöschen der eleusinischen Mysterienfeier sinken die beiden letzten Horte der antiken Welt, mit ihnen sinkt das Heidenthum und zugleich — das Christenthum! „Mit Karthago fiel die römische Tugend, wie mit den olympischen Göttern das wahre Christenthum; selbst das Gute und das Glück verlieren mit dem Verschwinden ihres Gegensatzes den alten Glanz. Die Natur der menschlichen Dinge in ihrem weitesten Umfange verlangt ewiges Wirken und Gegenwirken zweier feindlichen Kräfte. Ihre Harmonie ist der Tod, weil mit Ueberwältigung der einen auch die andere stirbt."

Adolf Bötticher.

Der Schutzzoll eine künstliche Maßregel?

Man kann dem Freihandel wissenschaftlich mit Erfolg nur entgegentreten, wenn man erkannt hat, daß seine Argumente unwiderleglich sind. Es kann sich nicht darum handeln, die Beweisführung desselben in irgend einem Puncte als unlogisch nachzuweisen, sondern nur darum, einen neuen Gedankenkreis in Betracht zu ziehen, welcher von demselben nicht beachtet worden ist, und welcher von einer ersten, grundlegenden Theorie nicht beachtet werden durfte. Denn nur durch die Erkenntniß des Einfachen gelangen wir zur Erkenntniß des Zusammengesetzten. Hätte Adam Smith sich sogleich in die Untersuchung aller Gesetze vertieft, welche in der Volkswirthschaft in Betracht kommen, „so würde er sein unsterbliches Werk wahrscheinlich nicht vollendet haben" (Thünen).

Man kann beispielsweise alle Ausführungen, mit welchen Herr Delbrück in der Reichstagssitzung vom 21. Mai die Getreidezölle angriff, als richtig anerkennen — und dennoch für Getreidezölle stimmen.

Ein solches ergänzendes, dem absoluten Freihandel durchaus entgegengesetztes Princip ist, wie wir dies in einem früheren Artikel gezeigt*) haben, die Nationalität. Die Rücksicht auf den doch nun einmal bestehenden Gegensatz zwischen den Völkern nöthigt jedes einzelne, sich auch wirthschaftlich möglichst unabhängig zu machen, und von diesem Gesichtspuncte aus ist selbst der, welcher in dem Freihandel das Ideal des Völkerverkehres sieht, gezwungen, zuzugeben, daß es unter gewissen Verhältnissen geboten sein kann, auf die vollständige Durchführung des idealen Zustandes bis zu einem gewissen Grade zu verzichten.

Werden nun so von beiden Seiten auch die Argumente des Gegners gewürdigt, so verliert damit die Discussion den Charakter der Schärfe und Bitterkeit, der vielleicht mehr als sachliche Gründe dazu beigetragen hat, die Partei zu spalten, welche sich bisher um den Ausbau des deutschen Reiches die größten Verdienste erworben hat. Aber so sehr man sich auch auf beiden Seiten bemühen mag, den Gegner zu verstehen, immer gelangt man, wenn alle Gründe für und wider gewissenhaft abgewogen werden, schließlich zu dem Resultate, daß der Freihändler sagt, der Schutzzoll sei unter allen Umständen ein unnatürlicher Zustand, und es sei für einen Gewerbszweig ein bedenkliches Symptom, wenn derselbe nicht ohne künstlichen Schutz bestehen könne. Die Manchesterschule zieht bekanntlich sogar die Consequenz: Wenn unsere Eisenindustrie mit der englischen nicht ohne Schutz concurriren kann, so mag

*) Nr. 23 dieser Zeitschrift.

sie zu Grunde gehen. Mit demselben Rechte und derselben unerbittlichen Logik muß sie weiter schließen: Wenn unsere Textilindustrie nicht ohne künstlichen Schutz mit der englischen concurriren kann, so mag sie zu Grunde gehen. Wenn unser Ackerbau nicht ohne künstlichen Schutz mit dem russischen dem ungarischen, dem rumänischen concurriren kann, so mag er zu Grunde gehen. Ja, ohne irgend welche Beimischung von Frivolität und mit tiefem Bedauern von Seiten des grausam consequenten Freihändlers haben wir schon die Folgerung gehört: Wenn wir in keinem einzigen wesentlichen Erwerbszweige anderen Völkern auch ohne Schutz auf die Dauer überlegen sind, nun, so verdienen wir eben zu Grunde zu gehen, und wir können dieses Schicksal wohl durch künstliche Maßregeln kurze Zeit aufhalten, aber entrinnen können wir demselben nicht.

Diese Schlußfolgerung, diese äußerste, aber, wir geben es zu, nothwendige Consequenz des Freihandels beruht auf zwei falschen Voraussetzungen.

Zunächst, was sind denn „künstliche Maßregeln"? Ist nicht die ganze Organisation der Culturstaaten mehr oder weniger „künstlich"? Man denke sich nur das Princip des Gehenlassens auf andere Verhältnisse als die Erwerbsthätigkeit, als insbesondere den Handel angewandt, und — mit der Cultur ist es zu Ende. Oder ist es nicht eine „künstliche Einrichtung", wenn wir die Eltern nöthigen, selbst gegen ihren Willen, ihre Kinder zur Schule zu schicken? Ist es nicht in hohem Grade „künstlich", wenn wir die erwachsene männliche Jugend anhalten, Jahre ihres Lebens dem Waffendienste zu widmen, damit das Vaterland in Zeiten der Gefahr seine Existenz zu vertheidigen im Stande ist? Ist nicht unser ganzer Verwaltungsmechanismus, unser Beamtenthum eine mehr oder weniger „künstliche" Organisation? Wohin sehen wir denn die Völker gelangen, welche diese künstlichen Einrichtungen verschmähen? Die Naturvölker Nordamerikas gehen in der Concurrenz mit den Culturvölkern zu Grunde, obwohl sie körperlich und geistig uns wahrscheinlich ebenbürtig, in einzelnen Puncten unzweifelhaft sogar überlegen sind — weil sie nicht im Stande sind, sich einem künstlichen Organismus, einem staatlichen Gebilde unterzuordnen.

Doch wozu die Beispiele häufen? Ueberall, im Familienleben, im Gemeindeleben, im Staatsleben sehen wir Organisationen, welche durchaus auf dem Gegentheil des „Gehenlassens" beruhen, vielmehr den Einzelnen zwingen, sich als Glied eines Ganzen zu fühlen. Diese Organismen sollen allerdings den Einzelnen nicht unnöthig beschränken, der Ausbildung der Individualität keinen überflüssigen Zwang auferlegen; aber sobald es im Interesse des Ganzen nöthig erscheint, greift der Staat in das Leben des Einzelnen ein, nicht nur negativ, beschränkend und hemmend, sondern sogar positiv, indem er sein Gut und seine Person für die Zwecke des Ganzen in Anspruch

nimmt. Daß auch die Erwerbsthätigkeit sich dieser Rücksicht auf das Wohl des Ganzen unterzuordnen hat, daß dieselbe sich gewisse Beschränkungen aufzuerlegen hat, daß sie sich eine unter Umständen lästige, den Betrieb störende und vertheuernde Controle gefallen lassen muß, ist in den letzten Jahren wieder mehr und mehr anerkannt worden. Nicht wenige in dieser Richtung wirkende Gesetze sind durch das Zusammenwirken fast aller Parteien zu Stande gekommen.

Und während auf keinem Gebiete des Culturlebens zügellose Freiheit herrscht, während alle Functionen sich höheren Rücksichten unterordnen müssen, nimmt der Handel für sich das Privilegium in Anspruch, nur seine eigenen, augenblicklichen, zugestandenermaßen selbstsüchtigen Zwecke zu verfolgen! Wir meinen, gerade vom principiellen, vom theoretischen Standpuncte aus kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß derselbe sich im Interesse des Ganzen eben so wohl Beschränkungen aufzuerlegen hat, wie umgekehrt die staatliche Ordnung den Interessen des Handels förderlich ist und unter Umständen für dieselben Opfer bringt. Ob letzterer durch eine Maßregel begünstigt oder verletzt werde, ist stets eine Frage zweiten Ranges; zuerst handelt es sich darum, ob die Rücksicht auf die Gesammtheit eine Förderung oder eine Hemmung des Handels, insbesondere des auswärtigen Handels nöthig erscheinen lasse.

Der zweite, noch verhängnißvollere Irrthum, der die oben dargelegte pessimistische Auffassung der Freihandelsschule hinsichtlich unserer Concurrenzfähigkeit mit anderen Nationen begründet, ist die stillschweigende Voraussetzung, daß das menschliche Leben bestehe aus Production und Consumtion, und daß diejenige Nation am würdigsten sei, im Kampfe ums Dasein den schließlichen Sieg über die anderen davonzutragen, welche am billigsten die äußeren Lebensbedürfnisse erzeuge. Im Alterthume wurden mächtige, verhältnißmäßig hoch entwickelte Völker überwunden von anderen, welche ihnen an Tapferkeit, Einfachheit und Reinheit der Sitten überlegen waren; wenigstens waren es in erster Linie diese Momente, welche den endlichen Ausschlag gaben. Das Freihandels- und Freizügigkeitssystem müßte, hierin stimmen wir den Anhängern desselben vollständig bei, zu einem endlichen Siege der Nation führen, welche — am billigsten producirt. Unsere Heereseinrichtung mit der allgemeinen Dienstpflicht, weit entfernt uns vor dieser Krisis zu bewahren, könnte dieselbe nur beschleunigen. Denn es liegt auf der Hand, daß ein Volk um so theurer arbeitet, je mehr Kraft es auf die Wahrung seiner politischen Unabhängigkeit verwendet. Das „neutrale" Belgien, welches seine Selbständigkeit nur der Gnade und der Eifersucht seiner Nachbarn verdankt, kann gerade aus diesem Grunde fast alle Fabrikate billiger liefern als wir und müßte deshalb bei vollständigem Freihandel unsere Industrie und am letzten Ende uns zu Grunde richten. Daß diese nothwendige Folge des

Systems sich bisher nur in mäßigem Grade äußert, liegt daran, daß dasselbe erst seit kurzer Zeit und noch nirgends ausschließlich herrscht, und daß die modernen Verkehrsmittel erst seit wenigen Jahrzehnten angefangen haben, die Consequenzen desselben zu beschleunigen. Aber trotzdem tritt seine Wirkung schon gegenwärtig mit außerordentlicher Klarheit hervor. Es sei erlaubt, hier nur auf einige weniger beachtete, aber außerordentlich lehrreiche Beispiele zu verweisen.

Ueber Deutschland verbreitet sich seit einigen Jahrzehnten von seinen östlichen Grenzen aus eine rohe, ungebildete Arbeiterbevölkerung. Der polnische Arbeiter ist anspruchsloser und arbeitet billiger als der deutsche, darum muß ihm der letztere weichen. Es liegt uns durchaus fern, diesem Processe jede Berechtigung abzusprechen. In den traurigen Jahren des unerhörten und unnatürlichen Industrieaufschwunges waren unsere Arbeiter vielfach zu anspruchsvoll, und daß der mäßige, nüchterne, fleißige Arbeiter über den üppigen und faulen siegt, daß er eine Familie gründet, wo der andere zu Grunde geht, ist vollkommen in der Ordnung. Aber, wenn wir von Ausnahmen absehen, hat denn der polnische Arbeiter im Allgemeinen diese Vorzüge? Liegt nicht der Grund, daß er billiger arbeiten kann als der deutsche, großen Theils in einer Anspruchslosigkeit, welche als Uncultur bezeichnet werden muß? Eine Bevölkerung, die sich an dem schlechtesten Fusel berauscht, von Kraut und Kartoffeln lebt, sich in Lumpen kleidet, in engen, schmutzigen Wohnungen zusammengepfercht auf einem Strohlager schläft, den Luxus des Lesens und Schreibens sich nicht gestattet, kann freilich billig arbeiten!*) Aber ist denn ein solcher Zustand wünschenswerth oder auch nur für die übrigen Gesellschaftsclassen gefahrlos? Bildet diese elende Bevölkerung nicht einen furchtbaren Herd für etwaige Epidemien? Ist es nicht auch aus anderen Rücksichten unsere Pflicht, diese Leute zu einem menschenwürdigeren Dasein zu erziehen, in ihnen Bedürfnisse zu erzeugen, die sie von Natur durchaus nicht haben, ja dieselben ihnen aufzuzwingen, wenn sie sie, wie z. B. den Schulunterricht, auch noch so hartnäckig zurückweisen? Kurz, ist es nicht zu einem großen Theile das Wesen unserer Cultur, daß wir die niederen Volksclassen lehren und zwingen, bis zu einem gewissen Grade theurer zu arbeiten, als es ihnen ohne diese Cultur möglich sein würde?

Wenn wir also mit fortschreitendem Erfolge dahin arbeiten, die niedrige Lohnarbeit theurer zu machen, sie über den Stand zu heben, welchen sie bei geringerer Bildung der unteren Volksclassen naturgemäß einnehmen würde, sind wir da nicht gezwungen, nun auch die gesammte nationale Arbeit gegen die billigere des Auslandes durch Zölle zu schützen? Von zweien eines: ent-

*) Man vergleiche z. B. diese Zeitschrift 1874 II. S. 601 ff.

weder die billigste Arbeit trägt den Sieg davon; dann müssen wir unsere Arbeit nicht selbst künstlich vertheuern, müssen unsere Volksschulen abschaffen, die Fabrikgesetzgebung rückgängig machen, die Kräfte der Frauen und Kinder zu den einfachen mechanischen Dienstleistungen eben so rücksichtslos wie beispielsweise Belgien heranziehen: oder wir suchen einen leiblich und geistig gesunden und kräftigen, gesitteten und bis zu einem gewissen Grade gebildeten Volksstamm zu erziehen; dann müssen wir auch seine Arbeit etwas höher bezahlen, als die anderer Völker, dann dürfen wir die durch billigere Arbeit erzeugten Producte des Auslandes, landwirthschaftliche wie industrielle, nicht ohne Zoll unsere Grenze passiren lassen. Ein Laviren zwischen diesen beiden Richtungen ist unseres Erachtens verhängnißvoller, als selbst das energische Fortschreiten auf dem falschen Wege. Den Arbeiter zu höheren Ansprüchen erziehen und dann nichts thun um diese Ansprüche zu befriedigen, ist in socialer Hinsicht das gefährlichste Experiment.

Welcher von den beiden gekennzeichneten Wegen aber einzuschlagen sei, das ist vom Standpuncte der Humanität aus nicht zweifelhaft. Das kann auch aus dem Gesichtspuncte der Klugheit und der Selbsterhaltung keinen Augenblick zweifelhaft sein, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Nation es ist, die am billigsten arbeitet, und die daher nothwendig über kurz oder lang den Sieg davontragen müßte, wenn „billige Arbeit“ das ausschlaggebende Moment im Kampfe zwischen den Völkern würde. Die „gelbe Pest“ ist seit kurzer Zeit fast schon zu einer Lebensfrage für die westlichen Staaten der nordamerikanischen Union geworden. Auch auf den Inseln des ostindischen Archipels und in Australien hat die Einwanderung der Chinesen begonnen. Auf jedem einzelnen Puncte, wo sie erscheinen, schlagen sie den weißen Arbeiter, zuerst in niedrigen und mechanischen Dienstleistungen, sehr bald aber auch im Handwerk, in der Industrie, im Handel, kurz, auf allen Productionsgebieten durch — billige Arbeit. Daß sie aber im Stande sind, stets die weiße Rasse zu unterbieten, beruht auf einem Gemisch von Eigenschaften, unter denen für unseren europäischen Geschmack die abstoßenden, widerwärtigen überwiegen. Wäre dieses Volk zu einer Auswanderung in unserem Sinne geneigt, würden seine Angehörigen nicht durch ihre Religion genöthigt, nachdem sie sich eine Zeit lang in der Fremde aufgehalten und daselbst Reichthümer erworben haben, immer wieder in die Heimath zurückzukehren, so würden die westlichen Staaten der Union schon vollständig von ihnen occupirt sein. Ist doch selbst jetzt, obgleich von einer Ansiedelung derselben nicht gesprochen werden kann, die Existenz der Weißen durch sie in solchem Grade gefährdet, daß die Beschränkung der Freizügigkeit ihnen gegenüber in Californien die dringendste Tagesfrage ist!

Die nach dem Reiche der Mitte zurückkehrenden Auswanderer bringen

nun dorthin die Kenntniß der modernen Industrie, und mit welcher Zähigkeit auch die Chinesen am Hergebrachten festhalten, so lehrt doch die Erfahrung, daß sie sich unsere Productionsmittel mehr und mehr zu eigen machen; es kann nicht ausbleiben, daß sie mit Hülfe derselben über kurz oder lang auf jedem Gebiete die billigste Waare liefern. Unter Voraussetzung der Handelsfreiheit kann es nur eine Frage der Zeit sein, wann sie die Erde mit ihren Erzeugnissen überschwemmen und der europäischen Industrie eine Concurrenz bereiten werden, welcher dieselbe nicht gewachsen ist.

Es liegt uns fern, diese Gefahr als unmittelbar bevorstehend hinzustellen. In keiner Weise läßt sich übersehen, innerhalb welcher Frist der fragliche Zeitpunct für uns eintreten wird, ob dazu noch Jahrhunderte erforderlich sind, oder ob unsere Zeit auch in dieser Entwickelung das schnelle Tempo bewahren wird, welches ihr sonst eigen ist. Nur das Princip wollten wir klarstellen, daß gesittete Völker, welche einen erheblichen Theil ihrer Zeit und Kraft idealen Zielen widmen, bei freier Concurrenz unterliegen müssen gegenüber denen, die ihre Kräfte ausschließlich dem Erwerbe, der Production widmen. Sie müssen unterliegen nicht weil sie schlechter sind als die letzteren, sondern weil sie besser sind; weil ihr Geist weniger von der Erwerbsthätigkeit allein erfüllt und befriedigt wird, während bei schrankenloser Handelsfreiheit diese Thätigkeit allein ins Gewicht fällt.

Wir meinen also: selbst wenn es keinen einzigen wesentlichen Erwerbszweig gäbe, in dem das deutsche Volk andern Völkern überlegen wäre; wenn wir die Producte der Landwirthschaft, Getreide und Vieh, aus gesegneteren Himmelsstrichen, das Holz aus reicher bewaldeten Ländern, die Industrieproducte aus England billiger und besser beziehen können, als wir im Stande sind, dieselben bei uns zu erzeugen, so ist das für uns kein Grund zum Verzweifeln. Eine harmonische Entwickelung von Industrie und Landwirthschaft, bei welcher auch die ärmere Bevölkerung ein verhältnißmäßig behagliches, nicht ausschließlich den materiellen Interessen zugewandtes Dasein führt, kann sich gerade auf unserem Boden entfalten und weiter blühen, wie sie in den gesegneteren Theilen unseres Vaterlandes bis vor kurzem in erfreulichster Weise bestand, wenn wir zur rechten Zeit die Lage begreifen und darnach unsere Vorkehrungen treffen. Diese harmonische Entwickelung aller Seiten der menschlichen Thätigkeit wird uns vor Krisen bewahren, wie sie in dem reichsten Industrielande mit stets wachsender Heftigkeit wiederkehren. Und gerade sie wird uns befähigen, Erzeugnisse hervorzubringen, mit welchen wir die Producte des Auslandes, deren Gebrauch wir nicht entbehren können, und an deren Genuß wir uns gewöhnt haben, zu bezahlen vermögen.

Dagegen liefert uns die Handelsfreiheit aus an die Nationen, die aus den oben erörterten Gründen im Stande sind, augenblicklich am billigsten zu

arbeiten. Daß sich diese Völker z. Th., wie England, auf die Länge der Zeit vielleicht am meisten schädigen werden, kann uns nicht bewegen, der Entwickelung ihren Lauf zu lassen. Denn inzwischen würden wir selbst wirthschaftlich zu Grunde gehen.

Mit der Handelsfreiheit steht principiell auf derselben Stufe die internationale Freizügigkeit. Wenn wir fortfahren wollen, unsere Arbeiterbevölkerung zu einer höheren Bildung zu erheben, als die Nachbarländer, so dürfen wir auch nicht ohne ein Aequivalent dulden, daß diese ungebildete Bevölkerung der unsrigen auf unserem Boden Concurrenz macht, wenigstens nicht in Zeiten, wo unsere Arbeiter brodlos sind und dadurch Gefahr laufen, dem Verbrechen in die Arme getrieben zu werden oder der Mildthätigkeit anheimzufallen. Vollständige Freizügigkeit wie Handelsfreiheit kann nur zum Segen gereichen zwischen Nationen, welche auf derselben Stufe der Gesittung stehen. Es genügt nicht, daß etwa die Industrie in beiden auf derselben Entwickelungsstufe stehe, denn es wird dann doch immer die Nation am billigsten arbeiten und also die andere überflügeln, welche am wenigsten für das Wohl der unteren Volksclassen sorgt. Der Schulzwang, die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, die Fürsorge für Leben und Gesundheit der Arbeiter sind zwar sehr humane, aber kostspielige Einrichtungen, und wer dieselben trifft, muß sich eben klar machen, daß hierdurch die Arbeit vertheuert wird, und daß, wenn er diese theuere heimische Arbeit nicht bezahlen will, sondern die billigeren Producte oder die billigeren Arbeiter des Auslandes vorzieht, daß er dann den heimischen Arbeiter mit Einschluß des Fabrikanten und des Landwirths doppelt schädigt.

Der Schutz gegen die Concurrenz anderer, billiger arbeitender Nationen ist also nicht mehr und nicht weniger künstlich als die Cultur überhaupt. Ja, er bildet eine nothwendige Ergänzung jeder höher entwickelten Cultur, welche ohne diese Ergänzung gerade wegen ihrer Vorzüge erliegen müßte in dem friedlichen Concurrenzkampfe mit der Rohheit. Wie aber jede gesunde Cultur sich nie ohne Noth von der Natur entfernt, sondern im Gegentheil bis zu einem gewissen Grade zu derselben zurückführt, so darf sie auch das Ziel nicht aus den Augen verlieren, die Absperrung gegen das Ausland entbehrlich zu machen.

E. W.

Die Wiedereinführung der Todesstrafe in der Schweiz.

Die revidirte Verfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft, wie sie nach mehrjährigen Vorberathungen endlich am 31. Januar des Jahres 1874 fertig wurde, im Gegensatz zu ansehnlichen particularistischen Strebungen der Cantone, zumal der ultramontanen, schreibt in ihrem Artikel 65 vor:

„Die Todesstrafe ist abgeschafft.

Die Bestimmungen des Militärstrafgesetzes bleiben jedoch in Kriegszeiten vorbehalten.

Körperliche Strafen sind untersagt."

Vor einem halben Jahre gelangten an den Bundesrath Petitionen, insbesondere die Motive eines Ständerathes für Schaffhausen, Namens Freuler, welche behaupteten, daß das schweizerische Gemeinwesen die Abschaffung der Todesstrafe nicht dauernd ertragen könne und daher die Wiedereinführung derselben als nothwendig erscheine. Theilweise wurde zugleich für Wiederzulassung der Prügelstrafe petitionirt.

Der Bundesrath erstattete am 7. März dieses Jahres der Bundesversammlung in einer eingehenden Botschaft Bericht über diese Angelegenheit, auf Grund der durch Rundschreiben eingegangenen Erkundigungen von den Cantonen, welche Aufschluß geben sollten über Art und Zahl der Verbrechen, Vollziehung der Todesurtheile u. dgl. m. in dem Zeitraum der letzten Jahrzehnte. Aus dieser Botschaft geht vor allem die Thatsache hervor, daß bereits vor der neuen Bundesverfassung die Todesstrafe in einer Anzahl von Cantonen abgeschafft war: in Freiburg durch die Verfassung vom Jahre 1848, in Neuenburg im Jahre 1854, in Zürich durch die Verfassung vom Jahre 1869, in Genf 1871, in Baselstadt 1872, in Baselland 1873, in Tessin 1871, in Solothurn 1873; Hinrichtungen aber in Baselstadt schon seit 1819 nicht mehr stattgefunden, in Freiburg seit 1832, in Glarus seit 1836, in St. Gallen seit 1843, in Graubünden und Schaffhausen seit 1847, in Schwyz ebenfalls seit den Vierziger Jahren nicht mehr, in Unterwalden ob und mit dem Wald, in Zug, Appenzell-Innerhoden, Wallis, Neuenburg und Tessin nicht mehr seit dem Jahre 1851. Das bedeutet: vierzehn Cantone, welche die Hälfte des Areals der Eidgenossenschaft einnehmen und ein Drittel der Bevölkerung enthalten, haben mindestens 23 Jahre, und viele erheblich länger, vor der Bundesverfassung von 1874 die Todesstrafe nicht mehr gebraucht. Was die anderen Cantone anlangt, so kamen die letzten Hinrichtungen vor: in Basellandschaft im Jahre 1851, in Thurgau 1854, in Solothurn 1855, in Uri und Bern 1861, in Genf und Appenzell-Außerrhoden 1862, im Aargau 1863, in Zürich 1865, in Waadt und Luzern 1867. In dem Zeitraum der Jahre 1868 bis 1873 kamen in der ganzen Schweiz 40 Mordfälle und drei Mordversuche vor, gegen elf Personen wurden Todesurtheile gefällt, die sämmtlich nicht vollzogen, sondern umgewandelt wurden.

Die Schweiz gleicht hierin einer Reihe von Staaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wie Michigan, welches die Todesstrafe 1847 abgeschafft hat, wie Rhode-Island, welches sie 1852, Wisconsin, das sie 1853, Jowa, das sie 1872, Maine und Illinois, das sie 1872 abgeschafft haben,

nachdem zum Theil schon lange vorher keine Hinrichtung mehr stattgefunden (so in Maine seit 1837); sie gleicht Toscana, wo die Todesstrafe 1859 abgeschafft, aber schon seit 1830 nicht mehr vollstreckt worden ist; sie gleicht Holland, wo die Todesstrafe 1870 abgeschafft und 1860 zuletzt vollstreckt ist; ähnelt Portugal, wo keine Hinrichtung seit 1846, die Todesstrafe abgeschafft seit 1867.

Nach glaubwürdiger Schätzung leben heute 27 Millionen Menschen in Staaten, in welchen die Todesstrafe nicht besteht; 153 Millionen in Staaten, welche die noch bestehende Todesstrafe nicht anwenden.

Die statistischen Daten der Schweiz aus den fünf Jahren, seitdem die Todesstrafe ganz abgeschafft ist, ergeben allerdings, daß die Criminalität und speciell das Verbrechen des Mordes, in diesem Zeitraume einige Steigerung erfahren hat; diese Steigerung ist aber im Vergleich zu benachbarten Staaten, wo die Todesstrafe besteht, keine außerordentliche und beunruhigende, vielmehr bleibt sie durchgängig erheblich hinter dem Procentsatze, den jene Staaten aufweisen, zurück; auch liegen keine bestimmten Anzeigen vor, daß die Vermehrung der Criminalität in der Schweiz mit der Abschaffung der Todesstrafe in Causalzusammenhang steht. Der Grund ist vielmehr in allgemeineren Ursachen zu suchen. Ueberall hat sich gezeigt, daß blutige Kriege, in denen die nur mühsam durch Erziehung gemilderten und unterdrückten Leidenschaften aufs äußerste erregt werden, die Werthschätzung des Menschenlebens vermindern. Hierzu tritt ein in vielen Theilen der Schweiz verbreiteter Nothstand der unteren Classen, der die besseren Gefühle abstumpft. Ueberhandnehmende Genußsucht, eine starke Fortschritte machende materialistische Lebensanschauung erklären, neben dem Nothstande, allein die unheimlichen Zahlen der Selbstmorde, die jetzt schon in die Classe der unreifen Jugend hinuntergehen. Nach der neuesten Publication über die Bevölkerungsbewegung der Schweiz im Jahre 1877 kamen auf die Bevölkerung von 2¾ Millionen nicht weniger als 600 Selbstmorde; Preußen mit fast neunfacher Bevölkerung wies 1874 nur 3075, 1875 nur 3278 Selbstmorde auf, d. h. relativ nicht viel mehr als die Hälfte der Ziffer für die Schweiz (was sich, nebenbei, unsere Socialdemokraten, Demokraten u. s. w. merken wollen).

Man ist mehr und mehr aufmerksam geworden auf die stark zunehmende Trunksucht. Eine neuere Beobachtung aus Deutschland hat festgestellt, daß der Mord in 46 Procent, der Todtschlag in 63 Procent der Fälle im Zustande der Trunkenheit begangen worden ist. Unter rund 33,000 Gefangenen im Deutschen Reiche giebt es nahezu 14,000 Trinker.

Angesichts derartiger Erwägungen glaubte der Bundesrath das Begehren nach Wiedereinführung der Todesstrafe bei der Bundesversammlung um so weniger befürworten zu dürfen, als hiermit gleichzeitig die nur vor wenigen

Jahren nach langen Mühen revidirte Verfassung aufs neue in Frage gestellt wurde.

Nun bestimmt Artikel 120 der Bundesverfassung von 1874 (ebenso wie Artikel 113 der Bundesverfassung von 1848) folgendes:

„Wenn eine Abtheilung der Bundesversammlung die Revision beschließt und die andere nicht zustimmt, oder wenn fünfzigtausend stimmberechtigte Schweizerbürger die Revision der Bundesverfassung verlangen, so muß im einen wie im anderen Falle die Frage, ob eine Revision stattfinden soll oder nicht, dem schweizerischen Volke zur Abstimmung vorgelegt werden. Sofern in einem dieser Fälle die Mehrheit der stimmenden Schweizerbürger über die Frage sich bejahend ausspricht, so sind beide Räthe neu zu wählen, um die Revision zur Hand zu nehmen."

Die an den Bundesrath bis zur Zeit der Abfassung jener Botschaft vom letzten März gelangten Petitionen enthielten nur 31,503 Unterschriften; es fehlte also ein Bedeutendes an der verfassungsmäßigen Zahl von 50,000 Stimmen.

Gleichwohl glaubte die Bundesversammlung dem Begehren nach einer Revision entgegenkommen zu müssen. Im Ständerath sprach sich die Mehrheit der dafür niedergesetzten Commission, deren Berichterstatter der Hauptanreger der ganzen Agitation, Ständerath Freuler aus Schaffhausen, war, in einem langen Actenstücke zu Gunsten der Todesstrafe und daher der Revision aus (Bericht der Mehrheit der ständeräthlichen Commission zur Vorberathung der Revision des Artikels 65 der Bundesverfassung vom 18. März 1879). Im Nationalrathe waren Anfangs die Ansichten getheilt, die Mehrheit war für Beibehaltung des Artikel 65 und gegen die Todesstrafe; im Laufe der Verhandlungen aber, die in der letzten Märzsitzung stattfanden, ergab sich im Nationalrathe die vorwiegende Meinung, man müsse dem Beschlusse des Ständerathes zu Gunsten der Revision nachgeben, da die nun doch stattfindende Volksabstimmung über Revision (gemäß dem eben angeführten Artikel 120 der Bundesverfassung) nicht zu hemmen sei und im Falle eines Mehr zu Gunsten der Revision, bei Nichtübereinstimmung der beiden Räthe, eine neue Wahl derselben vorgenommen werden müsse.

So kam nun am 28. März der Bundesbeschluß zu Stande „betreffend Abänderung von Artikel 65 der Bundesverfassung". Derselbe lautet:

„Die Bundesversammlung der schweizerischen Eidgenossenschaft beschließt:

1. Artikel 65 der Bundesverfassung ist aufgehoben.
2. An seine Stelle tritt folgender Artikel:

Artikel 65.

Wegen politischer Vergehen darf kein Todesurtheil gefällt werden.

Körperliche Strafen sind untersagt.

3. Dieser Revisionsartikel ist der Abstimmung des Volkes und der Stände zu unterbreiten."

Der Bundesrath beraumte die Volksabstimmung auf Sonntag den 18. Mai an und im Einklange mit einer verbreiteten Erwartung wurde die also beschlossene Revision vom Volke angenommen. Es wurden abgegeben

200,026 Ja,
180,810 Nein.

An der Bundesverfassung festgehalten und gegen die Revision mit Nein gestimmt haben die vorwiegend liberalen und bundesfreundlichen Cantone wie namentlich Zürich, welches bei im Ganzen etwa 56,000 abgegebenen Stimmen etwa zwei Drittel gegen die Revision geliefert hat. Dann Neuenburg, welches von allen Cantonen die größte relative Ziffer gegen die Revision aufweist, nämlich rund 10,000 Stimmen bei nicht 2000 für die Revision. Aehnlich Genf mit 5600 Stimmen gegen die Revision und nur 864 für die Revision. Aber bei allen übrigen Cantonen ist die Sache weniger günstig für die bestehende Bundesverfassung ausgefallen, d. h. die Ja für Revision überwiegen entweder überhaupt, oder die Majorität der Nein ist viel kleiner als in den angeführten Fällen. Hier haben, wie bei allen Volksabstimmungen der Schweiz, wenigstens bei denjenigen, die sich auf Bundesverfassung und Bundesgesetze bezogen, mancherlei Gründe zusammengewirkt. Erstens der cantonale Particularismus, welcher allen Bundeseinrichtungen, aller Centralisation überhaupt widerwillig gegenübersteht. Zweitens die ultramontane Partei, welche als solche die liberale Richtung der Bundesverfassung und Bundesgesetzgebung bekämpft und daher mit den sonstigen Particularisten meistens Hand in Hand geht, ja unter ihnen in erster Reihe steht, namentlich dann, wenn die besondere Maßregel, um welche es sich gerade handelt, aus den sachlichen Gründen des einzelnen Falles, ihren Ansichten widerspricht. Drittens die Interessen und Anschauungen, welche bei der einzelnen Frage überhaupt von Einfluß sind, unabhängig von den sonstigen allgemeinen bundesfeindlichen Bestrebungen.

Für das erste Motiv ist bei fast jeder Bundesabstimmung als größter und am meisten particularistisch gesinnter Canton voran das Waadtland. Dasselbe hat diesmal seine gewohnte Wirksamkeit zur Durchlöcherung der Bundesverfassung und zur Hemmung neuer Bundesgesetze mit ganzer Kraft bethätigt, es hat nahezu zwei Drittel Ja für die Revision aufgebracht. Dabei sind hier die liberalen Anschauungen weit überwiegend und man kann getrost behaupten, daß von den für die Revision dieses Mal abgegebenen 14,671 Stimmen im Waadtlande nicht die Hälfte, vielleicht nicht ein Viertel die jetzt den Cantonen freigegebene Wiedereinführung der Todesstrafe beschließen wird. Es war bei der Abstimmung wesentlich um den Schlag gegen die Bundes-

verfassung zu thun, wie es darum bei jeder Volksabstimmung des Bundes zu thun ist, wie das seit 1874 eingeführte Institut der Bundesvolksabstimmungen als der Hemmschuh neuer Gesetze von diesem Cantone und sonstigen Bundesgegnern mit Freuden acceptirt worden ist.

Der zweite Grund spielte eine bedeutende Rolle in den ultramontanen Cantonen, dort wo die Romantik der Tellsage zusammen mit der reinen Lehre des alten Glaubens ihre tiefen Wurzeln geschlagen hat. Im Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern sind gegen 25,000 Stimmen für die Revision abgegeben worden und nur 8000 dagegen. Aus gleichen Gründen ähnliche Verhältnisse in Wallis, Appenzell, St. Gallen, Zug, Freiburg, selbst Aargau. Auch im Canton Bern hat das ultramontane Element eine große Masse Stimmen aufgebracht, derart, daß 22,000 Ja gegen 28,000 Nein vorhanden sind.

Aber schon in den letztgenannten Cantonen Bern und Aargau dürfte dieser Grund nicht der einzige für die Ziffer der Ja's sein. Es kommt ein anderer Grund noch in Betracht und dieser ist namentlich in den bundesfreundlichen und vorwiegend liberalen Cantonen von Bedeutung gewesen: nämlich die sachliche Ueberzeugung von der Unzweckmäßigkeit der Abschaffung der Todesstrafe und von der Nothwendigkeit der Wiedereinführung derselben. Es sind das die liberal-conservativen und schlechthin conservativen Elemente, welche in allen sonst liberalen und demokratischen Cantonen vorhanden sind und bei dieser Gelegenheit eine große Rolle mit gespielt haben, ja die Anregung zu der ganzen Revisionsbewegung gegeben haben, also Schaffhausen, Basel, Thurgau, Zürich. Alle diese vier Cantone sind weder mit nennenswerthen bundesfeindlichen noch mit erheblichen ultramontanen Elementen durchsetzt und dennoch haben sie — von Zürich abgesehen — ungefähr ebensoviele Ja geliefert als Nein, nämlich über 18,000 Ja gegen 19,000 Nein. Zürich hat, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, 19,000 Stimmen für die Revision aufgebracht.

Diese Thatsachen alle miteinander, namentlich aber diejenigen der letzten Categorie, sind freilich sehr bemerkenswerth und regen zum Nachdenken an. Sie geben zu denken, wie die Erscheinungen überhaupt, welche in den letzten Jahren unter der Herrschaft der rein demokratischen Einrichtungen der Schweiz zu Tage getreten sind. Sie bieten nämlich das lehrreiche Ergebniß, daß die consequente Durchführung der Volksrechte durch die sogenannte directe Gesetzgebung in materieller Hinsicht nichts weniger als liberal wirkt, daß vielmehr durch den souveränen Entscheid des Volkes selber gegen die liberalen Fortschritte die conservativen Hemmungen heraufbeschworen werden, welche in den Ansichten eines so wesentlich conservativen Volkes wie des schweizerischen die vorherrschenden sind. Das ist eine Erscheinung, die zunächst ganz unabhängig ist von der Frage, ob solche conservative Hemmung erwünscht sei oder nicht.

Aber dieses ist die unzweifelhafte Lehre, welche für andere Staatsverfassungen daraus folgt, daß der Liberalismus sich nicht einbilde, seine Forderungen seien das an sich Selbstverständliche auch nach den Ueberzeugungen der großen Masse des Volkes, und eine Hemmung, auf welche seine Forderungen etwa stoßen, im monarchischen Staate an den fürstlichen, absolutistischen, bureaukratischen und dergleichen conservativen Gewalten, sei lediglich das Resultat einer im Volke keineswegs wurzelnden, dem Zeitgeiste feindlichen, reactionären Gesinnung kleiner, aber mächtiger Parteien. Solches ist eine Selbsttäuschung. Vielmehr beweist das interessante Versuchsfeld der Schweiz, auf welchem die Volksinstincte mit ganzer Freiheit sich geltend zu machen Gelegenheit finden, ja der höchste Souverän sind, daß jene kleinen aber mächtigen Parteien der monarchischen Staaten der organisirte Ausdruck großer Parteien im Volke sind, welche nach der andersartigen Verfassung der Monarchie auf diese besondere Weise zur Geltung kommen. Es mag dabei immerhin wichtig sein, daß die liberalen Ideale das Ziel des Fortschritts bilden sollen, aber es ist nicht richtig, daß nach dem gegebenen Zustande der vorherrschenden Volksüberzeugungen für sie die Zeit schon gekommen ist. Und da nun jede Verfassung, jedes Gesetz, so beschaffen sein sollen, daß sie diesen Ueberzeugungen entsprechen, so muß man damit zufrieden sein, daß in der einen oder der anderen Form, in der monarchischen oder der demokratischen, dieser richtige Maßstab für die Gesetzgebung seinen gebührenden Einfluß bewähre.

Ein Beispiel für das Gesagte ist die Frage der Todesstrafe, wenn man an dasjenige zurückdenkt, was bei der Berathung des deutschen Strafgesetzbuches vor sich ging, wenn man dasjenige daneben hält, was jetzt in der Schweiz geschehen ist. Ein zweites Beispiel ist der ziemlich gleichzeitig in der Schweiz und im Deutschen Reiche mit knapper Mühe durchgesetzte Civilstand: hier wie dort ein beinahe unüberwindlicher Widerstand der conservativen Gegenstrebungen, und — im Deutschen Reiche wenigstens — heute bereits ein lebhaftes Verlangen nach Wiederbeseitigung, begünstigt durch die wärmenden Strahlen einer neuen Sonne der Reaction.

So werden die kühnsten Consequenzen des demokratischen und liberalen Doctrinarismus hinsichtlich der heutigen Verfassungsformen das handgreiflichste Beweismittel für den politischen Realismus, für das praktische Verständniß gesetzgeberischer Maßregeln und ihrer im Volke begründeten Schranken. So verschlingt sich in einander das scheinbar höchst Extreme mit dem in Wahrheit höchst Conservativen.

Zu der besonderen Frage muß schließlich bemerkt werden, daß mit dem Gelingen der Revision von Artikel 65 der schweizerischen Bundesverfassung nur das seit 1874 aufgestellte Verbot von Bundeswegen beseitigt, in den Cantonen die Todesstrafe zu handhaben. Es ist damit noch nicht der positive

Schritt gethan, die Todesstrafe auch wirklich wieder zum Bestandtheile der cantonalen Strafgesetzbücher zu machen. Dies ist vielmehr — da das Strafrecht und seine Normen Sache der einzelnen Cantone auch nach der Verfassung von 1874 geblieben ist — die Aufgabe jedes einzelnen Cantons, und es ist sicher, daß nur einzelne, jedenfalls nicht die Mehrzahl der Cantone, die Todesstrafe wieder einführen werden. Sollte es dennoch geschehen, so würde die Praxis wahrscheinlich einen eben so mäßigen Gebrauch davon machen, als sie schon zuvor davon gemacht hat, als sie in den meisten Staaten der Gegenwart seit Jahren und Jahrzehnten davon macht.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Elsaß. Die Parteien im Reichslande und die Umgestaltung des Landes. — Je näher der Termin kommt, zu dem eine Reichstagsberathung über ein reichsländisches Organisationsgesetz erwartet werden kann, desto mehr macht sich innerhalb der Parteien im Lande jenes unbehagliche Recken und Strecken bemerkbar, das einer jeden Neubildung voranzugehen pflegt. Wer dasselbe genauer beobachten will, darf sich dabei allerdings nicht an die autonomistische Presse halten, die mit großer Sicherheit alle Spaltungen in der eigenen Partei zu ignoriren sucht. Aber sie sind vorhanden und verdienen, wenn nicht etwa alles Interesse von Zoll- und Steuerdebatten in Anspruch genommen wird, eine Besprechung im Hinblick auf die bevorstehenden Debatten über die reichsländische Organisation. Auf Grund einer sorgfältigen Umschau in alt-elsässischen Kreisen wollen wir eine Darstellung der gegenwärtigen Parteiverhältnisse versuchen.

Zuerst ein kurzes Wort über die nicht blos in ethnographischer Beziehung sich deutsch fühlenden, sondern auch politisch deutsch gesinnten Elsässer. Erst vor kurzem hat eine Stimme aus diesem Kreise sich für die Annexion an Preußen ausgesprochen, und es werden auch wohl noch andere Mitglieder dieser Gruppe derselben Ansicht sein. Welches aber auch die positiven Bestrebungen dieser Männer sein mögen, jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß sie sämmtlich gegen jede Neubildung im Sinne des Schneegansschen Antrages und namentlich gegen jede Erweiterung der Befugnisse des Landesausschusses sind, weil sie davon nur eine Schädigung der deutschen Interessen erwarten. Es darf aber nicht unbemerkt bleiben, daß die Angehörigen dieser Gruppe, die übrigens als Gesammtheit noch nie hervorgetreten ist, sehr wenig zahlreich sind; wer daher mehr zu zählen als zu wägen geneigt ist, wird dieser Partei eine erhebliche Bedeutung nicht beimessen.

Desto größer ist aber die Zahl Derer, die in politischer Beziehung mehr

oder weniger indifferent, ihrer ganzen sonstigen Geistesrichtung nach deutsch gesinnt sind, die mit einem Worte deutsch fühlen und dies nicht etwa erst vor kurzem gelernt, sondern von jeher gethan haben. Vor allen Dingen gehört dazu ein sehr großer Theil der ganzen Landbevölkerung. Dort namentlich sind die Leute zu finden, die in ehrenfester Erinnerung an die alte Art aufgewachsen sind, von denen man es ungesucht hören kann: uns braucht man nicht erst deutsch zu machen, wir sind es gewesen und geblieben. Am schärfsten spricht sich diese Empfindung aus in den Bauerschaften und dem städtischen Kleinbürgerthum evangelischen Bekenntnisses. Hier sehen wir vollauf die Früchte von der Arbeitsthätigkeit der hervorragenden Männer des protestantischen Seminars, welche immer den innigsten Zusammenhang mit deutscher Bildung und Gesittung festgehalten und deren Schüler von gleichem Geiste beseelt, deutsche Sprache und Art in den von ihnen beeinflußten Schichten der Bevölkerung gehegt und gepflegt haben. Aber auch der katholischen Bevölkerung sind diese Gesinnungen nicht fremd. Freilich ist nicht zu leugnen, daß sich diese anders zu dem Reiche stellt, welches sie mit Preußen, dem Lande des Culturkampfes identificirt, aber auch bei ihr läßt sich die Natur nicht abtödten, wenn sie auch nicht so frei und ungehindert zu Tage treten will.

Allerdings ist diese gesammte Gruppe bisher nur selten in öffentlicher Scene hervorgetreten. Es ist im Allgemeinen nicht die Art dieser biedern und jeder Neuerung abholden Leute, sich um die Tagespolitik zu bekümmern, wenn es nicht dem besonderen Tage gilt. Aber der deutsche Verwaltungsbeamte und der deutsche Friedensrichter kennt sehr wohl diese Leute, die ihm von Anfang an, nachdem einmal die Folgen des Krieges und der ersten Verwaltungsdesorganisation überwunden waren, mit Vertrauen begegnet sind und in ihnen den deutschen Landsmann und Freund erkennen, während ihm früher die „wälschen" Beamten immer fremd geblieben waren. Und wo es einmal besondere Tage im Lande gegeben hat, an denen es galt öffentlich Zeugniß abzulegen, da haben diese Leute auch nicht im mindesten gezögert, in ganzer Zahl und Kraft hervorzutreten, also daß die Großstädter und Franzosen stutzig wurden über diesen deutschen Kern im Volke. Wer die großartigen Ovationen der Landbevölkerung für unseren kaiserlichen Herrn in Weißenburg, Wörth und Oberhausbergen mit angesehen hat, der wird es auch selbst empfunden haben, wie warm und voll aus des Volkes Seele der Willkomm für die verehrungswürdige Person des greisen Fürsten quoll, in dem sich die neue deutsche Zeit verkörpert. Auf diese Leute hat Deutschland seine Hoffnung zu setzen.

Bisher nun ging diese Gruppe mit den Autonomisten zusammen, vielleicht weniger aus eigenster Ueberzeugung, als weil sie (ebenso wie die Alt-

deutschen in Elsaß-Lothringen) dadurch den Intentionen der deutschen Verwaltung zu entsprechen glaubten. Daß jedenfalls auch der letztere Gesichtspunct nicht ohne den erheblichsten Einfluß gewesen ist, beweisen die letzten Reichstagswahlen, bei welchen die Mitglieder dieser Gruppe ebenso bereitwillig in dem einen Wahlkreise für den autonomistischen und in dem andern für den altdeutschen Wahlcandidaten (man denke an die imposante Minderheit im Kreise Weißenburg für den dortigen Kreisdirector) gestimmt haben. Wie dem aber auch sei, so viel ist außer Zweifel, daß diese Gruppe bisher die eigentliche Stärke der autonomistischen Partei war. Der Unterstützung durch diese Gruppe haben es die Autonomisten wesentlich zu verdanken, daß sie bei den Bezirkstagswahlen (bei welchen übrigens auch die Wahlenthaltung der clericalen Partei von großer Bedeutung war) und dadurch im Landesausschuß, der ja aus den Bezirkstagen hervorgeht, die Mehrheit erlangt und daß sie auch bei den letzten Reichstagswahlen doch immerhin einige Wahlkreise behauptet, in anderen mehr oder weniger namhafte Mehrheiten erzielt haben.

Aber so wenig das auch in der autonomistischen Presse hervortritt, gerade bei dieser Gruppe macht sich jetzt eine sehr bestimmte Verschiedenheit ihrer Meinung von der der bisherigen Führer bemerklich. Mögen wir uns nun im Kreise Zabern (dem Wahlkreise des Abgeordneten Schneegans) oder in dem Landkreise Straßburg oder in Diedenhofen oder wo sonst immer umhören, die Neugestaltung, wie sie in ihren Umrissen bisher in die Bevölkerung gekommen ist, stößt fast überall auf Abneigung und Widerspruch. Wir würden es für gewissenlos halten, auf vereinzelte Stimmen hin ein solches Urtheil abzugeben, aber die Thatsachen sind so zahlreich, daß man es getrost aussprechen kann. Die Leute vermögen es schlechterdings nicht zu verstehen, daß sie fortgesetzt von einem Provisorium in das andere gestürzt werden sollen. Sie haben immer geglaubt, Deutschland sei das Land der stabilen Regierungen und Verfassungen. Man hat ihnen gesagt, daß mit der Zugehörigkeit zu Deutschland die alte Zeit der Unruhe und der Umgestaltungen im Staatsleben vorüber sei. Und nun sehen sie sich schon wieder vor einem neuen Wechsel, der aber noch immer nicht das ersehnte Definitivum, das Ende der verhaßten Agitation bringen soll. Ebenso wenig ist es diesen durch und durch bürgerlich gesinnten Leuten begreiflich zu machen, warum das Land jetzt wieder eine militärische Spitze erhalten soll, nachdem bereits vor acht Jahren der Generalgouverneur Graf Bismarck-Bohlen in feierlicher Abschiedsproclamation (8. September 1871) erklärt hat: „Der Zeitpunct ist nun gekommen, wo die Verwaltung in die erfahrenen Hände eines hohen Civilbeamten übergeht.“ Es ist ein vergeblicher Versuch, solchen Einwürfen mit der Darlegung zu begegnen, daß zwischen einem Statthalter und einem hohen Verwaltungsbeamten immerhin ein wesentlicher Unterschied bestehe,

ganz abgesehen davon, daß ein Unterschied zwischen militärischem Statthalter und Generalgouverneur auch für andere Leute schwer erfindlich ist. Kurzum die Leute sind irre geworden, und wie die Vergleichung mit französischen Zuständen überhaupt eine Rolle spielt, so haben wir auch hören müssen, daß neuerdings ja selbst Algier für reif zu einer Civilverwaltung erachtet worden sei und daß Elsaß-Lothringen doch wohl den Vergleich mit Algier auszuhalten vermöge. Dabei kommt denn auch regelmäßig die Besorgniß zum Ausdruck, daß der Oberpräsident, der zuerst geordnete Zustände im Lande geschaffen und auf den die Bevölkerung mit demselben Vertrauen hinzublicken sich gewöhnt hat, wie seiner Zeit der Westfale auf Vincke, den Abschied nehmen und es vielleicht auch noch sonst zu unerwünschten Aenderungen in Personalien kommen werde. Das Alles setzt die Leute in die unbehagliche Lage des Mannes, der an den bisherigen Führern irre wird und sich fragt, in wie weit sachliche, in wie weit persönliche Motive dieselben bestimmen. Würde jetzt der Reichstag aufgelöst, so stellen altelsässische Landsleute den autonomistischen Candidaturen ein sehr trübes Prognostikon.

So wenig Anklang also die geplante Neugestaltung bei dieser Gruppe der wackeren Leute vom Lande findet, so entschieden treten die autonomistischen Führer im Bürgerstande und ihre nächste Umgebung für dieselbe ein. Es ist schwer, sich über die Motive dieser ihrer Haltung klar zu werden. Die Autonomisten können sich unmöglich verhehlen, daß sie in dem zukünftigen Landesausschusse nichts weniger als die Majorität haben werden, sobald die Protestpartei und die Klericalen mit vollem Dampfe eintreten. Am wenigsten können sie dies gerade jetzt, wo die gesunden Wurzeln der autonomistischen Partei sich im Boden zu lockern beginnen. Also für ihre Sache können sie nichts gewinnen, und welche Gründe bleiben hiernach noch übrig? Manche, wir deuteten das schon an, wollen die Erklärung lediglich in persönlichen Bestrebungen finden. Sie gehen von der an sich gewiß nicht unberechtigten Erwägung aus, daß wir noch für lange Zeit in dem französischen Parteileben den Schlüssel suchen müssen zum vollen Verständniß dessen, was uns im Reichslande entgegentritt. Von diesem Standpuncte aus liegt es allerdings nahe, die hiesige Lage als eine Rückwirkung und Copie des Gambettismus und seiner Stellensucht aufzufassen. Diese Auffassung mag denn auch in Bezug auf einzelne autonomistische Namen ihre volle Berechtigung haben, im Allgemeinen aber würden wir den ehrenhaften Männern, die für ihr Land mit selbstloser Hingabe arbeiten, wir nennen als Typus für sie den ehemaligen Abgeordneten Bergmann und den Präsidenten des Landesausschusses Schlumberger, ein schweres Unrecht anthun, wollten wir damit ein allgemeines Urtheil abgeben. Andere, und diesen möchten wir zustimmen, suchen die Erklärung vielmehr darin, daß unter den autonomistischen

Führern augenblicklich die mehr nach links neigenden und den gemäßigten Protestlern nahe stehenden den Ton angeben — die verkappten Protestler, wie sie kurz genannt werden — und daß diese sich später mit den Protestlern zum gemeinsamen Aufbau eines geträumten internationalen Gebildes Elsaß-Lothringen zu verständigen hoffen. Wem diese Auffassung zu gewagt erscheint, den erinnern wir an die letzten Reichstagswahlen, bei denen dem Protestler Kablé die volle Unterstützung der Autonomisten im Landkreis Straßburg versprochen wurde auf Grund der laut betonten Uebereinstimmung der Absichten, wofern er den Stadtkreis den Autonomisten frei lassen wollte. Die ganze Verhandlung war ein schwerer Fehler der Autonomisten. Welches aber auch die Motive sein mögen, jedenfalls ist für eine richtige Beurtheilung der hiesigen Verhältnisse nicht außer Acht zu lassen, daß die autonomistischen Führer, wenn sie auf dem bisherigen Wege fortfahren, bald Gefahr laufen, ein Generalstab ohne Armee zu sein. Ob ihnen dafür einige kühn aufstrebende Seelen aus Altdeutschland, die schlimmsten Falls zur Uebernahme des einen oder des anderen Ministeriums, gleich viel welches, bereit sind, einen genügenden Ersatz bieten werden, das mögen Andere beurtheilen.

Bleiben noch die Protestler und Klericalen. Es ist höchst bezeichnend, daß gerade diese beiden Parteien, die bisher mit den Autonomisten nichts gemein haben wollten, sich jetzt mit denselben auf Grund der neuen Pläne vereinigt haben. Die Motive dafür liegen klar zu Tage. Beide wissen, daß ein zukünftiger Landesausschuß ihnen gehören wird. Welche Aufgabe sie demselben stellen werden, das bedarf keiner weiteren Erörterung so wenig wie die Erwartungen, die speciell die deutsche Sache auf eine solche Majorität zu setzen hat.

Wir glauben damit ein getreues Bild des jetzigen Standes der Parteien in der obschwebenden Frage gegeben zu haben. Eines ist dabei vielleicht klar geworden, daß die Situation selbst noch keine ganz klare ist. Daher — videant consules!

Aus Berlin. Zur goldenen Kaiserhochzeit. Die Berliner Gewerbeausstellung. — Die Feier der goldenen Hochzeit unseres allverehrten Kaiserpaares nimmt augenblicklich das Interesse der gesammten Nation fast ausschließlich in Anspruch. Allgemein ist die Freude, daß es uns vergönnt ist, unsern Kaiser dieses seltene Fest in Gesundheit und vollem Wohlsein begehen zu sehen. Wir können glücklicher Weise sagen: „in vollem Wohlsein“, denn der beklagenswerthe Unfall, der dem Kaiser am zweiten Pfingstfeiertage auf dem Schlosse Babelsberg zustieß, ist Gott sei Dank ohne ernstere Folgen geblieben. Der Kaiser hat sich von dem Uebel, das sein Fall ihm zuzog, bereits ganz erholt, nur wird er das allzulange Stehen in nächster

Zeit vermeiden müssen. Um diese nothwendige Schonung des Fußes zu ermöglichen, sind in dem Programm der Hochzeitsfeierlichkeiten einige, übrigens unbedeutende, Aenderungen vorgenommen. Im Großen und Ganzen ist es bei den ursprünglichen Festsetzungen verblieben und wird das Fest in der beabsichtigten Weise seinen Verlauf nehmen. Dasselbe wird durchaus den Charakter eines Familienfestes tragen. Die Einladungen an die europäischen Höfe sind im Wesentlichen auf die Verwandtschaft des Kaiserhauses beschränkt geblieben und was die Vertretung des Landes an diesem Tage betrifft, so ist sie zwar eine imposante und recht vollständige, immerhin aber so bemessen, daß das Fest durchaus als ein im engeren Kreise gefeiertes und nicht als eine eigentliche Staatsaction erscheint. Natürlich wird es die Nation an diesem Tage an herzlichen Kundgebungen nicht fehlen lassen, und allerorten rüstet man sich bereits, um der tief gefühlten Liebe und Verehrung für das kaiserliche Paar Ausdruck zu geben.

Das Ausbleiben des Kaisers von Rußland wird natürlicher Weise zur Folge haben, daß die Festtage wesentlich stiller verlaufen als man gedacht hatte. Ein Besuch des russischen Kaisers in Berlin bringt immer eine gewaltige Bewegung in alle Kreise, namentlich in die militärischen. Dieselbe wird nun unterbleiben. Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß Kaiser Wilhelm an dem Tage des Festes seinen treuen und bewährten Freund nicht zur Seite haben kann, doch wird ihm die Freude, denselben wiederzusehen, vielleicht in Kürze dennoch beschieden sein. Man hat wenigstens bis jetzt nicht gehört, daß Kaiser Alexander auf seine beabsichtigte Reise nach Ems und Darmstadt schon gänzlich verzichtet hätte. Heute Abend siedelt der Kaiser von Babelsberg nach Berlin über, woraus allein man schon schließen kann, daß sein Befinden ein ganz normales und gutes ist. Möge er seinen Gedenktag in aller Frische des Geistes und Körpers begehen und möge er an diesem Tage wiederum, wie schon so oft, inne werden, welche Liebe und Verehrung das deutsche Volk ihm entgegenbringt, ihm, dem Schöpfer des neuen Reichs, dem verehrtesten Monarchen, der wohl je die Geschicke einer großen Nation gelenkt hat.

Die politische Stille, der wir uns augenblicklich erfreuen, ist für die bevorstehenden Festlichkeiten und deren Verlauf außerordentlich günstig. Die äußere Politik zeigt, abgesehen von der auch nicht gerade dringlichen ägyptischen Frage, zur Zeit gar keine Bewegung und die innere parlamentarische Erregung ist momentan nicht zu verspüren. Diese kleine Ruhe in der Politik hat auch andere Vortheile, namentlich hat sie uns die Möglichkeit verschafft, uns einmal ein wenig auf einem anderen Gebiete umzusehen und hier über ein Unternehmen zu berichten, dessen wir schon längst hätten gedenken müssen, wir meinen die Berliner Gewerbeausstellung. Es kann hier nicht unsere

Aufgabe sein, dieses außerordentlich bedeutende und vielseitige Werk hier auch nur in annähernd erschöpfender Weise zu würdigen. Das müssen wir den Fachzeitungen überlassen und auch diese werden große Mühe haben, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, denn die Ausstellung bietet ein geradezu gewaltiges Material. Aber die hohe allgemeine Bedeutung dieser Ausstellung hier hervorzuheben, ist geradezu unsere Pflicht, der wir zu unserem großen Bedauern bisher nicht nachkommen konnten. Die Ausstellung umfaßt bekanntlich nur Erzeugnisse der Berliner Industrie und des Berliner Gewerbes, und dennoch hat sie sich eine allgemeine große Bedeutung errungen und zwar in zwiefacher Hinsicht. Zunächst durch die Art ihrer Entstehung und sodann durch die Qualität ihrer Leistungen. Die Ausstellung ist, abweichend von den meisten derartigen Unternehmungen, gänzlich aus der Initiative privater Industrieller ohne jede staatliche Unterstützung hervorgegangen, und das in einer Zeit, wo der deutsche Handel am schwersten darniederlag. In den traurigen Jahren, welche der Gründerperiode folgten, als die deutsche Industrie auf der Ausstellung in Philadelphia ihre bekannte üble Censur erhielt, faßten muthige Berliner Gewerbtreibende den Plan, durch eine auf locale Erzeugnisse beschränkte, aber sorgfältig vorbereitete und gesichtete Ausstellung den gesunkenen Muth der Industrie zu beleben und eine Besserung der Fabrikation herbeizuführen. Zu einem solchen Unternehmen in solcher Zeit gehörte ein großer Muth und eine richtige Einsicht in die Kraft und Entwickelungsfähigkeit der Industrie selbst. Schon um dieses Muthes willen gebührt den Schöpfern der Ausstellung volles uneingeschränktes Lob. Es ist an sich hoch erfreulich, daß die leidende Industrie selbst die Hand zu ihrer Besserung erhoben hat, daß sie im Vertrauen auf ihre eigene Kraft an das Werk gegangen ist, ohne Hülfe und Unterstützung von außen zu erwarten oder zu beanspruchen.

Das Werk aber, das diese Männer zu Stande gebracht, ist ein so gelungenes geworden und hat in so überaus zahlreichen Industriezweigen so vortreffliche Leistungen aufzuweisen, daß man geradezu behaupten kann, daß diese so bescheiden auftretende Ausstellung von epochemachender Bedeutung für den Ruf und die Zukunft der deutschen Industrie überhaupt werden wird. Berlin hat in überraschender Weise gezeigt, was es auf gewerblichem Gebiete zu leisten im Stande ist und es kann nicht fehlen, daß das Selbstvertrauen, welches die Berliner Industrie jetzt gewinnen wird, und die gute Meinung, welche die Welt ihr entgegenbringen wird, dem gesammten deutschen Gewerbe früher oder später zu Gute kommen werden. Die Berliner haben bereits diese Empfindung, denn sie hegen und pflegen die Ausstellung wie ein kleines Nationalheiligthum und die herbeiströmenden Fremden theilen ihre Bewunderung und Freude. Fast noch

bezeichnender für den gewaltigen Werth der Ausstellung für unsere wirthschaftliche Zukunft ist aber der schlecht verhehlte Aerger der Ausländer, namentlich der Engländer. Wenn man die Berichte über die Ausstellung in gewissen großen englischen Zeitungen liest, so traut man seinen Augen kaum. Man erfährt dort, daß die Ausstellung ein Sammelplatz höchst mangelhafter Erzeugnisse ist und daß der deutsche Erfinder und Gewerbtreibende überhaupt nichts kann, als die Ideen des Ausländers stehlen und in einigen unwesentlichen Puncten verändern, was man auf deutsch „verbessern“ nenne. Nun wir wollen uns nicht die Mühe geben, diese Albernheiten zu widerlegen. Es genügt uns, aus ihnen den tiefen Neid und die arge Verstimmung zu erkennen, welche die Engländer bei dem Anblicke dieser Ausstellung überkommt, die ihnen zeigt, daß die verachtete deutsche Industrie plötzlich als ein gewaltiger ebenbürtiger Concurrent auf dem Weltmarkte zu erscheinen Miene macht.

Die deutsche Industrie wird sich wieder ihrer Kraft bewußt. Sie hat ihre Fehler erkannt und die Mittel zu ihrer Beseitigung gefunden. Sie beweist, daß sie solid zu arbeiten versteht. Sie zeigt auch, daß sie sich einen verfeinerten Geschmack angeeignet hat. Das Alles lehrt die Berliner Gewerbeausstellung und deswegen ist sie eine bedeutsame Erscheinung in der Gegenwart und ein verheißungsvolles Anzeichen für den Aufschwung und die Macht unserer nationalen Industrie in der Zukunft.

9. Juni. F.

Literatur.

J. J. Weber, Illustrirte Gesundheitsbücher. Von dieser sehr hübsch ausgestatteten Sammlung liegen aus diesem Jahr drei Hefte vor: 1. Kisch, Mineralbrunnen und Bäder, behandelt in seinem ersten Theil in zehn Capiteln die Brunnen- und Bade-Diätetik in bekannter Manier, in seinem zweiten Theil die einzelnen Brunnen und Bäder. Hier beruht die Hauptkunst auf richtiger Auswahl und diese hat der Verfasser vielfach nicht verstanden. Wenn unter den Seebädern Cranz, Heringsdorf, Doberan genannt sind, so dürfen doch Sylt, Sasnitz, Misdroy nicht fehlen; wenn Rudolstadt und Bozen als klimatische Curorte aufgeführt sind, so vermißt man wohl mit Recht Görbersdorf, Falkenstein, Davos ꝛc. Kurz manches, z. B. auch Monsummano, konnte fortfallen, anderes durfte nicht fehlen. — 2. Runge, Die Wasserkur. Der Verfasser ist bekanntlich kein Prießnitzianer, gehört vielmehr zur äußersten Rechten der Hydropathen, d. h. zu denjenigen rationellen Aerzten, die im Wasser kein Universalmittel erblicken, sondern die Hydrotherapie auf den Grund unserer physiologischen Kenntnisse aufgebaut wissen wollen. Das Buch, in guter fließender Sprache geschrieben, kann in den Händen der Laien nur Gutes stiften. — 3. H. Schultz, Haut, Haare und Nägel, enthält eine durch 45 Abbildungen unterstützte Abhandlung über Bau, Verrichtungen und Krankheiten der betreffenden Gebilde und giebt schließlich Winke über die Kosmetik. Die Darstellung schließt sich genau an die Resultate der wissenschaftlichen Forschung an und schlägt für den beabsichtigten Zweck vielleicht einen etwas zu gelehrten Ton an.

Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers des neunzehnten Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Maximilian Perty. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1879. — Ein wunderliches Buch, in dem sich die Redseligkeit des Alters gar zu bequem hat gehen lassen. Der durch zahlreiche naturwissenschaftliche und in das Gebiet der Anthropologie, des mystischen Seelenlebens, auch des Spiritismus einschlägige Schriften bekannte Verfasser giebt hier anstatt einer Selbstbiographie vielmehr den Rohstoff, den er sich zu derselben Zeitlebens aufgesammelt hat, ein Allerlei von persönlichen Erinnerungen, Betrachtungen, Notizen, Collectaneen, die zum Theil mit der Errichtung seines biographischen Denkmals in äußerst entferntem Zusammenhange stehen. Der unleugbaren Wahrheit, daß jede Lebensbeschreibung auf dem Untergrunde des Zeitalters aufgetragen sein will, wird der Verfasser durch ein ebenso bequemes als wieder umständliches Verfahren gerecht. Im Eingange prangt nämlich, gleichsam als feierliche Ouvertüre, ein Auszug aus den Weltbegebenheiten des neunzehnten Jahrhunderts, von Napoleon I. angefangen bis zum Culturkampfe, den Attentaten und dem Berliner Congresse, der, nach der melancholischen Bemerkung des Verfassers wieder zeigte, „daß menschliche Weisheit bei sehr verwickelten Verhältnissen und widerstreitenden Interessen keine große Tragweite hat." Nach Durchschreitung dieser Vorhalle gerathen wir in eine Art von zeitgenössischer Walhalla; der Verfasser schreitet folgerichtig vom Allgemeinen zum Besonderen vor und macht nun, bevor er an sich selber kommt, die Leser zuvor mit sämmtlichen Berühmtheiten bekannt, die in irgend einem Fache und in irgend einem Lande der alten und neuen Welt hervorragend, das Glück gehabt haben, seine Zeitgenossen zu sein. Es ist ein bloßes Namensverzeichniß, nur die regierenden Häupter werden durch einige biographische Notizen ausgezeichnet. Natürlich kommt dieses Register, so umfangreich es ist, doch nur auf eine subjective Auswahl hinaus, die manchmal höchst seltsam ausfällt. Der Catalog der „berühmten oder verdienten Personen", von den kirchlichen und weltlichen Regenten angefangen bis zu den Industriellen, Geburtshelfern, Dichtern, Sängern und Tänzern unseres Zeitalters füllt allein ganze Bogen. Von der geschmackvollen Auswahl giebt die Rubrik „Parlamentsredner, Parteiführer, Politiker, Publicisten" ein erheiterndes Beispiel. Als Deutsche sind hier nämlich wörtlich aufgeführt: „Arndt, deutscher Patriot, Publicist und Dichter, Pölitz, Gentz, die Bennigsen, Wagener, Kleist-Retzow (beide conservative Parteiführer), Gagern, Hecker, Börne (auch literarischer Kritiker), Blind, Simson, Lasalle, Biedermann, Liebknecht, Lasker, Virchow; Jörg, P. J. Reichensperger, Buß, Mallinkrodt, Moufang, Schorlemer-Alst, Windthorst, katholische Parteiführer; Hölder, Miquel, Löwe-Calbe. Nettelbeck, Patriot in Colberg, Reventlow, schleswig-holsteinischer Patriot. Pfarrer Weidig, politischer Märtyrer. Oetker, hessischer Patriot und Publicist." Zwischen diesem Wust von Namen finden sich dann allerdings Notizen eingestreut über den Fortschritt der Wissenschaften, der Erfindungen, die gesellschaftlichen Bewegungen unseres Zeitalters; aber Alles formlos und obenhin. Wir begegnen unter der Rubrik: „Deutsche Literatur" dem tiefsinnigen Satze: „Zwischen Dichtern und Schriftstellern, so verschieden wieder die Richtungen letzterer sind, besteht keine feste Grenze, und ziemlich viele Personen sind beides zugleich." Im eigentlich biographischen Theile ist auch das Kleinste und Privateste mit unverdrossener Wichtigkeit behandelt. „Im Garten spielend schnitt ich mich im Frühling 1807 im dritten Jahre mit den Scherben einer Weinflasche so tief in den rechten Zeigefinger, daß die Narbe das ganze Leben blieb; einmal fiel auf das unter einem großen Birnbaume im Hofe sitzende Kind eine schwere Birne genau zwischen die ausgebreiteten Beine, ohne zu ver-

letzen; es war wahrscheinlich im Herbste 1806, denn 1807 zogen wir nach München." Der Verfasser versäumt auch nicht, seine bedeutsamen Träume anzumerken. Mehrmals hat er die Erkrankungen seines Töchterchens Louise im Traume vorausgesehen, „aber auch ein paarmal solche geträumt, ohne daß sie eintraten." Der Held dieser Selbstbiographie ist am 17. September 1804 in dem baierisch-fränkischen Städtchen Ornbau geboren, bezog 1823 die Universität Landshut, vollendete seine Studien in München, begann 1828 an letzterer Universität als Privatdocent der Naturwissenschaften und wurde 1833 nach Bern berufen, wo er 1875 seine Pensionirung erhielt. Die Erzählung dieser ziemlich einfachen Schicksale ist nun nicht blos mit persönlichen Erinnerungen aus dem Verkehr mit zahlreichen zeitgenössischen Naturforschern ausgestattet, sondern auch mit einer Menge zeitgeschichtlicher Notizen, auch allerlei Klatsch, gereizten Ausfällen auf den Altkatholicismus, geographischem und statistischem Kram überladen. Einen besonderen Abschnitt bilden die ausführlichen Tagebücher kleiner Reisen in der Schweiz. In dem Capitel „Das wissenschaftliche Leben" ist eine ganze Seite mit Aufzählung der Titel von Schauspielen ausgefüllt, deren Darstellung er im Berner Stadttheater beiwohnte, eine andere Seite desgleichen mit Namen von Opern und Musikstücken, deren Anhörung er sich nicht entgehen ließ. In dem Abschnitt: „Das innere Leben" erzählt er mit großer Befriedigung, daß Vieles in ihm ursprünglich angelegt war und weder von den Eltern ererbt, noch auch Erbtheil einer früheren Generation, sondern ganz spontan zum Vorschein gekommen ist. „Ich habe gewisse Dinge anticipirt, die erst später in allgemeinen Gebrauch kamen, begann z. B. schon auf der Universität vorzugsweise Cigarren zu rauchen, was kein anderer Student that, brauchte schon im Knabenalter Fern- und Vergrößerungsgläser, so gut ich sie bekommen konnte, studirte Naturwissenschaft und stand mit diesen Dingen fast allein." Das Werthvollste mögen die naturwissenschaftlichen Aphorismen sein und die persönlichen Mittheilungen über so manche Zeitgenossen, wie man denn überhaupt den Eindruck hat, als ob der Verfasser aus seinen Erinnerungen ein ganz lesbares Buch hätte zusammenstellen können, wenn er von seinen krausen Collectaneen die eine Hälfte gestrichen und die andere in eine leidliche Form gebracht hätte. L.

Annalen des deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik, herausgegeben von Dr. Georg Hirth in München. Jährlich zwölf Hefte. — Elf Jahrgänge liegen jetzt von diesem verdienstlichen Unternehmen in ebenso vielen stattlichen Bänden vollständig vor, und der zwölfte ist bereits bis zum neunten Heft gediehen. Ein jedem Jahrgange beigefügtes alphabetisches Gesammtregister des Inhalts aller erschienenen Bände erleichtert die Benützung derselben und läßt gleichzeitig ihren reichen Inhalt erkennen. Was auch immer für Angelegenheiten im Reiche seit der Neubildung desselben behandelt, was auch immer für Fragen aufgeworfen und gelöst wurden, handels- und wirthschaftspolitische, gewerbliche und sociale, statistische und demographische, administrative und juristische, sie finden sich meist mit allen wichtigeren Actenstücken und Materialien, sowie mit den erforderlichen Erörterungen in Hirths Annalen, welche dadurch für Jeden, der sich mit den öffentlichen Dingen beschäftigt, zu einem sehr erwünschten Nachschlagearchiv geworden sind. Wer sich z. B. über das, was auf finanz- und zollpolitischem Gebiete bisher in Deutschland projectirt, durchgeführt, verhandelt oder sonst wie angeregt worden, orientiren will, wer sich für die Entwickelung der Eisenbahngesetzgebung, der Gewerbegesetzgebung, des Kriegswesens, der Verbrauchssteuern, der Zuckerbesteuerung im Reiche interessirt, dem ist nichts Besseres anzuempfehlen als das Studium der Hirthschen Annalen und deren

Generalregisters. Ueberblickt man ihren reichen Inhalt, d. h. das, was Regierung und Volksvertretung in Deutschland seit der Neubegründung des Reiches geschaffen haben, die großen Neuschöpfungen und Reformen fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, so erhalten wir die Zuversicht, daß im Großen und Ganzen dieses stolze Werk den Stürmen der Gegenwart trotzen und sich in schlimmer Zeit bewähren wird — seinen Urhebern zum Ruhme, den Zeitgenossen zur Beruhigung, den Epigonen zum Heile. D.

Eine neue italienisch-deutsche Zeitschrift. Unter dem Titel „La nuova rivista internazionale“ ist mit dem 1. April d. J. in Florenz eine Revue ins Leben getreten, die, obwohl für italienische Leser bestimmt, auch in Deutschland Antheil zu finden verdient. Sie hat nämlich den Zweck, das studirende Italien mit der wissenschaftlichen und literarischen Bewegung in Deutschland bekannt zu machen, und zwar vorzugsweise durch Arbeiten deutscher Schriftsteller, die ins Italienische übertragen sind. Es soll also aus erster Quelle geschöpft werden, wie umgekehrt Hillebrands „Italia“ vorzugsweise durch die Arbeiten italienischer Schriftsteller uns Deutsche über die Zustände Italiens belehren will. Der Gedanke ist ein Vermächtniß des ausgezeichneten Directors der Marucelliana, Pietro Fanfani, den der Tod ereilte, als er bereits den Prospect zu der neuen Zeitschrift geschrieben hatte. Wir theilen aus diesem Vorwort noch folgende Stelle mit: „Die Kenntniß des deutschen Geistes ist unter uns noch höchst unvollkommen; auf einen kleinen Kreis von Gelehrten beschränkt, gelangt sie zu der großen Mehrzahl der Studirenden nur aus zweiter Hand. Der Uebersetzungen sind nicht viele, und sie sind zum größten Theile, in Ansehung der Treue, wie in Ansehung der Sprache, mit äußerster Nachlässigkeit oder Unkenntniß angefertigt; daraus folgt Gegensatz der Meinungen, Vorurtheile jeder Art, übertriebene Bewunderung bei den einen, Mißachtung oder Argwohn bei den anderen. Jedermann sieht, wie zeitgemäß unser Unternehmen ist und wie nutzbringend es sein kann. Den Fortschritt der Kenntniß deutscher Literatur in Italien befördern, sie verbreiten und gewissermaßen populär machen, ihre besten Schriftsteller mit unseren Lesern in unmittelbare Berührung bringen, das Feld unserer Studien erweitern, indem auch den der deutschen Sprache Unkundigen ermöglicht wird zu den Quellen zurückzugehen, kurz, ohne Vorurtheil, ohne Parteigeist, ohne Hintergedanken der Nahrung, die unsere Studirenden aus der vaterländischen Literatur ziehen, diejenige zugesellen, die ihnen Deutschland zuführen kann, das ist unsere Absicht.“ Als Herausgeber sind C. V. Giusti, Professor G. Rigutini und der ebenso gelehrte als betriebsame Pfarrer von Soglio, D. G. A. Scartazzini genannt. Das erste Heft enthält u. A. Beiträge von O. Hartwig (über die Anfänge der Stadt Florenz), von A. Wagner (über die Finanzfragen in Deutschland), von Scartazzini (über Dantes Gemahlin Gemma), von Rigutini (über P. Fanfani). Fatal ist, daß im ersten Heft nur die Anfänge größerer Arbeiten sich befinden, und noch fataler ein anderer Umstand. Gerade im Probeheft erwartet man eine besonders geschickte und tactvolle Auswahl. Nun müssen aber die Italiener auf Grund dieses Probeheftes nothwendig auf den Gedanken kommen, daß Deutschland zur Zeit keinen erstaunlicheren Schriftsteller besitze als Herrn Paul Lindau. Wie man ein Lieblingsgericht in verschiedenen Formen und den erdenklichsten Zubereitungen auf die Tafel setzt, so findet der Name des Herrn Lindau die mannichfachste Gelegenheit, stets wieder vor die Augen der italienischen Leser zu treten. Immer ein Scenewechsel und immer Herr Lindau. Einmal nämlich figurirt er unter den Mitarbeitern mit einem Artikel über die Comödie Ferrari's. Zum anderen wird in der von Scartazzini verfaßten Ueber-

sicht über unsre Revüen „Nord und Süd“ nicht übersehen, das von diesem brioso ingegno e spiritoso scrittore geleitet wird. Zum dritten wird die Fehde Lindau-Julian Schmidt, die doch im Grunde die italienischen studiosi herzlich wenig interessiren kann, in einer Weise besprochen, die das Urtheil aller anständigen Leute in Deutschland auf den Kopf stellt. Zum vierten und fünften werden in der gleichfalls von Scartazzini herrührenden Bücherübersicht auch Lindaus „Harmlose Briefe eines Kleinstädters“ und seine „Dramaturgischen Blätter“ besprochen und mit unsinnigen Lobeserhebungen bedacht. Von den „Harmlosen Briefen“ heißt es: „Das ist, ich behaupte es offenen Visirs und ohne Furcht widersprochen zu werden, das witzigste und geistreichste Buch, das im letzten Jahrzehnt in Deutschland erschienen ist.“ Der Ankläger von Dantes Gemma kann gar nicht Worte genug finden, um den Italienern einzuprägen, welche hervorragende Stellung dieser Schriftsteller in Deutschland einnimmt. Wir trauen Herrn Lindau genug Menschenverstand zu, daß ihm diese verschwenderischen Huldigungen eher unbequem sind als ein Gegenstand des Stolzes. Welche Meinung Herr Scartazzini vom Verfasser der „Harmlosen Briefe“ hat, wäre natürlich gleichgültig, aber hier handelt es sich doch um ein ernsthaft gemeintes Unternehmen, das, wenn es gut geleitet ist, sich nützlich machen und viel Gutes stiften kann, und dem wir gerne das Beste wünschen, unter Anderem auch Tact und ein wirkliches Urtheil in Sachen deutscher Literatur. L.

W. Müller, Politische Geschichte der Gegenwart. XII. Das Jahr 1878. Berlin, J. Springer. — Die Uebersicht über die Ereignisse des letztvergangenen Jahres aus der geschickten Feder W. Müllers ist diesmal besonders rasch erschienen, ohne daß ihre bekannten Vorzüge sich darum vermindert hätten. Angenehm geschrieben und übersichtlich geordnet, eignet sich das Buch ebenso dazu gelesen als zum Nachschlagen benutzt zu werden; den letzteren Zweck erleichtert noch besonders die Chronik und das Namensverzeichniß der hervortretenden Personen. Neben den deutschen Ereignissen stellen sich auch diesmal die orientalischen in den Vordergrund, übrigens wird man auch außer diesen ausführlicher behandelten Abschnitten nichts Wesentliches von dem Inhalt des an wichtigen Begebenheiten und Wandlungen überreichen Jahres vermissen. Auch kleine charakteristische Vorkommnisse weiß der Verfasser passend einzureihen, und wo der Chronist ausnahmsweise ein Urtheil nicht zurückhält, wird man es als begründet und maßvoll anerkennen müssen. g.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck. Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik. Von Dr. N. Hocker. 2. Aufl. Berlin, Th. Grieben. 1879. — Der Gedanke, die Biographieen des Kaisers Wilhelm und des Fürsten Bismarck zu verschmelzen, hat etwas Verlockendes, aber auch seine nahe liegenden Schwierigkeiten. Das Bindeglied ist die Geschichte der preußischen Politik, die zur Einigung Deutschlands geführt hat, und dies ist denn auch der durchgreifende Gesichtspunct dieser Geschichtserzählung, die im Uebrigen gerade das Biographische mit großer Ausführlichkeit bringt. Es sind dabei die bekannten Quellen mit Fleiß benützt; die Schreibart ist warm, doch keineswegs überschwänglich, mehr belehrend als hinreißend. Diese zweite Auflage, von der sieben Lieferungen erschienen sind, führt das Doppellebensbild bis zur Gegenwart fort. Seite 190 heißt es von Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen“, daß dieser sich „für ein Protectorat Preußens über Deutschland-Oesterreich erklärt“. Das muß doch heißen: „über Deutschland ohne Oesterreich“. g.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 12. Juni 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Zur Geschichte der Sicilischen Räuberbanden.

In den Jahren 1863—1878 ist die Insel Sicilien der Sammelplatz von Räuberbanden gewesen, welche Eigenthum und Leben der Einwohner in unerhörter Weise bedrohten. Dann und wann ist der Ruf eines kecken Gewaltstreiches bis zu uns gedrungen; ein vollständiges Bild dieser Schreckensperiode läßt sich an der Hand einer eigenartigen Räuberliteratur gewinnen, welche aus der Druckerei des „Giornale di Sicilia“ in Palermo hervorgegangen ist*).

Geht man dem Ursprung des Brigantenwesens auf Sicilien nach, so findet man, daß derselbe nicht auf der Insel selbst zu suchen ist, sondern daß das System der bewaffneten Banden von Calabrien her eingeführt wurde. Dort existirte in den Fünfziger Jahren eine Räuberbande unter Führung der Gebrüder Belluci, deren bedeutendstes Mitglied Angelo Pugliese aus Lungro war. Er war unter dem Namen Lombardo, auch „Hauptmann der Berge“, am gewöhnlichsten aber unter der Bezeichnung Don Peppino überall bekannt und gefürchtet. 1857 wurde er ergriffen und zur Verbüßung seiner Strafe nach der Insel S. Stefano transportirt. Mehrere politische Gefangene, die er hier antraf, wie Spaventa und Settembrini, suchten den Räuber zu bessern und zu erziehen. Von ihnen lernte er Lesen und Schreiben. Im December 1861 in das Arsenal von Palermo versetzt, gelang es ihm von hier aus zu entfliehen. Er trieb sich nun länger als ein Jahr in der Gegend von Montemaggiore umher, indem er das Gesindel der umliegenden Orte, wie Vicari, Alia, Lercara, an sich zu ziehen und eine Bande nach Calabreser Typus zu bilden versuchte. Dies gelang ihm vortrefflich, und im Jahre 1865 hatte die Bande schon einen ziemlichen Ruf erlangt, als Pugliese plötzlich, man weiß nicht aus welchen Gründen, sein Werk im Stiche ließ und nach Afrika entfloh. In Folge dessen zerstreuten sich die Mitglieder der

*) Il processo della banda Rocca e Rinaldi. — I masnadieri Maurini, storia delle bande armate in Sicilia. — I Gregarii del masnadiere Leone. — Episodi della vita del masnadiere Leone.

Bande in alle vier Winde und versuchten an verschiedenen Puncten der Insel ihr Heil. In der Gegend von Montemaggiore verblieb Biagio Valvo, und dieser faßte in Gemeinschaft mit seinem Adjutanten Gioachino di Pasquale den Plan, eine neue, große, festgegliederte Bande zu organisiren. Sie studirten das Terrain mit großem Eifer und fanden, daß die Umgegend der Städte Polizzi und S. Mauro Castelverde als Sammelplatz und Versteck am geeignetsten sei. Hier legten sie während der Jahre 1871 und 1872 Magazine an, in denen sie zusammengeraubte Lebensmittel, Thiere, und Futter für dieselben aufspeicherten. So entstanden die Banden der Polizzani und Maurini; aber die letzteren (welche späterhin die Polizzani ganz in sich aufnahmen) übertrafen durch die Strenge ihrer Disciplin, durch ihre Machtentwickelung und durch die Kühnheit ihrer Führer alles was man bisher in Betreff bewaffneter Banden auf Sicilien kennen gelernt hatte. So vorsichtig und geheimnißvoll aber auch die Gründung der Bande betrieben wurde, so entging das Vorhaben doch nicht dem wachsamen Auge des Syndicus von S. Mauro, Pace Turrisi, und er machte den General Medici in einer Note vom 10. April 1871 besonders auf das Treiben eines gewissen Giovanni Battista Matassa aufmerksam, welcher als ortskundiger Führer und Spion benutzt wurde. Diese Note blieb leider unbeachtet und die weitere Entwickelung der Bande ging ungestört vor sich. Die Bande der Maurini war immer gut verproviantirt, ihre Mitglieder trugen alle Kleider von hellblauem Tuch oder Sammet, Reiterstiefeln und rothe Mützen. Fast Jeder erhielt eine silberne Uhr und wegen des Namens der Führer einen Ring mit dem Buchstaben R. Sie ritten junge kräftige Pferde und waren mit einem doppelläufigen Hinterlader versehen, außerdem mit Revolver und Dolch. Auf gemeinschaftliche Kosten wurden allerhand Verkleidungen, Bärte und Perrücken angeschafft und sogar Uniformstücke, wie sie die Cavallerie trägt, um im ersten Augenblick den Anschein einer regulären Truppe hervorzurufen. Auch mit Ferngläsern war man versehen und mit den Handschellen der Carabinieri (manette), um die Opfer nöthigenfalls zu fesseln. Nach ihren beiden Führern wurden die Maurini auch die Bande Rocca und Rinaldi genannt. Während Rocca bei allen Gefechten mit der bewaffneten Macht an der Spitze stand, Kampf und Blutvergießen überhaupt sein eigentliches Element war, war Rinaldi vorzugsweise mit der inneren Organisation, mit den Entwürfen neuer Beraubungspläne und mit der Vertheilung der Beute beschäftigt. Von dieser behielt er einen Theil unter dem Titel „geheime Ausgaben für die Polizei" zurück; damit wurde die Belohnung der Anhänger und die Bestrafung der Gegner bestritten. Letztere und mehr noch die Verräther zu ermitteln, war in die Hände einer besonderen Abtheilung gelegt. Das einträglichste Geschäft dieser Bande bestand in den Drohbriefen (Lettere minatorie), welche Rinaldi, der

selbst weder schreiben noch lesen konnte, durch seinen Secretär Niccola Accorsi, in die Welt gehen ließ. Es beruht dieses Verfahren darauf, von wohlhabenden Leuten unter Androhung der Schädigung ihres Besitzstandes oder sogar ihrer Familie und eigenen Person größere Summen zu erpressen. Accorsi war unerschöpflich in neuen Wendungen, in denen er den festen Willen seines Meisters zum Ausdruck brachte. So schreibt er an den Grafen Bonsignore in Leonforte: „Theurer Herr, für mich giebt es keine Unmöglichkeit, Alles was ich mir ausgedacht habe wird bei meiner Energie sofort zur That.“ An Sign. Gandolfo Trapani richtet er am 9. October 1874 folgenden Brief: „Glaubt Ihr etwa, daß meinen Worten nicht sofort die That auf dem Fuße folgt? Vor Kurzem habe ich Euch eine Anzahl Ochsen geraubt und getödtet; wenn Ihr jetzt nicht möglichst bald 2000 Unzen Gold schickt, so tödte ich Euch alles Uebrige bis auf den Hund. Nachher kommt die Reihe an Euch.“ In einem zweiten Brief an Sign. Trapani heißt es: „Ich ersuche Euch darum, mir 25,000 Lire zukommen zu lassen und seid ja nicht etwa säumig diesem Gesuch Folge zu leisten, sonst vernichte ich Euer ganzes Eigenthum und wenn ich dabei nichts mehr zu thun finde, so komme ich selbst zu Euch, um persönlich mit Euch abzurechnen. Thut keinen Schritt auf das Gericht, denn sonst gebe ich Euch mein Wort darauf und schwöre es Euch, ehe fünf Tage vorüber sind, wird Euer Kopf in meinen Händen sein. Ich grüße Euch und bin

Angelo Rinaldi von S. Mauro.“

In ähnlicher Weise wurden die Gebrüder Salamone aus Mistretta, der Baron Varisano in Castrogiovanni, zwei Barone aus Nicosia u. A. mehr tributpflichtig gemacht. Selten nur verfehlten diese Drohbefehle ihre Wirkung.

Eine andere Form der Erpressung, viel umständlicher und gefährlicher für die Unternehmer, aber günstigenfalls auch viel einträglicher ist der Ricatto, das heißt das Freikaufen einer von den Räubern aufgehobenen und in sicherem Versteck festgehaltenen Person. Der eigentliche Held der Ricatti war Leone, von dem später die Rede sein wird, so wie der Held der Lettere minatorie Rinaldi war. Der Ricatto erfordert manche Einzelheiten, welche mit großer Schlauheit überlegt und mit vielem Geschick ausgeführt werden müssen. Der Aufhebung müssen meist Bestechungen einzelner Personen, manchmal sogar der Untergebenen und nahestehender Bekannten des Fortzuschleppenden vorausgehen. Die Ueberführung in einen gegen Nachforschungen seitens der Polizei vollständig gesicherten Versteck, die „Buca“, und die Versorgung des Verhafteten mit Lebensmitteln bieten neue Schwierigkeiten. Nun gilt es, sich unbeobachtet und ungefährdet mit den Angehörigen der Gefangenen in Verbindung zu setzen, die Höhe des Lösegeldes festzustellen und die geforderten Summen in Empfang zu nehmen, und das alles, während die ganze

Polizei aufgeboten ist, um den frechen Uebelthätern auf die Spur zu kommen. Es liegt auf der Hand, daß die beschriebenen Operationen einer bewaffneten Bande nur unter Betheiligung einer großen Zahl geheimer Helfershelfer (manutengoli) ausgeführt werden konnten, und daß außerdem die passive Haltung eines großen Theils der Bevölkerung vorausgesetzt werden mußte. Belohnungen für Alle, welche ein Auge zudrückten und stillschweigend zuschauten, Bestrafungen und Einschüchterungen Aller, welche besser dachten und Raub und Mord verabscheuten, spielen daher eine wesentliche Rolle bei allen Unternehmungen der Bande. Und daß an diesen Grundlagen mit unerbittlicher Strenge festgehalten wurde, dafür sorgten die beiden Häupter der Maurini.

Vincenzo Rocca, der Kriegsminister und commandirende General der Bande, war am 11. September 1847 zu S. Mauro Castelverde geboren. Seine Eltern waren vermögende Bauersleute, sein älterer Bruder Mariano trat unter dem Namen Fra Giammaria in den Priesterstand, war aber gleichwohl ein eifriger Förderer der Räuberbande, die er sogar öfters auf ihren Streifzügen begleitete. Im Jahre 1867, mit vollendetem zwanzigsten Lebensjahre wurde V. Rocca zum Militärdienst ausgehoben. Aber Gehorsam und militärische Zucht waren keineswegs nach seinem Geschmack; er wurde fahnenflüchtig, traf wieder im Elternhause ein und zog sich, der Strafe zu entgehen, in die Berge zurück. Hier lebte er, von den Seinen, besonders von der Mutter, mit dem Nothwendigsten versehen, bis 1870 als einfacher Flüchtling. Dabei machte er die Bekanntschaft anderer Landstreicher, des Giuseppe Scialabba, eines flüchtigen Mörders, des Rosaria Bruno, der aus den sardinischen Gefängnissen entwichen war und endlich auch des Angelo Rinaldi, der wegen Viehdiebstahls in Untersuchung war. Durch diese wurde er in das Brigantenthum eingeweiht. Am 14. September 1871 beging Rocca in Gemeinschaft mit seinen Spießgesellen den ersten Straßenraub und zwar an zwei Landleuten, welche in Gesellschaft seines Bruders Fra Giammaria sich auf der Heimkehr von Cefalu befanden, wo sie ihre Producte abgesetzt hatten. Der düstere und brutale Charakter dieses Mannes trat bald darauf bei einer anderen Gelegenheit hervor. Rocca hatte eine Geliebte, Maura Colantoni, welche, so traurig in den letzten Jahren die Verhältnisse des Deserteurs sich gestaltet hatten, immer noch an der Hoffnung festhielt, er werde sie heirathen, und die ihm deshalb unbedingt ergeben war. Eine bejahrte Nachbarin, Angela Parisi, war die Vermittlerin der geheimen Zusammenkünfte mit dem Räuber, der seine Geliebte schließlich ganz ungescheut bei Tage und vor Aller Augen besuchte. Darauf hin begründete ein gewisser Domenico Casone den Plan, den Räuber in die Hände der Polizei zu liefern und sich den auf seinen Kopf gesetzten Preis von 100 Lire zu verdienen. Er setzte sich des-

halb mit Angela Parisi in Verbindung und diese wieder zog die Geliebte des Räubers in das Geheimniß. Als aber Maura einen derartigen Verrath mit Entschiedenheit zurückwies, verfiel der einfältige Domenico Casone auf die Idee, der Familie Rocca unter dem Siegel der Verschwiegenheit anzuvertrauen, wie der Syndicus Pace damit umgehe, den Vincenzo gelegentlich einer Zusammenkunft mit seiner Geliebten abzufangen. So konnte dem Räuber selbst der Plan nicht verhüllt bleiben. Dieser begiebt sich am 2. April 1872 in früher Morgenstunde wohl bewaffnet Angesichts vieler Zeugen in das Haus seiner Geliebten. Als Maura, die noch mit häuslicher Arbeit beschäftigt war, seine Stimme hörte, eilt sie ihm mit heiterer Miene bis an die Hausthür entgegen. Er aber faßte sie bei der Hand, zieht sie fest an sich und sagt: „Also Du bist diejenige, welche mich dem Syndicus Pace überliefern will?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, setzt er ihr das Gewehr auf die Brust, erschießt sie und trat kaltblütig seinen Rückzug an. Im Mai desselben Jahres fand man von Kugeln durchbohrt Domenico Casone. So war nur noch Einer übrig, der als Anstifter dieses Planes den vollen Haß des Räubers besaß: das war Pace Turrisi, der Syndicus von S. Mauro. Am 26. November befand sich derselbe mit seiner Familie auf seinem Landhause. Es war 9 Uhr früh und er ging gerade mit seinem Enkel, einem Knaben von sechs Jahren, im Garten spazieren, als kurz nach einander drei Schüsse auf ihn abgefeuert wurden und er tödtlich getroffen zu Boden stürzte. Die beiden ersten Schüsse hatte Rocca, den dritten Rinaldi abgegeben. Gern hätte Rocca auch den Knaben getödtet, aber dieser entzog sich durch die Flucht in das naheliegende dichte Gebüsch seinen Verfolgern. Das war ein lange gehegter Racheact gegen einen gewissenhaften Beamten und sein Gelingen bereitete den Räubern eine besondere Freude. Von dieser Zeit an hielt Rocca seine Herrschaft über den Bezirk von S. Mauro für unangreifbar; doch suchte er den Schrecken, den der Tod des Syndicus unter den Einwohnern verbreitet hatte, zeitweise durch neue Gräuelthaten aufzufrischen. Hierher gehört der mörderische Anfall auf den Bauer Michele Gianni, der ruhig in seinem Garten arbeitete, als der vorüberschreitende Räuber auf ihn schießt, ihn gefährlich verwundet, und dann, ein Liedchen summend, seinen Weg fortsetzt; hierher der Tod eines armen Hirten, des Lorenzo Bongiorno, der auf freiem Felde von den als Soldaten costümirten Räubern aufgegriffen wird. Bongiorno glaubt, als man ihm die Handschellen anlegt, er solle zum Präfecten geführt werden, wo der Irrthum sich aufklären werde, da commandirt Rocca Feuer und der Unglückliche haucht unter Flintenschüssen seinen Geist aus. Er hinterließ eine alte Mutter, eine Frau und vier Kinder, welche nun auf die Mildthätigkeit der Bewohner von S. Mauro angewiesen waren.

Im Frühjahr 1874, als die Verbrechen der Maurini schon zahllos ge-

worden und alle Straßen der Umgegend unsicher waren, gelangte eine Anzeige an die Polizei, wonach Rocca im Elternhause sich verborgen halte. Man umstellte das Haus, aber der Vogel war schon 24 Stunden vorher ausgeflogen. Als man bei der genauen Durchsuchung des Hauses aber auch den Fußboden an einer Stelle aufriß, stieß man auf einen in Kleiderreste eingehüllten Kadaver. Auf die Frage, was das zu bedeuten habe, erwiderte Concetta Rocca, des Räubers Mutter, indem sie in Thränen ausbricht, es sei ihr unglücklicher Sohn Vincenzo selbst, der vor acht Monaten hier am Fieber erkrankt und gestorben sei, Fra Giammaria habe den Bruder noch mit den Tröstungen der Religion versehen. Concetta kam in Haft, konnte aber trotz aller Verdachtsgründe der Mitwissenschaft nur wegen Ueberschreitung der Begräbnißvorschriften zu einigen Wochen Gefängniß und einer geringen Geldstrafe verurtheilt werden. Die gerichtlich-medicinische Untersuchung des Leichnams ergab, daß das Skelett das eines circa Vierzigjährigen sei und keineswegs das des Vincenzo Rocca, der damals 25 Jahre zählte. Einige Monate später erblickte man in hitzigen Gefechten zwischen den Briganten und Carabinieri den todtgesagten Räuberhauptmann wieder an der Spitze seiner Bande. Aber Roccas Glücksstern war im Sinken begriffen. Von Weihnachten 1874 bis zum Neujahrstage 1875 verbrachte er seine Ferien in aller Ruhe zu Polizzi inmitten zweier Getreuen, des Vincenzo Ceraolo und des Martino Filippone. Dadurch dreist gemacht, setzte er zum 20. Januar eine neue Zusammenkunft fest. Diese wurde verrathen und das Haus, in welchem er sich aufhielt, mit Militär umstellt und förmlich belagert. Rocca giebt Feuer und verwundet den Brigadier Musmeci, der die Angreifer befehligt, am Arm. Aber seinen Gefährten war der Uebermacht gegenüber die Lust am Kampfe vergangen, sie gehorchten seinen Befehlen nicht mehr, und da dem tollkühnen Brigantenchef so nur noch die Wahl bleibt zwischen lebenslänglichem Kerker oder Tod, so wählt er den letzteren, setzt das Gewehr unter das Kinn und drückt los. Aber der Schuß, statt ihn zu tödten, zerreißt ihm nur die Zunge. Nun fleht er seine Genossen mit Geberden an, ihm den Gnadenstoß zu geben, aber diese haben mit sich selbst zu thun, sie capituliren mit dem Feinde und wenden ihm den Rücken. Endlich gelingt es dem Unseligen, sich noch einen Schuß in den Unterleib beizubringen, aber auch dieser macht seinem Leben kein Ende und so fällt er halbtodt in die Hände der Gegner. Noch zwölf Stunden lang lebte er, aber ohne auch nur das geringste Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß ein Mann, der mit so wilder Energie und mit so viel Geschick zu kämpfen verstand (hatte er doch im offenen Gefecht eigenhändig vier Bersaglieri getödtet) für das Gemeinwohl Außerordentliches zu leisten im Stande

gewesen wäre, wenn statt der rohen Selbstsucht bei ihm das Gefühl der Pflicht und der Vaterlandsliebe zur Entwickelung gelangt wäre.

Der 22. Januar 1875, der Tag an welchem Rocca fiel, Ceraolo und Filippone in Gefangenschaft geriethen, bezeichnet für die Räuberbanden den Anfang von Mißgeschicken und Verlusten. Kaum drei Wochen später wurde der Generalsecretär Niccolo Accorsi, der berühmte Drohbriefschreiber, bei seiner Geliebten in Ganci verhaftet, am 16. und 18. August aber fielen in heftigen Kämpfen mit der öffentlichen Gewalt Giuseppe Blanda, Francesco di Giovanni und Filippo Palermo. Von nun an hieß die stark zusammengeschmolzene Bande nach ihrem Führer, der sich früher mit Rocca in die Herrschaft getheilt hatte, Banda Rinaldi.

Angelo Rinaldi, der Finanz- und Polizeiminister der Maurini, war der Sohn eines Schlächters und hatte niemals Schulbildung genossen; er konnte weder lesen noch schreiben. Zuerst Feldhüter, war er Viehdieb, später Straßenräuber geworden. Bei allen Unternehmungen Roccas, u. A. bei der Ermordung des Syndicus Pace, war er, wie wir sahen, mit betheiligt. Am 20. Januar 1876 hatte sich Rinaldi mit zwei seiner Untergebenen in das Haus seines Freundes Cascio begeben, wo ihn Verwandte, Freunde und Freundinnen zu einem gemeinschaftlichen Gelage erwarteten. Mitten in der Nacht besetzten der Brigadier Lombardazzi und der Carabiniere Gelmini den Ausgang des Hauses. Es kommt zum Kampf und die Räuber entfliehen in einen mit dem Nachbarhause zusammenhängenden Versteck. Jetzt galt es den Verräther zu entdecken und zu bestrafen. Man wußte bald, daß ein dem Cascio feindlich gesinnter Nachbar, Angelo Pepe, der Denunciant war, und dieser war deshalb anfangs gewaltig auf seiner Hut. Aber nach Verlauf eines Monates war er sicher geworden. So stand er am 21. Februar auf seiner Wiese und hackte Holz, als zwei ihm bekannte Mitglieder der Bande, nämlich sein Vetter Giulio Turrisi und Botindari, ein bevorzugter Henkersknecht Roccas, freundlich grüßend zu ihm treten. Sie schütteln ihm die Hände und umarmen ihn, so daß Pepe ohne jedes Arg sich in ein längeres Gespräch mit ihnen einließ und sie schließlich bis zum Saume des nahe gelegenen Waldes begleitete. Hier tritt ihm plötzlich Rinaldi entgegen und setzt ihn zur Rede. Heftig erschrocken räumt er sein Unrecht ein und sucht sich zu entschuldigen. Seine Mutter und Schwester hätten einen wohlbegründeten Haß gegen die Familie Cascio und sie hätten ihn dazu verleitet, die Angabe zu machen, aber er bereue die That und werde sich nie wieder in ähnlicher Weise vergessen. Nach den letzten Worten dieser Beichte wird er von den hinter ihm stehenden Räubern mit Dolchstichen niedergemacht. Dem Todten schob Rinaldi einen Stein in den Mund als Zeichen des Verräthers, der nicht reinen Mund zu halten wußte. In der Nacht aber, während die

Mutter und Schwester des Angelo Pepe diesen ängstlich erwarten, bringt Rinaldi mit seinen Helfershelfern in das Haus, und beide werden ermordet. Diese scheußliche Blutthat hatte den beabsichtigten Erfolg; sie verbreitete Schrecken und Bestürzung in S. Mauro und in der ganzen Umgegend. Man schloß Thüren und Fenster und betete zu Gott um Befreiung wie von einer schweren Seuche. Rinaldi aber hielt es für angemessen, die Bewohner der unglücklichen Stadt durch folgende „Proclama“ zu beruhigen, welche am 27. Februar 1876 auf der Piazetta Santa Maria angeschlagen wurde:

„Volk und Beamte von S. Mauro! Verbrechen begeht man nicht etwa zum Spaß, man begeht sie aus guten Gründen. Auch Christus hatte sich über Verrath zu beklagen. Erinnert Euch dessen, was am 21. Januar geschah. Der Anstifter war Angelo Pepe nebst seiner Mutter Agostina Cangelosi und deren Tochter Domenica. Man hat uns im Hause des Cascio verrathen, nachdem man uns noch zwei Tage vorher mit Achtung behandelt hatte, aber ich habe dem Verräther die Gurgel gestopft. Deshalb seid guter Dinge, ihr Bewohner von S. Mauro, denn der Verrath wird nur mit dem eigenen Blute bestraft. Wohl dem, der sich als guter Bürger zeigt. Ich grüße Euch und bin

Angelo Rinaldi.“

Und noch einmal vollzog er einen furchtbaren Strafact und zwar um seine unerbittliche Strenge Andern zu zeigen in Gegenwart des ihn besuchenden Briganten Leone, indem er einen ihm feindlich gesinnten Mann, den eingefangenen Natale Murgia, einen Greis, mit Carabinerschüssen zu Boden strecken ließ. Damit hoffte er die Bewohner von S. Mauro dermaßen eingeschüchtert zu haben, daß er sich rühmen durfte, Niemand werde jetzt wagen ihn zu denunciren, selbst wenn er bei hellem lichten Tage auf einem öffentlichen Platze oder in einer Kirche sich sehen ließe. Im Gefühle dieser Sicherheit ging der Räuber, um sich einen vergnügten Tag zu machen, am 6. August 1876 zur Stadt. In seiner Begleitung befand sich nur sein Adjutant Giuseppe Matassa. Aber wie hätte sich unter den hunderten, welche durch die Hand dieses Mörders in Trauer versetzt waren, nicht Einer finden sollen, dessen Rachegefühl jedes Gefühl der Furcht erstickt hätte! So geschah es denn, daß seine Anwesenheit der Obrigkeit zur Anzeige gebracht wurde, und daß die Polizei ihm bald auf der Spur war. Rinaldi sah sich zu seinem höchsten Erstaunen von Soldaten bedroht; seinem Gefährten gelang es zu entkommen, er selbst wurde auf der Flucht erschossen. Damit war die Bande der Maurini vollständig führerlos und ging schnell ihrer weiteren Auflösung entgegen. Vorher versuchte aber noch Mancher von ihnen sein Glück unter dem Banner des ruchlosesten und schlauesten aller Sicilischen Räuber, nämlich des Leone.

Antonino Leone war 1842 in Ventimiglia geboren und genoß einige Schulbildung, denn er konnte lesen, schreiben und rechnen. Der Wald von S. Onofrio in der Nähe seiner Heimath, wo er als Feldhüter seine Knabenjahre verlebte, blieb immer der bevorzugte Schauplatz seines Räuberlebens. Gleich seinem späteren Spießgesellen Botindari schloß er sich 1860 an Garibaldi an und folgte dessen Zuge bis zum Volturno. Man sieht, diese Befreier gehörten nicht gerade alle zu den edelsten Söhnen Italiens. Während des Jahres 1866 wurde er zur Reserve eingezogen; nach seiner Entlassung trat er in Ventimiglia als Commis in die Handlung eines gewissen Giuseppe Dispensa, der mit dem Hause De Pace in Palermo in Geschäftsverbindung stand. Bei den Einkäufen, die Leone hierbei zu besorgen hatte, betrog er seinen Principal dermaßen, daß dieser dadurch vollständig ruinirt wurde. Als Leone deshalb zur Rede gestellt werden soll, entweicht er in die Berge und beginnt nun ein Leben, welches eine fortlaufende Kette von Verbrechen bildet. Zunächst am 31. October 1869 erschießt er hinterrücks seinen früheren Principal Dispensa, als dieser früh aus der Messe kommt. Nun verbindet er sich mit zwei anderen Gaunern, Rini und Bernardo Patti, zu allerhand Streichen. Am 25. Juni 1871 überfällt er mit diesen Beiden das Haus einer armen Frau, Namens Giuseppa Lucchese, in Regalciofali in der Gegend von Alia, welche sich durch Fleiß und Sparsamkeit einige 100 Scudi erworben hatte. Als die Aermste sich in der Gewalt der drei Räuber sieht, bittet sie um ihr Leben und verspricht Alles herauszugeben, was sie besitzt. Aber die Räuber schenken ihren Worten keinen Glauben, sie binden sie an einen Fensterhaken fest uud foltern sie so lange, bis sie unter steter Betheuerung der Wahrheit ihrer Aussage den Geist aufgiebt. Sie durchstöbern nun das ganze Haus, heben sogar das Pflaster auf, um sich schließlich zu überzeugen, daß sie einen ganz überflüssigen Mord begangen haben. Es folgten dann bis gegen Ende des Jahres 1873 ein Diebstahl in Cacamo im Hause des Sign. Barbera, eine Brandstiftung aus Rache in der Besitzung von Gaspare Tuzzolino in Roccapalumba, der Mord von Donato Santi in der Gegend von Montemaggiore und die Tödtung von 33 Stück Rindvieh zum Schaden der Gesellschaft Cappellino u. Comp. in Montemaggiore.

Um diese Zeit ereignete es sich, daß der berüchtigte Brigant Gioacchino di Pasquale, der in Palermo in Haft saß, man weiß heute noch nicht auf welche Weise, wieder frei wurde. Man behauptet, er habe versprochen, den gefürchteten Banditen Biagio Valvo den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Statt dessen eilte di Pasquale sofort unter das Banner seines Freundes Valvo und vermittelte gute Beziehungen zwischen diesem und Leone. Dieser Valvo war ein Haudegen wie Rocca. Im Mai 1873 bestand er ein siegreiches Gefecht mit den Soldaten, in welchem er den Sohn des Briga-

biere Bonomo tödtete, aber im nächsten Monat kam es bei Mercatobianco aufs neue zum Kampfe, und Bonomo rächte den Tod seines Sohnes, indem er Valvo niederschoß. Seitdem schlossen sich di Pasquale und Leone noch enger aneinander an, und die erste Frucht dieser Vereinigung war ein gemeinsamer Racheact. Am 14. September war Markt in Montemaggiore, und bei dieser Gelegenheit vereinigten sich gegen fünfzig Personen zweifelhaften Rufes im Hause des alten Valvo, des Vaters des Gefallenen, zu einem gemeinsamen Mahle. Es wurden feurige Reden zum Andenken an den Getödteten gehalten, und Leone und Pasquale verpflichten sich durch einen Schwur, seinen Tod zu rächen. Obgleich sich in Montemaggiore eine Abtheilung Bersaglieri befand, reiten die tollkühnen Räuber am Nachmittage des 21. Septembers in Soldatenuniform durch die Straßen, machen vor dem Hause Bonomos, der sich im Gespräch mit einem Nachbarn im Flure aufhielt, Halt, geben zweimal Feuer auf ihn und sprengen davon. Der Brigadier kam mit dem Leben davon, doch mußte ihm der eine Fuß abgenommen werden.

Di Pasquale hatte bereits neben dem Straßenraube eine Vorliebe für den Ricatto. Er war bei mehreren derselben schon betheiligt gewesen, unter anderen bei dem des unglücklichen Giovanni Sciortino aus Castel di Lucio, der, obgleich seine Angehörigen über 19,000 Lire für ihn zahlten, auf Rinaldis Befehl erschossen wurde. Aber durch Leone kam der Ricatto erst zu Ehren. Am 10. März 1874, Nachmittags gegen 3½ Uhr, befand sich Baron Porcari im oberen Stockwerke seines Hauses zu Cammisini, als bei seinen Leuten im Hofe sich zwei Bewaffnete melden und Hafer für ihre Pferde verlangen. Der Eine, von hoher stattlicher Figur, gebräunt mit tiefliegenden Augen, mit langem schwarzen Haar und großem Vollbart, etwa vierzig Jahre alt, war Pasquale, der andere, fünfundzwanzig Jahre alt, klein und untersetzt mit schwarzem Schnurr- und Kinnbart, Leone. Sie melden sich beim Baron an und sprechen anfangs von Gutsangelegenheiten, bis plötzlich Pasquale das Wort ergreift und sagt: „Ew. Excellenz haben wohl die Güte uns zu begleiten." Zu gleicher Zeit werden im Hofe noch zwei andere Räuber sichtbar, und man entführt den Gutsherrn in eine sichere Buca, wo man ihn auf das beste einquartirte und sorgfältig verpflegte. Nach Empfangnahme von 65,000 Lire Lösegeld ließ man ihn ungehindert zu den Seinigen zurückkehren.

Am Morgen des 27. März befand sich der Baron Giulio Sgadari ruhig in seiner Factorei zu Garesi im Kreise von sechs oder sieben Verwandten und Untergebenen, alles kräftige Jünglinge, wohl bewaffnet und mit hinlänglicher Munition versehen, um einem Handstreiche gehörigen Widerstand leisten zu können. Plötzlich trifft ein Trupp von sieben Bewaffneten

zu Pferde bei ihnen ein, kündigt sich als eine Militärabtheilung aus der Gegend von Caltanisetta an und verlangt sofortige Entwaffnung. Sgadari und seine Gefährten glaubten anfangs in der That, es seien Soldaten, und weigerten sich deshalb, die Waffen niederzulegen, die sie mit obrigkeitlicher Erlaubniß trugen. Als aber die Bewaffneten sie umringen und ein zweiter Trupp von acht Berittenen sich zu ihnen gesellt, da merkten sie wohl, in wessen Händen sie sich befanden und daß es zur Gegenwehr zu spät war. Bei diesem Ricattto waren die drei Chefs Rocca, Rinaldi und Leone betheiligt, und zwar in Begleitung von zweiundzwanzig ihrer Untergebenen. Rocca stand mit einem Trupp auf der Wacht, vor Begierde brennend, im Falle eines Widerstandes sofort das Zeichen zum Angriff zu geben und ein Blutbad anzurichten; Rinaldi mit einer zweiten Schaar spähte nach allen Seiten aus und handhabte die Disciplin, Leone umstellte die Factorei und unterhandelte mit Sgadari. Dieser bat den Räuberchef dringend, seiner armen Mutter die Sorge und den Schmerz eines Ricatto zu ersparen, die ihren Tod herbeiführen könnten. Leone, wie immer bei solcher Gelegenheit, spielte den Gerührten und versprach, sein Bestes zu thun. Er wendet sich an die Abtheilung Rinaldis, als ob er zu Gunsten des Gefangenen das Wort nähme, aber bald kehrt er zurück und bedauert unendlich, daß er der Menge gegenüber nichts ausrichten könne, der Gefangene müsse ihnen folgen, aber er wolle ihm gestatten, da die meisten der Anwesenden durch anderweitige Geschäfte abgerufen würden, sich diejenigen auszuwählen, welche ihm das meiste Vertrauen einflößten. Sgadari mustert seine Umgebung und wählt den Räuber Barberino, der in anständiger Räubertoilette der hübscheste Bursche aus der ganzen Gesellschaft war. Diesem Barberino also nebst fünf anderen Räubern wurde der Gefangene übergeben. Ehe aber die Anderen sich zerstreuten, befahl Leone seinen sieben Untergebenen, sich mit einem Handkusse bei Sr. Excellenz dem Herrn Baron Giulio Letterio Sgadari zu verabschieden. In einer Höhle des Waldes von S. Onofrio mußte der Gefangene bei sehr guter Verpflegung acht Tage verbleiben. Aber der Baron Sgadari hatte sicherlich noch nie in einer theuereren Pension gewohnt, denn sie kostete ihm im Ganzen 127,000 Lire.

Bei Ausschüttung der Summen, welche diese beiden Ricatti eingebracht hatten, zeigte sich Leone ganz im Gegensatz zu Rinaldi, der in jeder Beziehung für seine Untergebenen fast väterlich sorgte, als ein geiziger eigennütziger Mensch, und seitdem wurde sein Verhältniß zu Pasquale ein im hohen Grade gespanntes. Hierzu kamen noch andere Dinge. Ein zu den Angehörigen Pasquales gehöriges junges Mädchen verlangte von ihrem Verführer die Ehe, und während Pasquale hierfür eintrat, schlug sich Leone auf die Seite des Verführers. Endlich trat hierzu noch der alte Haß Leones gegen

die Familie Saeli in Montemaggiore, und sein Vorhaben, dieselbe zu schädigen, womit Pasquale keineswegs einverstanden war. Kurz eines Tages sah sich Leone von mehreren Bewaffneten angefallen und wurde durch zwei Flintenschüsse schwer verwundet. Die Urheber dieser That waren di Pasquale und die Anhänger jenes jungen Mädchens. Lange Zeit brachte Leone in Cacamo mit der Heilung seiner Wunden zu und zwar in liebevollster Pflege. Jedermann aber war erstaunt darüber, daß die Polizei von dem offenkundigen Aufenthalt des Räubers gar keine Notiz nahm, und daß man den zwischen Tod und Leben schwebenden nicht sofort verhaftete. Kaum von seinen Wunden geheilt, unternahm der Bandit das Rachewerk an Saeli, dessen Verbrechen darin bestand den angeblichen Tod Leones einst laut gefeiert zu haben. Am 14. October hebt er ihn mit vier gewiegten Genossen in seinem Weinberge zu Fontanazze auf und schleppt ihn unter höhnischen Worten in eine fern in den Madonischen Bergen (Nebroden) gelegene Höhle. Nach fünfzehntägiger Angst und Qual wird hier der Gefangene von Leone mit einem Flintenschuß getödtet, und als drei Tage später 65,000 Lire als Lösegeld eintreffen, da ermordet der Räuberhauptmann die beiden Ueberbringer und steckt das Geld in die Tasche. Nach dieser Schandthat ohne Gleichen bezog die Bande ihre Winterquartiere, aber schon zu Weihnachten fielen in Alia drei von den Helfershelfern beim Morde Saelis in die Hände der Polizei, außerdem auch der berüchtigte Chef Fra Mirabella. Zu Ostern wurde der Liebling Leones, der grausame Sorce durch den Cavalleristen Lomenso gefangen genommen, kaum zwei Monate später aber fiel Lomenso durch Leones Hand. Inzwischen hatte der Schurke noch in eines Anderen Blute seinen Rachedurst gestillt: im Januar 1875 erschoß er bei Montemaggiore aus dem Hinterhalt seinen früheren Busenfreund Gioacchino di Pasquale.

Aus dem Jahre 1876 ist der am 19. August ausgeführte Ricatto des Sign. di Bernardo in Collesano zu erwähnen. Als der Gefangene dem Brigantenführer auseinandersetzte, daß seine Verhältnisse keineswegs so glänzend seien, um ein sehr hohes Lösegeld zu bezahlen, sagte dieser, es sei ihm selbst aufrichtig leid, daß er darüber falsch berichtet worden sei, aber jetzt beständen seine Gefährten, die er für ihre Arbeit bezahlen müsse, auf 20,000 Lire. Diese Summe vertheilte Leone wieder in gewöhnlicher Weise; er gab jedem der acht Raubgenossen 500, dem Helfershelfer in Collesano ebenfalls 500 Lire, den Rest behielt er für sich. Dieser Eigennutz entfremdete ihn der Bande der Maurini, die sich jetzt von ihm lossagten. Aber Leone besaß ein so starkes Selbstgefühl, daß er der Beihülfe Vieler entbehren zu können glaubte. Und um dies zu beweisen, führte er 2½ Monate später einen Ricatto aus, der an beispielloser Frechheit Alles übertraf, was bisher in dieser Beziehung geschehen war. In der Nähe der zwischen Termini und

Girgenti befindlichen Eisenbahnstation Lercara besaß der Engländer Sir John Forster Rose ein Schwefelbergwerk. Als er am 4. November auf dieser Station ausstieg, um in Begleitung seines Bruders und vieler seiner Angestellten nach seiner Besitzung hinüberzureiten, auch schon mehrere Wagen zur Aufnahme der Reisenden bereit standen, nähern sich ihnen am Ausgange aus dem Bahnhofe vier Bewaffnete und fragen Jeden einzeln nach seinem Namen. Ein Angehöriger Roses giebt, als dieser gefragt wird, einen falschen Namen an, aber der Engländer, obgleich er bereits ahnte, worauf es abgesehen sei, verschmäht auch unter solchen Umständen eine Lüge. Sofort wird er einem Bewaffneten zur Abführung übergeben, und als er angesichts der vielen Zuschauer zu entfliehen sucht, wird nach ihm gefeuert, glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Während dessen tritt Leone an die zur Abfahrt bereiten Wagen und sagt zu den Insassen: „Ich brauche nur Sign. Rose, Niemand sonst. Folgt er mir gutwillig, so wird Niemand belästigt werden, wenn nicht, so werden wir von unseren Schießwaffen Gebrauch machen." So wußte der Räuber die anderen Reisenden so weit einzuschüchtern, daß Niemand sich zur Wehr setzte. Rose blieb zwanzig Tage in seiner Buca; er erhielt hier täglich alles was ein Gentleman braucht und wurde schließlich gegen 65,000 Lire Lösegeld entlassen. Von dieser Summe erhielt jeder der drei Miträuber 3000 Lire, Leone selbst 56,000. Im Ganzen aber hatten die bisher erwähnten Ricatti eine Einnahme von 372,000 Lire ergeben!

Zur selben Zeit standen drei der gefährlichsten Räuber Siciliens, nämlich Porazzo, Pagano und Sorce zu Palermo vor den Assissen und benahmen sich dort, angesichts der durch die Rosesche Affaire verbreiteten Aufregung, mit der unerhörtesten Frechheit. Aber man ging überall, besonders seitdem der Commandant Malusardi nach Sicilien gekommen war, den einzelnen Räubern kräftig zu Leibe. Nur Leone schien allen Anstrengungen der Justiz spotten zu dürfen. Er hatte seine Winterquartiere bezogen und beschäftigte sich nur nebenbei zur Wahrung seiner Autorität mit der exemplarischen Bestrafung ihm feindlich Gesinnter. Im Frühjahre 1877 gedachte er die Machtlosigkeit der Regierung durch neue Beispiele zu erhärten. Am 15. Mai vollzog er in Gemeinschaft mit einigen Spießgesellen aus Cacamo den Ricatto des Sign. Formosa aus Termini. Als aber das Lösegeld am 1. Juni gezahlt werden sollte, stellte ihm der Delegat Lucchesi bei Montemaggiore eine Falle, in die der sonst so schlaue Bandit hineinging. Von allen Seiten umstellt, wollte er sich durchschlagen, wurde aber in Begleitung zweier Gefährten auf freiem Felde erschossen. So groß war der Antheil, den die ganze Provinz Palermo damals am Tode dieses Elenden nahm, daß anfangs Niemand daran glauben wollte, bis die Leiche von dem Letztgefangenen, Formosa, und vom eigenen Vater des Räubers recognoscirt war. Von nun an wendete die Polizei noch

öfter dieselben Mittel an, deren die Räuber sich mit so vielem Glücke bedient hatten: List und Bestechung. Man studirte ihre schwachen Seiten, man stellte ihnen nach, während sie ihren Liebschaften nachgingen oder ihre Ferien zu Weihnachten, zum Carneval oder zu Ostern in den Städten verbrachten. So fielen allmählich auch die Zerstreuten Einer nach dem Andern in ihre Hände.

Bei Betrachtung der geschilderten Vorgänge muß Jeder sich fragen, wie es möglich war, daß derartige Zustände sich entwickeln und so lange Zeit anhalten konnten. Man hat dabei zu verschiedenen Erklärungen seine Zuflucht genommen. Die Tendenz der Bandenführer ging stets dahin, eine möglichst große Menge abhängiger Leute um sich zu haben. Sie wendeten sich zunächst an die schlechtest beleumundeten Personen ihres Bezirks, sodann an die umherziehenden Gewerbe, wie Hirten, Fuhrleute, Hausirer &c., und indem sie es an Drohungen und Belohnungen nicht fehlen ließen, verstärkten sie ihren Einfluß mehr und mehr, bis er sich auf alle Kreise erstreckte. Diese durch Furcht und Bestechung zusammengehaltene feige und feile Menge hat man wie eine politische Partei behandelt und ihr den Namen Maffia gegeben. Ruhte aber wirklich das sicilische Räuberthum auf politischer Basis, dann hätte es sich schon in den Jahren 1860—1863 entwickeln müssen, wo der günstigste Boden für politische Umwälzungen vorhanden war. Andere wollten die socialen Verhältnisse beschuldigen, sie sahen in Allem nur einen Racheact des unterdrückten Volkes gegen die Feudalen, ihre Unterdrücker. Unter diesem Gesichtspunct haben festländische Socialisten die Sache aufzufassen gesucht. Fand man doch bei den Bandenführern Briefe von zarter Hand aus Moskau, Petersburg, Stockholm, worin der Eine oder Andere als Wohlthäter der Menschheit (Masnadiero benefico) oder als Racheengel (Masnadiere vendicatore) angesprochen und gefeiert wurden. Diese Legende findet in der nüchternen Anschauung des Geschehenen ihre sofortige Abfertigung. Diese Rocca, Rinaldi, Leone waren doch in der That nichts weniger wie die Vertreter der Unterdrückten. Sie wütheten gegen die armen Hirten und Bauern mit unerhörter Grausamkeit, und wenn sie bei ihren Raubzügen mit Vorliebe die Barone ins Auge faßten, so geschah dies gewiß nicht aus politischen Gründen, sondern nur in der Erwägung, daß hier am meisten zu holen war, und sie kamen endlich zu Fall, weil der gemeine Mann gegen sie Partei ergriff und sie der Justiz denuncirte. Und die meisten von diesen Räubern selbst waren keineswegs arme oder unterdrückte Menschen; es waren Leute ohne Ehrgefühl, welche sich der Militärpflicht entzogen oder wegen bereits begangener gemeiner Verbrechen flüchtig waren. Nein! die einzige Ursache, weshalb die Banden auf Sicilien zu solcher Macht gelangen konnten, war so gut wie in Spanien, Griechenland und Albanien einzig und allein die Schwäche der Regierung.

Auch Deutschland hat im letzten Decennium des vorigen und im ersten dieses Jahrhunderts eine ähnliche Epoche gehabt, als nämlich die Räuberbanden am Mittel- und Niederrhein ihr Wesen trieben.*) Die geistlichen und weltlichen Ländchen, mit welchen damals die Rheinlande übersät waren, hatten häufig kraftlose schlechte Beamte, die den Räubern Vorschub leisteten, ja sich von ihnen bestechen ließen und von der Beute Procente erhielten. In der Nähe von Gelnhausen gab es Banditennester, wie Eckederoth und Romsthal, wo Spitzbuben und Mörder vom dortigen Amtmann gegen Bezahlung Paß und Aufenthaltskarte erhielten und wo sie sogar von ihrem Erworbenen eine Schule und Kirche bauten.

Zu eben jener Zeit stand tagtäglich an der Rheinbrücke zu Deutz der berüchtigte Spielmann Matthias, und wenn Jemand zu ihm trat und ihn anredete, dann wußte Jeder, daß ein neues Verbrechen geplant wurde, aber Jeder ließ ihn ruhig stehen, als ob es so sein müßte. Wo die Polizei sich sehen ließ, kam sie zu spät, selten nur wurde Einer ergriffen. Man kannte ihre Verstecke und Speicher, aber Niemand wagte, aus Furcht vor der Rache der Räuber, den Angeber zu machen. Selbst die Geschworenen ließen sich aus Menschenfurcht in ihrem Urtheil bestimmen. Das war unsere Maffia, und wie es auf Sicilien schließlich nur der Energie des Delegaten Lucchesi und des Commandanten Malusardi zu danken war, daß der Unfug ein Ende nahm, so war es bei uns der öffentliche Ankläger Keil, der mit Hülfe von List und Verstellung das ganze Getriebe bloslegte und die Bandenführer dingfest machte. Die Geschichte der rheinischen sowohl wie der sicilischen Banden liefert wichtige Beweisstücke dafür, daß es moralische Schäden der Gesellschaft giebt, die in chronisches Siechthum des Staatskörpers ausarten, wenn nicht bei Zeiten die krankhaften Auswüchse mit heroischen Mitteln entfernt werden.

H. Reimer.

Die Dissertationen in modernen Sprachen an den deutschen Universitäten.

Als vor mehreren Jahren die Versammlung deutscher Philologen in unseren Mauern tagte, da wurde zum ersten Male eine Section für moderne Philologie gebildet, die sehr zahlreich besucht war. In dieser Section stellte ich damals den Antrag, man möge darauf hinwirken, daß Professuren für neuere Sprachen an allen deutschen Universitäten errichtet werden, was zu jener Zeit nur an einzelnen derselben der Fall war. Ich motivirte diesen Antrag mit meiner mehrjährigen Erfahrung als Examinator im Englischen

*) Siehe „Der neue Pitaval". 18. Theil. Leipzig 1852.

der Candidaten des höheren Schulamtes an hiesiger Universität, in welcher Eigenschaft ich mich von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, daß den Studirenden, die sich in neueren Sprachen prüfen lassen wollen, Gelegenheit geboten werden müsse, sich an der Universität selbst darauf vorzubereiten, da sie meist zu mittellos sind, um es durch Privatunterricht zu thun, und namentlich Englisch auf den Gymnasien nur in seltensten Fällen gelehrt oder bei der kurzen Zeit, die man darauf verwendet, erlernt werden kann. Wollen ja gar Neuerer die Sprache, in der Shakespeare geschrieben, aus dem Unterrichtsplan der Gymnasien gänzlich entfernt wissen! Man hätte glauben sollen, es würden entweder neuere Sprachen als Prüfungsfächer der Candidaten gar nicht aufgestellt werden, so lange sie eben nicht an den Universitäten gelehrt würden, oder man würde, wenn man sie einmal als solche aufstellt, auch selbstverständlich dafür sorgen, Lehrstühle dafür zu errichten. Ich will mir nun keineswegs schmeicheln, daß dies in Folge jenes meines Antrages geschehen, sondern nur die Thatsache constatiren, daß es seitdem besser geworden und jetzt an jeder deutschen Universität ein oder mehrere Vertreter der neueren Sprachen, sei es als ordentliche oder außerordentliche Professoren oder als Privatdocenten, zu finden sind. Ich selbst war schon zu alt, um mich als Privatdocent, noch dazu bei der damals noch gänzlichen Aussichtslosigkeit auf eine Professur an der hiesigen Universität, zu habilitiren und als Lector wollte die Facultät Niemand zulassen. So mußte ich denn kraft meines eigenen Antrages bald nachher über mich ergehen lassen, mich durch einen jüngeren, wiewohl sehr tüchtigen Mann, der sich an der Leipziger Universität als Privatdocent für die englische Sprache habilitirte und nach kurzer Frist zum außerordentlichen Professor ernannt wurde, als Examinator verdrängt zu sehen, da dieses Amt nun natürlich ihm zufiel.

Ich würde diese meine persönlichen Verhältnisse hier gewiß nicht berührt haben, wäre es mir nicht darum zu thun, die Selbstlosigkeit meiner Absichten darzuthun. Auch heute nämlich will ich etwas zur Sprache bringen, was uns im neuen Reiche noththut, und einen gerade erst durch den angeführten Fortschritt eingerissenen Uebelstand beseitigen helfen. Es ist noch nicht lange her, seitdem die Promotionsfrage an den deutschen Universitäten zu lebhafter Erörterung in der Presse Anlaß gab. Das, worauf ich hier die Aufmerksamkeit der Betheiligten hinlenken möchte, hängt mit dieser Frage aufs engste zusammen und ist eine Seite derselben, die, wie gesagt, erst die allgemeinere Pflege der neueren Sprachen an unseren Universitäten zum Vorschein gebracht hat. Es betrifft, wie aus der Ueberschrift dieses Artikels ersichtlich, die Dissertationen in neueren Sprachen behufs der Promotion zum Doctorat. Man sollte doch wohl meinen, die erste Anforderung, die von der Facultät an eine Promotionsschrift gestellt wird, wäre Correctheit im Ausdruck,

ja vollständige und allseitige Beherrschung der Sprache, in welcher der Bewerber sein Thema abzufassen gewählt hat. Würde das Gewand, in welches er seine Gedanken gekleidet hat, Latein oder Griechisch oder Deutsch sein, so unterliegt es keinem Zweifel, daß man ihn bei etwaiger mangelhafter Kenntniß einer dieser Sprachen, bei etwaigen Blößen, die er sich darin giebt, ohne Weiteres als unreif, weil der Grundlage aller Bildung entbehrend, beim Deutsch und als ungenügend philologisch geschult bei den klassischen Sprachen, mit seiner Dissertation, sei sie auch dem Inhalte nach noch so gediegen, gelehrt und von selbständigem Urtheile zeugend, abweisen würde. Weshalb nun soll bei einer der neueren Sprachen mit anderem Maße gemessen werden? Weshalb lassen die Facultäten da Dinge durchgehen, die sie in einer der ebengenannten Sprache mit Entsetzen von sich weisen würden? Glaubt man, bei den neueren Sprachen sich mit dem Inhalte begnügen und dem Vehikel desselben jede Nachsicht angedeihen lassen zu dürfen, eben weil es ja nur eine fremde oder neuere Sprache ist? Oder ist man selbst nicht competent, die Solöcismen, die unrichtigen Ausdrücke und Interpunctionsfehler zu beurtheilen?

Doch damit es nicht den Anschein gewinne, als ob ich hier Unbegründetes vorbringe und ins Blaue hinein Vorwürfe schleudere, will ich einen concreten Fall erwähnen. Es fiel mir vor einiger Zeit zufällig eine in Rostock 1874 gedruckte englische Promotionsschrift in die Hände, deren Titel ich vollständig wiedergebe. Er lautet: "The English Novelists. Inaugural Dissertation for the Attainment of the Degrees of Doctor of Philosophy and Master of Arts at the University of Rostock by —"; doch der Name bleibe verschwiegen, da ich dem Verfasser nicht schaden möchte und es sich hier durchaus nicht um seine Person und nicht einmal um seine besondere Schrift handelt. Bemerken muß ich indeß, daß er den Titel Licentiate of the College of Preceptors, Lond. führt, man also Besseres gerade von ihm hätte erwarten dürfen. Daß er gleichwohl ein Deutscher ist, geht aus seinem Namen, sowie aus den Sprachfehlern, aus letzteren natürlich mit noch größerer Sicherheit, hervor.

Ich sehe nun ganz davon ab, daß der Doctorand aus blos ganz secundären Quellen bei seiner Arbeit geschöpft und das Hauptwerk über seinen Gegenstand, Dunlop's History of Fiction, gar nicht gekannt zu haben scheint, daß er seine flüchtige Skizze im Vorworte prätentiös genug als "History of the English Novel" bezeichnet, daß, wo er ein selbständiges Urtheil über einen Roman ausspricht — in den meisten Fällen ist das Urtheil nur entlehnt — es in sehr schülerhafter Weise geschieht: denn die Gediegenheit oder Mangelhaftigkeit des Inhalts geht mich hier nichts an. Wohl aber die Form oder vielmehr das äußere Gewand, die Sprache, in welcher uns

der Verfasser seine Thatsachen und Urtheile zuzuführen beliebt und auf welche hin die dortige Facultät ihm die Doctorwürde zuerkannt hat. Hier ist der Ort nicht dazu, im Einzelnen die zahlreichen Sprach- und Interpunctionsfehler, an denen die Schrift krankt, aufzudecken; ich mache mich jedoch auf Verlangen gern dazu anheischig, es in einer Fachzeitschrift zu thun, um jeden mir etwa gemachten Vorwurf der Ungerechtigkeit von meinem Haupte abzuwälzen. Nur ein Beispiel für alle sei hier angeführt, damit auch die Laien erkennen mögen, wie gewagt es ist, sich einer fremden Sprache zur Einkleidung seiner Gedanken zu bedienen, wenn man derselben nicht vollständig mächtig ist, und wie wenig competent die Beurtheiler der gedachten Schrift gewesen sein müssen, ein Gutachten darüber abzugeben. Wer das Fach der englischen Sprache damals in Rostock vertrat, ist mir unbekannt: es soll auch dies kein persönlicher Angriff sein — measures not men ist mein leitender Grundsatz hier, und daher ist es mir um so lieber, daß ich von dem, den der Tadel trifft, keinerlei Kenntniß habe. Also zur Sache. S. 8 sagt der Verfasser:

"The interest which the student of novel-writing (?) must feel for (?) Tom Jones, is still heightened by the introductory chapters which the author puts at the beginning of each of the nineteen books into which the whole story is divided. (Da, nebenbei sei es bemerkt, introductory chapters selbstverständlich „am Anfang" stehen, so hat sich der Verfasser hier einer argen Tautologie schuldig gemacht; auch das "whole" ist ganz überflüssig und statt story hätte es "History" heißen müssen, da Fielding selbst sein Werk so bezeichnet.) In these introductory chapters Fielding, as the author of a "new province of writing", deposes the rules of novel-writing." Ich unterstreiche das Wort deposes, weil hierauf mein Angriff gerichtet ist. Der Verfasser der Dissertation wollte natürlich sagen: lays down (legt nieder); was aber sagt er wirklich? Das Gegentheil von dem, was er zu sagen beabsichtigt hat, wenn das Wort überhaupt hier zulässig wäre und Sinn hätte. Es wird nämlich heutzutage, außer in der gerichtlichen Sprache, wo es, wie deponiren im Deutschen, „aussagen" bedeutet, nur noch für „absetzen" eines Königs vom Throne gebraucht. Freilich, wenn man im Wörterbuche nachschlägt, so findet man als erste die nächstliegende etymologische Bedeutung: "to lay or throw down" angegeben; wer aber genauer zusieht, der wird ein Zeichen dahinter bemerken, daß diese Bedeutung veraltet ist; dies jedoch scheint dem Verfasser entgangen zu sein, und der Rostocker Beurtheiler, dem die Schrift vorgelegt worden, hat den Schnitzer durchgehen lassen oder ihn selbst nicht als solchen erkannt. Was aber muß ein Engländer von der deutschen vielgerühmten Polyglottie halten, wenn er einer solchen Schrift ansichtig wird, und was

von deutscher Gründlichkeit, wenn er gar findet, daß man auf sie hin in Deutschland die Doctorwürde erlangen kann? Um auch nach dieser Richtung hin die Ehre deutscher Wissenschaft zu retten, wird man also in Zukunft dem Studium der neu-englischen Sprache mehr Aufmerksamkeit widmen und die Prüfung neusprachlicher Promotionsschriften überhaupt solchen Männern anvertrauen müssen, die der betreffenden Sprache vollkommen mächtig sind, was bei unseren modernen Philologen, Docenten und Professoren, die sich trotz der Bezeichnung „modernen" in den meisten Fällen hauptsächlich der Pflege der älteren Perioden der Sprache, die sie tractiren, befleißigen, nicht immer der Fall und der Sachlage nach auch von ihnen nicht zu verlangen ist, wenn sie nicht ausnahmsweise von den Umständen begünstigt worden sind. Es ist eben heutzutage jedes wissenschaftliche Gebiet so sehr erweitert, daß ein Umfassen selbst des ganzen Einzelfaches fast zur Unmöglichkeit geworden ist und die Arbeitstheilung überall Platz greifen muß. Auch der besondere Zweig des wirklich Neusprachlichen erfordert den ganzen Mann und ein Lebensstudium, und nur der Nichtkenner wird geringschätzig von dem sogenannten Sprachmeister, falls er wirklich Meister der Sprache ist, reden und dessen Kenntnisse und Leistungen über die Achsel ansehen. Also auch hierin möchte ich den betreffenden Behörden ein Videant consules zurufen und meine Worte ihrer Beherzigung empfehlen.

Leipzig, im Mai 1879. Dr. David Asher.

Eine deutsche Colonie jenseits der Alpen.

Auf der italienischen Seite des Monte Rosa, in Thälern, deren übrige Bewohner italienisch oder französisch sprechen, liegt, wie schon de Saussure vor fast hundert Jahren sich ausdrückte, „eine Art von deutscher Wacht" an der Außenseite des Halbkreises, welcher den mächtigen, Monte Rosa genannten, Gebirgsstock einschließt. Es ist dies eine kleine Anzahl von Ortschaften, gegründet und seit manchem Jahrhundert bewohnt von Deutschen, welche sich ihre Sprache und in manchem Stücke ihre Sitten und Gebräuche bis auf die heutige Zeit bewahrt haben. Die Namen dieser Ortschaften sind Macugnaga, Gontz und Allagna, diese in italienischen Thälern, und Gressoney im Aostathale, wo man sonst französisch spricht. Zu Macugnaga gehören sechs nicht weit von einander entfernt liegende Ortschaften, von denen einige auch in ihrem Namen den deutschen Ursprung nicht verleugnen können. Dieselben heißen Pestarena, Bocca, In der Stapf, Zum Strich, Auf der Rive und Zertannen. Der Ursprung dieser kleinen germanischen Inselchen im romanischen Sprachgebiet ist durchaus unbekannt. Am wahrscheinlichsten ist

wohl die Muthmaßung, daß Bewohner des Oberwallis, welche von Zermatt aus über die Alpen kamen, die Entdeckung machten, daß die dortigen Thäler unbewohnt waren, und sich in denselben ansiedelten, weil sie Weide und Matten für ihr Vieh in guter Beschaffenheit vorfanden. Jedenfalls zu einer frühen Zeit, als die Bewohner Italiens, an ein wärmeres Klima gewöhnt, noch nicht den Muth hatten, ihre Viehheerden dorthin zu führen und sich daselbst niederzulassen inmitten der kolossalen Schnee- und Eisflächen, welche die Südseite der Monte Rosakette einrahmen.

Bei der hohen Lage dieser Dörfer, der sehr kurzen Vegetationsperiode, dem steinigen, größtentheils wenig dankbaren Boden ist es nicht zu verwundern, daß die Bewohner von dem Ertrage ihrer Felder und Matten sich und die Ihrigen zu erhalten nicht im Stande sind. Wie der größte Theil der männlichen Bevölkerung im Kanton Tessin, in Savoyen und vielen Landstrichen Oberitaliens, begeben sich fast sämmtliche Männer aus diesen Dörfern auf die Wanderschaft in fremde nördliche Gegenden, um dort bei Festungs-, Brücken-, Wegebauten u. s. w. mit Kelle, Spaten oder Axt ihr Brot zu gewinnen und ein kleines Capital zu sammeln, welches sie und die Ihrigen über die Noth und Beschwerden des nächsten Winters hinwegzuhelfen bestimmt ist. Junge Leute, ja vielfach noch Kinder zarteren Alters, letztere als Kaminfeger oder mit einem Murmelthier im Kästchen, erzwingen sich schon früh im Jahre, oft mit mehr oder minderer Lebensgefahr, die mitunter noch im Hochsommer schwer zu passirenden Pässe, die in das Wallis führen, so den St. Theodul-, den Weißthorpaß und andere, folgen dem Laufe der Visp und des Rhône, um über Genf in Frankreich einzudringen oder durch den Jura über Basel hinaus das Elsaß und Süddeutschland zu überfluthen. Ueberall sind die „Italiäner" gern gesehene Arbeiter, besonders aber unsere Deutschen und die Bewohner der lombardischen Alpenthäler, wogegen die Tessiner im Großen und Ganzen sich eines gleich guten Rufes nicht erfreuen, da sie für weniger nüchtern gelten, zu Zank und Streit geneigt sind und das Messer sehr lose in der Scheide zu haben pflegen.

Die eigenthümliche Lage der deutschen Dörfer zwingt ihre Bewohner schon in früher Jugend, außer dem Deutschen, ihrer Muttersprache, auch italienisch oder französisch, oft beide Sprachen, zu lernen, und wenn das Italienische auch mit demjenigen, welches man in Toskana spricht, oder das Französische mit der Genfer oder Pariser Aussprache nicht grade verglichen werden darf, so ist jedoch zu constatiren, daß das Deutsch ein selbst für den Norddeutschen wohl verständliches und dem Klange nach dort, wie auch im Oberwallis, selbst ein besseres ist, als man es in den an der deutschen Grenze liegenden Schweizerkantonen, wie Basel, Zürich u. s. w. spricht. Wenigstens hat sich diese Sprache freier von den rauhen und unschön klin-

genden Gutturaltönen erhalten, wie wir sie in den übrigen Kantonen der deutschen Schweiz vernehmen. Diese Sprachkenntniß erleichtert den Männern begreiflicherweise sehr ihr Fortkommen und den Geldverdienst in fremden Ländern. Da nun nur kranke und schwächliche Personen, Greise und Kinder zarteren Alters zurückbleiben, fällt den Frauen die Arbeit nicht allein im Hause, sondern auch in Feld und Wald fast allein zu. Man sieht diese nicht allein die Wiese mähen, das Getreide sicheln, auf dem Rücken einbringen und ausdreschen, sondern auch die Axt völlig kunstgerecht handhaben und mächtige Tannen oder Lärchen mit wuchtigen Schlägen fällen. Selbst die Thiere weiblichen Geschlechts sind nicht mehr geschont, und es müssen z. B. die vorhandenen Kühe überall da mitarbeiten und eingreifen, wo sie irgend verwendbar sind.

Da nun diese Feldarbeiten nur eine kürzere Zeit während des Sommers in Anspruch nehmen und nicht allen vorhandenen Frauen Beschäftigung gewähren, so verdingen sich die Weiber vielfach als Träger von Gepäck, nicht allein des leichteren von Touristen, sondern selbst schwerer Lasten, die sie für verhältnißmäßig geringen Lohn über das Gebirge schleppen, auf gefährlichen Pfaden, die oft kaum für Maulthiere passirbar sind. Sie besorgen dies Geschäft mit staunenswerther Kraft, Schnelligkeit und Sicherheit und mit einer Zuverlässigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Ein bekannter Naturforscher hatte eine sehr schwere Kiste mit Mineralien in Macugnaga, welche er nach Genf befördern wollte, und suchte einen Träger, der dieselbe über Bocca und Pestarena auf sehr steilen und rauhen Gebirgspfaden nach Vanzone schaffen könnte, woselbst eine Fahrstraße mit Postverbindung dem weiteren Transporte keinerlei Schwierigkeiten mehr entgegensetzte. Der zu Rathe gezogene Gastwirth erklärte sehr bestimmt, daß es im ganzen Lande keinen Mann gäbe, der eine so schwere Last auf Gebirgspfaden eine so weite Strecke tragen könnte. Wenn es dem Naturforscher aber recht wäre, so würde er leicht eine Frau finden, die dieses Geschäft übernehmen könnte, und es gegen eine keineswegs übermäßige Forderung gern thun würde. Zwei Frauen trügen mit Leichtigkeit die volle Ladung eines Maulthieres. Natürlich war es dem Reisenden gleichgültig, ob ein Mann oder eine Frau seine Mineralien über die Berge schaffte, und er hat sein Vertrauen auch keineswegs zu bedauern gehabt.

Der Körperschlag der Macugnagabewohner ist, wie derjenige in allen hohen Gebirgsthälern, weder ein besonders großer, noch schöner. Die Figuren sind mehr untersetzt, muskulös und kräftig, bei Männern und Frauen. Die Leute erreichen auch kein hohes Alter und sterben sehr häufig an Entzündungskrankheiten, namentlich der Lunge und der Respirationsorgane, — wohl in Folge der bedeutenden, meist plötzlich eintretenden Temperaturunter-

schiede. Sie sind meistens sehr ehrlich, treu und außerordentlich strenggläubige Katholiken. So ist es beispielsweise unmöglich, einen Führer, Träger oder sonstigen Arbeiter zu veranlassen, an einem der unzähligen Feiertage eher aufzubrechen oder zu arbeiten, als er eine Messe gehört hätte. Die Nüchternheit, die gewöhnliche Begleiterin der Liebe zur Arbeit, ist noch heute eine höchst wohlthätig auffallende Eigenschaft der Bewohner dieser Thäler. Ihre Hauptnahrung besteht in schwarzem Roggenbrod, welches nur drei- oder viermal im Jahre frisch gebacken und in Molken oder Buttermilch aufgeweicht wird. Nur an Festtagen wird ein eingesalzenes Stück Fleisch von einer alten Kuh oder Ziege nebst etwas Käse genossen, — frisches Fleisch gehört zu den Seltenheiten, die fast niemals vorkommen; es wäre auch zu kostspielig für die Meisten. Auch die sogenannten reichen Leute leben nicht viel besser. In manchen Häusern öffnet die Mutter jeden Abend einen verschlossenen Schrank und entnimmt demselben eine kleine Portion Knoblauch, von welchem jedes Familienmitglied eine Kleinigkeit erhält, um damit sein hartes Brod zu würzen, das zuvor zwischen zwei Steinen zerrieben wird. Selbst die Männer, welche doch den größten Theil des Jahres auswärts sind und dort an sehr viel bessere und üppigere Nahrung gewöhnt waren, finden sich sehr leicht wieder in ihre heimathlichen Gewohnheiten und verlassen ihr Thal in jedem Frühling wieder mit dem gleichen Schmerz und unter reichlich fließenden Thränen.

Von der Einfachheit und Unschuld der Sitten unserer Landsleute wurde uns eine charakteristische Anekdote erzählt, welche wir hier wiedergeben. Ein junger Mann aus dem Kanton Freiburg war in irgend welchen Geschäften nach einem dieser Gebirgsdörfer gekommen und hatte sich hier in ein Mädchen verliebt. Die Auserwählte traute aber den Angaben des Bewerbers über seine Familie, sein Besitzthum u. s. w. u. s. w. nicht so ganz und wollte sich erst persönlich über alle diese wichtigen Dinge unterrichten. Sie entschloß sich daher kurz und unternahm mit dem jungen Manne ganz allein die mehrere Tage dauernde Fußreise über die Berge. Bald kehrte sie, wieder in Begleitung ihres Bräutigams, völlig zufriedengestellt zurück, und nach kurzer Zeit war die Hochzeit. Was dabei besonders merkwürdig erscheint, ist nicht sowohl der Muth des Mädchens, das, groß und stark, von ihrem Liebhaber wohl kaum etwas zu fürchten hatte, aber die Naivetät der ehrlichen Bergbewohner. Denn, wenn aus der Heirath auch nichts geworden wäre, etwa weil der Liebhaber etwas geschwindelt hätte, so würde diese Reise zu zweien dem jungen Mädchen in ihrem Rufe sicherlich nicht das Geringste geschadet haben.

In den südlichen Ausläufern der Monte Rosakette wird noch heute ein gut lohnender Bergbau auf Edelmetalle betrieben. Namentlich findet man

daselbst eine sehr bedeutende Anzahl von Goldminen, wenn auch ein großer Theil derselben jetzt nicht mehr ausgenutzt wird. Noch vor hundert Jahren war der Betrieb ein sehr viel ausgedehnterer als heutzutage, wie de Saussure erzählt, welcher die ganze Gegend, in wissenschaftlicher Beziehung, zuerst entdeckt und in seiner einfachen und doch so entsprechenden Weise geschildert und beschrieben hat. In alten römischen Zeiten scheinen diese Minen übrigens eine noch sehr viel größere Bedeutung gehabt zu haben, wie man aus dem Plinius ersieht, der einen Beschluß des römischen Senats anführt, nach welchem nicht mehr als 5000 Sclaven in den Minen des Monte Rosa zur Verwendung kommen sollten.

Auf der Höhe des Theodulpasses oder „Matterjochs", 3383 Meter hoch, fand de Saussure auch eine kleine Festung, in trockenem Mauerwerk, ohne Kalk, sehr solide aufgeführt. Spuren dieser Befestigung, „die Theodulschanze" genannt, sind noch heute erkennbar. Sie soll von piemontesischer Seite im fünfzehnten Jahrhundert errichtet worden sein, um sich gegen den Einfall der Walliser zu sichern. Daß sie ihren Zweck nicht ganz erfüllte, glauben wir aus dem Vorhandensein der wallisischen Dörfer auf italienischer Seite schließen zu dürfen. Es sind dies, meint de Saussure wohl mit Recht, jedenfalls die höchstgelegenen Befestigungen auf der Erde. „Aber," fährt der friedliche Gelehrte fort, „aber warum haben die Menschen auf diesen Höhen derlei feste Bauten nur angelegt, um ihrem Haß und ihren zerstörenden Leidenschaften ein Denkmal zu errichten?" Die neue, praktische Zeit hat das Versäumte nachgeholt. Dicht an der Paßhöhe findet der Reisende jetzt zwei tüchtige, sich an die Felswand anlehnende Steinhütten, in denen er bei schlechtem Wetter recht wohl aufgehoben ist und sich von den ausgestandenen Mühseligkeiten, sogar in ganz guten Betten, erholen kann, wenn die vorhandenen vier Lagerstätten nicht bereits von vor ihm angelangten Wanderern besetzt sind.

Um direct nach Macugnaga und die übrigen deutschen Ortschaften zu gelangen, wählt der von Zermatt kommende Reisende allerdings am besten den alten Weißthorpaß. Vom Riffelhaus die Richtung nach der Cima di Jazi verfolgend — diesem lohnendsten und ohne besondere Beschwerden auch für Damen leicht erreichbaren Punct — können rüstige und des Bergsteigens nicht ganz ungewohnte Fußgänger das „Hôtel Monte Rosa" in der Ortschaft „Im Strich" (Macugnaga) in einem guten Tagemarsche erreichen. Sie werden dabei ohne besondere Gefahren, Ueberanstrengungen und Kosten eine der herrlichsten und großartigsten Alpenpartien gemacht haben, an welche sie mit stets neuem Vergnügen zurückdenken. F. v. E.

Pariser Plaudereien.

Paris, den 8. Juni.

Es ist jetzt Sommer, verödet sind die Salons der Pariser Paläste, verstummt die Concerte im Cirque und anderer Orts, spärlich nur noch wird das Theater besucht; dafür aber giebt es die Rennvergnügen, die Tours aux lacs im Boulogner Gehölz; dafür sind St. Germain und Fontaineblau, St. Cloud, Versailles und sämmtliche Umgebungen, die Ausstellung im Palais de l'Industrie, die Concerte der Champs Elysées, die im Prés Catelan, in Vincennes ꝛc. in bester Blüthe. Wie dürfte Paris sonst die Hauptstadt des Vergnügens genannt werden?

Die Natur hat trotz der Ungunst der diesjährigen Temperatur längst ihr Sommerkleid angelegt und der Mensch, will sagen der Pariser, dies Schooskind der Kunst, will nicht zurückbleiben, sondern concurriren in Farbe und Schnitt, immer das Neueste des Neuen, selbst auf die Gefahr hin, zuweilen als schlechter Witz passiren zu müssen. Im üppigsten Schmucke prangen gegenwärtig die Parks, Promenaden und Champs Elysées. Der Gesang der Vögel, die Musik der Concerte, der Duft der Blumen, das Gewoge der unabsehbaren Menge Carossen, Wagen, Reiter und zahllosen Fußgänger übt immer dieselbe Anziehung aus.

Sonntag war das Hippodrom von Longchamps der Platz, wo le tous Paris versammelt war. Frankreich, das kampferprobte, trat mit dem stolzen, kraftbewußten Albion in die Schranken.

Wer wird der Sieger sein? das war die Frage, die alle Welt beschäftigte! Nebenbei galt es den großen Preis von 100,000 Francs, der mit den Einsätzen und dem Zuschuß der Generalbahnen ꝛc. auf mindestens 150,000 Francs zu rechnen ist. Kein Wunder, daß um 2 Uhr Nachmittags kein Fiacre im Westen der Stadt mehr aufzutreiben, obgleich der Himmel etwas bedenklich war. Kein Wunder, daß die Boulevards nahezu verödet waren, trotzdem der Fremden, das heißt Engländer und Provinzbewohner, so viele sind.

Draußen aber auf der gewaltigen Rennbahn wogte und brauste die ungeheure Menschenmenge und der Einzelne verlor sich darin wie ein Tröpfchen im Meer. Vormals machten die Poulepartien an diesem Tage glänzende Geschäfte, die Agenten der verschiedenen Compagnien dieser modernen Lotterien fuhren vierspännig nach allen Richtungen umher und boten ihre Loose unter lautem Geschrei aus; dabei kam es vor, daß, so ihre Wagen zufällig neben einander geriethen, aus Concurrenzeifer ein arger Lärm und Spectakel entstand. Jetzt hat man diesem Spielschwindel insofern einen Damm gesetzt,

daß er vom Schauplatz der Oeffentlichkeit sich mehr ins Private zurückgezogen und nur noch enragirte Spieler finden hier wie überall die Gelegenheit, sich zu ruiniren, während das große Publicum unbehelligt auf dem weichen Rasen, der seinem Namen Turf Ehre macht, wie auf dem Teppich eines Salons umherspaziert.

Was die Tribünen betrifft, so wird selbst die reichste Phantasie, in Bezug auf den dort von der lieben Damenwelt entfalteten Luxus, in ihrer Erwartung weit übertroffen. Eine Gemäldegallerie, wie sie nicht hübscher zu wünschen. Gemeiniglich wird dieses Pariser Fest durchs schönste Wetter begünstigt. In diesem Sommer jedoch vermochte der Himmel sich nicht ganz zu überwinden und ausnahmsweise von seinem wunderlichen Programm abzusehen. Am Vormittag allerdings war das Wetter herrlich, so daß man hätte glauben dürfen, der Regenschirm könne Feiertag haben. Während der Mittagsstunden jedoch änderte sich die Scene, die Sonne umwölkte sich, die Luft wurde schwül und richtig, zum Schlusse kam der himmlische Thau mit obligatem Donnerwetter, wodurch das Fest du Grand Prix von einem course aux chevaux nahezu in ein course aux grandes eaux verwandelt wurde.

Glücklicherweise läßt sich der Franzose durch solch kleine Störung nicht seine gute Laune stören, selbst die Damenwelt, wenn man von den zimpferlichen Engländerinnen absieht, machte zum schlechten Spaß gute Miene und brachte dem Jupiter pluvius lächelnd sein Opfer. Daß nicht wenig Pompadour-Roben, faille grises et marron, Crêpe de Chine, Costume directoire und robes fourreau à courte taille, sowie zahllose italienische Hüte à visière darauf gegangen, ist begreiflich, erhöhte jedoch der oft komischen Situationen und Quiproquo wegen nur die allgemeine Heiterkeit.

Bei Beginn jedes Rennens werden die concurrirenden Pferde vor dem Pavillon des Präsidenten und dann vor den Tribünen einige Mal ab und auf geritten; aller Augen richten sich auf die mehr oder weniger bekannten Renner. Die Jockeys grüßen, die englischen wie steife Parlamentsmitglieder, die französischen dagegen mit einer graziösen Coquetterie. Einige trunken im Vorgefühl des ihnen winkenden Sieges und Glückes, andere ihre Niederlage ahnend, mit wehmüthigem Blick, an das alte „Ave, Caesar! morituri te salutant!“ erinnernd. Zehn Minuten später, während welcher Zeit große Ruhe eintritt und die Aufmerksamkeit eine äußerst gespannte ist, gehören sie oft wirklich zu den Todten, denn besiegt und todt bedeutet in der Sportwelt ziemlich dasselbe.

Die zahlreichen Bouquetieres mit ihren hochbeladenen Rosenkarren hatten um drei Uhr gleichfalls ausverkauft, obgleich sie von 50 Cents per Bouquet auf zwei Francs per Rose in die Höhe gegangen waren. Um 2½ Uhr er-

schien der Präsident der Republik, Herr Grevy, in Begleitung seiner Frau und Tochter, auf der vormals kaiserlichen Tribüne, ihm zur Seite der Prinz und die Prinzessin von Wales, Lord Lyons, Prinz Orloff, General Greslay und Pittié sowie Jules Ferry, Lepère und Andrieux. Zu bemerken ist, daß keine einzige Uniform in der Loge war.

Der Prinz von Sagan, Baron von Rothschild, Richard Wallace, Graf Moltke, Hautpoul, James Gordon Benett, Fould, André und Girardin und Andere wurden auf dem Sattelplatz gesehen, wo sich die Engländer über die Gewichtlosigkeit ihrer Jockeys streiten und andere Connaisseure über den Reichthum der Ställe discutiren und die Genealogie der Lieblingspferde mit staunenswerther Gedächtnißtreue repetirten. Die meisten Wetter hatten auf Zut und Salteador gehalten und es müssen arge Summen verloren worden sein, als um 4 Uhr Herrn Blancs Nubienne mit Hurrah als Sieger bejubelt wurde.

Elf Mal ist nun schon Frankreich als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen.

1863 war der erste grand prix, den ein englisches Pferd, Savilles „Ranger", davontrug, dann folgte Delamarres „Vermont", des Grafen Lagrange „Gladiateur", hierauf ein englisches Pferd, des Herzogs von Beaufort „Ceylon", dann Montgomerys „Fervacques", wiederum ein englisches Marquis de Hastings „Earl", nun Lupins „Glaneur", Major Fridolins „Sornette"; 1871 fand kein Rennen statt, 1872 wieder ein englisches Pferd, de Savilles „Crémorne"; folgt Delamarres „Bojard", Marshalls „Treut", Lupins „Salvator", Baltazzis ungarischer „Kisbér", 1877 des Grafen Lagrange „Saint Christophle" und 1878 des Prinzen Soltikoff „Thurio".

Beim letzten Rennen in Auteuil ist neben dem obligatorischen Regen gleichzeitig noch ein gemüthliches Feuer ausgebrochen, das eine ganze Tribüne zerstörte, was die Emotion noch wesentlich förderte.

Im Uebrigen geht's hier so ruhig und ordentlich zu, wie man es unter republikanischem Regime nur erwarten kann.

Die Künstler des Theater français sind nach England übergesiedelt, um daselbst im Gaité- und Coventgardentheater ihr prächtiges Repertoire in Scene zu setzen. Sie beabsichtigen, wenn der Erfolg, wie nicht zu bezweifeln, ein günstiger, die Aera der Rundreisevorstellungen zu inauguriren und später auch in den Hauptstädten der übrigen Länder aufzutreten und geben sie sich im Hinblick darauf, daß die französische Sprache wie auch besonders die französische dramatische Literatur noch immer als Traite-d'union der europäischen Nationen sich zur Geltung bringt, den besten Hoffnungen hin.

Im Theater des Nations ist Hugos „Glöckner von Notre Dame" von Paul Foucher in fünfzehn Tableaus mit glänzendem Erfolg in Scene ge-

gangen und dasselbe mag, bei der überaus sorgfältigen Inscenirung, um so mehr ein außerordentliches Zugstück werden, als der Assommoir in die Provinz gegangen ist und sonst eben nichts Außerordentliches in Aussicht steht.

Die diesjährige Gemäldeausstellung ist überaus reich beschickt, die Commission hat aus Rücksicht für jüngere Aussteller manche Leinwand zugelassen, welche ihrer überaus naturalistischen Haltung wegen den Eindruck der guten Gemälde sehr benachtheiligen. Von einzelnen trefflichen und manchen guten Gemälden meist schon bekannter Künstler abgesehen, ist gerade kein außergewöhnliches Gemälde noch eine auffällig hervortretende Sculptur zu nennen. Ganz nun neu und höchst interessant dagegen ist die herrliche elektrische Beleuchtung sowohl des Gartens als der sämmtlichen Räumlichkeiten und Säle, was den Palast gegenwärtig zu einem beliebten Rendezvousort der feinen Welt macht.

Aus dem Reichstag.

Die zehntägige Pfingstpause hat noch keine Klärung in die Situation gebracht. Noch heute ist die Frage so ungelöst wie vor Pfingsten, ob in dem zur Zeit unschlüssigen und in verschiedene Strömungen getheilten Centrum zuletzt der Theil die Oberhand behalten wird, der dem sehnsüchtig nach viel Geld verlangenden Reichskanzler für die von ihm gewährten Schutzzölle auch seine ihm mehr am Herzen liegenden Finanzzölle zu bewilligen bereit ist, oder der andere Theil, der für solche Verwilligung vorher noch mehr Zugeständnisse und Garantien verlangt und die Verwilligung verweigert, wenn darüber keine Einigung erfolgt. Die Signatur der Lage bleibt also immer die, daß die Entscheidung in der Hand des Centrums liegt. Ob Deutschland in diesem Augenblick der Verwirrung und des Vorwaltens materieller Interessenfragen schon wieder vor die traurige Nothwendigkeit einer Reichstagsauflösung und abermaliger Neuwahlen gestellt werden und welchen Gang dann unsere innere Politik nehmen soll, das ist zum großen Theil in die Hand der Partei gelegt, die bisher der Entwickelung und Festigung des jungen deutschen Reiches die meisten Schwierigkeiten bereitete. Das ist eine sehr bedauerliche, aber unläugbare Thatsache, mit der wir rechnen müssen und die zur Zeit kein Mensch aus der Welt schaffen kann, am wenigsten der wohlgemeinte Rathschlag, die nationalliberale Partei solle durch entschlossene Verwilligung aller Forderungen des Reichskanzlers diesen Einfluß des Centrums brechen und sich selbst den verlorenen Einfluß wieder erobern, ein Verlangen, dessen Erfüllung wohl eben so durch die Ueberzeugungen der Mehrzahl dieser Partei wie des Reichskanzlers selbst vollständig ausgeschlossen ist. Aber die verstärkte Mahnung scheint

uns in dieser Thatsache zu liegen, daß gegenüber dem erstarkten und noch zunehmenden Einfluß der Elemente, die ein freies und starkes deutsches Reich nun und nimmermehr ihrem Interesse entsprechend finden werden, die nationalen Parteien sich wieder fester zusammenfügen zur Verfolgung ihrer nationalen Aufgabe, von der man leider durch das Emporwuchern materieller Interessenfragen sich allzusehr hat abdrängen lassen. Soll Deutschland, um zu einer Schutzzollpolitik zu gelangen, dafür den Preis zahlen, daß römischer Einfluß maßgebend wird für seine innere Politik? Das würde der Fall sein, wenn die Parteien, die die Festigung des deutschen Reichs als die nächste historische Aufgabe betrachten, durch die jetzige Lage sich nicht gedrungen fühlten, vor allem auf diese Aufgabe sich jetzt zu concentriren. Neue Parteibildungen, die ja, wenn sie Leben haben sollen, organisch wachsen müssen, aber sich nicht künstlich machen lassen, sind hierzu nicht nothwendig, am allerwenigsten aber würde auf der Basis einer städtischen Antikornliga oder unter der allgemeinen Fahne einer großen liberalen Partei dem jetzigen Bedürfniß der deutschen Nation irgendwie entsprochen werden. Wir hoffen, daß die nationalliberale Partei, wenn durch die Entscheidung des Reichstags wieder ein fester Boden gewonnen sein wird, der neuen Lage gegenüber eine feste Stellung gewinnen wird, in welcher die Verfolgung ihrer bisherigen nationalen Aufgabe um so mehr den Angelpunct bilden muß, je mehr dieselbe durch Anwachsen römischen Einflusses jetzt erschwert wird. Es würde tief zu beklagen sein, wenn hervorragende und verdiente Mitglieder dieser Partei durch die stärkere Betonung, die sie auf andere als die nationalen Fragen legen zu müssen glauben, andere Wege einschlagen zu sollen glaubten, aber wir geben die Hoffnung nicht auf, daß die Mahnung, welche die neue Lage Deutschlands uns so nachdrücklich ertheilt, schließlich stärker sein wird als alles andere, und daß die Partei im wesentlichen unverändert aus den jetzigen Stürmen hervorgehen und die feste Stellung finden wird, um weder als Regierungs- noch als Oppositionspartei, wohl aber in voller Selbständigkeit und Geschlossenheit die feste Trägerin und Stütze des Reichsgedankens zu sein.

Das schöne Familienfest des Kaiserpaares, das bei dem herrlichen Verhältniß der Nation zu ihrem Kaiser natürlich den Umfang eines Nationalfestes gewann, hat in den letzten Tagen den Fortgang der Tarifberathungen etwas aufgehalten. In der Tabakscommission bleiben die Aussichten für eine Einigung leider am ungünstigsten und wenn auch noch nicht alle Hoffnung geschwunden ist, so liegt doch viel Grund zu der Befürchtung vor, daß es nicht gelingen wird gegenüber dem Zusammenwirken von stillen Monopolwünschen und rein negirenden Tendenzen eine Einigung über dies wichtige und nothwendige Gesetz zu erzielen. Und durch die Fortdauer dieses Schwebe-

zustandes wird die blühende deutsche Tabaksindustrie ruinirt und dem Monopol werden die Wege gebahnt.

In der Tarifcommission, wo alle Schutzzölle zum Theil noch mit Verschärfungen jeden Widerspruch von entgegengesetzter Seite in der Abstimmung überwanden, gelangt man nun erst an die Hauptschwierigkeit, an die Finanzzölle, und hier wird nun das bisher noch sehr schwankende und unentschlossene Centrum endlich feste Stellung nehmen müssen. Sichtbar ist die Abneigung in diesen Kreisen, die finanzielle Selbständigkeit des Reichs durch Verwilligung von Finanzzöllen zu stärken, in der letzten Zeit im Zunehmen begriffen, und der Abgeordnete Windthorst hielt sogar für nöthig, einer Debatte über Schankconcessionen den Vorwand zu entnehmen für eine politische Discussion mit dem sehr deutlichen Avis, daß das Centrum und die römische Curie der dilatorischen Behandlung, die sie jetzt erfahren, stark mißtrauen und bessere Zugeständnisse verlangen, ehe sie das Reich durch Finanzzölle unterstützen wollen. Auch der hochconservative von Kleist-Retzow knüpfte an diese Schankconcessionsdebatte einige politische Excurse; er konnte sogar den Ausdruck der Zuversicht nicht zurückhalten, daß durch die Thatsache eines Reichstagspräsidiums von Seydewitz-Frankenstein das Ende des Culturkampfes außer allen Zweifel gestellt sei. Wir hätten einem so geschulten Politiker mehr Scharfblick zugetraut, als in dieser äußerlichen Auffassung der Dinge zu erkennen ist.

Diese zum Theil wie gesagt zu politischen Excursen benutzte Schankconcessionsdebatte ließ eine Fülle von Klagen laut werden über die verderbliche Zunahme der Schankstätten und der Trunksucht; auch Tacitus führte man als Zeugen für diesen deutschen Erbfehler ins Gefecht, freilich ohne zu bedenken, daß die angebliche Zunahme dieses Lasters doch nicht so schlimm sein kann, wenn es heute noch ungefähr auf der gleichen Höhe steht wie zu Tacitus' Zeiten. Statistisch wird sich ein Nachweis kaum führen lassen, nach eigenen Beobachtungen, die freilich keinen allgemeinen Beweis liefern, halten wir die Klage über Zunahme der Trunksucht in Deutschland in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren für nicht begründet, dagegen die Klage über allzu starke Vermehrung der Schankstätten mit ihrer Verführung zu ungeordnetem Leben allerdings für begründet — (die allzu zahlreichen Winkelkneipen haben die socialdemokratische Agitation nicht wenig gefördert) — und einschränkende gesetzliche Bestimmungen deshalb für erwünscht. Nur halten wir das vorgeschlagene Mittel, die Concession vom Nachweis des Bedürfnisses abhängig zu machen, für verfehlt, weil gänzlich wirkungslos. Ueber den unfaßbaren Begriff, ob für eine Schankstätte ein Bedürfniß vorliege, denkt und entscheidet jede zweite Behörde anders als die erste. Windthorst leugnete entschieden jedes Bedürfniß für irgend einen Branntweingenuß, es sei denn auf ärztliche Verordnung aus der Apotheke zu beziehen. Bismarck dagegen erklärte kürz-

lich bei anderer Gelegenheit, daß dem armen Manne sein Glas Schnaps nicht vertheuert werden dürfe. Wenn Bismarck und Windthorst über das Bedürfniß des Branntweingenusses so diametral entgegengesetzte Ansichten aussprechen, wie soll der gewöhnliche Verstand unzähliger Unterbehörden das Bedürfniß solcher Schankstätten nur einigermaßen übereinstimmend abschätzen! Seltsam: das allereinfachste Mittel, um die Schankstätten nicht wie Pilze aus der Erde wachsen zu lassen, liegt vor uns in Form einer Consumtionssteuer auf Branntwein, berechtigt wie kaum irgend eine Consumtionssteuer und sicherlich die Consumtion am besten beschränkend. Und dies wirksame, zweckmäßige Mittel lassen wir unbenutzt und greifen im alten Schlendrian nach dem längst abgebrauchten und wirkungslosen Mittel der sogenannten Bedürfnißfrage. Die friedliche, unentbehrliche Mehlfrucht unseres Roggens und Weizens stellen wir unter Zoll und sind doch zu zaghaft oder zu doctrinär, den verderblichen Branntweingenuß durch eine hohe Steuer zu beschränken!

Das langsame Vorschreiten der Tarifberathungen erregt an manchen Stellen Ungeduld, nicht am wenigsten wohl beim Reichskanzler. Gleichwohl wird der Reichstag so mit Vorlagen überschüttet, daß bei dieser Ueberhäufung das Ende der Tarifverhandlungen und damit der Session immer mehr ins Ungewisse gestellt wird. Den Gedanken, neben allem andern in dieser Session auch das, im Bundesrath selbst noch gar nicht erledigte Eisenbahntarifgesetz zur Erledigung zu bringen, halten wir für absolut aussichtslos. Diese beispiellos schwierige Frage erfordert Zeit und Ueberlegung und Sammlung. Ueber irgend ein bestimmtes Maß der Leistung hinaus kann kein parlamentarischer Körper angespannt werden und wir glauben, länger als vier bis höchstens sechs Wochen bleibt ein beschlußfähiger, oder sagen wir auch ein leistungsfähiger Reichstag überhaupt nicht mehr beisammen; die Kräfte sind jetzt schon der Erschöpfung nahe und es ist ganz nutzlos, mit Aufbietung aller treibenden Mittel außer den bereits vorliegenden Sachen noch weiteres schweres Gesetzgebungsmaterial zum Austrag bringen zu wollen. Eine Vertagung bis auf den Herbst würden wir in vieler Beziehung für sehr erwünscht gehalten haben, leider hat der Gedanke an maßgebender Stelle gar keinen Anklang gefunden. Mühsam ist jetzt die zur Ergänzung der Justizgesetze unentbehrliche Gebührenordnung für Rechtsanwälte endlich noch zu Stande gekommen. Das Gesetz über die statistische Gebühr, um endlich zu der so nothwendigen zuverlässigen Statistik bezüglich unseres Waarenimports und -exports zu gelangen, wird nicht ohne Schwierigkeit sich erledigen lassen, da von manchen Seiten darin eine verschleierte allgemeine Eingangsabgabe gefunden wird. Wir halten das Gesetz für nothwendig und zweckmäßig, wenngleich die zu entrichtende Gebühr, die doch nur den Aufwand decken soll für die statistische Controle und Bearbeitung, uns so hoch bemessen scheint, daß

über diesen Zweck sehr weit hinausgegangen wird. Andererseits enthalten die Controlvorschriften manche unnöthige Beschränkungen und Erschwerungen für den Handel; der frühere Entwurf freilich ging darin noch viel weiter. Beiden Desiderien kann die Berathung des Reichstags abhelfen, so daß wohl ein brauchbares Gesetz zu Stande kommen könnte.

Am leichtesten werden sich, wie es scheint, zwei Vorlagen abwickeln lassen, der Vertrag wegen der Samoa-Inseln in der Südsee und das neue Organisationsgesetz für Elsaß-Lothringen, zwei Vorlagen, die beide mit ungetheilter Freude als fruchtbare Ergebnisse dieser schwierigen Session zu begrüßen sind. Das elsaß-lothringische Gesetz verdankt ja seine Entstehung ganz wesentlich der Anregung, welche in dieser Session durch eine Interpellation im Reichstag gegeben ward, auf die der Reichskanzler mit dankenswerthem Entgegenkommen einging. Wenn diese vom Reichstag selbst gegebene Anregung einen recht glücklichen Erfolg hat, so gilt das Gegentheil von einer anderen Anregung, über die wir früher berichteten, nämlich der starken Speculation in der Tabakeinfuhr durch ein Sperrgesetz Einhalt zu thun, das den in Aussicht stehenden höheren Zoll schon früher in Hebung setzen sollte. Der Plan einer so bedeutenden Zollerhöhung auf Tabak hätte die Regierung nothwendig bestimmen müssen, schon bei Beginn des Reichstags wegen Anschreibung des höheren Zolls Vorkehrung zu treffen; ein sehr zweckmäßiger Antrag des Herrn von Studnitz in Dresden lag hierzu vor. Ohne solche Vorkehrung war es ganz natürlich und berechtigt, daß alle Interessenten noch möglichst viel Tabak zum niedrigen Zollsatz importirten, so daß die nächsten anderthalb oder zwei Jahre der Import und mithin der Steuerertrag sehr gering sein wird. Solch früheres Inslebentreten der neuen hohen Steuer wäre eine berechtigtere Vorkehrung gewesen als der unausführbare Plan der Nachsteuer. Leider unterließ die Regierung, aus eigener Initiative irgend etwas zu thun und als vor Ostern von nationalliberaler Seite ihr die angelegentliche Bitte deshalb gestellt und ein fertiger Gesetzentwurf ihr privatim unterbreitet ward, zögerte und zauberte sie mit ihrem Entschluß, bis der rechte Zeitpunct vorbei und so viel Tabak importirt war, daß nun eine Sperrmaßregel ziemlich gegenstandslos ist. Anstatt den Tabak unter Sperre zu stellen, worüber alles einig war, ist nun der hohe Eisenzoll den Eisenbaronen zu Liebe zwei Monate früher in Hebung gesetzt und damit eine Bahn betreten, die völlig legitime Bewegungen und Maßnahmen des Handels nachtheilig durchkreuzt und das Vertrauen in die Maßnahmen der Gesetzgebung nicht zu erhöhen geeignet ist.

In später Stunde erschien jetzt noch ein Gesetzentwurf von politischer Bedeutung über die Stellung gewisser Reichsbeamten, wodurch der Kreis der hohen Beamten, die aus politischen Gründen auf Wartegeld gesetzt werden können, sehr erweitert wird und zwar erweitert wird auch auf Beamte, die

in der That vielmehr Vertreter der reinen Verwaltungstechnik, als Vertreter einer bestimmten Regierungspolitik sind. Ist für letztere die leichtere Entlaßbarkeit allerdings ein Bedürfniß, so ist dagegen eben so nothwendig, daß dies nicht ausgedehnt wird auf Beamte, deren Aufgabe mehr in der technischen Handhabung des Regierungsapparates liegt, wobei die Erhaltung einer Continuität und eines geschulten, erfahrenen Personals mehr ins Gewicht fällt, als das Durchdrungensein von den leitenden Principien der augenblicklichen Politik. Warum nun jetzt diese leichtere Absetzbarkeit eine so bedenkliche Ausdehnung erhalten soll und welche Dringlichkeit eine Erledigung dieser sehr wichtigen Angelegenheit noch in der gegenwärtigen schon so beispiellos überlasteten Session nöthig macht, das sind Fragen, die wir uns nicht beantworten können und die auch die Motive des kleinen, aber nicht unbedenklichen Gesetzentwurfes unbeantwortet lassen. M.

Literatur.

Die Publicistik der Gegenwart. Eine Rundschau über die gesammte Presse der Welt. Heft 1: Die Preßverhältnisse in den Großherzogthümern Baden und Hessen. Würzburg, Leo Wörl. 1879. — Der Verleger und zugleich Herausgeber dieses Werkes ist derselbe, welcher mit Geschick und nicht ohne Erfolg seit dem Jahre 1876 die katholische Journalistik bibliographisch und statistisch und mit sonstigen Notizen und Charakteristiken illustrirt behandelt hat, worüber wir seiner Zeit an dieser Stelle berichteten (1878, I. S. 535—541). Das neue Unternehmen des vielfach gut bedienten Herausgebers scheint geeignet, eine Lücke in der bibliographischen Literatur auszufüllen, allein die einseitige und ungleiche Behandlung vermindert doch erheblich den Werth und die Brauchbarkeit desselben. Herr Wörl theilt alle Journale in zwei Classen, in katholische und nichtkatholische; erstere bespricht er aufs Sympathischste und Eingehendste, letztere dagegen nur flüchtig und mit Animosität. Wer die Verhältnisse nicht kennt, sollte nach der Lectüre des vorliegenden Heftes meinen, die katholische Presse sei sowohl in Baden wie in Hessen der nichtkatholischen quantitativ wie qualitativ überlegen, während doch gerade das Gegentheil der Fall ist, was der Verfasser schließlich auch nicht verschweigen kann. In Hessen sind von 35 Tagesblättern nur 3, in Baden von 79 nur 6 katholisch und die katholischen Tagesblätter bilden keineswegs die Zierden der badisch-hessischen Journalistik. In der Angabe der Auflagezahl ist Herr Wörl nicht so gewissenhaft, wie er es uns früher schien, so hat er die Auflage der verschiedenen Mannheimer Blätter, wie leider gewisse Inseratencataloge es sozusagen gewerbsmäßig thun, etwa um das Doppelte zu hoch angegeben. Neu war uns die Angabe, daß in Mainz eine „Katholische Zeitungs-Correspondenz", freilich erst seit 1. Oct. 1878, unter Redaction von Jacob Rostadt, Chefredacteur des „Mainzer Journals", wöchentlich zwei- bis viermal zum Preise von 50 M. vierteljährlich erscheint, obwohl schon mehrere derartige Unternehmungen aus Mangel an Betheiligung eingegangen sind. Wie der Verfasser mittheilt, soll die „Katholische Zeitungs-Correspondenz" erweitert werden, und zwar zunächst durch ein Zweigbüreau in Rom, wo sie vom 1. October 1879 als „Römische Correspondenz" herauskommen wird. D.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.
Ausgegeben: 19. Juni 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Von Wien nach Constantinopel.

Eine deutsche Gesandtschaftsreise nach der Türkei ums Jahr 1700.

Jahrhunderte lang haben die Einfälle türkischer Sultane in Europa nach der Eroberung von Constantinopel noch fortgedauert. Die Türkensteuer war im weiland heiligen römischen Reiche fast eine regelmäßige Auflage geworden. Kaiser Leopold I. lag allein fast zwanzig Jahre mit diesem bösen Nachbar in Streit. Die Heldenthaten des Grafen von Starhemberg, Karls von Lothringen und des Polenkönigs Johann Sobiesky bei der Belagerung Wiens 1683 und in der Schlacht bei Mohacs (1687), des Prinzen Eugen Sieg bei Zenta verschafften dann freilich für eine Zeit lang Ruhe.

In dem neutralen Flecken Carlowicz kamen im November des Jahres 1698 die Gesandten der fünf betheiligten Staaten — außer dem Kaiser und der Pforte waren es Rußland, Polen und Venedig, alle auf des ersteren Seite — zusammen, nachdem durch kaiserliche Ingenieure ein eigenes Conferenzhaus hatte aufgeführt werden müssen. Bei der Anlage desselben war im Sinne der Zeit ganz besondere Sorgfalt verwandt worden, um allen etwaigen Etiquettestreitigkeiten möglichst vorzubeugen, so daß z. B. vier kreuzweise einander gegenüberliegende Thüren darin angebracht waren, und was dergleichen mehr ist, wie Jedermann bei Zinkeisen, „Osmanische Geschichte“, nachlesen kann. Der Präsident des Reichshofraths, Graf Wolf von Oettingen, war es, welcher als Leiter der Unterhandlung österreichischerseits Namens seines Herrn und gleichzeitig mit den übrigen Conferenzmitgliedern am 26. Januar 1699 den berühmten Friedensvertrag unterzeichnete, wodurch ganz Ungarn mit Siebenbürgen, außer dem Banat, definitiv in den Händen der Habsburger blieb. Venedig bekam Morea, Rußland Asow, doch geht uns dies hier weiter nichts an. Ein Friedenskuß unter den Bevollmächtigten, der Donner der Geschütze von Peterwardein und Belgrad, diplomatische Gastmähler, Fleisch- und Weinspenden für das Volk besiegelten in gemüthlich hergebrachter Weise dieses Ereigniß des scheidenden Jahrhunderts.

Indessen waren noch allerlei Verhältnisse im einzelnen in Ordnung zu bringen, zu welchem Zweck die betheiligten Mächte sich sogenannte Großbotschaften gegenseitig zusenden wollten. Dergleichen Verkehr war zwischen der Pforte und Wien nicht neu, war doch schon nach dem ersten Türkenkriege Leopolds 1665 der Graf Leslie in ähnlicher Angelegenheit nach Constantinopel geschickt worden. Damals hatte es sich unter anderm um die Rechte und Privilegien der katholischen Geistlichkeit, sowie die Regulirung der Besitzverhältnisse der heiligen Stätten zu Jerusalem gehandelt. Außer dieser religiösen Frage kam es jetzt auf die Befreiung der Gefangenen, Handelsprivilegien, und vor allem die Regulirung der neuen Grenzen in Slavonien, Croatien und dem Banate an. Einer der Theilnehmer der lange vorbereiteten Gesandtschaft war ein junger Prinz von Holstein-Plön, Adolf August, Sohn jenes bekannten Hans Adolf, der schon 1664 in kaiserlichen Diensten tapfer gegen die Türken gefochten hatte, dann nach einander kaiserlicher Generalwachtmeister, dänischer Generalfeldmarschall und Staatengeneral in den Niederlanden gewesen war. Er war am Wiener Hofe wohl bekannt und gelitten, wenn auch für die Diplomaten jener Zeit mehr oder minder enfant terrible. Ungefragt liebte er es nämlich, hie und da seinen Rath vorzubringen, was man dem tüchtigen Kriegsmann sonst weiter nicht verargte, als daß man nicht darauf hörte. Und doch vielleicht nicht immer mit Recht. Es ist wahr, ein so kleiner Potentat befindet sich immer in einer mißlichen Lage gegenüber seinen macht- und länderreichen Nachbarn, indem man das Maß seiner Politik nach dem geringen Umfang seines Gebiets zu berechnen leicht verleitet ist; aber Johann Adolf hatte sein Theil von der Welt gesehen. Früh war er von seinem Vater nach Holland, nach Paris geschickt worden. Italien sah ihn noch als Jüngling, und seine späteren Feldzüge schleuderten ihn dann bekanntlich von der Ost- an die Westgrenze des Reichs, im Norden war er zu Hause. Sein Bruder war jener Herzog von Schleswig-Holstein-Norburg, der fast die ganze Zeit seines Lebens in brandenburgischen Diensten verbracht hat, an der Seite des großen Friedrich Wilhelm. Verheirathet war Hans Adolf mit einer Welfentochter; am Braunschweig-Lüneburgischen Hofe ward daher seinen Maßnahmen vielfach die bestimmende Richtung gegeben. Seine Agenten aber weilten überall, seine Correspondenz ist eine der vielseitigsten und reichsten aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, welche uns erhalten ist, und zwar in schöner Vollständigkeit erhalten ist. Sie ruht jetzt im Staatsarchiv für Schleswig-Holstein, und ebendaher haben wir auch die folgenden Mittheilungen geschöpft, welche aus hunderten von Briefen des jungen Herzogs, seines Stiefbruders, eines Grafen von der Lippe, und der Reisebegleiter derselben an Johann Adolf und einige Plönsche Hofbeamte entnommen sind.

Früh hatte der alte Degen, den seine Leute für kugelfest hielten, für seine

Söhne dasselbe Bildungsmittel des Reisens ins Auge gefaßt, was sich an ihm so bewährt hatte. Es war für junge Herren aus den deutschen Fürstenhäusern damals allgemeine Sitte, die sogenannte Tour de France zu machen, mit der steigenden Wichtigkeit des Inselreichs Großbritannien aber hatte Johann Adolf seinen Sohn auch nach Kensington gehen heißen, seinen alten Waffengefährten Wilhelm III., den Oranier, aufzusuchen. Von London über Plön nach Wien geschickt, nahm der junge Adolf August unterwegs Empfehlungen aus Celle und Braunschweig mit an den Reichsgrafen von Oettingen, welcher der Führer der Constantinopolitanischen Gesandtschaft werden sollte. Ein anderer Grund, weshalb er diese für damalige Verhältnisse weite und beschwerliche Reise mitmachen sollte, als zur allgemeinen Bildung und Belehrung, läßt sich nicht ausfindig machen. Zwar ist in einer sehr interessanten Instruction über die Art des Reisens für den Prinzen viel die Rede von einem angeblichen Wunsch des Kaisers Leopold, die Botschaft durch eine Anzahl von Reichsfürsten stattlicher gemacht zu sehen, doch stellte sich dies bald als keineswegs sehr erwünscht heraus, schon wegen des Ceremoniells, das sich naturgemäß auf den Grafen von Oettingen als auserwählten Großbotschafter zu den größten Ehrenbezeugungen zuspitzen mußte, wogegen Reichsfürsten trotz ihres höheren Ranges hätten zurückstehen müssen, wie denn auch mit Adolf August, der zudem ja erst ein Prinz war und noch nicht zwanzig Jahre alt, später ein solches Arrangement getroffen wurde, daß er zwar nach dem Grafen von Oettingen, aber vor dem Vicebotschafter, Grafen Ludwig von Zinsendorf, rangirte. Und diese Etiquettenfragen beschäftigten bei der Vorbereitung der Gesandtschaft in nicht geringem Grade die betheiligten Köpfe, ja wäre es doch beinahe unterwegs auf der Donau bei Belgrad zu einem blutigen Austrag darüber gekommen.

Als Cavalier resp. Hofmeister war dem Prinzen Bode Heinrich von Busch beigegeben, dem besonders empfohlen wurde darauf zu sehen, „daß sowohl Unsers Sohns Liebden, als der Herr Graf beide ein nüchtern und mäßig, also modestes und sittsames Leben führen mögen, zu dem Ende nöthig sein wird, daß Er sich von Ihnen nicht weit esloignire, sondern soviel als immer möglich ist, stets um und bei Ihnen sein möge". Sollten sich wieder besseres Verhoffen einer oder der andere „etwas Unanständiges oder Ungebührliches" zu Schulden kommen lassen, so habe er „ohne Verzug des einen oder des andern Comportement selber an Uns anhero ohne einige Scheu zu berichten". Es entspricht den so sittenstrengen als weltklugen Anschauungen des Plöners vollkommen, wenn er es auch zur strengsten Pflicht macht, daß seine Söhne „vornemlich an katholischen Orten in keinen Disputat über die Religion sich einlassen und alle Gelegenheit dazu soviel immer möglich vermeiden sollten." Fleißige Abstattung der Visiten und Revisiten in Wien wird em-

pfohlen, den kaiserlichen Ministern ist beim Aussteigen aus der Kutsche entgegenzugehen. Und ein Hauptpunct für den sparsamen Fürsten ist, „daß die Reisekosten soviel immer thunlich ist, aufs beste mesnagiret und unnützlich nichts ausgegeben wird". Genaue Rechenschaft über alle Ausgaben ließ er sich abstatten, und die hierüber hinterlassenen Papiere sind uns ein interessantes Denkmal über die Bedürfnisse der Vornehmen jener Zeit und unter jenen besonderen Umständen, wenngleich auch an allen Ecken und Enden gespart wurde, und die Hauptkosten, die Unterhaltungskosten während der Reise, aus der Gesandtschaftscasse bestritten wurden.

Briefe des Herzogs Hans Adolf an den Geheimrath und Obristhofmeister Grafen von Harrach, den Reichsvicekanzler Kaunitz, den Kaiser und den römischen König selbst, und nicht zuletzt an den Grafen Wolf von Oettingen gingen der Ankunft Adolf Augusts in Wien voraus. „Ew. Kays. Maj." — heißt es in dem an Leopold vom 25. Juni 1699 — „geruhen auf gesagten meinen Sohn einen Strahl Dero Kaiserl. Hulde und Gnade schießen zu lassen, und nach allergnädigstem Belieben und Gefallen Ihn seines Thuns und Lassens zu befehlen." Und gegen den Hauptbotschafter spricht er von der „Vermehrung Dero unsterblichen Ehrenruhms" als hoffentliche Frucht dieser Ambassade. Letzterer betrachtete es für sich als eine Ehre, wenn „ein Prinz die Caravane mitthun wollte". Auch der Prinz von Darmstadt würde vermuthlich mitgehen, und bei einer früheren Botschaft unter dem Grafen Leslie sei ein Markgraf von Durlach und zwei englische Lords mitgewesen. Bestimmte Bedingungen wurden aber als unerläßlich bezeichnet und hinsichtlich der großen Kosten von Hans Adolf nur widerstrebend eingegangen. Dabei war der Prinz selbst augenscheinlich anfangs sehr wenig von der ihm zugemutheten Reise erbaut, er wäre lieber nach dem milden Italien zum Jubilée gegangen; er war von schwacher Constitution und fürchtete die bevorstehenden Beschwerlichkeiten dieser türkischen Expedition, die in jenen Tagen wohl unter allen Umständen als eine gewagte Unternehmung erscheinen mochte. Indessen er durfte die Bitte seines Großvaters, ihm „die Faveur zu accordiren belieben, daß S. L. solche Reise in Dero Suite mitzuverrichten das Glück und die Ehre genießen mögen" gegen den Grafen von Oettingen, der sich seiner und Lippes wie seiner eigenen Söhne annahm, nicht Lügen strafen.

Am 18. Juli in Wien angekommen, stiegen die Plönschen Herren, in Begleitung eines Secretärs für ihren Gottesdienst außer ihrem Hofmeister und anderer Dienerschaft, bei ihrem Agenten Beek in der Leopoldstadt ab. Von der „magnifiquen Präparatorie" der Gesandtschaft ist natürlich in ganz Wien die Rede. Da muß der alte Herzog herhalten, wenn seine Söhne nicht zurückbleiben sollen hinter den vielen Grafen und anderen Cavalieren des Großbotschafters. Dabei findet Herr Busch bald, daß „alle Waare hier

um die Hälfte theurer als in Hamburg". Mit hundert Thaler wöchentlich auszukommen, hält er für die ordinaire dépense schon nicht hinlänglich. Es ist nicht unsere Sache hier auf die Festlichkeiten einzugehen, denen die Holsteiner am kaiserlichen Hofe oder anderswo während dieser Zeit zufällig beiwohnten. Heiligenfeste, Processionen, Opern und Comödien wechselten auch in dem damaligen Wien schon täglich ab; in Miedling und Ebersdorf wurde gejagt. Der junge Herzog Adolf August ist ganz voll von der Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, mit der man ihn überall auszeichnete; die Meriten des Grafen von der Lippe fanden eben so Anerkennung. Man war aber wirklich in gewissen Kreisen verwundert, wie ersterer sich dem Botschafter unterstellen wolle, da er doch ein Prinz sei und andererseits eine Huldigung von Reichsfürsten vor dem türkischen Sultan keinerseits gewünscht wurde. So wenig begriff die Wiener Junkergesellschaft von der Subordinationsidee eines norddeutschen Fürsten, wenn es galt, den eigenen Horizont auf Kosten angeerbter Vorurtheile zu erweitern.

Die Abreise verzögerte sich über Erwarten lange. Es waren auch der Vorbereitungen so viele. Und zwar hauptsächlich machte die Herstellung der Garderobe für das zahlreiche Personal der Gesandtschaft viel zu schaffen. Denn diese sollte nach der Vorschrift rein türkisch sein; ob aus einer weitgehenden Concession gegen den besiegten Gegner, oder vielmehr weil das leichtlebige Wiener Völkchen sich in dieser Kleidung ausnehmend gefiel, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls ein Factum ist, daß in Constantinopel Gesandte anderer Nationen, die nicht so nachgiebig gewesen waren, offenbar verwundert über diese deutsche Vermummung waren. Aber es war nun einmal Vorschrift für diejenigen, welche sich der Botschaft anschließen wollten und es kam dem alten Herzog von Plön hart an, mehrere tausend Thaler dafür auszugeben. Am 16. September ist der Prinz endlich fertig mit seiner Ausrüstung, wie er an seinen Vater schreibt. Vierzehn Tage darauf findet ein solenner Aufzug der Betheiligten in ihren türkischen Paradekleidern vor dem Kaiser statt, ganz in derselben Ordnung wie er vor dem Sultan erscheinen sollte. Dabei wurden, wie Graf Lippe launig schreibt, die Cavaliers alle zum Handkuß zugelassen, „wir haben den Tag eine große Hitze und Staub ausgestanden, des Abends tractirte uns der Graf von Oettingen auf seinem Gartenhaus, die Tafel war aber für einen so großen Gesandten eben nicht wohl furniret, und scheint als wann es bisweilen was knapp hergehen wird, und wird oft die Plönische Küche und Keller fehlen". Uebrigens muß für unser modernes Gefühl dieser Wiener Türkenzug sich um so faschingsmäßiger ausgenommen haben, da die Herren die Abbéperrücken der Mode und Cravatten dazu trugen. Alle erschienen dabei zu Pferde und der Hofmeister von Busch ist von der großen Pracht entzückt. „Die kaiserlichen Präsenten, so

mitgehen, sind sehr schön und kostbar, bestehen mehrentheils in Uhren von allerhand Arten und inventions, Tischen von Silber, große vergulbte Lavoirs, Spiegels, Schreibtische, Blumentöpfe, Cabinets, Coffégeräthschaft, Spülkessels und dergleichen, auch sind dabei zwölf Stück von den reichsten Gold- und Silber-brokades, welche hier in Wien gemachet und den Pariser brokades nichts nachgeben." Der Werth letzterer allein wurde auf 100,000 Rthlr. geschätzt. Bei so splendiden Geschenken mochten denn wohl nach anderer Seite hin Schwierigkeiten sich zeigen, das nöthige Reisegeld aufzutreiben. Eben so war es wohl auch durch die derzeitigen Umstände bedingt, wenn der Graf Oettingen mit der Hälfte des hierfür Ausgesetzten, unter der Bedingung, daß ihm die andere Hälfte nachgeschickt würde, die Expedition nicht antreten wollte. Er mußte wohl wissen, was nachher noch zu erlangen oder nicht zu erlangen war, wenn er nicht die volle Summe mitnahm. Inzwischen waren Victualien und Bagage schon auf die Schiffe gebracht worden, denn die Donau herab wollte man natürlich fahren, so weit es ging. „Mein Schiff ist recht commode gemacht," schreibt der Prinz, „indem ich vier vollkommene Kammern und alle andere Gemächlichkeit drinnen habe. Es werden 44 Schiffe mitgehen." Am 22. October waren dieselben schon bis Preßburg hinabgesegelt.

In Gran, Comorn und allen Festungen, woran sie vorbeikamen, wurden die Stücke gelöst zur festlichen Begrüßung der Ambassade und der wohlgezogene Adolf August verfehlt nicht seinem Vater mitzutheilen, daß unter 400 Canons auf Seiner Gnaden Gesundheit auch ein halbes Dutzend geschahen. Die Spuren der Zerstörung durch den Krieg waren derzeit noch überall frisch und verfehlten nicht auf die Reisegesellschaft einen traurigen Eindruck zu machen. In Ofen langte man am 27. desselben Monats an, und dort erfuhr man von dem Ausrücken der türkischen Gesandtschaft aus Adrianopel. Von da bis Belgrad rechnete man zwanzig Tage und für sich etwa vierzehn bis ebendahin von Ofen aus. Ein Courier legte indessen die Tour von Constantinopel bis Ofen in zwölf Tagen zurück. Am 11. November befand sich die kaiserliche Flotte erst in Walkowar, noch sieben ungarische Meilen von Peterwardein. Der Legationssecretär Lackovits wurde nach Belgrad vorausgeschickt, zu sehen, wie weit die Türken wären, und so blieb man eine Zeit lang in dem obengenannten Orte liegen, den der Graf Lippe „ziemlich schlecht und sehr miserabel" nennt, und Busch schreibt darüber, „es hat solcher zwar den Namen einer Stadt, aber es ist anders nicht als ein alt zerfallenes und minirtes Schloß, da ungefähr 100 Cabanen theils über, theils unter der Erden, gleich denen Schafhürden geflochten und mit Rohr aus dem Morast bedecket, umherliegen, dessen ungeachtet hat dieser Ort die Türken einige Mal im verwichenen Kriege aufgehalten, und sind die Türken davor abgeschlagen, wie solches einige Türkenhäupter, so noch diesen

Tag auf Pfählen stecken, behaupten," ein Beweis, daß auch damals nicht allein die Muhamedaner sich auf das Kopfabschneiden verlegten. „Die andern Oerter, so wir unterhalb Ofen vorbeigereiset, sind nicht besser gewesen und meritiren keine Beschreibung." Auch ist jetzt nicht mehr von der „sonderbaren Estime" und den „propren Tractements" bei den Festungscommandanten die Rede. Der ceremonielle Hofmeister bemerkt sogar gegen den Fürsten persönlich — während er obiges an den Hofmarschall von Kunigham in Plön geschrieben hatte — daß er sich gar nicht unterstehen dürfe, von diesen Orten Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht eine Beschreibung zu machen. „Ein holsteinisch Bauernhaus," meint er, „könne mit Recht hierselbst ein Palais heißen." Er bedauert schließlich, nach so langwierigem Stillschweigen mit keinen merkwürdigeren Zeitungen unterhalten zu können. Das Namensfest des Kaisers Leopold fiel übrigens gerade in diese Tage, „allwo wir mit schönen Musiken und bei der Tafel mit Canonsschüssen uns brav lustig gemacht." So der Sohn. Aber auch Herrn Buschs Herz geht auf, wenn er berichtet: „Gestern haben wir auch S. Leopolditag hier in schöner Galla celebriret, wobei die Trompeten und Feuermörser vor dem hiesigen Castell sich ziemlich hören ließen." Sonst muß gesagt werden, daß letzterer Berichterstatter auch Sinn für einige schöne Kirchen in Gran bewies.

In Futak, wo die Gesandtschaft am 27. November anlangte, noch zwei Stunden von Peterwardein, hatte der Prinz einen unangenehmen Auftritt mit einem Grafen Breuner, der als Verwandter des Nebenbotschafters in echter Junkerhaftigkeit hatte Rache nehmen wollen für den Adolf August vor den übrigen Herren allgemein bewiesenen Vorzug. Die Sache wurde aber, wenn auch mit einiger Mühe, später beigelegt.

Bei Szalankemen fand am 7. December die Auswechselung mit dem nach Wien bestimmten osmanischen Botschafter, Ibrahim Pascha, Beglerbeg von Rumelien, einem Renegaten aus Genua, unter der Leitung des commandirenden Generals in Slavonien, Grafen Guido von Starhemberg, und des Commandanten von Peterwardein, Baron de Nehm, von der einen, und dem Pascha von Belgrad auf der anderen Seite, auf die feierlichste Weise statt.

2000 Mann zu Fuß und zu Pferde, außer den 279 Personen, welche die Gesandtschaft bildeten, darunter außer den uns schon bekannten der Oberst Graf Marsigli und viele junge Edelleute aus den ersten Familien, Dietrichstein, Springenstein, Thun, Kuefstein, Nostiz, stellten sich am kaiserlichen Grenzpfahl in bataille auf, ebensoviele Spahis und Janitscharen an dem türkischen. Auf vier Sesseln, welche der Pascha von Belgrad, der zugleich Seraskier war, mitgebracht hatte, nahmen die mit der Auswechselung betrauten respectiven Heerführer, wozu noch der Pascha von Serbien kam, zwischen ihren Truppen auf freiem Felde einen Augenblick Platz. Schnupftücher und

venetianische Gläser wurden nach der patriarchalischen Sitte der Zeit ausgetheilt. Dann näherten sich die beiden Ambassadeurs einander, stiegen von ihren Pferden, umarmten sich, und verabschiedeten sich nach kurzen Complimenten wieder, „da die Janitscharen anfingen ihr Gewehr gar unordentlich zu lösen, die Kaiserlichen aber eine gute Salve schoßen". Die Größe der Suite der türkischen Ambassade wurde von Busch auf etwa 400 geschätzt. „Zu Anfang ritten nach den Couriers zwei Falkeniere, denen sieben schöne Handpferde mit reichem Zeuge und silbernen Schilden folgten, auch ritten zwei Türken, deren jeder einen gezähmten Leopard hinter sich auf ihren Pferden hatten, welche, wie man saget, dem Römischen König presentirt werden sollen. Seine Leute waren wohl gekleidet. Vor dem Gesandten wurden zwei Roßschweife und eine große Fahne getragen. Der Gesandte hatte einen rothen Pelz mit Lux, führte Säbel und Bogen u. s. w." Hingegen bemerkt der weniger leicht befriedigte Graf Lippe: „Die Gesandtschaft von ihnen war eben nicht prächtig, sie hatten aber schöne Pferde." Die Deutschen durften auf türkischem Gebiet weder Fahnen noch Standarten sehen lassen, sonst bewies man sich anfangs gegen sie höflicher als umgekehrt. „Der Bassa begleitete Seine Excellence bis an Seine Zelte an die drei Stunden zu Pferde, — Graf Guido, zum Aerger des Seraskiers, den Beglerbeg nur eine Viertelstunde — die Commandirten folgten unter Schallmeien und Paukenklang, dabei die großen auf Kameelen geführet wurden, nach; unterwegens entfernte sich der Bassa von Sr. Ex. auf 50 Schritt, um sein Gebet zu thun, kam darauf umgekleidet wieder, ließ ein Halt machen und ließ Sr. Ex. und Dero Cavaliers Caffé geben; wie wir wieder fortgingen, exercirten sich seine Edelleute, darüber 50 bei ihm waren, um Se. Ex. zu divertiren, mit dem Stockwerfen, worin sie sehr geschickt sind, der Bassa warf etliche Mal selber. Wie wir an des Bassa Zelt kamen, welches sehr groß und schön, ritte der Bassa voran bis unter das vorderste, wohin Ihm der Großbotschafter folgte, beide abstiegen und sich in das nächste Zelt auf Polsters niederließen, sich unterredeten und Caffé trunken, so denen Cavaliers in denen nächsten Zelten auch presentiret wurden." Uebrigens erschien diese frugale Bewirthung den abendländischen Gästen in damaliger Zeit, wo der Kaffee kaum auf Fürstentischen erschien, ganz besonders erwähnenswerth. „Den 8. December gingen wir erst gegen Abend," fährt Busch dann fort, „weil es den Tag über sehr stürmig war, bis Semlin; die Türken haben uns 24 Saichen, jede mit 24 bis 26 Rudern, entgegengesandt, woran sie unsere Schiffe anhängen um desto geschwinder zu gehen. Heute (den 9.) in der Frühe kam der Chioja von Belgrad mit einem starken Commando an unsere Flotte um uns einzuholen, ließ soviel Pferde kommen, daß die ganze Suite zum Einzuge beritten gemachet wurde, und marschireten also in gewöhnlicher Ordnung unter Lösung der

Canons von den Saiquen, Trompeten- und Paukenklang auf türkische Musique nach der Schiffbrücke über die Sau, allwo des Bassa Sohn dem Großbotschafter entgegenkam und mit Schnupftüchern beschenkte." Janitscharen und Cavallerie war hier wie überall zu recht absichtlicher Entfaltung der osmanischen Heeresmacht aufgepflanzt. Und an Kanonenschüssen gaben die Türken nicht im geringsten den Christen etwas nach. Nichtsdestoweniger weiß der Prinz diese Schaustellung nicht anders als „ziemlich magnifique" zu benennen; der Graf meinte: „Das Volck allhier siehet wohl aus, aber schlecht montiret." Der Hofmeister indessen findet alles „gar solenne". Von der Audienz des Botschafters berichtet derselbe ausführlich. Von zwei Janitscharenagas vom Pferde gehoben, mußte Graf Oettingen wie sein ganzes Gefolge sich zuförderst der Ceremonie des Ablegens der Schuhe (Paboutches) unterwerfen, „um die Tapeten, so auf der Erde geleget, nicht zu besudeln, im übrigen war das Gemach gar schlecht und ohne Tapeten an den Wänden, die Fenster waren von feinen Linnen, etwas mit Oel angefeuchtet, daß der Tag durchscheinen konnte. Der Großbotschafter und Seraskier setzten sich auf türkische Manier auf schöne mit Gold eingewirkte Polsters, hielten ihre Unterredung, wobei der Großbotschafter dem Seraskier einige Schreiben von Wien übergab, so derselbe auch las, und inzwischen Se. Ex. und deren Suite mit Rauchen, Wasser auf die Hände, Rosenzucker, Caffé, Scherbett und dergleichen Türkischen Höflichkeiten unterhielten". Hierauf fand die Ueberreichung der kaiserlichen Präsente statt, „worüber der Seraskier und umstehende Türken ein sonderbares Vergnügen bezeigten". Der Prinz erwähnt vorzüglich der großen Confusion unter den Deutschen, als es ins Zelt des Paschas ging, sodaß die Türken sich sehr darüber moquirt hätten, „indem unter uns gar kein Rang von unsern neugierigen Leuten observiret wurde, sondern Grafen, Gentilhommes, Trompeter, Pagen, Laquaien, Pfaffen, Jungen alles in der größesten Unordnung unter einander hineinlief; und nachdem ein jeder von uns nach türkischem Gebrauch einen Caffetan oder Unterkleid zum Präsent bekommen, so sind einige gar so unbescheiden gewesen und haben selbige denen Türken aus den Händen gerissen". Graf Lippe oder Ludwig Ferdinand, um ihn einmal bei seinen Vornamen zu nennen, gab den Werth letzterer höchstens auf ein paar Dukaten an, Busch aber nennt sie „so schlecht, daß keiner viel mehr als ein Mark Lübisch gelten kann". Dem Graf von Oettingen wurde ein Zobelpelz umgehängt, und ein schöner lichtbrauner Hengst, „aufs reichste mit Sattel und Zeuge von Silber und Gold aufgeputzet", verehrt. Unter den Klängen der türkischen Musik, welche Herrn Busch „seltsam" vorkömmt, ließ man dann Belgrad hinter sich.

Die Donaufahrt dauerte noch bis Rustschuck oder Russig, wie man damals schrieb, d. h. vielmehr bestand die Absicht soweit zu gehen; allein ein

großer Sturm in der Nacht des 23. auf den 24. Dezember, sowie starker Eisgang auf der Donau zwang sie bei Schiffto, Schidovi (Sistowa), 14 Stunden von ihrem Ziel ans Land zu gehen. Zehn Schiffe waren ihnen verloren gegangen, Menschen und Gepäck jedoch alles gerettet. Bis Nicopoli hieben sie sich mühsam durchs Eis, so hatten sie die Weihnachtstage verbracht. Es war eine fürchterliche Kälte. Die Türken sagten, daß sie in langer Zeit nicht einen solchen Winter gehabt. „Den 30. brachen wir zu Lande auf und gingen in der größten Confusion drei Stunden, berichtet der Prinz. Den 31. blieben wir im selbigen elenden Dorfe (Sistowa) noch still liegen, wie auch den 1. Januar 1700. Den Tag hatten wir überaus großen Schnee. Das Brod aber manquirete uns gar. Den 2. dito gingen wir wieder drei Stunden. Den 3. avancireten wir sechs, und endlich sind wir heute (4. Januar), hier zu Ruschick glücklich angelanget und haben wir noch bis Constantinople 27 Tagereisen ohne die Rasttäge und werden wir innerhalb vier bis fünf Tagen wohl von hier wieder aufbrechen." Busch meldet außer diesen Unfällen, „daß wir die sogenannte Eiserne Porte, so wegen der vielen Klippen und Strudels sehr gefährlich, Gottlob glücklich passiret, wie auch den Ort, wo die Rudera von der Trojanischen Brücken noch zu sehen sein". Sonst seien sie durch keine considerable Oerter weiter gekommen. Das Land selbst, bemerkt er im allgemeinen, schiene ihm weniger angebaut, als es verdiente, „und sollte man eine hiesige Stadt bei uns kaum vor ein Dorf ansehen, indem die meisten Häuser unter der Erden, als wie die Mousquetiers im Felde zu machen pflegen". Ludwig Ferdinand hat am meisten über das Essen und Trinken zu klagen: „Es gehet damit zuweilen sehr miserabel zu, gute Worte bekömmet man genug, aber sie thuen schlechten Effect". Die Türken hatten nämlich die Verpflichtung eingegangen, dem Botschafter für das ganze Gesandtschaftspersonal täglich die nöthigen Victualienlieferungen zu machen. Ein Verzeichniß derselben ist noch erhalten und dasselbe läßt, im Entwurf wenigstens, an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig, freilich manches nach orientalischem Geschmack, aber das hätte man wohl hingenommen, wenn die Sachen nur richtig eingingen und dies scheint nicht immer der Fall gewesen zu sein. Von dem Empfang in Rustschuck weiß der Hofmeister im Uebrigen nur löbliches zu erzählen. Nach einigen Tagen Rast daselbst, setzte man sich in circa 400 Wagen, außer den Reitpferden, gen Adrianopel auf den Weg, und hoffte nach den vielen Verzögerungen gegen Mitte Februar in Constantinopel schon den Frühling vorzufinden.

Den 26. wurde die zweite Residenz des Türkenreichs erreicht, ohne daß auf der Tour durch Bulgarien irgend etwas „Remarkabeles" sich ereignet hätte. „Unsere Reise gehet überaus langsam," schreibt Adolf August, „und weil die große Unordnung nicht aufhöret, so wird sie je länger, je verdrieß-

licher." Adrianopel, obwohl ein ziemlich großer Ort und in „angenehmer" Gegend befunden, bleibt unter der Erwartung der Reisenden. Die Häuser, meistentheils aus Holz, findet man übel gebauet, die Gassen enge, hingegen imponiren die schönen Moscheen, die größeste ganz aus weißem Marmor mit vier hochragenden Minarets und der großen Kuppel von fünfzig Schritt im Durchmesser. „Es sind hier auch viele schöne Bäder und Galleries, wo die Kaufleute ihre Waaren feil haben, so auch gewölbet und sehr schön sind. Die längste hat 330 Schritt und ist ungefähr 20 Schritt breit." Die raresten Sachen von allerhand Persianischen, Chinesischen und Türkischen Waaren seien auf diesem schönen Markt zu finden, und, „wie ich von allen Leuten höre, so soll dieses gar kein Vergleich sein gegen den zu Constantinople." Der Prinz bittet um Geld, um seiner Mutter egyptischen Balsam und Specereien kaufen zu können, seinem Papa einen hübschen kastanienbraunen persianischen Hengst zu 300 Rthlr. Das Serail, welches die Reisenden gern sehen mochten, blieb ihnen verschlossen, obwohl der Bostangi-Pascha, welcher das Obercommando über des Großsultans Schlösser, Lusthäuser und Gärten hat, sie in Adrianopel selbst empfangen hatte: der Schlüssel sei in Constantinopel, hieß es.

Den 8. Februar traf man endlich daselbst „Gottlob bei guter Gesundheit" ein. Schon auf der letzten Station in Ponte Piccolo war ihnen eine große Schaar Janitscharen entgegengekommen. Von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends währte die Procession der Gesandtschaft durch die Stadt, die Reihen zahlreicher Bewaffneten entlang, bis sie in ihre Quartiere in Pera ankamen. Busch findet die letzteren sehr mediocre, ohne die geringsten Meubles, während Graf Lippe diesmal meint: sie gehen wohl hin. „Der Zulauf vom Volk war ungemein groß, wie man, wenn man die Größe von Constantinopel und diesem Orte, so nur eine Vorstadt daran ist, betrachtet, leicht abnehmen kann. Die Türken sind uns auf anderthalb Stunden entgegengekommen, woselbst sie uns mit einem Frühstück auf ihre Art regaliret. Der englische und holländische Abgesandte haben auch Sr. Excellenz durch Dero Bediente daselbst wegen der glücklichen Ankunft complimentiren lassen und Dero Handpferde entgegengesandt, um unsern Train zu vermehren." Die Freude der Osmanen über die deutsche Gesandtschaft soll sich in den Worten Luft gemacht haben, daß man auf sie gewartet habe „wie die Juden auf den Messiam".

Die erste Audienz beim Großvezier fand erst am 13. Februar statt, die beim Kaiser drei Tage später. Inzwischen meldeten sich die Vertreter der verschiedenen europäischen Mächte am großherrlichen Hofe nach damaliger Sitte zuerst bei dem eben angekommenen Botschafter. Weil nun der Engländer, Lord Paget, und auch der Holländer, dem Franzosen darin zuvorgekommen war, so — ich schalte hier ein, daß der Ausbruch des nordischen

Krieges dicht bevorstand und überhaupt eine gereizte Stimmung zwischen Ludwig XIV. und Kaiser Leopold noch bestand — so erklärte also nach einigen Tagen der französische Ambassadeur, er bedaure Seiner Excellenz keine Visite geben zu können, „indem solches zu Seines Königs Nachtheil gereichete". Der Graf von Oettingen ließ ihm darauf sehr nachgiebig sagen, daß es ihm leid thäte, gestand ihm aber die erste Contravisite nicht zu. Die Pforte war damals bekanntlich der Bundesgenosse Frankreichs gewesen. Nichtsdestoweniger passirte gerade demselben Botschafter auch vom Sultan ein „großer Affront". Schon drei Wochen in Constantinopel, hatte er noch keine Audienz vom Großvezier erlangen können, „in dessen Serail er eines Tages mit dem ganzen Comitat französisch gekleidet erschienen, es aber wider dem türkischen Brauch und Gesetz ist, mit dem Degen allda zu erscheinen, so hat man ihn dessen ganz freundlich erinnert und gebeten selbigen abzulegen. Er aber hat zu dreien unterschiedlichen Malen mit Gewalt durchdringen und den Degen an der Seite zum Vezier hineingehen wollen; die Türken aber haben ihm solches jederzeit verwehret, bis endlich dieser Tumult zu des Veziers Ohren gekommen, welcher ganz erbittert befohlen den Ambassadeur wieder wegzubringen, weil er keine Audience haben sollte. Des andern Tages sind dem Franzosen alle Presenten sowohl vom Grand-Sultan als auch dem Vezier wieder ins Haus geschickt worden. Er hat alsobald einen Courier nach Paris geschickt, um diesen Affront zu melden, man meinet aber, daß die Pforte seines Königs Zorn sehr wenig estimiren wird." Wir werden von dem heißblütigen Herrn nachher noch weiter hören. Aber wir ersehen daraus, daß eine allgemeine Verpflichtung, in türkischen Kleidern vor dem Divan zu erscheinen, nicht vorhanden war. Wohl ist auf des alten Herzogs Hans Adolfs verwunderte Frage hierüber auf die Friedenstractaten hingewiesen, den Grund konnte Busch nicht erfahren; er glaubte wegen der Liverey, welche auf deutsche Weise sehr kostbar hätte sein müssen. Sämmtliche übrigen fremden Ambassadeurs in Constantinopel, außer den schon genannten, Moskowiter, Venetianer und Ragusaner, welche nach und nach beim Grafen vom Oettingen antraten, waren in ihren natürlichen Kleidungen erschienen. Reichgeschmückte Pferde zum feierlichen Aufzug beim Großvezier Hussein Pascha wie bei der Pforte liehen den Kaiserlichen der englische und holländische Ambassadeur, welche sich der langjährigen politischen Allianz entsprechend, überhaupt sehr zu ihnen hielten. Die Kaiserlichen nahmen bei ihren Besuchen in Constantinopel jetzt immer die Wasserstraße über das goldene Horn. Am jenseitigen Ufer stiegen sie beim Palais des Fürsten von der Moldau ab, wo sie auf türkische Weise beritten gemacht wurden. „Die Gassen, so wir passiret, waren sowohl als die Häuser, Fenster und Dächer mit Leuten überhäufet. Die Ceremonien waren fast den Belgradischen bei der Audienz des Seraskiers gleich, ohne daß

der Großvezier erst ins Gemach kam nach Sr. Excellenz, bei der Zusammenkunft schrieen die anwesenden Türken zu zwei Malen auf Türkisch, es lebe der Kaiser, worauf sie sich setzten und ihre Complimente ablegeten, der Caffé wurde presententirt, die Caffetans ausgetheilet, so nicht viel besser als die Belgradischen."

Den 16. Februar fand die Hauptaudienz bei dem kriegerischen Mustapha II. statt, der noch einmal nach dem Beispiel Suleimans I. sich persönlich auf den Ungarischen Schlachtfeldern gezeigt hatte. „Wir passirten die erste Pforte des Serails, so von Eisen ist," berichtet Busch über dieses Ereigniß, „zu Pferde, vor der andern aber mußten wir alle, auch der Botschafter selbst, absteigen und zu Fuß bis an den Divan gehen. Wie wir kaum durch das andere Thor gekommen waren, liefen, nach der Türken Aussage, 11000 Janitscharen, so rechter Hand in dem Platze stunden, mit großem Geräusche nach 1050 Beutels mit Gelde und vielen Schüsseln mit gekochtem Reis, so an die Erde geleget waren, und retirirten sich nachgehends theils beladen, theils ledig, wieder nach ihrem vorigen Platze." In solcher Weise fand die Soldzahlung an diese ungezügelten Schaaren statt, die Beutel betrugen 525,000 Rthlr. Offiziere und Hofbediente wurden gleichfalls bald darauf vor den Augen der Fremden im Gemache des Großveziers abgelohnt. Als diese in den Divan traten, stand keiner der Anwesenden auf, Graf Oettingen wurde eingeladen sich zu setzen, die übrigen mußten stehen. Mit rechter Ostentation wurde nun in der gleichgültigsten Weise eine gewöhnliche Gerichtsverhandlung vorgenommen. Zwei streitende Parteien standen auf, zwölf Kadis fanden das Recht, das Urtheil ward vom Großvezier eigenhändig gezeichnet. „Nach diesem wurde letzterem eine Ordre vom Großsultan durch einen Effendi überreichet, so in fein Linnen eingeschürzet und nicht versiegelt war, bei welcher Ankunft der Großvezier nebst allen anderen aufstunden und sich bücketen." Nachdem sie auswendig und inwendig geküßt und an die Stirn gedrückt worden, folgte ihre Verlesung durch den Tefterdar, worauf eine ordnungsmäßige Vertheilung der eben benannten Beutel statt fand. Knieend empfingen die Einzelnen ihren Theil, küßten dem Großvezier seinen Pelz und liefen dann springend davon. „Wie die Zahlung geschehen, wurden den vorgemeldeten Sitzenden — es waren die beiden Cabiliskier von Asien und Europa, der Kaimakam, der Janitscharen Aga, der Siegelbewahrer und der Commandant des weißen und schwarzen Meeres — seidene Tücher über den Schooß gebreitet und Wasser zum Waschen presentiret und fünf runde, theils silberne, theils metallene und versilberte türkische Tafeln hereingebracht." Daran wurden die vornehmsten der Gesandtschaft verschiedentlich gruppirt, die übrigen aßen mit den „Capigi Bassae und Chiausen" in einem anstoßenden Gemach. Die Gerichte kommen den Deutschen sonderbar vor. In kupfernen, zinnernen und

irdenen Schüsseln wurden an dreißigerlei Gerichte innerhalb einer halben Stunde ab- und zugetragen, sodaß man wenig davon hatte; eingemachte Früchte waren aus reich vergoldeten Schalen nur mit einem Hornlöffel mühsam zu angeln. Nun erst ging es zum Sultan persönlich. Derselbe hatte indessen unbemerkt von den Anwesenden nach orientalischer Sitte an einem Gitter gesessen, von wo aus er seinerseits das ganze Zimmer und alles, was darin geschah, übersehen konnte und hören, was gesprochen wurde. Die vorher wieder ausgetheilten Kaftans fand man kaum so gut als die beim Großvezier. Die Pracht in dem kleinen, nicht allzuhellen Kaiserlichen Cabinet fällt sehr ins Auge, alles glitzert von Gold, Perlen und Edelsteinen. Der Sultan selbst aufs kostbarste bekleidet, ruhete in einer Ecke auf einem prachtvollen niedrigen Thron oder Polster, die weichsten Teppiche schwellen unter dem Fuß der Eintretenden. Bei den vorgeschriebenen tiefen Verneigungen gegen den Beherrscher der Gläubigen helfen die großherrlichen Kammerherrn den vornehmen Giaurs in so höflicher Weise nach, daß sie „fast mit dem Kopfe bis an die Erde“ gedrückt wurden, dabei war der Graf Oettingen über das 70. Lebensjahr hinaus. Auf dessen lateinische Anrede begnügte sich Mustapha zu seinem Minister nur ein paar Worte zu murmeln, dieser winkte dem in alle europäischen Geheimnisse eingeweihten Pfortendolmetscher Maurokordato, letzterer antwortete auf italienisch. Damit war die Audienz nach Ueberreichung der Creditive beendigt, und die Theilnehmer mußten das Gemach rücklings verlassen.

Die Geschäfte, welche die Gesandtschaft nach Constantinopel geführt hatten, ließen dem Hofmeister von Busch reichlich Zeit für die Schönheiten der dortigen Natur. „Von der Stadt kann noch nichts melden,“ schreibt er am 19. Februar, „weil selbige noch nicht recht gesehen, die Gegend ist extraordinair schön, die Moscheen mehrentheils prächtig, die Gassen sehr enge und unsauber, die Privathäuser schlecht, der Frühling aber ist hier schon vollkommen und hat man schon vor drei Wochen Blumen gehabt.“ Er erinnert sich mit Lust der Worte eines Italieners über das alte Byzanz: „ho visto due parti del mondo separati, due mari giunti, huomini ferrati, donne in mascara et case de merda, welches alles wahr und muß hinzu thun, daß hier die schönste Gegend, die Cypressen sind wie bei uns die Tannenbäume, die Feigenbäume wie die großen Nußbäume, die Lauriers und Granatbäume in der größten abondance u. s. w.“ Vom Ramasan bemerkt er am 13. März: „Das beste so mir dabei gefällt, ist, daß die Türken alle Thürme von ihren Mosqueen so schön illuminiren, welches wegen der großen Menge derselben einen herlichen Effect machet, wir haben uns vor einigen Tagen den Abend auf den Canal (er meint den Bosporus) längs der Stadt fahren lassen; da man alles sehr wohl sehen können. Sonst verhinderte leider

viel Regenwetter vorderhand eine eingehende Besichtigung der „Constantinopolitanischen Raritäten und Antiquitäten“. Aber der Aufenthalt der Gesandtschaft zog sich, unerwünschter Weise für unsern Reisenden, monatelang hin, sodaß sich schließlich zu allem mehr als genug Zeit fand.

Das am 22. März beginnende Beiramfest brachte feierliche Aufzüge der Türken und buntbewegtes Leben auf der Straße. Bis zum 29. April verlautet dann nichts von einer außerordentlichen Festlichkeit. An diesem Tage aber wurde die Gesandtschaft vom Großvezier „in einem seiner Lusthäuser, an der Asiatischen Seite des Canals gelegen, gar pompös auf Türkische Manier tractiret, wozu sie auf köstlichen Galeeren abgeholet und von denen Castellen begrüßet wurden, welchen die Galeeren antworteten. Vor der Mahlzeit hielt man eine türkische Kammermusik, auch sahe man allerlei exercitia von Ringers, Taschenspielers und Fechters und dergleichen. Nach der Tafel hörte man abermals eine große Musik, wobei auf Arabisch getanzet wurde, womit sich das Festin endigte und Jeder mit einem Zobelpelz beschenket wurde“. (Den deutschen Musikanten schenkte der Festgeber nachgehends 400 Ducaten, weil er „solch Vergnügen darüber empfunden, sie zu hören“.) Als etwas besonders wird auch unter dem 1. Mai gemeldet, daß „des Großherrn Pferde mit hautbois nach der Weide geführet, welches nicht übel zu sehen“. Den 16. Mai und die folgenden Tage ward die Geburt des Prinzen Sultan Selim durch unausgesetztes Canoniren angezeigt, „des Abends die Häuser und Boutiquen mit Lichtern illuminirt und ein sehr abgeschmacktes Feuerwerk angezündet“.

Inzwischen war der polnische Botschafter Lescinsky in Pera eingetroffen und zwar an der Spitze einer Compagnie ganz gepanzerter Husaren und einer dergleichen Dragoner in deutscher Kleidung, den gezückten Degen in der Hand. Man wird bei diesem fortgesetzten Verletzen osmanischer Vorurtheile durch andere Nationen unwillkürlich an die alte Geschichte vom deutschen Michel erinnert, wenn wir uns dagegen die kaiserliche Suite in ihren Pumphosen und Turbanen über der Allongeperrücke vergegenwärtigen. Andererseits ward aber durch diese Gefügigkeit in Aeußerlichkeiten, welche dem Deutschen ja überall eigen ist, ein Entgegenkommen der Türkei in den sachlichen Fragen, wenn auch nicht sogleich, so doch schließlich erreicht. Wegen der Freigebung der christlichen Sclaven kam Graf Oettingen mit dem französischen Botschafter häufig aneinander. Derselbe hielt auch dem Polen gegenüber seine Erstberücksichtigungsansprüche, wiewohl ohne Erfolg, fest. Im Ganzen war es für die einzelnen Angehörigen der Gesandtschaft keine so erquickliche Lage, um länger als nöthig in Constantinopel zu verweilen. „Die Türken thun uns keine sonderliche Divertissements an“, klagt Ludwig Ferdinand. Für ihn ist es ein „elendes Land“, aus dem er sobald als möglich heraus möchte.

Ihn mochte es wohl auch bedrücken, daß irgend welcher Umgang mit den schönen Orientalinnen durchaus verboten war, „da solches bei den Türken capital und der Botschafter den Verbrecher nicht retten könne". Wir dürfen dies schließen aus einer ihm zu Theil gewordenen mütterlichen Vermahnung ganz im Anfang der Reise, worauf er launig antwortete, die Erinnerung wegen der Frauenzimmer wäre nicht nöthig gewesen, „denn es gibt allhier solche Gesichter, welche gut wären, um im Frühjahr in das Korn zu setzen, auf daß sie die Vögel verjagten" (Peterwardein, 30. Nov. 1699). Aber nicht minder als das leichte Kind der Liebe, fand sich der solidere Adolf August in dem fremden Lande wenig befriedigt. „Wir passiren unsere Zeit nicht sonderlich," schrieb er an den Marschall von Kunigham vertraulich, „indem man allhier wenig Conversation hat, ordinairement Schmalhans Küchenmeister agiret und hier nicht viel extraordinaires zu sehen ist." Einige Cavaliers von der Gesandtschaft hatten sich schon getrennt, waren nach Jerusalem gegangen, oder sonst wohin, um über Italien zurückzukehren. Ein anderer, Namens Baron Schmidt, trat zum Islam über, um Page beim Sultan zu werden, „oder auch zu anderem Gebrauch à l'Italienne, wovon der Türkische Kaiser ein großer Liebhaber sein soll". Der Graf Adolf von Zinsendorf starb gar in Constantinopel, wo während der Junihitze hie und da die Pest sich zeigte. Gründe genug, abgesehen von der Theuerung, um den alten Herzog von Plön den Wunsch seiner Söhne, die Türkei vor Beendigung der Botschaft zu verlassen, genehmigen zu machen.

Vielmehr hatte der gereifte Feldmarschall, in Anbetracht, daß „wir leider! tagtäglich nichts als ein völliges Aufflammen des noch bisher in der Asche gleichsam gelegenen Kriegsfeuers zu erwarten haben", seinem Sohn inzwischen ein braunschweigisches Regiment, dem Grafen zur Lippe eine Capitänsstelle darin, verschafft und schon seit März auf die Rückkehr der beiden gedrungen. Graf Oettingen aber hätte sie gern noch länger zurückbehalten, da sie „eine Zier für die Ambassade" seien. Indessen kann er im Juli sich auch der Einsicht nicht mehr verschließen, daß den jungen Leuten „die Zeit lang geworden, nachdem ganz keine rechtschaffene Gesellschaft für sie vorhanden".

Den 7. Juli brachen sie demnach mit einem Paß des Großveziers versehen, von Constantinopel übersatt auf, und zwar mit Pferden und Wagen, welche die Türken ihnen bis Belgrad stellten; in 35 Tagen hofften sie ohne Aufenthalt in Wien anzulangen.

Aber auf der Reise hatten sie mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, „sonderlich da wir wegen der Pest, so zu Belgrad und denen umliegenden Oertern stark grassiret, einen ziemlichen Umweg über Temesvar und Szegedin nehmen müssen, dabei wir denn des Tages vor der Hitze und des Nachts von der Kälte ziemlich gelitten". Folge davon für den hoffnungsvollen

Prinzen war ein heftiges Fieber, und mögen überhaupt die Anstrengungen dieser „gar peniblen Reise" den Grund zu der Krankheit gelegt haben, woran er ein paar Jahre darauf starb.

An 2000 Thaler, auf Heller und Pfennig berechnet, bis zum 18. August, dem Tag der Ankunft in Wien, hatte die Hin- und Rückreise, inclusive Aufenthalt in der Türkei, dem Herzoge von Plön gekostet. Darüber waren stark drei Viertel Jahre vergangen. Der Kaiser persönlich empfing Adolf August in Neustadt sehr gnädig und nahm die Briefe des Grafen von Oettingen entgegen. Demselben war es gelungen noch vor Ausgang Juni 375 Gefangene aus den Gefängnissen von Constantinopel entlassen zu sehen und nach Deutschland zu schicken. Ein besonderer Vertrag über den Loskauf aller Sklaven, welche aus kaiserlichen Staaten gebürtig waren, und deren Kinder, wurde später noch vereinbart. Auch der Schutz der Katholiken in dem osmanischen Reiche war nach den verschiedensten Seiten auf das wirksamste hergestellt worden. Mit Zurücklassung des Ritters Leopold Mamurca della Torre als ständigen kaiserlichen Residenten bei der Pforte, wandte Graf Oettingen sich im October gleichfalls wieder der Heimath zu, wobei es ihm noch gelang an 1000 christlichen Gefangenen die Freiheit wieder zu verschaffen. Am 29. Januar 1701 hielt er seinen glänzenden Einzug zu Wien.

Währenddem war auch der osmanische außerordentliche Botschafter Ibrahim in allen Ehren von dem kaiserlichen Hofe entlassen worden, nachdem sein Aufenthalt dem Schatz 300,000 G. gekostet hatte.

Die Grenzregulirungsgeschäfte hatte in der Hauptsache der Graf Luigi Marsigli abzumachen gehabt; mehrere complicirte Verträge beendigten die langwierigen Verhandlungen hierüber. Zinkeisen, in seiner Geschichte des osmanischen Reiches, bemerkt darüber zum Schluß: An der Stelle, wo sich in der Nähe der Festung Knin das kaiserliche, venetianische und osmanische Gebiet scheiden sollten, wurde auf einer Anhöhe eine vier Klaftern breite und zwei Klaftern hohe Steinpyramide errichtet, von welcher zwei kleine Mauern ausliefen, die die Richtung der Grenzen nach beiden Seiten hin andeuten sollten. Das war der eigentliche Markstein, welcher der Macht des Islam von dieser Seite auf europäischem Boden an der Schwelle des 18. Jahrhunderts für alle künftigen Zeiten gesetzt wurde, gewissermaßen das symbolische „Bis hierher und nicht weiter" für den Fortschritt des seit Jahrhunderten so drohend in die christliche Welt hineinragenden Halbmonds.

R. Goecke.

Briefe von Herder an Ring.

1.

Allen meinen Morgenseegen an Sie und Madame. Meine Bitte ist kühn und dreust: sie ist nehmlich, Hochgeschätzter Freund, um nichts weniger, als um ihr Mssr. von dem wir gestern gestört wurden, und ohne Zweifel immer werden gestört werden — das mich aber doch so sehr interessirt, daß hin und wieder ein kleiner Einblick auf merkwürdige Rubriken mir auf gewisse Weise ein verkürzter Umgang mit allen den seyn könnte, mit denen Sie umgegangen sind. Das heiligste Siegel der Freundschaft, der Verschwiegenheit und aller Behutsamkeit, würde auf dem, was ich lese ruhen; ich fühle aber das Zudringliche [corrigirt aus „Zudringlichkeit"] meiner Bitte so sehr, daß ich Ihnen auch freilich die Verweigerung einer so schönen Morgenlectüre nicht übel nähme.

Herder.

Das Billet ist etwa am 30. August oder 1. September 1770 in Karlsruhe geschrieben, wo Herder auf der Reise nach Straßburg verweilte. Ein ausführlicher Brief an Karoline Flachsland vom 30. August zeigt, wie wenig der mißmuthige sich trotz dem herzlichen Entgegenkommen des Markgrafen daselbst gefiel. Die gelehrte Fürstin war ihm geradezu unangenehm. Die Bitte bezieht sich vielleicht auf Rings, wie es scheint, nicht erhaltenes Manuscript: Historia secessus mei Turicensis, Notizenkram über Zürich, über Bodmer, Wieland, Geßner und andere bekannte Männer. Jedenfalls hat Herder einen Theil von Rings Abschriften Klopstockscher Oden mitgenommen, seinem „Gesangbuch" einverleibt und den Darmstädtern für die berühmte Sammlung von 1771 mitgetheilt, deren unkritische Anlage ihn später ärgern sollte. Ring, den „gelehrten Gott sei bei uns!", seine Bibliothek und Odensammlung erwähnt Herder auch in dem bereits herangezogenen Briefe an die Braut (Lebensbild 3, 77 und 80). Weitere Oden, zum Theil aus der „Sammlung vermischter Schriften", auch solche, die Klopstock nicht mit Sicherheit zugeschrieben werden können, erbat er sich kurz darauf nach Straßburg. Suphans Freundlichkeit läßt mich übersehen, wie emsig Herder lange Jahre hindurch Klopstockiana sammelte; unter anderem hat er auch den anakreontischen Brief an Fanny aus Friedensburg copirt.

Verhängnißvoll erwies sich für Herder der im Ringschen Verwandtenkreise — der erwähnte Hofkammerrath ist Wielandt — laut gewordene Rath, für sein Augenleiden die Hülfe eines Straßburger Arztes zu suchen. Was Herder in dem „Lumpenloch" Straßburg unter Lobsteins Händen gelitten hat, ist allen, wenn nicht aus den Briefen im Lebensbild (3, 267 oder 329 u. s. w.), so doch aus Goethes Schilderung bekannt. Das dritte Schreiben an Ring zeigt im Gegensatz zu den sonst so zierlichen Zügen durch seine unschöne Flüchtigkeit die Spuren jener Folter.

2.

Wohlgebohrner, Hochgeehrter
HochzuEhrender Herr Hofrath,

Mein Brief ist nicht dazu, um einen Complimentenabschied zu ersetzen, den wir uns den letzten Abend einander schuldig blieben; ich schreibe ihn, um Ihnen, ganz Complimentenlos den besten Freundschaftsdank zu sagen, für Alle die Höflichkeiten und Aufmerksamkeit, die Sie und Madame mir bei meinem Aufenthalt in Carlsruhe bewiesen haben, und sie mir dazu in einer Gesinnung und Gemüthslage bewiesen haben, die eher dazu war, Freunde von mir abzuschrecken, als mir welche zu machen. Ich kann nichts, als ähnliche Gelegenheiten wünschen, Ihnen meine Dienstgeflißenheit zu zeigen, und auch alsdenn würd ich Ihrer Zuvorkommenheit weit nachbleiben.

Sie haben mir erlaubt, Sie mit den Briefen beschweren zu dörfen, die mich zu spät in Karlsruhe suchen dörften. Da ichs aber vergessen, es dem Posthause zu melden, daß meine Briefe Ihnen eingehändigt würden; darf ich zu der Einen Güte mir die Andre hinzu erbitten, diese Bestellung auf dem Posthause zu machen? Ich erwarte*) Briefe, nach denen ich fast Tage und Stunden zähle.

Noch blieben Sie mir einige Klopstockſche Oden schuldig, die wir ansehen wollten, ob ich sie kenne. Die ich etwa, außer denen mitgenommenen, noch kennen möchte**), wären: a) die an Bodmer „Der die Schickungen lenkt!“ b) die auf die Zürcher Seefahrt c) eine „Als ich unter den Menschen noch war, da war ich ein Jüngling ꝛc.“ d) eine andre „am Thor des Himmels stand ich ꝛc.“ e) einen Psalm „Psalter singe den HErrn!“ f) eine an Gott, da er sich die Meta erbittet g) eine sehr schöne „wenn ich nun todt bin“ das wären sie aber auch alle, und vielleicht sind die Ihrigen ganz Andre. Aber auch von diesen würde ich mir, im Fall es ohne Mühe geschehen könnte, gern eine Abschrift von

---

*) Herder hatte sich am 25. August in Darmstadt mit Karoline Flachsland verlobt. Doch ist hier weniger an Liebesbriefe, als an die Verhandlungen mit dem Grafen von Schaumburg zu denken, vgl. Lebensbild 3, 109: „der fatale Brief von Bückeburg kommt noch nicht, und er ist doch so lange vor Ihrem letzten Briefe unterwegens! Hier ist er nicht! in Karlsruhe habe ich Ring die Postkommission gegeben, und allenfalls sollte man da ja auch wohl wissen, wo der Prinz von Holstein sey“.

**) a und b erst separat, dann zugänglicher in der „Sammlung vermischter Schriften“ 2, 366 ff. (Oden von Klopstock. Die 1. Ode an Herrn Bodmer. — Zweyte Ode von der Fahrt auf der Zürcher See“.) c. zuerst in der Nachbarschaft Klopstockscher Beiträge, Sammlung 1, 373 ff. als „Ode“, später „Der Adler“ (zuerst 1771 in Schubarts leichtfertiger Ausgabe „Friedrich Gottlieb Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke“ S. 23 ff.) oder „Die Verwandlung“ (1771 Darmstädter Sammlung S. 79). Auch bei Cramer, bei Back und Spindler. Klopstocks Autorschaft ist nicht sicher. d. Diese Ode, welche Fanny und Meta zugleich nennt, wird von Cramer sehr energisch Füßli zugeschrieben. Vgl. dagegen Herder, Lebensbild 3, 103, über die „Schmidtin“ und die „Mollerin“: „unter meinen Papieren in Liefland liegt auch eine Ode, die diese Doppelliebe zum Thema hat, da Klopstock um die erste bittet, und ein Engel ihm die zweite giebt. Weil aber auch diese Ode zu stolz und fast abgöttisch ward, so hat man in eben dem Schweizerblatte, wo sie erschien, sie bald nachher Klopstock abgeleugnet: ich glaube aber doch, daß sie von ihm ist und sie hat vortreffliche Stellen.“ „An Meta“ Darmstädter Sammlung S. 134, Cramer 3, 19 ff. Zuerst in den Zürcher Freymüth. Nachrichten 1760, S. 210 ff. Vgl. noch Lebensbild 3, 276. e. „Psalter, singe dem HErrn! geuß Sibertöne“, erst „Psalm“, später „Für den König“ überschrieben. f. Statt Meta muß es Fanny heißen; gemeint ist die berühmte, oft verherrlichte und früh belächelte „Ode an Gott“: „Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart“, 1751. g. Vgl. Lebensbild 3, 138. Es ist die ohne Klockstocks Wissen durch Gisele in der „Sammlung vermischter Schriften“ 1, 230 f. veröffentlichte „Ode an Daphnen“: „Wenn ich einst todt bin“, (später „An Fanny“: „Wenn einst ich todt bin“).

b. c. d. f. g. erbitten; oder wo es anginge, das ganze Mscr., daß ich selbst mein Abschreiber seyn könnte.

Noch eine dritte Bitte wäre die, um den Namen des Augenarztes, den mir der Hr. Hofkammerrath, Ihr Schwager, nennen wollte, aber vergaß. Vermelden Sie an ihn und alle, die sich meiner etwa gut erinnern, besonders an Hrn. von Mindesheim [Hofmarschall von Münzesheim?] meine Ergebenheit: so auch an Hrn. Hofrath Molter u. Hrn. Rath Kölreuter, denen ich beiden meinen Besuch schuldig geblieben bin, weil ich überhaupt in Karlsruhe das Wenigste genossen, wie ichs hätte genießen sollen. Mein Brief enthält schon lauter Bitten, Aufträge und Betteleyen; ich habe aber noch Eine nothwendige, nehmlich die Bitte, mich den Durchl. Prinzen zu Füßen zu legen, und Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen.

Ich bin zu neu in Strasburg, als daß ich meinen Brief fruchtbarer u. wichtiger machen könnte; ich breche also kurz ab, und unterzeichne mich mit der wahresten Achtung Ihren

ergebensten Diener
Herder.

3.

Was Sie, hochgeschätzter Freund, von allem meinem langen Stillschweigen auf so viele Briefe mögen gedacht haben, kann so vielerlei seyn, daß es zu schwer wäre, dies Vielerlei errathen zu wollen. Hören Sie also Einigerlei, daß ich darüber zu sagen habe.

Zuerst wars Befremdniß an dem neuen Ort, dahin ich kam, die mir vielfache Zerstreuung aufgab, mich erst zu orientiren; unmittelbar drauf kam ich auf einige*) Antiquarische Nachspürungen, die wohl bald dem Publiko vorgelegt werden sollen, u. die mich in Aegyptischem, Hebräischen u. Arabischen Sande umherführten. Gleich darauf beschäftigte mich die Trennung vom Prinzen und endlich der unseligste Einfall meines Lebens, der mir in Karlsruhe eingegeben ward, die Besserung meines Auges zu suchen — lassen Sie mich vom Letztern noch ein paar Worte hinzusetzen.

Vielleicht hab' ichs mir schon bei Ihnen (gegen Sie, meine ich) etwas dunkel merken laßen, daß meine Reise mit dem Prinzen nach Italien nicht so ganz zuverläßig von meiner Seite wäre; und in Straßburg fanden sich zu bald Umstände, die diese Zuversicht völlig negativ machten. Ich weiß nicht, von welcher Seite diese Trennung Ihrem Hofe bekannt gemacht worden aber daß weiß ich, daß ich aus eignem Gutbefinden, wider alle Vorstellungen des Prinzen, den ich noch äußerst liebe und wider alle Genehmigung der Herzogin, die immer äußerst viel Zutrauen auf mich gesezt und mehr als ich verdiene, ja endlich wider alles Vermuthen u. Wünschen des ganzen Hollsteins meine Stelle resignirt u. den Posten des Consistorialraths u. Oberpredigers der Grafschaft Lippe Schaumburg, mit vielen Zuvorkommenheiten des Grafen, meines Herren, angenommen.

Um nicht so ganz ut canis e Nilo Straßburg zu verlassen**), entschloß ich

*) Vgl. Lebensbild 3, 200 ff. Die „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" erschien erst 1774.

**) Vgl. an Begrow Lebensbild 3, 266: „Ehe ich nun Straßburg verließ, sann ich noch auf eine Narrheit, damit ich diesen Ort, so wie alle, in denen ich in meinem lieben Leben gewesen bin, bezeichnen könnte: zwo stellten sich mir dar: ob ich mir zum Spaß einen theologischen Doktorhut sollte aufsetzen, oder meine Nase durchbohren lassen, der Thränenfistel wegen. Der Nasengang bekam vor dem Narrenhut den Vorzug", und so weiter im bittersten Tone.

mich also, mein Auge operiren zu laßen, u. Prof. Lobstein versicherte mich des glücklichen Ausgangs in höchstens 3. Wochen. Aus den drey Wochen sind nicht blos zweimal drei Monathe, sondern aus Einem Schnitt und Einer Nasenbohrung sind wohl 20.! Schnitte u. 200. Sondirungen etc. geworden, u. endlich nach allen Schmerzen, Kosten, Unruhen, Verdrüßlichkeiten etc. ist mein Auge ärger, als es wahr! Daß ich Materie gnug hätte, eine höchst tragischlustige Epopee, oder Opthalmomachie [so] zu schreiben! = = Ists nicht Elends gnug [„um" durchgestrichen] für vernachläßigte Antwort gestraft zu seyn?

Was ich am meisten bedaure, ist, durch solche erbärmliche Situation weder*) Straßburgs noch aller Nachbarschaft umher froh geworden zu seyn, u. darunter ist auch, Werthester Freund, Ihr Briefwechsel!

Glauben Sie indeßen, daß ich auch in die Entfernung das dankbarste u. freundschaftlichste Andenken an Sie mitnehme, u. wo ich Ihnen in litterarischen Angelegenheiten nutzbar seyn kann, will ichs mit willigster Seele seyn. Für die Klopst. Oden bin ich Ihnen ergebenst verbunden u. das Mscr. komt zurück.

Sollte Ihnen Klotz**) noch was anhaben: so wüßte ich den besten Rath, daß

---

*) Ueber Herders Zurückgezogenheit schreibt Stöber an Ring (o. D., Ende September?): „Von dem HE Herder kann ich Ihnen, werthester Freund, nichts anders sagen, als daß ich ihn verschiedene mal vergeblich gesucht habe. Er hat neulich ein gut Stoß von meinen Büchern begehrt, gebraucht und zurück geschickt. Wenn Er nicht bey dem Prinzen, so ist er bey seinen Büchern eingeschlossen." Stöber weiß nicht, ob Herder das, was ihm Ring übermittelt, wieder zurückgesandt hat.

**) Ring hatte den immer auf der Mensur stehenden Klotz durch seine „Paragraphen" gereizt, als deren Verfasser er sich in den Noten zu seiner Ausgabe von Schöpflins Opera oratoria 1769 verrieth. Gegen diese schrieb Klotz in den Acta litteraria V 3, 243 ff., zugleich Ring jeden color latinus absprechend. Das Gegentheil zu beweisen, veröffentlichte Ring 1769 seine De Matris Ciceronum circa rem familiarem providentia, qua Lagenas etiam inanes obsignasse legitur commentatiuncula. In seinen Diarien finden sich noch mehrere lateinische und deutsche Entwürfe zu einer „Parodie" auf Klotz von Malleus oder Peter Hammer. Klotzens Tod entlockte ihm das Epigramm:

„Censor atrox, multum sed castigatus et ipse
Plaudite scriptores, Klozius occubuit.

Auch dieser Hannibal im Schreiben Läßt nun das Kriegen bleiben; Die Fehde hat ihr End erreicht, Der grose Zänker schweigt, Der Ruhm, den er davon getragen, Ist der, daß es Journale sagen: Er hatte seines Gleichen nicht Im Zanken — und hier schließt sich schon sein Lobgedicht."

Ring war sowohl mit den Klotzianern Harles und Riedel, beide auch Herderschen Andenkens, als mit dem Antiklotzianer Reinhard befreundet. Der Briefwechsel bietet saubere Beiträge zur deutschen Gelehrtengeschichte. Ich citire für Herder, was der behutsame Harles Erlangen 12. Dec. 1770 an Ring schreibt: „Daß Sie mit Herder vergnügt gelebt, gönne ihnen von Herzen; wenn er aber der critische Waldmann ist, wie er nach vielen Datis wohl bleiben wird, so beneide ich Sie nicht. Dann ist er mir zu sehr Faunus: auch wenn ich nicht sagen wollte, daß er in seinen critischen Wäldchen etwas grausam von mir geurtheilt hat, ehe er mich genauer kannte. Hrn. Klotz hat er zu viel gethan. Ich kenne die guten und nicht guten Seiten des Hrn. Klotzens, da ich in Jena lange Zeit sein Stuben-Pursch gewesen bin. Ich weiß aber auch daß das Gute überwiegend ist." Riedel Erfurt o. D. (Mai 1771): „Grüßen Sie Herdern de ma part: Wieland u. ich haben schon vor 3 Jahren geurtheilt und prophezeyet, daß er dereinst von dem übertribenen Enthusiasmus und von dem seltsamen Ton, in den er sich hineingearbeitet, so gut zurückkommen, als W. von seinen ätherischen Spatziergängen, und dann einer unsrer besten Schriftsteller werden würde. Die Pause, die er seit einigen Jahren in seiner Autorschaft gemacht hat, läßt mich muthmaßen, daß unsere Prophezeyung schon mehr, als zur Hälfte, eingetroffen ist." Reinhard aber schreibt mit collegialer Bosheit Erlangen 11. Febr. 1771: die „Nachricht von HEn Herder" in der Erlanger gel. Zeitung sei von dem einfältigen Harles; damit Herder, der es übelnehmen werde, nicht andre soupçonniere, möge Ring ihm das mittheilen.

Sie, dem die lateinische Muse so günstig ist, solch ein Stück de Klotzianismo literario schrieben, als man de galantismo, Machiavellismo etc. hat. Leßing im 2ten Theil der antiqu. Briefe hat Ihnen die Definitio vorgezeichnet, u. Ihrer Känntniß der Litt. Histor. einzelner Gelehrten wird Ihnen an Material dazu reichen Zuschub gewähren — Das hieße denn ihn mit seinem Degen gewürgt.

Meine Abreise von hier ist in 8 Tagen, u. ich versehe mich von Ihnen einer freundschaftlichen Antwort so wie ichs noch wage, Ihrem vortreflichen Fürsten meine Danksagung schriftlich zu Füßen zu legen, für die viele Gnade die er mir erzeigt.

An die Frau Hofräthin meine ergebenste Hochachtung u. an Sie meine aufrichtigste Unterschrift der Ergebenheit

Herder.

P. S. Es ist ja bei Ihnen ein*) Brief der Gräfin von Wartensleben an Agathon gedruckt. Haben Sie kein Exemplar, es Einem, der kein Agathon ist, mitzutheilen. Grüßen Sie alle die, die sich meiner gut erinnern, so wie ich viele von Ihnen noch würklich recht sehnlich einmal zu sprechen wünschte! Leben Sie wohl!

Noch eins! Es ist mir in diesen Tagen eine Stelle angetragen, die ich aber aus vielen Ursachen ausgeschlagen, und die mich in Ihrer Nachbarschaft erhalten hätte, die Stelle eines Prof. der Theologie und Superintendenten in Gießen pp. Es thut mir leid, daß ich damals aus Versehen der Zeit dem Wunsche Ihres so guten Herrn nicht habe nachkommen können, vor ihm zu predigen = wer hätte gedacht, daß ich zum letzten mal in Karlsruhe seyn sollte.

Der vorstehende Brief ist Ende März oder Anfang April 1771 geschrieben. Schon im September hatte Herder dem Prinzen gekündigt; im October schreibt er von der gnädig und nur mit bedauerndem Widerstreben gewährten Entlassung. Neid der Umgebung hatte mitgewirkt. Vgl. Lebensbild 3, 108 und 208 und über das Nachspiel die Erinnerungen 1, 213 f. Die Bückeburger standen schon lange in Unterhandlung mit ihm. Zur Auf-

---

*) Ring hatte ihn von seiner Schwägerin, der Hofkammerräthin Bolz in Wetzlar, erhalten und ohne weiteres drucken lassen. Sie schreibt 4. August 1771 über die Verbreitung bis Frankfurt: „welches mir deswegen leyd ist, weilen ich Wielanden versichert, daß nur wenige gedruckt wären, und alle Schuld auf mich genommen habe, da ich gesehen, daß er empfindlich darüber zu werden schien, und sich gar nicht zu besinnen wußte, wer? oder wie? es möglich geweßen eine Abschrift davon zu nehmen; zuletzt beruhigte er sich damit — daß er hofte die Gräfin werde sich darüber wegsetzen, und seye ihme nur darum, daß dieselbe ihn vor einen indiscreten Mann halten werde; ich aber glaube, daß es ihr heimlich lieb sein werde, daß ihr Briefwechsel mit diesem berühmt schönen Geist bekannt worden, da sie ohnehin gern mit ihrem Verstande und guten Charakter zu brilliren suchet; denn etliche Unwahrheiten ausgenommen, mit welchen sie sich einer Person, die sie nicht versönlich kennt, schätzbarer machen will, ist ihr Brief allemal vor ein Frauenzimmer schön genug gesezt, vor ein Muster der Deutschen Schreibart wird er aber schwerlich passiren können.“ Vgl. Wielands Ausgewählte Briefe 3, 61.

klärung der Umstände, unter denen sich Herders Trennnng von dem ihm anhänglichen stumpfsinnigen Prinzen und seinem „Geheimerath“ (Lebensbild 3, 108) auf eine „halb schiefe freundschaftliche Art“ vollzog, lasse ich ein Schreiben Herders an den letzteren folgen, das — ich weiß nicht wie — dem neugierigen Ring unter die Finger gekommen und dadurch uns abschriftlich erhalten worden ist. Wir dürfen als Tag der Abfassung den 20. September 1770 ansetzen.

4.

Hochwolgeborener p p p.

Ich glaubte zwar nicht, daß ich von der mir in meinem Accord von Sr. Durchlaucht dem Bischofe gnädigst u. uneingeschränkt zugestandnen Freyheit so bald würde Gebrauch zu machen haben; ich habe es indeßen u. thue es mit dieser schriftlichen Erklärung an Eure Hochwolgeboren, sowie ichs nächstens nach Eutin thun werde.

Man hat sich geirret, man hat zu meiner Stelle einen Candidaten der Theologie haben wollen, der zugleich Hofmeister wäre. Ich bins nicht; man ist hier aber in Gegenden, wo man zehn solche Geschöpfe statt eines haben kann. Hier kann mans haben; in Italien wäre ich gebunden u. der Prinz bei einer solchen Situation verlegener.

So viel Verbindlichkeiten ich gegen den Eutinischen Hof habe, so denkt er zu edel, als von mir eine Aufopferung der besten Jahre zu einer Reise zu verlangen, die für mich keine Reise ist, und zu Situationen, wo ich nicht weiß, was ich seyn soll.

Ich habe nie um meine gegenwärtige Stelle gesucht; ich habe aber auch nie geglaubt, mit ihr in Umstände zu kommen, wo ich wie z. e. heut zum Mittagsbrodt ohne Tischtuch oder Bedienten, mir selbst unten das Salz erbetteln müßte. Eine nichtswürdige Null oder ein Gespött der Leute zu seyn habe ich weder Lust noch Bedürfniß. Und das ist ein Fall aus mehrern.

Das Ende dieses Monats hoffe ich also, wird das Ende meiner jezigen Geschäfte seyn und um vor dem Publikum den Anschein eines Bruchs zu vermeiden, nehme ich das Primariat in der Grafschaft Schaumburg Lippe an, dem ich sonst die Reise nach Italien vorgezogen hätte, selbst auf meine eigenen Kosten.

Ich würde meiner Ueberzeugung Unrecht thun, wenn ich dem Prinzen je einen beßern Führer wünschen wolte, als sie sind. Ich werde allezeit mit der Achtung gegen soviele Ihrer Eigenschaften u. Talente reden, mit der ich von Ihnen aufrichtig denke, u. wenn ich überhaupt die erste Offenheit unsers Umgangs zurückhole, so verwünsche ich den ersten Augenblick, der uns ohne Schuld erkältete und entfernte. Ich bin mit aller Achtung

HEn Geh. Rath von Cappelmann
Hochwolgeborn.

Dero gehorsamster Diener
Herder.

Um nochmals zum Schlusse des dritten Briefes an Ring zurückzukehren, so hatte derselbe eine dringende Einladung nach Karlsruhe zur Folge. Man

wollte sich die Gelegenheit, Herder, der im August die Darmstädter so entzückt hatte*), predigen zu hören, nicht entgehen lassen.

Das deutsche Publicum ist jetzt endlich in der Lage, sich über den Entwicklungsgang Herders, der an befruchtender Ideenfülle seines gleichen sucht, an der Hand einer würdigen Darstellung und einer mustergiltigen historisch-kritischen Ausgabe zu unterrichten. Haym wird im Herbst den zweiten Halbband seiner ausgezeichneten Monographie: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken" (Berlin, Gärtner) erscheinen lassen; Suphan legt mit bewundernswerther Arbeitskraft Band auf Band von „Herders sämmtlichen Werken" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1877 ff.) vor. Herders Nachkommen, das preußische Cultusministerium, der Biograph, der Herausgeber, sie alle sind sich der hohen Pflicht gegen den großen Anreger bewußt. Es ist nun eine Ehrensache für die gebildeten Deutschen, an das neue doppelte Denkmal fördernd heranzutreten.

Erich Schmidt.

---

*) Ring notirt 1803 in seinem Quodlibet: „Obit Herderus amicus veteranus" und weiter

Herderus moritur — Klopstocki! te sequiturque
Te Gleimi, cultos undique ab arte viros
At superant pauci vos forte brevi secuturi
Et tum pugnabunt andabatae [am Rand: Goethiadae] pugiles.

Als Herder vor 27 [32] Jahren auf Begehren Serenissimi an einem Wochentage, wo sonst keine Predigt, sondern blos Betstunde war, im Schlosse predigte, und allgemein applaudirt wurde, der alte v. Palm beym Herausgehen sagte: Wenn Ew. Durchlaucht so einen Hofprediger haben, so will ich in meinem Leben weiter nichts mehr thun, als zur Noth essen, trinken, schlafen und in die Kirche gehn und der alte Macklot über alle Bänke zu mir hinkroch mit Zettergeschrey von mir die Rede zum Druck foderte und alle Welt gerührt mir dankte, meinen Freund so aufgestellt zu haben, lärmten am folgenden Sonntag gewisse Leute gewaltig von der Kanzel herab denn sie besorgten, er möchte hängen bleiben, er der 3. andre Vocationen in der Tasche hatte, schrieb ich in der Kirche folgendes mit Bleystift auf ein Stückchen Papier nieder:

Ach! zörnt doch über Herdern nicht,
Ihr guten Leutgen! denn wenn Herder spricht,
So reißt er durch sein mächtig Wort
Verstand, Herz und Gefühl auch wider Willen fort;
Wenn ihr sprecht, ists ach leider! so gedähnt-gedähnt,
Daß man auch wider Willen — gähnt."

Rings Sohn Carl Ludwig theilt in seinem werthlosen Buche „Herders Leben" (Karlsruhe 1822) S. 104 f. die „damals von einem aufgeweckten Geistes-Verwandten (!) nach angehörter Predigt niedergeschriebenen Zeilen" mit einigen Veränderungen mit.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Politische Randglossen. Die Vorgänge in Frankreich. — Die französische Republik kann sich bis dahin nicht über Ungunst des Glückes beschweren. Jetzt hat sie durch einen ganz unerwarteten Zufall einen ausnehmenden Beweis von dessen andauernder Gunst erhalten. Der jähe Tod des kaiserlichen Prinzen macht der Republik von einer Seite Luft, von der ihr nach allen Anzeichen die nächste Gefahr drohte. Mindestens für den Augenblick sind die Hoffnungen auf die Wiederherstellung des Kaiserreichs tief gesunken, nahezu vernichtet. Der Prinz besaß gerade in seiner Harmlosigkeit, in seiner wenig bemerkten Existenz Eigenschaften, die ihn als Prätendenten empfahlen. Er war ein unbeschriebenes Blatt, das die Parteien der Zukunft ganz nach Wunsch mit ihren Hoffnungen beschreiben konnten. Auch die Lächerlichkeit der „Feuertaufe" von Saarbrücken fiel doch mehr auf den Vater zurück als auf den Prinzen selbst. „Ist nun das nicht eine Sünde" — so sang der alte Schartenmayer — „an so einem jungen Kinde, das noch nicht ist confirmirt, daß man es zum Blutdurst führt?" Die Umgebung des Prinzen, seine Mutter Eugenie zusammt dem Vicekanzler Rouher, bildeten den Herd einer nicht verächtlichen Conspiration, deren Agenten mit zuversichtlichem Lärm, mit steigender Dreistigkeit auftraten und den republikanischen Machthabern zu schaffen machten. Jetzt ist dieses Hauptquartier der kaiserlichen Restauration im Innersten getroffen. Ihre ganze Hoffnung ist durch die Assagais der Zulukaffern zertrümmert, und wenn sich die Partei von diesem Schlage wieder erholt, so ist dies in jedem Falle nicht von der nächsten Zeit zu erwarten. Es ist kaum anzunehmen, daß aus dem „Heldentod" des Prinzen viel Capital für die kaiserliche Sache sich schlagen läßt. Er ist für eine Sache gefallen, die den Franzosen fremd und gleichgiltig ist, als ein Abenteurer, der auf eigne Faust handelte und sich in Gefahr begab, noch dazu im Dienste einer Macht, mit der Frankreich zur Zeit auf mehr als einem Puncte rivalisirt. Der nächste Erbe der kaiserlichen Traditionen ist ein Mann, der den denkbar geringsten Grad von Achtung genießt, der von der Partei seines Hauses mit Eclat sich getrennt, als der rothe Prinz wiederholt für die Grundsätze der Revolution, ja für die republikanische Staatsform sich ausgesprochen hat; unheilbar zerfallen mit den Klericalen, ohne deren Beistand die Wiederherstellung des Kaiserreichs eine Unmöglichkeit ist; ein Mann des Vertrauens nicht einmal für seine Partei, viel weniger für die Nation. Möglich, daß die Spaltung im kaiserlichen Lager vor aller Welt sich verschärfen, anstatt in Bälde sich schließen wird.

Und dieser Glücksfall wird der Republik in einem Augenblick zu Theil, wo er ihr am willkommensten ist. Die Kunde aus Südafrika traf ein, als

kaum dem verwegensten Faustkämpfer der Kaiserpartei das Wort entflohen war, er begrüße die Rückkehr der Kammern nach Paris als den Anfang vom Ende, als die Einleitung zum Sturze der Republik. Das war doch nicht blos eitle Renommage, sondern ein Wort, das auf wiederholte Erfahrungen der Geschichte sich berufen konnte. Auch wenn nicht die langwierigen Debatten vorausgegangen wären, könnte man sich nicht darüber täuschen, daß die Uebersiedelung nach Paris für die Republik eine neue Periode einleitet. In Paris erst hat sie ihre Probe zu bestehen. Die Maßregel mag unerläßlich, unaufschiebbar gewesen sein, aber sie ist wiederum ein verhängnißvoller Schritt auf der gleitenden Bahn, auf der sich die Republik mit zunehmender Geschwindigkeit bewegt. Ob noch ein Anhalten möglich ist, ob die gemäßigten Elemente sich der blindrevolutionären werden erwehren können, das hat sich jetzt erst zu entscheiden, seitdem das Uebergewicht der Hauptstadt wieder in sein historisches Recht eingesetzt ist. Die Rückkehr des Parlaments nach Paris erfolgt zu gleicher Zeit mit der Rückkehr hunderter von Communarden; doch davon abgesehen, sind hinfort die Clubs und das Straßenpflaster wieder Mächte, mit denen zu rechnen ist. Die stürmischen Vorgänge in der Kammer selbst haben in übler Weise die unmittelbar bevorstehende Uebersiedelung nach Paris eingeläutet. Vielleicht war es Berechnung der Bonapartisten, gerade in diesem Zeitpuncte Scenen herbeizuführen, welche die Leidenschaften aufs äußerste erhitzten und die Fortführung der parlamentarischen Verhandlungen fast unmöglich machten. Jetzt ist diese Berechnung über den Haufen geworfen. Oder, um vorsichtiger zu reden, zum mindesten haben die Bonapartisten das Gebäude ihrer Combinationen von Grund aus neu aufzuführen.

Denn das Triumphgeschrei der Republikaner, der Bonapartismus sei todt und begraben, ist unzweifelhaft verfrüht. Wenn das bonapartistische System Aussicht in Frankreich hatte, so war es nicht wegen der Persönlichkeit des nächsten Prätendenten, sondern weil in der politischen Gegenwart Frankreichs starke Elemente vorhanden sind, die mit Nothwendigkeit zu einer solchen Lösung drängen, gleichviel, wer die Persönlichkeit ist, welcher der cäsarische Thron am Ende zufällt. Zudem ist das bonapartistische Geschlecht keineswegs erschöpft. Eignet sich Prinz Jerome wenig zur Rolle eines Prätendenten, so besitzt er zwei Söhne, die wenigstens frei sind von den Makeln, die dem Vater anhaften. Noch mehr, sie vereinigen Qualitäten, die ihnen nach verschiedenen Seiten von Nutzen sein können. Söhne des rothen Prinzen, können sie sich zugleich rühmen, durch ihre Mutter aus einem der ältesten und legitimsten Häuser Europas abzustammen. Auch werden sie französischer Sitte gemäß, die ja auch in den Häusern frivoler Väter beobachtet zu werden pflegt, eine correct klericale Erziehung genossen haben. Es wird nicht anders sein, auch wenn nicht ihre Mutter um ihrer bigotten Gesinnung willen be-

kannt wäre. Das alles gebietet, mit dem Urtheil, daß der Bonapartismus todt ist, noch zurückzuhalten.

Jene stürmischen Kammerauftritte aber, deren Held der jüngere Granier aus Cassagnac war, bieten noch eine Seite dar, die bei uns Deutschen nicht übersehen zu werden verdient. Es ist dort der gleiche Fall wie im deutschen Reichstag eingetreten, daß nämlich die bestehende Geschäftsordnung sich unzulänglich erwies, gröblichem parlamentarischen Unfug zu steuern. Die Verschiedenheit des Verfahrens in beiden Ländern aber ist bezeichnend. In Deutschland bringen die Regierungen, nach vorausgegangener Berathung in ihrem Schooße, Abänderungsvorschläge ein, der Reichstag verwirft sie, und seitdem entsteht eine eigene Literatur, die Staatsrechtslehrer sind in Bewegung, eine Commission ist in Thätigkeit; von allen Seiten wird Material herbeigetragen zur Beurtheilung eines Falles, durch den die Anzahl der interessanten „Fragen" glücklich um eine neue vermehrt ist. In Frankreich ist im ersten Augenblick Alles darüber einig, daß die Geschäftsordnung abzuändern, zu verschärfen ist. Man empfindet das praktische Bedürfniß, das genügt, man holt nicht erst mit Gelehrtenfleiß die Präcedenzfälle aus dem grauen Alterthum herbei. Noch mehr — es vergehen nicht vierundzwanzig Stunden, so hat schon die ausschlaggebende Partei eine neue Geschäftsordnung, die Abhülfe schaffen soll, ausgearbeitet und vorgelegt. Dieses Project ist ohne Zweifel sehr übereilt, sehr unvollkommen, es bedarf der gründlichen Revision, aber das Charakteristische ist dies, daß aus der Mitte des Parlaments heraus die herrschende Partei sofort der Regierung und dem Präsidium beispringt. Das ist praktische Politik und davon können wir lernen. g.

Aus Wien. Wahlbewegung. Conservative Aussichten. Theaterstille. Bilder von Defregger und Canon. — Wir stehen mitten in der lebhaftesten Wahlbewegung, d. h. eine große Menge Wahlcandidaten entwickeln eine fieberhafte Thätigkeit, um die Masse der Wähler in Bewegung zu bringen. Wirft man einen Blick in die Zeitungen, so könnte man sich vorstellen, das politische Leben sei wieder erwacht, die Parteien stünden wieder vollzählig im Felde, Jedermann widme die Tagesstunden der Agitation, um sich Abends in einer Wählerversammlung zu erholen. Wer hingegen keine Zeitungen liest, wird gar nicht gewahr werden, daß die Wahlen für das Abgeordnetenhaus vor der Thür stehen. Es ist unglaublich, welchen Grad die Theilnahmlosigkeit erreicht hat. Eine Versammlung der Wähler des achten, die volkreiche Josephstadt umfassenden, städtischen Wahlbezirks wurde gestern abgehalten, nachdem sie überall angekündigt worden war und drei Candidaten und deren Freunde das Ihrige gethan hatten, um Anhänger herbeizuziehen, und als die Probewahl vorgenommen

wurde, fanden sich 27 Stimmzettel! Aehnlich geht es überall, und mehr als je werden die Wahlen Minoritätswahlen sein. „Von den vorgeschlagenen Candidaten paßt mir keiner," sagt der Eine; und der Andere: „Es ist ja ganz einerlei, wen wir in das Haus schicken." Noch bezeichnender ist es, welche Persönlichkeiten die Zeit gekommen glauben, um ein Mandat werben zu können. Man würde es für einen Faschingsscherz halten, wenn nicht positive Nachrichten darüber vorlägen, daß Herr von Ofenheim und mehrere Herren seiner Kategorie mährischen, galizischen, böhmischen Wahlkreisen die Ehre anthun wollen, daß Herr Schindler wieder candidirt und der durch zahlreiche angenehme Processe bekannte Redacteur Scharf, Aerzte, welche ihren Doctorhut aus Philadelphia bezogen haben und für fünf Gulden Honorar Heilung aller unheilbaren Krankheiten inclusive der Medicamente offeriren, Theaterchronisten und die Götter wissen, was noch für zukünftige Staatsmänner. Diese Compagnie, welche sich ihren Falstaff nicht erst zu suchen braucht, giebt die Losung aus: „Wirthschaftliche Umkehr." Der pure Honigseim, um Fliegen zu fangen! Ersparungen im Staatshaushalt, im Militärwesen, Herstellung des Gleichgewichts, Unterstützung der nothleidenden Industrie u. s. w. u. s. w., das alte Lied, welches schon so Unzählbare bis zu dem Moment gesungen haben, wo sie die Worte sollten zur That werden lassen.

Während diese Art von neuen Männern sich sagt: Weshalb sollen denn gerade wir nicht auch einmal Parlament spielen, stehen die alten innerhalb der Verfassungspartei sich in zwei großen Lagern gegenüber, ministeriell oder oppositionell. Auf der letzteren Seite giebt es selbstverständlich Schattirungen. Die Einen wollen nur den Grafen Andrassy, die Anderen auch dessen cisleithanische Collegen und Mitschuldige stürzen; diese sind zu einem Bündnisse mit den Tschechen geneigt, welches jene perhorresciren; hier wird gegen das Delegationssystem Sturm gelaufen, während dort der Gedanke an neue Verfassungsänderungen Entsetzen erregt. Inzwischen steigen am Horizonte Zeichen auf, welche die verschiedenen Fractionen zur Einigkeit mahnen sollten. Es könnte sich ereignen, daß die Herren in die Lage kämen, sich des Sieges zu rühmen und doch keine Siegesfreude empfänden. O weh, ich habe gewonnen! wie der Jude rief, welcher gewettet hatte, daß der Offizier nicht den Gulden zwischen seinen Fingern treffen würde, und dem auch richtig die Hand durchschossen wurde. Das würden die Liberalen so zu übersetzen haben: Wir haben das Ministerium Stremayr (schwerlich den Minister Stremayr!) gestürzt, wir haben die Versöhnung mit den Tschechen erreicht, aber —!

Zwei Zeitungsnachrichten, in welchen der Name Schwarzenberg vorkommt, haben viel zu denken gegeben. Die Nachkommen des Oberfeldherrn

in den Befreiungskriegen und Verwandten des Ministers, welcher den österreichischen Gesammtstaat proclamirte, spielen bekanntlich Hauptrollen in der feudal-klerical-föderalistischen Opposition. Für die verschiedenen Glieder des Hauses mögen verschiedene Elemente dieser Mischung Anziehungskraft haben oder gehabt haben. Der Erzbischof von Prag, der, wenn wir nicht irren, von Pius IX. einmal zum „Primas von Deutschland“ bestellt worden ist, wird den Ton auf klerical legen, während man aus dem Munde des einstigen „Landsknechts“ Friedrich Schwarzenberg, welcher unter Carlisten und Sonderbündlern für die Legitimität gefochten hatte, gelegentlich Aeußerungen vernehmen konnte, aus welchen das Bewußtsein klang, einem Hause anzugehören, welches angeblich älter ist, als die meisten regierenden Familien. Genug, die Abkömmlinge des alten fränkischen Geschlechts haben sich so vollständig in das Tschechenthum eingelebt, wie nur irgend ein Lobkowitz oder Martinitz. Das Haupt der jüngeren Linie, Fürst Karl, nahm eine so pronocirte Stellung ein, daß das Ministerium sich veranlaßt fand, seiner wiederholt erfolgten Wahl zum Präses der Bezirksvertretung in Pisek jedesmal die Bestätigung zu versagen. Jetzt ist diese Bestätigung plötzlich erfolgt. Gleichzeitig tritt ein jüngeres Mitglied der älteren Linie, Fürst Adolf, der Sohn des „Regierenden“, als Reichsrathscandidat mit der Erklärung auf, daß er sich auf den Boden der Verfassung stelle. Es hat also unverkennbar eine Aussöhnung, wenn nicht mit dem Ministerium, doch mit dem Minister des Innern, Grafen Taaffe, stattgefunden, und nur ein starker Glaube könnte annehmen, daß die Schwarzenberge sich bedingungslos unterworfen hätten. In der That taucht auch das Gerücht auf, daß dieser Fürst Adolf ausersehen sei, als Minister für Böhmen in das Cabinet einzutreten, welches bereits ein Mitglied für Galizien besitzt. Ob diejenigen Minister, welche 1871 oder doch auf das damalige Programm hin in die Regierung gekommen sind und schon so viele Opfer gebracht haben, auch diesen weiteren Schritt zum Föderalismus mitmachen würden, darf bezweifelt werden, doch dürfte ihnen, falls es so weit kommt, die Wahl überhaupt erspart bleiben, insofern sie nicht bereits Bürgschaften ihrer entschiedenen Bekehrung zu conservativen Principien gegeben haben.

In Oesterreich praktisch Politik zu treiben, ist nicht leicht, aber unsere Liberalen haben im Allgemeinen auch zu wenig Talent für diese Beschäftigung. Bekanntlich ist von ihnen neuerdings der Versuch einer Annäherung an die Tschechen gemacht worden, und zwar gerade in dem Moment, da diese selbst anfingen, der Abstinenzpolitik satt zu werden. Nichts war natürlicher, als noch ein wenig länger Geduld zu bewahren, Alt- und Jungtschechen ihre Händel unter sich abmachen zu lassen, und erst dann die Hand zu bieten, wenn auch nur ein Theil der letzteren wirklich im Reichsrathe erschienen

wäre. Statt dessen hat man die Mehrzahl wieder bockbeinig gemacht, den zur Versöhnung Geneigten die Thätigkeit erschwert und der Regierung, welche etwa Concessionen auf Kosten der Verfassung machen wollte, die Entschuldigung in den Mund gelegt: Ihr selbst habt uns dazu getrieben. Zweitens ist der große Sturm gegen das Ministerium eine Unklugheit, da die Opposition niemals Aussicht hatte, Männer aus ihrer Mitte ans Ruder zu bringen. Zum dritten fällt der Fortschrittspartei plötzlich ein, mit Heftigkeit die Vorrechte des großen Grundbesitzes anzugreifen. Gewiß ist unser Wahlgesetz mit seinem Gemisch von Volks- und Interessenvertretung ein Curiosum, aber jedes Kind weiß, daß dieses System ausgeheckt worden ist, um den conservativen, aber nicht antideutschen und nicht ultramontanen Adel für die Sache der Verfassung zu interessiren und anderseits in den Provinzen mit gemischter Bevölkerung die deutschen Kaufleute, Industriellen und Landwirthe nicht von den slavischen Mehrheiten total überstimmt werden zu lassen. Sobald den Handels- und Gewerbekammern ihr besonderes Wahlrecht entzogen wird, wird die Vertretung des Deutschthums in Böhmen, Mähren, Krain u. s. w. sehr erheblich reducirt; man kann aber jenen das Privilegium nicht lassen, wenn man es den Großgrundbesitzern nimmt, auf welche es eigentlich abgesehen ist. Mit diesen den Kampf aufzunehmen, wird sich überhaupt keine Regierung leicht entschließen. Ist also einerseits der beabsichtigte Erfolg der Agitation undenkbar, so hat sie einen nichtbeabsichtigten schon erreicht. Schon einmal trieben die Deutschböhmen im (Provinzial-)Landtage den verfassungstreuen Adel zum Bündniß mit dem nationalen und verschuldeten damit zum großen Theil das Zustandekommen jener Schuleinrichtungen, welche die Jugend systematisch zu tschechisiren gestatten. Ebenso zeigen jetzt die Auersperg die Neigung, mit ihren Standesgenossen gemeinsam gegen ihre radicalen Bedroher Front zu machen.

Die leitenden Zeitungen stellen sich an, als ob das Regime ihrer Wahl nur durch eine Action außerhalb der Verfassung und gegen dieselbe beseitigt werden könnte. In kurzem dürften sie belehrt werden, daß die Umkehr ganz verfassungsmäßig vor sich gehen kann und daß eine Verfassung auch nach einer anderen, als der von ihr gewünschten Seite hin auszubauen ist.

Ueber Wien liegt bereits sommerliche Stille, und die Fremden werden wieder mit Recht klagen, daß, abgesehen von der Natur und den öffentlichen Sammlungen, die Stadt so wenig biete. In der Theaterstadt par excellence werden nächstens fast alle Theater geschlossen sein. Früher war es Gebrauch, daß die beiden Hoftheater sich in ihren Ferien ablösten und überdies während des Pausirens der deutschen Opernsaison eine italienische Stagione eingeführt wurde. Jetzt sperren beide Häuser gleichzeitig ihre Pforten und die fremden Sänger läßt man im Winter gastiren, wo es keiner beson-

deren Anziehungskräfte bedürfte. Früher wurde auch mit aller Strenge darauf gehalten, daß die Burgtheatergesellschaft bis zum letzten Juni vollzählig beisammen blieb; jetzt genügen für alle „ersten Mitglieder" (und deren giebt es eine namhafte Anzahl) zwei Monate Ferien nicht zur Erholung, jedes genießt noch seinen besonderen Urlaub zum ernstesten Nachtheil des Ensembles, in welchem die Stärke dieser Bühne besteht. Die Privattheater aber stehen sämmtlich auf so schwachen Füßen, daß sie es in der Regel vorziehen, im Hochsommer zu schließen, um Gagen und Tageskosten zu ersparen. Laube zieht gar mit seiner Stadttheatergesellschaft von einer Stadt zur anderen und scheint die gesegneten Zeiten der „Principalwirthschaft" wieder heraufführen zu wollen! Inzwischen haben wir wenigstens wieder eine Sängerin gewonnen, welche durch Zauber der Stimme, glänzende Technik und die liebenswürdigste Anspruchslosigkeit des Vortrages und Spieles den Besuch der Oper zu einem Genusse macht, Fräulein Bianca Bianchi.

Auch die bildende Kunst hält Ferien. Zuletzt machten noch zwei in jeder Beziehung grundverschiedene Gemälde viel von sich reden, das neueste Hoferbild von Defregger und ein Altarstück von Canon, beide Geschenke an das Kaiserpaar zur silbernen Hochzeit von Mitgliedern der Familie dargebracht. Das erstere gehört zu den besten Arbeiten des trefflichen Meisters. Wie der Sandwirth in der Innsbrucker Burg, umgeben von seinem bäuerlichen Generalstabe und soeben eine Ordre dictirend, einen Hofbeamten empfängt, welcher ihm die goldene Gnadenkette überbringt, das ist wieder mit vollendeter Wahrheit dargestellt, das ist wieder ein historisches Bild von echtem Schrot und Korn. Um so weniger verdient ist der Lärm über Canons Altarbild. Die Theaterplauderer, welche jetzt wenig zu thun haben, scheinen sich auf die bildende Kunst zu werfen und überschwemmen mit ihrem gedankenlosen Phrasengewäsch selbst ernsthafte Blätter. In welchen abgeschmackten Superlativen ist über das Gemälde geschrieben worden, welches durchaus unfertig, unharmonisch in der Farbe und eigentlich nur dadurch merkwürdig ist, daß der Künstler sich bemüht hat, die Besteller, nämlich die Kinder und den Schwiegersohn des Kaisers, in einer Weise abzuconterfeien, daß ihm wenigstens Niemand nachsagen kann, er habe geschmeichelt.

Aus Egypten. Von den Südmarken. — Die Erforschung des inneren Afrika hat in dem letzten Jahrzehnt gewaltige Fortschritte gemacht, ergiebige Landstriche von weiter Ausdehnung sind entdeckt worden und die Zeit scheint näher gerückt, wo ihre Producte auf dem Weltmarkte erscheinen werden. Dort, wo deutsche Kräfte so viel geleistet, sollte auch der deutsche Handel seine Fäden anknüpfen, damit bei dieser neuen Vertheilung der Welt nicht der Deutsche, wie einst der Dichter, leer ausgehe.

Die egyptischen Finanzwirren haben die Aufmerksamkeit von dem Gange der Unternehmungen abgelenkt, welche der Vicekönig zur Ausdehnung seiner Macht im inneren Afrika ins Werk gesetzt hat und welche für die Erschließung des centralen Seegebiets eine bleibende Bedeutung besitzen. Die Fruchtbarkeit dieser Länder kommt derjenigen von Ceylon beispielsweise vollkommen gleich, die eingeborenen Stämme sind friedlich und betriebsam und selbst die staatlichen Verhältnisse sind geeignet, die Anknüpfung von Handelsbeziehungen zu erleichtern. Schon aus den Reiseberichten von Speke ist der intelligente König von Uganda, M'Tesa, und sein erster Minister bekannt, dessen Befähigung ihn selbst bei einem Volke von höherer Entwickelung zu seiner Stellung berechtigen würde. Die Erträge der reichen Gegend sind mannichfach und einladend für den Welthandel und die Aufgabe, eine leichte und sichere Verbindung mit dem Seeverkehr herzustellen, ist dankbar genug. Der Khedive hat auf verschiedenen Wegen die Lösung der Frage angestrebt. Die Bakersche Expedition wurde im Jahre 1869 Nil aufwärts entsendet, zu einer Zeit, wo Egypten nach Eröffnung des Suezcanals zugleich einer entschiedeneren Unabhängigkeit gegenüber der Pforte und einer Erweiterung seiner Hülfsquellen zustrebte. Ob mangelndes Geschick des Leiters oder sonstige ungünstige Verhältnisse das Ergebniß dürftiger gestalteten, ist schwierig zu entscheiden. Die Entscheidung des deutschen Krieges, welche Egypten der Aussicht auf französische Unterstützung beraubte, und das Scheitern der Versuche, die Oberherrschaft der Pforte abzuschütteln, mochten einstweilen neue Unternehmungen hemmen.

Erfolgreicher ließ sich die Thätigkeit Gordons an, der im Jahre 1874 aus der Stellung des britischen Consuls in einem Donaulande in egyptische Dienste trat. Er sah sich im Besitz einer umfassenden Vollmacht für die Festigung der Verhältnisse im Quellgebiet des Nils und sollte seine Verwaltung von dem ersten Katarakt aufwärts bis zu den Seen, sowie von der Grenze von Darfur bis zum indischen Ocean ausdehnen. Er sammelt selber seine Einkünfte, bildet sein eigenes Heer und handhabt die Gerichtsbarkeit aus eigener Befugniß. Vermöge seiner ausdauernden Thätigkeit gelang es ihm schon innerhalb der ersten zwei Jahre, einige Ordnung in seinen Ländern zu schaffen. Er gründete Militärposten zu gegenseitiger Unterstützung in Richtung des Stromlaufs, so daß der Nil nunmehr als sicher für die Bereisung von Cairo bis zum Victoriasee gelten kann. Nächst der Herstellung friedlicher Beziehungen zu Abessynien fiel ihm der Kampf gegen den Sclavenhandel zu, gegen den der Bakersche Zug erfolglos geblieben war. Freilich die Vertilgung dieser Plage bildete eine überaus verwickelte Aufgabe, welche für diese Gegenden ihre eigene Geschichte besitzt.

Es war Dr. Schweinfurth, welcher auf seiner Fahrt zu den Niam-

Niam zuerst nähere Kunde aus diesem „Herz von Afrika" erwarb. Der Gazellenstrom, welcher bei dem neunten Grad nördlicher Breite den Nil erreicht, durchzieht eine weite Alluvialniederung, reich an Korn und Vieh, allein unheilvoll für seine Bewohner. Vor etwa zwanzig Jahren begann von Chartum aus die Entsendung größerer Jagdzüge zur Gewinnung von Elfenbein den Gazellenfluß aufwärts. Der Erfolg steigerte die Unternehmungen und bald entstanden dauernde feste Niederlassungen, welche Tauschhandel vermittelten und den Agenten zu großem Vermögen halfen. Das Geheimniß des ungewöhnlichen Gedeihens blieb indeß nicht lange verborgen und im Jahre 1867 ward es notorisch, daß der Elfenbeinhandel nur bestimmt war, die im großen Maßstabe betriebene Sclavenjägerei zu verdecken. Einige der nördlichen Stämme hatten sich in das Gebiet des Gazellenflusses herangezogen, dort war ein günstiges Feld für alle, welche die strengere Regierung im egyptischen Soudan fürchteten und diese gemischte Bevölkerung führte erfolgreiche Fangzüge in die südlicheren Gegenden aus, deren Ertrag auf die Märkte von Kordofan ging. Die europäischen Elemente hatten sich allmählich von dem Geschäft zurückgezogen, aber die Araber blieben dort und die egyptische Regierung nahm sogar eine Abgabe von ihren Niederlassungen gern entgegen. Erst 1869 sah der Khedive das schmachvolle des Abkommens ein und sandte eine bewaffnete Macht, um die Händler unter Aufsicht zu bringen. Diesmal gelang es jedoch einem besonders begabten Mann unter jenen arabischen Geschäftsleuten, die Regierung zu beschwichtigen, indem er selber die Führung jener Colonne zu erhalten wußte. Die Stellung und Macht dieses Abenteurers wuchs so bedeutend, daß er im egyptischen Namen den Sultan von Darfur bekämpfte und dessen fruchtbare Oase eroberte. Der Khedive belohnte ihn mit der Paschawürde. Nähere Kunde über diesen „Seebra-Rahama" brachte ebenfalls Schweinfurth mit sich, er besuchte ihn 1871 und constatirte, daß er ein ebensolcher Sclavenjäger wie die übrigen sei, denn er kehrte gerade von einem Fange mit vielen hundert Opfern zurück. Die Zahl der Händler, welche diesem Gewerbe oblagen, schätzte Schweinfurth auf über 2000, hieraus ergiebt sich ein Schluß auf die gewaltigen Massen von Sclaven, die sie in ihre Gewalt zu bringen pflegten.

Seit jener Zeit begannen ernstere Reibereien zwischen dem egyptischen Gouverneur des Soudan und jenem Rahama, der vergeblich selber in Cairo eine Verständigung zu betreiben suchte. Oberst Gordon erhielt Auftrag die Provinz Soudan zu regieren, während am Gazellenfluß ein Sohn des Sclavenpascha als dessen Statthalter saß. Dieser letztere, Suleiman, war es, welcher im Jahre 1878 einen Aufstand gegen die strengere Ueberwachung durch das neue Regime begann. Dies bot Gordon gewünschten Anlaß, entscheidend gegen den Sclavenhandel vorzugehen. Im December fand ein

größerer Zusammenstoß statt zwischen Suleimans Streitmacht und dem starken Detachement, welches Gordon ihm entgegengesendet hatte. Die Niederlage der Sclavenhändler und ihrer Leute war so bedeutend, daß durch die darauf folgende Zerstörung der Niederlassungen die gesammte Organisation derselben dauernd unterdrückt sein soll. Es steht zu hoffen, daß sich das Unwesen nicht etwa unter dem Deckmantel egyptischen Schutzes von neuem stärke. In den letzten Monaten des Jahres 1878 hat Gordon einige vierzig Sclavencaravanen aufgegriffen und die Opfer befreit. Er ist ein Schrecken für die Händler geworden, während die bedrückten Eingeborenen ihn als Befreier feiern.

So gewinnt es den Anschein, als ob egyptisches Regiment im Innern des Welttheils an Ausdehnung und Festigkeit gewonnen hat, zumal es Gordon gelungen ist, auch die langwierigen Feindseligkeiten mit Abessynien durch ein friedliches Abkommen zu beendigen. Was die Frage der Erschließung der Seegebiete für den Handel betrifft, so haben die Züge Gordons freilich im Laufe der Jahre das negative Ergebniß wiederholt bestätigt, daß auf dem Thalwege des Nils eine Verbindung mit der Küste in großem Maßstabe nicht durchzuführen sei. Achthundert Meilen eines Flußlaufes, von denen wenigstens ein Drittel entweder durch Morast oder Stromschnellen führt, mit allen Gefahren von Miasmen und Schiffbruch sind nicht geeignet für einen Handelsweg.

Ein weiterer Plan ist derjenige Stanleys, die Seen durch eine schmalspurige Bahn zu verbinden und die Waaren demnächst auf dem Zambesistrom zum indischen, sowie auf dem Livingstonefluß zum atlantischen Ocean zu führen. Dies Project ist sicherlich erschöpfend und in seinem ersten Theil steht demselben wohl eine Ausführung bevor.

Aber noch ein dritter Plan war vom Vicekönig ins Auge gefaßt worden und zu seiner Verwirklichung ist bereits vor vier Jahren ein, freilich erfolgloser, Schritt geschehen. Gordon selber hatte sich dafür ausgesprochen, daß die natürliche Verbindung mit dem Seegebiet von Centralafrika nach der Küste des indischen Oceans führe. Der Khedive gab daher den Gedanken nicht auf, auch von dieser Seite her die egyptische Flagge weiter ins Land zu führen. Schon durch frühere Expeditionen hatte er die Somalistämme unter seine Botmäßigkeit gebracht, bis an deren Südgrenzen seine Besitzungen am Ufer des rothen Meeres — gegenüber von Aden — hinabreichten. Jenseits des Jubaflußes am Aequator erwartete er nur auf die Gallasstämme zu stoßen und wußte nicht, daß der Sultan von Zanzibar noch Herrschaftsansprüche auf dies Gebiet erhob. Der Khedive hatte aber das Mißgeschick, durch eine übergroße Geheimhaltung sein Unternehmen zu schädigen, das er angeblich selbst seinen Ministern nicht mittheilte. Er entsendete eigene Instructionen an Gordon, welcher von den Seen aus gegen den Ocean vor-

bringen sollte, während von dort aus eine andere Expedition unter Mackillop den Weg landeinwärts suchte. Vier egyptische Schiffe mit Truppen sollten an einer geeigneten Stelle der Küste, die dem Victoriasee möglichst nahe lag, landen. Reiche Vorräthe an Munition, Nahrungsmitteln und Geräthen zur friedlichen Niederlassung waren beigegeben und Frauen begleiteten die Soldaten. Der Führer erhielt den Auftrag, durch Stationen seine Verbindung mit der Küste zu sichern. Die Aufgabe erschien nicht sehr schwierig, da nur 70—80 Meilen zurückzulegen waren. Feindliche Zusammenstöße mit den Einwohnern sollten vermieden werden.

Leider war es gerade das strenge Geheimniß, das über dem Ganzen schwebte, welches Mißtrauen an verschiedenen Stellen erweckte, als die Expedition 1875 auslief. Der Sultan von Zanzibar sah in der ersten Landung nahe dem Jubastrom eine Verletzung seines Gebietes und die Feindseligkeiten zwischen dem Egyptern und seinen Truppen wurden sehr drohend. Der neue Vertrag über den Sclavenhandel mit England hatte dem Sultan einen mächtigen Freund verschafft, den er nun gegen die vermeintlichen Angreifer zu Hülfe rief. Die Gesellschaft zur Unterdrückung der Sclaverei, welche nicht wußte, daß ein Engländer, dessen Name als mit ihren Zielen identisch bekannt war, die Oberleitung besaß, erschrak über die beunruhigenden Anzeichen und trat auf Seite Zanzibars. Oertliche Schwierigkeiten kamen hinzu. Die Expedition mußte weiter südlich einen günstigeren Landungsplatz suchen und kam so in entschiedenen Conflict mit dem Reiche Zanzibar.

Unter diesen Umständen verzögerte sich der Aufbruch ins Innere. Der Aufenthalt an der ungesunden Küste forderte Opfer und nach einigen Monaten langte der Befehl des Khedive zur Einstellung des Unternehmens an. In Cairo hatte England inzwischen Einspruch erhoben, vermuthlich in der Absicht, eine vorzeitige Erweiterung egyptischen Machtgebietes zu hintertreiben, und der Khedive hatte seine Pläne auf die Seen fallen gelassen, zumal sich Gordon auch seinerseits für einen Zug nicht gerüstet fand, als die Weisung des Vicekönigs ohnehin verspätet bei ihm eintraf. So erntete der Vicekönig mehr Enttäuschung bei seinem Vorhaben als er verdiente, weil er sich der englischen Hülfe nicht nachdrücklich versichert hatte. Die Erschließung des reichen Binnenlandes vom Ocean her wird sicherlich von einer anderen Macht bald durchgeführt werden, für die Mittel Egyptens war es eine zu weit ausholende Unternehmung. Die Ausbreitung der Macht des Nilstaates im Gebiete des Stromes aufwärts hat aber eine gesteigerte Bedeutung gewonnen. Die Verwaltung des eroberten Gebietes seitens Gordons wird durch die Verhältnisse bei der Regierung in Cairo nicht berührt, so daß die Dinge dort eine ruhige Entwickelung nehmen können, deren Vorbedingung die dauernde Unterdrückung des Sclavenhandels am Gazellenfluß bleibt.

Aus Berlin. Aus dem Reichstag. — Die zweite Berathung der Zolltarifvorlage, soweit dieselbe zur zweiten Lesung im Plenum des Reichstages gestellt worden ist, hat auch in der vergangenen Woche nur wenig Fortschritte gemacht, und die Debatten über die einzelnen Zollpositionen, welche zur Berathung gelangten, boten auch ein nur vorwiegend die Fachkreise beschäftigendes und kein allgemeineres Interesse. Gleichwohl sind von den Reichstagsverhandlungen der Vorwoche, die zu dem Zolltarife nicht in unmittelbarer Beziehung stehen, einige von besonderer Bedeutung gewesen. Der am Dienstag vom Reichstagsabgeordneten Berger vor dem Eintritt in die Tagesordnung zur Sprache gebrachte Uebelstand, daß eine große Anzahl von Reichstagsabgeordneten aller Parteien sich ohne alle Entschuldigung den Sitzungen fernhält, ist nicht gerade eine neue, erst jetzt zu Tage getretene Erscheinung, auch in früheren Reichstagssessionen haben nicht zu selten viele Abgeordnete Wochen lang ohne Entschuldigung gefehlt, es war aber das erste Mal, daß der Gegenstand, und zwar aus der Mitte des Reichstages heraus, eine scharf tadelnde Beurtheilung erfuhr, und als bemerkenswerth mußte es auch gelten, daß der Führer des Centrums, der Abgeordnete Windthorst, obschon der Abgeordnete Berger namentlich darauf hingewiesen hatte, daß von den 100 ohne Entschuldigung fehlenden Abgeordneten nicht weniger denn 40 der am besten disciplinirten Centrumsfraction angehörten, den tadelnden Bemerkungen des Abgeordneten Berger sich rückhaltlos anschloß. Der Abgeordnete Richter (Hagen) versuchte, den Grund für das Fehlen so vieler Abgeordneten aus dem Umstande abzuleiten, daß durch das verspätete Einbringen der Vorlagen der Reichstag so lange in den Sommer hinein zu tagen gezwungen sei und daß das verspätete Einbringen der Vorlagen wieder damit zusammenhänge, daß der Reichskanzler erst im Februar wieder seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen pflege und daß erst mit seiner Ankunft die für den Reichstag bestimmten Vorlagen in Fluß gelangten. Der Reichskanzleramtspräsident Hofmann hob indeß dem Abgeordneten Richter gegenüber sehr entschieden den Umstand hervor, daß durch die Abwesenheit des Reichskanzlers von Berlin noch keine Vorlage länger als 24 Stunden verzögert worden sei, und die Abgeordneten von Kardorff und von Kleist-Retzow traten ebenfalls dem Versuche des Abgeordneten Richter, die Schuld auf die Reichsregierung zu werfen, entgegen. Jedenfalls sollte doch nicht vergessen werden, daß die bis tief in den Februar hinein dauernden Verhandlungen des preußischen Landtags eine frühere Einberufung des Reichstags zur Unmöglichkeit machten, daß der am 12. Februar einberufene Reichstag wegen wiederholter Beschlußunfähigkeit des Hauses erst am 18. Februar sich vollständig zu constituiren vermochte, daß von der bisherigen Dauer der Session wegen der vom 3. bis 28. April eingetretenen Osterferien und wegen der vom 28. Mai bis 9. Juni

erstreckten Pfingstferien nahezu ein Drittheil in Abzug zu bringen ist und daß, selbst wenn eine Säumigkeit der Regierung in Bezug auf die zu machenden Vorlagen vorhanden wäre — was nicht nachzuweisen ist — dies immerhin denjenigen 100 Abgeordneten, welche in der Sitzung vom 17. c. unentschuldigt fehlten, nicht zur Entschuldigung gereichen würde. Der Reichstagspräsident hat aus der Klage des Abgeordneten Berger Veranlassung genommen, die unentschuldigt weggebliebenen Abgeordneten schriftlich zur Theilnahme an den Sitzungen aufzufordern; es ist zu hoffen, daß diese Aufforderung von Erfolg sein werde und daß sich die pessimistische Anschauung, der Reichstag werde bei dem Herannahen der heißen Jahreszeit schließlich dauernd beschlußunfähig sein, nicht bewahrheite.

Am 19. c. gelangte die Interpellation der Abgeordneten Delbrück, Bamberger, Harnier und Genossen, betreffend die Münzgesetzgebung, zur Berathung. Der Reichskanzler erklärte sich zur sofortigen Beantwortung bereit und gab, nachdem der Abgeordnete Delbrück in der ihm eigenen klaren und objectiven Weise die Interpellation begründet hatte, in Bezug auf den Kernpunct die Erklärung ab, daß von keiner Seite, weder im Bundesrath, noch im preußischen Ministerium ein Antrag auf eine Veränderung der Münzreform gestellt und daß selbst die Frage, ob ein solcher Antrag zu stellen wäre, von keiner Seite auch nur zur Sprache gekommen oder auch nur mit einem Worte berührt worden sei. Der Krystallisationspunct, an welchem sich die umlaufenden Gerüchte gebildet hätten, bestehe in der auf seine Anordnung erfolgten Sistirung der Silberverkäufe, da er für die durch das Sinken des Silberpreises herbeigeführten und noch zunehmenden Verluste die Verantwortlichkeit nicht länger habe übernehmen wollen. Der Reichsbankpräsident von Dechend wies dann ziffernmäßig nach, daß der bereits erlittene effective Verkaufsverlust 72 Millionen betragen habe und daß, wenn zu den Preisen der letzten fünf Monate hätte weiter verkauft werden müssen, ein weiterer Verlust von 90 bis 100 Millionen unausbleiblich gewesen sein würde. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man sich mit der ertheilten Auskunft begnügt hätte.

Traf die Antwort auch den Kernpunct der Interpellation, ob die Regierung eine Aenderung der Münzwährung herbeizuführen beabsichtige, nicht vollständig, so stellte sie doch außer allen Zweifel, daß im Augenblick eine solche Absicht schlechterdings nicht vorhanden ist und daß aus der Sistirung der Silberverkäufe eine derartige Absicht auch nicht gefolgert werden kann. Und darüber, daß die Regierungen über anderweite, etwa künftig zu Tage tretende Absichten durch eine vorzeitige Erklärung sich nicht zum Voraus die Hände binden würden, sind wohl die Interpellanten selbst am Wenigsten im Zweifel gewesen. Auf den Antrag des Abgeordneten Bamberger

trat das Haus indeß in eine Besprechung der Interpellation ein. Der Abgeordnete Bamberger suchte dabei zunächst den Vorwurf des Reichskanzlers zu widerlegen, daß die Interpellation im Sinn und Zweck der Interpellanten selbst nicht wohl überlegt sei, und daß man sich nicht vorher mit ihm darüber verständigt habe, wie er die Interpellation beantworten solle, und wenn auch am Schlusse der wie immer geistvollen Rede vom Reichskanzler selbst nicht abgesprochen wurde, daß sie von einem weichen und wohlwollenden Tone getragen gewesen sei, so rief sie doch immerhin eine von Schärfen nicht freie Replik des Reichskanzlers hervor. Wie sich durch spätere Erklärungen des Reichskanzleramtspräsidenten Hofmann und des Abgeordneten Delbrück herausstellte, trug ein Mißverständniß die Schuld, daß der eigentliche Grund und Zweck der Anfrage, welche die Interpellanten bezüglich der Opportunität ihrer Interpellation vor deren Einbringung an den Reichskanzleramtspräsidenten vertraulich gestellt hatten, von vorn herein nicht klar zu erkennen gewesen war. Damit war indeß nicht ungeschehen zu machen, daß die ganze Debatte den Stempel der Gereiztheit angenommen hatte. Und die Hinweise auf die noch unbestimmten Dinge, welche die Zukunft bringen werde, die die Abgeordneten von Kardorff und Schröder (Lippstadt) im weiteren Verlaufe der Debatte in ihren Reden hervortreten ließen, benahmen der Antwort des Reichskanzlers auf die Interpellation ein gut Theil der Beruhigung, welche diese Antwort Anfangs erzeugt hatte und welche von den Interpellanten als der einzige und eigentliche Zweck ihres Vorgehens bezeichnet worden war.

Der Gesetzentwurf über die Verfassung und Verwaltung Elsaß-Lothringens passirte am Sonnabend die zweite Lesung. Die ziemlich zahlreichen von den Elsaß-Lothringischen Protestlern eingebrachten Abänderungsanträge wurden sämmtlich abgelehnt. Mehrere von den Elsasser Autonomisten gegestellten Abänderungsanträge wurden vom Hause genehmigt. Im Wesentlichen betreffen dieselben eine ins Auge gefaßte erweiterte Competenz des Staatsraths, welchem durch die Landesgesetzgebung auch andere, insbesondere beschließende Functionen übertragen werden können, sowie eine Vergrößerung der Zahl der Staatsrathsmitglieder, da der Kaiser statt der in der Vorlage auf acht normirten Mitglieder nunmehr acht bis zwölf ernennen kann, von welchen indeß drei auf den Vorschlag des Landesausschusses zu ernennen, alle übrigen aus allerhöchstem Vertrauen zu berufen sind. Der Gesetzentwurf ist in dieser abgeänderten Fassung heute in dritter Lesung en bloc einstimmig angenommen worden, nachdem die klerical-protestlerischen Abgeordneten des Reichslandes in demonstrativer Weise vor der Abstimmung den Sitzungssaal verlassen hatten, während die autonomistischen Abgeordneten Schneegans und North für den Entwurf eingetreten waren. Das Gesetz selbst soll, wie verlautet, bereits am 1. August c. in Wirksamkeit treten, die Ernennung des

Feldmarschalls von Manteuffel zum ersten Statthalter des Reichslandes dürfte als feststehend zu betrachten sein.

Ueber das muthmaßliche Ende und Ergebniß der Reichstagssession ist jede Combination zur Zeit noch verfrüht. Die Frage der constitutionellen und — wie das Centrum verlangt — auch der föderativen Garantien ist seit einigen Tagen im Fluß, über ihren Abschluß wird sich vielleicht erst am Ende der Woche etwas Bestimmteres sagen lassen. Und mit der Erledigung dieser Frage ist das Schicksal der Finanzzölle auf das Engste verknüpft.

23. Juni. F.

Literatur.

Der Spiritismus. Eine sogenannte wissenschaftliche Frage. Offener Brief an Herrn Professor Dr. Hermann Ulrici in Halle von W. Wundt, Professor in Leipzig. Leipzig, W. Engelmann. 1879. — Wir wollen nicht versäumen, unsere Leser auf diese vortreffliche Streitschrift aufmerksam zu machen. Der von amerikanischen Künstlern auch nach Deutschland verpflanzte Spiritismus hat nicht nur die gläubige Menge zu bethören vermocht, sondern zum Theil bis in die Gelehrtenkreise hinein Unfug angerichtet. Unter diesen Umständen ziemte auch der Wissenschaft, ein ernstes Wort über den Gegenstand zu reden, und der Verfasser sah sich um so mehr veranlaßt, hier eine Pflicht zu thun, als er gleichsam persönlich zu einem öffentlichen Urtheil herausgefordert war. Professor Wundt wohnte nämlich mit anderen Collegen einer der Vorstellungen des Herrn Slade bei, und man muß Professor Ulrici aufrichtig Dank wissen, daß er es denjenigen Gelehrten, die sich von der Thatsächlichkeit der Geistererscheinungen nicht haben überzeugen können, zur Pflicht gemacht hat, ihre Beobachtungen öffentlich mitzutheilen und ihr Urtheil zu begründen. Man verdankt diesem Umstande eine glänzend geschriebene Schrift, die man gerne schlagend oder überzeugend nennen würde, wenn man nicht wüßte, daß sie sich mit einem Gebiet beschäftigt, wo Vernunftgründe jederzeit machtlos sich erwiesen haben. „Ich ziehe die Autorität der Wissenschaft der Autorität einiger ihrer hochachtbaren Vertreter vor," das ist der Grundgedanke. Durchaus dem Gegenstande angemessen ist es, daß der Verfasser sich seiner Aufgabe mit Ironie und guter Laune entledigt, und die Ironie ist von so feiner, höflicher und zugleich wirksam stechender Art, kurz so vollendet künstlerisch, wie sie heutzutage selten in der polemischen Literatur angetroffen wird. Man liest die Schrift mit wirklichem Vergnügen, so traurig ihre Veranlassung ist. Manches muthet ganz lessingisch an. Köstlich wirkt z. B. die Stelle Seite 14: „Nach allem diesem finde ich den Ausdruck, den auch Sie gebrauchen, es seien mit oder an Herrn Slade Experimente gemacht worden, nicht correct. Vielmehr hat Herr Slade die Experimente gemacht, und wenn sie überhaupt an Jemandem gemacht sind, so sind sie an denjenigen gemacht worden, die seinen Manifestationen beiwohnten." Doch, leicht und spielend in der Form, ist die Schrift zugleich von einem hohen Ernste. Der sittliche Unwille darüber, daß die Verirrung auch solcher Kreise sich bemächtigt hat, welche die Jugend die Gesetze des Denkens und vernünftigen Erkennens zu lehren berufen sind, bricht überall durch, und die sittlichen und religiösen Bedenken, die der Verfasser den von den Freunden des Spiritismus vorgetragenen Anschauungen entgegenhält, verdienen, wenn denn doch einmal so traurige Symptome vorhanden sind, ernsthafte Beachtung. L.

Ergänzung zum Generalstabswerk 1866 und 1870/71. Herausgegeben und redigirt von G. von Glasenapp. Militaria, Berlin. 1879. — Der Umstand, daß die Generalstabswerke über die Feldzüge von 1866 und 1870/71 blos den Zusammenhang der Ereignisse geben, ohne die Beigabe biographischer Nachrichten über die Heerführer, hat den Gedanken zu dem vorliegenden Werke gegeben, das sich, wie aus der ersten Lieferung zu entnehmen, mit Recht eine Ergänzung zu der Arbeit des Generalstabs nennen darf. Dieselbe enthält die trefflich ausgeführten photographischen Bildnisse von zehn Heerführern, den Kaiser voran, nebst deren Facsimiles und kurzen, aber vollständigen biographischen Notizen. Daß diese nicht zu biographischen Darstellungen erweitert sind, sondern blos das zuverlässige Material dazu geben, kann nur gebilligt werden. In dieser Weise werden in dem Werke 140 Generale ihre Stelle finden, eingeschlossen sämmtliche Generale, die eine Division oder einen entsprechend größeren Truppenkörper vor den Feind führten. Das Ganze eine Sammlung, die der sympathischen Aufnahme der Zeitgenossen sicher sein darf, deren Werth aber mit den Jahren, wenn unsere Zeit eine historische geworden ist noch bedeutend sich erhöhen wird. g.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Im Zusammenhange dargestellt von Dr. Franz X. Wegele, Professor der Geschichte zu Würzburg. Dritte theilweise veränderte und vermehrte Auflage. Jena, Gustav Fischer. 1879. — Die Freunde Dantes werden erfreut sein, daß Wegele seine vortreffliche Biographie des Dichters (erste Auflage 1852, zweite 1865) unter Berücksichtigung der jüngsten Forschungen in neuer Gestalt hat ausgehen lassen. Wie es bei einer solchen Liebhaberei leicht geschieht, sind auch die Dantestudien etwas ins Kraut geschossen, und da thut es wohl, wenn zuweilen ein nüchterner Kritiker das Wort nimmt und deutlich erkennen läßt, was beglaubigte Geschichte ist, und was ins Gebiet der Deutung und der Vermuthung gehört. Wegele will einen Platz unter den Danteerklärern von Fach bescheiden für sich ablehnen; dafür wird man ihm den des eigentlichen Historikers in der Danteliteratur zuerkennen dürfen. Viele Streitfragen, in welche die neueren Ausleger mit großer Lebhaftigkeit sich verbissen haben, wird man hier kaum berührt finden. Dagegen ist das geschichtliche Material für die Beurtheilung Dantes mit großer Sorgfalt und Umsicht bearbeitet. Und bei allem Eingehen ins Einzelne ist die Aufgabe in großem Sinne gelöst, indem der Verfasser durchaus von den weltbewegenden Ideen des Mittelalters ausgeht und den Dichter der göttlichen Komödie wesentlich als die Verkörperung der sein Jahrhundert durchdringenden Richtungen und Kämpfe begreiflich zu machen sucht. Diese Auffassung des Dichters, seines Systems und seiner Werke ist dieselbe geblieben. Dagegen hat der biographische Theil manche Veränderungen erlitten, die zum Theil durch die gegen die Chroniken Malaspinas und Dino Compagnis geführte Kritik veranlaßt sind. Mit großer Entschiedenheit und erneuter Aufreihung der Gründe hält Wegele die Ansicht aufrecht, daß das Buch de monarchia zur Zeit des Römerzuges Kaiser Heinrichs VII. geschrieben ist, gegen Karl Witte, der ihre Entstehung bekanntlich schon vor 1300, also noch in Florenz, ansetzt. Die neue Ausgabe ist mit der Photographie des im Jahre 1865 vor Santa Croce errichteten Denkmals des Dichters geschmückt und auch sonst aufs würdigste ausgestattet. L.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Ausgegeben: 26. Juni 1879. — Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.